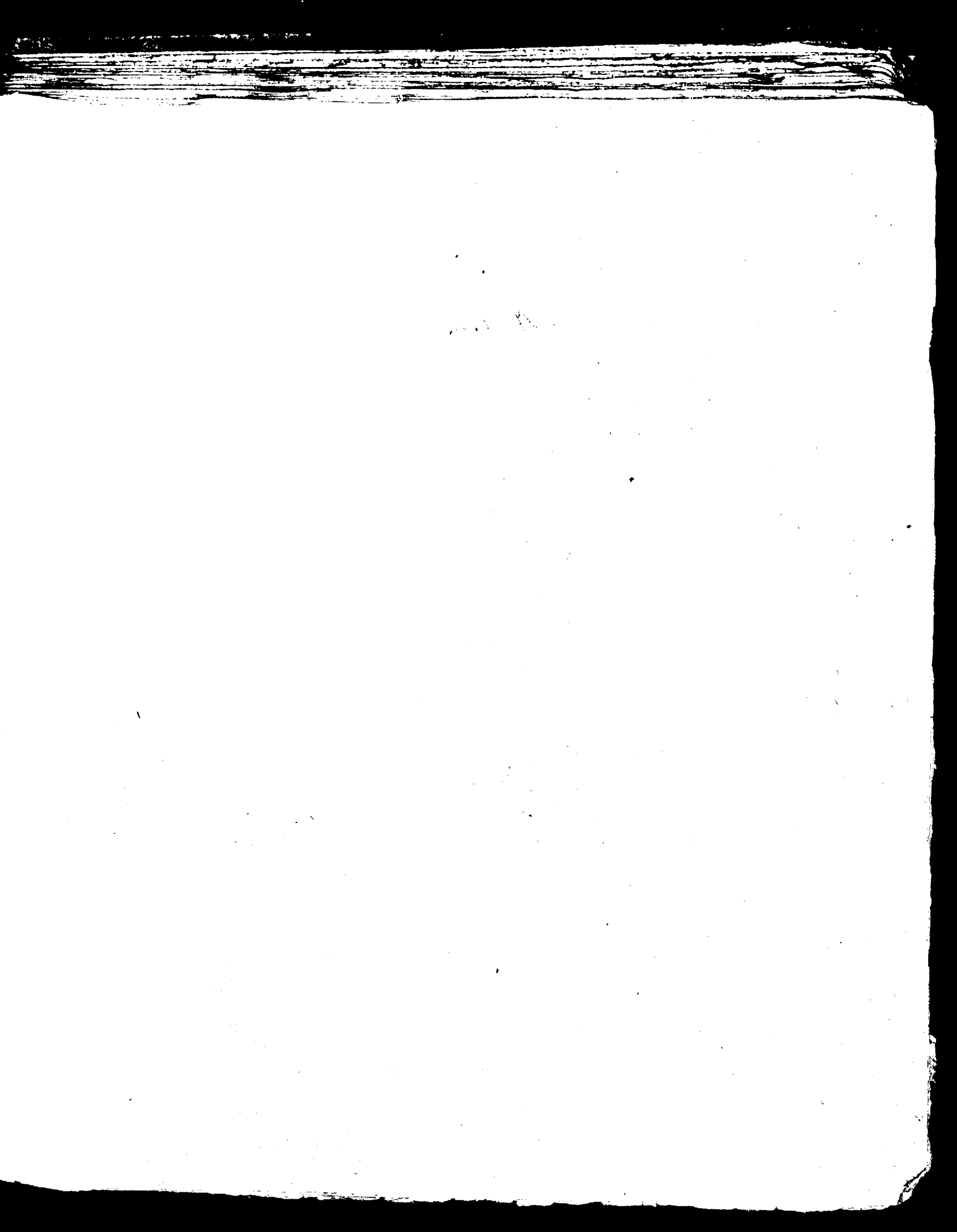


~~A. A. Z.~~

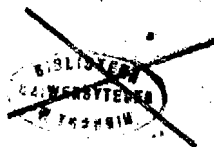
Ms

Stadt
bücherei
Elbing





4448



J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

T H E O L O G I E.

BERN, b. Fischer: *Ueber den Zweck der Apostelgeschichte* von Dr. M. Schneckenburger, Prof. der Theologie zu Bern. 1841. VIII u. 253 S. gr. 8. (Mit II S. Inhaltsanzeige.) (1 Thlr. 6 Gr.)

Der berühmte Vf., in dessen Beyträgen zur Einleitung in's N. T. (1832) und übrigen Schriften man sehr eigenthümliche und von bedeutender Gelehrsamkeit zeugende Aufschlüsse zu finden gewohnt ist, hat auch in dieser Schrift in mehrfacher Hinsicht Dankenswerthes geleistet. Bekanntlich ist für die Erklärung der Apostelgeschichte in neuerer Zeit noch lange nicht das Geschehen, was vielen anderen Schriften des N. T. zu Gute gehen sollte. Man halte einmal mit ihr den gleich darauf — wenigstens in den meisten Ausgaben des N. T. — folgenden Brief an die Römer zusammen. In Ansehung des eben erwähnten Briefes bedarf es fast nur noch einer Nachlese im Einzelnen, während die Erklärung der ganzen Apostelgeschichte ziemlich weit zurückgeblieben ist.

Dafs man nun in Hn. *Schneckenburger's* Werke im Allgemeinen einer fleissigen und gründlichen Durchforschung der Sache begegnet, versteht sich nach dem bereits Angedeuteten von selbst, und wir müssen nur noch hervorheben, wie der Vf. gerade um deswillen gelobt zu werden verdient, was Manche an ihm getadelt haben, welche die Kritik zu sehr auf die Spitze treiben, wo sie nothwendig die Gesundheit einbüßen und in einen kranken Zustand übergehen muß. Wer sie gewissenhaft übt, kann eben so wenig das Divinatorische entbehren, so wenig er sich über äusserlich beglaubigte Data leichtsinnig hinwegsetzen darf.

Die eigentliche Tendenz der *Schn.* Schrift ist eine doppelte. Einmal unternimmt sie es, zu zeigen, wie man durchaus nicht auf's Reine kommen kann, wenn

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

man die sogenannte Apostelgeschichte nur darauf ansieht, in ihr den Charakter eines rein historischen Werkes zu finden, und dann sucht sie den vorhandenen Knoten dadurch zu lösen, dafs sie eine zum Besten des Apostel Paulus geschriebene Apologie für den eigentlichen Zweck erklärt, dessen sich Lucas bey der Abfassung seiner zweyten Schrift bewußt gewesen sey, und den er auch recht gut erreicht habe. Auf diesem Wege glaubt Hr. *Schn.* Beides zu erreichen, nämlich es zur Klarheit zu bringen, warum nun zwischen dem Lebensbilde des Paulus in der Apostelgeschichte und dem, welches uns seine Briefe gewähren, recht wohl eine Differenz übrig bleiben könne, und wie auch dem Lucas die Vertheidigung seines Freundes gegen jüdische Gegner hinlänglich gelungen sey. Ehe Rec. auf Einzelnes näher eingeht, mögen ein Paar allgemeine Bemerkungen ihre Stelle einnehmen.

Vor allen Dingen fragt es sich: Sind wir schlechterdings nur auf den hier als einzigen Grund angegebenen Gesichtspunct verwiesen, um die unvollkommene Gestalt, welche die Apostelgeschichte eben als ein Geschichtswerk an sich tragen soll, erklärbar zu machen? Werfen wir den Blick auf die Schriften der vier Evangelisten, dann ist das Eine so gewifs, als das Andere, dafs sie sich als Lebensgeschichten des Herrn ankündigen, und dennoch weit entfernt sind, sein eigentliches Lebensbild mittelst einer ganz vollständigen Beschreibung zu erschöpfen. Legen wir nun nirgends an sie den Mafsstab, von unserer heutigen Geschichtschreibung hergenommen, und denken nur, wenn wir sie lesen, nicht an eine Apologie Jesu im engeren Sinne, wo ein solcher Zweck dem Vf. gleich vor Augen schwebte: warum wollen wir uns dann nicht auch die Entstehung der sogenannten Apostelgeschichte unter ähnlichen Verhältnissen gefallen lassen? Ein zureichender Grund für die erste Annahme des Hn. *Schn.* wäre demnach nicht vorhanden.

Auch seine zweyte, anlangend die Apologie des Paulus, möchte nicht minder auf schwachen Füßen stehen. Rec. würde sich eine solche gern gefallen lassen, wenn sie unmittelbar aus der Feder des Schriftstellers selbst markirter hervorträte, und wenn ihr nicht einzelne Punkte, die wir nachher erwähnen wollen, entgegenständen. Ein wirklich markirtes Hervortreten stellen wir aber so lange in Abrede, als es in die Augen springt, daß Lucas die Geschichten des Paulus ganz in derselben Weise erzählt, wie die übrigen historischen Data seinem zweyten Werke einverleibt worden sind. Den näheren Beweis ersparen wir uns hier, und rechnen so schon auf die Zustimmung ruhig prüfender Leser. Nun versuchen wir es, das Wesentliche von den einzelnen Zügen des interessanten Buches mitzutheilen, wobey wir uns abermals nicht enthalten können, den würdigen Vf. daran zu erinnern, wie sich Manches in seiner Darstellung gewiß anders gestaltet haben würde, wenn er auf den Unterschied zwischen Lehrentwicklung — Briefe des Paulus — und Selbstvertheidigung desselben — Reden in der Apostelgeschichte — geachtet hätte.

Dem Leser dienen wir auch wohl, wenn wir die Composition des gegenwärtigen Buches mit einigen Worten berühren.

A. Einleitende Bemerkungen, S. 1—44. — B. Untersuchung des Zweckes aus dem zweyten Theile, S. 44—151. — C. Wie verhält sich hierzu der erste Theil, Cap. 1—12, S. 152—218. — D. Probe seiner Richtigkeit, S. 219—253.

Am meisten wird uns natürlich die unter B mitgetheilte Untersuchung in Anspruch nehmen müssen. Anerkennung verdient heut zu Tage besonders die Zurückweisung verkehrter Interpretationen, und eben so irrig gestellter geschichtlicher Situationen. Da war es nun freylich auch nicht zu schwer, geschichtlich haltlose Hypothesen von *Schrader* (S. 44) und unnöthige, fade Bemerkungen von *Heinrichs* (S. 150) zu widerlegen.

Ueber das, was wir S. 44—91 lesen, möchte Rec. im Allgemeinen das Urtheil fällen, daß es zwar glückliche Vermuthungen des Hn. *Schn.* sind, daß aber hierbey viel zu viel als Zweck in die Apostelgeschichte hinein gelegt wird. Die Wunder, von Paulus erzählt (S. 52), sollen den von Petrus berichteten parallel laufen. Ist nun in diesem Falle das Eine und das Andere auf Rechnung der Subjectivität des gelehrten Vfs.

zu setzen, so möchte (S. 56, 57) die Nebeneinanderstellung der Johannesjünger, Apostelg. 19, und der Samariter, Cap. 8, wo Paulus abermals, wie Petrus, ergänzend verfare, und wo es im Sinne des Lucas offenbar auf eine Verherrlichung des Ersten abgesehen sey, kaum über das Schicksal einer Hypothese hinausreichen. Wir wollen sie uns indess gefallen lassen, da ihr nicht in ihrer isolirten Gestalt, sondern als Zug neben andere Züge hingestellt, beweisende Kraft zugesprochen wird. Weit weniger will es aber einleuchten, wie (S. 58 ff.) die dunkle anstößige Leidenseite im Leben des Paulus gegen die höhere Verklärung zurücktrete. Liegen nicht auch in allen Briefen des Apostels die deutlichsten Stellen vor uns, welche es fattsam bezeugen, daß Trübsale nur den Durchgangspunct zu einer neuen Glorie darbieten mußten? So bliebe demnach für das in der Apostelgeschichte Erwähnte eben nichts Specielles mehr übrig.

Daß dagegen manche ganz eigenthümliche Leiden von Lucas mit Stillschweigen übergangen werden, erklärt sich recht gut, und es fällt uns sogar auf, wie Hr. *Schn.* das Uebergehen der *ἀσθένεια σαρκός*, des *σκόλου ἐν σαρκί* unbegreiflich finden konnte. Schmerzensseufzer des Apostels, aus dem lebendigen Gefühl seiner Schwachheit hervorgegangen, ließen sich nicht wohl in die Reden und Thaten des Paulus, von denen die Apostelgeschichte berichtet, mit einreihen.

Recht wohl thut der löbliche Sinn, dem wir S. 79 begegnen, wo anerkannt wird, daß *Kling* die auf's Aeufserste gefährdete Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte gegen *Baur* gut vertheidigt habe.

Dagegen fällt es nicht wenig auf (S. 128), zu lesen, wie man in den bedeutenden vier Lehrvorträgen des Apostels 13, 16 f., 14, 15 f., 17, 22 f., 20, 18 f. nichts eigenthümlich Paulinisches antrefte. Die großartige Auffassung des Heidenthums — und ist dies nicht ein wichtiger Punct? — läßt auch Hr. *Schn.* stehen.

Rec. erlaubt sich noch, als Parallele, oder vielmehr als Commentar, die schöne Stelle 1 Cor. 9, 19—23 hinzuzufügen. Dann muß er aber auch noch fragen, sollen wir uns an die trefflichen Gleichnisse Jesu vom barmherzigen Samariter und vom verlornen Sohne etwa darum stoßen, weil wir in beiden Grundlehren nicht erwähnen hören, die sonst der Erlöser so nachdrücklich eingeschärft hat?

Erblicken wir in diesem Falle ohne Noth hervorgerufene Schwierigkeiten, so müssen wir auch wieder gestehen, daß sie in einem anderen nicht genug beseitigt erscheinen. Paulus soll nun einmal das Gesetz begünstigen, und nie, wie in den Briefen, es zu einer Antithese kommen lassen (S. 132): wenn nur die Stelle Apostelg. 13, 38 u. 39 nicht da stände! So lange das Recht in Anspruch genommen wird, aus einzelnen Stellen zu Gunsten einer Hypothese zu argumentiren, so lange muß auch dem Rec. das Recht eingeräumt werden, aus ähnlichen einzeln dastehenden Aeußerungen den Gegenbeweis zu führen.

Hierzu kommt noch, daß es ganz unmöglich ist, in der Apostelgeschichte auch nur eine einzige Stelle nachzuweisen, wo Paulus seine Uebereinstimmung mit dem Gesetze so direct ausgesprochen hätte, wie er in der von uns angezogenen seine Nichtübereinstimmung ausgesprochen hat.

Weiter wollte es uns auch nicht gelingen, die Anmerkung S. 115 mit sonstigen Aeußerungen des Vfs. in Einklang zu bringen. Hier wird nämlich geradezu angenommen, daß die Apostelgeschichte nur von Juden spreche, die dem Paulus nachgestellt hätten. Und doch soll man sonst immer nur an *Judaisfen* denken.

Noch müssen wir aus diesem ersten Haupttheile anführen, wie wir uns mit einigen Aeußerungen, wo an den Reden des Paulus zu sehr gerüttelt wird, nicht einverstanden erklären können, vgl. S. 133 u. 134, wo Hr. S. dem Hn. *Baur* in Ansehung der Abschiedsrede zu Milet, 20, 17 ff., fast ganz beygestimmt hat. Aehnliches bekommt man S. 146 u. 147 zu lesen. Auch noch S. 132.

Anderes mit Stillschweigen übergehend, können wir uns nicht enthalten, noch Einiges aus den übrigen Abschnitten der lehrreichen Schrift mitzutheilen. Im Allgemeinen muß es jeder fühlen, wie der Vf. auch diesmal Alles für seinen Zweck mit vielem Geschick benutzt hat. So gleich (S. 191 ff.), wo es heißt, daß die univervale Bestimmung des Christenthums als Auftrag Jesu an die Spitze gestellt werde, I, 8, und daß Paulus als derjenige erscheine, der einen solchen Auftrag völlig erfüllt habe. Eben so soll die an Paulus anstößige Heidenbekehrung durch den Vorgang des Petrus und Anderer legitimirt werden (S. 173 ff.).

Dagegen möchte es doch etwas zu weit hergeholt seyn (S. 198), in dem Pfingstwunder eine symbolische

Bekräftigung des univervellen Auftrags zu suchen, nämlich insofern letzter bloß auf Paulus gehen soll. Eine so enge Grenze konnte Lucas beym Erzählen des nach Cap. 2 Vorgefallenen unmöglich im Auge haben. Wie sich sonst Hr. *Schn.* den ganzen Hergang des Pfingstwunders denkt, wo er das Factum und die Ansicht des Referenten scheiden will, soll uns hier nicht weiter aufhalten. In einer Anmerkung finden sich gute Gegenbemerkungen gegen *Hitzig*, der die erhabene Begebenheit nicht zu Pfingsten geschehen läßt. Was nun noch unter *D*, S. 219, als Probe der Richtigkeit vorkommt, wo man die Ansichten von *Baur* und *Schrader* bestritten und sonst gute historische Bemerkungen findet, können wir um so weniger einer nachmaligen Beurtheilung unterwerfen, da man nicht gern über Kritiken eine neue Kritik schreibt, wir auch in den wesentlichen Punkten — was namentlich die frühe Abfassung und die Rettung der Authentie des von Lucas geschriebenen Buchs betrifft — mit Hn. *Schn.* einverstanden sind.

Weniger sind wir dieses in Ansehung der Aeußerung Einl. S. 9 u. 10, nach welcher das Evangelium des Lucas und die Apostelgeschichte nicht ein Ganzes ausmachen sollen.

Die äußere Ausstattung dieser Schrift, der wir den zahlreichsten Leserkreis wünschen, verdient Lob, und auf Druckfehler stößt man nur selten. Die Inhaltsanzeige und ein Stellenregister erhöhen den Werth.

Dr. St.

MAGDEBURG, in der Rubach'schen Buchh.: *Wie bist du gläubig worden?* Briefwechsel zwischen zwey theologischen Univeritätsfreunden. Herausgegeben von *K. Gruel*, evang. Prediger zu Bömenzien. 1841. XV u. 184 S. gr. 8. (20 Gr.?)

Es sind 21 Briefe, in welchen zwey Freunde, Wilhelm, Hauslehrer auf Schloß Falkenburg, ein *Rationalist*, und Otto, Pfarrer zu Friedheim, ein *Gläubiger*, ihre Ansichten gegen einander rechtfertigen, nach welchen aber zuletzt der Rationalist ein *Gläubiger* wird. Nach der Vorrede soll dieses Schriftchen eine Widerlegung der *Briefe über den Rationalismus* von *Röhr* seyn; eigentlich wird aber nur psychologisch nachgewiesen, wie jemand ein Gläubiger werden kann. Als

Mittel dienen dazu: die Betrachtung, daß die Ansicht eines Rationalisten sich mit der Verwaltung eines Pfarramtes nicht vereinige, und der Entschluß, einem andern Berufe sich zu widmen; die Kälte, mit welcher ein junger rationalistisch gesinnter Pfarrer einem Sterbenden das Abendmahl reicht; das Beyspiel eines alten würdigen, aber orthodoxen Geistlichen, der sein Amt mit ganzer Seele verwaltet; die Liebe, die zu dessen gleichgesinnter Tochter gefaßt wird; die freundliche Zusprache der gleichgesinnten Frau, des Freundes und die dargebotene sehr einladende Pfarrstelle. Auf diese Weise ist der Freund *gläubig* worden. Tiefer begründet ist aber *dieser Glaube* nicht, am wenigsten widerlegt, was *Röhr* in den Briefen über den Rationalismus für diese Glaubensansicht beygebracht hat. Die Lehre liegt aber darin, daß ein Geistlicher mit warmer Liebe ein Pfarramt übernehmen, und es mit regem Eifer verwalteten müsse. Nach des Vfs. Meinung könne dies aber nur ein s. g. Gläubiger. Worin dessen Glaube bestehe, sey in einem vom Vf. ausgearbeiteten Hefte dargelegt, das erscheinen solle, wenn das Publicum seiner Arbeit Beyfall schenke. Uebrigens muß Rec. gestehen, daß in diesem Schriftchen die gehässige Gesinnung nicht durchblickt, die jetzt so häufig von den s. g. Gläubigen gegen die Rationalisten an den Tag gelegt wird. Nur in der Vorrede wundert sich der Vf., daß *Röhr* den Vorwurf von sich noch nicht abgelehnt habe, daß ihn *Marheinecke* das Haupt der Rationalisten nennt.

Druck und Papier sind gut.

D. d.

P Ä D A G O G I K.

CHEMNITZ, in der Expedition des Gewerbeblattes für Sachsen: *Kleines Handbuch der sümmtlichen Realkenntnisse, nebst den wichtigsten Regeln der Deutschen Sprache und 650 zweckmäßigen Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten für Volksschulen.* Von

Bernhard Weifs, Volksschullehrer. 1839. VI u. 130 S. 8. (4 Gr.)

Wohl möchte dem Leser bange werden, wenn er bey der Betrachtung der Weltkunde zu der Unermesslichkeit dieser Gegenstände hingeführt wird, wenn er erforschen soll, welche Theile des unübersehbaren Ganzen in den Lehrplan einer Volksschule herein zu ziehen seyen, um in dem Knaben und dem Mädchen einen festen Grund zu legen zu einer würdigen Ansicht der Dinge und des Lebens. Das ist die Aufgabe dieses Unterrichts. — Alles, was man unter gemeinnützigen Kenntnissen versteht, kann in der Volksschule nicht gelehrt werden. Es muß daher aus der Menge und Mannichfaltigkeit des Stoffes herausgesucht werden, was zum Zwecke dient. Wie das? nach welchem Principe? Der Vf. spricht in der Vorrede von gemeinnützigen Kenntnissen, woraus man abnehmen könnte, als habe das „Gemeinnützig“, wofür wir lieber setzen möchten: „Wissenswürdige für die Volksschule“, als Princip bey der Auswahl gedient. Durch die Auswahl hat er den Lehrern, die seinen Leitfaden gebrauchen, eine große Mühe erspart; über die Behandlung des Stoffes sind sonst keine Fingerzeige gegeben. Es enthält Naturlehre, v. S. 1 — 16; Naturgeschichte, S. 17 — 30; Anthropologie, S. 30 — 46; Geographie, S. 46 — 61; Geschichte, S. 62 — 80; Sprachlehre mit 650 Aufgaben zu stilistischen Arbeiten, S. 80 — 100; Schulgebete für die Schüler, S. 101 — 106; von S. 107 bis zu Ende ist für Sächsische Schulen ein Anhang gegeben, welcher Geographie von Sachsen und einen kurzen Abriss der Sächsischen Geschichte enthält; in Preussen und anderen Ländern ist aber ein anderer Anhang nöthig. Es wäre daher rathsam, daß der Anhang nach Belieben mit oder nicht mit gekauft werden könnte, oder noch besser, wenn der Vf. auch über andere Länder dergleichen geographische Tabellen anfertigte, deren Form den Rec. außerordentlich angesprochen haben.

B.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HALLE, b. Lippert: *De diis Romanorum patriis five de Larum atque Penatum tam publicorum quam privatorum religione et cultu* scripsit Guil. A. B. Hertzberg, Ph. Dr. 1840. 117 S. 8. *Adiecta est nova fori Romani et adiacentium locorum adumbratio.* (12 Gr.)

Die Beschaffenheit der Quellen, aus denen heute zu Tage die Kenntniß der Römischen Religion zu schöpfen ist, mußte die Forscher auf diesem Gebiete, welche ihren Untersuchungen eine festere Grundlage zu geben wünschten, auf eine in Zweck und Methodik ziemlich sinnverwandte Art der Behandlung hinweisen. Keinem Sachkundigen konnte entgehen, daß das in Schriftstellern der verschiedensten Zeitalter zerstreute Material noch nicht einmal vollständig gesammelt, geschweige denn überall kritisch gesichtet sey. Zahlreiche Stellen erwarteten mithin noch ihre Deutung theils durch streng grammatische, theils durch historische Kritik. Auch waren fruchtbare und zum Theil ziemlich nahe liegende Combinationen, zu welchen Thatfachen des Cultus verglichen mit denen des Rechtes und des Bodens auffoderten, entweder noch gar nicht, oder doch nur in ziemlich geringem Umfange ange stellt worden. Es lag mithin am Tage, daß, bevor nicht diese Bedingungen erfüllt wären, an eine wissenschaftliche Darstellung der Römischen Religion in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit nicht füglich zu denken sey, und daß man auf einem Gebiete, wo in der That ohne combinatorische Kritik nicht eben Viel zu entdecken ist, vor allen Dingen eine Reihe von Thatfachen festzustellen habe, an welche die weiter schreitende Combination sich mit Sicherheit anlehnen könne. Demnach beschränkte man einerseits den Umfang des Objects der jedesmaligen Untersuchung, während dieser andererseits dadurch, daß man jenes gleichsam zum

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Brennpunkte einer relativ großen Anzahl von Erscheinungen des Altrömischen Lebens und Geistes machte, eine größere Breite verliehen wurde. Natürlich aber können Forschungen dieser Art für den Leser nicht jenen Reiz anmüthiger Darstellung haben, welcher bey einer rein synthetischen Behandlungsweise zu erreichen ist; sie erstreben nichts Anderes als die nackte Wahrheit irgend einer, bisweilen scheinbar unbedeutenden Thatfache mit allen Mitteln der Kritik und Gelehrsamkeit, und setzen mithin Leser voraus, die, vertraut mit den bisherigen Leistungen im Gebiete des Altrömischen Bodens und Staates, Neigung genug besitzen, um dem combinatorischen Gange der Forschung mit Schärfe zu folgen, und das gewonnene Resultat entweder als erbeutete Wahrheit anzuerkennen, oder als noch nicht hinlänglich begründet zurückzuweisen. Zu dieser Gattung von Untersuchungen, welche die Theilnahme und den Dank der Mitforscher um so dringender in Anspruch nehmen, als es ihnen einzig und allein um Förderung der Wissenschaft zu thun ist, gehört auch die vorliegende Schrift. Der Vf., ausgerüstet mit tüchtiger Sachkenntniß und ohne Furcht, die in Folge der Beschaffenheit des Materials sich herausstellenden Lücken unserer Kenntniß der Römischen Religion als solche zu bezeichnen, sucht, auf genaue Interpretation und allseitige Betrachtung einer Anzahl von Zeugnissen gestützt, die Ideen zu ermitteln, aus welchen bey den Römern der Cultus der Laren und Penaten hervorgegangen. Demgemäß zerfällt die Arbeit in zwey Theile, von denen der erste in sieben und zwanzig Capiteln die Entstehung und allmähliche Entwicklung des Larencultus behandelt, während der zweyte, in ein und zwanzig Capitel vertheilt, die Bedeutung der Penaten und ihre Stellung in der Römischen Religion nachzuweisen strebt. Beide Objecte sind, wie jeder einsieht, in Beziehung auf das Altrömische Leben, wie auf das Italische Alterthum überhaupt, von ungemeinem Interesse: um die Laren, Manen und Genien bewegt sich fast Alles.

was das alte Italien von der Seele und deren Daseyn nach dem Tode entweder selber gedacht oder anderswoher erfahren; die Penaten aber bilden eins der Centra der Römischen Religion und hängen mit mehr als Einer staatsrechtlichen, wie privatrechtlichen, Erscheinung in Rom und Latium innig zusammen. So kann denn eine neue und allseitige Betrachtung beider Gegenstände jetzt, da durch vereinte Bestrebungen mancher Forscher theils alte Vorurtheile beseitigt, theils neue Gesichtspuncte gefunden sind, nur willkommen seyn, zumal da Hr. H. durch consequente Durchführung seiner Grundansichten, durch überall angestrebte Scheidung von Thatfache und Hypothese, endlich durch die seiner Untersuchung eingehauchte Lebensfrische eines warmen Interesse für die Wissenschaft, seinen Lesern die Beurtheilung der gefundenen Resultate nach Kräften erleichtert hat.

Im ersten Theile der Schrift nun, dessen zehn erste Capitel sich mit der Entstehung des Larencultus beschäftigen, während in den folgenden die mannichfachen Formen der öffentlichen Verehrung dieser Götter betrachtet werden, führt die Darstellung des Vfs. auf folgende Grundansichten zurück: Der Cultus der Laren ging ursprünglich hervor aus der Verehrung der Abgeschiedenen jeder Familie. Der Genius nämlich, welcher nach dem Glauben des Römischen Alterthums zugleich mit dem Menschen entsteht, ihm als ein Ausfluß der göttlichen Natur innewohnt und den Körper des Individuums erst mit dem Tode desselben verläßt, überlebt den Menschen, dessen Schutzgeist er während der Dauer des Lebens war, und wird durch eine besondere, von den Hinterbliebenen zu vollziehende Weihe zum Gotte erhoben. Als solcher verweilt er in der Umgebung, die er einst während seiner Verbindung mit dem Körper innegehabt, gütigen Sinnes gegen diejenigen, welche ihm durch Bande des Blutes verbunden waren. Diese Ansicht nämlich ergiebt sich aus mehreren Zeugnissen, welche uns lehren, daß in der Vorzeit Roms die Leichen jeder Familie innerhalb des Hauses beerdigt wurden. Damals waren mithin die Geister der Vorfahren entschieden als Bewohner ihrer alten Behausung gedacht; und da nun ausdrücklich bezeugt wird, daß aus jener uralten Sitte der Cultus der Laren hervorgegangen, so ist nichts natürlicher als die Folgerung, daß diese ursprünglich eben jene als Götter verehrten Seelen der Vorfahren gewesen, welche, ganz

analog den Hesiodischen, aus den Menschen des goldenen Zeitalters entstandenen *δαίμονες ἐπιχθόνιοι*, fortan als gütige Hausgeister das Glück ihrer Nachkommen beschirmten und mehrten. Es findet somit von Hause aus die innigste Verwandtschaft zwischen Genien, Manen und Laren statt: wie die Genien sich als die göttlich gedachten Seelen der Lebendigen erweisen, so die Manen als dieselben Seelen nach deren Trennung vom Leibe; und der einzige Unterschied, der sich zwischen Manen und Laren erkennen läßt, beruht nicht etwa auf einer qualitativ verschiedenen Natur der letzteren, sondern nur auf einem Vorzuge, welcher den Geistern gewisser Abgeschiedenen von den Hinterbliebenen zu Theil ward. Nicht alle Manen nämlich wurden als Laren verehrt, sondern nur die ehemaligen Häupter der Familie, und unter diesen wiederum ganz besonders der Ahnherr. Diese, deren Bildnisse sämtlich im Lararium aufgestellt waren und mit dem Hintritte des jedesmaligen Familienvaters sich mehrten, galten als die eigentlichen Schirmherren des Hauses und Geschlechtes und wurden als solche verehrt, während die Geister anderer Familienglieder ihre Berücksichtigung nur innerhalb des allgemeinen Cultus der Manen fanden. Zugleich aber geht aus allen diesen Umständen hervor, daß die Verehrung der Laren ursprünglich nur die Sache jeder einzelnen Familie, nicht des Staates als solchen, gewesen seyn könne. Diese *Sacra privata* erlitten indessen schon zeitig eine gewisse Modification durch den Umstand, daß jene uralte Beerdigung der Todten in den Häusern unterlag und somit die Bestattung außerhalb der Stadt nothwendig wurde. Hiedurch sonderte sich die Verehrung der zu allen Zeiten bey den Gräbern verehrten Manen von dem stets am Hause und Hofe festgehaltenen Cultus der Genien und Laren. Wie nun aber aus der Verehrung der abgeschiedenen Familienhäupter jedes Hauses die *religio Larum domesticorum* erwuchs, so ging aus der öffentlichen Feyer gewisser um den Staat verdienter Männer der Cultus jener mancherley Gattungen der *Lares publici* hervor. Als solche erscheinen die *Lares viales, rurales, hostiles* und *permarini*; endlich auch die *Lares praestites*. Diese letzten, zwey an der Zahl, zeigen sich ganz eigentlich als die Wächter der Stadt Rom. Wie nämlich jede Familie vorzüglich ihrem Ahnherrn als Lar huldigte, so verehrte das ganze Römische Volk, seines zweyfachen Ursprunges eingedenk, zwey Schutzgeister:

die *Genien des Romulus und Remus*. Diese beiden Ahnherren des Römischen Geschlechtes wurden nämlich nach ihrem Tode zunächst *Lares familiares* des Königshauses und als solche zugleich *publici*; erhielten sodann durch Servius Tullius an allen *compita* einen geregelten Staatscultus als *Lares compitales*, und endlich gefellte sich ihnen nach der Erneuerung ihrer *Sacra* durch Augustus der Genius desselben bey, so daß nun die Genien der alten Gründer Roms gemeinsam mit dem des gegenwärtigen Vaters des Vaterlandes verehrt wurden. So weit aber auch durch diese mannichfache Gestaltung des Larencultus die ursprüngliche Idee desselben in den Hintergrund getreten war, so ließen doch gewisse Züge des öffentlichen Cultus noch immer jene uralte Verbindung zwischen Laren und Manen erkennen, wie namentlich das, was an den Compitalien und den *Sacra* der Argeer geschah. Solche Andeutungen jedoch, welche auf eine infernalische Natur der Laren schließen lassen, gehören wohl nicht ursprünglich Römischer Vorstellungsweise an, sondern dürften aller Wahrscheinlichkeit nach in Hellenischen Superstitionen ihren Grund finden.

Diese Grundansichten des Vfs., welche von vielen und nicht selten treffenden Bemerkungen über den Privat- und öffentlichen Cultus der Laren begleitet sind, gehen im Ganzen auf deutliche Zeugnisse zurück. Dennoch fehlt es auch nicht an zu kühnen Folgerungen, und namentlich will es uns scheinen, als habe der Vf. die Autorität gewisser Stellen, namentlich der Dichter, des Appulejus, des Servius und ähnlicher, gegenüber den factisch erwiesenen Erscheinungen des Römischen Alterthums nicht überall strenge genug erwogen. Wir wollen demnach jetzt den Gang seiner Untersuchung im Einzelnen verfolgen, wobey wir es uns jedoch bey der Fülle des Gegenstandes versagen müssen, jeder von der unfrigen differirenden Ansicht eine vollständige Argumentation gegenüber zu stellen. Die eigentliche Untersuchung beginnt mit dem Satze: Manen sind die als Götter verehrten Seelen der Verstorbenen. Diefs ist vollkommen wahr; dennoch wäre wohl gleich an dieser Stelle jene göttliche Natur der Manen etwas näher zu bestimmen gewesen. Ein bedeutendes Moment für die ganze Forschung gewährt nämlich jenes uralte, von Hn. II. übersehene Gebet, welches Livius (VIII, 9, vgl. ebend. II Anf.) wörtlich anführt. In

dieser vom Pontifex dem sich Devotirenden vorgesprochenen Formel werden die Laren gleich nach den großen Göttern Roms und der Bellona angerufen, während die *Dii Manes* erst am Ende aller übrigen dort bezeichneten Götterclassen erscheinen; außerdem ist der Schluß: *Dīs Manibus Tellurique devoveo*, wohl zu beachten. Es ergiebt sich nämlich aus diesem Monumente, dem ältesten, in welchem der Manen gedacht wird, einerseits im Allgemeinen die Richtigkeit jenes Satzes, andererseits aber wird nicht minder klar, daß die Manen im Beginne des fünften Jahrh. d. St. noch in inniger Verbindung mit der Tellus, also entschieden als *Dii terrestres*, gedacht waren; und ebenso bezeugt dieses Gebet, daß damals im öffentlichen Cultus Laren und Manen sicher nicht als identische oder auch nur sinnverwandte Wesen galten. Die rein tellurische Natur der Manen erhellt ferner aus dem Gegensatze bey Livius (I, 20): *nec coelestes modo ceremonias, sed iusta quoque funebria placandosque Manes* (τοὺς ἐκτὶ θεοῦ Plut. Num. 12, τὰ θεῖα ἢ δαιμόνια II, 73); es waren also in ältester Vorstellung die *Dii coelestes* im entschiedensten Gegensatze zu den *Dii Manes* gedacht; diese gelangten erst durch eine bestimmte Consecration zu göttlicher Verehrung (Varr. u. Attei. b. Serv. Aen. V, 45), die sie jedoch keinesweges den eigentlichen Göttern gleichstellte, oder auch nur näherte; ja, erwägt man die noch spät gültigen Sprechweisen *placare Manes*, *Manibus dare*, die Bestimmung und Beschaffenheit des *Mundus*, und überhaupt die einzelnen Momente des Manencultus, so kann man sich schwer der Ansicht erwehren, daß die Vorstellung von den Abgeschiedenen im Cultus und Volksglauben wohl zu jeder Zeit eine sehr ernste, wenn nicht düstere, gewesen. Hätte Hr. H. sich hieran erinnert, so würde er vielleicht einiges Mißtrauen gegen solche Zeugnisse geschöpft haben, aus denen ohne Weiteres eine Identität der Manen und Genien, und wiederum der Letzten und der Laren, hervorzugehen scheint. Daß nämlich Manen und Genien identisch, folgert der Vf. zunächst aus der Vergleichung zweyer Stellen (Ovid. *Fast.* II, 545 und Virgil. *Aen.* V, 97), in welchen sich in der That beide Götterclassen ganz und gar entsprechen, wenngleich Hr. II. mit Recht auf die Hellenische Färbung der zweyten Stelle aufmerksam macht. Außerdem aber scheint jene Ansicht ihre Berechtigung darin zu finden, daß nach

Römifchem Glauben jedem Individuum von deffen Geburt an ein Genius als Schutzgeist innewohnt; denn diefer Genius fey eben, wie der Vf. mit *Appul. d. D. S. 49* meint, *der Geift felbft*, und da ja nun die Manen ebenfalls Geifter der Verftorbenen gewesen, fo ergebe fich natürlich, daß eben die Manen nichts Anderes als Genien der Verftorbenen feyn können. Diefes Anfecht führt denn auch den Vf. im Laufe der Unterfuchung (S. 21) zu der Behauptung, daß, indem es ja fo viel Genien als Menfchenseelen gebe, die Annahme eines univerfellen *deus Genius*, welcher, im allgemeinfien Sinne gefaßt, allem Werden überhaupt vorftehe, unftatthaft fey, wie andererseits schon früher (S. 9) der Begriff des fogenannten *Genius loci* als eine spätere, erft durch den Manencultus vermittelte Vorftellung dargeftellt wird. Allein bey der äufferft fchwierigen Unterfuchung über die Genienlehre der Römer, die ganz eigentlich das Herz der vorliegenden Forfchung bildet, fcheint es uns befonders auf Zweyerley anzukommen: Erstens find alle Thatfachen des Cultus felbft und fonft gewichtige Zeugen fehr beftimmt in's Auge zu faffen; fodann aber möchte hier wohl mehr als irgendwo Hellenifche Anfecht, durch welche namentlich die Gedanken der Dichter vielfach bedingt worden, fcharf von der wirklich Altrömifchen zu fonderu feyn. Gehen wir nun zunächft mit dem Vf. von der Hauptftelle bey Censorin (*d. D. N. 3*) aus, fo zeigt fich, daß in diefem Zeugnisse nichts weniger als Identität des Genius mit der Menfchenseele ausgesprochen ift. Im Gegentheile erfcheint hier ein vollkommener Dualismus des Genius und des von ihm innegehabten Individuums: *Deus est (Genius), cuius in tutela, ut quisque natus est, vivit. Hic sive quod una genitus nobiscum sive etiam, quod nos genitos suscipit ac tuetur, certe a genendo Genius appellatur; und weiterhin: Genius — ita nobis assiduus observator adpositus est, ut ne puncto quidem temporis longius abscedat, sed ab*

utero matris exceptos ad extremum vitae diem comitetur. Der Genius also, welcher den Menfchen befchützt, und der ganze Menfch felbft, d. h. nicht blofs der Leib, find zweyerley, wie denn diefe Anfecht auch aus anderen Stellen, und befonders deutlich aus den Worten hervorgeht, welche der in diefem Ideenkreife ganz einheimifche Dionyfius den Geift des Romulus fprechen läßt. Der Befehl des Heros lautet nämlich: *Ἄγγελε Ῥωμαίοις, Ἰούλιε, τὰ παρ' ἐμοῦ, ὅτι με ὁ λαχὼν ὅτε ἐγεννάμην δαίμων εἰς θεοῦς ἀγεται τὸν θνητὸν ἐκπληρώσαντα αἰῶνα.* Hier ift nicht mehr von dem fterblichen Leibe die Rede, fondern der *Geift* Romulus wird von feinem Genius, der einft gemeinfchaftlich mit ihm den Körper bewohnt, davongeführt. Derfelben Anfecht gedenkt aufer vielen Anderen Seneca (*Ep. 110*), und noch klarer zeigt fich diefer Dualismus von Genius und Seele in der Meinung derjenigen, welche dem Menfchen zwey Genien, einen guten und einen böfen, verliehen (*Serv. Aen. VI, 943*): eine Anfecht, die bekanntlich die Vorftellungen von Buße und Besserung der Seelen nach dem Tode gar mannichfach bedingt, und fich auch in mehr als Einem Denkmale der bildenden Kunst ausgeprägt hat. Diefer ganze Ideenkreis aber ift schwerlich Altrömifch, fondern erweist fich schon durch Plato (*Rep. X, p. 617*) als frühzeitig in Hellas ausgebildet. Daher mußte Hr. II. für feine Anfecht nicht fowohl jene Worte des Censorinus, als vielmehr das Urtheil des Granius Flaccus und eine überfehene Aeufserung des Varro geltend machen. Jener nämlich theilte in feinem, dem Cäfar gewidmeten, Buche über die Indigitamenta mit vielen der Aelteren die Meinung, daß Genius und Lar identifche Wefen feyen; von diefem heift es (bey August. *d. C. D. VII, 13*): *Genium dicit uniuscujusque animum rationalem et ideo esse singulos singulorum.*

(Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HALLE, b. Lippert: *De diis Romanorum patriis five de Larum atque Penatum tam publicorum quam privatorum religione et cultu scripsit Guil. A. B. Hertzberg u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Man sieht, Beider Ansichten combinirt gestatteten wenigstens der Folgerung Raum, das Genien, Laren und Manen nach der Ansicht gewisser Zeitalter identisch gewesen. Aber dabey bleibt es immer noch sehr hypothetisch, ob nun diese Ansicht gerade die Entstehung des Manen- und Laren-Cultus bedingt, d. h. ob dieselbe schon in der Vorzeit Roms geglaubt worden, und Lehre der Pontifices gewesen sey. Diefs erscheint uns, offen gestanden, wenig wahrscheinlich. Zuerst nämlich läßt sich nicht füglich verkennen, wie die ganze Seelenlehre der gebildeten Römer, so weit sich dieselbe seit dem Ciceronianischen Zeitalter in mehr oder minder klaren Zeugnissen kund giebt, vom Geiste der Hellenischen Philosophie gefärbt sey. Namentlich darf jene Ansicht, das zwischen Göttern und Menschen eine Dämonenwelt gewissermaßen in der Mitte stehe, das Heroen und die Seelen der besseren Menschen ihre Behausung im Aether haben, wogegen die der schlechten ihren Platz in der Unterwelt finden: diese Ansicht also darf wohl als im Zeitalter des Cicero beym gebildeten Publicum sehr verbreitet gelten (vgl. unter Anderen Cic. Legg. II, 11; Cat. Mai. 21; Macrobi. Somn. I, 9. p. 49; Dionys. I, 77, wo nach ἐπιμυρνόμενον einzuschalten ἔξ ὃ ὁ λόγος ἔχει τὸ μυθεύμενον, und ebend. VIII, 52 Ende), und die Meinung des Praetextatus (bey Joan. Lyd. d. M. IV, 2) beweist, was sich freylich von selbst verstehen würde, das Römische Pontifices auf solche Ansichten eingingen, wonach vielleicht jene Ansicht der Vorfahren bey Macrobius (Sat. I, 10, p. 242) über den künftigen

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Aufenthalt der Seelen zu beurtheilen. Hienach scheint es nun zunächst mindestens bedenklich, eine oft besprochene Aeußerung des Varro (bey August. a. a. O. VII, 6) mit unserm Vf. und Anderen auf Altrömische Vorstellungen beziehen zu wollen; thut man es aber, so läßt sich daraus immer nur folgern, das die Genien ihren Sitz jenseits der Wolken unterhalb des Mondlaufes haben, was keinesweges für eine Identität derselben und der Manen sprechen dürfte. Allein einerseits gedenkt Varro ebendafelbst auch der Laren, die wir doch, falls wir ihre Bestimmung im Cultus nicht vergessen wollen, unmöglich über den Wolken suchen können; andererseits aber erwähnt er der Manen gar nicht, denen sogar noch Martianus Capella in der vom Vf. angeführten Stelle ihre Behausung bey den ehemals von ihnen bewohnten Körpern anweist. Schon diefs muß uns gegen eine Verwandtschaft oder gar Identität der Genien und Manen etwas mißtrauisch machen, selbst wenn wir von Ideenkreisen späterer Zeiten ausgehen; und diefs Mißtrauen vermehrt sich, sobald wir die Natur des Genius selbst schärfer in's Auge fassen. Das dieser ein wirklicher Gott sey, geht selbst aus der eben besprochenen Stelle des Censorinus hervor (vgl. auch Serv. Aen. 12, 538 u. 139); er steht sogar höher, als viele andere in den Indigitamenten verzeichnete Gottheiten, über deren Natur uns Censorinus, verglichen mit Servius (Georg. I, 21) und Varro (bey August. a. a. O. VI, 9, p. 185), nicht in Zweifel läßt. Auch begreift sich diefs vollkommen, sobald man festhält, das das Römische Alterthum in der That Einen, ganz univerrsell gedachten, Genius verehrte, qui praepositus est ac vim habet omnium rerum gignendarum (Varr. bey August. a. a. O. VII, 23, p. 203). Dieser erscheint als solcher, nicht als Schutzgeist einzelner Menschen, unter jenen zwanzig *Di selecti*, welche Varro im sechzehnten Buche der Alterthümer des Cultus behandelt hatte; und das dieser ihn mit vollem Rechte als großen Gott dargestellt, lehrt, falls man

darán zweifeln sollte, Livius (XXI, 62), wo wir erfahren, daß das Römische Volk in dem an Prodigien so reichen Jahre 535 d. St. dem Genius, also sicher nicht dem Schutzgeiste *Eines* Menschen, fünf *hostiae maiores* schlachten liefs. Der Genius ist also in der That ein großer, univerveller *Deus publicus*; hat als solcher einen Tempel, wie Varro (bey August. a. a. O. VII, 17) und Dio Cassius (XLVII, 2) bezeugt; erscheint als *Genius Populi Romani* auf den Münzen (Eckhel, D. N. V, p. 181; Vaillant, N. F. Cornel. n. 35 u. 36), und sein Machtgebiet erstreckt sich auf Alles, dessen Seyn nach Altrömischer Ansicht ein Entstehen und Werden einschließt. Erinnern wir uns nun des wirklich Altrömischen Glaubens, daß jede Thatäußerung eines Gottes sich unmittelbar wieder zu einer besonderen Gottheit gestaltet (vgl. Macrob. I, 17, p. 285; Serv. Aen. II, 146), so muß jener univervelle Genius überall da, wo ein besonderes Werden, und mithin eine göttliche Kraft des Schaffens denkbar ist, als ein besonderer erscheinen, ebenso wie Saturnus, ein *Deus princeps*, welcher die *potestas omnium fationum* hat, überall seine Macht übt, wo ein Entstehen durch *Samen* vermittelt wird. So hat denn alles Werdende und durch Werden Bestehende seinen Genius: der ganze Staat, die Stadt, die Provinz, die Colonie, die Centurie; der sogenannte *Genius loci* ist daher gar keine neue Vorstellung, sondern geht ganz consequent aus jenem Begriffe des univervellen Genius hervor; und ebenso erhellt, daß der Genius des einzelnen Menschen ganz in dieselbe Kategorie gehört. Hieraus ergibt sich nun wohl, was in jener von Stoischen Principien ausgehenden Aeußerung des Varro bey Augustin (VII, 23) an Altrömische Vorstellungen anklingt, und was man demnach von dessen oben angeführten Definition des einzelnen Menschen-Genius zu halten habe. Er, der den *animus, in quo intelligentia praeceminet*, für einen Ausfluß der Weltseele hielt, konnte die Genien am wenigsten zu den Manen zählen, wie denn auch noch viele spätere Inschriften (z. B. bey Orell. n. 1727) den Ausdruck *DIIS. MANIBUS. ET. GENIO* darbieten, was bey einer anerkannten Identität der Genien und Manen unmöglich wäre. Dagegen begreift man es sehr wohl, wie gerade denkende Forscher in dem Lar, dem Schutzgotte des Hauses, einen Genius, d. h. weder den univervellen, noch den des einzelnen Menschen, sondern eben denjenigen, der das

Werden und Bestehen der Familie als Ganzes schirmt, erkennen konnten.

Hienach scheint uns im Sinne der Römischen Religion, wie wir dieselbe, abgesehen von den Theorien der Philosophen und den Phantasieen der Dichter, zu betrachten haben, eine Identität der Genien und Manen unmöglich zu seyn; der Genius ist, wie auch *Hartung* (I, S. 35) erkennt, nicht des Menschen Seele, sondern der dieser in ihrer Verbindung mit dem Leibe innewohnende Gott. Ferner aber verbietet die oben bereits erwähnte Trennung der Laren und Manen im öffentlichen Cultus, dieselben für von Hause aus so sinnverwandte Erscheinungen zu halten, wie Hr. II. annimmt, zumal da einige der von ihm bezeichneten Momente, welche die allmählich erfolgte Sonderung beider Götterclassen betreffen, wohl noch nicht als über allen Zweifel erhoben gelten dürften. Zunächst nämlich begreift man nicht, wie, wenn doch nach Servius der Larencultus von der Verehrung der Manen ausgegangen, derselbe einzig und allein durch die Verlegung der Grabstätten vor die Stadt eine Aenderung erleiden konnte, da doch, nach der Ansicht des Vfs., immer noch gewisse Manen, d. h. die der Ahnherren und Familienhäupter, in den Häusern nach wie vor ihren Cultus gefunden. Auch ist es unglaublich, daß bey den, an ihren ererbten Vorstellungen so ungewein festhaltenden, Römern eine erst nach dem Decemvirat erfolgte Aenderung in der Anlage der Gräfte auf Grundansichten der damals in ihren Principien sicher längst ausgebildeten Religion einen so bedeutenden Einfluß geübt hätte. Sodann wünschten wir eine überzeugendere Begründung für die Behauptung, daß nicht alle Manen, sondern eben nur die Familienväter, und unter diesen wiederum besonders der Ahnherr des Geschlechtes, als Laren verehrt worden (S. 15, 26, 35); und mehr noch vermiffen wir den Beweis dafür, daß die Bildnisse (*simulacra*) aller verstorbenen Familienväter vom Ahnherrn an bis auf den zuletzt verstorbenen Hausbesitzer im Lararium aufgestellt gewesen (S. 23 u. 27). Hat der Vf. hiebey wohl die Bedingungen einer solchen Thatsache, z. B. die Entwicklung der bildenden Kunst in Rom, und die Vermögensumstände der ärmeren Bürger, hinlänglich in Erwägung gezogen? Woher kann ferner noch die *imagines*, die doch auch Hr. II. mit großem Rechte von den Laren scheidet? Und wie verträgt sich endlich jene ganze Vor-

stellung mit dem Lar des Plantus, der doch, wie gerade die entscheidendsten Aeußerungen bey Cato, Varro, Cicero und die Griechische Bezeichnung $\delta \kappa \alpha \tau' \omicron \iota \kappa \tau \alpha \nu \pi \rho \omega \varsigma$ beweisen, sicher nach Altrömischer Vorstellung nur *Einen* Lar des Hauses anerkennt? Denn nach des Vfs. Ansicht wären ja der Vater und Großvater des Plautinischen Grundbesitzers selber Laren; folgerecht hätte also beym Dichter der Geist des Großvaters als Lar auftreten müssen, nicht aber ein Wesen, welches von sich sagt, daß es schon lange vor jenem das Haus beschirmt. Diese große Schwierigkeit hat auch Hr. H. wohl gefühlt, und sie durch den raschen Schluss, daß eben der Geist des Ahnherrn vorzüglich als der Lar verehrt worden, zu beseitigen gesucht; allein diese Ansicht scheint uns nicht hinlänglich erwiesen, und läßt uns nur um so lebhafter jenes uralten Gebetes des Pontifex gedenken, in welchem Laren und Manen als völlig verschiedene Götterclassen erscheinen. Soll man daher dem Servius glauben, daß die Verehrung der Laren wirklich einst aus dem Todtencultus entsprungen, so dürfte man bey jenen doch immer nur an die Urzeit von Latium, an ein *mythisches* Menschengeschlecht denken, und in dem Zeugnisse des Commentators, der für seine Ansicht nicht einmal einen Gewährsmann anführt, liegt auch nichts, was uns an historisch bekannte Zeitalter zu denken nöthigte. Dann hätten wir eben in den Laren Geister eines längst abgegangenen Menschengeschlechtes, gerade wie die $\phi \acute{\upsilon} \lambda \alpha \kappa \epsilon \varsigma \zeta \eta \eta \tau \acute{\omega} \nu \alpha \nu \theta \rho \acute{\omega} \pi \omega \nu$ bey Hesiodus: Erdgeister, welche die alte Heimat, Stadt und Land, wie die Behauptungen des Einzelnen schützen, nicht aber Abgeschiedene der *Jetztwelt*, denen, wie selbst Varro noch zu verstehen gab (Serv. Aen. III, 67), mit Blut genügt werden mußte. Die Entstehung der Laren wäre somit in eine graue Vorzeit hinaufgerückt, und eben hiedurch, wie durch ihre Natur selbst, ein sehr bestimmter Unterschied zwischen ihnen und den Geistern des gegenwärtigen Menschengeschlechtes gedacht worden. Hiernach dürfte die in der vorliegenden Schrift mit großer Consequenz durchgeführte Ansicht über die Verwandtschaft der Manen, Genien und Laren wohl noch nicht über jedes Bedenken erhoben scheinen, wobei wir übrigens gern gestehen, daß bey einem so dunklen, das innerste Wesen des Römischen Geistes so tief berührenden Probleme die Ermittlung dessen, was wirklich Römischen oder wenigstens Italischen Ur-

sprungs gewesen, äußerst schwierig bleibt. Ist man aber mit den eben dargelegten Grundansichten des Vfs. einverstanden, so wird man seiner Meinung in Hinsicht des öffentlichen Cultus der Laren nicht umhin können, im Allgemeinen beyzupflichten, zumal da es derselben ebenfalls nicht ganz an bestätigenden Zeugnissen fehlt. Indessen begegnet uns auch hier im Einzelnen Manches, dem der Kenner des Römischen Alterthums bey mehrseitiger Erwägung der hier in Betracht kommenden Momente nicht sogleich seine volle Beystimmung ertheilen dürfte. Wir wollen in dieser Beziehung, da bey der gedrängten Kürze des Vfs. fast jede Seite reichlichen Stoff zu Controversen darbietet, nur einige Hauptpunkte hervorheben. Zunächst wendet Hr. H. den gewiß richtigen Satz, daß die Wiege der Römischen Staatsreligion im Cultus der Familien und Geschlechter zu suchen (S. 28), nicht richtig an, wenn er in die *Sacra* der *Lares publici* auch die *Opfer der Argeer* und den *Cultus der Curien* hineinzieht. Offenbar hat ihm hier keine ganz deutliche Anschauung von dem Unterschiede zwischen *Sacra publica* und *privata* vorgeschwebt, wie schon die Ueberschrift des zwölften Capitels: *de Laribus publicis gentilicis* zu erkennen giebt. Hierin liegt nach Römischen Begriffen eine *contradictio in adiecto*, da man einerseits schon aus rein praktischen Rücksichten die *sacra gentilicia* nicht zu den *publica* zählen konnte (*Fest. v. Publica*), wie man andererseits gewiß der Ansicht *Göttling's* beypflichten muß, welcher in der oft besprochenen Stelle des Dionysius die Dekaden der Curien von den *gentes*, d. h. den Elementen der Dekaden, unterscheidet. Nun ist zunächst das wenigstens ganz unzweifelhaft, daß die *sacra curionia* gar nichts mit dem Cultus der Geschlechter als solchem zu schaffen hatten, und Hr. H. behauptet mit Unrecht (S. 30), daß Dionysius (II, 21 fg.) *gentilicia curiarum XXX sacra* beschrieb. Im Gegentheile, gerade diese Stelle, die großentheils aus Varro's Antiquitäten geflossen ist, würde schon an sich, ganz abgesehen von allen übrigen, beweisen, daß die *sacra curionia* vom Anbeginne des Römischen Staates jeder Zeit *publica* gewesen. Ebenso ist es nicht richtig, daß *curiae uniuscuiusque princeps* der höchste Priester derselben gewesen (S. 31 oben); denn es wurden ja nicht nur die *Curiones*, sondern in gewissen Fällen auch die *Camilli* und *Camillae* in Comitien erwählt, und alle diese bezogen ihren Unterhalt aus Einkünften des

Staates. (Vgl. über diesen ganzen Gegenstand *Ambrusch, de sacerdotibus curialibus*). Außerdem hat Hr. H. die ganze Einrichtung der Curien, d. h. der Curientempel (*ἑστιατόρια*), der *Flamines* und *Mensae curiales*, den Cultus der *Juno Curis*, u. dgl. m. zu wenig erwogen: Erscheinungen, welche sämtlich auf das Unzweydeutigste lehren, daß hier an einen Larentus im Sinne des Vfs. in keiner Weise gedacht werden könne. Freylich aber zieht derselbe auch das dunkle Argeer-Opfer in den Kreis der *sacra curionia*; er nimmt an, daß die Argeer Heroen — in der Sage Begleiter des Herkules — gewesen, welche eben in jenen *sacraria Argeorum* als Eponymen der Curien

und *Lares publici* ihre Verehrung gefunden (S. 30 u. 55). Dieses, wenn es sich erweisen liefse, ungemein wichtige Resultat folgert er einerseits aus der bekannten Stelle des Dionysius, wo vom Argeer-Opfer auf dem *Pons publicus* die Rede ist, andererseits aus dem bey dem Cultus der Argeer üblichen Ceremonien. Allein so dunkel auch diese ganze Sache ist, und es vielleicht stets bleiben wird, so erscheint doch so viel gewiß, daß die *Sacra Argeorum* gar nichts mit dem Cultus der Laren gemein hatten. Wir wollen den Vf. nur auf einige Hauptmomente aufmerksam machen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. Hof u. Wunsiedel, b. Grau: *Die Elementarschule für's Leben in der Grundlage zur Reform des Unterrichts* von Dr. Grafer, Verfasser der *Divinität* oder des *Principis* der einzig wahren Menschenerziehung. Erster Band. Vierte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Abtheilung. Unterrichtswissenschaft. XXXVI u. 220 S. Zweyte Abtheilung. Unterrichtskunst XII u. 314 S. (1 Thlr.)

Hr. Dr. Grafer, dieser scharfdenkende Pädagog, der Begründer einer wissenschaftlichen Behandlung der Erziehungslehre, ist bereits am 23 Febr. d. J. von dem Schauplatze der Erde abgetreten, und in die Wohnungen des Lichts eingegangen.

Unter allen seinen Werken bleibt die vorliegende „Elementar-Schule für's Leben“ eins der vorzüglichsten. Dies bezeugt die Aufnahme, die es bey dem pädagogischen Publicum gefunden hat. Wir können unser Urtheil deshalb kurz fassen. Bey den früheren Auflagen wurden von den Freunden des Grafer'schen Systems einige wesentliche Erinnerungen vorgebracht, namentlich von Dr. *Eisenlohr* und Dr. *Gräfe*. Der Vf. ist auf die hauptsächlichsten Erinnerungen dieser Männer eingegangen, und hat namentlich an diese neue Auflage die sichtende und feilende Hand gelegt. Das Werk wird bleiben, obgleich Grafer nicht mehr unter den Lebenden ist; sein Tod ist vielleicht der Anfang einer gerechteren Würdigung seines Strebens, einer allgemeineren Verbreitung seiner Schriften. Sie bleiben die vorzüglichste Quelle für diejenigen, welche sich für Erziehung und Unterricht begeistern wollen, und die Principe seiner Unterrichtslehre werden dauernde Gültigkeit behalten, so lange die Unterrichtskunst der Natur entsprechen soll. So wünschen wir

denn, daß durch die Verbreitung der Schriften dieses großen Mannes ihm ein schöneres Denkmal gesetzt werde, als das von Künstlerhand.

B.

PÄDAGOGIK. Berlin, b. Heymann: *Lehrbuch der Schönschreibekunst*. Auch zum Selbstunterrichte zu gebrauchen. Von J. H. Müdler, Königl. Professor. Mit 8 Kupfertafeln. Zweyte verbesserte Auflage. 1840. X u. 163 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Die neue Auflage dieses trefflichen Lehrbuchs der Kalligraphie hat keine wesentliche Umgestaltung, sondern nur manche Zusätze und Aenderungen und zwey Schrifttafeln, die gewöhnlichste und leichteste Form der Fraktur- und Canzley-Schrift darstellend, erhalten.

Für diejenigen, welche das Buch noch nicht kennen, wird es genügen, den Inhalt desselben anzugeben. In der Einleitung, S. 1—19, giebt der Vf. einen historischen Abriss über die allmähliche Ausbildung der Kalligraphie. Im zweyten oder methodischen Theile, S. 19—76, finden Lehrer einen vollständigen, auf 14jährige Erfahrung gegründeten Lehrgang. Im dritten Theile, S. 77—154, folgt die Theorie der Buchstabenformen nach mathematischen Grundsätzen. Im vierten Theile, S. 154—163, giebt der Vf. einige Bemerkungen zu den einfachen freyen Handzügen. Die beygegebenen Kupfertafeln sind rein und geschmackvoll. Das Werk ist vorzüglich beachtenswerth.

Br.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HALLE, b. Lippert: *De diis Romanorum patriis sive de Larum atque Penatum tam publicorum quam privatorum religione et cultu* scripsit Guil. A. B. Hertzberg u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zunächst kann doch wohl eine unbefangene Kritik kaum in Abrede stellen, daß jene ganze Geschichte vom Hercules und der Stiftung des Argeer-Opfers durch denselben, die uns natürlich Dionysius, der Hellene, nach Römischen Vorgängern mit großer Genauigkeit erzählt, in das Reich der Märchen zu verweisen sey. Nach Altrömischer, schon von Ennius bezeugter Ansicht geht das Institut, wie zu erwarten, auf Numa zurück, und war es, wie es scheint, eng mit der heiligen Brücke verknüpft, so kann es seine uns bekannte Einrichtung nicht vor Ancus Martius, dem Erbauer des *Pons publicus*, erhalten haben. Sodann sagt kein einziges Zeugniß, daß den Argeern als göttlich gedachten Wesen geopfert worden, sondern der Name *argei* bezeichnet entweder die geopferten Binsenmänner selbst oder gewisse Opferstätten innerhalb der Stadt, in welcher letzten Bedeutung bekanntlich auch *arcea* vorkommt. Es wurde mithin nicht den Argeern als göttlichen Wesen geopfert, sondern sie waren vielmehr selber das Geopferte. Ferner ist es auch gar nicht zweifelhaft, welchem Gotte dies Opfer gegolten. Dionysius und Ovidius sagen es ausdrücklich, und Lactantius (*d. F. R. I, 21*) lehrt, daß auch für diese Angabe Varro die Quelle war, der hiezu jenes vom Dionysius (*I, 19*) mitgetheilte, angeblich Dodonäische und auf die nach Italien wandernden Pelasger bezogene Orakel in Verbindung gebracht hatte. Jener Gott aber war kein anderer als Saturnus, und eben darum machten wir schon anderswo

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

auf die Bedenklichkeit der Annahme aufmerksam, welche die Argeer in irgend einer Weise mit den *Sacella* der bekannten Gottheiten des *Capitolium vetus* in Verbindung zu setzen sucht. Auch ist es nach unserer Ansicht ganz unerweislich, daß gerade nur die Curien als solche, als unter sich gefonderte Abtheilungen des Volkes, das Argeer-Opfer vollzogen. Denn einmal spricht Dionysius, wo er denselben gedenkt, *von seiner Zeit*; andererseits ist die Zahl *dreißig*, die übrigens in allen Handschriften erscheint, keinesweges unbedenklich, da sie im Widerspruche mit Varro's Angabe steht, in Beziehung auf welche der Vf. übrigens (wie auch der Rec. im Januarhefte dieser Literaturzeitung, S. 79) irrt, wenn er als die durch Handschriften gesicherte Zahl XXXIV und XXXIII bezeichnet. Vier Handschriften bieten in der That XXIV, nur Eine minder gute XXIII; und O. Müller hat wohl mit vollem Rechte die durch Aldus und Dionysius in den Varro aufgenommene Zahl XXX verworfen, da XXIV gar nicht ohne Bedeutung im älteren Cultus der Römer ist, und noch bedeutamer erscheinen wird, falls sich *Göttling's* und Anderer Ansicht von einer uralten Viertheilung des Römischen Stadtgebietes bewähren sollte. Daß aber bey dem Argeer-Opfer nicht an einen Heroendienst einzelner oder auch sämtlicher Curien, sondern an ein Sühnopfer für den gesamten, weit über die älteste Curienverfassung hinaus entwickelten Staat zu denken sey, beweist ja des Dionysius Darstellung selbst. Waren doch die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger bey der Opferhandlung anwesend, darunter die Pontifices, die Vestalinnen, sogar der *Flamen Dialis* und die *Flaminica*, von welcher letzten übrigens, nicht vom *Flamen*, das vom Vf. (S. 56) Gesagte gilt: Alles ganz bestimmte Anzeichen, daß dieser Cultus sich auf das *gesamte* Römische Volk bezog, was ja auch ausdrücklich gesagt wird. Das Opfer war, nach Plutarch (Q. R. 86) der *μείζωνος*

καθαρμός, den der Römische Senat kannte; hätte es sich blofs auf die Curien bezogen, so würden wir dabey eben nur die Priester derselben, d. h. den *Curio Maximus*, die *Curiones*, *Flamines curiales*, *Camilli* und *Camillae* beschäftigt finden. Diefs möge genügen, um unser Bedenken gegen die Ansichten des Vf., wie gegen manche andere in neuester Zeit über die Argeer ausgesprochene Meinung, einigermaßen zu rechtfertigen, und besonders vor zu raschen Combinationen zu warnen, in welche man unausbleiblich gerathen muß, wenn man aus mehreren noch nicht hinlänglich ausgemachten Thatfachen ein neues Resultat entwickeln will.

Dagegen stimmen wir vollkommen bey, wenn (S. 32) als eigenthümlicher Grundzug der Römischen Religion anerkannt wird, daß verschiedene Thatäußerungen eines und desselben Gottes als besondere Gottheiten gedacht und verehrt wurden. Nur verwechselt Hr. H. solche sich zu neuen Göttern gestaltenden Qualitätsbestimmungen eines gewissen ursprünglich gegebenen Götterreiches mit einfachen *cognomina*; die genannten: *Stator*, *Tonans* u. dgl. m., sind nur Beynamen, bey welchen man den Jupiter ebenso wenig, wie bey *Cluvius* und *Patulcius* den Janus vergafs. Anzuführen waren *Tellus*, *Tellumo*, *Altor* und *Rufor*; auch *Carmenta*, *Prosa* und *Postverta*; dann die wichtige Ansicht des *Cornelius Labeo* über *Maia* bey *Macrobius* u. s. w. Ferner ist bey den erst so spät in den Cultus aufgenommenen *Lares permarini* schwerlich an den *Portunus* zu denken (S. 34); dieser ist ein Gott und hatte sogar einen *Flamen*, wie *Festus* (v. *Perfillum*) lehrt, wo man wegen der *arma Quirini* mit grossem Unrecht *Quirinalis* hineinlesen wollte. Aehnliches gilt von jenem *Varronischen Tutanus*, den freylich *Propertius* mit dem Ausdrücke *Lares* zu meinen scheint, wogegen uns *Festus* (v. *Rediculi*) auf die rechte Fährte bringt. Der Gott, der sein Fanum vor der *Porta Capena* halte, hiefs, wie *Aius Loquutus*, *Mutunus Tutunus* u. dgl. m., wahrscheinlich *Tutanus Rediculus*. Dieser, wie *Portunus*, ist mithin der vom Vf. aufgestellten Grundansicht über die Laren nicht eben günstig. Sodann findet sich in der sehr interessanten Untersuchung über die *Lares Viales*, *Praefites* und *Compitales* Manches, was den dort gefundenen Resultaten einigen Eintrag thut. So sehr wir nämlich die scharfe Trennung der *Viales* und *Compitales*, wie die Zu-

rückführung der letzten auf die *Praefites* (S. 33 n. 44) anerkennen, und den gelungensten Abschnitten der Forschung beyzählen müssen, so scheint uns doch die Folgerung, daß jenes Larenpaar keine anderen als *Romulus* und *Remus* gewesen, viel zu rasch. Hr. H. konnte sogar für diese Ansicht noch sprechendere Argumente anführen, als er gethan, z. B. jene eigenthümliche Ueberlieferung von den an alle Städte gesandten Bildnissen des *Romulus* und *Remus*, die, mit wunderlichen Zufätzen ausgestattet, ausführlich bey *Cedrenus* und *Malalas* zu lesen ist, aber, wie *Servius* (*Aen. I*, 276), und schon *Dionysius* (*I*, 87) verrathen, nebst jener Angabe über Roms eigentlichen Namen *Valentia* (vgl. *Attef. Phil.* bey *Serv. Aen. I*, 273, p. 55 *Lion.*) theilweise auf ältere Zeugnisse zurückgeht. Auch bot jener eigenthümliche Bericht bey *Servius* (*Aen. II*, 323) über die *hastati in regia* keine ganz verächtliche Zugabe, wenn gleich derjenige, aus welchem der Commentator diese Notiz entliehen, allem Anscheine nach an *Mars* und *Quirinus* gedacht. Allein mit allen uns bis jetzt zu Gebote stehenden Mitteln für eine Combination dieser Art dürfte sich jener, an mancherley ähnliche Vermuthungen anklingende Satz schwerlich jemals zu hoher Wahrscheinlichkeit, geschweige denn zur Gewisheit, erheben lassen. Entgegen steht ihm z. B. gleich die Sage von der Verwandlung des *Romulus* in den *Quirinus*, d. h. in einen wirklichen Gott; nicht dafür entscheidend ist der vom Vf. hervorgehobene Umstand, daß der *Flamen Quirinalis* die *Sacra* der *Larentia* besorgt; derselbe hatte ja auch dem *Confus* (*Tertull. de Spect.* 5) und der *Robigo* (*Ovid. Fast. IV*, 906) zu opfern. Daher ergiebt sich aus jener Thatfache, wie aus anderen Umständen, nur das mit Sicherheit, daß auch *Acca Larentia*, wie *Carmenta* und andere in der ältesten Königsage erscheinende Wesen, eine wirkliche Göttin war. Auch die Combination über *Larentia*, *Larunda* und *Lara* führt zu keinem wahrscheinlichen Resultate; *Flora* aber und *Feronia* durften wohl gar nicht in den Kreis dieser Untersuchung gezogen werden. Jene ist, wie *Ruacina*, *Hostilina*, *Proserpina* und viele andere, eine *Dea agrestis*; *Feronia* aber gehört nicht einmal dem eigentlich Römischen Cultus an, wie denn auch ihr ältestes und ansehnlichstes Heiligthum nicht bey *Terracina*, sondern am *Soracte*, in *agro Capenate*, lag, wonach denn die etymologische Ansicht auf S. 40 zu beurtheilen. Dagegen folgen wir mit Uebereinstim-

mung der inhaltsreichen Entwicklung über den öffentlichen Cultus des Genius des Augustus, in welchem man jedoch schwerlich eine wirkliche Schmeicheley des sittlich tief gesunkenen Zeitalters verkennen kann, wie ja schon der Umstand lehrt, daß von allen Kriegs- und Freyheits-Helden der republicanischen Vorzeit keinem einzigen solche maßlose Ehre zu Theil geworden. Bey Cicero (*Phil. VI, 5*) heißt es: *quis unquam tantis opibus, tantis rebus gestis fuit, qui se populi Romani — patronum dicere auderet?* Und was sind Epitheta wie *patronus* oder *tutor* verglichen mit der allgemeinen Verehrung des Genius eines Individuums! Nein, es mußte die Freyheit, der hohe Bürgerfinn früherer Zeiten, untergegangen und die Heiligkeit der Religion zu hohlem Formelkrame herabgesunken seyn, auf daß in der Heimat der Decier und Cincinnaten eine so niedrige Speichelleckerey nur Anklang finden konnte.

Minder überzeugend sind uns die letzten Capitel des ersten Buches erschienen, wo von jenen Zügen und Merkmalen gehandelt wird, welche nach des Vfs. Ansicht noch in späten Tagen auf die ursprüngliche Entstehung des Larencultus aus der Verehrung abgeschiedener Geister hindeuteten. Es wird uns, wir wiederholen es, schwer, zu glauben, daß in Altrömischer Vorstellungsweise die Manen jemals als *dii aervi* gedacht gewesen; und ebenso wenig möchten wir die unverkennbar strengen, ja an finsternen Aberglauben erinnernden Züge, welche auf jenen Cultus bezogen werden, gerade aus Hellenischem Geiste herleiten (S. 58). Hatte sich doch jene threnetische Ansicht von der Unterwelt, die wir bey Homer finden, im Laufe der Zeiten, und zwar schon sehr früh, gar anders gestaltet; schon das letzte Buch der Odysee zeigt uns ein ganz anderes Bild; geschweige denn Pindar und alle jene edlen und freyen Geister, welche die Seele des Menschen in ihrer sittlichen Hoheit und Göttlichkeit erfassen. Sicher wenigstens können *Cunina* und *Rumina* nicht als Argument für einen in der Vorzeit milderen Cultus der *Mania* dienen; jene gehören, wie die von Augustinus mit ihnen zusammen genannten Gottheiten unwidersprechlich lehren, einem großen Kreise von Göttern an, die, um des Varro Definition beyzubehalten, *ad ipsum hominem pertinent*; ihre Thätigkeit erstreckt sich lediglich auf die *cunae* und die *ruma*, wonach uns der Umstand, daß sie *Maniae* geheissen,

d. h. doch wohl einer mit diesem Gesamtausdrucke bezeichneten Classe von Göttern (etwa wie *Hippona* den *Semones*) angehört, nicht berechtigen darf, dieselben für sinnverwandt mit jener furchtbaren Manenmutter zu halten. Doch genug über die erste Abtheilung dieser interessanten Schrift, deren ungemeiner Reichthum an wichtigen und tief in das Herz des Altrömischen Lebens eingreifenden Momenten schon aus diesen aphoristischen Bemerkungen erkennbar seyn wird.

Ist es nun schon bey dem Cultus der Laren, Genien und Manen keine leichte Aufgabe, herauszufinden, was in demselben wirklich Römischer Glaube, was Hellenische Ansicht, was endlich Gräbeley späterer Theologen gewesen, so tritt die Schwierigkeit der Untersuchung noch ungleich mehr bey der Frage nach der Bedeutung und Beschaffenheit der Römischen Penaten hervor. Wer sieht nicht von vornherein, daß hier seit einer gewissen Zeit sämtliche Ansichten über die Samothrakischen Gottheiten mit eingewirkt; der Etruscischen Vorstellungen nicht zu gedenken. Um so mehr billigen wir es, daß Hr. H. den ungemein großen Umfang der Untersuchung begrenzt, und sich vornehmlich die Erforschung wirklich Römischer Zustände zur Aufgabe gestellt hat. In dieser Beziehung müssen wir nun besonders fast Allem beysichtigen, was derselbe in den ersten sieben Capiteln über die *Penates domestici* und über den allgemeinen Charakter der *publici* aus einander setzt. Er gelangt nämlich nach einer für uns überzeugenden Untersuchung über die Bedeutung von *cavaedium* und *atrium* zu dem Satze, daß die Penaten des Hauses ursprünglich in einem und demselben Raume mit den Laren, d. h. im Atrium, verehrt wurden. Da nun aber nach ausdrücklichen Zeugnissen der Begriff der Penaten sämtliche, innerhalb Eines Hauses verehrte Götter umfaßt, so sind natürlich die Laren nur als eine besondere Gattung der Penaten zu betrachten, wonach sich denn auch leicht die vom Vf. nachgewiesene und namentlich bey Dichtern nicht seltene Verwechselung beider Götterclassen begreift, während doch genauere Schriftsteller, selbst noch in späterer Zeit, beide gar wohl von einander unterschieden. Die Penaten aber selbst waren keine anderen Götter als diejenigen, welche das Haupt der Familie zu verehren für gut befunden, sey es, daß man dieselbe von den Vorfahren überkommen, oder selber erst einen oder mehrere der Landesgötter für den häuslichen Cultus

erwählt hatte, wobey es sich von selbst versteht, daß ein Familienhaupt den Kreis seiner angestammten Penaten durch neu hinzugefügte Gottheiten erweitern konnte. Diese Ansichten sind gewiß im Allgemeinen so einfach, wie überzeugend; wir bemerken nur, daß (S. 75) bey Erwähnung der Aeußerung Hygin's die Hauptstelle bey Dionysius (I, 67) übersehen ist. Außerdem hätten wir gewünscht, Hr. H. möchte hier wenigstens mit einigen Zügen die hohe Bedeutung dieses Privatcultus in Beziehung auf das Erbrecht und somit dessen Stellung und Verhältniß zur Jurisdiction der Pontifices angedeutet haben; denn wie fruchtbar in beiderley Hinsicht die Anerkennung der so eben ange deuteten Thatfachen sey, bedarf für den Kundigen wohl kaum einer Erwähnung. Endlich wollen wir nicht verschweigen, daß uns die (S. 75 u. 76) gegebene Deutung der Zeugnisse des Varro und Nigidius noch mehr als Einem Bedenken zu unterliegen scheint, zumal da das letzte ausdrücklich auf Etruskische Vorstellungsweisen bezogen wird. Nachdem nun auf diese Weise ein bestimmter Begriff für die *Penates domestici* gefunden, wendet sich die Untersuchung zu den Penaten des Staates, wobey der Vf. von der im Gebiete jeder polytheistischen Religion nicht genug zu berücksichtigenden Ansicht geleitet wird, daß der Unterschied zwischen *Penates publici* und *privati* keinesweges auf einer qualitativen Verschiedenheit der Staats- und Haus-Götter selbst, sondern vielmehr einzig und allein darauf beruhe, daß jene vom Staate als solchen verehrt werden, während den letzten nur eine Privatandacht zu Theil wird. Da aber natürlich auch der Staat als solcher unter der Fülle der von ihm verehrten Gottheiten einige im engeren Sinne als *seine* Penaten betrachtet, von deren Schirm und Segen er seine Existenz und sein Heil abhängig und bedingt glaubt, so war nun mit Recht weiter zu untersuchen, welches denn die *Penetralia* der Stadt Rom und des Römischen Volkes

gewesen. Diese Untersuchung gehört ohne Frage zu den schwierigsten im Gebiete des Altrömischen Bodens und Cultus, und dürfte sich, selbst bey dem genauesten Eindringen in die Verhältnisse des älteren Staatsrechtes und der städtischen Einrichtungen, vor der Hand schwerlich über eine bloße Wahrscheinlichkeit erheben lassen. Nun aber waren dem Vf. die neuesten topographischen Forschungen und, wie es scheint, auch *Sachs's* äußerst fleißig gearbeitetes Werk nicht zur Hand, so daß die im letzten Theile seiner Schrift angestellten Combinationen wohl in mehr als Einer Beziehung Modificationen zu erleiden haben dürften. Nachdem er nämlich mit vollem Rechte erkannt, daß wir Eines der *Penetralia* des alten Roms im Vestatempel zu suchen haben, gelangt er zu dem raschen Schlusse, daß, wie Romulus und Remus aus Laren des Königshauses zu Laren des gesamten Volkes, ebenso der Focus des königlichen Atriums zum Herde der Stadt und des Volkes geworden; kurz, daß das Atrium der Regia identisch mit dem Tempel der Vesta gewesen. Wie schön wäre es, wenn wir dies wichtige Resultat zu objectiver Gewißheit erheben könnten! Wie mancherley jetzt völlig isolirt stehende Erscheinungen der Altrömischen Religion hätten daran ihr Centrum gefunden! Allein diese, wesentlich auf Grund von Ovid. *Fast.* VI, 263 auch von anderen Forschern aufgestellte Ansicht hat nach unserer, vom Rec. im Januarhefte dieser Literaturzeitung keinesweges erschütterten, Ueberzeugung nicht nur den Sprachgebrauch, sondern auch die deutlichsten Zeugnisse Römischer und Griechischer Schriftsteller gegen sich, wie anderswo weitläufiger zu zeigen versucht worden. Hier wollen wir nur mit wenigen Worten bemerklich machen, was der Ansicht des Vfs. in seiner eigenen Darstellung nicht günstig ist.

(Die Fortsetzung folgt in nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HALLE, b. Lippert: *De diis Romanorum patriis five de Larum atque Penatum tam publicorum quam privatorum religione et cultu* scriptis Guil. A. B. Hertzberg u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zunächst sagt Ovid nicht, wie Hr. H. meint, daß das Atrium der Regia der Tempel der Vesta sey (S. 78, unten), sondern er erkennt vielmehr im Raume des Atriums der Vesta die Stätte der uralten Königswohnung. Enthielte demnach Ovid's Ausdruck wirklich eine für dessen Zeit geltende topographische Bestimmung, so wäre die *Regia Numa* nichts Anderes als ein Theil des Locals der Vestalinnen und, genauer, das Atrium der Vesta. Nun aber scheidet der Vf. selber (S. 79) den eigentlichen Tempel, die Gemächer der Jungfrauen und die Wohnung des Königs sehr bestimmt von einander, und würde es wahrscheinlich noch viel bestimmter gethan haben, wenn er nicht die wichtige Stelle des Dio Cassius (LIV, 27) auf die Regia bezogen hätte (S. 80 u. 104), während dieselbe doch nur von der Wohnung des Opferkönigs verstanden werden darf, wie einerseits Festus (*v. sacram viam*) und andererseits der von Dio zur Bezeichnung der Regia festgehaltene Ausdruck βασιλειον unwidersprechlich darthun. In der That lassen die vom Vf. (S. 80) citirten Zeugnisse, zu denen sich noch Tacit. Ann. XV, 41, Plut. Rom. XVIII und Liv. XXVI, 27, XXVII, 11 gesellen, gar keinen Zweifel übrig, daß die zur Zeit des Ovid wirklich vorhandene Regia und das Local der Vestalinnen zwar nahe bey einander gelegene, aber ganz verschiedene Räume gewesen. Ebenso deutlich sind in jener Stelle des Dio die Wohnungen der Jungfrauen (οικησεις) von dem Haufe des Opferkönigs unterschieden, wonach denn die vom Vf. (S. 79) angeführten Zeugnisse nur das lehren, daß wir jene eben in dem Römischen Aus-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

drucke *atrium Vestae* zu erkennen haben, was Hr. H. (S. 80 unten) mit dem *Sacrarium* der Göttin verwechselt, von dem weiter unten die Rede seyn wird. So sind denn zunächst die *domus regis sacrificuli*, die *Regia*, das *templum* und *atrium Vestae*, als vier topographisch gefonderte, wenn gleich sehr nahe bey einander liegende Räume wohl zu unterscheiden, und dagegen spricht auch keinesweges Ovid (*Fast. IV, 733*); man müßte es denn einigen Auslegern — nicht allen — wirklich glauben, daß das im October auf den Heerd der Regia getropfelte Blut eines Roßschweifes von den Vestalinnen erst im April des nächsten Jahres als *suffimen* verabreicht worden, und zu diesem Zwecke hingereicht habe. Ja, selbst wenn dieses der Fall gewesen, was uns schon wegen der anderen vom Dichter erwähnten Umstände nicht sehr glaublich erscheint, so würde aus dieser Thatfache noch immer gar nicht folgen, daß der Heerd der Regia mit dem des Vestatempels identisch gewesen. Wenn man nun aber die Bedeutung jener Zeugnisse des Dio und Festus klar erkannt hat, so kann man auch nicht geneigt seyn, mit Hr. H. und nicht wenigen früheren Forschern nach Servius (*Aen. VIII, 363*) anzunehmen, daß einst einmal der *Pontifex Maximus* und der *Rex sacrificulus* in der Regia beysammen gewohnt. Fällt doch die Notiz des Grammatikers schon durch die Eine ausgemachte Thatfache, daß die *domus regis sacrificuli* und die Regia zwey ganz verschiedene Gebäude gewesen, wie denn überhaupt bey dem Gebrauche der Commentatoren des Virgil Madvig's Bemerkung (*De Q. Asconii Pediani — commentariis, p. 8*) sehr zu beherzigen seyn möchte. Dazu kommt, daß dem *Pontifex Maximus* nach dem nicht so leicht zu beseitigenden Zeugnisse des Pomponius erst in relativ später Zeit ein Amtsgebäude in der *Sacra via* verliehen wurde, während der *Rex sacrificulus* das seinige, nämlich das Haus der Tarquinier, doch wohl ohne Zweifel seit der Vertreibung der Könige, innegehabt; und nun noch der unter

der Voraussetzung des Vfs. und des Servius in der That unbegreifliche Umstand, daß keiner der Alten in so vielen Stellen, wo der Wohnung des Pontifex Maximus gedacht wird, dieselbe jemals Regia nennt, während doch der letzten in anderen Beziehungen verhältnißmäßig gar nicht selten Erwähnung geschieht! Nicht zu gedenken, daß Servius selber jene Ansicht weder als die feinige hinstellt, noch überhaupt anerkennt. Wer aber endlich in der bekannten Stelle des Dio (XLIV, 17) einen Beweis findet, daß der Pontifex Maximus in der Regia gewohnt, der scheint die Erörterungen Cuper's (*Observat. IV, 2*) und Gutherleth's (*de Salüs XVI, p. 99*) über diesen Gegenstand zu wenig gewürdigt zu haben. Geht man von der Thatfache aus, daß die Umzüge und Mansiones der Salier in der ersten Hälfte des März stattfanden, so wird man schwerlich umhin können, in der Stelle des Dio das *τότε* und *κατά τι πάτριον* eben auf jene Zeit zu beziehen. Denn wollte der Autor nichts Anderes als das sagen, daß die Ancilia, als deren Standort wir die Regia annehmen zu müssen glaubten, immer im Amtsgebäude des Pontifex Maximus bewahrt worden, so war ja die Bestimmung *ὡς καὶ παρὰ Ἀρχιερεῖ* vollkommen genügend. Aber selbst wenn wir diese Stelle in dem Sinne wie Hr. H. interpretiren wollten, so würde dieselbe immer noch nicht seine Ansicht unterstützen, da andere Zeugnisse uns nöthigen, das Amtshaus des Pontifex Maximus auf der Höhe der heiligen Strafe zu suchen, womit die in der Tiefe neben dem Vestatempel liegende Regia sich nimmermehr vereinigen läßt. Doch über diese Punkte dürfte die neuere Forschung jetzt, nachdem wenigstens das hier zur Erwägung kommende Material herbeygeschafft und gesichtet, wohl bald zu einem bestimmten Abschlusse gelangen, den zu fördern die Untersuchungen des Vfs. sicher das Ihrige beytragen werden.

Wir gelangen jetzt mit demselben zu der interessanten Frage, ob im Vestatempel die *Diä Penates publici* verehrt worden: eine Frage, die gar nicht so leicht zu beantworten ist, da wir einen augenscheinlich sehr alten Tempel der *Diä Penates* in Rom haben, den auch Hr. H. mit vollem Rechte von dem der Vesta unterscheidet. Aber freylich kann man nicht umhin, ihm beyzupflichten, daß im Tempel der Vesta nichtsdestoweniger ein uralter Penatensitz gesucht werden müsse; hätte ja doch sonst die Sage von dem dort berührten

Palladium nimmermehr entstehen können. Auch verträgt sich die Annahme mehrerer Penatensitze in Rom sehr wohl mit der allmählichen Entwicklung der Stadt und des Staates; jener Penatentempel auf der Velia stand ja im Gebiete des, wenn nicht ursprünglichen, doch sicher vor der Verschmelzung mit den Sabinern angebauten Roms; der Vestatempel und die Regia weisen in allen ihren Beziehungen, der hier völlig übereinstimmenden Ueberlieferung nicht zu gedenken, auf die bereits entstandene Doppelstadt; mit dem Capitolinischen Tempel endlich, dessen Gottheiten bekanntlich ebenfalls als Penaten galten, beginnt eine ganz neue Periode der Verhältnisse des Römischen Volkes; und von nicht geringerer Bedeutung kann das *Capitolium vetus* für die älteste Gründung des *Quirinalis* gewesen seyn. So haben wir dem relativen Alter der Gründungen gemäß den Penatentempel der *Velia* gegenüber dem *Capitolium vetus* des *Quirinalis*; jene beiden Heiligthümer des Forums, Regia und Vestatempel, stehen als religiöse Bindemittel zweyer verschiedenen Nationalitäten da, und bilden den geistlichen Einigungspunct des königlichen Roms innerhalb der Schranken einer städtischen Bevölkerung, bis das neue Capitolium als religiöses Centrum eines weithin reichenden und noch weiter strebenden Staates sich erhebt. Grund genug also, um uns mit der höchsten Wahrscheinlichkeit annehmen zu lassen, daß es in Rom mehr als Ein Heiligthum gegeben, welches in Beziehung auf einzelne, nach einander entstandene Theile der Stadt als Penatensitz, d. h. als Sitz solcher Gottheiten galt, welche man als die Erhalter und Vermittler der politischen Existenz jener Stadttheile betrachtete, gerade wie es mit den Heiligthümern der Curien der Fall war, die ja auch nichts Anderes als religiöse Centra einzelner, staatsrechtlich, und früher sicher auch räumlich, gesonderter Volksabtheilungen gewesen seyn können. Auch ist zu bemerken, daß jener Penatentempel mit dem Zusatz *in Velia* erscheint, woraus, wie für andere Heiligthümer, deren Namen mit topographischen oder anderen Nebenbestimmungen verbunden sind, natürlich folgt, daß er nicht der *einzig* seiner Art in Rom gewesen seyn könne. Der Vf. sucht nun zunächst den Inhalt des Vestatempels zu ermitteln. Daß keine *Bildnisse* von Penaten darin gestanden, erkennt auch er an, wie denn überhaupt der Gedanke an wirklich statuarische Gestaltung der Götter schwer-

lich irgend eine Anwendung auf Roms älteste Institute erleiden dürfte, da nach unverwerflichen Zeugnissen eine anthropomorphische Darstellung der Römischen Gottheiten erst mit der letzten Dynastie begonnen haben kann. So kommt denn zunächst das heilige Feuer selbst in Betracht; doch befand sich dasselbe, wie wir mit dem Vf. überzeugt sind, nicht im Allerheiligsten; in diesem aber sucht Hr. H. das Palladium, worin man ihm gewiß insofern beystimmen wird, als seit gewissen Zeiten — seit wann, ist schwer zu sagen — dort wirklich ein Pallasbild aufbewahrt wurde. Allein der Vf. erkennt mit gutem Grunde, daß hiemit gar nicht die Zahl der heiligen Gegenstände, die im Tempel aufbewahrt wurden, erschöpft seyn könne, nur daß er nach seiner vorgefaßten Meinung von der Identität der Regia und des Vestatempels das Sacrarium des Mars und die heiligen Lanzen im S. C. bey Gellius (IV, 6) in den Penus der Vesta versetzt (s. S. 91 unten). Wohl aber denkt er mit großem Rechte an gewisse heilige Symbola, und daß dergleichen wirklich sich im Allerheiligsten des Vestatempels befanden, lehrt unwidersprechlich die von ihm und Anderen übersehene Hauptstelle bey Lampridius (*Heliogab.* 6, vgl. ebend. 3). Hier heißt es: *in penum Vestae, quod solae virgines solique pontifices adeunt, irrupit pollutus ipse omni contagione morum cum iis, qui se polluerant. Et penetrabile sacrum est auferre conatus: quumque seriam quasi veram rapuisset, quamvis virgo maxima falsum monstraverat, atque in ea nihil reperisset, applosum fregit: nec tamen quicquam religioni dempsit, quia plures similes factae dicuntur esse, ne quis veram unquam possit auferre. Haec quum ita essent, signum tamen quod Palladium esse credebat, abstulit, et auro fictum in sui dei templo locavit.* Aus dieser merkwürdigen Stelle verbreitet sich Licht auf Plut. *Camill.* 20, Liv. V, 40, Propert. IV, 1, 22, Fest. v. *Doliola*, und combinirt man mit diesen Berichten einerseits die Angabe des Cornelius Labeo bey Macrobius (*Sat.* I, 12, p. 239), andererseits einige andere Thatfachen des Cultus der *Bona dea*, so wird es sehr wahrscheinlich, daß zwischen dem, was sich im Allerheiligsten des Vestatempels befand, und dem geheimnißvollen, durch die Vestalinnen in Gemeinschaft mit der Gemahlin des jedesmaligen Praetors vollbrachten Opfer der *Bona dea* ein gewisser Zusammenhang Statt gefunden habe. Keine statuarischen Gebilde also, sondern heilige Sym-

bole: Lanzen, Schilde, der Lituus des Romulus, die *Seria* der Vesta, zu denen sich wohl noch einiges Andere gefellte: solche Gegenstände sind es gewesen, mit welchen in Roms ältesten Heiligthümern, wie in Lavinium, die Vorstellung und der Glaube an gewisse hochheilige Schutzgötter der Stadt und des Reiches verknüpft war; und, wahrlich höchst merkwürdig, alle jene *Sacra penetralia* weisen uns nicht auf das Capitol, sondern auf die alte Palatinische Stadt und deren nächste Umgebung. Indessen dürften wir in diesen Dingen wohl schwerlich jemals zu einiger Klarheit gelangen; kennen wir doch den Umfang der Functionen der Pontifices, Flamines und Vestalinnen, wie überhaupt den Kreis der ältesten Römischen Gottheiten und deren Zusammenhang unter einander viel zu wenig. Noch viel weniger aber wissen wir von dem Penatempel auf der Velia, weshalb denn auch, wie der Vf. (S. 93) bemerkt, die Frage nach der Beschaffenheit der dort verehrten Götter gänzlich unbeantwortet bleiben muß. Varro hatte, wie das zu erwarten war, über die Natur dieser *Dii Romanorum proprii* in seinen Antiquitäten gänzlich geschwiegen (*Macrob. Sat.* III, 4, p. 12); am wenigsten aber ist wohl bey den ältesten Penaten des Römischen Volkes an Ceres, Fortuna, Pales und den Genius Jovialis zu denken, da ja beide Zeugnisse, in welchen dieser Gottheiten als Penaten gedacht wird, ganz ausdrücklich auf Etruskische Religion hinweisen. Uebrigens hätten wir an dieser Stelle eine kritische Aeußerung über jene wunderliche Angabe des Servius gewünscht (*Aen.* II, 325: — *Salii — sacra Penatium curabant; quos — alii hastatos esse et in Regia positos tradunt*), auf welche auch Cedrenus zu deuten scheint (p. 257, Bekker), nach dessen Erzählung Romulus dem Mars einen Tempel erbaut, *ἐν ᾧ καὶ τὸ Παλλάδιον ἀπέθετο τὸ ἀπὸ Τροίας*. Die Salier standen in der Tutela des Jupiter, Mars und Quirinus; von diesen wurden die beiden erstgenannten unzweifelhaft in der Regia verehrt; ebendasselbst stand im Sacrarium des Mars die heilige Lanze; der höchsten Wahrscheinlichkeit nach auch die Ancilia, wie denn nachweislich die Salier dort gewisse Functionen verrichteten. Dies also ist, wie überhaupt das Priestertum der Salier, noch näher in's Auge zu fassen.

Daß nun ferner diejenigen, welchen die seit der letzten Dynastie entstandenen Verhältnisse der Stadt und der aus denselben hervorgegangene Staat vorschweb-

ten, die Gottheiten des neueren Capitols als Penaten betrachteten, war ganz in der Ordnung. Wie bestimmt dieß die spätere Zeit gethan, lehrt besonders die von Hr. H. übergangene Stelle in einer Rede bey Livius (III, 17, zu vgl. mit VI, 16). Hier erscheinen Jupiter Optimus Maximus, Juno Regina und Minerva ganz eigentlich als *Penates publici*, wie denn auch diese drey Gottheiten einerseits im *Capitolium vetus* verehrt wurden, während andererseits der Cultus der beiden ersten in der Regia sicher steht. Doch ist es bemerkenswerth, daß in der Feacialenformel (ebend. I, 32) Jupiter, Juno und Quirinus, in den Bündnissen mit Carthago aber, so wie in der Devotionsformel des Decius, Jupiter, Mars und Quirinus namentlich aufgeführt werden, wobey freylich der jedesmalige Zweck des Gebetes auf die Wahl der Götter Einfluß gehabt haben muß. Sicher wenigstens dürfte man bey einiger Berücksichtigung dessen, was uns von Roms ältesten Heiligthümern theils bereits bekannt ist, theils noch ermittelt werden kann, nicht sehr geneigt seyn, zu glauben, daß die Gottheiten des Capitolinischen Tempels von Hause aus andere als ächtrömische ge-

gewesen. Wie man aber nun diese mannichfachen *Penetralia* der Stadt Rom selbst mit der Aeneasfage, mit der Wanderung der Samothrakischen Götter, endlich — und dieß bleibt auf Italischem Boden das schwierigste — mit den Gründungen und Culten von Lavinium, Alba und Rom zusammengereimt habe: das bleibt freylich ein Kreuz, wie kaum ein größeres und schwereres für den Alterthumsforscher gefunden werden kann. Der in der Natur der Penaten liegende Begriff scheint, wie Hr. H. (S. 95) hervorgehoben, den Gedanken an eine immer von Neuem wiederholte Aphidrysis gänzlich auszuschließen. Aber eben so wenig glaublich ist der Gedanke: man habe sich jene widersprechenden Dinge, Thatfache und Tradition, durch die Annahme vereint, daß zwey von den Göttern des Aeneas in Lavinium geblieben, andere nach Alba, noch andere nach Rom gewandert seyen. Wären ja doch in solcher Voraussetzung die Penaten von Lavinium, Alba und Rom nichts weniger als identische Gottheiten gewesen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Kummer: *Die geheimnisvolle Sühne*. Roman. Auch als Fortsetzung der geheimnisvollen Schuld. Anhang zu dem Romane „das Geisterschiff“ nach Capitän Marryat von Georg Lotz. 1840. Zwey Bände. Erster Band: *Jenseits des Meeres*. 192 S. Zweyter Band: *Diesseits des Meeres*. 224 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Wenn die Werke des Capit. Marryat einen Uebersetzer finden, der eben so viel Gewandtheit hat in beiden dazu nöthigen Sprachen, als Glück und Geschick in der Wahl dessen, was er überträgt, so gehören die Erzählungen jenes Engländers unstreitig zu den guten Unterhaltungsschriften. Die Zeit oder die Personen, welche sie schildern, die Gegenden, in welchen sie sich bewegen, können gebildeten Lesern ohnehin nicht unbekannt seyn, denn sie haben gewöhnlich sein Interesse schon auf irgend eine Art in Anspruch genommen, so daß er gern neue Seiten derselben sich vorführen läßt; Laien aber in der Länder- und Völker-Geschichte scheint jeder Streifblick in dieselbe ein Ganzes, und er schenkt dem, welcher ihn denselben thun läßt, vollen Glauben. Der Uebersetzer vorliegender Erzählungen, die

bereits in dem von ihm redigirten Zeitblatte, *Originalien*, zerstückelt erschienen, hat sich längst als so behagig der dazu nöthigen Mittel, als glücklich und geschickt in der Wahl des Uebersetzten erwiesen, daß es ihm auf keine Weise an Lesern fehlen kann. Mit Vergnügen wird man nach einer Unterhaltung greifen, die im Zusammenhange jedenfalls befriedigender seyn wird, als sie es in abgerissenen Bruchstücken seyn konnte. Der erste Theil dieser Erzählungen bewegt sich in Gegenden der neuen Welt, die Jedem, der sie auch nur von Hörenlagen kennen sollte, ein grauenhaftes Interesse abnöthigen; der zweyte führt uns in das intriguenvolle Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, der ränkevollen Königin Anna von Oesterreich, des Jesuiten Mazarin und anderer geschichtlicher Persönlichkeiten, die als Roman-Figuren schon so bekannt sind, daß jede neue Schilderung ihres Wesens und Treibens leicht einen Kreis von Beschauern anzuziehen vermag.

Die äußere Ausstattung ist gut.

W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

HALLE, b. Lippert: *De diis Romanorum patriis sive de Larum atque Penatum tam publicorum quam privatorum religione et cultu* scripsit Guil. A. B. Hertzberg u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aber, so wenig sich auch eine Aphidrysis mit der Aeneasfage reimen möge, man muss dennoch an eine solche gedacht haben. So Lucan, dessen Vorstellung der Vf. (S. 96) behandelt, und alle diejenigen, aus welchen die Byzantiner ihren ausführlichen Bericht von der Wanderung des Palladiums entnommen. Bey Cedrenus (p. 238) stiftet Aeneas Alba, und birgt dort das Palladium; Ascanius, der Gründer von Lanuvium, versetzt dasselbe dorthin; mit König Alba, welcher die Stadt Silva erbaut, gelangt auch das Palladium nach dem neuen Sitze; Romulus legt, wie schon bemerkt, dasselbe im Marstempel zu Rom nieder, und endlich, um die Wanderung des göttlichen Unterpfandes bis an das letzte Ziel zu verfolgen, verbirgt Constantinus das aus Rom heimlich entwendete Palladium unter seiner Bildsäule auf dem Forum zu Byzanz (*Chron. Pasch. I, p. 525, Dindorf*). Eigenthümlich unterstützt nun auch der Cultus, so weit wir ihn verfolgen können, jene Meinung; denn weit entfernt, dass, wie Hr. H. meint, Alba's Zerstörung jener Ansicht entgegenstände, bestätigt vielmehr das Schickfal der Mutterstadt Roms die Worte des Dichters. Ist es ja doch auf das Bestimmteste überliefert, dass Alba's Heiligthümer *unangetastet* geblieben; ja die uralte *Vesta Albana*, von welcher einstimmig der Cultus zu Rom hergeleitet wird, bestand samt ihren heiligen Jungfrauen noch im Zeitalter des Symmachus, und ging mithin nicht früher als die *Sacra* des Römischen Volkes selber unter. Auch scheinen uns Varro's Worte nicht gegen eine solche Ansicht zu streiten (*d. L. L. V, J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.*

§ 144); denn der Zusatz: *nam ibi Di Penates nostri*, enthält doch wohl den Grund der vorangehenden Behauptung: *Lavinium oppidum, quod primum conditum in Latio stirpis Romanae*. Lavinium und Rom hatten also dieselben Penaten; da nun aber einerseits das Beharren der Penaten in Lavinium Tradition war, andererseits ein Tempel der *Di Penates* in Rom erscheint, so lässt sich die Sache doch kaum anders begreifen, als dass man auch Rom unter dem Einflusse derselben Gottheiten gestiftet glaubte und diese eben deshalb auch hier verehrte, während man der Stadt Lavinium die Ehre der Priorität dieses Cultus zuerkannte; gerade wie die Ioner des ursprünglichen Heiligthums des Poseidon Heliconius im Mutterlande eingedenk blieben, während sie doch den Cultus ihres uralten Stammgottes auf die neue Heimat übertrugen. Endlich, um Anderes zu übergehen, muss ja auch Dionysius (I, 58) sich die Sache in dieser Art zurechtgelegt haben, wenn er die Penaten von Lavinium in einem Tempel zu Rom entdecken zu können glaubte; und ebenso Livius, der den ganzen älteren Cultus des Römischen Volkes, mit Ausnahme der *Sacra* des Hercules, aus Alba herleitet. So möchte denn die Vorstellung einer durch Aphidrysis verbreiteten Verehrung der Penaten von Lavinium, Alba und Rom noch eine weitere Erwägung verdienen, zumal da man eine solche auch dann annehmen müsste, wenn man, wie neuerdings wiederum geschehen, eine ursprüngliche Stammverwandtschaft zwischen Trojanern und Latinern durch das Medium der Pelasger voraussetzt, womit freylich viele, sonst unaufslösliche Probleme beseitigt werden.

In der sodann folgenden Darlegung der topographischen Verhältnisse der *Sacra via* und ihrer Umgebung dürfte der Vf. nach näherer Kenntnissnahme der neuesten Untersuchungen seine Ansicht wohl mehrfach modificiren; doch zeugt auch hier mehr als Eine Bemerkung von seiner nicht geringen Anschauung und seinem combinatorischen Talente. Dahin zählen wir die

Sonderung der so oft vermengten Ausdrücke *summa Velia*, *in Velia*, *sub Velia*; die Unterscheidung von *summa sacra via* und *summa Velia*; die topographischen Bestimmungen der *porta Mugonia*, des *templum Jovis Statoris*, und vor Allem die Nachweisung, daß das Haus der Tarquinier identisch mit der nachmaligen Wohnung des *Rex sacrificulus* gewesen. Hätte Hr. H. diese Punkte recht festgehalten, und damit eine richtige Vorstellung von der Lage des Vestatempels, wie der Regia, verbunden, die er sich (S. 105), was freylich ganz unmöglich ist, als hart am Fusse des Capitols befindlich denkt, so würden ihn seine Combinationen unzweifelhaft auf ein ganz anderes Resultat geleitet haben. Er hätte dann *Bunfen* (S. 101) nicht mißverstanden, und die *Summa sacra via* nicht über einen Theil der *summa Velia* geführt; denn *Bunfen* meint an der citirten Stelle unter dem Namen *Velia* die ganze nordöstliche Zunge des Palatinus, wo der Triumphbogen des Titus, der sogenannte Friedenstempel, der Tempel der Roma und Venus, u. s. w. stehen. Ueber diese lief in der That die heilige Strafse, und bildete dort einen sehr starken Abhang, was aufer vielen anderen, von den Topographen längst benutzten Stellen, besonders auch aus Augustinus (*d. C. D. XVIII, p. 178*) ersichtlich ist. Hier heist es: *Lupercorium per sacram viam adscensum atque descensum sic interpretantur, ut ab eis significari dicant homines, qui propter aquae inundationem summa montium petiverunt, et rursus eadem residente ad ima redierunt.* Der Vf. hätte dann mithin auch nicht den *clivus sacer* von der *Sacra via* geschieden, auf welchem ja, hätte er über die *Summa Velia* und zwar, wie Hr. H. (S. 103 oben) selber annimmt, auf *Stufen* geführt, nimmermehr ein Triumphzug herabziehen konnte (*Horat. Carm. IV, 2, 35*, vgl. *Epod. VII, 14*), da dieses Terrain noch heute sehr steil und für Wagen ganz unzugänglich ist. Auch durfte (S. 107) die *aedes Larum* nicht mit der Wohnung des Opferkönigs, und diese nicht mit dem Hause des P. Valerius *sub Velia* verwechselt werden, eben weil man nach Berücksichtigung sämtlicher über die *Velia* handelnden Zeugnisse die Gegend *sub Velia* nicht *in summa sacra via*, sondern hart am *Forum* zu suchen hat. Hiedurch würden sich dann auch die Combinationen über den Zusammenhang des Hauses der Valerier mit dem der Tarquinier und dem Larentempel wahrscheinlich bedeutend anders gestaltet haben. Na-

türlich aber mußte jene von Hr. H. festgehaltene Anschauung der fraglichen Localität, namentlich jene unrichtige Position der Regia und des Vestatempels, auch seine Ansicht über die schwierige Stelle bey Dionysius (I, 68) bedingen. Denn so sehr wir ihm gegen die Topographen von Rom beystimmen müssen, wenn er in dem von Dionysius gezeichneten Tempel überhaupt keinen Penatentempel, geschweige denn den bekannten auf der *Velia* erkennen will, so ist es doch ganz unmöglich, denselben für die *aedes Larum in summa sacra via* zu halten (S. 108 u. 36, 99, 107). Um hieran nur zu denken, wäre doch vor allen Dingen erforderlich, daß der Autor wenigstens von der *Sacra via* spräche. Aber thut er denn das? Durchaus nicht; er, wie alle Griechen, die der heiligen Strafse gedenken, bezeichnet diese sonst mit der wörtlichen Uebersetzung des Lateinischen Ausdrucks, wie er überhaupt in solchen Dingen zu thun pflegt; er nennt sie also *ἡ ἱερὰ ὁδός*. Allein in jener Stelle liegt ihm ja der fragliche Tempel *κατὰ τὴν ἐπὶ Καρίνας φέρουσαν ἐπιτομον ὁδόν*; er bezeichnet also augenscheinlich einen *Richtweg* (*compendium viae*): eine Bezeichnung, die wahrhaftig keine Anwendung auf die erste aller Hauptstraßen Roms erleidet, und an welche auch Hr. H. schwerlich gedacht haben würde, hätte er eine deutlichere Vorstellung von der Lage und dem Umfange der *Carinae* gehabt (vgl. jetzt: *Beschreibung der Stadt Rom* von Platner, u. s. w. B. III, Abth. 2, S. 190 u. d. F.). Jener Richtweg nun kann für einen auf dem Forum befindlichen, und mit dem Rücken nach dem Capitele gekehrten nur zur Linken der Mündung des heiligen Weges begonnen haben, also gar nicht einmal da, wo die *Velia*, auch nach des Vfs. Ansicht, lag. Eben deswegen kann auch in unserer Stelle von dieser Gegend nicht die Rede seyn, wie es denn auch nicht der Fall ist; denn *ὑπελαίαις* oder, wie der *Chifianus* deutlich giebt, *ἐπ' ἐλαίαις* steht in allen besseren Handschriften, stand auch in den nichts weniger als schlechten Codices des Lapus, und mit welchem Rechte, fragen wir, darf man gegen alle handschriftliche Autorität ändern, da doch augenscheinlich das beschriebene Local schlechterdings nicht zur *dicht am Forum* sich erhebenden *Velia* paßt? Da Dionysius den Tempel *ἀγορᾶς οὐ πρόσω*, also weder *in* noch *an* das Forum, setzt? Will man aber dennoch eine Verderbung annehmen, zu welcher weder der darge-

stellte Gegenstand, noch die Worte des Schriftstellers berechnen, so müßte jene doch wenigstens *ὀπελίαις* lauten, wie bey Dionysius weiter unten (V, 19) die Schreibart *Ἐλίαν* zeigt. Denn daß diese letzte wirklich nur eine Verderbung statt *Ὀύελίαν* sey, die sich auch aus der Endsylbe des vorangehenden *Ῥωμαῖοι* hinlänglich erklärt, beweist für uns 1) der Umstand, daß Dionysius so unzählige mit *Vi* und *Ve* beginnende Namen immer mit *Oύ*, höchst selten mit *B*, schreibt; 2) die mit der Römischen Sprachweise vollkommen übereinstimmende Form bey Plutarch; 3) die Uebersetzung des Lapis, der hier *Veliam* hat, wie wir ihm denn in nicht wenigen Stellen das Richtige verdanken; 4) die Bemerkung, daß auch in den besten Handschriften das *ού* im Anfange der Wörter nicht selten ausgefallen, z. B. bey Dionysius II, 54 (p. 207 ed. Lips. min.) *Ἰοὶ* statt *Ὀύιοι*; ebenso III, 26 (p. 295 unten) *Ἐντανῶν* im Chisianus, wo *ού* erst von zweyter Hand darüber geschrieben; nicht der mehr als Ein Mal ausgefallenen Partikel *ού* zu gedenken; 5) findet sich die Form *Ὀύέλια* bey Dionysius selbst (I, 20), nur in Beziehung auf eine andere Localität, und dazu kommt, daß jene Stelle (V, 19) die einzige ist, welche der gelehrte *Schneider* für die seltene Erscheinung des bey Griechischen Schriftstellern völlig ausgefallenen *V* im Anfange der Namen anzuführen wußte. Doch dies im Vorbeygehen. Ferner aber paßt ja die Beschreibung jenes Götterpaares bey Dionysius, genau genommen, weder auf die *Lares praestites*, noch auf die Laren überhaupt (Ovid. *Fast.* V, v. 136; Plut. Q. R. 51, vgl. besonders die trefflichen Nachweisungen bey *Gerhard* im *Prodromus mythologischer Kunstklärung*, S. 40, Anm. 110); selbst der bekannte *Denar der Gens Caesia*, den *Eckhel* vielleicht mit Recht auf die *Lares publici* deutet, paßt nicht völlig zur Beschreibung des Dionysius; oder meinen wir, daß der Schriftsteller da, wo er ein genaues Bild geben will, des Hundes und der *διφθέραι κυνῶν* oder der Rhyta und Pateren absichtlich nicht gedacht habe? Wahrlich nicht; denn selbst das, was er sagt, zeigt zur Genüge, daß, wenn es sich bloß um einen Römischen Namen für die von ihm beschriebene Göttergruppe handelte, wir mindestens ebenso sehr an Penaten, als an Laren zu denken haben würden. (Vgl. *Eckhel's* Bemerkungen zu den Münzen der *Gens Sulpicia*.) Endlich haben wir gar keine Ursache, aus des Autors

Worten zu folgern, daß er ein *uralt*es Werk vor sich hatte. Auch die bekannte, 458 d. St. dedicirte Wölfin heißt ihm (I, 79, p. 118) *ποιήματα παλαιᾶς ἐργασίας*, und doch lehrt schon der Sarkophag des Scipio Barbatus, daß man im fünften Jahrhunderte d. St., und sicher weit früher, sehr saubere und durchaus leserliche Inschriften zu machen verstand. Eben deshwegen können wir uns auch, anderer Gründe nicht zu gedenken, schwer entschließen, mit Hn. *H.* anzunehmen, Dionysius habe eine *βουστροφηδόν* geschriebene Epigraphie nur verkehrt gelesen, und mithin aus *DENAM*, d. h. *MANER (MANES)*, *DENAS* herausgebracht: eine Ansicht, auf welche der Vf. kaum gekommen wäre, hätte er nicht im ersten Theile seiner Schrift die Laren so gänzlich mit den Manen identificirt. Dagegen erkennt Hr. *H.* (S. 113) selber an, daß die Penaten von Lavinium auf Münzen als den Dioscuren ganz ähnliche Wesen erscheinen. Nun aber hebt ja Dionysius, der in jener ganzen Stelle nur an die Penaten jener Stadt denkt, ausdrücklich hervor, daß die von ihm betrachteten Götterjünglinge mit Lanzen bewaffnet sind, und in kriegerischer Haltung erscheinen. Gefallen sich also noch andere Gründe, z. B. das den Dioscuren, wie den Penaten zukommende Epitheton, *Dii Magni*, für die Ansicht, daß der Autor die Castoren, oder doch wenigstens eine diesen ähnliche Göttergruppe gesehen, so dürfte die Erklärung des Vfs. um so bedenklicher erscheinen, als jene räthselhafte Aufschrift *ΔΕΝΑΣ* aller handschriftlichen Autorität ermangelt. Schon *Eckhel* sagt a. a. O. von den Penaten und Castoren: *Diversa in speciem numina, quia aliter in numis evunciantur, reipsa tamen eadem sunt cum Dioscuris*; und diese so sehr übereinstimmende Bildung der Penaten und Castoren begreift sich ja auch leicht genug, wenn man erwägt, daß nach jener in den späteren Jahrhunderten des Alterthums weit verbreiteten Ansicht die Samothrakischen Cabiren als mit jenen beiden Göttergruppen identische Wesen betrachtet wurden. Wohl aber müssen wir Hn. *H.* wieder vollkommen beypflichten, wenn er die Angaben des Nigidius und Labeo: die Penaten des Aeneas seyen Apollo und Neptunus gewesen, in Zweifel zieht; spricht doch schon die Geschichte des Apollcultus in Rom gegen eine solche Vorstellung, falls man nicht annehmen will, daß derselben eine, freylich nicht ungewöhnliche Vermischung des Apollo und Vedius zu

Grunde liege. Nicht minder richtig scheidet er die Wohnungen des M. Valerius Maximus und P. Valerius Poplicola; und so dürfte ihm auch Niemand bestreiten, daß Laren und Penaten gänzlich von den *imagines maiorum* zu scheiden, in Beziehung auf deren Verehrung übrigens die Hauptstelle Polybius (VI, 51) zu berücksichtigen war.

Doch genug der Einzelheiten, zu deren weiterer Erwägung fast jede Seite dieser anregenden Schrift aufodert. Sowie der Leser aus unseren Bemerkungen, die doch nur einige Hauptpunkte der Arbeit betreffen, leicht ersehen wird, ein wie reicher Stoff der Untersuchung, gepaart mit manchem unerwarteten Aufschlusse, ihm hier geboten sey: so möge auch der Vf. an unseren Ausstellungen mehr als an leicht zu spendenden Lobeserhebungen erkennen, mit welchem Interesse wir seinen Forschungen gefolgt sind. Möge er auch sein Princip festhalten, auf diesem verhältnismäßig noch wenig bebauten Gebiete vor der Hand mehr nach kritisch gesicherter Feststellung einzelner Thatfachen als nach dem, freylich verlockenden, Aufbau eines Systems der Römischen Religion zu streben. Hiemit aber darf in keiner Weise das wissenschaftliche Thun ehrenwerther Forscher geringgeschätzt werden, welche, durch Neigung und Talent geleitet, nach einer Uebersicht des Ganzen ringen. Muß ja doch strenge Untersuchung des Einzelnen, und systematische Behandlung des bereits Erforschten stets Hand in Hand gehen. Nur suche man sich die Lücken unserer Erkenntniß, die gerade im Gebiete der Altrömischen Religion bis jetzt zahlreicher als irgendwo erscheinen, nicht durch Hypothesen zu verdecken; man werde es sich bewußt,

daß hier die Forschung noch in ihren Anfängen begriffen sey; man werde auch darüber klar, was denn auf diesem Gebiete außer den Resultaten, die jede ernste Untersuchung dieser Art für das Verständniß der Alten gewährt, ganz besonders unser Interesse in Anspruch nehmen müsse. Etwa die eigentliche Götterlehre und die Liturgik? Gewiß ist auch diese interessant, in so fern sie trotz ihrer für uns noch durchaus lückenhaften Gestalt sicher einen reichen Beytrag zur Geschichte des religiösen Geistes im Allgemeinen, wie zur Charakteristik des Römischen Volkes im Besonderen, gewähren würde. Dennoch scheint uns das höhere Interesse an der Altrömischen Religion noch auf etwas Anderem zu beruhen; es liegt, irren wir nicht gänzlich, in ihrem durchaus staatsrechtlichen Charakter; in der ungemein großartigen Erscheinung, wie bey den Römern von Einem religiösen Brennpuncte aus alle Gestaltung des öffentlichen und Privat-Lebens ausgegangen, und lange Zeit hindurch unerschütterlich fest getragen worden ist. Es ist daher wesentlich das *Priestertum* gegenüber dem Staate und dem Individuum, dessen nähere Kenntniß für uns vorzüglich wichtig seyn müßte; seine Principien haben Jahrhunderte lang hindurch den ganzen Organismus des Staates und den Bildungsproceß des Römischen Volkes beherrscht; ja, was mehr ist, sie haben, das Italische Alterthum mit dem christlichen Geiste vermittelnd, in ein neues Weltalter übergegriffen, und nicht bloß in administrativer Hinsicht die Entwicklung des Christenthums im Occident bedingt.

J. A. A.

K U R Z E A N Z E I G E N.

Musik. Effen, b. Bädcker: *Hundert drey- und vierstimmige Begräbnisarien für Männerstimmen und den gemischten Chor.* Herausgegeben von F. A. L. Jacob. (20 Gr.)

Wieder eine Sammlung von Liedern! Doch von ganz anderer Gattung, als die gewöhnlichen, womit in unseren Tagen die Literatur angefüllt wird, und wobey man nicht Rücksicht nimmt, ob man ein wirkliches Bedürfnis dadurch befriedigt oder nicht. Anders ist es mit vorliegender Sammlung. Sie befriedigt ein fühlbares Bedürfnis in der Literatur. Wir finden

hier Compositionen von *Schicht, Beethoven, Graun, Berner, Dreißt, Gläser, Carow, Neefe, Fr. Schneider* u. m. A. Auch die Compositionen des Hrsgbrs. sind recht ansprechend und gemüthlich, und können wenigstens den Compositionen von *W. Schneider* dreist an die Seite gestellt werden.

Auch die Angabe der Componisten und Dichter ist eine nützliche Zugabe; nur die Menge der Druckfehler ist störend.

B.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

L I T E R A T U R G E S C H I C H T E.

STRASSBURG und PARIS, b. Treuttel und Würtz:
Franz Lambert von Avignon. Nach seinen Schriften und den gleichzeitigen Quellen dargestellt von *Joh. Wilh. Baum*, außerordentlichem Professor am protestantischen Seminar und Vorsteher des Studienstifts St. Wilhelm in Straßburg. 1840. 236 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Eine Monographie ohne Vorrede und Einleitung! Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er den Mangel der ersten aus der Einfachheit des Schriftchens erklärt. Eine Vorrede will doch entweder die Geschichte einer Schrift vor ihrem Erscheinen, oder die allgemeinen Grundätze, nach denen der Vf. gearbeitet, oder die Beziehungen eines Buchs zu den Zeitverhältnissen darlegen. Solche Erörterungen sind für kleinere Werke zu pompös. Ein breites Vorwort vor Werken engeren Umfangs ruft Einem das „*nascetur ridiculus mus*“ in's Gedächtniß. — Aber die Einleitung! Sie scheint bey historischen Einzelschriften unumgänglich nöthig. Ein in großen Zügen entworfenes Gemälde der Zeit, in welcher der Held einer Monographie auftritt und sich bewegt, giebt demselben das wahre Relief, es hebt ihn, und wenn auch seine Thaten nicht eben groß und kühn gewesen; ja — die Beziehungen seiner Gesamthätigkeit sind wohl gar ohne Anschauung der Zeitbewegungen und Bestrebungen unverständlich. Indefs *Lambert's* Zeit bedurfte keiner besonderen Schilderung mehr: die in unserem monographischen Drama mithandelnden Personen sind jedem Gebildeten aus der Geschichte der Reformation bekannt. Grund genug für den Vf., um nach einigen (freylich zu wenig sagenden) allgemeineren Vorbemerkungen (S. 3 u. 4) auf *Lambert* selbst überzugehen.

Der erste Abschnitt schildert *Lambert's* Leben in *Avignon*; das erste Capitel „die Jugend und ihre Um-“

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

gebungen.“ In Avignon, welches, blühend einst durch die ihm von den Päpsten verliehene Herrlichkeit, gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu einem öden Wohnsitze der Mönche herabgesunken war, wurde *Franz Lambert* im J. 1487 geboren. Sein Vater bekleidete daselbst die bedeutende Stelle eines Geheimschreibers des Römischen Legaten oder apostolischen Palaßtes, wie man nach altem Brauch zu sagen pflegte. Früh verlor *L.* die väterliche Stütze. Im funfzehnten Jahre trat er in das Minoriten-Kloster der Observanten; sein dort geführtes Leben schildert ein zweytes Capitel. Rec. muß besonders anerkennen, daß der Vf. *L's.* allmählich gewonnene Einsicht in die Gebrechen der Kirche, wie besonders die Steigerung seines gerechten Zornes über die Verderbtheit des katholischen Klerus, geschichtlich und psychologisch motivirt hat. Man will dieß Alles oft nur aus *Luther's* Schriften ableiten, welche durch die Messe von Lyon auch nach Avignon und in *L's.* Hände gekommen waren, ohne doch zu bedenken, daß nur da, wo bereits ein dunkler Unmuth über die Mängel der Kirche und ihre Vertreter die Seele umlagerte, *Luther's* Blitze zünden konnten. In *L's.* Seele sehen wir, bevor er von *Luther's* Kühnheit Kunde bekam, einen finsternen Groll aufsteigen. Voll Sittenreinheit und kindlicher Frömmigkeit tritt er in das Klosterleben ein; leichte Fassungsgabe und ein ausgezeichnetes Rednertalent lassen ihn bald erstarken zu einem gewaltigen Bußprediger, dessen Vollgültigkeit durch Ernennung zum apostolischen Prediger des Klosters von seinen Vorgesetzten anerkannt wurde. Für die Verderbtheit der Ordensbrüder hat seine Unverdorbenheit nicht eher ein offenes Auge, als bis schmerzliche Erfahrungen ihn selbst treffen von denen, mit welchen zu leben er durch die freudig abgelegten Gelübde gezwungen war. Der Schein haßt, wo er mehr als Schein erblickt; der Schwäche Kraft liegt im Neide, und des Neides That ist boshafte Verfolgung.

L. wurde gehaßt, beneidet, verläumdete und verfolgt. Dieß öffnet sein Auge und verfinstert seine klare Seele, in welche fortan mit wachsender Erkenntniß der Unmuth eindringt. Hieraus erklärt sich's, daß in einer solchen Seele die von Wittenberg aus zuckenden Blitze zünden und ein Feuer anfachen konnten, das sich bald Luft machte.

Der zweyte Abschnitt schildert *L.*'s *Flucht aus Avignon* und in einzelnen Capiteln seine *Wanderungen* durch Lausanne, Bern, Zürich, Eifenach, Wittenberg, Metz und Straßburg. Den geheim gehaltenen Entschluß, aus dem Kloster zu enttrinnen, konnte *L.* bald ausführen: es wurde nämlich dem im Reden geübten Manne der Auftrag, Briefe an einen Oberrn, „vielleicht den General der Franziskaner, Paulus von Mailand“, zu überbringen. Im Frühlinge 1522 verließ er das Barfüßerkloster zu Avignon, durcheilte unter dem Schutze seines Ordenskleides die rauhen Wälder des Juragebirges und gelangte im Sommer nach Lausanne, wo der junge „weltlich gesinnte“ Bischof *Sebastian von Montfaucon* Gefallen fand an dem Bruder Franziscus. Von dort wandert er gen Bern. Hier wurde er von *Sebastian Meier*, dem gelehrten Elßässer, und *Berthold Haller* freundlich aufgenommen, und wagte ein offenes Hervortreten mit seines Herzens innerster Ueberzeugung. Vor einem erstaunten Publicum predigte hier *L.* im grauen Mönchskleide Lateinisch über die Gebrechen der Kirche. Mit Empfehlungsbriefen an Zwingli geht er nach Zürn; der wohlgeübte Meister Ulrich entreißt dem Mönche aus Avignon seine letzten Vorurtheile in einer öffentlich abgehaltenen Disputation über die Fürbitte der Heiligen. (Rec. muß beklagen, daß der zweyte Abschnitt über diese so höchst interessanten Ereignisse von *L.*'s Leben zu schnell hinweggeeilt ist.) *L.*'s Sinn stand nach Deutschland; *Luther* kennen zu lernen, war sein Hauptverlangen. Unter dem Namen *Johannes Serranus* reiset er nach kurzem Aufenthalte zu Basel — auf welchem Wege, ist unbekannt — nach Eifenach, wo er gegen Ende des Jahres 1522 eintrifft. Hier erklärt er den Gelehrten das Ev. Johannis in Lateinischer Sprache; macht 39 antirömische Sätze bekannt, über welche er disputiren will; bittet brieflich *Spalatin* um Vermittelung einer Unterredung mit dem Fürsten und dem Reformator. Auf erhaltene Zusage der Sicherheit und Unterstützung zur Reise, ging *L.* im Januar 1523 nach

Wittenberg, wo *Luther* mit Rath und That seine drückende Lage zu erleichtern suchte. Noch vor *Luther* entschloß er sich, freylich nicht ohne dessen Rath und Zuspruch, zu heirathen. Nach kurzem Wirken in Wittenberg, wodurch seine äußere Lage in Nichts besser geworden war (drey Vorlesungen brachten ihm Ende des Jahrs funfzehn Groschen ein), entschloß er sich, diesen Ort zu verlassen, wohl einsehend, daß neben den Celebritäten Wittenberg's er nie auf ausgezeichnete Wirksamkeit zu rechnen hatte. Sein Ideal war die Reformation Frankreichs. Auf *Luther's* und *Spalatin's* Bitten mit fürstlichem Gelde unterstützt, ging er nach Metz, 1524. Der ihm wohlgewogene Magistrat dieser Stadt vermochte nicht, ihn gegen die Wuth seiner Gegner zu schützen, welche die gefängliche Einziehung des verheiratheten Lehrers und Lutherischen Ketzers ungestüm foderten. Schnell wandte sich *L.* nach dem ihm schon bekannten und befreundeten Straßburg. Von *Bucer*, *Capito* und den übrigen Freunden der neuen Lehre wurde *L.* eher als ein „Ebenbürtiger aufgenommen, als in Wittenberg, wo der zwar noch sehr junge, aber nichts desto weniger schon sehr altkluge und bedächtige *Melancthon* den Liberalen (!) jener Zeit abhold war.“ (Es muß aber auch Etwas in *L.* gelegen haben, was die Anerkennung der Ebenbürtigkeit von Seiten der Wittenberger unmöglich machte. Schreibt doch *Luther* über *L.* an *Spalatin*: „Der Mann (*Lambert*) gefällt mir in allen Stücken sehr wohl, und ich glaube ihn erkannt und durchschaut zu haben. — Er wird nicht lange hie bleiben, acht ich wohl, denn er seines Gleichen, ja seine Meister hie finden wird.“) In Straßburg begann *L.*'s größere literarische Thätigkeit; von hier aus wandte er sich mehrmals an den König von Frankreich mit der dringenden Bitte, die Reformation in Frankreich einzuführen. Allein vergebens. Der Magistrat von Straßburg beehrte *L.* mit dem Bürgerrecht und hob auch mehrmals die Bedrängniß seiner äußeren Lage. Auf dem Reichstage zu Speier, wahrscheinlich durch *Jacob Sturm* dem Landgrafen Philipp von Hessen empfohlen, wurde *L.* von diesem berufen als ein auserwähltes Rüstzeug für die Landesreformation.

Der dritte Abschnitt berichtet über *L.*'s *Thätigkeit als Reformator in Hessen*. Im ersten Cap. werden die von *L.* auf Geheiß des Landgrafen abgefaßten 33 Reformations-Sätze mitgetheilt, welche auf einer

künftigen Synode die Streitfätze der evangelischen Lehre bilden sollten. Das zweyte Cap. stellt den Hergang der Verhandlungen auf der Synode zu Hamburg dar, wo *L.* aus einer heißen Disputation mit dem damaligen Franziskaner-Guardian zu Marburg; *Nicolaus Ferber*, als glänzender Sieger hervorging. Das dritte Cap. legt die Hauptfätze der von der Synode verfaßten Kirchenordnung dar, welche ebenfalls als ein Werk *L.'s.* anzusehen sind. Ein viertes schildert *L.'s.* Verhalten im Abendmahlsstreit. Im J. 1524 war er noch *Luther's* Meinung; in den von ihm verfaßten Reformationssätzen neigt er sich schon bestimmter den Schweizern zu, deren Ansicht durch das Marburger Gespräch (bey welchem er übrigens nur Zuhörer war) ihm noch fester wurde. — An der 1527 eröffneten Universität Marburg begann *L.* seine ausgezeichnete Lehrthätigkeit in gereifterem Mannesalter. Leider war seine academische Wirksamkeit nur von kurzer Dauer: er endete sein Leben schon 1530. Kurz vor seinem Tode schreibt er die ihn charakterisirenden Worte: „Alles, was bisher geschehen, ist Nichts, wenn wir nicht voranschreiten.“ — Dieses vielbewegte Leben *L.'s.* ist von dem Vf. in einfacher und anschaulicher Weise erzählt.

Rec. will gern zugestehen, daß der Werth solcher historischen Arbeiten, wie die vorliegende ist, nach verschiedenen Gesichtspuncten höher und niedriger angeschlagen werden kann. Legt man an die Schrift des Hn. Prof. *Baum* den Maßstab, mit welchem unsere Zeit historische Monographien und insbesondere Biographien zu messen pflegt, so wird man in diesem Werkchen Manches ungenügend finden, Anderes vermissen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die ganze geistige Persönlichkeit *L.'s.* schärfer aufgefaßt und gezeichnet worden wäre. Es darf dem Historiker nicht genug seyn, die verschiedenen Seiten eines Charakters so, wie eine historische Person sie im Leben und ihren Schriften heraustreten läßt, neben einander und nach einander seinen Lesern zur Anschauung zu bringen. Reich ausgestattete Persönlichkeiten treten uns sonst mit einem Wesen voller Gegensätze und scheinbarer Widersprüche entgegen, deren Lösung der Leser vielleicht vergebens sucht. Auch *Lambert* ist eine solche ab- und umspringende Natur, die je nach dem Wechsel äußerer Ereignisse, hingerissen von einer gewissen Herrschbegier, stets im Drange für die gute Sache,

die entgegengesetzten Seiten seines kräftigen Charakters schroff hervortreten läßt. Hätte der Vf. uns in sicherem und treffenden Zügen ein *Gesamtbild* von *L.'s.* Wesen gegeben, so würden wir den Schlüssel für manches psychologische Räthsel seines Wesens besitzen. Bey einem Charakter, wie der *L.'s.*, dessen Züge so scharf ausgeprägt sind, dessen Tiefe man bey unverstellter Freymüthigkeit und Offenheit stets bis auf den Grund durchschauen kann, wäre das Zurückleiten des gegensätzlichen Hervortretenden auf die Einheit so schwer nicht gewesen.

Was wir aber vorzüglich ungerne vermissen, ist eine Schilderung *Lambert's* — als Theolog. Die einzelnen Stellen, welche gelegentlich aus seinen Schriften mitgetheilt werden, so wie das nach den Jahren geordnete Verzeichniß seiner Schriften, ersetzen den Mangel jener desiderirten Schilderung keineswegs. Die mitgetheilten Reformationssätze sind nur die Spitzen von *L.'s.* theologischer Denkweise; es muß uns aber vorzüglich daran liegen, zu erfahren, *wie* solche Resultate gewonnen wurden; oder mit anderen Worten: wir wollen *L.'s.* Gedankenystem im Zusammenhange anschauen.

Ein Anhang, „die ersten Zeiten der Französischen Reformation betreffend“, enthält *la Farce des Théologastres*. Der Vf. verdankt die Mittheilung dieses Stücks dem Hn. Prof. *Strobel*, dem bekannten Herausgeber von „*Brant's* Narrenschiff.“ Die kleine Posse ist aus der Zeit, als der Volkswitz, aufgerüttelt durch die reformatorischen Zeitbewegungen, die Unwissenheit des Klerus mit beißendem Spott angriff. Die Abfassungszeit der Farce fällt in die Jahre 1523—1529. Das Stück ist in altem und schwer zu verstehendem Französisch geschrieben, was Manchen verhindern mag, es zu lesen. Deshalb, und weil dasselbe nicht ohne Werth ist, erlaubt sich Rec., den Inhalt in Kurzem darzulegen.

Die eigentlich wissenschaftliche Theologie ist repräsentirt durch die Person des *Théologastre*; das stupide Mönchthum in einer zweyten, mit Namen *Fratres*. — *Theologastre* beginnt mit einer Klage über die Jämmerlichkeit der neuen Theologen, welche Latein vernachlässigen und Griechisch eifrig betreiben. Er versichert treuherzig, daß er selbst kein Griechisch verstehe und nur so viel wisse, daß, wer es verstehe, in den Verdacht der Ketzerey gerathe. *Fratres* klagt

über viele Arbeit: er müßte Wolle, Garben, Würste, Schinken predigen (damit dieß nämlich als fromme Gabe der Kirche in reichem Maße gespendet werde.) *La Foy* tritt auf, bekennend, daß sie ernstlich krank sich fühle; ihr Leiden nennt sie eine *passion sophistique* und *sorbonnique*. Sie wünscht ein Heilmittel, was sie nur da zu finden meint, wo *la Raison* herrsche. *Théologastre* und *Fratres* erklären, kein Mittel für die Genesung der Dame zu kennen. *Foy* meint „*le Texte de sainte escriture*“ *) würde sie wohl heilen können; worauf *Theol.* erwidert: „der ist rauh; bietet keine Sicherheit; übrigens habe ich ihn niemals gesehen“; und *Fratres*: „ich kenne ihn nicht; woher ist er denn“? Die ernstesten Vorwürfe von Seiten der *Foy* über diese Unkenntniß und die Frage: „was kennt ihr denn“? — erwidern beide mit Aufzählung der ihnen bekannten Scholastiker.

Da wankt der *Texte de sainte escriture* an einem Stabe daher, zerlumpt, zerkratzt im Gesicht, heiser redend, so daß man ihn kaum vernimmt. Er ruft seiner Tochter *Raison*; beide wollen, um sich zu trösten, die *Foy vive* besuchen und einige Zeit bey ihr zubringen. *Texte* und *Raison* klagen in einem Zwiegespräche über die Theologen und letzte meint:

*Theologinqui vocari
Debent, et non theologi.*

Nach vielem Hin- und Herreden, in welchem namentlich dem *Theologastre* manche derbe und ernste Wahrheit gesagt wird, tritt endlich *Mercure d'Allemagne* auf. (Dieser giebt sich nachher als *Ludwig Berquin* zu erkennen, welcher bekanntlich für die Verbreitung der neuen Ideen thätig mitwirkte.) Merkur umarmt den *Texte* und die *Raison*; erkundigt sich nach dem Befinden der Dame *Foy* und hört, daß sie ernstlich krank sey. Auf seine Frage: wer sie pflege, erhält er die ihm wenig beruhigende Antwort:

— — *ce bon frère Fratres
Et nos maîtres Théologastres.*

Da verwundert sich Merkur über die Verunstaltung des *Texte*, welcher sagt: er sey in diesen übeln Zustand

*) Rec. braucht wohl nicht zu bemerken, daß er die alte Schreibweise des Stücks nicht gern modernisiren wollte.

gekommen *par les cas de Sorbonne*. Man führe ja stets die Worte im Munde: *Thomas dicit, Occam dicit*; es heiße aber nie mehr: *le texte dit*. Nachdem darauf der *Texte* den *Mercure* der Dame *Foy* vorgestellt, und *Mercure* nach seiner Erklärung, wer er sey, von *Theol.* und *Frat.* zusamt *Erasmus, Luthern* und Anderen zum Ketzer verdammt worden, will sich *Merc.* mit *Theol.* noch die Mühe geben, ihn zur Vernunft zu bringen; allein Dame *Foy* tritt dazwischen, rathend, man möge die Unwissenden schwatzen lassen. *Mercur* trägt dann der *Raison* auf, von dem *Texte* all jenen Schmutz und Unrath abzuwaschen, womit ungeweihte Hände ihn übertüncht und besudelt hatten. Als der *Texte* rein und frisch wieder dasteht, spricht *Mercur* die schönen Worte: „Küßt ihn, damit sein Athem euch entflamme und den Glauben lebendig mache. Denn was man von der anderen Seite entgegen möge, so lange ihr den klaren Text habt, werdet ihr stets gesund seyn. Und hütet euch wohl, in das alte Uebel einer verderbten Theologie zurückzufallen.“ *Theol.* und *Frat.* giebt er die Versicherung, daß es ihnen fortan nicht mehr gelingen werde, die Dame *Raison* zu verbannen und ihn ohne Begründung der Anklage richten zu lassen. Boshaft entgegnet *Theol.*: „wenn wir dich mal bey Tisch bedienen, wollen wir dich schon mit Wernuth tractiren.“ *Mercur* bietet sich ihnen zuletzt noch als Dollmetscher an, wenn sie den *Texte de sainte escriture* nicht verstehen sollten. Die *Foy* preiset Gott für ihre Wiedergenesung. Der *Texte* rühmt die Textverbesserer. Die *Raison* freut sich, daß die *pro* und *contra's*, die *utrum* und *ergo's*, die *Conclusionen*, *Notitionen* und *Volitionen*, „welche alle keine zwey Zwiebeln werth sind“, nun nichts mehr gelten. *Theol.* und *Fratres* gehen ab mit den Worten:

Nous nous en allons mal contents.

Raison rath:

laßt sie laufen diese *bigotz*.

Sodann enthält der Anhang noch ein zweytes Stück, die *Geschichte des Märtyrertods des Johannes Castellanus*, mit welchem *Lambert* in Metz sich befreundete. Der Hergang ist von einem Augenzeugen schön und ergreifend erzählt. Dr. A. St.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

M A T H E M A T I K.

MANNHEIM, b. Hoff: *Lehrbuch der höheren Geodäsie* von August Decker. Mit drey Figurentafeln. 1836. VI u. 304 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Durch die großen Fortschritte, welche das Indutriewesen in Deutschland seit den letzten 10 bis 15 Jahren gemacht hat, wurde die Nothwendigkeit der Kenntnisse in der höheren Feldmefskunst stets dringender, und wurden an letzte immer umfassendere Föderungen gemacht. Rec. macht nur auf die verschiedenen Ländervermessungen zum Behufe einer gleichförmigen Besteuerung, zur Bestimmung der Flächen einzelner Länder, auf die Anlegung von Canälen und Eisenbahnen, und auf die hiebey erforderlichen, oft sehr genauen Messungen aufmerksam, um daraus Gründe für das willkommene Erscheinen dieses Lehrbuches zu entnehmen, und auf das Verdienstliche der Darstellungen in demselben schon voraus aufmerksam zu machen.

So sehr die mathematische Literatur durch Schriften bereichert wird, welche sich mit Anwendungen auf das technische und industrielle Leben befassen, so wenige gediegene Schriften über höhere Geodäsie findet man, welche eine vollständige Uebersicht aller bey einer Landesvermessung oder bey ähnlichen Vermessungen, wie die vorher angezeigten zu erkennen geben, vorkommenden Rechnungen enthalten, und welche auch für weniger Geübte verständlich sind. Die Lehrbücher von *Umfenbach*, *Ulrich* und einigen Anderen sind wohl sehr ausgedehnt, und enthalten vieles Gute; allein sie bieten nicht diejenige Genauigkeit und Gründlichkeit im Behandeln der Formeln dar, wie das vorliegende, welches alle Rechnungen der höheren Geodäsie enthält, und möglichste Klarheit zu erzielen sucht. Besonders für angehende Cameralisten und Geometer, welche sich weiter ausbilden wollen, und hiezu für ihre Privatstudien keine zweckmäßige Schriften und

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Belehrungen fanden, möchte daher das Lehrbuch von hohem Interesse seyn.

Zur Bearbeitung selbst benutzte der Vf. vorzüglich die Werke von *Puissant*, *Delambre*, *Littrow*, *Stein* und *Grunert*, ferner das *Journal de Physique*, von *Zach's* monatliche Correspondenz u. dgl. Hiedurch erhielt das Buch freylich einen Charakter, dem ein allgemeiner Ideengang abgeht, und der keine consequente Durchführung der abgehandelten Materien zu erkennen giebt, wiewohl man keinen wesentlichen Gesichtspunct vermisst. Im Ganzen vermisst man eine selbstständige Bearbeitung des Gesamtstoffes, dessen einzelne Theile sich auf einander beziehen, und folgerichtig abgeleitet sind. Man findet häufige Wiederholungen und mancherley Uebelfände, welche bey größerer Vorsicht und Berücksichtigung der consequenten Ableitungen nicht Statt gefunden hätten. Einen dieser Uebelfände berührt der Vf. selbst; in den sieben ersten Abschnitten bedient er sich nämlich der neuen Kreiseintheilung, in den späteren aber der alten, weil er dort die Vortheile, welche mit jener Eintheilung verbunden sind, nicht gern aufgeben wollte, hier die alte Theilung wieder anwenden zu müssen glaubte, indem Aequator, Meridiane u. dergl. fortwährend in 360 eingetheilt werden.

Die bey den geodätischen Operationen vorkommenden Instrumente und Verfahrensarten für ihre Verbesserungen hat der Vf. mit Ausnahme von einigen kurzen Anmerkungen im ersten Abschnitte ganz übergangen, weil diese Gegenstände in anderen Werken sowohl gründlich als ausführlich abgehandelt seyen. Rec. bemerkt noch, dafs alle Beschreibungen solcher Instrumente durch einmaliges Ansehen und Gebrauchen vollkommen ersetzt werden, und dafs jene, wenn sie auch noch so ausführlich sind, doch diejenige Gründlichkeit und Einsicht in das Wesen derselben nicht verschaffen, wie die Anschauung und der Gebrauch selbst;

dafs er es daher gar nicht billigen kann, wenn in ähnlichen praktischen Lehrbüchern oft einfachere Instrumente mit grofser Ausführlichkeit beschrieben sind, und der Raum mit mechanischen Correctionen angefüllt ist, die ihren Zweck doch nicht erreichen, und während der Praxis weit gründlicher vorgenommen werden. Das Buch hat also vor manchen anderen, hierin verschiedene Vorzüge, und verwendet den Raum, welchen diese mit meistens nutzlosen und zweckwidrigen Beschreibungen ausfüllen, zu lehrreichen Untersuchungen und Erörterungen, wie folgende Inhaltsanzeige zu erkennen giebt.

Nach einer kurzen Einleitung über den Begriff der höheren Geodäsie, worunter der Vf. die systematische Darstellung der Regeln versteht, nach welchen eine zusammenhängende Vermessung eines ganzen Landes ausgeführt werden muß; über Hauptzweck der letzten, über Winkelmessinstrumente und Dreyecksnetze und über die verschiedenen in den einzelnen Abschnitten behandelten Gegenstände theilt der Vf. den Stoff in 14 Abschnitte ein: I) Von der Basismessung, S. 5—10; II) von der näherungsweise Bestimmung des mittleren Erdhalbmessers, S. 11—20; III) von den geodätischen Linien; S. 21—34; IV) von der Triangulation bey Dreyecken des 1 bis 4 Ranges in zwey Capiteln, S. 38—51; V) von der Berechnung der Coordinaten der Dreyeckspuncte jener Dreyecke, in zwey Cap., S. 51—90; VI) von der Gemarkungs- und Parcellenvermessung, S. 91—98; VII) von den barometrischen und trigonometrischen Höhenmessungen, in zwey Cap., S. 99—120; VIII) einige Lehren aus der Astronomie, als Vorkenntnisse zu den nachfolgenden Abschnitten, und zwar in acht Capiteln, über die Erscheinung des Weltgebäudes und künstliche Eintheilung der Himmelskugel, über die Zeit, über die Bestimmung der scheinbaren Orte der Gestirne auf der Oberfläche des Himmels, über die Präcession, Aberration, Nutation, Refraction und Parallaxe, S. 121—190; IX) von der astronomischen Bestimmung der geographischen Breite, S. 190—201; X) von der Länge, S. 202—233; XI) von der des ersten Azimuth's, S. 234—235; XII) von der geodätischen Bestimmung beider, nebst Convergence der Meridiane, S. 236—288; XIII) von Entwerfung geographischer Netze, S. 289—296, und XIV) von der Berechnung der beiden Axen der Oberfläche und des Körperinhaltes der Erde.

Höhere Geodäsie begreift alle Vermessungen, bey welchen man die Flächen in ihrer wahren Gestalt, also in Bogenform, betrachtet, und ist eben so gut Feldmesskunst, wie die niedere, wonach des Vfs. Ansicht zu berichtigen ist. Da mit den praktischen Vermessungen die Grundgesetze der Bewegung, Spiegelung und Brechung des Lichtes, die Gesetze des Sehens und des Gebrauches der Linfengläser in engster Verbindung stehen: so wäre nach des Rec. Ansicht die Mittheilung und nähere Erläuterung dieser Gegenstände in der Einleitung ganz an ihrem Orte, ohne jedoch in das Einzelne derselben einzugehen. Wenn ferner der Vf. die Meinung im Ernste hegt, dafs man die barometrischen Höhenbestimmungen zu jeder beliebigen Zeit ausführen könne, so muß Rec. auf die barometrische Ebbe und Fluth hinweisen, um schon aus ihrem Einflusse auf den Barometerstand das Unrichtige der Behauptung bemerklich zu machen, ohne dabey die täglichen Schwankungen auch nur näher zu untersuchen. Ueberhaupt wäre in der Einleitung noch gar Vieles zu ergänzen, und auch Manches zu berichtigen, wenn in das Einzelne näher eingegangen werden könnte.

Im ersten Abschnitte wird von der Auswahl zweyer weit entfernter Puncte eines Landes, von dem Messen ihres Abstandes, von den hiezu erforderlichen Instrumenten, namentlich von Linealen, Thermometern nebst Setzwage gesprochen, und die Formel für die Reduction der gemessenen Linie auf den Horizont entwickelt. Ueber den Werth der Reduction auf die Meeresfläche mittelst des Erdhalbmessers, dessen mittlerer Werth im zweyten Abschnitte berechnet wird, woraus hervorgeht, dafs diese Bestimmung jener vorangehen sollte, sagt der Vf. nur Weniges, was von keiner besonderen Bedeutung ist, auf einfachen Annahmen beruht, und unter manchen Abkürzungen mit gleicher Deutlichkeit behandelt werden könnte.

Der zweyte Abschnitt dehnt die Untersuchungen über eine mehr oder weniger genaue Methode, den Werth des Erdhalbmessers zu bestimmen, sehr aus, und behandelt diesen Gegenstand möglichst ausführlich; zur Abkürzung der Rechnung konnte manche Formel einfacher entwickelt und π statt 2 Rechte geschrieben seyn, weil bekanntlich dieser Buchstabe für den Radius 1 die halbe Peripherie = $180^\circ = 2 R$ bedeutet, wodurch die unbequeme Schreibart 2 R. aus den Formeln verschwunden wäre. Auch

wäre es zweckmäßiger gewesen, den Radius mit r zu bezeichnen. Nachdem der Vf. für den mittleren Erdhalbmesser den Werth zwey Rechte multiplicirt mit der Bogenlänge getheilt durch das Product aus den Graden des Bogens in 3,141 . . . abgeleitet hat, weist er kurz darauf hin, wie derselbe, obgleich noch sehr unvollkommen, dazu dienen kann, um die bey einer Basis für eine Landesvermessung vernachlässigte Reduction auf die Meeresfläche zu bestimmen, und ergänzt dadurch den ersten Abschnitt, was in Folge der mathematischen Consequenz nicht geschehen sollte. Für die Berechnung eines genaueren Werthes von diesem Halbmesser giebt er ein anderes Verfahren an, welches zuerst die Berechnung der geographischen Breite von drey Puncten, worunter der Buchstabe R sich befindet, was der Vf. vermeiden sollte, da derselbe den Erdhalbmesser bedeutet, dann die ihrer Längenunterschiede und die Neigungen der Dreyecksseiten gegen die Meridiane ihrer Endpunkte erfordert. Der Vf. geht zwar möglichst elementar zur Werke, giebt alle einzelnen Gesetze genau an, und zieht die notwendigen Formeln aus der sphärischen Trigonometrie herbey, um den Zweck zu erreichen; allein sowohl das hiebey entscheidende Azimuth nebst seiner Bestimmung, und die Berechnung der geographischen Breite werden erst im 11 und 9 Abschnitte behandelt, mithin anticipirt der Vf. Sätze, welche dem Anfänger unbekannt sind, wodurch die Gründlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit seiner Darstellungen sehr beeinträchtigt wird; eine Inconsequenz, welche nicht vorkommen sollte. Da ferner in dieser Entwicklung c eine Seite des sphärischen Dreyeckes, und in der Reihe $a = b + Pc + Qc^2 + \dots$ auch einen kleinen Bruch bedeuten soll, dessen höhere Potenzen im Calcul vernachlässigt werden dürften, so entsteht im Ganzen Unklarheit und Unordnung. Die Darstellung ist zu weiterschweifig, und die Formeln selbst sind zu umständlich abgeleitet, wodurch der Vortrag sehr gedehnt wird. Sie beruhen im Besonderen auf Vernachlässigung der höheren Potenzen des unter c verstandenen Bruches, und fodern Kenntniß in der ebenen und sphärischen Trigonometrie, ohne jedoch etwas Neues und Gründlicheres zu enthalten, als bereits bekannt ist.

Da unsere Erde die Gestalt eines Umdrehungselipsoïds hat, so ist die Entfernung zweyer Puncte auf

der Erdoberfläche eine Curve von doppelter Krümmung, was der Vf. geometrisch nachweist, und woraus er die wahre Bedeutung der geodätischen Linie ableitet; für diese giebt es verschiedene Differenzialgleichungen, welche er wegen ihrer Wichtigkeit für die späteren Untersuchungen aufzulösen sucht. Zum Erreichen dieses Zweckes bestimmt er mittelst des Variationscalculus die für die kürzesten Linien aller möglichen krummen Flächen passenden allgemeinen Gleichungen höchst umständlich, und entwickelt die allgemeine Bedingung des Maximum und Minimum durch eine Reihe in einer Gleichung, welche er durch Anwendung des Satzes, daß das Quadrat einer Linie gleich ist der Summe der Quadrate ihrer Projectionen auf drey rechtwinkelige Coordinatenaxen, noch vereinfacht und aus ihnen dann die gesuchten Differenzialgleichungen der kürzesten Linie auf einer krummen Fläche ableitet; die Bezeichnung der Constanten mit D statt mit C ist etwas gesucht; ihre Bestimmung muß man im Buche nachlesen, um das Eigenthümliche der Darstellungen wahrzunehmen, und aus der Vergleichung letzter mit dem Originale, woraus der Vf. geschöpft hat, zu sehen, daß dieser bemüht war, dunkle und unbestimmte Angaben zu verständlichen und dem Anfänger zugänglich zu machen. Hierin besteht ein Hauptverdienst desselben, wie jeden das Nachlesen einfach überzeugt.

Der Basisvermessung folgt das Ueberziehen des zu vermessenden Landes mit einem Netze von großen Dreyecken, deren Seiten meistens hinsichtlich ihrer Länge allgemein bestimmt sind. Diese Dreyecke nennt der Vf. solche des ersten Ranges; die mit ihnen verbundenen kleineren nennt er Dreyecke zweyten Ranges, woran sich die des dritten und vierten Ranges anschließen, so daß das ganze Netz aus einem Systeme von Dreyecken besteht. Wie genau der Vf. die Sache behandelt wissen will, geht daraus hervor, daß er verlangt, die Winkel der Dreyecke des ersten Ranges müßten mit Repetitionstheodoliten wenigstens zwanzigmal gemessen werden. Das Verfahren für die Bestimmung der Winkel und für die Berechnung des sogenannten sphärischen Excesses veranschaulicht er recht gut mit besonderer Berücksichtigung des dafür von *Legendre* aufgestellten Gesetzes, wonach man jenen Excess berechnet, von jedem seiner Winkel $\frac{1}{3}$ dieses Excesses abzieht, und in den Resten die Winkel eines ge-

radlinigen Dreyeckes erhält, dessen Seiten denen des sphärischen gleich sind. Da nach diesem Theoreme alle Dreyecke des ersten Ranges berechnet werden müssen, so beweist es der Vf. möglichst ausführlich mittelst der bekannten Reihen für die Sinus und Cosinus eines Winkels, wobey er jedoch die Glieder nur bis zur vierten Potenz der im Winkelmaße ausgedrückten Seiten beybehält, und theilt die Resultate eines berechneten Beyspiels tabellarisch mit. Nach diesen Erörterungen geht er zum Systeme der Dreyecke des zweyten bis vierten Ranges über, wobey Rec. zu bemerken findet, daß die Bezeichnung der drey zum Grunde gelegten Punkte mit a, b und c völlig unklar ist, weil diese bisher die drey Seiten des Dreyeckes bezeichneten, mithin die Ausdrücke ac, bc und ab eigentliche Producte bedeuteten, wogegen sie doch jetzt bloße Seiten angeben, und bey logarithmischen Berechnungen nicht log. ac, log. bc u. s. w., sondern log. (ac), log. (bc) geschrieben werden muß. Aus der Formel $ac = \frac{\sin. b \cdot bc}{\sin. a}$

folgt nicht $\log. ac = \log. b + \log. bc - \log. \sin. a$, sondern $\log. (ac) = \log. \sin. b + \log. (bc) - \log. \sin. a$; die Schreibart $\sin. b \cdot bc$ statt $bc \cdot \sin. b$ ist nicht zu billigen, weil der Sinus mit der Seite bc zu multipliciren ist. Diese Bemerkung mag für viele andere unzweckmäßige Darstellungen und Druckfehler gelten, welche der Vf. nicht aufmerksam verbesserte, wesswegen dem Anfänger sehr zu rathen ist, alle Formeln selbst zu entwickeln, und sich von ihrer richtigen Angabe zu überzeugen. Im Ganzen ist das Wesen der Triangulation gut behandelt; die Verfinlichungen führen den angehenden Geodäten in jenes ein, bieten ihm fast überall die zureichenden Gründe dar, und verschaffen ihm für den praktischen Gebrauch, welchen er von den mitgetheilten Resultaten bey vorkommenden Fällen zu machen hat, die gewünschte Belehrung. Hinsichtlich der consequenten Ableitung der Formeln und der Anordnung des Stoffes könnten wohl manche Ausstellungen gemacht werden; allein sie tragen zum Wesentlichen der Sache nicht viel bey, wesswegen sie hier unberührt bleiben.

Die Bestimmung der gegenseitigen Lage aller trigonometrischen Punkte durch Coordinaten ist bey einer allgemeinen Landesvermessung ein wesentliches Erforderniß, daher befaßt sich der Vf. hiemit im fünften Abschnitte, wobey er den durch Darmstadt gehenden Meridian zum Grunde legt, die Begriffe Abscisse und Ordinate erläutert und Formeln entwickelt, welche keine Functionen der geographischen Breite sind, und nicht die Kugelgestalt der Erde, sondern die elliptische zur Grundlage haben. Nachdem er die Hauptformeln entwickelt hat, entwirft er ein sehr zweckmäßiges Formular, in welchem beyspielsweise die Berechnung der Coordinaten des Punktes Tauffstein ausgeführt ist; es enthält den Abstand des neuen Punktes von dem vorhergehenden, die Azimuthe des neuen und folgenden Punktes, den Winkel der vorhergehenden und folgenden Punkte am neuen Punkte, die Ordinate und Abscisse beider Punkte. Diesen Angaben folgen die Berechnungen der Complemente der Constanten mittelst der Logarithmen, wodurch das ganze Geschäft dem Anhänger recht klar werden muß, wenn er sich die nöthige Gewandtheit im Entwickeln und Berechnen der Formeln erworben hat. Für die Bestimmung der Azimuthe der Dreyecksseiten, um die Coordinatendifferenzen zu finden, verfährt er ebenfalls praktisch, indem er an einem Beyspiele das Mechanische verfinlicht und ihre Berechnung nebst der Correction und Berechnung der Coordinaten selbst an Formularen vereinfacht, welche für sich klar und zum Gebrauche sehr anwendbar sind. Der Vf. verbindet auch hier mit der Praxis die Theorie, begründet jene durch diese, und macht letzte durch erste leichter zugänglich, was für den angehenden Geodäten sehr vortheilhaft ist. Rec. hat die Darstellungen mit ähnlichen anderen verglichen, und manche Vorzüge vor letzter wahrgenommen; sie bestehen besonders in der durch die berechneten Beyspiele und Formulare erzielte Uebersicht des ganzen Verfahrens.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

M A T H E M A T I K.

MANNHEIM, b. Hoff: *Lehrbuch der höheren Geodäsie* von *August Decker* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Gemarks- und Parcellen-Messung erfordert die Bestimmung der Umfangseiten mittelst des Distanzmessers, oder der Klafterstäbe, und die Beobachtung der Winkel der Gemarkungsgrenzen mit dem Theodoliten. Diese Gegenstände, so wie die Eintheilung in Fluren u. s. w. behandelt der Vf. im 6. Abschnitte kurz und doch verständlich; die Art und Weise, wie man aus den gefundenen Coordinaten der Flurumfangspuncte die Flächeninhalte der Fluren berechnet, und zum Behufe der Parcellenmessung die Fluren in schickliche, aus mehreren Gewannen bestehende Unterabtheilungen verlegt u. s. w. näher erläutert und hiemit gleichsam das ganze Geschäft einer Landesvermessung geschlossen. Sehr wünschenswerth wäre, wenn für die Veranschaulichung des Verfahrens ein Beyspiel berechnet, und dem Anfänger dadurch der Hergang klarer gemacht worden wäre. Für diesen Abschnitt hatte der Vf. die Bestimmung des Buches nicht klar im Auge; Rec. kann daher die Behandlung des Gegenstandes nicht ganz billigen, sondern erwartete eine umfassendere Darstellung, welche durch das anschauliche Element bedeutend gewonnen hätte.

Die Höhenmessungen gehören zu den interessantesten, wichtigeren und anwendbareren Verhältnissen des Lebens; sie werden daher in allen Werken der praktischen Mathematik mit großer Vorsicht behandelt. Dieses ist auch hier der Fall, indem der Vf. die Formel für die Bestimmung mittelst des Barometers mit ihren Coefficienten und Verbesserungen möglichst allgemein ableitet, die Resultate der verschiedenen Naturforscher benutzt und alle von ihnen angebrachten Correctionen berücksichtigt, wodurch die Darstellungen

sehr ausgedehnt und vereinzelt werden. Zur leichteren Ausführung der Rechnung nach der Formel entwarf der Vf. für zwey Stationen ein Formular, worin die einzelnen, diesen Stationen entsprechenden Ziffernwerthe berechnet eingetragen sind. Die trigonometrischen Höhenmessungen werden äußerst kurz und eher oberflächlich als gründlich erörtert; es wird zwar zur bequemen Ausführung derselben ein Formular entworfen, allein dieses ergänzt dasjenige nicht, was man zum Behufe eines klaren Verständnisses der Sache zu fordern berechtigt ist.

Da die größeren Vermessungen mit astronomischen Beobachtungen verbunden sind, so schiebt der Vf. den 8. Abschnitt ein, welcher rein astronomischen Inhalts ist und verschiedene Vorkenntnisse der folgenden Abschnitte verschaffen soll. Zuerst spricht er von den Erscheinungen des Weltgebäudes und künstlichen Eintheilungen der Himmelskugel, wobey die Begriffe „Nordpol, Tagekreise, Horizont, Zenith“ u. dgl. berührt werden. Dann von den einzelnen Gegenständen, welche entscheidend sind. Hinsichtlich des Horizontes ist der scheinbare von dem wahren nicht unterschieden und erster nicht einmal völlig klar erörtert; andere Bemerkungen konnten ganz wegbleiben, da sie zum Verständnisse der Sache nicht viel beytragen. Zeit ist dem Vf. der Eindruck, welchen der Zwischenraum zwischen vergangenen und gegenwärtigen Dingen auf uns macht, zu dessen Messung die gleichförmige Bewegung eines Körpers dient. Worin das Wesen dieser besteht, ist nicht angegeben, wiewohl über die Stern- und Sonnen-Zeit nebst Reduction der ersten auf die mittlere Sonnenzeit, wofür eine sehr brauchbare Tafel entworfen wird, und über verschiedene andere Gegenstände ziemlich deutlich gesprochen und namentlich die Zeitgleichung in Bezug auf das Corrigiren der Uhren gut verfinnlicht wird.

Mittelst der Bestimmung der Orte der Sterne am Himmel durch Declination und Rectascension, durch

Länge und Breite, durch Höhe und Azimuth wird es leicht, jener Foderung zu entsprechen; der Vf. theilt übrigens noch zwey andere Arten durch die sphärische Trigonometrie mit; die eine besteht aus der bekannten Polhöhe eines Ortes, der Zenithdistanz und des Azimuths eines Gestirnes für eine gegebene Zeit aus einer Beobachtung den Secundenwinkel, die Poldistanz und Rectascension für dieselbe Zeit zu suchen; die andere in der Bestimmung der Länge und Poldistanz des Gestirnes in Bezug auf die Ekliptik aus der Rectascension und Poldistanz nebst der Schiefe der Ekliptik. Die Erläuterungen sind kurz und klar. Aehnlich verhält es sich mit der Construction der Formel für die Präcession, welche an und für sich in dem Vorrücken des Frühlings besteht und vom Vf. nicht klar verfinnlicht wird. Jene Formel hängt übrigens von der zu bestimmenden Präcession selbst ab, daher muß man, wenn sie noch nicht beyläufig bekannt ist, zuerst bloß mit der unverbesserten Declination rechnen, und alsdann die Rechnung mit der vorgefundenen Präcession wiederholen, worin demnach eine Inconsequenz liegt, welche nicht zu billigen ist. Die Formel für die Aenderung in der Rectascension, welche der Vf. jedoch nicht selbstständig verarbeitet, sondern aus *Grunert* entnommen zu haben scheint, ist höchst ausführlich behandelt; ein Beyspiel verfinnlicht das Praktische beider. Ein Verzeichniß der bedeutendsten Fixsterne hinsichtlich der Rectascension in Bogen und Polardistanz dient zur Erleichterung der Rechnung.

Ueber die Aberration des Lichtes hätte sich der Vf. kürzer fassen können. Die zur Bestimmung der wahren Länge und Breite des Gestirnes entwickelten Hauptformeln dienen jenen, die durch die Aberration des Lichtes bewirkte Aenderung in der wahren Breite und Länge des Gestirnes zu berechnen. In den Ausdrücken selbst liegen oft Veranlassungen zu Mißverständnissen; indem der Vf. $\text{tang. } ^2\beta$, $\text{cof. } ^1\beta$, $\text{sin } \beta$ u. s. w., statt $\text{tang. } ^2\beta$, $\text{cof. } ^2\beta$, $\text{sin}^2\beta$ u. s. w. schreibt, was nicht zu billigen ist; auch findet sich in ihrer Ableitung und Behandlungsweise keine strenge Consequenz, was eine Folge der verschiedenen Quellen ist, woraus er geschöpft hat. Zugleich sind die Formeln selbstständig zu entwickeln, um die etwaigen Druckfehler zu verbessern und bey speciellen Berechnungen derselben keine fehlerhafte Resultate zu erhalten, also sich ver-

gebens bemühet zu haben. Die Schreibart $\left(\text{fin. } \frac{e}{2}\right)^2$ ist insofern falsch, als ihre Auflösung $\text{fin. } \frac{e^2}{4}$ giebt, was nicht der Fall seyn kann; der Ausdruck $\text{fin. } \frac{^2e}{2}$ be-

gegnet dieser Zweydeutigkeit. Uebrigens sind die meisten Formeln vollständig und gut behandelt, bieten dem Anfänger viel Gelegenheit zur Uebung dar, und ihre Hauptwerthe sind in zwey Tafeln für verschiedene Bogen zusammengestellt; ein Beyspiel verfinnlicht beide.

Die Gleichungen für die Nutation unter verschiedenen Annahmen nebst der Tafel über die Länge des Knotens der Mondbahn; die Mittheilungen über die Refraction und die näheren Erläuterungen über die Parallaxe nebst ihrer Bestimmung enthalten vielseitige Belehrung für den Anfänger, welcher in den drey besonderen Aufgaben, welche der Vf. behandelt, Stoff zu mancherley anderen Anwendungen erhält. Nachdem er veranschaulicht hat, in wie fern die geographische Breite mit der Polhöhe einerley ist, giebt er die vier vorzüglichsten Methoden an, deren man sich zur Bestimmung der Polhöhe eines Ortes bedienen kann; jedesmalige Beyspiele verfinnlichen das Praktische, und eine Tafel über das erste Glied der Formel erleichtert die Rechnung selbst, wodurch der Vf. sich besonderes Verdienst erworben hat. Auch für die Bestimmung der geographischen Länge geht er sehr vorsichtig und klar zu Werke; er berücksichtigt alle Methoden und erläutert manche etwas ausführlicher, als es von anderen Astronomen und Geographen geschieht. Verschiedene zweckwidrige Bezeichnungen und Unständlichkeiten, Inconsequenzen in der Schreibart und Weiterschweifigkeiten in Ableitung der Formeln muß man abrechnen, um die Darstellungen vollkommen zu billigen.

Die für die Längenbestimmung abgeleiteten Hauptformeln lassen den bequemen Gebrauch der Logarithmen nicht zu, daher nimmt der Vf. einige Transformationen mit ihnen vor und wendet sie sowohl auf Sonnenfinsternisse, als auf Sternbedeckungen an. Die Bezeichnung der Längendifferenz von *Paris* und *Berlin* mittelst der Bemerkung eines Sternes und die tabellarische Zusammenstellung der Resultate verdient ebenso viel Beyfall als die Vereinzelnung der Operation, wornach man für die Zeit der Immerfion zu Paris die

scheinbare Entfernung der Mittelpuncte der beiden Gestirne sucht, um diese Entfernung mit der Summe der scheinbaren Halbmesser zu vergleichen und hierdurch zu erfahren, welche Wirkung der Fehler, womit die angenommene Längendifferenz und die aus den Tafeln entnommene Angabe des Ortes des Mondes behaftet ist, auf die Entfernung der beiden Gestirne hervorbringen. Zwölf besondere Berechnungen veranschaulichen diese Operation, welche dem Anfänger die Pflicht auferlegt, mehrere andere Beyspiele zu behandeln und hierdurch sich mit den Einzelheiten derselben recht vertraut zu machen. Am Schlusse wird noch recht verständlich von der Bestimmung der Fehler der Mondtafeln und denjenigen Fehlern gesprochen, womit die angenommene Längendifferenz behaftet ist.

Da für die Bestimmung des Azimuths eines terrestrischen Ortes, z. B. einer Thurmspitze, bloß erforderlich ist, mit dem Spiegelsextanten die Distanz des Sonnenrandes von dem Objecte zu messen und dabey die Uhrzeit des Augenblickes der Beobachtungen zu bemerken, so behandelt der Vf. diese Aufgabe kurz und leitet das Gesetz ab, wonach das gesuchte Azimuth des terrestrischen Objectes gleich ist der Summe oder Differenz zwischen dem Bogen und Azimuthe. Mit grosser Ausführlichkeit bespricht er dagegen die geodätische Bestimmung der geographischen Länge und Breite und Converganz der Meridiane. Zuerst entwickelt er die von *Bohnenberger* und *Oriani* angegebenen Grundformeln höchst fleissig und genau, wie sie von Erstem mitgetheilt wurden, wobey er auf alle Nebenverhältnisse aufmerksam macht; dann bildet er eine Formel für die Berechnung der Converganz der Meridiane, wie sie *Oriani* gegeben hat. Obgleich hierin nicht viel Verdienstliches liegt, so dringt doch der Anfänger in Folge einiger besonderen Bemerkungen tiefer in den Charakter der Formeln ein und zieht namentlich aus der Umwandlung der Grundformeln für die geographische Breite und Länge mittelst verschiedener Theilsätze und der Anwendung der *Taylor'schen* Reihe, und endlich aus der für die Converganz der Meridiane mehrfache Belehrung. Hieraus ergeben sich also drey Hauptformeln, für deren Versinnlichung zu Anwendungen der Vf. aus den Coordinaten des Punctes Taufstein die geographische Länge und Breite desselben, so wie die Converganz der Meridiane von Darmstadt und Taufstein berechnet. Die tabellarische Mittheilung der

Resultate und jene Berechnung sind eigene Arbeit desselben und tragen zur Veranschaulichung viel bey. In einem Anhange wird noch Einiges über die Ortsentfernungen auf der Erde gesagt.

Die näheren Erläuterungen über die Art und Weise, nach welchen man bey der Entwerfung der Charte eines grossen Landes zu verfahren hat, sind verdienstlich und bieten dem Anfänger diejenigen Gesichtspuncte dar, welche er berücksichtigen muß, um zu dem erwünschten Ziele zu gelangen. Uebrigens ist dieser Gegenstand nicht erschöpft; man entbehrt namentlich die Gesetze der verschiedenen Projectionsarten, die Nachweisungen ihrer Vortheile und Nachtheile und die Veranschaulichung mancher anderer Beziehungen, welche dem Anfänger nicht vorenthalten werden dürfen, wenn er den Gegenstand möglichst umfassend kennen lernen soll. Die Darstellungen für die Berechnungen der beiden Axen der Oberfläche und des Körperinhaltes unserer Erde enthalten zwar nichts wesentliches Neue; aber die Formeln sind doch in einzelnen Gliedern mehr versinnlicht, als es gewöhnlich geschieht. Uebrigens ist die Berechnungsart der Zonen, Zonenstücke, der einzelnen Quadratgrade, der Länder mittelst guter Charten und mancher anderen Grössen übergangen, was nicht zur empfehlenden Seite der Schrift gehört, da jene Gegenstände wesentliche Theile der höheren Geodäsie ausmachen, also in einem Lehrbuche derselben nicht fehlen dürfen.

Im Ganzen geht aus dem Studium des Buches hervor, daß der Vf. die darin abgehandelten Gegenstände in den angeführten Quellen fleissig durchgearbeitet, ziemlich sorgfältig, aber nicht immer in zweckmässiger Ordnung, zusammengestellt und hierdurch ein Ganzes zu Stande gebracht hat, welches dem angehenden Geodäten mancherley Vortheile darzubieten geeignet ist. Dafs Erster oft mit Umsicht und verständiger Auswahl des Nützlichen verfuhr und eifrigst bemühet war, schwieriger Gegenstände verständlicher und dem Anfänger leichter zugänglich zu machen; daß in diesem Verhältnisse ein Hauptvorteil der Schrift besteht, und daß sie darum jeder Leser mit mehr oder weniger Nutzen studiren wird, je nachdem er einen gewissen Grad von Vorbildung hat, welche ihn die Gesetze der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der Differential- und Integral-Rechnung leicht anwenden läßt.

Papier, Druck (die mancherley Druckfehler abgerechnet) und Zeichnungen tragen zur Empfehlung bey.

R.

JURISPRUDENZ.

WIEN, b. K. Haas: *Systematisches Handbuch der Literatur der allgemeinen (Josephinischen) Gerichtsordnung* vom 1 May 1781, der Westgalizischen Gerichtsordnung vom 19 December 1796, der Italiänischen Gerichtsordnung vom 16 März 1803, der Tyrolischen Gerichtsordnung vom 15 September 1814, und der allgemeinen Josephinischen Concursordnung vom 1 May 1781. Von Dr. Moritz v. Stubenrauch, k. k. ordentlichem öffentlichem Professor des Oesterreichisch-bürgerlichen Rechts an der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie. Mit zwey Anhängen (über die Literatur des Geschäftsstyles und über die Oesterreichischen juridischen Zeitschriften) und drey Registern. 1840. XIV u. 495 S. gr. 8. (1 Thlr. 15 Ngr.)

Zu den wohlwollenden Bestrebungen des unvergeßlichen Kaisers Joseph II gehörte auch die Tendenz, durch Gesetzgebung für Verbesserung der Rechtspflege zu sorgen. Auch in dieser Beziehung nahm dieser Herrscher im Südosten von Deutschland sich den großen König im Nordosten zum Muster. Die Geschichte lehrt uns, daß so manches seiner Werke nach seinem Tode, ja noch hey seinem Leben wieder in Trümmer fiel. Noch bis auf den Augenblick steht aber, neben seiner Bildsäule, das Denkmal, welches er sich in seiner Civilproceß-Gesetzgebung gesetzt hat, und dem wir uns schon aus Pietät für den Namen, welcher darauf eingegraben ist, gern nähern. In diesem Sinne, und weil besonders auch über das Gebiet der Wissenschaft des bürgerlichen Proceßes das Studium des Particularrechts der einzelnen Deutschen Staaten, wodurch die Theorie des Civilverfahrens so sehr gefördert wird, sich verbreitet hat, muß uns dieses Handbuch interessieren, welches sich uns hingiebt, um uns die Literatur der Josephinischen Proceß-Gesetzgebung des Jahres 1781, in Verbindung mit der unter der Regierung des Kaisers Franz I errichteten Legislation über das Ver-

fahren in Civilrechtsfachen, bequem überblicken zu lassen. Schon im Jahre 1827 gab Ritter *Johann Vasque von Püttlingen* seine: „Darstellung der Literatur des Oesterreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs“ heraus. Im Jahre 1833 folgte dessen „Darstellung der Literatur des Oesterreichischen Gesetzbuches über Verbrechen und schwere Policeyübertretungen.“ Beide Werke wurden auch außerhalb Oesterreichs als angenehme Erscheinungen begrüßt. Auf gleiche Art wird auch dieses Handbuch des Hn. von *Stubenrauch* empfangen werden, wodurch er sich ein doppeltes Verdienst erworben hat, das, daß wir durch ihn ein Literaturwerk über einen so wichtigen und interessanten Rechtszweig, wie der bürgerliche Proceß ist, erhalten haben, und das weitere, daß, indem es sich an die beiden *v. Püttling'schen* Werke reiht, wir die Literatur des bürgerlichen und peinlichen Rechts unserer Nachbarn im Südosten des Vaterlandes mit einem Blicke überschauen können. Rec., im Südwesten wohnend, muß eine in das Einzelne gehende Kritik dieses Handbuchs, das nichts weniger, als ein bloßes Bücherverzeichnis ist, da der Herausgeber auf den Inhalt, das System und die Methode eingeht, auf die erschienenen Recensionen hinzeigt u. s. w., einem Oesterreichischen Juristen überlassen, dem das nähere Material und die unmittelbare Beziehung dient; er hielt es nur für Pflicht, diese Erscheinung dem Blicke der nicht Oesterreichischen Deutschen Rechtsgelehrten vorüberzuführen. Zugleich wollte er diese Gelegenheit benutzen, den lebhaften Wunsch auszusprechen, daß einer derselben sich endlich entschließen möge, ein Handbuch der Literatur unseres gemeinen Civilproceßes auszuarbeiten, und so ein Bedürfnis zu befriedigen, welches täglich fühlbarer wird. (Noch in der neuesten Auflage von *Martin's* Lehrbuch des Deutschen gemeinen bürgerlichen Proceßes müssen wir (§ 5) lesen: „Sehr nützlich ist — die Kenntniß der *Proceß-Literatur*, welche ihren besonderen Bearbeiter *noch immer erwartet.*“) Freylich ist eine solche, fast herkulische, Arbeit mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft; um so größer wäre aber das Verdienst, dem der Lorbeer nicht entgehen könnte.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

G E S C H I C H T E

PARIS, aux Bureaux de l'écho de France: *Histoire politique, anecdotique et littéraire du Journal des débats.* Par M. Alfred Nettement. 1838. T. I 322 p. T. II 319 p. 8.

Ein öffentliches Blatt, welches unter dem seltenen Wechsel der gewaltigsten Kämpfe und der außerordentlichsten Krisen, die ein Land in kurzem Zeitraume je zu bestehen hatte, auf eine bald vierzigjährige Dauer zurückblicken kann; welches einige Zeit (im Anfange seiner Entstehung) das einzige öffentliche Organ von Bedeutung war, durch seine Abonnentenzahl (25,000 in seiner blühendsten Zeit) einen nicht zu berechnenden Einfluß übte, jeden Tausch, nicht allein der Personen, sondern auch der Principien zu überdauern, weil es, wo zu herrschen unmöglich war, sich zu schmiegen verstand: ein solches Blatt hat so gut seine Geschichte, und verdient deren Aufzeichnung so gut, als ein von seiner Zeit getragener und in dieselbe eingreifender Mann. In wenigen Worten ausgedrückt, bietet die Geschichte des *Journal des débats* ein Seitenbild zu demjenigen jenes berühmten gleichzeitigen Staatsmannes, der so manche Eide geschworen hat, um sie nicht zu halten, und in jeder Ergebnheits-Verficherung Stoff fand, dem Summarium seiner Verräthereyen Zuwachs zu liefern. — Wer ist's aber, der die Geschichte der geheimnißvoll waltenden Macht des besagten Blattes geschrieben hat? Es ist ein Franzose, dessen sociale, politische, religiöse und moralische Principien Achtung verdienen, der eine legitimistische Färbung nicht verbergen will, der aber auch Franzose ist in jeder Beziehung, daher von dessen Gränzen spricht, welche das wogende Völkermeer im Jahre 1814 von dem Lande weggespült habe, und die wieder ersetzt werden müßten, von der *carte de l'Europe, refaite à cette époque sans nous et contre nous*; der den ungebührlichen Druck der Tractate von 1815 schon längst gern ab-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

geschüttelt gesehen hätte, entschieden gegen die Allianz mit England sich erklärt, indess ein Bündniß mit Rußland die Suprematie über Europa in die Hände dieser beiden Mächte würde gelegt haben, und der dem *Journal des Débats* seinen Antheil an Förderung der Julyrevolution vorzüglich deswegen nicht verzeihen kann, weil dieselbe die sichelreife Erndte des Ruhms und des europäischen Einflusses von Frankreich in einem Augenblicke versengt habe.

Mit markigen Pinfelstrichen wird in den beiden ersten Capiteln Frankreichs politischer und literarischer Zustand hingeworfen, in welchen es durch die Revolution, dieser *revolte du moi humain contre tout qui l'entoure*, versetzt ward. Mitten aus demselben heraus oder in sie hinein (wie man will) trat *Bonaparte*. Dem Walten der Presse niemals hold, machte er sogleich mit einem Federzuge dem ärmlich gefristeten Leben von 15 Pariser Blättern den Garaus. Ein unbedeutendes, unter dem Titel *Journal des débats*, überlebte die heilsamen Aderlässe. Die Gebrüder *Bertin* kauften dasselbe für 20000 Franken. Der Freundesrath eines Hn. *Mutin*, das Blatt zum Organ einer christlich-gesellschaftlichen Reaction zu machen, wurde festgehalten, und Hr. *Geoffroi*, bereits Mitarbeiter an einem literarischen Blatte, als Redacteur des Feuilleton gewonnen. *Geoffroi* war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, gefunden Grundfätzen, strenger Kritik der irrthümlichen Lehren, Erbe von *Freron's* Haß gegen *Voltaire* und die sogenannten Philosophen, daher auch der Revolution abgeneigt. Anfangs pochte das Blatt nur behutsam an, ob einer besseren Gestaltung der Gesellschaft und deren Trägern, dem Christenthume und der Sittlichkeit, die Thüren wieder wollten geöffnet werden. Die Anzeichen waren günstig, es fehlte nicht an Neigung zu einer solchen Restauration. Indess die Revolution in dem politischen Theile des Journals noch fortwährend ihre Huldigung foderte, begann in dessen wissenschaftlichem Theile ein anderer Geist zu wehen.

Die großen Schriftsteller der Vergangenheit, während der Revolution geächtet, wie alles Größere und Edlere, wurden wieder in Erinnerung gebracht, es erhob sich wieder eine Stimme für den Clerus, und eine feine Ironie wußte den Ereignissen oder Verfügungen der Gegenwart flüchtige Bemerkungen oder Züge aus der Vergangenheit gegenüberzustellen, und hierdurch das Urtheil anzuregen. Der Weihrauch, den *Geoffroi* mit vollen Händen auf den Altar warf, welcher vor Bonaparte stets rauchen mußte, gewährte Sicherheit. Durch den Beytritt des Hn. *v. Feletz* mit seiner feinen Kritik, mit seinem hochgebildeten Ausdrucke, woraus Wechsel und Mannichfaltigkeit entstand, zu der Redaction des *Feuilletons* gewann das Blatt noch mehr. Nach Abschluß des Concordats durfte das Christliche entschieden hervortreten, und die gewöhnliche Zeitrechnung stellte sich sofort neben der officiell noch anerkannten republicanischen an die Spitze. Auch leise legitimistische Andeutungen, Hn. *Bertin's* Gefinnungen, mangelten nicht. Die Nummer, welche die Nachricht brachte, daß über den Herzog von Enghien ein Kriegsgericht niedergesetzt sey, enthielt ganz am Schlusse eine Uebersetzung jener Stelle aus *Silius Italicus*, in welcher *Pacuvius* seinem Sohne die Ermordung *Hannibals* ernstlich mißrath. Hiermit schließt das Blatt seinen ersten Zeitraum.

Der Herzog ist gemordet; Bonaparte hat den blutigen Leichnam zwischen sich und die Legitimität geworfen; fortan bestimmt die neue Sonne die Orbita des Blattes. Von dieser Seite her war für dasselbe nichts zu beforgen. Desto heftiger glühte der Haß der Anhänger der Philosophen und Revolution gegen das Journal, welchen die Lüfternheit nach dessen reichem Ertrage noch gewaltiger stachelte. Jene Leute, die endlich die Revolution für sich auszubeuten gewußt, hatten sich plötzlich in Seiden des Despoten umgewandelt, dessen Zorn wider das *Journal des debats* sie auf jegliche Weise zu reizen sich bemühten. Aber es fand in *Fievée*, dem Einzigen, der mit dem Gewaltigen offen sprechen durfte, einen entschiedenen Wortführer. Diesem gelang es für den Augenblick, Bonaparte's Abneigung gegen die *Bertins* zu beschwichtigen, ihr Eigenthum mittelst Ueberlassung eines Viertheils des Ertrages an die geheime Polizey zu retten, und dadurch, daß *Fievée* selbst die Direction übernahm, und der geforderten Verwandlung des Titels in denjenigen *Journal de l'Empire* sich unterzog, einen Schlag noch ab-

zuwenden. Unter Hn. *Fievée's* Leitung blieben sich Geist und Tendenz des Blattes gleich. Die Ruhe dauerte aber nicht lange. *Fouché*, der heftigste Widerfacher, lag stets auf der Lauer; die unbedeutendsten Nachrichten boten Stoff zu Erörterungen; durch stete Beschwerden gelang es, Bonaparte völlig wider das *J. d. D.* einzunehmen. Von derartigem Eigenthume hatte er keinen Begriff, daher entriß er das Blatt seinem Besitzer, bestellte auf Rath seines Staatssecretairs den jungen *Etienne*, nachmaligen Redactor des Constitutionel, zu dessen Dirigenten, und wies an den Gewinn einige Günstlinge an. Wurde das *J. de l'E.* von jetzt Organ des Allgewaltigen, vor dem es zugleich mit der verachtungswürdigsten Höflingschmeicheley den Staub leckte, so trat der Contrast zwischen der in die Zwangsjacke gesteckten politischen und der freyer sich bewegenden schöngestirnten und literarischen Abtheilung nur um so heller hervor. In jener walteten die Verehrer der falschen Philosophie und ihrer Folgen, in dieser die Wortführer monarchischer und religiöser Grundsätze. Wie sehr aber der ehemalige Geist aus dem Blatte gewichen war, mochte auf's Deutlichste erkannt werden, als es bey *Chateaubriand's* Einführung in die Academie wider denselben Partey nahm. In jener Zeit, kann man sagen, mußte es aus Zwang der Welt vorlügen; die Schule war gut, der Schüler gelehrig, er lernte in späterer Zeit das Gewerbe auf eigene Rechnung betreiben. — Das Idol stürzte zusammen; der dritte Zeitraum des Blattes begann.

Am 1 April 1814 erschien das *Journal des Debats* wieder mit dem einfachen und doch vielfagenden Manifeste an der Stirne: *Messieurs les souscripteurs sont avertis que les conditions d'abonnement sont toujours les memes.* Lasset Throne zertrümmern, Dynastien darniederfallen, die Sonne, zu der man so eben den Blick gewendet, verbleichen, das Land in den Weiden eines schmerzhaften Kreisens sich winden, das Leben der Völker in seinen innersten Keimen sich umgestalten — wenn nur der Abonnementspreis der gleiche bleibt! Es ist dieses, nur in verschieden klingenden Formeln, das allgemeine Lofungswort des Gezüchtetes, das sich Menschen nennt. Unveränderter Abonnementspreis! — Fahret hin Ehre, Pflicht, Treue, Wahrheit, Gewissen, Grundsätze, die Hauptsache ist gerettet! — Derjenige, der so eben noch Gegenstand der Vergötterung gewesen, hieß nun nicht mehr anders als Despot, Ty-

rann, Uuterdrücker, und es begann nun die Fuchswedeley gegen die Bourbons. Die meisten öffentlichen Blätter sind nicht bloß Organe der öffentlichen Meinung, nicht bloß Mittel, auf dieselbe einzuwirken, sondern in jeder Beziehung ein Typus der löschpapiernen Gegenwart. Indefs brach jetzt das goldene Zeitalter für das *J. d. D.* an. Vom Hofe begünstigt, von den Vielen, die eine echte, alle Zustände berücksichtigende, Restauration wünschten, eifrig gelesen, lieh ihm *Chateaubriand's* Feder für politische Gegenstände einen neuen Glanz, wurde in dem Zusammenwirken der Hn. *Nodier* und *Duviequet Geoffroi's* Verlust für das Feuilleton mehr als ersetzt. Die politische Gesinnung des Blattes war damals so entschieden, daß mit Bonaparte's Einbruch in Frankreich (die Kammer der 100 Tage ist in dem Buche mit kräftigen Farben geschildert) das gesamte Redactionspersonale nach Belgien zog, wo der König dem Hn. *Bertin de Vaux* sogleich die Redaction des *Moniteur de Gard* übertrug. Die nachmalige Wendung des Blattes veranlaßt aber den Vf. zu der etwas beißenden Bemerkung über jene Flucht: *quoiqu'il fut assez difficile d'établir, si c'étoit le roi qu'il suivait, ou l'empereur qu'il avoit sui.*

Hr. *Nettement* beginnt Bd. II mit einem Ueberblicke über das zweckwidrige Walten und die beklagenswerthen Folgen des Ministeriums Decazes, und deutet mehr als an einem Orte darauf hin, daß Frankreichs dormalige Lage dessen Verschulden sey. Man darf es weniger einen Mißgriff als einen Unstern nennen, daß die Restauration gerade in ihrem Werden an diesen Mann sich wendete. Er war ihr, so zu sagen, auferlegt, durch ein entschieden festgehaltenes System sich kund zu geben, und hiermit eine solide Unterlage zu gewinnen; statt dessen fiel sie einem *ministère de bascule* anheim, welches sie auf eine schiefe Bahn hinübertrieb, selbst aber nur allzu lange dauerte, als daß der in die Anfänge verflochtene Fehler so leicht sich wieder hätte gut machen lassen. Es bedurfte eines Trauerfalles, wie die Ermordung des Herzogs von *Bewi*, um dem alten König zu einiger Schnellkraft zu verhelfen. Zu dieser Zeit erreichte das *J. d. D.* den Scheitelpunct seines Ruhmes. Es ist höchst merkwürdig, den dithyrambischen Schwung, in welchem es die Geburt des Herzogs von *Bordeaux* begrüßt, mit seinen Blättern vom 1—8 August 1830 zu vergleichen; *les conditions d'abonnement sont toujours les mêmes.* — Die

Episode des XV Capitels über die in Frankreich wieder auflebende Literatur (die Kaiserzeit hatte im Grunde eine solche nicht) und den Streit zwischen Classikern und Romantikern lassen wir unberührt, einzig die Thatfache, daß das *J. d. D.* mehr auf Seite der letzten sich neigte, (und daß die Revolutionäre (damals, bey Entstehen des Streites) mehr für Erste Theil nahmen, weil sie z. B. in *Racine* nur das antike Element, getrennt von dem christlichen, in *Voltaire* aber jene heidnische, in Materialismus und Demokratismus getränkte Civilisation sich aneigneten.

Das Ministerium *Villèle* hätte die Restauration ihrer Lösung nahe gebracht, wäre demselben nicht das unfehlige Ministerium *Decazes* vorangegangen. Was das *J. d. D.* veranlaßte, jenem den Krieg zu erklären (etwa der Bruch des Ministers mit seinem Collegen *Chateaubriand*?), darüber bleiben wir im Dunkeln, nur wird S. 11, 57 erzählt, der Director des Blattes sey eines Tages zu Hn. *Villèle* in's Cabinet getreten mit der Erklärung: „Ich habe das Ministerium *Decazes* gestürzt, ich werde auch Sie stürzen.“ Worauf der Minister erwiedert habe: „Möglich! Dann aber müssen Sie revolutionär werden. Ihre Angriffe auf das Ministerium *Decazes* waren ein Kampf gegen die der Monarchie verderblichen Grundätze, die Lehren *meines* Ministeriums hingegen können Sie nicht bekämpfen, ohne zugleich das monarchische Princip in Frankreich zu untergraben.“ — Eben das Blatt, welches mit legitimistischen Andeutungen begonnen, später der zurückgekehrten Legitimität auf alle Weise gehuldigt hatte, trat nun zur Opposition über, wodurch deren Presse im Jahr 1825 schon 41,330 Abonnenten zählte, indess diejenigen sämmtlicher für die rechtmäßige Regierung sprechender Blätter bloß auf 12,580 anstiegen. Die Opposition des *J. d. D.* war aber weit verderblicher als diejenige des burschen Constitutionel; theils weil dasselbe diesen immer als gut gesinntes Blatt gegolten hatte, theils weil er die Farbe nicht plötzlich änderte, sondern sie bloß langsam verschiefen ließ, anbey seiner Feindseligkeit immer noch einige Lappen des frühern Mantels der Ergebenheit umhängte; denn er bezog von dem König, dessen Sache er zu untergraben begonnen, sogar geheime Unterstützung, welcher solchen Lojalen und Getreuen *à toute epreuve* einiges Laviren rätlich machte. Unter den Ministerium *Martignac* zog sich das Blatt immer mehr nach der

Linken, und sein Bestreben, dem König ein Ministerium aus diesen aufzubürden, wurde nicht allein klarer, sondern völlig ungestüm, in einer Weise, welche den König von dieser Partey um so entschiedener zurückstoßen mußte, je schonungsloser sie ihm zumuthete, zu Trägern der Gewalt Männer zu nehmen, welche ihres Bestrebens zu Untergrabung *seiner* Gewalt kein Hehl machten. Auch das Feuilleton nahm jetzt eine andere Richtung, und sein Redactor, Hr. *Janin*, erscheint in gewisser Beziehung als *Geoffroi's* Gegensatz. Gewiß ist es ein politisches Unglück zu nennen, daß der König zuletzt zu einem Ministerium (*Polignac*) sich genöthigt sah, welches keinen parlamentarischen Stützpunkt hatte. Wer trägt dessen vorzügliche Schuld? fragt der Vf.; die Antwort ist: Das Blatt, welches den König auf die Wahl trieb, entweder unter den caudinischen Furten eines Ministeriums durchzugehen, welches seine verwerflichen Leidenschaften offen zur Schau getragen hätte, oder in einem außerhalb der Majoritäten gewählten Ministerium eine gefahrdrohende Zufluchtsstätte zu suchen. Wie die Männer des *J. d. D.* ihre Hoffnungen zerronnen sahen, mochten sie nimmer Maß halten, giftiger wurde ihre Feindseligkeit gegen die Monarchie. Hier stachelte man durch die Banalphrase von Jesuitismus, dort läpelte man mit parlamentarischen Prärogativen, und schläferete sie wiederum ein durch die Versicherung, eine abermalige Revolution sey unmöglich, ja schädlich, mittlerweile eine andere Partey unermüdlich auf Englands Revolution von 1688 hinwies. Am schamlosesten trieb es die Opposition zur Zeit der Rüstungen wider Algier. Man hätte die Blätter derselben eher für Organe Sr. barbareskischen Hoheit, als für Blätter halten mögen, die in dem Lande Sr. allerchristlichsten Majestät erschienen. Selbst *Karls X* würdige Erklärung auf englische Anmaßlichkeiten konnten so wenig verfühnen, als der glorreiche Ausgang des Unternehmens. Ein Engländer hohen Ranges, aber zu den Reformern sich hinneigend, offenbarte um diese Zeit dem König (*Karl X* erzählte es selbst) aus einer Unterredung mit General *Sebastiani* die Absichten der revolutionären Partey. „Allgemein, äußerte sich dieser, ist der König geliebt, aber die Dynastie der Bourbons behagt Frankreich nicht mehr; wir werden das Aeußerste wagen, uns ihrer zu entledigen; gelingt es, so werden wir derselben ein ehrenvolles Bestehen in fremdem Lande, etwa in

Rom, ausmitteln.“ — Die Ordonnanzen waren nicht länger zu vermeiden; sogleich erhoben die Oppositionsmänner den Becher, um über Pantheon oder Morgue zu würfeln. Bevor der Wurf gefallen war, äußerte das *J. d. D.* noch Neigungen für *Heinrich V*, am 4 August sprach es von Verbrechen des Königthums, erklärte es das Haus Bourbon des Thrones auf ewige Zeiten verlustig; wie es zehn Jahre früher an der Wiege des Herzogs von *Bordeaux* gejubelt, war vergessen. Steht uns hierin nicht leibhaftig das ekelhafte Bild aller schleichenden Revolutionäre vor Augen, in welchem Rock sie auftreten, in welchem Bereich sie ihr nobles Geschäfte treiben mögen? Sie jubeln, sie empfangen Wohlthaten, sie heucheln Ergebenheit, sie untergraben, sie jauchzen, wenn der längst gehegte Plan vielleicht über Erwarten gelungen ist, und meinen hernach, durch Lästerungen gegen das Beseitigte und durch Lügen ihrem Betragen einen Schein beyfallswerther Gefinnung anfänglicheln zu können. So waren jetzt Ehre, Geltung, frühere Principien aufgegeben, aber *les conditions d'abonnement sont toujours les memes*. Die Männer des *J. d. D.* hatten Stellen, Einfluß und Sold gewonnen (II, 295 dessen ein Ueberblick); war der Tausch jener Imponderabilien gegen dergleichen Materielles nicht ein solcher, um welchen Hunderte sie beneiden möchten? — Die Revolution von 1830 war der Sieg derjenigen, welche die Adelsaristokratie nicht liebten, weil sie selbst eine Aristokratie bilden wollten; die bey jeder Gelegenheit schwatzten, weil sie jede Ueberlegenheit, welche geruhig über ihnen waltete, haßten. Das innere Bewußtseyn, stets das Rechte gewollt, die höhere Stellung nur als Verpflichtung zum Segenverbreiten anerkannt zu haben, verschmäht es, durch irgend ein anderes, als durch dieses Mittel, auf die Menge zu wirken, daher es diejenigen, welche es verstehen, wider jene Verdacht auszufäen, nie schwer fällt, durch die vorangeschobene Menge die Vollführung ihrer Plane auszubahnen, an das Ziel mit denselben zu gelangen.

Die letzten Capitel des Buches enthalten, worauf wir im Anfange hingedeutet haben: Bittere Klagen über den Verlust von Frankreichs politischer Bedeutung, dessen Herabwürdigung und Schwächung und gegen jene Alles verwirrende Egoisten-Schule, zu deren Werkstätte und Mittelpunkt das *J. d. D.* sich hingegen, und dadurch zu solcher Verschuldung wesentlich beygetragen habe.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGARDT und TÜBINGEN, b. Cotta: *Das nationale System der politischen Oekonomie*. Bd. I. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der Deutsche Zollverein von Dr. *Friedrich List*. 1841. 8. (3 Fl. 30 Xr.)

Wir beehren uns, eine Schrift anzuzeigen, welche den Zweck hat, den großen Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis über die wichtigsten Fragen des Nationalrechts und desjenigen von Deutschland insbesondere durch ein neues, von den bisherigen Lehren wesentlich abweichendes System auszugleichen.

Diese wichtige Aufgabe zu lösen, war der Vf. vor vielen Andern durch die Geschichte seines Lebens, wie er solche in der Vorrede andeutet, berufen. Er war zuerst Professor der Staatswissenschaften in Tübingen, dann bereitete er als Consulente eines Vereins Deutscher Kaufleute und Fabrikanten für ein nationales Handelssystem die Deutschen Höfe, hierauf rief er in Nordamerika größere Etablissements in's Leben, und kam mit angesehenen Männern der Union in Verbindung; nachdem er endlich nach Deutschland als Consul jenes Staats zurückgekommen war, machte er sich für Emportbringung des Eisenbahnsystems, besonders im nördlichen Deutschland, verdient. So fand er in vielen Verhältnissen reiche Gelegenheit, die herrschende Lehre mit der Erfahrung zu vergleichen.

Das neue System läßt sich in Folgendem darstellen: Das Princip der Theilung der Arbeit, welches *Adam Smith* und seine Nachfolger voranstellen, ist an sich ganz richtig. Aber es erstreckt sich dieses Princip nicht bloß auf die verschiedenen Geschäftsoperationen einer Fabrik oder die verschiedenen Gewerbe, und auf

J. A. L. Z. 1841. *Dritter Band.*

fämmtliche Gewerbe dem Landbau gegenüber, sondern auch auf die geistigen und materiellen Geschäfte einer Nation (S. 236). So wie der Gewerbsmann mehr leistet, welcher auf ein einzelnes Gewerbe ausschließend beschränkt ist, als der, welcher mehrere zugleich betreibt; so wie der Landbauer besser fortkommt, der sich ausschließend dem Landbau widmet, als der zugleich Gewerbe treiben wöllte: so darf auch die geistige Kraft zu produciren nicht in dem beschränkten Wissen und dem Eigennutz des Individuums nach dem Wunsche, den jener Französische Kaufmann gegen den Minister geäußert, ihn nur machen zu lassen, gebunden bleiben, sondern es muß der Gesamtwille der Nation, die höhere Intelligenz der Träger dieses Gesamtwillens sich den Individuen gegenüber geltend machen und entwickeln. So wie die höchste Theilung der Geschäfte bey der materiellen Production die der Agricultur und Manufactur ist: so ist eine noch höhere Theilung der Geschäfte in der Nation die der geistigen und materiellen. Die geistige Production ist aber die Wurzel aller Productivkraft der Nation (S. 201). Die Kraft zu produciren ist unendlich wichtiger als der Reichthum selbst, welche den Besitz und die Vermehrung des Erworbenen, auch den Ersatz des Verlorenen, verbürgt. Die Production der productiven Kräfte ist wichtiger als die Erwerbung von Producten, und ersetzt die Opfer, welche an solchen Producten oft gebracht werden müssen, bald hinreichend und überwiegend (S. 209). Die christliche Religion, die Monogamie, die Abschaffung der Slavery und der Leibeigenschaft, die Erblichkeit des Thrones, die Erfindung der Buchstabenschrift, der Presse, der Post, des Geldes, des Gewichts und Mases, des Calenders, der Uhren, die Sicherheitspolizey, die Einführung des freyen Grundeigenthums und die Transportmittel sind reiche

Quellen der productiven Kraft. Die Entdeckungen und Anstrengungen aller Generationen, die vor uns gelebt haben, sind das geistige Capital der Menschheit. Jede einzelne Nation ist nur reich in dem Verhältnisse, wie sie diese Errungenschaft in sich aufgenommen hat. Die Pflege und Wahrung dieser productiven Kräfte kann man nicht der Einsicht und dem Eigennutze der Individuen überlassen, noch den Calculationen der vereinzelt Kaufleute unterwerfen, die alle ihrem besonderen Vortheil ganz entgegen finden können, was doch für das allgemeine Beste nothwendig ist. Hier unterscheidet sich nun wesentlich die Ansicht des Vfs. von der *Adam Smith's*, der alle diese Kräfte für unproductiv erklärt, als Lasten, welche den Gewinn jedes Einzelnen verminderten und daher in dem 4ten Band seines bekannten Werkes, z. B. sämmtliche Erziehungsanstalten, die Schulen, Kirchen, möglichst von den Producenten abhängig machen will, durch eine nach deren Willen zu jeder Zeit sich ändernde Belohnung der Lehrer und Geistlichen, um durch eine solche Stellung derselben, in der sie schon durch die Sorge für ihre Existenz und den Wunsch nach Erwerb getrieben werden, dem Bedürfnisse nach Erziehung und Belehrung zu entsprechen, der ferner aus demselben Grunde für die Rechtspflege gelehrte Richter verlangt, die nach Sporteln bezahlt werden, und welche den Rechtshülfe Suchenden eine Auswahl gestatten, so daß die fleißigeren Gerichte die Aussicht zu größerem Sportelerwerb haben u. s. f. Hier unterscheidet sich auch der Vf. wesentlich von dem System des *J. B. Say*, der den immateriellen Geschäften zwar eine das Nationalvermögen vermehrende Eigenschaft beylegt, aber nur so weit sie einen Tauschwerth haben. Denn nach dem System des Vfs. sind nicht bloß diejenigen immateriellen Geschäfte productiv, welche durch Tauschwerthe bezahlt werden, sondern auch diejenigen, welche productive Kräfte produciren, die gar keinen Tauschwerth haben, und deren Nutzen sich nach solchen Werthen gar nicht berechnen läßt; und sind gerade diese gar nicht oder wenigstens für den nächsten Augenblick gar nicht schätzbare, oft sogar mit Verlust an solchen Werthen zu erwerbende Kräfte die wichtigsten Bedingungen des Nationalreichthums.

Zwey Familienväter mit gleichem Vermögen, von denen der eine einen bedeutenden Theil desselben verwendet, um seine Kinder zu erziehen und zu einträglichen

Gewerben heranzubilden, der andere aber für die Erziehung seiner Kinder nichts thut, und nur für die Erhaltung seines Vermögens sorgt, können am Ende sehr verschiedenen Vermögensbesitz haben. Der erste wird weniger Capitalien haben, aber reich seyn an Productivkräften seiner Kinder, der andere wird mehr Capitalien, aber keine Hoffnung haben, durch die Kinder das Vermögen zu vermehren. Wahrscheinlich wird schon die Nachkommenschaft des ersten wirklich reich seyn, während die des zweyten arm ist.

Es ist merkwürdig, wie auf solche Art die Volkswirtschaftslehre nach und nach ergänzt wird. Die aus der Zeit der inneren Auflösung der socialen Verhältnisse und des vollendetsten Materialismus entstandene Lehre der Physiokraten wollte bloß im Grund und Boden eine Quelle des Reichthums finden. *A. Smith* benannte als zweyte Quelle die Manufacturkraft. *Say* nannte zwar die immateriellen Kräfte eine Quelle des Reichthums, aber nur eine beschränkte, kam dabey in Widerspruch mit sich selbst, und mit Anderen namentlich seinem Bruder *Louis Say*, der schon die Fähigkeit, Güter zu produciren als eine Quelle des Reichthums, und damit die neue Lehre im Keim, aber noch unentwickelt, andeutete.

Merkwürdig ist aber auch, wie ein nach Nordamerika ausgewandeter Deutscher, der dort mehr Glück gefunden, als viele Andere, aus diesem Lande der Demokratie und der materiellen Interessen sich einer Lehre gegenüberstellt, welche den Dienst des Staats, der Kirche, der Schule als eine zwar nothwendige, aber doch den Volksreichthum vermindernde Last ansehen muß, und wie derselbe zuerst in einem förmlichen Systeme die immateriellen Geschäfte, ebenso Religion, Geistesbildung und monarchische Einrichtungen, als die reichste Quelle des Nationalreichthums empfiehlt.

Nachdem auf solche Art im Wege der Analyse die sämtlichen Quellen des Nationalreichthums gefunden und entwickelt waren, blieb noch übrig, die bis jetzt nur äußerlich zusammengereichten Elemente im Wege der Synthese zu verbinden. In dieser Richtung gerade hat das neue System die meiste Eigenthümlichkeit und das größere Verdienst. In dieser Richtung besonders bezeichnet es den Anfang einer ganz neuen Zeit für die Nationalökonomie und einer Deutschen Staatswissenschaft insbesondere, wenn gleich Vieles noch vollstän-

digerer Entwicklung bedarf mit dem erst allmählich heranreifenden Stoffe selbst.

Das Princip der Theilung der Arbeit ist nämlich bisher nach dem Systeme des Vfs. unvollständig aufgefaßt worden. Die Productivität liegt nicht allein in der Theilung verschiedener Geschäftsoperationen unter mehreren Individuen, sondern mehr noch in der geistigen und körperlichen Vereinigung dieser Individuen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke (S. 20). Der Vortheil der Theilung der Geschäfte unter verschiedene Individuen ist immer bedingt durch eine um so innigere Verbindung derselben. Je größer die Theilung, desto nöthiger wird die Verbindung. Die Nadelfabrication wird z. B. zwar productiver dadurch, daß der eine Arbeiter nur die Spitzen, der andere nur die Köpfe macht, und Beide in ihrer Beschäftigung sich immer mehr vervollkommen. Aber dieser Vortheil ist doch immer dadurch bedingt, daß Beide sich in die Hände arbeiten, und durch einen Vertrag geistig, ebenso durch die Lage ihrer Wohnungen äußerlich, einander möglichst nahe gebracht sind. Der Nutzen der Theilung würde sehr vermindert oder ganz aufgehoben, wenn der Spitzenmacher vom Köpfemacher durch Länder und Meere oder gar durch Streit getrennt lebte. So ist der Nutzen der Theilung zwischen Landbau und Manufactur und den verschiedenen Manufacturzweigen dadurch bedingt, daß diese Geschäfte durch räumliche Nähe, durch verbesserte Transportmittel, aber auch durch gleiche Gesetze, Sprache, Bildung möglichst verbunden sind. Es lassen sich verschiedene Ausdehnungen solcher Verbindungen denken. Aber die größte zur Zeit realisirte Einigung der Individuen unter dem Rechtsgefetz ist die des Staates und der Nation. Die Nützlichkeit der Arbeitstheilung wird daher in manchen Beziehungen durch solche Einigung bedingt und beschränkt. Innerhalb dieses Kreises, welchen die Nationalität um die Individuen schließt, soll eine Harmonie der getheilten Geschäfte vorhanden seyn, so daß materielle und immaterielle Geschäfte, Agricultur und Manufactur im gehörigen Verhältnisse zu einander stehen, und sich gegenseitig bedingen. Die ganze Agricultur-, Manufactur- und Handels-Kraft einer Nation soll nach dem Princip der Theilung, aber auch der Conföderation der Kräfte ausgebildet, soll ein lebendiges Ganzes, soll ein Organismus seyn. Eine Nation, welche nur

Agricultur-, nicht auch Manufactur-Kraft hat, ist einem Manne zu vergleichen, dem ein Arm fehlt; sie kann mit dem einen Arme nicht bloß nur die Hälfte von dem verrichten, was eine andere Nation mit beiden Industriezweigen, sondern kaum den 10 Theil davon.

Diese erhöhten Vortheile, welche aus der Vereinigung der Kräfte entstehen, zu erreichen, ist aber die Productivkraft der vereinzelt Individuen, das Bestreben derselben, reich zu werden, nicht genügend, sondern es ist die Productivkraft der Nation, die Intelligenz und der Wille der Gesamtheit in vielen Fällen nöthig, welche die Verbindung vorbereiten, ordnen und anbieten müssen.

Diese Gesamtkraft der Nation hat einzuschreiten, nicht bloß um das Recht unter den Individuen zu handhaben, und für die öffentliche Sicherheit zu wachen, sondern auch um für die möglichste Verbindung derselben zu sorgen durch Strafsen, Canäle, Posten, so weit die Industrie der Einzelnen dem Bedürfnisse nicht genügend nachkommen kann. Diese Gesamtkraft hat aber auch den Verkehr zwischen dem Landbau und den Gewerben einer Nation durch Schutzzölle zu vermitteln und in Gang zu bringen, bis derselbe ein natürlicher wird, und solcher nicht mehr bedarf.

Nach des Vfs. Darstellung sollen Schutzzölle für die inländischen Gewerbe nur in der ersten Zeit die Waaren, welche die Nation vom Ausland bisher bezogen hatte, vertheuern, und dadurch nur am Anfange die Agricultur belasten, aber bald durch den vermehrten Absatz eine Steigerung der Bodenrente und des Grundeigenthums bewirken, welche jenes Opfer vielfach ersetzt, besonders da zu gleicher Zeit durch die innere Concurrenz die Preise jener Erzeugnisse der Industrie so heruntergehen, daß sie geringer werden, als zur Zeit, wo dieselben ohne Zollabgabe aus dem Auslande eingeführt wurden.

Eine Zollgesetzgebung, welche die inländische Industrie vor der ausländischen, weiter vorangerückten schützt, ist daher anzusehen wie eine Industrieanlage der gesammten Nation, welche erreichen kann, was die Aufopferung vieler Einzelnen und die Erwerbblut derselben niemals vermag, weil der Entschluß vieler einzelnen Eigenthümer, nur Fabricate des Inlandes zum Schutze der inländischen Industrie zu kaufen, in der Hoffnung, dadurch ihr Grundeigenthum für die spätere

Zeit zu höherem Werthe zu bringen, von der beschränkteren Ansicht vieler Anderen, welche nur den nächstaugenblicklichen Vortheil im Auge haben und nicht auf die spätere Zeit hin rechnen können, immer in seiner Wirksamkeit gelähmt und durchkreuzt würde. Eine solche Zollgesetzgebung ist daher in ihrer Wirkung einer großen Fabrikanlage ähnlich, bey der man auch auf den Nutzen des auf sie verwendeten Capitals von vielen Jahren verzichten muß, und welche schon dadurch viele tausend Individuen von der Bethheiligung ausschließt, oder einer großen Eisenbahn durch ein ganzes Land, welche die Kräfte aller Einzelnen übersteigt. Dafs eine Zollgesetzgebung auf solche Art einen Gesamtnutzen schaffen kann, zeigt die Schrift mit überzeugender Klarheit durch viele Beyspiele aus der früheren und der jetzigen Zeit, und selbst durch die neueste Erfahrung in Deutschland seit Errichtung des Zollvereines, wo die Güterpreise gestiegen, die Manufacturerzeugnisse aber eher wohlfeiler geworden sind.

Solche Wirkung wird ferner durch die Geschichte Frankreichs nachgewiesen, das unter der Leitung des Ministers *Colbert* die Herbeyziehung fremder Arbeiter und die Beschützung der inländischen Manufacturen bald zu einem bedeutenden Wohlstande sich emporarbeitete, nach dieses Ministers Tode 50,000 Webstühle für Wollfabrication hatte, für 50 Millionen Franken Seidenfabricate producirte, und seine Staatseinkünfte um 28 Millionen Franken vermehrt hatte, welches dann durch die Vertreibung seiner fleißigsten Arbeiter eben so bald wieder herunterkam, endlich durch die Realisirung des physiokratischen Systemes in dem Handelsvertrage von 1786 mit England schnell seine Fabriken vollends ruinirte, und den Ausbruch der Revolution beschleunigte, hierauf aber durch das Continentsystem und dessen auch unter der Restauration festgehaltenen Grundätze, ohngeachtet der ungeheuren Summen, welche die Kriege, die Contributionen und die Entschädigung an die Emigranten verschlangen, einen bedeutenden Wohlstand sich gesichert hat.

Solche Wirkung des Schutzsystemes wird weiter

durch England gezeigt, das früher in seiner Industrie ganz von den Deutschen abhängig, durch die Schutz- und Aufmunterungs-Mafsregeln *Jacobs I* und *Karls I* die Englische Tuchmanufactur so vervollkommnete, dafs die Einfuhr feiner Tücher größtentheils aufhörte, und nur gefärbte und appretirte Tücher ausgeführt wurden; damit die Hansen im Norden verdrängte und den besten Theil des levantischen Handels an sich zog, und so durch beharrliche, bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Befolgung dieses Systemes das reichste Land des Erdkreises geworden, jetzt für 70 Millionen Pfund Sterlinge Baumwollen- und Seiden-Waaren ausführt, und eine Gesamtmanufactur-Production hat, welche auf 259 Millionen Pfund Sterlinge angeschlagen wird.

Interessant in dieser Beziehung ist die Zusammenstellung auf S. 333 u. fgde. von dem Englischen Statistiker *M' Queen*, nach welcher ohngeachtet dieser außerordentlichen Vermehrung der Manufactur-Production die Agricultur-Production noch ungleich höher, nämlich auf 539 Millionen gestiegen ist, der Werth des Agricultur-Capitals aber die Summe von 3311 Millionen erreicht, während der des Manufactur-Capitals nur zu 218 Millionen berechnet wird, das erste einen Bruttoertrag von 16, das letzte von 120 Procent gewährt, und die Folgerung, dafs nach Vertilgung der 218 Millionen Manufactur- und Handels-Capital auch zugleich die 3311 Millionen Agricultur-Capital auf den 10 oder gar 20 Theil seines jetzigen Werthes herunter sinken würde.

Die Nachtheile des freyen Handels mit immer mehr vorgerückten Nationen oder ungenügender Tarife werden ferner durch die Geschichte von Nordamerica nachgewiesen, das während seiner Kriege mit England und der damit verbundenen Einfuhrverbote Englischer Waaren emporgekommen, im Frieden aber durch die Uebermacht der Agriculturinteressen gehindert, der inländischen Industrie genügenden Schutz zu geben, fortdauernd von England abhängig und den gefährlichsten Handelskrisen unterworfen ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGARDT und TÜBINGEN, b. Cotta: *Das nationale System der politischen Oeconomie u. s. w.* von Dr. Friedrich List u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Als Beweis wird auch die neuere Geschichte Rußlands angeführt, das nach der Herstellung des allgemeinen Friedens eine Zeitlang dem *A. Smith'schen* Systeme huldigte und den freyen Handel mit England gestattete, bald aber seine Manufacturen ruinirt und großen Geldverlegenheiten sich ausgesetzt sah, bis es im Jahre 1821 sich entschloß, ein unabhängiges Handelssystem zu ergreifen, seit welcher Zeit es von Handelskrifen befreyt ist, einen bedeutenden Grad von Wohlstand erreicht hat, und mit Riesenschritten der Vermehrung seiner Macht und seines Reichthums entgegengeht. Es ist Thorheit, heißt es S. 151, wenn man in Deutschland diese Fortschritte verkleinern will, und sich in Klagen über die Nachtheile gefällt, welche dadurch den nordöstlichen Provinzen Deutschlands zugefügt werden. Jede Nation, wie jedes Individuum, ist sich selbst am nächsten. Rußland hat nicht für die Wohlfahrt Deutschlands zu sorgen. Deutschland sorge für Deutschland, wie Rußland für Rußland sorgt. Besser wäre es, statt zu klagen und zu harren und den Messias der künftigen Handelsfreyheit zu erwarten, man würde die kosmopolitischen Systeme in's Feuer, und liesse sich durch Rußlands Beyspiel belehren. Die Folgen des freyen Handels mit England oder eines ungenügenden Schutzes gegen dasselbe werden dann noch durch die Geschichte von Portugal und Spanien gezeigt. Der Minister Graf *Ereuire* von Portugal ließ im Jahre 1684 Tuchmacher aus England kommen. Schnell blühten in Folge der diesen gewährten Unterstützung die Tuchmanufacturen des Landes auf, so daß man schon drey Jahre nachher die Einfuhr fremder

Tücher verbieten konnte, und die Manufacturindustrie zu einem Aufschwunge kam, der in Erstaunen setzt, um so mehr, als das Land an allen Uebeln des Fanatismus einer schlechten Regierung und der Feudalaristokratie litt. Aber im Jahre 1703 kam durch den Englischen Minister *Mathew* der bekannte Vertrag zu Stande, welcher den Englischen Manufacturwaaren gegen einen geringen Zoll Eingang gestattete, wobey, wie es scheint, die portugiesische Regierung die Hoffnung hegte, dadurch die Zolleinkünfte zu vermehren. Nun erfolgte ein vollständiger Ruin der Portugiesischen Fabriken, Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schifffarth sanken, statt sich durch den Vertrag zu heben, immer tiefer. Ein Englischer Berichterstatter über jene Zeit im British Merchant sagt: „Nachdem das Verbot aufgehoben war, schafften wir so viel von ihrem Silber fort, daß ihnen nur wenig zu ihrem eigenen Gebrauche übrig blieb. Dann machten wir uns an ihr Gold.“

Die jährlichen Ausfuhren Englands nach Portugal überstiegen die Einfuhren um eine Million Pfund Sterlinge. Der Wechselkurs sank zum Nachtheil Portugals um 15 Procent, die Geldausfuhr nach England stieg auf 1½ Millionen Pfund Sterlinge. Ein ähnliches Verhältniß erhielt sich bis auf die neueste Zeit.

In Spanien war in Folge der aus Frankreich nach Spanien verpflanzten Colbertschen Handelspolitik ein bedeutender Aufschwung der Gewerbe unter Philipp V zu bemerken, so unzulänglich auch der Schutz war, und so unvollkommen die Douanengesetze in Vollzug gesetzt wurden. Aber ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Portugiesischen Vertrage war der Spanische Acientovertrag von 1713, durch welchen den Engländern die Befugniss eingeräumt war, Sklaven in den Hafen von Porto bello einzuführen, bey diesem Anlase Massen von Fabricaten in die Spanischen Besitzungen einzuschmuggeln, und der Spanischen ohnehin vielfach gedrückten Manufacturindustrie den empfindlichsten Schaden zu thun.

Das System des Vfs., auf solche geschichtliche Nachweisung und jene theoretischen Gründe gebaut, unterscheidet sich aber von dem älteren sogenannten Mercantilsysteme wesentlich dadurch, daß es nicht unbedingten Schutz für alle inländische Industrie verlangt, sondern nur so weit und so lang, als Hoffnung ist, durch solchen Schutz einen inländischen Industriezweig so zu heben, daß er der Unterstützung später nicht mehr bedarf, und durch gesteigerte Consumtion und Concurrenz die Preise der Fabricate vermindert, die Erzeugnisse des Bodens erhöht, und so für die Anfangs gebrachten Opfer vielfach und dauernd entschädigt.

Der Vf. verwirft daher die Schutzzölle für die Agriculturindustrie, welche eine anhaltende Theuerung der Erzeugnisse ohne Hoffnung auf spätere Verminderung erzeugt, und bezeichnet die Englische Kornbill als die für England nachtheiligste Mafsregel, und als einen Vortheil für die übrigen Staaten, ohne welchen die Uebermacht Englands eine fast unbefiegbare geworden wäre.

Ferner werden Schutzzölle als nachtheilig erklärt bey Ländern, welche noch auf der untersten Stufe des Wohlstandes stehen, und bey solchen, welche die höchste Stufe erreicht haben, wird ein stufenweises Steigen und Fallen der Zölle empfohlen, je nachdem sich die Länder dem einen oder dem anderen Zustande nähern; es werden ferner solche Zölle für eigentliche Luxusgegenstände und für die Länder der heissen Zone als nachtheilig erklärt.

Unter diesen Modificationen und Voraussetzungen müssen wir dem neuen Systeme in der Hauptsache vollkommen beystimmen, und fühlen uns gedrungen, solches als eine erfreuliche Erscheinung für Deutschland zu begrüßen. Es kann auch nicht fehlen, daß solches gerade in diesem Lande bedeutenden Anklang finden wird, nicht bloß wegen der grossen materiellen Interessen, welche durch dasselbe vertheidigt werden, sondern auch, weil es zuerst in die Nationalökonomie ein ethisches Princip statt des egoistischen einführt, die Unterordnung des einzelnen Willen unter den der Gesammtheit verlangt, und die dynamische Kraft, die in die Zukunft sehende und für den Augenblick opfernde geistige Productivkraft dem materiellen Besitze voranstellt, und daher eine Richtung verfolgt,

welche in Deutschland immer Aufmerksamkeit und Theilnahme gefunden hat.

Doch müssen wir auf einige besondere Schwierigkeiten aufmerksam machen, welche das neue System zu überwinden haben wird, und auf Einzelnes, was wir bey der Darstellung desselben in diesem ersten Bande noch vermiffen.

Es solle der Nutzen der Geschäftstheilung immer durch eine Conföderation der Beschäftigten bedingt seyn, es solle diese Conföderation nur innerhalb des Kreifes der Nationalität die Geschäftstheilung beschränken, und nur deswegen, weil die verschiedenen Nationen nicht unter einem gemeinschaftlichen Rechtsgesetze stehen und ihre Verbindung durch Kriege unterbrochen werden kann.

Nun scheint uns aber, daß der Werth einer ausgebildeten Nationalität nicht bloß durch die Sorge vor Kriegen bedingt, und daß jede einzelne Nation für ihre Selbstständigkeit zu sorgen verpflichtet ist, selbst wenn sie mit den anderen unter einem Rechtsgesetze steht, so wie auch bey den Bürgern eines Staates und einer Gemeinde solche Sorge für die besondere Existenz durch den Schutz der Obrigkeit nur erleichtert, nicht aufgehoben wird. Die anderen, auch von der Sorge vor Kriegen unabhängigen Gründe für die Behauptung einer Nationalität und Nationalökonomie finden aber auch, wenn gleich im beschränkteren Mafstabe und im untergeordneten Verhältnisse, Anwendung auf eine Provincial-, Commu- und Local-Oekonomie. Wenn einmal das zugegeben ist, daß das Princip der Geschäftstheilung bedingt sey durch das Princip der Verbindung der Beschäftigten, so folgt auch nothwendig, daß dieses zweyte Princip nicht bloß einmal innerhalb des Kreifes der Nationalität die Arbeitstheilung beschränken kann, sondern noch in mehreren engeren und immer engeren Kreifen, so wie auch der Staat selbst nicht bloß eine Masse von Individuen umfaßt, sondern ein Verein vieler kleineren Vereine ist.

Wir wollen damit zwar keinesweges Schutzzölle innerhalb der allgemeinen Zolllinie, welche eine Nation einschließt, empfehlen. Aber es lassen sich andere, der allgemeinen Zollgesetzgebung nicht entgegenstehende Mafsregeln denken, durch welche der Wohlstand einzelner Provinzen gegen den absorbirenden Einfluß einer anderen, z. B. derjenigen, in welcher

die Hauptstadt liegt, geschützt wird, und die ökonomische Selbstständigkeit einzelner Gemeinden gegen das Uebergewicht Anderer, durch welche der steigenden Verarmung der größeren Classe der Arbeiter der unbegrenzten Bodenvertheilung zum Vortheil einer Minderzahl durch Geld und Güterbesitz Bevorzugter entgegen gearbeitet wird.

Das bisherige *Smith - Say'sche* System der Individualisirung konnte über alle diese Fragen ganz leicht wegkommen, indem es vollkommene Freyheit der Bodenvertheilung, Auflösung aller Zünfte und ähnlicher gewerblicher Verbindungen empfahl, und alle inneren und äußeren Zolle verwarf. Größer und schwieriger ist aber die Aufgabe für das neue System, das die Verbindung in engeren und weiteren Kreisen zur Bedingung der Arbeitheilung machen muß, das nicht nur zertheilen und auflösen, sondern mehr noch verbinden und schaffen soll, und das, in dieser Richtung ausgebildet, großen Einfluß auf die ganze innere Gesetzgebung und selbst auf das bestehende Privatrecht auszuüben berufen seyn wird.

Es ist dieses Verhältniß kein Nachtheil für das neue System, aber eine Schwierigkeit, welche ihm die Abrundung und Vollendung nicht so bald gestattet, als es bey dem früheren der Fall war.

Wir stimmen ferner dem Vf. vollkommen bey, wenn er die höchste Theilung der Geschäfte einer Nation in dem Unterschiede zwischen materiellen und immateriellen Beschäftigungen findet, und die selbstständige Entwicklung der geistigen Produktionskraft der Nation im Gegensatze der beschränkten und egoistischen der einzelnen Producenten verlangt. Aber hier stoßen wir auf eine weitere Schwierigkeit, welche dem neuen Systeme entgegensteht. Denn in Deutschland wenigstens ist diese Theilung der materiellen und immateriellen Production schon hinreichend, und eher zu viel vorhanden durch die von den materiellen Producenten unabhängig gestellte und in mehrfacher Beziehung von denselben entfernte Classe der Staats-, Kirchen-, Schul-Diener, die Universitäten und die monarchischen Einrichtungen. Hier erscheint daher wichtiger noch, nachzuweisen, wie durch eine entsprechende Synthese diese höchste Theilung nutzenbringender gemacht werden kann, und die Verbindung anzugeben, welche zwischen den materiellen und immateriellen Producenten statt finden solle. *A. Smith* und seine

Anhänger konnten auch diese Frage viel leichter beantworten, indem sie das Staatsrecht als gleichgültig für das Nationalwohl erklärten, oder nach dem Princip der Geschäftstheilung stehende Staats- und Gemeinde-Beamte, stehende Heere, und eine solche Einrichtung verlangten, hey welcher der materielle Producent durch die Bezahlung seiner Abgaben von der Sorge um die öffentlichen Angelegenheiten sich frey machen könne.

Das neue System kann aber nicht so leicht über diese Frage wegkommen. Es muß eine möglichst innige Verbindung der materiellen und immateriellen Production, der Beforger der öffentlichen Angelegenheiten und der materiellen Producenten empfehlen, muß daher dem Staatsrechte einen bedeutenden Einfluß auf das Nationalwohl einräumen oder gegen dasselbe ausüben, und kann daher auch in dieser Beziehung nicht so leicht sich abrunden, als es dem früheren möglich war.

Wie nothwendig eine innige Verbindung der materiellen und immateriellen Production durch eine selbstständige und doch mit allen Interessen der Nation eng verbundene und genau vertraute Administration für das System des Vfs. seyn müsse, ergibt sich schon daraus, daß dasselbe eine von verschiedenen Umständen abhängige und veränderliche Zollgesetzgebung verlangt, und darüber so durchgreifende Normen durchaus nicht geben kann, als solche nach dem bisherigen verneinenden Systeme sich ergaben.

Der wichtige Einfluß des Staatsrechtes auf die Zollgesetzgebung, und so auf den Nationalwohlstand, ergibt sich aber auch durch die Geschichte der Staaten der letzten Jahrhunderte. Die Schwankungen in der Zollgesetzgebung aller Europäischen Continentalstaaten hängen unverkennbar mit der Unvollkommenheit ihrer politischen Einrichtungen zusammen. Auch die neuesten Erfahrungen in Deutschland könnten dafür als Belege angeführt werden. Wenn wir aber auf der anderen Seite sehen, wie Nordamerica durch die überwiegende Stimmenzahl seiner Repräsentanten der Agriculturinteressen an einem selbstständigen Handelssysteme gehindert, von Englands Industrie abhängig geworden, und wie England selbst ganz unter dem Schutze seiner Verfassung am consequentesten sein Handelssystem verfolgt, aber durch die Uebermacht der Agriculturinteressen gleichfalls nach dem

allgemeinen Frieden vor 25 Jahren verhindert worden, seine Zollgesetzgebung den Umständen nach gehörig zu ändern, und dadurch nach und nach die Europäischen Staaten zu Concurrenten seiner Industrie gemacht hat, so möchte ebenso wenig, als in einer aboluten Regierungsform, in der bloßen Form einer Repräsentativregierung, wie sie gewöhnlich nach dem Französischen Muster gewünscht wird, die Lösung der Frage über eine selbstständige und doch innig mit allen Interessen der Nation verbundenen Staatsform zu finden seyn.

Auch dieses Verhältniß des neuen Systemes ist kein Nachtheil desselben. Aber es macht die Aufgabe desselben schwieriger, und gestattet demselben keine vollständige Ausbildung nur mit der des Staatsrechtes und der sämmtlichen Staatswissenschaften.

Die Darstellung in der Schrift ist, wenn gleich nicht durchaus frey von Stillfehlern und Wiederholungen, doch im Ganzen klar, lebendig, und beurkundet die volle Ueberzeugung des würdigen Vfs. von dem Gegenstande, den er vertheidigt. Es ist dieselbe aber in dem Praktischen und Geschichtlichen ungleich vollständiger, als in dem Theoretischen, wo Manches noch zu ergänzen ist, und bey dessen Darstellung wir, um dasselbe deutlicher zu machen, Einiges beyzusetzen veranlaßt waren. So steht die Schrift in dieser Beziehung in gleicher Linie mit dem bekannten Werke *A. Smith's*, das auch erst später seine vollständige theoretische Ausbildung erhalten hat, und es enthält dieselbe mehr die Elemente und den Anstoß zu einem neuen Systeme, als die Vollendung desselben.

Dafs oft keck und entschieden über die Ansichten

und Leistungen einzelner Autoren und einzelner Schulen ein Verdammungsurtheil ausgesprochen wurde, das bittet der Vf. in der Vorrede, nicht aus persönlicher Arroganz zu erklären, sondern aus der Ueberzeugung, dafs die getadelten Ansichten gemeinschädlich seyen, in welchem Falle man seine entgegengesetzte Ansicht unumwunden und auf energische Weise aussprechen müsse. Wir wollen auch gerne durch den lebendigen Eifer des Vfs. für das allgemeine Beste solche starken Ausdrücke erklären, wiewohl wir öfters gewünscht hätten, dafs dieselben vermieden worden wären, besonders in der Vorrede, da wo sie weniger die Sache, als Personen und einzelne literarische Institute betreffen. Gut wäre es auch gewesen, wenn die in der Deutschen Literatur enthaltenen vereinzelt und weniger entwickelten Anfänge des neuen Systemes mehr noch nachgewiesen worden wären, wie der Vf. solcher im Werke des Hn. *A. Smith* sich findenden und in der Französischen Literatur erwähnt hat, und wie solche jeder neuen Richtung des Geistes vorausgehen.

Es ist nöthig, dafs sich die Wissenschaft sobald möglich zu einer nationalen Richtung, ohne Rücksicht auf die Leistungen Einzelner, vereinige, in einem Augenblicke, da ihre Resultate so wichtig für Deutschland sind, und die mit der Zollgesetzgebung speciell Beauftragten in ihren Ansichten noch so sehr zu divergiren scheinen. Wir sehen mit Verlangen der Erscheinung des zweyten Theils dieses verdienstvollen und einflussreichen Unternehmens entgegen.

J. E.

NEUE AUFLAGEN.

MEDICIN. Leipzig, b. Kollmann: *Praktische Darstellung der Hautkrankheiten nach dem Systeme des Dr. Willan* u. s. w. — von *Thomas Bateman* u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt von *Dr. Ludwig Calmann*. Nach der von *Anthony Todd Thomson*, M. D. F. L. S. u. s. w. besorgten achten Auflage abgeändert, in zweyter Deutscher Auflage herausgegeben und mit Vorrede und Anmerkungen versehen von *Ernst Blasius*, Doctor der Medicin und Chirurgie, Königlich Preussischem ordentlichem öffentlichen Professor der Chirurgie u. s. w. zu Halle u. s. w. Mit einer illuminirten Kupfertafel. 1841. XVI u. 447 S. 8. (2 Thlr.)

(Vgl. J. A. L. Z. 1836. No. 164.)

Die zweyte Auflage der im Jahre 1835 zuerst erschienenen Uebersetzung des *Willan-Bateman'schen* Systemes der Haut-

krankheiten hat nach der von *Thomson* im Jahre 1836 besorgten neuesten Originalausgabe vielfache Veränderungen und Bereicherungen erfahren; dagegen sind aber einige Synonyme aus dem Tamulischen, Türkischen u. s. w. — ob mit Recht, wollen wir nicht entscheiden — weggelassen. Dafs gegenwärtig auf die in Weimar 1830 erschienenen „Abbildungen von Hautkrankheiten von *Th. Bateman*,“ statt auf die im Original citirten Abbildungen, nämlich das *Bateman'sche* Original-Kupferwerk und den zu dem vorliegenden Werke herausgegebenen Atlas hingewiesen wurde, halten wir für eine sehr zweckmäßige Verbesserung, da nur diese den meisten practicirenden Aerzten zugänglich sind: Im Uebrigen beziehen wir uns auf das über die erste Ausgabe in d. Bl. gefällte Urtheil

G.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

P H I L O L O G I E.

- 1) SCHLESWIG, im Taubstummen-Institut: *Fr. Lübker*, Doctor der Philosophie und Conrector der Domschule: *Zur Charakteristik des Horaz.* (Programm der Domschule zu Schleswig.) 14 S. 4. 8 S. Schulnachrichten.
- 2) Ebendaf.: *Horatiana.* Proposuit *D. Frid. Lübker* (Programm derselben Anstalt.) 18 S. 4. 8 S. Schulnachrichten.
- 3) BAYREUTH, b. Birner: *D. Held*, K. Studienrektor und Professor, *Pädagogische Bilder aus den Gedichten des Horatius.* (Progr. des Bayreuther Gymnasiums.) 1839. 17 S. 4.
- 4) ZITTAU, b. Seyfert: *Fr. Lindemanni*, Dir. Gymn., *dissertatio de Horatii epistola ad Pisones quae inscribitur de arte poetica.* (Zittauer Programm.) 1840. 25 S. 4. 8 S. Schulnachrichten.
- 5) Ebendaf.: *Fr. Lindemanni dissertatio altera de Horatii Epistola ad Pisones.* 1840. 17 S. 4.
- 6) BONN, b. Georgi: *Engelb. Jos. Hilgers*, *dissertatio de Q. Horatii Flacci Epistola ad Pisones.* (Promotionschrift.) 1840. 58 S. 8.
- 7) HALLE, b. Plötz: *C. Hunger*, Semin. Philol. Hal. Senior, *de Romanorum poesi bucolica.* (Gratulationschrift.) 1841. 24 S. 8.

Seitdem Rec. im vorigen Jahrgange unserer J. A. L. Z. (No. 156 — 159) über zehn kleine Schriften, welche die Kritik und Erklärung Lateinischer Dichter zum Gegenstande hatten, berichtet hat, scheint der Ertrag auf diesem Felde nicht sehr ergiebig gewesen zu seyn; wenigstens sind uns keine anderen Schriften bekannt ge-
J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

worden, als die oben verzeichneten. Denn die gelehrte Bearbeitung der Fragmente des *Vestritius Spurinna* (Frkft. a. M. 1840) durch Hn. Director *Art* bleibt für jetzt von unserer Beurtheilung ausgeschlossen, da sie als grössere Schrift in den Buchhandel gekommen ist. Die uns bekannt gewordenen Schriften beziehen sich nur, mit Ausnahme der letzten, auf den *Horatius*, und sonderbar genug begegnen sich drey von ihnen in der Untersuchung eines und desselben Gegenstandes, nämlich der *ars poetica*, den man nach so vielfältigen Forschungen und Kritiken bereits für abgeschlossen halten sollte.

Nr. 1. Wir erhielten hier die ersten Früchte der fleissigen und gründlichen Arbeiten über Horaz, mit denen Hr. *Lübker* seit mehreren Jahren beschäftigt gewesen ist, und deren besondere Vortrefflichkeit aus dem in diesem Jahre erschienenen Commentare zu den drey ersten Büchern der Oden in einem weiteren Kreise, als ein Schulprogramm zu durchlaufen pflegt, bekannt werden wird. Für Horaz läßt sich in der That von den Bestrebungen vier so rüstiger und gelehrter Männer, wie die Herren *Düntzer*, *Lübker*, *Regel* und *Dillenburg* sind, sehr Erspriessliches erwarten, da sie nicht bloß die rein grammatische Interpretation betreiben, sondern auch, wie die Hn. *Düntzer* und *Lübker*, in ihren grösseren Werken auf sehr lobenswerthe Weise dargethan haben, eine geschmackvolle Beleuchtung des Gedankenzusammenhanges und der dichterischen Eigenthümlichkeiten damit verbinden. Hr. *Lübker* nun hat auf den wenigen Seiten seiner Schrift besonders zwey Seiten bey Horaz hervorgehoben, einmal seine Berührungspuncte mit der Philosophie seiner Zeit, und zweytens die ihm so oft zum Vorwurfe gemachte Nachahmung der Griechen. In der ersten Beziehung darf Horaz nicht einmal als Eklektiker gelten; in seinem klaren, praktisch tüchtigen und regfamen Sinne ver-

drängte der schöne, goldene Baum des Lebens leicht jede graue Theorie. In der anderen Beziehung wird gezeigt, daß Horaz in Mißbilligung der leeren Redekünfte und ihrer zeitraubenden Uebungen in seiner Zeit immer auf die einfach wahreste Quelle der Sitte und des Lebens in dem Homer hinweist. Das sey denn auch seine Nachahmung der Griechen, denn von einer charakterlosen Nachbetung ist bey ihm keine Spur, und zum Uebersetzen hatte er, um einen Ausdruck *Jean Paul's* auf ihn anzuwenden, nicht weibliches Genie genug. Diese edlere Nachahmung wird von Hn. *Lübker* in der geistvolleren Auffassung des Römischen Göttercultus, namentlich am Mercurius, nachgewiesen, in dem Horaz die weltkluge Weisheit preist, welche die Gabe der Rede im Verkehre der Menschen zum Guten und Bösen zu nutzen weiß, und zu seiner Auffassung in den Oden, ohne in ihm des Handelsgottes zu gedenken (die Scenen aus dem Volksleben in den Satiren machen hier natürlich eine Ausnahme) einen anderen Weg betreten hat, als den der gewöhnlichen Volksvorstellung. Daran schliessen sich einzelne Bemerkungen über die nächstverwandte Eigenschaft des Abstrahirens und Personificirens, die bey Horaz, wie bey seinem ganzen Volke, in einem sehr hohen Grade vorhanden war, wozu *Carm. I, 35* treffende Belege giebt.

No. 2 enthält in vier Capiteln eine Reihe nützlicher Sprachbemerkungen und verständiger Auffassungen mehrerer Horazischer Eigenthümlichkeiten. Von den ersten nennen wir die Erörterungen über den Gebrauch des Indicativs in der *oratio obliqua* (S. 5—8) und über mehrere Stellen aus der sechzehnten Epode (S. 14—18), von der letzten die Bestimmungen über eine doppelte Anwendung der Ironie in den Horazischen Gedichten (S. 8 und S. 12 f.), über des Dichters Ansicht von der Astrologie seiner Zeit (S. 9 f.), über die Nothwendigkeit einer Berücksichtigung des Griechischen Sprachgebrauchs für den Erklärer der Oden (S. 1 ff.) mit interessanten Wahrnehmungen, worüber jetzt Hn. *Lübker's* Anmerkung zu *Carm. III, 30, 8, p. 537* verglichen werden kann. In *primo libro*, heisst es am Anfange des Programms, *argumentum suum maxima ex parte poeta depromptit ex graecorum librorum lectione, imitatur poetarum graecorum exempla, sententiam aliquam ex illis petitam propria quadam vi prosequitur, uberius nobis familiaritas demonstratur, quae*

Horatio intercefferit cum amicis. Hanc rem magis etiam complectitur liber secundus, unde vitae illius nanciscimur atque temporum illorum illustriumque aliquot hominum imagines: sententiae universales nondum proponuntur nisi aut ad certum hominem accommodatae aut ex una certa re aptae. Longe ultra progreditur tertius isque haud scio an perfectissimus liber, in quo summam reperies sententiarum vim atque ardo rem, vividam aetatis illius ingenii morumque imaginem, artem denique naturae legibus bene temperatam. Quam artem si magis etiam excultam velis, quartus liber tibi perfectissima exhibebit monumenta ex provectiore aetate poetae. Quare facile accederemus ei qui singulos carminum libros deinceps esse evulgatos neque tres simul editos contenderet.

No. 3. Mit kluger Wahl hat Hr. *Held*, ein thätiger und erfahrener Schulmann, sich einen Gegenstand ausersehen, der den ethischen Gehalt des classischen Unterrichts betrifft. Wie nun *Nüßlin* in seiner Erklärung des sittlichen Elementes im sechsten Gesange der Homerischen Odysee (Mannheim 1834) die großartige, bey Jung und Alt beliebte Poesie des alten Römischen Dichters besprochen hat, so hat Hr. *Held* seine pädagogischen Bemerkungen an die Gedichte des Horatius angeknüpft. Denn Horatius ist ein Günstling aller Zeiten gewesen, und wir zweifeln nicht daran, daß die Lectüre des *Held'schen* Aufsatzes (wie es der Vf. wünscht) auch manchen Erwachsenen eine nicht unangenehme Erinnerung an die Zeit des eigenen, näheren Umgangs mit dem Dichter gewährt haben wird, der es wohl verdient, auch ein Freund des Mannes zu bleiben, so wie schon der Jüngling ihm so mannichfache Belehrung verdankt hat.

Im ersten Abschnitte sind in einfacher Darstellung (philologische Rechtfertigungen lagen dem Zwecke dieser Schulschrift fern) die Grundsätze entwickelt, nach welchen der Vater Horatius seinen Sohn in Rom hat erziehen lassen. Nicht die Aussicht auf äussere Ehre und vornehme Aemter veranlafste den Vater, jedes Opfer für die Erziehung seines Sohnes zu bringen; er wollte ihm vielmehr in den Früchten eines die Seele adelnden Unterrichts einen Schatz verleihen, der in jeder Lage des Lebens, in jedem Range oder Stande, von der größten Wichtigkeit ist. Wie tief nun Horatius von dieser umsichtigen Liebe seines Vaters über-

zeugt gewesen sey, und wie hoch er vernünftiger Eltern Zärtlichkeit sein ganzes Leben hindurch geschätzt habe, wird im zweyten Abschnitte nachgewiesen. Der dritte Abschnitt stellt die Dichtkunst als eine Lehrerin des Edeln und Guten dar, und als die Lobrednerey solcher Zeiten, in denen Tugend und Frömmigkeit die Herrschaft unter den Menschen führen. Der vierte Abschnitt beweist aus Horatius Gedichten, ein wie nützlicher Mann der Dichter für den Staat sey, und wie heilsam der Einfluß, den die Beschäftigung mit Dichtwerken bey verständiger und würdiger Behandlung derselben auf die zu erziehende Jugend ausüben müsse. Diese letzte Ausführung ist für uns von besonderer Wichtigkeit in einer Zeit, in welcher „zwey dämonische Wesen, den Erdenböhen der alten Theogenieen verwandt, Bastarde des Zeitgeistes und der Sophistik, Neomanie und Pleonexie, zu Deutsch Neufucht und Habgier genannt, beide gewaltiam und beide, doch in verschiedenem Mafse, schlau, die civilisirte Welt beherrschen“ (Fr. Jacobs in der Rede bey der dritten Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner, S. 8), und von diesen Dämonen der Adel der Poesie und ihre reinigende Kraft so gern geleugnet wird. Gegen einen solchen Unfinn hat Fr. Jacobs schon in seinen *Vermischten Schriften* (III, 34 u. 282—301) auf das Bündigste gesprochen, und Alle, die es mit der heutigen Jugend gut meinen, haben die Verpflichtung, solche und ähnliche Stellen, wo es nur immer die Gelegenheit bietet, fleißig vorzuhalten.

No. 4 und 5. Die vielfachen Deutungen und Erklärungen des Inhaltes und Zusammenhanges in der Horazischen *ars poetica* haben Hn. Lindemann, nachdem er dieß Stück den Schülern seiner ersten Classe erklärt hatte, zu einer nochmaligen Revision der früheren Ansichten und zur Darlegung seiner eigenen vermocht. Die früheren befriedigen ihn nicht, am wenigsten die von Wilh. Lillie in einem Breslauer Programme vom J. 1838 ausgesprochene Meinung, als sey das ganze Stück nur ein Fragment, und erst nach dem Tode des Dichters öffentlich bekannt geworden. Daher beschäftigt er sich in No. 1 von S. 1—5 mit der Widerlegung seiner Vorgänger, die *nil sani, multa vero perverissima et ridicula* (S. 4) über dieß Gedicht vorgebracht haben, und geht dann zur Auseinandersetzung seiner eigenen Ansicht über, der man Klarheit

und Leichtigkeit nicht absprechen wird, obwohl sie nicht neu genannt werden kann. Zuerst handelt er von dem Inhalte in einer guten Ueberficht (S. 5—12), und wendet sich dann zur leitenden und Hauptidee des Ganzen. Dasselbe gilt ihm nicht als eine lose Verbindung einzelner Gedanken, Lehren und Charakteristiken, sondern er findet nach Aufzählung der einzelnen Dichtungsarten und ihrer Eigenthümlichkeiten (S. 12—14) in der Stelle von 304 ff. die vollständigste Angabe dieser Idee. Dort heist es:

*ergo fungar vice cotis, acutam
Reddere quae ferrum valet, casors ipse secandi.
Manus et officium, nil scribens ipse, docebo,
Unde parentur opes, quid alat formetque poetam,
Quid deceat, quid non, quo virtus, quo ferat error.*

Horaz will also zeigen, wie man sich die vorher benannten Tugenden und Vorzüge aneignen könne, und was ein Jüngling zu thun habe, der sich mit Glück in der Dichtkunst versuchen wolle. Für diese Annahme findet Hr. L. einen zweyten Beleg in den Worten an den älteren der Pisonen (v. 371 u. 372).

*mediocribus esse poetas,
Non homines, non Di, non concessere columnae.*

Denn bey seiner Liebe zu dem Vater Piso mußte ihm Alles darauf ankommen, daß der ältere Sohn nur nach dem Höchsten strebe, und sich nicht auf der breitgetretenen Bahn gewöhnlicher Poeten halte. Fälschlich habe Wieland angenommen, es sey Horazens Zweck gewesen, die Pisonen von allen dichterischen Versuchen abzumahnen. Mit dieser Idee weiß nun Hr. L. die Disposition des Gedichts in Vereinigung zu bringen (S. 14—20), wobey er wiederholt bemerkt, daß Horatius durchaus nicht habe eine vollständige Theorie der Dichtkunst geben wollen. Im Gegentheile, so schließt er diesen Abschnitt, hätten wir alle Ursache, uns der so passend und in lichtvoller Kürze ausgedrückten Lehren und Sprüche zu freuen. *Praeclare functus esse negotio suo poeta iudicandus est, ac non Pisonibus tantum, non suis tantum temporibus, sed omnibus omnium temporum hominibus litteratis scripisse intelligitur. Neque vero his solis, qui arti poeticae operam dare et poesein factitare olim cupiunt, egregia dedit studiorum praecepta, sed quae praecipit, ut fieri solet, literis communi vinculo inter se iunctis, eorum*

per multa de universo literarum studio et omnino omnibus earum amatoribus dicta videri possunt.

Hierauf werden von Hn. Lindemann auf den letzten Seiten von No. 1 und in No. 2 eine Anzahl Stellen aus der Epistel an die Pisonen kritisch und exegetisch behandelt, von denen wir wenigstens einige namhaft machen wollen, zuerst solche, wo der Vf. die Bentley'schen Aenderungen oder Erklärungen bekämpft. V. 157: *Mobilibusque decor naturis dandus et annis.* Hier wollte Bentley *maturis*, wogegen schon Orelli bemerkte, daß *mobiles anni* und *maturi* keinen Gegensatz abgäben, Hr. L. aber auf die verworrene Wortstellung: *mobilibusque maturis et annis* mit Recht aufmerksam macht und erinnert, daß *mobiles naturae* ohne Anstofs gesagt werden können, und *natura iuvenis* s. v. a. *naturalis iuvenis conditio*, sein Temperament, bedeutet, ganz wie bey Aristot. *Rhet. II, 12: οἱ νέοι εὐμετάβολοι εἰσι τὰ ἔθνη.* — V. 209: *Postquam coepit agros extendere victor et urbes Latior amplecti murus.* Mit Recht nennt Hr. L. die Bentley'sche Conjectur *laxior* eine der unglücklichsten, die je von ihm gemacht sind, und die eine, auch sonst wohl bemerkbare Verkennung der poetischen Sprache beweisen. Denn *laxior* steht hier durchaus als Adverbium, und gehört genau mit *amplecti* zusammen, so daß also *laxior amplecti coepit* gleichbedeutend ist mit: *laxiori circuitu amplecti coepit.* Das Adverbium *laxior* würde aber dem ganzen Satze einen anderen Charakter geben, wie aus den von Jacob in den *Quaest. Epic. p. 120* und *121* behandelten Stellen hervorgeht: vgl. *Art zu Vestrit. Spur. p. 110* u. *111.* — V. 337: *Omne supervacuum pleno de pectore manat.* Bentley's voreiliges Urtheil, als sey dieser Vers Mönchsarbeit, hat Hr. L. glücklich berichtigt, wie auch schon theilweise Gessner und Orelli gethan hatten. *Omnia*, sagt er, *nimia sunt et supervacua, si pectus iam tactum et animus sententiae alicuius sublimitate aut pulchritudine plenum est. Quodcumque tum ex supervacuo additur,*

neglectum ab auditore, effluit et fortasse etiam taedium creat. Zu Deutsch: „Alles entfällt dem erfüllten Gemüth, was etwa zu viel ist.“ Neben diesen Stellen fehlt es auch nicht an solchen, wo Hr. L. des großen Kritikers Verdienst (*maximam in iudicandis emendandisque Horatii verbis sagacitatem et summum ingenii acumen, P. I, p. 20*) willig anerkennt, wie in seiner Transposition der Verse 45—48, die Orelli hätte aufnehmen sollen. Dasselbe gilt von der Emendation in v. 197: *Et regat iratos et amet pacare tumentes*, die durch zwey Handschriften bestätigt ist, statt der gewöhnlichen, auch von Orelli beybehaltenen Lesart: *Et regat iratos et amet peccare timentes*, von der Gessner schrieb: *nimis tamen amabiles videntur peccare timentes quam ut eos hinc exfulare velim.* Hr. L. zeigt nun nach Orelli, daß hier keine Tautologie sey, und beweist aus mehreren Horazischen Stellen (v. 94, *Sat. II, 3, 211. Carm. IV, 3, 8*), daß gerade dieser Dichter nicht immer *tumere* vom Zorne gebraucht, sondern auch von anderen Gemüthsstimmungen, durch die man sich bewegt oder schmerzhaft aufgeregt fühlt. Für diese Erklärung hätte Hr. L. auch noch einige Stellen anführen können, wo *tumere* in localer Bedeutung von dem Meere steht, das nach heftigen Stürmen noch nicht die vollkommene Ruhe und Stille hat wieder gewinnen können. So sagt Statius *Theb. VII, 86—88: Ut, si quando redit debellatasque reliquit Eurus aquas, pax ipsa tumet, pontumque iacentem Exanimis (d. h. sine vento) iam volvit hiems.* Vgl. *Claudian. in Rufin. I, 71: Flamine fracto durat adhuc saevitque tumor* und *Lucan. V, 217: Tumidus Boreae post flamina pontus.* Aus dieser localen Bedeutung läßt sich leicht die metaphorische Bedeutung herleiten, welche die Bentley'sche Emendation allerdings unterstützt, die aber doch nicht so unumgänglich nothwendig erscheint, als es von Hn. Lindemann dargestellt ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1 .

P H I L O L O G I E .

- 1) SCHLESWIG, im Taubstummen-Institut: *Fr. Lübker*, Doctor der Philosophie und Conrector der Domschule: *Zur Charakteristik des Horaz u. f. w.*
- 2) Ebendaf.: *Horatiana*. Proposuit *D. Frid. Lübker* u. f. w.
- 3) BAYREUTH, b. Birner: *D. Held*, K. Studienrektor und Professor, *Pädagogische Bilder aus den Gedichten des Horatius* u. f. w.
- 4) ZITTAU, b. Seyfert: *Fr. Lindemanni*, Dir. Gymn., *dissertatio de Horatii epistola ad Pisones quae inscribitur de arte poetica* u. f. w.
- 5) Ebendaf.: *Fr. Lindemanni dissertatio altera de Horatii Epistola ad Pisones* u. f. w.
- 6) BONN, b. Georgi: *Engelb. Jos. Hilgers*, *dissertatio de Q. Horatii Flacci Epistola ad Pisones* u. f. w.
- 7) HALLE, b. Plötz: *C. Hunger*, Semin. Philol. Hal. Senior, *de Romanorum poesi bucolica* u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von Orelli urtheilt Hr. L. in *P. I*, p. 21: *is non de verbis tantum Horatii sunitati restituendis optime est meritus, verum etiam grammaticas rationes et sententias tanta cura omnibus auxiliis advocatis exposuit, ut pauca desiderari videantur.* In einigen Stellen weicht er jedoch von dem Schweizerischen Gelehrten ab, wie v. 32: *Aemilium circa ludum faber unus et unguis exprimet et molles imitabitur aere capillos.* Unus statt *imus* ist mit Recht von Orelli vorgezogen, aber falsch durch *praeter ceteros, melius quam reliqui omnes* erklärt. Denn es findet hier kein superlativischer Begriff statt, als ob jener Aemilius der einzige und beste Künstler sey, wie *Aen. Ep. I, 9, 1. Septimius intelli-*
J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

git unus, sondern faber unus ist f. v. a. *faber aliquis* So hatte schon *Gesner* erklärt, nur hätte er nicht hinzusetzen sollen: *vel superlativum indicat.* Für diese Bedeutung von *unus* hat Hr. L. passende Stellen aus *Plautus* und *Cicero* angeführt: besonders gut beweisen diesen Sprachgebrauch die Worte des letzten *de Orat. I, 29, 232: non mihi modo, qui sicut unus pater familias de his rebus loquor*, wozu jetzt *Ellendt* das Griechische *ἀνὴρ ἰδιώτης ὁποῖος δὴ ποτε* verglichen hat. Es ist demnach jener Erzarbeiter einer von vielen, auf dessen genauere Bezeichnung hier weiter nichts ankömmt, wie bey *Petronius* c. 26: *unus servus Agamemnonis* oder bey *Ovidius Her. XV, 162 Naias una*. Dagegen möchten wir diese Bedeutung des *unus* für *aliquis* oder *quidam* (was indess gar nicht einmal so zusammengestellt werden kann) in solchen Stellen nicht annehmen, wo eine ausführliche Bezeichnung des *unus* in einem längeren oder kürzeren Zusatze statt findet, das Einzelne also, insofern es zu einer größeren Anzahl gehört, dieser größeren Anzahl bestimmt entgegengesetzt wird. Daher hat *Held* die Worte in *Caes. de bell. Gall. V, 45: erat unus intus Nervius nomine Vertico* richtig erklärt, und *unus* nur approximativ für *aliquis* genommen, denn es folgt noch die nähere Bestimmung: *loco natus honesto, qui a prima obsidione ad Ciceronem perfugerat suamque ei fidem praestiterat.* Ebenso glauben wir auch die Stelle in *Terent. Andr. I, 1, 91* und *Ovid. Metam. IV, 767* und *VI, 578* (m. f. *Bach* zu der letzten und im Register unt. *unus*) erklären zu müssen. Im Allgemeinen wird dieser Gebrauch des *unus* von *G. J. Voss de vit. ferm. I, 33*, von *Wagner* zur *Eleg. in Messal. p. 69 sq.* und von *Herzog* zu *Caes. d. b. Gall. V, 45* bestritten, wogegen ihn *Scioppius Animadv. in Voss. p. 26*, *Burmam* zu *Ovid. Her. a. a. O.* und zu *Petron. 26, p. 92*, *Facciolati* unt. *unus*, *Davies* und *Oudendorp* zu *Caes. de bell. Gall. V, 45*, und *Rulnken* zu

Ter. Andr. und *Ovid. Her. a. a. O.* vertheidigen, ohne jedoch die Stellen gehörig zu sondern. In der Horazischen Stelle zieht Hr. *Hilgers* (No. 6) auf S. 26 die Lesart *faber imus* vor, d. h. auch der gewöhnlichste Künstler. Den Gebrauch des *unus* st. *aliquis* stellt derselbe in Abrede. Ueber die Verbindung von *unus aliquis* s. *Haase* zu *Reisig's Vorleff. über lat. Sprachwiss.* S. 340, und *Ellendt* zu *Cic. Brut.* 93, 320. — Bey v. 114 belobt Hr. *Lindemann* die von *Orelli* aufgenommene Lesart: *intererit multum divosne loquatur an heros*, und findet es mit jenem ganz unerklärlich, wie der Dichter habe darauf kommen können, dem *heros* einen *Davus* entgegenzustellen. Die Veränderung ist daher gewiß glücklich und nach Hn. *L.* die Lesart *Davus* entstanden, weil die Abschreiber statt *heros* gefunden hatten: *herus* und sie nicht glaubten, daß ein solcher ohne einen *Davus* bestehen könnte. In ähnlicher Weise hätte sollen *Orelli* bey v. 139 verfahren und statt *parturiunt mentes, nascetur ridiculus mus* nach den besten Handschriften *parturient* drucken lassen. Denn nach den Worten: *quid dignum tanto feret hic promissor hiatu* wird als Antwort das bekannte Sprichwort gebraucht, und gerade, weil von einer sich in der Zukunft ereignenden Sache die Rede ist, paßt das Futurum sehr gut.

Schließlich erwähnen wir noch zweyer neuen Erklärungen des Hn. *Lindemann*. Die Worte *unctum recte ponere* (v. 422) bezieht derselbe weder auf eine Speise, noch auf einen Gast, sondern findet in ihnen dieselbe Construction wie in *calidum bibere, obscurum amare* und ähnlichen Redeweisen, die mit *dulce loqui, febile respondere* und ähnlichen zusammenhängen. *Unctum* ist also das Neutrum, ganz absolut zu nehmen und umfaßt Alles, was als fett und gut vorgefetzt oder aufgetragen wird. So steht auch das Neutrum in *Carm. III, 25, 7: Dicam insigne, recens, adhuc indictum ore alio*, wozu über *unctum* Hr. *Hilgers* (No. 5) und p. 52 noch *Horat. Epp. I, 15, 44* und *Perf. 6, 16* verglichen hat. Andere auffallende Stellungen verschiedener Adjective s. m. in *Wagner's* Anmerkungen zu *Virg. Aen. II, 53* und *VIII, 539*. Im gleich darauf folgenden Verse (423) entscheidet sich Hr. *L.* für die Lesart *artae lites* st. *atrae lites*, erklärt sie aber nicht mit *Bentley* durch *nodosae, strictae lites*, sondern als solche, welche den Geist beengen und gleichsam zusammenschnüren, wie *Sat. II, 6, 82*, der

animus artus dem freyen, elastischen Geiste entgegensteht. Daß aber *lites artae* hier für *artantes, angentes lites* genommen werden, glaubt Hr. *L.* durch *frigus pigrum*, d. i. die Kälte, welche die Arbeit hindert, *caeca nox*, die Nacht, in der man nicht sehen kann, und ähnliche Ausdrücke erweisen zu können.

No. 5. Sowie wir in unserer vorjährigen Uebersicht die Horazischen Untersuchungen eines gelehrten jungen Rheinländers, des Hn. *Dillenburger*, mit besonderem Vergnügen begrüßten, so gereicht es uns auch diesmal zur Freude, über eine neue Bereicherung der Horazischen Literatur durch einen anderen wackeren Rheinländer aus der jüngeren Generation der in Bonn gebildeten Philologen sprechen zu können. Hr. *Hilgers* hat sich auf Hn. Dr. *Düntzer's* Rath den Inhalt der *Ars poetica* zum Gegenstande seiner Promotionschrift gewählt, und eine löbliche, von Klarheit des Denkens und guten grammatischen Kenntnissen zeugende Arbeit geliefert, der auch eine reine Lateinische Schreibart — das Erbtheil der *Heinrich'schen* Schule — zur Empfehlung gereicht. Im ersten Abschnitte sind mit großer Vollständigkeit die bisherigen Urtheile über das Horazische Gedicht aufgezählt und besprochen worden. Im zweyten Abschnitte giebt Hr. *Hilgers* auf S. 21 in folgenden Worten den Zweck des *Horatius an: neque ingenium solum, neque studium et artis doctrinam sine ingenio verum efficere poetam, sed alterum alterius opem postulare, neque unquam, nisi utrumque coniunctum sit, opus posteritate dignum posse componi*, und bestimmt die drey Haupttheile des Gedichts. Erstens bedarf der wahre Dichter genaue Kenntniß der Griechischen Musterschriften, wozu die meisten Belege aus den Griechischen Scenikern entnommen sind (v. 1—152). Zur zweyten muß die Kenntniß Griechischer Kunst und Wissenschaft mit einer genauen Bekanntschaft der verschiedenen Zustände des menschlichen Lebens, das sich in einem Gedichte abspiegeln soll, verbunden seyn (v. 152—305), und zum dritten darf der Dichter die ernstesten Studien nicht vernachlässigen, weil er nur durch sie Ehre und Ruhm erlangen kann (v. 306—476). Diese allgemeine Uebersicht des Inhaltes wird darauf in neunzehn kleinen Abschnitten zergliedert, die wir als eine sehr einfache und übersichtliche Enarration bezeichnen müssen, ohne freylich hier auf das Specielle eingehen zu können. In den untergesetzten Anmerkungen hat Hr. *Hilgers* eine Reihe

guter Sprachbemerkungen über die wichtigsten Stellen, in denen er von Hn. Lindemann häufig abweicht, niederlegt, wie über v. 26 (*lenia* und *levia*), v. 32 (*faberimus* und *unus*), v. 63 (über den Hiatus in: *sterilisque palus diu aptaque*), v. 151 (*proprie communia dicere*), v. 197 (*peccare timentes*) und andere mehr. Eine anständige Bescheidenheit ist eine sehr anzuerkennende Zierde dieser Erläuterungsarbeit des Hn. Hilgers.

No. 6. Der Geburtstag des Hn. Prof. Bernhardt, welchen die Mitglieder des philologischen Seminars alljährlich durch eine Gratulationschrift zu feyern pflegen, gab den Hn. Stud. philol. Hunger die Veranlassung zu einer kleinen Abhandlung. Er gesteht selbst, daß er sie ohne einen solchen Grund nicht verfaßt haben würde, und daß er auch wenig Eigenes in derselben habe liefern können. Indes ist der Gegenstand nach den vorhandenen Hilfsmitteln und nicht ohne eine gewisse Selbstständigkeit des Urtheils in recht lesbarem Latein abgehandelt worden. Der Begriff und der Charakter der bukolischen Gedichte des Alterthums wird zuerst festgestellt, sondern die Eigenthümlichkeit des Theocritischen Gedichts kürzlich beschrieben und zuletzt (S. 16—24) aus einander gesetzt, aus welchen Gründen eine ächte bukolische Poesie bey den Römern nicht habe aufkommen können, und welche Mittel Virgilius ergriffen habe, um dieser Dichtungsart bey seinen Landsleuten einigen Eingang zu verschaffen. *Spohn's* Urtheil in den Prolegomenen zu den Virgilischen bukolischen Gedichten (*T. I, p. 22, ed. Wagn.*): *Virgilius & ad rei veritatem omnia expressisset a saeculi sui moribus, ab elegantia illorum temporum ita recessisset, ut non delectasset, sed offendisset* hat sich der Vf. angeeignet und es in zweckmäßiger Weise commentirt, ohne indes dem gelehrten Manne in seinen Subtilitäten und übertriebenen Forschungen nach historischen Daten beyzustimmen. Wir wünschen, daß die von Hn. Hunger auf S. 22, Anm. 26 geschriebenen Worte ihm immer zur Richtschnur bey ähnlichen Untersuchungen dienen mögen. Die diesen Gegenstand betreffenden Bemerkungen *Jacob's* in den *Quaest. Epic. p. 168—171 für Virgilius* und die *Graser's* in einer Gubener Schulschrift vom J. 1838 (*de Virgil. Georg. IV, 506 und Eclog. X*) auf S. 13 ff. gegen Virgilius scheinen Hn. Hunger bey Abfassung seiner Schrift nicht bekannt gewesen zu seyn.

J. P.

M E D I C I N.

STUTTGART, in der Balz'schen Buchhandlung: J. W. Arnold, Professor in Zürich, *das Erbrechen, die Wirkung und Anwendung der Brechmittel*. 1840. XI u. 403 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. hat sich, wie er selbst sagt, bey seinen Untersuchungen über des Erbrechen zur Aufgabe gemacht, nicht bloß diesen Vorgang der Natur treu aufzufassen, die Thätigkeiten, durch die er zu Stande kommt, die Zustände des Körpers und Einflüsse auf denselben, welche ihn bedingen, so wie die Veränderungen im Organismus, die er verursachen und zur Folge haben kann, einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, sondern auch die Bedeutung des Erbrechen in Krankheiten zu ermitteln, um dasselbe zu Heilzwecken auf entsprechende Weise benutzen zu können, und dahin zu wirken, daß das Heilverfahren der Aerzte mehr und mehr ein naturgemäßes werde

Der erste Abschnitt des Buches handelt von dem physiologischen Vorgange des Erbrechen, d. h. von den Thätigkeiten, durch die das Erbrechen zu Stande kommt. Nach einer historischen Darstellung der verschiedenen Ansichten über den Vorgang des Erbrechen, führt der Vf. einige eigene Versuche über antiperistaltische Bewegungen an, und giebt dann, als Resultat seiner Prüfungen, eine kurze, aber klare und befriedigende Darstellung der Vorgänge bey dem Erbrechen, wobey er den antiperistaltischen Bewegungen des Darmkanals sowohl als den Contractionen des Zwerchfells und der Bauchmuskeln ihren Antheil an dem Acte des Erbrechen vindicirt.

Der zweyte Abschnitt betrachtet die inneren und äußeren Ursachen des Erbrechen, worin die lange Reihe sämmtlicher abnormer Zustände im Organismus, in deren Gefolge Erbrechen auftreten kann, sowie der äußeren Einflüsse, welche Erbrechen erregen, in einer ausführlichen und erschöpfenden Darstellung durchgegangen wird.

Der dritte Abschnitt handelt kurz von den Veränderungen im Organismus, die mit dem Erbrechen verbunden sind, und auf dasselbe folgen.

Der wichtigste und am ausführlichsten behandelte Abschnitt ist der vierte: Die Bedeutung des Erbrechen in Krankheiten und Benutzung desselben zu Heilzwecken. Es werden hier wieder, wie im 2. Abschnitte,

alle krankhaften Zustände des Organismus, die von Erbrechen begleitet seyn können, und in denen das Erbrechen als Heilmittel seine Anwendung findet, der Reihe nach betrachtet.

Der *fünfte* und letzte Abschnitt endlich giebt eine Aufzählung und Würdigung der verschiedenen Mittel, das Erbrechen zum Behufe der Heilung von Krankheiten zu erregen, zu unterstützen und zu erleichtern.

Die Schrift ist mit gründlichem Fleiße und großer Belesenheit ausgearbeitet, und leidet nur da und dort an Weitschweifigkeit und öfteren Wiederholungen, die theilweise der gewählten Eintheilung zur Last fallen; sie zeichnet sich überdies durch wissenschaftliche Unparteylichkeit und durch aufgeklärte, den Fortschritten

der neuesten Zeit entsprechende, physiologische Grundsätze aus, wobey vielleicht nur manche rein hypothetische Erklärung mit Hülfe der sympathischen Vermittelungen des Nervensystems mit allzu großer Bestimmtheit und Sicherheit hingestellt wurde. Dem praktischen Arzte aber wird auch nach Durchlesung dieser Schrift, so mannichfaltige Belehrung er aus ihr zu schöpfen im Stande war, eine wahrhaft und unmittelbar praktische Arbeit über die Bedeutung und die Indication des Erbrechens in Krankheiten immer noch ein *desideratum* bleiben.

Die typographische Ausstattung des Buches ist sehr empfehlend.

Cl.

K U R Z E A N Z E I G E N.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Kassel* und *Leipzig*, in d. Kriegerischen Buchhandlung: *Stunden des höheren Lebens in der Gemeinde des Herrn verlebt*. Predigten von *Ch. W. F. Ludwig*. Erste Sammlung. 1838. VI u. 156 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. geht von der richtigen Ansicht aus, daß in unserer Zeit, bey den mannichfachen Verirrungen und Einseitigkeiten des religiösen Lebens, das Bedürfnis vorliege, insbesondere in der Lehre zu dem Evangelium zurückzukehren, und in ihm, als in dem wahren Lebensgrunde, das volle religiöse Leben zu suchen, und dahin zu wirken, daß die Gottesverehrung weder ein kaltes Verstandesding (!), noch ein Fühlen des Ueberirdischen, noch Fömmelei sey, sondern ein Leben in Gott und zu seinem Preise werde, in welchem Demuth, Freyheit und Liebe walte (S. V). Daß er wirklich von dieser Ueberzeugung innig durchdrungen, zeigen auch die *zehn* Predigten, welche er in dieser Sammlung mittheilt, und die deshalb des Druckes nicht unwürdig waren. Ueber kleine Gebrechen wird ihn weitere Uebung bald erheben. So ist in der ersten Predigt das Thema *von der Macht der Schonung im Werke des Erlösers* recht gut gewählt, auch praktisch durchgeführt, die Disposition aber: was diese Macht war, was sie ist und was sie seyn wird, zwar einfach, jedoch an sich nicht verständlich. — In der dritten Predigt *von des Christen Würde und Beruf*, nämlich: Gottes Kind zu seyn, das ist seine Würde; Gott gleich zu seyn, das ist sein Beruf, ist der Text 1 Joh. 3, 1 — 3 vortrefflich benutzt. — Die sechste Predigt über Apostelgeschichte 2, 12 führt den Gedanken: *Wir Alle müssen zu Jesu kommen*, in den beiden Theilen: denn 1) wir verlangen Alle nach befehlendem Heile, und 2) Jesus bietet es dar, mit vieler Wärme durch. L. L.

PÄDAGOGIK. *Heidelberg*, b. Groos: *Der Kindheit erstes Erwachen* oder *leichte und angenehme Unterhaltungen mit Kin-*

dern von 3 — 8 Jahren zur Uebung der Sinne. Ein Wegweiser für Lehrer, Erzieher, Mütter und Kinderfrauen in Bewahrschulen. Nebst einer Sammlung von Spielen, Sprüchen, Gebeten und Liedern für die zarteste Jugend. Von *Aloys Huber*, Privatlehrer in Heidelberg. Mit einem empfehlenden Vorworte von *M. Defaga*. 1840. VIII u. 159 S. 8. (18 Gr.)

Mit Recht verdient vorliegende Schrift zu den besten dieser Art gezählt zu werden. Es ist kein construirtes, sondern ein im Leben gewordenes Werk, und für das auf dem Titel bezeichnete Publicum vorzüglich beachtenswerth. Der Haupttheil der Schrift enthält in 5 Abschnitten, S. 1 — 78, die Methode zur Uebung des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs, des Geschmacks und des Gefühls. Die Uebungen sind mit großem Fleiße und vieler Sachkenntnis ausgearbeitet worden. In den Zugaben spricht der Vf. ein ernstes und freundliches Wort an Kinderfrauen, Kindernädchen und Mütter. In der dritten Zugabe hält der Vf. eine herzliche Ansprache im Namen der zartesten Jugend an Eltern, Menschenfreunde und Leiter der Völker. Möge sie nicht ihre Wirkung verfehlen, sondern dahin dringen, von woher für unsere Kleinen nur Heil kommen kann! Die vierte Zugabe enthält eine Sammlung von Spielen zur Uebung der Geistes- und Körper-Kräfte; S. 115 — 140 eine Sammlung von Sprüchen für das zarteste Alter, und S. 141 — 158 ausgewählter Lieder nebst angehängten Melodien. Auf einer beygefügteten Tafel liefert der Vf. leichte Züge und allerley Figuren zum Nachbilden, um den künftigen Zeichen- und Schreib-Unterricht vorzubereiten.

Möge das Büchlein reichen Segen stiften, und die freundliche Aufnahme finden, die es seinem inneren Werthe nach verdient!

Br.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

SULZBACH, b. Seidel: *Christliche Fest- und Gelegenheits-Predigten, nebst einigen Casual-Reden*, vor einer Landgemeinde gehalten von *Moriz Facius*, Pfarrer zu Lauter, im königl. Sächsischen Erzgebirge. 1840. XX u. 316 S. 8. (1 Thlr.)

Rec. traf bey Beurtheilung dieser Predigten auf mehrere werthe Bekannte von früher her, denen er hiermit den Grufs der Achtung bestens bietet. Sie sind namentlich der wackere *Polstorff* und der würdige *Schmalz*, die Hr. *Facius* in mehreren der vorliegenden Predigten so genau copirt hat, das man sie auf den ersten Blick erkennen mus. Wie dies gemeint sey, darüber wird ihn sein Bewusstseyn nicht in Zweifel lassen, den Lesern dieser Zeitschrift aber sind wir nähere Erklärung unserer Meinung schuldig, und veranlassen sie daher zu einer Vergleichung der 1 Osterpredigt, der Himmelfahrtspredigt, der Predigten am Sonntage Oculi und am Sonntage Lätare mit dem trefflichen Büchlein *Polstorff's*: „Blicke in die letzten Lebenstage unseres Herrn“, S. 11, S. 143 ff., S. 155 ff. u. a., um sich zu überzeugen, wie indiscret Hr. *F.* fremdes Geistesegenthum mit seinen eigenen Productionen vermengt und seine Leser damit zu blenden versucht hat. Eben so fanden wir in der ersten Pfingstpredigt ganze Seiten aus einer Reformation-Predigt von *Schmalz*, vom Jahre 1833, theils wörtlich ausgesprochen, theils durch Zusätze oder Auslassungen entstellt, und die Predigt am *XIV p. Trin.* zumal ist eine merkwürdige Verstümmelung der bekannten *Schmalz'schen* Predigt: „Von der Verbindung, welche die Noth stiftet.“

Wir überheben uns des verdrießlichen Geschäftes, nachzuspüren, was und wie viel in den übrigen hier *J. A. L. Z.* 1841. *Dritter Band.*

gegebenen Vorträgen selbständige Gabe des Herrn Pfarrers zu Lauter, oder fremdes Eigenthum sey. Verdächtig ist uns nach solchen Proben alles Uebrige geworden.

Er bemerkt in der Vorrede, wo er sich gar unständig und mit ziemlicher Selbstgefälligkeit über die Aufgabe des Kanzelredners und über seinen eigenen homiletischen Bildungsgang von der Knabenkanzel an verbreitet, die er des Sonntags Nachmittag vor den Gespielen unter den Dorfknaben, den Vater copirend, bestieg, ausdrücklich, das er, um sein Ideal der Predigt zu erreichen, vom Anfange seiner Amtsführung an nach Musterrednern, die er namentlich aufführt (warum nur aber nennt er *Schmalz* und *Polstorff* nicht?), gegriffen, und „mit der Feder in der Hand“ gelesen habe. Eine an sich unschuldige und selbst empfehlungswerthe Methode, insofern sie nämlich den Zweck hat, aus anerkannten Meistervorträgen einzelne treffliche Gedanken zu fixiren, um sie durch öfteres Wiederlesen seinem Ideenfond einzuverleiben, und sie durch weitere Entwicklung oder Verbindung mit anderen Ideen in sein freyes Geistesegenthum zu verwandeln. Die Art aber, wie der Herausgeber diese Sammlung *mit der Feder in der Hand* gelesen hat, erscheint wenigstens in den zur Vergleichung herausgestellten Predigten nur als ein eben so zweydeutiges als geistloses Ausschreiben und Zusammenstoppeln fremder Rednergaben, um ein neues Machwerk daraus zu schaffen, oder Selbstgeschaffenes damit aufzuputzen. Und wenn er selbstgefällig genug sagt: „als Student hörte ich am liebsten *meinen* unvergeßlich theuern Freund *Tzschirner*, der ganz der Mann für meinen Geist und Herz war“, so mus ihn Rec. erinnern, mit welchem unverholenen Unwillen gerade derselbe *sein Tzschirner* in seinen homiletischen Uebungen solchen zusammengestoppelten, mit fremdem Schmucke heraus-

geputzten Predigten bey jeder Gelegenheit das verdiente Urtheil sprach. Nur Anfänger, pflegte er zu sagen, setzen ihre Predigt stückweise, wie Mosaik, zusammen; der Meister aber schafft sie selbstständig und bildet sie aus einem Grundgedanken!

Solche homiletische Mosaik - Arbeit — allerley bunte, kostbare Steine aus verschiedenen Rednerwerken zusammengetragen, wozu der Herausgeber den verbindenden Kitt gegeben hat, — haben wir an den oben bezeichneten Predigten. Eben wegen dieser ihrer *musivischen* Beschaffenheit aber hören sie auf, Gegenstand einer näheren Beurtheilung zu seyn, obgleich wir die Erklärung des Hn. F., das nur *ausgezeichneten Homileten* die Befugniß zustehet, über den Werth dieser seiner Predigten zu entscheiden, auf das Bestimmteste desavouiren müssen, da sie in ihrer buntscheckig aufgeputzten Gestalt, vielmehr nur nach demselben einfachen Grundsatze wie die mit fremden Federn geschmückte Krähe in der Fabel zu würdigen sind.

Wir begnügen uns daher, Einiges anzuführen, was Hr. *Facius* selbst von ihnen urtheilt. „Man wird in ihnen“, sagt er S. XVIII des Vorwortes, „nur schlichte und besonders textgemäße Hauptsätze und Bearbeitungen finden, die überall geben sollen, was sie ankündigen (ein Vorzug, den wir nicht in Abrede stellen). Die Sprache ist, wie mich dünkt, edel und rein, und wie ich mir bewußt bin, die ungekünstelte Sprache meines Herzens. (Letztes können wir nur mit großer Einschränkung auf das gelten lassen, was er selbst gegeben hat). Gott hat mir die Freude geschenkt, zu erfahren, das meine Zuhörer öfter, als ich mir zutraut, dadurch ergriffen und erbaut worden sind“; — (ob ihn wohl sein Bewußtseyn diese Freude hat recht voll und ungetrübt empfinden lassen?)

Das dem Vf. homiletisches Talent und rednerische Gewandtheit nicht abgehen, das er besonders Geschick besitzt, wichtige Ereignisse der Zeit in den Kreis religiöser Vorträge zu ziehen und an heiliger Stätte würdig zu behandeln, das hat er in einigen casualen Vorträgen, nämlich in den Predigten am Constitutions-Feste und in der Gedächtnispredigt bey der Todtenfeyer des Königs Anton bewiesen. Auch das erkennen wir gebührend an, das sein Ton, wie er zu einer Landgemeinde redet, der angemessene und rechte ist. Um so bedauerlicher aber ist es, das er, wie es uns scheinen will, durch eine gewisse Eitelkeit verführt, diese

Sammlung, die überhaupt 28 Predigten aus 9 verschiedenen Jahrgängen und 9 Casualreden enthält, durch unstatthafte und unwürdige Ausstattung mit fremdem Schmucke in ein so ungünstiges Licht gestellt hat.

K r.

BASEL, b. Baur: *Beleuchtung der christlichen Lehre in dem Confirmanden - Unterricht(e)* von Niklaus von Braun, Pfarrer zu St. Martin zu Basel. 1840. VIII u. 410 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Vf. beleuchtet in diesem Werke die Lehren des Christenthums nach Anordnung der fünf Hauptstücke des *Luther'schen* Catechismus in 55 Abschnitten. Ueber den Zweck dieser Bearbeitung spricht er sich nicht bestimmt aus. Doch scheint er es hiebey weniger darauf abgesehen zu haben, Materialien für den Confirmanden - Unterricht zu liefern, als vielmehr den während einer vieljährigen Amtsführung von ihm vorbereiteten Confirmaten die früher ihnen ertheilten Belehrungen über die Grundsätze der christlichen Lehre ausführlicher und geordneter zu wiederholen, und dabey zugleich eine Anleitung zu geben, in welchem Geiste und nach welcher Form der Confirmanden - Unterricht geschehen müsse.

Ein strenger Offenbarungsglaube, gestützt auf buchstäbliche Aeufserung der einzelnen Schriftstellen und auf die Autorität der symbolischen Lehre, bezeichnet die theologische Seite dieses Buches. Der religiös-sittliche Entwicklungsgang der Menschheit wird darin nach dualistischem Principe so dargestellt, das dem Reiche Gottes vom Anfange an das Reich des Satans feindlich ankämpfend gegenübersteht. Nicht nur, das der Sündenfall der Protoplasten durch den Fürsten der Finsterniß veranlaßt ist; das Schlangengift, das von unsichtbaren bösen Geistern in die menschliche Natur schon in unserer ersten Mutter eingedrungen ist, wirkt noch immer fort zum menschlichen Verderben. Alle Lasterhaften werden von satanischen Geistern gefangen gehalten; alle Menschen überhaupt spüren ihren geheimen Einfluß auf ihre Denkart und Gemüther (S. 141 f.). Der Satan hat Christum an das Kreuz gebracht, um Gottes gnadenreichen Plan mit uns zu hindern. Noch immer wendet derselbe Alles an, um das göttliche Erziehungswerk durch *den Sohn* mit allen möglichen Ränken, auch durch sogenannte Geistliche, die er von

feinen schlaun Knechten für sich erziehen läßt, zu fören und zernichten. Auch die physischen Uebel in der Welt rühren nicht von Gott, sondern von bösen Geistern her, und das Walten der göttlichen Vorsehung zeigt sich nur eben darin, daß Gott fortwährend den Unordnungen entgegenwirkt, welche die satanischen Geister in der physischen und moralischen Welt hervorbringen. Abgesehen von diesem krassen Dualismus, der sich durch das ganze Buch hindurch zieht, und folgerechter Weise auch auf die Heils- und Erlösungslehre Einfluß übt, weht in demselben ein frommer, milder Geist; nur einige Male verfällt der Vf. in einen unsatthaftern Rigorismus. So, wenn er in der Erklärung des ersten Gebotes die Verfertigung aller Arten von Abbildungen sinnlicher Geschöpfe, vornämlich auch die Darstellung menschlicher Bildnisse, als dem Verbote Gottes zuwider darstellt, oder wenn er die Freude an Tanz, Schauspielen u. A. feindlich nennt. Wenn es ferner (S. 150) über das Verhältniß Gottes zur sichtbaren Welt heißt: „Ihn selbst sehen wir nicht, aber den ungeheueren großen Leib, den er auf uns unerforschliche Weise aus sich entwickelt, und sich angezogen hat, um den Geschöpfen, denen er auch von seinem Geiste mittheilt, sich sichtbar, fühlbar und genießbar zu machen;“ — oder wenn S. 180 ff. gesagt wird: „Die Schöpfung ist das Hervorgehen aller Dinge, die vorher nicht waren, aus Gott; — die Kräfte, die in der Natur aller Dinge gesehen und gefühlt werden, können nie angefangen haben, zu seyn; sie müssen ewig ein großes Ganzes ausgemacht haben;“ — so erscheint hier die einfache Bibellehre offenbar durch pantheistisch-emanatistische Vorstellungen gefärbt, die am wenigsten von dem übrigens streng biblisch-rechtgläubigen Standpunkte des Vfs. aus zu rechtfertigen sind.

Die Darstellung der Lehre von den letzten Dingen ist durch die vielen eingewebten apokalyptischen Bilder im Einzelnen mehr verdunkelt, als aufgehellt.

Die Sprache ist schlicht und herzlich, doch öfters nachlässig und selbst incorrect. Gleich in der Vorrede kommt ein auffallendes Anakoluthon vor. Eben so finden sich S. 103 und sonst Sätze, deren Construction Rec. vergebens zu entwirren versuchte. Doch mögen diese und ähnliche sprachliche Mängel in der im Vor-

worte ausdrücklich bekannten Altersschwäche des ehrwürdigen Vfs. Entschuldigung finden.

Die äußere Ausstattung des Buches ist vorzüglich.
K . . . r.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Weber: *Bibliopolisches Jahrbuch für* 1841. Fünfter Jahrgang. 1841. VIII u. 88, 120, 138 S. Mit Gutenberg's Bildniß und den Basreliefs zu dessen Standbild in Straßburg. (1 Thlr. 12 Gr.)

Das seit fünf Jahren erscheinende bibliopolische Jahrbuch ist als praktisches Hülfsbuch für Verlags- und Sortiments-Buchhändler beym geschäftlichen Verkehre unter einander, mit Schriftstellern und Publicum, von unbezweifeltem Nutzen, und es gebührt gewiß dem thätigen Verleger unser Dank dafür. In diesem fünften Jahrgange folgen nach einem erklärenden Vorworte, S. 1—16, zur Deutschen Preßgesetzgebung von 1840 das königl. Bayerische Gesetz, den Schutz des Eigenthums an Erzeugnissen der Literatur und Kunst gegen Veröffentlichung, Nachbildung und Nachdruck betreffend, d. d. München, den 15 April 1840 und Vertrag zwischen Oesterreich und Sardinien zur Sicherstellung der Eigenthumsrechte an literarischen und artistischen Werken, welche in den beiderseitigen Staaten erscheinen, d. d. Wien, den 22 May 1840. S. 17 bis 44 enthalten einen interessanten Beytrag zur Geschichte der Presse und des Buchhandels im Jahre 1840, welchem wir in allen einzelnen Punkten beystimmen. Von S. 45—62 werden Nekrologe von 20 im verfloßnen Jahre verstorbenen Deutschen Buchhändlern mitgetheilt. Leider sind die meisten derselben so kurz, daß man auf nur wenigen Zeilen, oft nur 3—5, die Angabe des Todestages und eine kurze Notiz über das Bestehen der beßeren Handlung findet. Ausführlicher hätten wir u. A. vorzüglich das Leben *Franz Anton Ritter von Gerstner's* (welches mit 5 Zeilen abgethan wird) und *Gottfried Heinrich Schäfer's* besprochen gesehen, da Beide auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, erster als Mathematiker, letzter als Philolog, sich ein ehrendes Denkmal gesetzt haben. Aber der Herausgeber klagt S. V der Vorrede, daß es ihm nicht möglich gewesen, die gewünschten näheren An-

gaben zu erhalten. Wir wünschen daher im Interesse des Publicums, daß künftig dieser Theil des bibliopolitischen Jahrbuchs durch thätige Unterstützung der Hinterbliebenen vervollständigt werde. — Der Abschnitt S. 63 bis 88: Etwas über das Correcturwesen, ist gut und verdient von vielen unserer Deutschen Buchhändler, welche leider zu häufig den Corrector agiren, ohne nur der Rechtschreibekunst ihrer Muttersprache mächtig zu seyn, beherzigt zu werden. — Mit dem Verzeichnisse aller durch Leipzig mit einander in Verbindung stehender Buchhandlungen, wie auch der Kunst- und Musicalien-Handlungen Deutschlands und der angrenzenden Länder beginnt ein neuer Abschnitt, welcher sonderbarer Weise wieder mit der Seitenzahl 1 anfängt: was wir nicht billigen können. Uebrigens hat der ganze Abschnitt (S. 1—120) wenig Vertrauen in uns geweckt, da wir viele Unrichtigkeiten in demselben vorfinden. So soll, um nur auf Einiges aufmerksam zu machen, nach S. 47 zu Jena noch die Expedition von *Oken's* Isis seyn; weiß denn der Herausgeber nicht, daß dieselbe seit langer Zeit in Leipzig bey F. A. Brockhaus erscheint? Weist er nichts von der Expedition des wöchentlichen Novitäten- und Continuations-Wahlzettels von Fr. Mauke zu Jena, dieses fast allgemein für den Sortimentsbuchhändler als wichtig anerkannten Instituts? Dasselbe gilt auch von dem Verzeichnisse der in Deutscher Sprache erscheinenden politischen Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenz-Blätter. So

heißt es S. 27 (denn auch dieser Abschnitt beginnt die Seitenzahlen wieder mit 1): Fr. Frommann in Jena verlege einen Jenaischen Anzeiger, ungeachtet es in Jena keinen Jenaischen Anzeiger, sondern privilegirte Wochenblätter giebt, und diese nicht im Verlage von Frommann, sondern eines Concessionärs, Namens Neuenhahn, erscheinen. Von Wichtigkeit für diesen Theil ist übrigens die Angabe der Zeit des Erscheinens, des Formates, der Auflage, der Insertions- und Beylage-Gebühren und der Verleger. — Das Verzeichniß der wichtigsten Bibliotheken Deutschlands (S. 53—92) ist von Wichtigkeit, wiewohl wir zu viel unwichtige wegwünschen möchten. Angenehm ist es, unter jeder einzelnen Bibliothek die Angabe des Bibliothekars zu finden. — Die Literatur des Buchhandels 1840 (S. 93—138) ist vollständig. Dem Ganzen sind schließlich die 4 Basreliefs zu Gutenberg's Standbild in Straßburg beygegeben, vor dem Titelblatte findet sich das Bild des unsterblichen Meisters selbst, der sinnend neben einer Druckerpresse steht, und eine Rolle in den Händen hält, auf welcher die Worte zu lesen sind: *Et la lumière fut*. Die Basreliefs und das Bild selbst sind von *Lakoste* jun. in Straßburg gefertigt. Diese Zugaben sind ebenso musterhaft, als das Ganze correct und in seinem Aeußeren elegant ausgestattet ist.

G.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KUNSTE. *Stuttgart*, in der Hoffmann'schen Verlags-Buchhandlung: *Neueste Novellen* von *Ludwig Storch*. 1841. 268 S. 8.

Die erste Novelle dieses neuen *Storch'schen* Werkes, *der Knabe mit der Bibel*, ist so schön erfunden als empfunden, so gut angelegt als durchgeführt. Findet man auch einige Uebertreibungen, oder eingewebte Betrachtungen zu sehr sich ausredend, so verlohnt das Befriedigende des Ganzen mit leicht zu entschuldigenden Makeln. Wie aber No. 2, „*Schicksale einer Deutschen Oper*“, auch nur den Namen einer Novelle verdient, weiß Rec. nicht. Sie ist so überaus flau und flach, daß sich ei-

gentlich gar nichts davon sagen läßt, ja, daß auch dies Wenige schon zu viel ist. In No. 3 „*Tycho Brahe*“ begegnete Rec., so Wort für Wort abgeschrieben, dem, was er theils in einem älteren Werke: „*der Schwedische Sternseher*“, und in dem zu Hof 1798 erschienenen „*Versuch von Helfrecht von Tycho Brahe*“ gelesen hatte; das von dem Vf. Beygefügte war so dürftig und dünn, daß er sich sagen mußte: wenn Arbeiten solcher Art so leicht Verleger und von diesem eine Ausstattung wie vorliegenden Büchelchen finden, in der That nichts leichter seyn müsse, als neue Novellen zu schreiben.

W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

G E O L O G I E.

WEIMAR, b. Voigt: *Die neuen Veränderungen der unorganischen Welt oder Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Einwirkungen des Wassers und des Feuers auf die Gestaltung des festen Theils der Erde, zur Erläuterung geologischer Erscheinungen, von Carl Lyell. Aus dem Englischen von Carl Hartmann. 1841. XX u. 628 S. Mit 33 lithographirten Tafeln. 8. (2 Thlr. 20 Gr.)*

Hr. Hartmann hat bereits im Jahre 1831 und 1832 eine mit Beyfall aufgenommene Uebersetzung von *Lyell's* Werk „*Principles of Geology*“ nach dessen erster und zweyter Auflage unter dem Titel: „*Lehrbuch der Geologie*“ bey Basse in Quedlinburg geliefert. Seit jener Zeit sind nicht weniger als vier neue Auflagen von diesem wichtigen Werke in England erschienen, und dabey hat dasselbe sowohl in Hinsicht des Planes, als auch der Ausführung wesentliche Veränderungen erlitten. Der Inhalt des Ganzen zerfällt nach der sechsten Auflage in drey Bücher. Das erste Buch giebt nach einigen Bemerkungen über Zweck und Gegenstand der Geologie eine kurze Skizze der geognostischen Beobachtungen und Theorien von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten, mit besonderer Rücksicht auf die Vorurtheile, welche die wissenschaftliche Entwicklung der Geognosie und Geologie so lange gehindert haben. Dann folgt eine Darstellung des organischen Lebens in den verschiedenen geologischen Perioden. Zuletzt bestreitet *Lyell* die Annahme einer höheren Intensität wässeriger und feueriger Kräfte in früheren Perioden, eines plötzlichen Wechsels von Ruhe und Unruhe auf der Erde, so wie plötzlicher Umwälzungen in der organischen Welt, und bespricht die *Beaumont'sche* und *v. Buch'sche* Erhebungstheorie. Das zweyte Buch handelt von den Veränderungen, welche die anorganische Welt in ge-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

schichtlicher Zeit erlitten hat, das dritte von den Veränderungen der organischen Welt oder der Bewohner der Erde. Das zweyte Buch bildet den gröfseren Theil des Originals, und ist das eigenthümlichste und interessanteste; vor der Hand hat Hr. H. nur davon eine Uebersetzung geliefert, beabsicht aber, wenn Beyfall und Absatz den Erwartungen entsprechen, auch das erste und dritte Buch zu übersetzen.

Lyell wird mit allgemeiner Anerkennung zu den bedeutendsten Geognosten der jetzigen Zeit gerechnet; er verdankt diesen Ruhm nicht nur seinen weit ausge dehnten, zuverlässigen und lebendig aufgefaßten Beobachtungen geognostischer Verhältnisse, sondern auch und zwar vorzugsweise der Genialität und Grofsartigkeit seiner Combinationen und Theorien. Er hat das Feld geognostischer Forschungen zugleich erweitert und geordnet; er nimmt einen ehrenvollen Platz unter der Zahl der wenigen Naturforscher ein, die selbstständig und auf eigenthümliche Weise fortarbeiten, und dadurch fördernd in die Entwicklung der Wissenschaften eingreifen, daß sie Anderen neue Bahnen eröffnen. *Lyell* ist von den Vorurtheilen gänzlich frey, an denen mehrere der ausgezeichnetesten Geognosten Englands mit Wärme hängen, indem sie sich die gröfste Mühe geben, die Resultate geologischer Forschungen mit der Mosaikischen Schöpfungsmythe in Einklang zu bringen. Er spricht seine Ansicht gegen dieses Vorurtheil ganz unverhohlen aus, und stellt es dar als eines der gröfsten Hindernisse, welches einer naturgemäfsen Auffassung und Erklärung geognostischer Verhältnisse in England entgegengestanden habe. Seine besondere Aufmerksamkeit hat er auf die uns theils aus geschichtlichen Ueberlieferungen bekannten, theils noch unter unseren Augen fortgehenden Veränderungen der Erdoberfläche gerichtet, und hat sich somit das grofse Verdienst um die Wissenschaft erworben, sie auf einen

inductorischen Standpunct gebracht zu haben; denn alle geologischen Schlüsse können bloße Wahrscheinlichkeit-Schlüsse seyn, gegründet auf Analogieen jetziger Verhältnisse. Diese Analogieen werden aber um so treffender, mithin die geologischen Theorien um so naturgemäßer seyn, je mehr wir über den thatfächlichen und urfächlichen Zusammenhang jetzt noch Statt findender Veränderungen aufgeklärt sind. Leider ist *Lyell* dabey nicht stehen geblieben, und hat sein System auf einseitige Weise dahin ausgebildet, daß er zu erweisen sucht, in allen vergangenen Perioden haben keine anderen Umstände auf die Ausbildung der Erde eingewirkt, als die gegenwärtig noch Statt findenden. Er fodert zur Hervorrufung von Phänomenen, denen diejenigen, welche wir aus der Relation von Augenzeugen kennen, an Grofsartigkeit weit nachstehen, nur ungemessene Zeiträume. Wenn z. B. die heutigen Erdbeben Erhebungen ausgedehnter Landstriche auf wenige Fuß Höhe verursachen, so wird das Resultat vieler Erdbeben während eines langen Zeitraumes ein mächtiges Gebirge, oder eine tiefe Einsenkung, eine Verwandlung von Land und Meer seyn können. Kein Naturforscher wird die Natur-Gesetze einem Wechsel unterwerfen, wie die Erscheinungen; sie sind dieselben für die fernsten Zeiten. Allein eine Wirkung hängt nicht allein ab von der wirkenden Ursache, sondern auch von den Bedingungen, unter welchen dieselbe wirkte. Die Kenntniß des Gesetzes der Grundkräfte für sich, macht es uns noch nicht möglich, den Verlauf der Erscheinungen voraus zu bestimmen; aufser dem Gesetze muß uns das gegenseitige Verhältniß der Massen gegeben seyn, in welchen die Kraft wirkt, und umgekehrt. Wie kann daher die Art und Weise, in der sich uns geognostische Erscheinungen während der verhältnißmäfsig kurzen geschichtlichen Zeit dargeboten haben, als Gesetz gelten für alle vergangenen Zeiträume? Diese Erscheinungen selbst sind sehr verwickelt; wir haben sie bloß im Allgemeinen, nicht scharf bis in's Einzelne, mehr thatfächlich als urfächlich aufgefaßt. Ihr Studium ist zwar der einzige induktorische Anfang der Geologie, in dem wir durch sie allein einen Begriff geognostischer Wirkungen gewinnen, führt uns jedoch keineswegs unmittelbar zur Kenntniß der allein möglichen oder nothwendigen Veränderungsweise der Erdoberfläche, sondern im Gegentheile einer durch das jetzige, mit dem Fortschreiten der Wirkungen selbst

nothwendig veränderliche Massenverhältniß bedingten, mithin selbst wechselnden.

Die Gesteine theilt *Lyell* nach ihrer Entstehungsweise in vier Abtheilungen, nämlich die der neptunischen, vulkanischen, plutonischen und metamorphischen. Die Gesteine aller vier Abtheilungen entstehen noch fortwährend, die ersten beiden vor unseren Augen, die letzten beiden (auch hypogene genannt) in großer Tiefe unter der Erdoberfläche. Aus den neptunischen und vulkanischen werden durch Umwandlung metamorphische (Gneiß, Glimmerschiefer u. A.); die plutonischen (Granit u. A.) unterscheiden sich von den vulkanischen nur deshalb, weil sie unter hohem Druck entstehen. Dagegen muß uns vor Allem die Frage Zweifel erregen, warum im Conglomerate oder dem Schuttlande der früheren Formationen durchaus keine den Laven und Basalten ähnlichen Eruptions-Massen vorkommen.

Nach diesen kurzen Andeutungen über *Lyell's* eigenthümlichen Zweck und seine Methode, ist es leicht ersichtlich, warum gerade der in der Uebersetzung vorliegende zweyte Theil der *Principles of Geology* das meiste Interesse gewähren muß. Der Inhalt desselben zerfällt in 2 Abschnitte, von denen der erste die von den Gewässern, der zweyte die von feuerigen Urfachen herührenden Veränderungen der Erdoberfläche betrachtet. Der erste Abschnitt ist in acht Capitel getheilt, welche den Gegenstand in folgender Ordnung besprechen: Wirkungen der fließenden Gewässer (Cap. I); Fortschaffung fester Materien durch Eis (Cap. II); Erscheinungen der Quellen (Cap. III); reproductive Wirkungen der Flüsse, Deltabildungen (Cap. IV und V); zerstörende und fortschaffende Wirkungen der Ebbe und Fluth und der Strömungen (Cap. VI und VII); reproductive Wirkungen der Fluth und der Strömungen (Cap. VIII).

Der Vertrag geht von allgemeinen mechanischen Principien aus, ist aber stets auf das Engste an Beispiele aus der Erfahrung geknüpft, die der Vf. aus den verschiedensten Theilen der Erde in Bereitschaft hat, und in einer anschaulichen und ansprechenden Weise erzählt. So werden die Ueberschwemmungen und Krümmungen der Flüsse, ihre fortschaffende und aushöhlende Kraft erläutert an den Stromüberschwemmungen in Aberdeenshire im Jahre 1829, an der Aushöhlung des Simeto-Bettes in einer neueren Lava des

Aetna, an den Fällen des Niagara und ihrem Zurückweichen, am Laufe des Po, am Mississippi-Becken, an den Bergschlipfen in New-Hampshire im Jahre 1826, am Durchbruche der Dranse durch einen vorgeschobenen Gletfcher im Jahre 1818 u. f. f. Die Fortschaffung fester Materien durch Eis wird unter dreyerley Gesichtspuncten betrachtet: Erstlich in Beziehung auf die Wirkung des Oberflächen- und des Grund-Eises, durch welches das Wasser befähigt wird, Grus und Steine fortzuschaffen; zweytens hinsichtlich der Wirkung der Gletfcher auf Fortschaffung von Felsblöcken und Poliren und Reissen der Gesteine, so dafs diese Streifen bekommen; drittens bezüglich des Schwimmens von Eischollen, auf denen feste Materien liegen, in das Meer, und des Treibens von Eisbergen und Küsteneis. Nach diesen Wirkungsweisen des Wassers beym Strömen auf der Oberfläche wird die „unterirdische Entwässerung“ oder die Erscheinung von Quellen betrachtet, zuerst in Rücksicht auf artesische Brunnen, dann auf warme und Mineral-Quellen, von denen aber blofs diejenigen genauer beschrieben werden, deren Abfälle in erheblicher Weise zur Veränderung der Erdoberfläche beytragen, nämlich die kalkhaltigen Quellen der Auvergne, des mittleren Italiens mit ihren Travertinen, und des Kaukasus, und die kieselhaltigen Quellen der Azoren und Islands. Schwefel-, Gyps-, Salz-, Eisen-, Kohlensäure-Quellen und Pechseen sind dabey von geringerer Bedeutung.

Nachdem so die zerstörende und fortzuschaffende Wirkung des fließenden Wassers betrachtet ist, wird seine reproductive untersucht. Diese letzte zeigt sich zunächst, und am augenscheinlichsten an den verschiedenen Deltabildungen in Landseen, Binnenmeeren und Meeren mit Ebbe und Fluth. Der Unterschied zwischen See- und Meeres-Deltas ist leicht aufzufassen; er beruht auf der Beschaffenheit der eingeschlossenen organischen Reste; See-Deltas schliessen blofs Bewohner des Landes, der Flüsse und der Landseen ein, in den Meeres-Deltas mischen sich dieselben mit den Resten von Meeresgeschöpfen. Allein die Meeres-Deltas zeigen unter sich noch bedeutende Verschiedenheiten. Die Deltas in Binnenmeeren haben in Hinsicht der Anordnung und Ablagerung von Geschieben große Aehnlichkeit mit den See-Deltas: da hingegen bey eigentlichen Meeres-Deltas aufser der Strömung des Flusses auch Ebbe und Fluth Veranlassung zur Entstehung von

Abfällen geben. Als Beyspiele von See-Deltas werden angeführt das Rhone-Delta im Genfersee, und der Boden des Obersees in Canada, als Beyspiele von Binnenmeer-Deltas diejenigen der Ostsee und des mittelländischen Meeres (Rhone, Po, Nil), und als Beyspiele von eigentlichen Meeres-Delta's diejenigen des Ganges und Mississippi. Diese Erläuterungen sind auf eine große Menge geschichtlicher Notizen gegründet; und gewinnen dadurch sehr an Interesse und Zuverlässigkeit. Allgemeine Folgerungen über die Menge der durch Flüsse fortgeschafften Materialien, über Form und Schichtung der Deltas sind an die rein tatsächlichen Angaben geknüpft. In den folgenden Capiteln, bey der Darstellung der Wirkungsweise des Meeres auf Zerstörung und neue Bildung von Küstentrichen hat der Vf. größtentheils Englische Verhältnisse vor Augen. Für den Deutschen Geognosten haben diese weniger Interesse, als die im siebenten Capitel behandelten Verhältnisse, nämlich das Eingreifen des Meeres in das Delta des Rheines, die Veränderung des Laufes der Rheinarme und der Form der Deutschen Nordseeküsten. Dieses Beyspiel ist auch schon deshalb sehr lehrreich, weil am Rhein-Delta die Gegenwirkungen eines Flusses mit der Ebbe und Fluth des Meeres auftreten. Es gab, wie mit vieler Wahrscheinlichkeit aus dem Vortreten der Küsten bey den Rheinausflüssen hervorgeht, eine Zeit, zu welcher der Fluß die Oberhand hatte; allein seit den letzten 2000 Jahren, seitdem die Veränderungen von den Bewohnern wahrgenommen worden sind, ist der Vortheil auf Seiten des Oceans geblieben.

Unter den Aeußerungen vulkanischer Thätigkeit, die den Gegenstand des zweyten Abschnittes ausmachen, werden Vulkane, Erdbeben und allmälige Hebungen und Senkungen begriffen. Der gemeinschaftliche Ursprung von vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben tritt hier am deutlichsten hervor, indem die Ausbruchspuncte und die Bewegungen der großen Erdbeben auf gewisse Gegenden beschränkt sind. Der Vf. beginnt damit, die geographischen Grenzen einiger dieser Gegenden zu bestimmen, damit der Leser auf den mächtigen Maßstab aufmerksam gemacht werde, nach welchem die Wirkfamkeit des unterirdischen Feuers gleichzeitig entwickelt worden ist. Als Beyspiele dienen die vulkanische Region der Andes, von Mejico, Westindien, Canada, der Aleuten-, Molukken-

und Sunda-Inseln, die Region von Mittelasien bis zu den Azoren und die des Griechischen Archipels. Dieser allgemeineren Uebersicht folgt in den zwey nächsten Capiteln eine genauere Beschreibung des vulkanischen Bezirks von Neapel, in welcher die wichtigeren geschichtlichen Nachrichten über Ausbrüche von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten zusammengestellt sind. Das vierte Capitel liefert die Beschreibung und Geschichte des Aetna; im fünften wird erzählt der Ausbruch des Skaptaar Jökul auf Island 1783, die Entstehung des Jorullo auf der Ebene von Malpais im Jahre 1759, der Ausbruch des Golongoon auf Java im Jahre 1822, und die der Feuerberge auf den Azoren. An diese letzten schliessen sich die untermeerischen Vulkane mit ihren Inselbildungen (Ferdinanda, Santorin, Barren Island) an. Bekanntlich hat *Lyell* den so scharfsinnig von *v. Buch* aufgefassten Unterschied zwischen Erhebungs- und Eruptions-Kratern nie anerkannt, und das Bestreben, seine Ansicht gegen die *v. Buch'sche* hervorzuheben, thut sich an vielen Stellen kund. *Lyell* wie *v. Buch* haben die vulkanischen Erscheinungen aus eigenem Augenschein kennen gelernt;

beide sind zuverlässige und gewissenhafte, wenn vielleicht auch nicht immer ganz unbefangene, Beobachter. Der grössere Theil der Geognosten, deren Urtheil in dieser Sache nicht auf Autopsie gegründet ist, hat zwischen diesen Autoritäten eine schwere Wahl, wird sich indessen um so eher dem Genie *L. v. Buch's* anvertrauen, als derselbe vulkanische Erscheinungen in weiterem Umfange und mit Vorliebe studirt, und die vulkanischen Wirkungen der eigentlichen Feuerberge im genaueren Zusammenhange sowohl mit dem Erdbeben und den Hebungen und Senkungen ganzer Landstriche, als auch mit den Verhältnissen gebracht hat, unter denen Massengesteine in älteren Formationen auftreten. — Der Betrachtung der Erdbeben ist das sechste, siebente und achte Capitel gewidmet. Das neunte Capitel bespricht die jetzt erledigte Frage über allmähliche Hebung und Senkung von ganzen Länderstrichen, in deren Nähe keine Feuerberge vorkommen und deren Oberfläche nicht periodisch von Erdbeben erschüttert wird. Die mitgetheilten Beobachtungen beziehen sich nur auf Scandinavien.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Augsburg*, in d. v. Jenisch u. Stage'schen Buchhandlung: *Die Kinder der Wittwe oder der Herr hilft auch den schuldlos Leidenden und demüthigt den Sünder bis zur Erde*. Eine Erzählung für die erwachsene Jugend. Mit einem Vorworte begleitet vom Verfasser der „Glocke der Andacht.“ Zweyte verbesserte Auflage. Mit einem Stahlstiche. 1841. VIII u. 134 S. 8. (12 Gr.)

Die Stelle alles Lobes vorliegender Schrift vertritt die nach kurzer Zeit erfolgte zweyte Auflage desselben. Es enthält in der That des die Lesebegier der Jugend Reizenden so viel, das man sich über diesen schnellen Absatz nicht zu wundern hat, obgleich, um uns eines eigenen Ausdrucke des Vfs. zu bedienen, eine gleich einem Muttermale ihm anklebende Einseitigkeit in die Augen springend ist. Die Jugend liebt, durch das, was ihm erzählt wird, in gelinde Angst versetzt zu werden, ja für den Helden, der interessant werden soll, zu zittern. Das Bild, welches ihren flüchtigen Sinn länger als momentan festhalten soll, muss mit grellen Farben colorirt seyn. Diesen Erfodernissen weis der Vf. auf das Befriedigendste zu begegnen. Er ist geschickt im Auffinden des Effectvollen, treibt aber diese Geschick-

lichkeit so weit, das sie zur Naivetät wird, zu einer Eigenschaft, die in treuherziger Ausübung das gewöhnliche Mafs der Behauptungen überschreitet, und die jedem Erzähler nöthige Berechnung des Wahrscheinlichen und Möglichen übersehen. Er setzt einen eben so starken Glauben des Lesers voraus, als seine Manier ist, die Gegenstände, welche er schildert, zu färben. Die Scene auf dem Richtplatze, welche freylich die Angst und das Interesse junger Leser auf's Höchste steigern muss, ist das Uebertriebenste, und daher Unnatürlichste, was es in dieser Art giebt. Sollte ein Schriftsteller, der seinem Erfolge so gewiss seyn kann, als der Vf. es durch raschen Absatz der grossen Reihe Jugendschriften, die aus seiner Feder geflossen sind, ihm bewies, zu solchen Knalleffecten zu greifen sich erlauben? Alles, was überreizt, darf — so dünkt es uns — in die Reihe der Gifte gezählt werden, mit wie fromm scheinender Absicht es auch erreicht werde.

Der beygefügte Stahlstich und das Aeusere des Buches sind tadellos.

W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

G E O L O G I E.

WEIMAR, b. Voigt: *Die neuen Veränderungen der unorganischen Welt, oder Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Einwirkungen des Wassers und des Feuers auf die Gestaltung des festen Theils der Erde, zur Erläuterung geologischer Erscheinungen, von Carl Lyell. Aus dem Englischen von Carl Hartmann u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das letzte Capitel soll den Leser über die Ursachen aufklären, deren gemeinschaftliche Wirkung Ausbrüche von Vulkanen, Erdbeben und allmälige Niveauveränderungen sind. Ueber diese Ursachen spricht sich der Vf. gleich zu Anfang des Abschnittes bestimmt aus; er erkennt nämlich in den genannten Erscheinungen den Einfluss, den das erhitzte Innere der Erde auf ihre äussere Decke ausübt. Diese Hitze im Inneren der Erde, sagt er, ist von Manchen einem angenommenen feurig-flüssigen Zustande der Centraltheile des Planeten, als er zuerst in's Daseyn gerufen wurde, zugeschrieben worden. Ein Theil des Inneren soll noch in diesem Zustande bleiben, der aber stets an Intensität abnimmt. Die zur Unterstützung dieser Theorie angeführte sphäroidische Gestalt der Erde setzt die Nothwendigkeit einer anfänglich allgemeinen Flüssigkeit voraus; die statische Figur des Erdkörpers mag durch die stufenweise Wirkung wässeriger und feuriger Ursachen, die nach und nach auf verschiedene Theile der Erde einwirkten, hervorgebracht worden seyn. Aus Beobachtungen scheint allerdings hervorzugehen, dass die Wärme in Bergwerken mit ihrer Tiefe zunimmt; und wenn das Verhältniss der Zunahme gleichförmig ist von der Oberfläche nach dem Inneren zu, so muss der ganze Erdkörper, mit Ausnahme einer dünnen äusseren Rinde, flüssig seyn, und die Centraltheile müssen eine bedeutend höhere Temperatur haben, als geschmol-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

zenes Eisen. Jodoch scheint dieses Resultat gänzlich unvereinbar zu seyn mit den Gesetzen, nach welchen die Wärme in flüssigen Körpern circulirt; denn wenn die Centralhitze so intensiv wäre, als behauptet wird, so müsste es Strömungen geben, welche die Temperatur der verschiedenen Flüssigkeitsschichten auszugleichen strebten, und alsdann würde die feste Rinde selbst geschmolzen werden. Allein anstatt einer Centralwärme können wir vielleicht die Wärme des Erdinneren chemischen Veränderungen zuschreiben; denn allgemeine Wirkung chemischer Wechselwirkung ist Wärme- und Electricitäts-Entwicklung, die ihrerseits die Quelle neuer chemischer Veränderungen wird. Das Vorhandenseyn von elektrischen Strömungen, in der Erdrinde lässt sich aus den Erscheinungen des Erdmagnetismus, aus der Verbindung zwischen den täglichen magnetischen Abweichungen und der anscheinenden Bewegung der Sonne, aus Beobachtungen über elektro-magnetische Erscheinungen der Erzgänge, und endlich aus der atmosphärischen Electricität folgern, die unaufhörlich aus der Luft zur Erde übergeht. Unterirdische elektrische Ströme können eine langsam zeretzende Kraft, gleich der einer *Voltaischen Säule*, ausüben und daher eine constante Quelle der chemischen Wirkbarkeit und folglich auch der vulkanischen Hitze werden. Diese Gegen Gründe gegen die Annahme einer Centralwärme sind freylich zum Theil deshalb von geringer Erheblichkeit, weil sie bloße Wahrscheinlichkeit für sich haben, oder sogar hypothetischer Natur sind. Schlagender ist folgende Betrachtung: Wenn man bedenkt, dass die größten Gebirge nur unbedeutende Erhöhungen auf der Erdoberfläche sind, und dass diese Gebirge dennoch aus verschiedenen Theilen bestehen, die sich nach und nach gebildet haben, so muss man überrascht seyn, dass eine Centralflüssigkeit zur Erklärung der vulkanischen Erscheinungen in Anspruch genommen worden ist. Anzunehmen, dass sich der ganze Erdkörper in einem Zustande der feurigen Flüssigkeit befinde,

nur mit Ausnahme einer festen Rinde von 30—100 Englischen Meilen Dicke, und dafs die Wärme der Centralfüßigkeit diejenige der flüssigen Lava um mehr als das Zweyhundertfache übersteigt, heißt eine Kraft einführen, die mit der zu erklärenden Wirkung in gar keinem Verhältnisse steht. Die gewöhnliche Ruhe der Erdoberfläche läßt im Gegentheile auf eine erstaunliche Trägheit der inneren Masse schließen. — Die Theorie des chemischen Ursprungs der vulkanischen Erscheinungen, welcher der Vf. aus den eben angeführten Gründen den Vorzug giebt, wird übrigens nicht ganz in *II. Davys* Weise ausgeführt; denn der Annahme eines unoxydirten metallischen Kernes stehen auch zu viel Umstände entgegen, die man Anfangs sonderbarer Weise völlig übersehen hat. Es fragt sich nämlich, woher der grofse Vorrath von ungesättigten Metallen im Inneren der Erde komme und durch welche unterirdischen Kräfte die erdigen und Alkali-Verbindungen, aus denen die Laven bestehen, von Zeit zu Zeit oxydirt und desoxydirt werden, so dafs eine stete chemische Wirksamkeit erhalten wird. Die Antwort darauf findet *Lyell* in der Wechselwirkung des Seewassers mit dem Bestandtheile des Erdinneren. Es ist nicht zu bestreiten, sagt er, dafs durch zufällige Berührung des Wassers und metallischer Basen eine intensive Hitze erzeugt werden könne, und dafs während des Sättigungsprocesses grofse Volumina Wasserstoff entwickelt werden müssen. Dasselbe möchte nun die Erdrinde nach verschiedenen Richtungen durchdringen und Jahrhunderte in Spalten und Höhlen zuweilen bey hinreichendem Drucke in flüssiger Form aufbewahrt werden. Wenn dann zu irgend einer späteren Periode, in Folge der von den Erdbeben verursachten Veränderungen der Erdrinde dieses Gas mit den Metalloxyden in einer hohen Temperatur in Berührung käme, so würde nothwendig eine Reduction der Metalloxyde erfolgen. Dieser Kreislauf von Oxydation und Reduction mag eins der Hauptmittel seyn, durch welche die innere Wärme und die Stabilität der vulkanischen Wirkungen erhalten werden. Das Wasser der Meere durchdringt einen Theil der Erdrinde, kommt mit erhitzten Gesteinen in Berührung und verwandelt sich in Dampf, oder auch zersetzt sich unter Wärmeentwicklung. Die Gase dringen durch die Gesteine und können Tage und Wochen lang durch eine Oeffnung mit einer Explosion entweichen, die hinreichend ist, um Substanzen, die sich ihrem

Durchgange widersetzen, in kleine Stücke, ja in Staub zu verwandeln (Aschenausbrüche). Zu gleicher Zeit mag Lava aufwärts getrieben und in Gestalt von Schlacken ausgeworfen werden. An einer Stelle, wo flüssige Lava sich zwischen einer Höhle befindet, in welcher sich ein grofses Volumen von Dampf angespannt hat, und zwischen einer mit der Oberfläche communicirenden Spalte wird dem Lavaausbruch ein Gasausbruch folgen. Diefs ist die Erklärung vulkanischer Ausbrüche. Das Zerreißen und Emporheben von Ländermassen durch Erdbeben ist eine ohne Schwierigkeit zu erklärende Operation, wenn man annimmt, dafs im Erdinneren eine Hitze statt findet, hinreichend, um nicht allein grofse Mengen von Substanzen zu schmelzen, sondern auch in Gase zu verwandeln. Elastische Flüssigkeiten sind im Stande, feste Massen von großem Umfange aus den Kratern der Vulkane auf ungeheure Höhen in die Luft zu schleudern; welche Kraft darf man dann da erwarten, wo die Gase vielleicht zu Flüssigkeiten verdichtet, auf eine Masse überliegender Felsarten drücken, ohne einen Ausweg zu haben? Es ist ferner leicht einzusehen, dafs die erschütterten Felsarten durch eine Convulsion eine gebogene Form annehmen müssen, so dafs die darüber liegende Gegend permanent emporgehoben bleibt. In anderen Fällen muß Gas ausgetrieben werden, ehe es flüssige Lava anhäuft, die in die neu gebildete Spalte eindringt. Die Gase, welche alsdann durch Emporheben der aufgetriebenen Felsarten mehr Raum gewonnen haben, werden in Ruhe bleiben, während die in den Spalten erkaltende Lava eine feste Grundlage für die neu gehobene Gegend seyn wird. Häufig mögen auch Spalten von großer Ausdehnung in den Felsarten, ohne irgend hebende oder senkende Bewegung, lediglich durch die ungleiche Ausdehnung einer an dem einen Ende erhitzten, am anderen in verhältnismäßig niedriger Temperatur gebliebenen zusammenhängenden Masse entstanden seyn. Das Sinken von Land mag zuweilen von unterirdischen Höhlen herrühren, deren Decken nachgeben, wenn die darin befindlichen Gase oder Laven durch eine neugebildete Spalte entweichen. Endlich erscheint es auch wahrscheinlich, dafs grofse Thonschichten in der Erde unter dem Einflusse der Wärme und chemischer Einwirkungen zusammenstürzen und ein Sinken der aufliegenden Gebirgsarten veranlassen. Senkungen müssen überhaupt viel häufiger eintreten als

Hebungen. Zu diesem Schlusse wird *Lyell* durch folgendes Raisonnement geführt: Es ist astronomisch bewiesen, daß der Erdhalbmesser im Laufe der letzten zwey Jahrhunderte keine Veränderungen erlitten hat. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Dimensionen der Erde überhaupt unveränderlich sind. Dies ist aber bey dem Anhäufen vulkanischer Massen über und unter dem Meere und bey dem Fortführen fester Substanzen aus den Mündungen der Flüsse, wodurch das Meer verflücht, also sein Spiegel im Allgemeinen gehoben wird, nur dann möglich, wenn grössere Strecken der Erdrinde allmählig gesenkt, als emporgehoben werden. Schliesslich wird bemerkt, daß es durch diese Ansichten wahrscheinlich gemacht wird, daß die beständige Herstellung des Landes und die Benutzung der Erde als Wohnplatz durch Hebungen und Senkungen der Erdbeben gesichert sey. Daher sind Erdbeben, obwohl oft Ursachen der Vernichtung, die Wirkungen einer zur Erhaltung der Beständigkeit des Erdganzen wesentlichen Kraft.

So haben wir die Ansichten *Lyell's* in ihrer Entwicklung verfolgt, und können uns in Hinsicht des letzten Theils um so eher eines Urtheils enthalten, als überhaupt Polemik in den Dingen zu keinen erheblichen Resultaten führen kann, bey denen es auf bloße Wahrscheinlichkeiten oder Möglichkeiten hinausgeht. Jede Ansicht muß hier vorläufig gelten, welche nichts geradezu Unmögliches und Widersinniges enthält. Wir werden eine Phantasie um so höher schätzen, je mehr wir den freyen Schwung eines combinatorischen Genies darinne erkennen.

Es bleibt uns nun noch übrig, das Verdienst des Uebersetzers anzuerkennen. Nur selten ist es bey dem Lesen fühlbar, daß man eine Uebersetzung und kein Original vor sich hat.

Papier und Druck sind gut. Die lithographirten Tafeln erfüllen wenigstens ihren Zweck, die Landschaften dürfen freylich an malerische Schönheit keine Ansprüche machen.

Dr. E. S.

M U S I K.

DRESDEN u. LEIPZIG, in der Arnold'schen Buch-, Kunst- und Musikalien-Handlung: *Praktisch-theoretisches Lehrbuch der musikalischen Composition*. Nach pädagogischen Grundfätzen abgefaßt. Für Lehrer und zum Selbstunterrichte; insbesondere für

Seminarien, Präparanden-Schulen u. s. w. Von *Fried. Wilhelm Schütze*, Lehrer am Freyherrlich von Fletcher'schen Schullehrer-Seminar zu Dresden, correspondirendem Mitgliede des Deutschen Nationalvereins für Musik und ihre Wissenschaft. Zweyte, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage seiner „Praktisch-theoretischen Anweisung für den Unterricht in der Harmonielehre.“ 1841. XIV u. 399 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

Vorliegende Schrift verdient in jeder Hinsicht eine ehrenwerthe Anerkennung und Empfehlung von denen, welche Selbstbildung oder Unterricht in der Musik beabsichtigen. Nach der eigenen Vorbildung des Vfs. im Seminar zu Weiffenfels, laut des Vorworts, trat er 1827 in seinen jetzigen Beruf, als Lehrer, war aber auch von da an um so eifriger bedacht, durch die vermittelnde Beyhülfe zweyer in der Kunst ausgezeichneten Männer, des Hoforganisten *Schneider*, wie des Kapellmeisters *Reisiger* sich nicht nur eine weitere und erhöhte Einsicht in dieselbe zu erwerben, sondern auch durch anhaltendes Selbststudium und Uebung, zugleich mit unverwandter Rücksicht auf die pädagogische Richtung hierin seine Lehrweise möglichst zu vervollkommen und ihre Nützlichkeit zu erhöhen. Davon giebt vorliegendes, aus dem Leben hervorgegangene, Lehrbuch ein löbliches Zeugniß. Nachdem in der Einleitung: Musik in theoretischer und praktischer Hinsicht, Melodie und Harmonie erörtert ist, wird von S. 6 die ungemein wichtige, zuweilen fast übersehene oder nicht begründete Lehre „Rhythmus“ durch eine auf Notenbeispiele bezügliche falsche Erklärung zur vollen Anschaulichkeit in ausreichender Erkenntniß gebracht, wie überhaupt dieser Abschnitt bis S. 33 (Tact, Motiv) einen seltenen Fleiß beurkundet. Die Compositionslehre verlangt genaue Kenntniß der Tonleitern und der Intervallenlehre, Beides in einer genauen Darstellung von S. 30—72. Es folgt: Bildung der Töne zu Dreyklängen nach ihren Lagen und Tonarten in Beyspielen; Harmonieverbindung durch den Dreyklang von der Tonica zu beiden Dominanten und auf mannichfaltige Weise, was als erste Grundlage zum Vorspiele sorgfältige Uebung vom Schüler zu erfordern scheint. Mit Recht wird dabey der Schüler, wie z. B. S. 87, bey der Verbindung der Dreyklänge von CFC auf ihren nothwendigen Zusammenhang mit Hinweisung auf sein eigenes Gefühl aufmerksam gemacht; so wie

überhaupt die Harmonielehre vom denkenden Lehrer auf eine weniger mechanische, mehr geistige Weise betrieben werden muß, dafern solch ein Unterricht zweckmäfsig und seiner Tendenz entsprechend seyn soll. Mit ungemeiner Klarheit sind in der Accordlehre bis Terzdecimanaccord, auch Grund- und abgeleitete Harmonieen, die dem Schüler weniger angelernt, als von ihm herausgeföhlt werden müssen, entwickelt. Die dem praktischen Musiker ganz unentbehrliche Lehre der Modulation, S. 117, ist im gehörigen Umfange mit grosser Genauigkeit ausgeführt. Von S. 223 werden Choralbearbeitungen mit Beyspielen und dazu gehörigen Erklärungen gegeben, und zwar von einer Strophe zur anderen, wodurch der Schüler die Einsicht des Zusammenhanges der harmonischen Verbindung immer mehr gewinnt, aber auch nach und nach zur Selbstbildung derselben durch eigene Uebung gelangen wird. Auf ähnliche stufenmäfsige und lichtvolle Weise wird von Cadenzen, mehrdeutigen Zusammenklängen, Durchgängen, Vorhalten u. s. w. gelehrt, was wir hier nur beröhren können, aber der eigenen Belehrung des Schü-

lers überlassen wollen. Der Choral in Beyspiel 387 von *Seb. Bach* „Lobt Gott ihr“ u. s. w. mit *rhythmischer* Bewegung zeigt den Unterschied desselben von dem gewöhnlichen, mit *tactischer*, d. h. wo die Stimmen fast gleiche Bewegung haben, genau und instructiv.

Der Anhang, S. 345, enthält die alten Kirchentontarten, deren Kenntniß dem Choralpieler und Componisten unentbehrlich ist, und die Einsicht in die wunderbare Tiefe und kraftvolle Wirkksamkeit des Chorals erleichtert. Beygegeben wird am Schlusse noch eine Ueberficht der wichtigsten Saiten- und Blas-Instrumente und ihres Gebrauchs, was dem Kunstjünger nur erwünscht seyn kann.

Rec. darf schliesslich mit Ueberzeugung versichern, daß der wackere Vf. mit seinem „Lehrbuche der Composition“ einen sehr nützlichen Beytrag zur Förderung und Ausbreitung der Musik geliefert hat, dem es daher an einem gedeihlichen Erfolge nicht fehlen wird.

D. R.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUNUNGSSCHRIFTEN. *Reutlingen*, b. Mäcken jun.: *Grace Kennedy's sämtliche christliche Erzählungen*. In Verbindung mit Anderen aus dem Englischen herausgegeben von *Gustav Plieninger*. 1837—1838. Zwölf Bändchen. 1 Bändchen XXVI u. 143 S. 2 Bändchen 171 S. 3 Bändchen 142 S. 4 Bändchen 120 S. 5 Bändchen 169 S. 6 Bändchen 172 S. 7 Bändchen 154 S. 8 Bändchen 159 S. 9 Bändchen 186 S. 10 Bändchen 124 S. 11 Bändchen 118 S. 12 Bändchen 109 S. 8. (2 Thlr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1831. Nr. 96.]

Was diese Blätter bereits vor zehn Jahren über die Werke der *Mistress Kennedy* aussprachen, können und mögen wir auch heute nicht widerlegen. „Erbauungsbücher“ (heißt es dort) „möchten Manche abgewiesen haben, eine Novelle zieht allgemein an, die Form giebt eine lebendigere Ueberzeugung, und so darf die Vf. hoffen, auch Weltkinder für ihren Glauben zu gewinnen, der die reinste Christuslehre ist. — Ein jedes nicht verstockte, für den lauterer Geist der Christuslehre empfängliche Gemüth sollte in diesen Schriften in einsamen Stunden Trost, Erbauung, Befestigung im Glauben suchen, und wird sie finden.“ — Eine wohlgemeinte Absicht bleibt zu allen Zeiten dieselbe, wenn auch die Form, diese darzulegen, den Umwandlungen der Zeit unterworfen ist. Allerdings gönnt die Vf. in einigen ihrer Erzählungen sich es selber, diese in die für den Raum, welchen sie füllen sollen, bequemste Länge und Breite zu ziehen. Eine Eigenthümlichkeit, welche sie überhaupt mit den früheren Englischen Schriftstellern gemein hat. Diese Behaglich-

keit möchte zu unserer Zeit, welche ihre Vorliebe für das Eilende, Kurze, Gedrängte zu vielfach bethätiget, allerdings mehr Leser abstoßen als gewinnen. Auch wird diese willkürliche Dehnung in's Breite und Lange in einigen Erzählungen, z. B. im *Dunallan*, wahrhaft peinlich. Sollte es damit auf *verstockte* Gemüther, die durch Ausdauer gewonnen werden müssen, abgesehen seyn? Wir zweifeln, daß bey solchen ein so sehr in die Länge gezogener Faden nicht zu dünn werde, um sie gehörig fesseln zu können. Jedenfalls wird das Nachdenken dessen, der sich hindurch arbeitet, geweckt; an dies möchte eine Prüfung des Besten, was des Behaltens würdig ist, sich knüpfen, und hiermit ein entschiedener Gewinn aus dieser Lektüre nicht abzuleugnen seyn.

Das Bestreben der Verlagshandlung, durch herabgesetzten Preis diese Werke gemeinnütziger zu machen, verdient ebenfalls, als lobenswerthe Absicht, Anerkennung. Ein Jeder lebet seines Glaubens. Zu einem grossen Baue müssen Viele beytragen; Jeder bringt das ihm nöthig Scheinende, oder das, was seine Kraft ihm darzubringen gestattet. Der Bauherr wird, unbezweifelt, mehr auf den guten, redlichen Willen, als auf das von bedungenem, oder beschränktem Urtheilsvermögen gewählte Material sehen, und wer nicht geradezu zerföhrt, hilft jedenfalls fördernd.

Die äußere Ausstattung ist nicht splendid, doch gefällig.
W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

M A T H E M A T I K.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer sen.: *Vorlesungen über die Anwendungen der Infinitesimalrechnung auf die Geometrie* von A. L. Cauchy, Deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schnufe. 1840. XIII u. 428 S. gr. 8. (2 Thr. 16 Gr.)

Die Gesetze der Differentialrechnung, welche der Vf. in einem besonderen Werke, in dieser Zeit. 1838 No. 187 — 189 angezeigt, entwickelt hat, und der Integralrechnung wendet er in dieser Schrift auf Raumgrößen an, ohne jedoch Zeichnungen zu entwerfen, und an denselben die Elementargrößen oder Hauptgesetze zu verfinnlichen, wie es nothwendig geschehen muß, wenn Klarheit mit Anschaulichkeit verbunden werden soll. Wenigstens foderten es die Vorerinnerungen für die Ableitung einiger Formeln der analytischen Geometrie, und die Grundgesetze, auf welchen nicht selten sehr viele andere beruhen, oder aus welchen sich neue Gesetze ergeben, wie dieses von Deutschen Mathematikern, z. B. von *Plücker*, *Grunert*, *Ohm* und Anderen bereits geschehen ist, welche so reich an Stoff sind, daß die Uebertragung eines Französischen Werkes kein directes Bedürfnis ist. Nach des Rec. Ansicht hat daher der Uebersetzer seine Aufgabe darin nicht gelöst, daß er jene Zeichnungen nicht beygefügt, und dadurch das Studium nicht erleichtert hat. Er will die Vorlesungen bearbeitet, also selbstständig dargestellt haben, liefert aber nichts, als eine reine Uebersetzung, und leistet somit bloß demjenigen, der des Französischen nicht kundig ist, einen Dienst, wenn dieser jene gerne kennen lernen will.

Die Schrift besteht aus 26 Vorlesungen, deren Gegenstände bey Beurtheilung des Einzelnen kurz berührt werden. Die Vorbemerkungen S. 1 — 25 haben allgemeine Erklärungen und Formeln zum Gegenstande, und dienen gleichsam zur Einleitung. Sie betreffen die ver-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

schiedenen Coordinaten, drehenden Bewegungen, Vektoren, Projectionen u. dgl., worauf sieben Aufgaben für die Bestimmung der Gleichungen der geraden Linien, der zwischen zwey in einer Ebene von Vektoren gebildeten Winkel, und für die verschiedenen Modificationen der letzten folgen, die arithmetisch gelöst, aber nicht geometrisch veranschaulicht sind, was Sache des Uebersetzers gewesen wäre, wenn er von Deutscher Bearbeitung sprechen will, da es Charakter der Deutschen Gründlichkeit ist, die Gesetze der Analyse in die Anschauung mittelst Zeichnungen zu übertragen, und hiemit einen sicheren Grund für die besonderen Anwendungen zu gewinnen. Die elementaren Linien, namentlich Lothe, Radien, Winkel, Coordinatensysteme u. dgl. erfordern anschauliche Darstellungen, damit die Theorie und ihre Anwendung sichere Anhaltspunkte findet.

Auch geht aus den einzelnen Erörterungen nicht hervor, was es heiße, einen Punct auf eine gegebene Ebene zu projeciren, und welcher Punct alsdann die Projection des Punctes auf eine Linie sey, und verfinnlicht sich der Leser die Charaktere der Abscissen und Ordinaten nicht ohne anderweitige Betrachtungen. Diese Kürze mag der Uebers. vielleicht Französische Eleganz nennen; Rec. und jeder Deutsche Mathematiker nennen sie eher eine Lücke im Vortrage, weil sie Begriffsbestimmungen übergeht, welche zur Gründlichkeit beitragen. Nicht unzumuthbar wäre es gewesen, wenn der Vf., oder, in der vermeintlichen Bearbeitung, der Uebersetzer, die Coordinatenwerthe des Punctes speciell bezeichnet, und zwischen ihnen und der zugehörigen Hypotenuse die Grundgleichung geometrisch verfinnlicht, und auf trigonometrische Functionen übertragen hätte, wobey der Uebergang von zwey zu drey Coordinatenwerthen eine einfachere Uebersicht geben würde. Die einzelnen Gleichungen und Formeln sind mit fortlaufenden Nummern versehen, wodurch das Zu-

rückführen und das Studium wesentlich erleichtert ist. Wünschenswerth für den Leser ist es, wenn er alle Formeln aus den aufgestellten Gleichungen selbst ableitet, und für die einzelnen Aufgaben nach den für ihre Auflösung angegebenen Gesichtspuncten die Zeichnungen sich entwirft. Diese Arbeit hält Rec. für unbedingt nothwendig, wenn ein lebendiges und klares Durchdringen der in den Aufgaben liegenden Gesetze Statt finden soll.

In wie fern in manchen Formeln für Aufgaben Beweise von goniometrischen Functionen stecken, verdiente in besonderen Noten erwähnt zu werden. So entwickelt der Vf. für die Aufgabe: den Winkel d , welchen zwey in einer Ebene gezogene Radienvectoren bey ihren mit der Halbaxe gebildeten Winkeln a und a^1 oder b und b^1 darstellen, zu bestimmen, die Gleichung $\text{cof. } d = \text{cof. } a \cdot \text{cof. } a^1 + \text{cof. } b \cdot \text{cof. } b^1$, worin ein schöner Beweis für die goniometrischen Sätze $\text{cof. } (a \pm a^1) = \text{cof. } a \cdot \text{cof. } a^1 \mp \text{sin. } a \cdot \text{sin. } a^1$ liegt, weil $d = a - a^1$ und $= a + a^1$ werden kann. Bey einzelnen Aufgaben werden übrigens mittelst besonderer Zusätze die Modificationen, welche Statt finden können, berührt und die Umwandlungen mancher Gleichungen in einander angedeutet, wobey übrigens stets allgemeine Zeichnungen zu wünschen sind, damit die Analyse an Klarheit gewinnt. Für die Bezeichnung der einzelnen Winkel läßt sich dadurch Einfachheit erzielen, daß man z. B. $a_1 a_2 a_3$ und statt $a_0 a_1$ u. f. w. setzt, also den einen Winkel ohne allen Beysatz bezeichnet. Ob Deutsche Mathematiker aus den Angaben des Vfs., oder dieser aus denen jener geschöpft hat, will Rec. nicht speciell untersuchen. Die hier mitgetheilten sieben Aufgaben hat die Deutsche Literatur in mehreren Werken, worin zugleich Zeichnungen entworfen und die wichtigeren Größen versinnlicht sind.

Die erste und zweyte Vorlesung (S. 26—42) behandeln die Neigung einer ebenen Curve in einem gegebenen Puncte nebst ihren Gleichungen für Tangente und Normale, Subtangente und Subnormale. Beide konnten füglich vereinigt werden. Die Längen, welche jene Begriffe bezeichnen, sollten sowohl vorausgehen, als geometrisch veranschaulicht seyn, was so leicht geschehen konnte. Nach den erforderlichen Erklärungen entwickelt der Vf. im Sinne von *Lagrange* die Gleichungen, und leitet mit Hülfe goniometrischer Gesetze

weitere Modificationen ab. Die Curven selbst werden als stetig gekrümmt, und von den gebrochenen Linien qualitativ verschieden angesehen, im Gegenfatze von der *Leibnitz'schen* Ansicht, wonach man sich dieselben als aus unendlich vielen unendlich kleinen geraden Linien zusammengesetzt, mithin als eine gebrochene Linie von unendlich vielen Ecken denkt. Eine kurze Note von Seiten des Uebersetzers hätte hingereicht, den Unterschied beider Ansichten zu erklären und nachzuweisen, in wie fern beide Ansichten genau zusammenfallen, wenn man das unendlich Kleine von dem sehr Kleinen unterscheidet. Die Anwendungen der allgemeinen Formeln auf den Kreis, auf die Ellipse oder Hyberbel, auf die Parabel, logarithmische Curve und Spirale führen den Anfänger zur klaren Einsicht des Einzelnen, und erleichtern die Rechnungen.

In der dritten Vorlesung dehnt der Vf. die Betrachtungen auf die Mittelpuncte, Durchmesser, Axen und Asymptoten der ebenen Curven, und in der vierten auf verschiedene Eigenschaften derselben aus, welche sich aus ihren Gleichungen ergeben, und die sogenannten Einzelpuncte charakterisiren helfen, S. 43—59. Erklärungen der fraglichen Größen leiten die Betrachtungen ein, und specielle Beyspiele dienen zur näheren Erörterung, welche nichts undeutlich läßt, was zur Sache gehört. Elegant ist dargethan, wie mittelst der Differentialrechnung die ausgezeichneten Puncte einer Curve, namentlich der Wendepunct, Durchschnittpunct, Rückkehrpunct und die einzeln stehenden Puncte sich erkennen lassen. Nur sollten an einfachen Zeichnungen diese Puncte versinnlicht seyn, damit z. B. aus der Anschauung erkannt würde, in wie fern Rückkehrpuncte solche doppelte Puncte sind, in denen die Curve aufhört. Auch geht aus den Erörterungen nicht hervor, daß man die ausgezeichneten Puncte der Curve dadurch findet, daß man die Ableitungen der Functionen nach und nach entweder $= 0$ oder $\frac{1}{2}$ setzt. Einige besondere Beyspiele, z. B. von der durch ihre Scheitelgleichung bekannten Ellipse, würden die Sache noch anschaulicher gemacht haben. Hierauf durfte eine Deutsche Bearbeitung mit Recht hinweisen, wenn sie dieses seyn soll. Was der Vf. selbst sagt, und bloß wörtlich übersetzt ist, verdient jenen Namen nicht.

In der fünften bis sechsten Vorlesung, S. 60—92, behandelt dieser das Differential des Bogens einer ebenen Curve, und den von der Tangente und den Halb-

axen der positiven Coordinaten gebildeten Winkel; die Krümmung und ihre erforderlichen Gröſſen, z. B. Radien, Mittelpuncte und Kreiſe, und die analytiſche Beſtimmung des Krümmungsmittelpunctes, nebt der Theorie der Evoluten und Evolventen. Das Verhältniß des Bogens zu ſeiner Sehne beſtimmt der Vf. rein durch das Differential; ſeine Gleichung zeigt, daſs jenes der Einheit gleich iſt, wenn der Curvenbogen unendlich klein wird. Hierbey hat übrigens der Leſer ſich an die Annahme zu halten, daſs eine Curve, genau genommen, eine ideelle, gebrochene Linie iſt. Geſtützt hierauf, fällt die Meinung hinweg, der Bogen ſey von der Sehne nicht bloß um ein unendlich Kleines der höheren Ordnung, ſondern um ein ſolches derſelben Ordnung verſchieden. Zugleich iſt feſtzuhalten, daſs die von der Sehne oder Secante mit den Halbaxen gebildeten Winkel, ſtreng genommen, nicht in Graden, ſondern für einen beſtimmten Radius, meißtens die zwiſchen den Schenkeln liegenden *Bögen* als ſolche bedeuten. Daſs der Vf. die Darſtellungen von der ſogenannten Quadratur rein hält, und bloß die Liniengröſſen beſtimmt, verdient allen Beyfall.

Gleich gut iſt das Maß der Krümmung von Curven behandelt. Die Darſtellungen werden zwar durch keine Zeichnungen veranſchaulicht, allein die Erklärungen ſind ſehr beſtimmt, und laſſen ſich leicht verſinnlichen, was dem Studirenden ſehr zu empfehlen iſt. Rec. wünſcht jedoch, der Vf. hätte eine beſtimmte Formel für die Beſtimmung des Krümmungshalbmeyßers eines beliebigen Punctes jedes Kegelfchnittes entwickelt, ſie an den einzelnen Kegelfchnitten erläutert, und die Cycloide im Beſonderen behandelt, weil die Beſtimmung ihres Krümmungshalbmeyßers auf der Formel für die Subnormale beruht. Für jeden Kegelfchnitt findet man bekanntlich den Krümmungshalbmeyßer eines beliebigen Punctes, wenn man den Cubus des zwiſchen jenem und der Abſciſſenaxe liegenden Theiles der durch jenen Punct gezogenen Normale mit dem Quadrate des halben Parameters dividirt.

Da die ganze Theorie der Abwicklung der Curven auf einige Hauptgleichungen ſich zurückführen läßt, ſo entwickelt der Vf. zuerſt die Geſetze für den Krümmungsmittelpunct, und wendet dieſelben bey jener Theorie an. Dieſe beruht auf zwey Lehrſätzen, welche zu der wichtigen Wahrheit führen, daſs die Evolute ſtets der geometriſche Ort, alſo die Linie der Mit-

telpuncte der Krümmungskreiſe aller Puncte der Evolvente iſt, mittelſt welcher man leicht aus der Gleichung der letzten die Gleichung der Evolute, und umgekehrt beſtimmen kann. Sowohl jene Lehrſätze, als dieſe zwey Hauptaufgaben ſollten in der ganzen Vorleſung genauer ausgeſchieden und hervorgehoben ſeyn, damit der Leſer ſie als Anhaltspuncte für die ganze Theorie betrachten lernte. Die Darſtellungen des Vfs. haben übrigens darin einzelne Vorzüge, daſs ſie an den Gleichungen für die Kegelfchnitte angewendet ſind, und verſchiedene lehrreiche Geſetze darbieten. Die geometriſche Verſinnlichung der Abwickelungsgröſſen und der Linien, welche die Evolute berühren und Normale der Evolvente u. ſ. w. ſind, muß ſich übrigens der Anfänger ſelbſt verſchaffen, um der Analyſe gröſſere Klarheit zu geben.

Die achte bis zehnte Vorleſung, S. 93—121, befaſſen ſich mit der allgemeinen Theorie der Berührungen, nämlich mit den ebenen Curven, welche in gegebenem Puncte ſich berühren, und mit den verſchiedenen Ordnungen und Arten der Berührung. Da übrigens dieſe Theorie mit den Tangenten der Curven und ihren Krümmungen eng verbunden iſt, ſo würde es wohl zweckmäßiger geweſen ſeyn, wenn der Vf. dieſelbe auf die Theorie der Tangenten hätte folgen laſſen, die Geſetze über die Krümmungskreiſe hiemit verbunden, und dann die Beugungen der Curven von der erhabenen und hohlen Seite unterſucht hätte, weil mit ihnen die Wendungspuncte und Spitzen derſelben zuſammenhängen, und die Abwickelungs-Theorie ſich einfacher behandeln läßt. Die Erklärung von der Osculation zweyer ebenen Curven in einem gemeinſchaftlichen Puncte weiſet ſchon theilweiſe auf dieſen Ideen-gang hin. Auch findet es Rec. nicht ganz paſſend, die Ordnung der Berührung nicht vorher erklärt zu ſehen, wenn gleich die zwey Lehrſätze für die Möglichkeit der Berührung ſowohl durch Begriffe, als durch analytiſche Formeln bewieſen ſind. Dieſe Erörterungen führen wohl leicht zur Zeichnung und zu den erwähnten Beziehungen, aber ſie hängen nicht genau zuſammen.

Für die verſchiedenen Ordnungen der Berührung ſtellt der Vf. nach dem Beweiſe eines allgemeinen Lehrſatzes noch fünf beſondere Geſetze auf, welche die Materie vollkommen erſchöpfen, und ihr einen rein „theoretischen Charakter“ verſchaffen. Beſondere Zuſätze

dienen zu näheren Erörterungen und Bestimmungen, welche einzelne Gesetze enthalten, die sich als Lehrsätze aufstellen und speciell beweisen lassen. Jedem Lehrsatze liegt übrigens eine Aufgabe zum Grunde, die der Vf. mit jenem verbindet und rein theoretisch gestaltet. Zu wünschen ist, die Lehrsätze wären kürzer und bestimmter ausgedrückt, weil sie dann leichter aufgefaßt würden. Hätte der Vf. die in ihnen liegenden Aufgaben abgefordert, so würden beide kürzer und einfacher sich haben darstellen lassen. Der Uebersetzer konnte diesem Mißstande bey der Bearbeitung des Stoffes, wenn kein wörtliches Uebertragen beabsichtigt würde, abhelfen, und zugleich durch Weglassung der erklärenden Beziehungen die Lehrsätze leichter verständlich ausdrücken, weil zehn bis zwanzig Zeilen lange Sätze gewiß nicht zu den einfachen Darstellungen zu rechnen sind.

Aehnlich verhält es sich mit den Untersuchungen über die verschiedenen Arten der Berührung, welche zwey ebene Curven darbieten können, welche durch zwey Gleichungen ausgedrückt sind, deren eine willkürliche Constanten enthält, dann über die Berührungspunkte, in welchen zwey Curven einander durchschneiden, indem sie sich berühren. Wäre mehr auf den inneren Zusammenhang und auf die wissenschaftliche Abhängigkeit der Gesetze gesehen, um darin eine allgemein herrschende Idee zu erkennen, welche zum Anhaltspunkte der einzelnen Gesetze dienen würde, so könnte man mit den Darstellungen nach ihrem Inhalte und Umfange vollkommen zufrieden, würden dieselben mehrfach abgekürzt, und doch ganz klar gemacht worden seyn. Die bisherigen Vorlesungen konnten in zwey, höchstens drey Abschnitte mit einzelnen §§ zerfallen, und die Gleichungen selbst gruppenweise geordnet seyn. Sache des Bearbeitens wäre es gewesen, diesen Anforderungen zu entsprechen, wodurch die Entwicklungen sehr gewonnen hätten.

Die 11 und 12 Vorlesung, S. 122 — 150, handeln vom Gebrauche und von der Anwendung der Polarcoordinaten zum Ausdrücken und Auffinden von Eigen-

schaften und zur Bestimmung der Neigung, des Bogens u. dgl., machen also ein Ganzes aus, und wären passend mit einander vereinigt worden. In den bisherigen Untersuchungen wurde die Curve stets durch eine Gleichung zwischen rechtwinkligen Coordinaten ausgedrückt; da es aber oft von großem Nutzen ist, sich der Polarcoordinaten zu bedienen, so entwickelt der Vf. die hiefür erforderlichen Gleichungen und wendet sie bey verschiedenen Curven an. Er geht vom Einfachen aus, gelangt zu complicirteren Gesetzen, und behandelt die hieher gehörigen Gegenstände möglichst umfassend. Die Formeln sind oft auf eine elegante Weise vereinfacht und setzen meistens die Kenntniß der geometrischen Formeln voraus, um die einzelnen Reductionen leicht zu übersehen, wesswegen es sehr zu rathen ist, die Gleichungen selbst zu bilden, und die aus ihnen und ihren Umwandlungen sich ergebenden Gesetzen analytisch abzuleiten. Zugleich ist die Kenntniß der Formeln für die Ordinaten oder Abscissen, oder für andere Größen der Kegelschnitte und anderer Curven eine wesentliche Bedingung des gründlichen Studiums, weil sie der Vf. häufig nur anführt, und die Differentialrechnung auf sie anwendet, wodurch er zu den interessantesten Gesetzen gelangt.

Die Anwendung der Polarcoordinaten zur Bestimmung verschiedener Größen an ebenen Curven ist mit besonderer Ausführlichkeit und Klarheit behandelt, und läßt in analytischer Beziehung nichts zu wünschen übrig. Mittelt gründlicher Entwicklung gelangt der Vf. zur Polargleichung der Tangente, welche zu der für die Normale führt. Die 75 einzelnen Gleichungen, welche die Gesetze der zu behandelnden Materie enthalten, erschöpfen die letzte vollständig und befriedigen alle Forderungen, welche Theorie und Praxis machen können. Gründliche Belehrung ist des Vfs. Hauptabsicht, die er vollkommen erreicht, wie sich jeder Sachkennner leicht überzeugen wird, wenn er die einzelnen Formeln selbst entwickelt, und die in den meisten liegenden Gesetze ableitet.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

J U L Y 1 8 4 1.

M A T H E M A T I K.

BRAUNSCHWEIG, b. Meyer sen.: *Vorlesungen über die Anwendungen der Infinitesimalrechnung auf die Geometrie* von A. L. Cauchy, Deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schnuse u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In der 13 und 14 Vorlesung, S. 151—185, handelt er von der Tangente und Normale der Berührungsebenen, von Asymptoten, singulären Punkten der im Raume beschriebenen Curve und den Normalen der krummen Flächen. Die Betrachtungen beginnen mit einer beliebigen, durch zwey Gleichungen zwischen drey rechtwinkligen Coordinaten ausgedrückten Curve. Rec. glaubt, daß die Klarheit des Vortrages die Erklärungen voranzuschicken hat, was es heiße, eine Ebene berühre eine Curve in einem Punkte, und eine Gerade sey mit ihr normal, weil dieselben, wenn sie mit der Anschauung verbunden werden, die Zwecke der Darstellungen, nämlich Klarheit und Gründlichkeit, erreichen. Die einzelnen Erörterungen führen endlich zu dem interessanten Schlusse, daß die Projection der Tangente einer beliebigen Curve auf eine bekannte Ebene stets mit der Tangente der auf dieselbe Ebene projectirten Curve zusammenfällt. Wie dieser Satz sich auch rein geometrisch darthun läßt, giebt der Vf. wohl an, aber ohne Zeichnung, was Rec. nicht billigen kann, obgleich die Entwerfung derselben für den gewandten Leser keine Schwierigkeit verursacht. Die Anwendungen von den entwickelten Formeln auf die Ellipse, auf die aus dem Durchschnitte des geraden Kegels mit kreisförmiger Basis, auf die aus dem Durchschnitte der Kugel und des geraden Cylinders entstehende Curve, und auf die Schraubenlinie tragen zur ferneren Ver sinnlichung bey, und sind als sehr gelungen anzusehen. Wäre die dreyzehnte Vorlesung mit der vierten verbunden worden, so würde mehrfache Kürze erzielt worden seyn.

bunden worden, so würde mehrfache Kürze erzielt worden seyn.

Die Erörterungen von den Gesetzen der Berührungsebenen und Normalen der krummen Flächen beginnen mit der von Ampere zur Bestimmung jener Ebene angewendeten Methode und zeigen, daß man für das Erhalten der Gleichung der Berührungsebene in der Differentialgleichung der krummen Fläche bloß die endlichen Differenzen für die Differentiale zu setzen braucht. Auch hier, wie bey den Curven, herrschen zwey Ansichten, deren eine die krummen Flächen als stetig gekrümmt, die andere als von unendlich vielen unendlich kleinen ebenen Elementen zusammengesetzt betrachtet. Der Vf. berücksichtigt diesen geometrischen Charakter nicht, sondern leitet aus den Gleichungen die Gesetze direct ab und zeigt, in wiefern die Flächen eine Osculation der 1, 2 u. s. w. Ordnung haben, worauf er den Satz beweist, daß, wenn man durch einen angegebenen Punkt an eine Fläche des 2 Grades Berührungsebenen legt, alle Berührungspunkte auf einer ebenen Curve liegen. Wegen der Wichtigkeit dieser Materie für die Wissenschaft und Praxis wendet sie der Vf. auf 11 besondere Beyspiele, z. B. auf die Kugelfläche, auf eine parabolisch-elliptisch- und hyperbolisch-cylindrische Fläche, auf eine Kegelfläche, auf ein elliptisches Paraboloid u. s. w. an. Diese Anwendungen behandelt er mit einer Ausführlichkeit, welche man in keiner Schrift ähnlicher Art findet. Die Vorzüge sind unverkennbar.

In der 15 Vorl., S. 186—221, findet man Anwendungen der Differentialrechnung auf die von den Mittelpunkten und Durchmessern der krummen Flächen und der im Raume beschriebenen Curven und auf die Axen jener Flächen. Nach verschiedenen Erklärungen der erforderlichen Größen und nach Aufstellung der wichtigeren Principien geht der Vf. zur Auflösung mehrerer Aufgaben mittelst der letzten über. Sie betreffen

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

die Bestimmung des Mittelpunctes und der Axen der durch drey Hauptgleichungen ausgedrückten krummen Flächen des 2 Grades und werden mit besonderem Scharffinne behandelt. Einzelne Entwicklungen herauszuheben, ohne den Zusammenhang zu unterbrechen und daran die Bestimmtheit der angestellten Untersuchungen nebst den daraus abgeleiteten Gesetzen zu zeigen, gestattet der Raum nicht. Der Inhalt dieser Vorlesung giebt Stoff zu ausgedehnten Anwendungen und genügt der Theorie und Praxis gleich treffend. Den Beschluß machen 4 Lehrsätze, welche in einzelnen Formeln ausgedrückt sind. Unter den 157 Formeln und Gleichungen enthalten die meisten besondere Gesetze, deren wirkliche Darstellung dem Studirenden sehr zu empfehlen ist.

Die 16 Vorlesung, S. 222—234, hängt mit der 5 mehrfach zusammen; denn auch hier gelangt der Vf. zu dem Principe, daß ein sehr kleiner Bogen mit seiner Sehne fast zusammenfällt, d. h. das Verhältniß zwischen einem unendlich kleinen Bogen und seiner Sehne die Einheit zur Grenze hat. Es wird in drey Lehrätzen für verschiedene Curven entwickelt und erweitert. Für die Berührung der Curven tritt besonders das Gesetz hervor, daß, wenn man bey zwey sich berührenden Curven vom Berührungspuncte aus auf diesen nach demselben Sinne verlängerten Curven gleiche, aber sehr kleine Längen nimmt, die die Endpuncte dieser Längen verbindende Gerade fast auf der gemeinschaftlichen Tangente dieser Curven senkrecht ist. Aus ihm ergiebt sich, wie der Vf. mittelst einer einfachen Modification zeigt, ein anderes, gleich wichtiges, welches sodann zu weiteren Ableitungen veranlaßt und die Grundlage für die in einem gegebenen Punkte sich schneidenden und berührenden krummen Linien und Flächen bildet.

In der 17 bis 20 Vorlesung, S. 235—299, wird von Krümmungsebenen, deren Halbmessern, Mittelpuncten und Kreisen, von der analytischen Bestimmung des Krümmungsmittelpunctes, von Evoluten und osculirenden Curven u. dgl. gehandelt. Es werden die in der 6 und 7 Vorlesung entwickelten Gesetze weiter ausgedehnt, woraus ersichtlich ist, daß bey sorgfältiger Anwendung des Stoffes eine Zusammenstellung dieser Materien in einem Abschnitte weit zweckmäßiger erschienen wäre, als ihre getrennte Behandlung. In diesem Falle hätten auch andere Vorlesungen eine

veränderte Stellung erhalten müssen. Jedenfalls wäre sowohl an Kürze und Klarheit, als an leichterer Uebersicht und innerem Zusammenhange, also an wissenschaftlichem Charakter gewonnen worden. Von Deutschen Mathematikern wird auch auf diese Anordnung besonders gesehen; eine wirkliche Bearbeitung des Stoffes gestattet eine solche Verbindung, ja sie macht sie nothwendig.

Für die Bestimmung des Krümmungshalbmessers stellt der Vf. zwey aus seinen vorausgesandeten Erörterungen, Erklärungen und Analysen sich ergebende Lehrätze auf, welche schon früher für ebene Curven bewiesen wurden. Da sich aus der Darstellung einfach ergiebt, wie sich dieselben auch auf Curven von doppelter Krümmung erstrecken, so findet Rec. hierin einen weiteren Grund für seine Ansicht wegen veränderter Stellung und dadurch erzielter Kürze und Klarheit. Die Formeln selbst wendet der Vf. auf die Schraubenlinien insofern an, als er den Halbmesser, Mittelpunct und Kreis ihrer Krümmung analytisch untersucht und zur Bestimmung des Krümmungsmittelpunctes einer beliebigen Curve übergeht. An diese Betrachtungen reiht er Untersuchungen über Evolute und Evolvente, welche in der 7 Vorlesung zur Sprache kamen, und entwickelt besonders deutlich die Gesichtspuncte für die den geometrischen Ort der Evoluten darbietende Fläche, wozu die Schraubenlinie verwendet wird. Die Erfordernisse für die Osculation zweyer Curven von doppelter Krümmung spricht der Vf. in zwey Lehrätzen aus, welche in der Praxis häufige Anwendung finden und sich vereinzeln lassen.

Unter den Untersuchungen über die Krümmungshalbmesser der mit Normalebene in eine krumme Fläche gemachten Schnitte zeichnen sich die über die Hauptkrümmungshalbmesser und über die Durchschnitte, deren Krümmungen in dem Falle Null sind, wo jener Halbmesser nach entgegengesetztem Sinne gerichtet sind, besonders aus. Einzelne Flächen und ihre hierauf Bezug habenden Gesetze führen den Vf. zu vorläufigen Erklärungen und diese zu einem Hauptlehrsatze, welcher die Grundlage für die ganze Materie ist und also ausgesprochen wird: „Wenn man durch einen Punct einer krummen Fläche zwey auf einander senkrechte Normalebene legt, und die Einheit successive durch den Krümmungshalbmesser jeder der beiden Durchschnitten dividirt, so ist die Summe der Quotienten eine

constante Größe, wofern man in dieser Summe die von jenem Punkte aus nach einem gewissen Sinne gerichteten Radienvectoren mit dem Zeichen +, die entgegengesetzten mit — 1 nimmt. Folglich ist die in Rede stehende Summe, abgesehen vom Zeichen der Summe oder Differenz der Quotienten aus der Einheit und den Krümmungshalbmessern gleich.“ Den hierfür entwickelten Formeln werden einige Beyspiele, z. B. vom Ellipsoid und der Rotationsfläche, beygefügt, welche in den Untersuchungen *Plücker's* über die Curven u. s. w. zu interessanten Folgerungen führten und darum einer aufmerksamen Vergleichung mit diesen würdig sind, um das Belehrende und Umfassende der Erörterungen dieses Deutschen Mathematikers zu erkennen.

Für die Krümmungshalbmesser der verschiedenen Curven, welche man auf einer gegebenen krummen Fläche beschreiben kann, stellt der Vf. einen, und für die in einem gemeinschaftlichen Punkte osculirenden Flächen einen 2 Lehratz auf, worin er die Gesetze zusammenfaßt und wodurch er den Studirenden Verlassung zu weiteren Forschungen, besonders zu Vereinzlungen dieser Hauptgesetze giebt, die zwar in einzelnen Zusätzen kurz angedeutet sind, aber doch einer weiteren Ausführung bedürfen, wie z. B. die Wahrheit zu erkennen giebt, daß jede von drey, durch einen Punkt willkürlich gelegten Ebenen die krummen Flächen nach zwey einander osculirenden Curven schneidet, worüber der Vf. am Schlusse der Vorlesung eine interessante Bemerkung beyfügt.

In der 21 und 22 Vorlesung, S. 300—323, untersucht der Vf. die verschiedenen Ordnungen der Berührungen im Raume beschriebener Curven und krummer Flächen, die Behauptung vorausstellend, daß die gegenseitige Annäherung der beiden Curven in der Nähe des Berührungspunctes gröfser oder geringer und ihre Berührung mehr oder weniger innig ist, je nachdem die sehr kleinen der Entfernung vom Berührungspuncte entsprechenden Werthe des von den Richtungen der nach den Endpuncten des Bogens gezogenen Kugelhalbmesser mit der gemeinschaftlichen Tangente beider Curven gebildeten sehr kleinen Winkels kleiner oder gröfser sind. In 5 besonderen Lehrätzen mit geeigneten Zusätzen wird der 1 Theil des genannten Inhaltes und in 3 anderen Sätzen der 2 Theil erörtert. Die Darstellungen lassen höchstens einige Kürze zu wünschen übrig, weil die ausgedehnten Lehrätze den

Forderungen jener nicht ganz entsprechen und zweckmäßiger in einzelnen Gesetzen ausgedrückt werden. Rec. will hiermit den Vortrag selbst nicht tadeln, sondern Winke in Erwähnung bringen, welche ein Bearbeiter sich zur Richtschnur machen mußte.

In der 23 Vorlesung, S. 324—346, behandelt der Vf. die Rectification ebener Curven oder Curven von doppelter Krümmung. Daß die Bestimmung der Länge eines zwischen zwey durch ihre Coordinaten gegebenen Punkten einer auf ein beliebiges Coordinatensystem bezogenen Curve liegenden Bogens dieser Curve die Rectification derselben heißt, verdient vor allen weiteren Untersuchungen erörtert zu werden. Es wird die Secante der Curvenneigung gegen die Axe der Abscisse eingeführt und für die Rectification folgendes allgemeine Gesetz festgestellt: „Wenn eine Linie in allen ihren Punkten dieselbe Neigung gegen die Axe der Abscisse hat, so ist eine auf derselben genommene Länge dem Producte aus ihrer Projection auf die Axe der Abscisse und der Secante ihrer Neigung gleich.“ Mit Hülfe dieses Gesetzes und einer allgemeinen Formel entwickelt der Vf. die Gleichungen für die Rectification des Kreises, der Ellipse, Hyperbel, Parabel, logarithmischen Spirale und Kettenlinie, mit besonders ausführlicher Betrachtung der Cycloide, wodurch die Darstellungen neben dem theoretischen auch praktischen Werth erhalten.

Die 24 Vorlesung, S. 347—370, enthält gleich ausführlich die Quadratur ebener Flächen, welche manche Schriftsteller entweder mit der Rectification verbinden, oder dieser vorausgehen lassen. Nachdem der Vf. für ein rechtwinkeliges Coordinatensystem die allgemeine Formel, welche für schiefwinkelige Coordinaten den Sinus des von diesen gebildeten Winkels enthält, abgeleitet hat, wendet er sie für den Kreis, für die Ellipse, für die Hyperbel, Parabel u. s. w. an, und stellt noch vier Lehrätze auf, welche bey der Quadratur ebener Flächen sehr häufige Anwendung finden und deswegen eine sehr belehrende Zugabe für die Quadratur der Curven bilden. Einzelne Zusätze enthalten oft besondere Gesetze, welche zu neuen Lehrätzen und ihren Beweisen führen, und eine lehrreiche Uebung für den Anfänger darbieten, wie der Satz beweist, daß sich die von zwey ähnlichen Curven eingeschlossenen Flächen wie die Quadrate der Dimensionen dieser beiden Curven verhalten, woran sich der weiter

Satz anschließt, daß das Verhältniß zwischen einer ebenen Fläche und ihrer Projection auf eine in ihre Ebene gezogene Axe immer ein Mittel zwischen den verschiedenen Längen ist, welche die geradlinigen Durchschnitte dieser Fläche mit einer auf der erwähnten Axe senkrechten Ebene ausdrücken.

Für die Quadratur krummer Flächen in der 25 Vorlesung, S. 371—400, stellt der Vf. als Grundfatz die Wahrheit voran: „daß ein Element der krummen Fläche, dessen beide Dimensionen sehr klein sind, fast mit einer Projection auf die durch einen seiner Punkte gelegte Berührungsebene zusammenfällt, d. h. daß das Verhältniß dieses kleinen Elementes zu gleicher Projection sich fast auf die Einheit reducirt. Gestützt hierauf entwickelt er für die Anwendungen unter 91 Formeln und Gleichungen und für sechs Lehrsätze verschiedene Hauptformeln, welche er mit Einschlebung von fünf anderen Lehrsätzen an neun Beispielen veranschaulicht. Zweckmäßiger wäre gewesen, wenn er den wichtigeren Erklärungen die theoretischen Sätze und ihnen die Anwendungen auf die besonderen Beispiele hätte folgen lassen. Die Gesetze für Cylinder- und Kugel-Fläche konnten unberührt bleiben, weil sie die Elementar-Geometrie darbieten.

In der 26 Vorlesung, S. 401—428, findet man die Cubatur der Körper; der Gegenstand wird in 16 Lehrsätzen behandelt; diese sind auch als Aufgaben zu betrachten. Für die einzelnen Gesetze werden 120 Gleichungen und Formeln entwickelt, welche allen Forderungen der Cubatur entsprechen und für das Studium reichen Stoff darbieten. Manche Gesetze entwickelt die Elementar-Geometrie, wesswegen ihre Aufnahme für überflüssig anzusehen ist, wie dieses für den Cubikinhalt des Cylinders u. s. w. der Fall ist. Die Gegenstände der einzelnen Lehrsätze sind sehr gut behandelt und die Anwendungen auf besondere Beispiele dienen zu

ausführlicherer Belehrung. Manche Lehrsätze sind zusammengefaßt und enthalten mehrere Wahrheiten, welche der fleißige Leser herausheben und selbstständig behandeln wird, wenn er das Dargestellte umfassend studiren will, was Rec. besonders empfiehlt.

Wirft letzter einen übersichtlichen Blick auf die in dem Werke behandelten Materien, so darf er die Uebersetzung aussprechen, daß sie alle Anerkennung verdienen, jeden Anfänger umfassend belehren und selbst dem Sachkenner manche höchst interessante Seiten darbieten, welche ihm Ansichten verschaffen die ihm zu weiteren Bearbeitungen zureichend begründeten Stoff gewähren, daß die Verpflanzung auf Deutschen Boden von diesem Standpunkte aus betrachtet verdienstlich ist und den Untersuchungen *Cauchy's* ein größeres Publikum verschafft wird. Rec. fand die meisten Erörterungen leicht verständlich und völlig streng, war aber in Betreff der Anordnung mit dem Vf. nicht ganz einverstanden, wesswegen er an Hn. *Schnufe* die Forderung machte, die auf Kürze, Einfachheit und Consequenz in der Darstellung Anspruch machende Anordnung um so sicherer zu bethätigen, als sich dieser für einen Bearbeiter und nicht für einen bloßen Uebersetzer erklärt und ein Bearbeiter den ganzen Stoff sowohl, als auch die alle Materien beherrschende Idee stets im Auge haben muß, wonach er den Forderungen der Deutschen Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit, der Kürze und Bestimmtheit entsprechend ein Product selbstthätig zu bearbeiten hat. Zugleich hielt es Rec. für die Aufgabe jenes, zu den wichtigeren Erklärungen Zeichnungen zu entwerfen und das Studium zu befördern. Jenen und diesen Forderungen ist nicht entsprochen.

Für die äußere Ausstattung hat die Verlangshandlung ehrenwerth geforgt.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1841.

T H E O L O G I E.

GIESSEN, b. Ferber: *Das Neue Testament nach Zweck, Ursprung und Inhalt.* Für denkende Leser der Bibel, von Dr. Karl August Credner. Erster Theil. 1841. XII und 369 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift hat, was er hier mehr in populärer Gestalt giebt, für die Wissenschaft der Theologie auf eine Art bearbeitet, daß ihm nothwendig eine bedeutende Anerkennung zu Theil werden mußte. Seine Ansichten, wenn man ihnen auch in vielen Fällen das Gewagte ansieht, behalten immer etwas Originelles, und müssen dann gerade um ihrer Selbstständigkeit und Frische willen sehr anregend für Andere werden. Neudecker, der im vorigen Jahre eine Einleitung in's N. T. erscheinen ließ, dürfte sich auch schwer von dem Vorwurfe, das Wichtigste aus Credner entlehnt zu haben, reinigen können, zumal da sein Werk auch sonst billige Ansprüche, wie sie jetzt gemacht werden, ganz unbefriedigt läßt. Um nun in Betracht des vorliegenden Werkes ganz gerecht gegen seinen Vf. zu verfahren, bleiben wir geradezu bey dem Titel — nach Zweck, Ursprung und Inhalt — stehen, und wollen vorerst nur den Zusatz: *für denkende Leser*, beseitigen. Man fühlt sich fast versucht, zu fragen, ob denn überhaupt für gedankenlose Leser Bücher geschrieben werden können? Doch, wie es in dem gegenwärtigen Falle gemeint sey, mag man am besten aus den in der Vorrede niedergelegten Aeußerungen abnehmen, denen gemäß wir eine gläubige oder kirchliche, und eine geschichtliche — sie heißt die Frucht des neuen Protestantismus — Betrachtung der heiligen Schriften unterscheiden sollen. Die Sache bey dem rechten Lichte besehen, sind die Denkenden eben diejenigen, welche den eigentlichen positiven Inhalt der christlichen Offenbarung fallen lassen und sich möglichst auf eine bloße

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Vernunftreligion zurückziehen, so daß es ihr Herz eben nicht verwundet, wenn unter dem scharfen Messer der Kritik umfangreiche Bestandtheile der christlichen Geschichte verloren gehen. Rec. muß nun sehr bezweifeln, daß man mittelst solchen Verfahrens zur wirklichen Erklärung des N. T. wesentliche Beyträge liefern, überhaupt einige Hochachtung gegen die christlichen Urkunden erzeugen und befördern werde. Das Anregen von Zweifeln, welches bey dem Einzelnen nothwendig die Entscheidung des eigenen Herzens einträchtigen muß, kann nur einen schweren Conflict mit der Erbauung herbeyführen, und kalte Verstandesuntersuchungen pflegen auch den geduldigen Laien in aller Kürze zu ermüden. Zur Erhärtung des ersten Punctes wollen wir uns einmal gleich auf das Leben Jesu von Straufs berufen. Ehe uns jemand einen einzigen Leser dieses Buchs namhaft macht, der auf seinem Laienstandpuncte fähig war, die Zweifel zu überwinden, seine Erbauung noch immer unverkümmert zu erhalten und wohl gar mit neuer Hochachtung gegen das Evangelium erfüllt zu werden, machen wir wenigstens zehn namhaft, deren Gemüth ganz umgewandelt worden ist, indem sie es nicht bloß dem Unglauben öffneten, sondern auch bis zur Verachtung des Heiligen und bis zum fürmlichen Spotte herabfanken. Und doch ist für Straufs eine Ausflucht offen, welche Hr. Cr. für sich gänzlich abgesehnt hat, indem seine Schrift nicht, wie die des zuerst genannten Gelehrten, für Theologen, sondern für Laien bestimmt ist. Eine neue Schwierigkeit erhebt sich noch dadurch, daß über wichtige Gegenstände auf eine Art und so unzusammenhängend gesprochen wird, daß schon mancher Prediger sich nicht möchte zurechtfinden können, ein Laie aber vollends nicht weiß, was er damit anfangen und herauslesen soll.

Wir bitten in dieser Hinsicht den Abschnitt: Prüfung der kirchlich herkömmlichen Ansicht von den

neutestamentlichen Schriften, S. 101 — 117, zu vergleichen. Wie dürfen wir bey Einem, der nicht Theolog von Profession ist, solche Bekanntschaft mit geschichtlichen Untersuchungen voraussetzen, wie sie dieser Abschnitt voraussetzt? Hier finden wir Gegenstände, mit deren Bestimmung die geschichtliche Unterlage des Lebens Jesu entweder steht oder fällt, auf wenig Seiten zusammengedrängt, und das Schwankende obendrein dadurch vermehrt, daß der Vf. sich mit einem: *Es scheint* u. s. w. begnügen muß. Ohnehin wird der aufmerksame Leser dieses Abschnitts sehr bald bey dem Ergebnisse ankommen: ist das hier Angebotene gegründet, dann kann von einer Glaubwürdigkeit der vier Evangelien, wie sie bisher in der Kirche galt, gar nicht mehr die Rede seyn. Von solchen traurigen Ergebnissen soll man nun Heil für den einzelnen Christen und für die ganze evangelische Kirche erwarten können! Weit mehr — und in dieser Hinsicht verdient unser Bach alle Empfehlung — befriedigt Hr. Cr. in Aufsehung der neutestamentlichen Briefe, wo sich die Bearbeitung durch zwey Eigenschaften auszeichnet, indem sie den Leser in das geschichtliche Verständniß einführt und auch den Inhalt seinem Kerne nach gut vor seine Seele hinstellt. Hier finden wir das Ganze sehr objectiv gehalten, und der Vf. unterläßt es, seine subjectiven Reflexionen einzustreuen.

Wir bekennen es offen, daß wir in den meisten Parteyen mit Vergnügen gefolgt sind, und können darum nur noch einmal bedauern, die vor uns liegende Schrift durch die oben erwähnten Schattenseiten für eigentliche Laien ungenießbar gemacht zu sehen.

Wir reihen nun hieran noch Einiges, was wir in Ansehung des dogmatischen Standpunctes bemerken zu müssen glauben.

Wir müssen in dieser Rücksicht zuerst auf das sich Widersprechende in der Darstellung aufmerksam machen. Anfangs wird dem christlichen Glauben ein großes Gewicht beygelegt, und S. 3 lesen wir sogar: „Auf dieser göttlichen Abkunft und Beglaubigung, nicht auf ihrer Vernunftmäßigkeit, beruht die ewige Wahrheit und Geltung der von Jesus verkündigten Lehre“ u. s. w., und gleich darauf: „Denn wäre die Geltung der Christuslehre unmittelbar und allein von ihrer Vernunftmäßigkeit abhängig, so würde, wie dies auch in der That geschehen ist, Alles, was als das Ergebnis eines vernunftgemäßen Denkens sich heraus-

stellt, auch als christlich festgehalten werden müssen.“ Und doch heißt es schon wieder S. 6: „Der einzig allgemeine Beweis, welchen Jesus für die Göttlichkeit seiner Lehre aufgestellt hat, besteht in der Aufforderung zu einer solchen vernünftigen Prüfung.“

Man mag hieraus abnehmen, wie der Gegenstand an sich nicht klar genug aufgefaßt worden ist, und wie eine solche Darstellung namentlich den Gebrauch des Buches für Laien hindert.

Noch auffallender ist uns die S. 40 vrrfuchte psychologische Erklärung der Bekehrung des Paulus vorgekommen, da sie an vergangene Zeiten erinnert, wo man eine Auslegung der Bibel trieb, die man neuerlich gar nicht mit Unrecht die Blitz- und Donner-Exegese genannt hat. Ein weit größeres Verdienst konnte sich der Vf. erwerben, wenn er das Lebensbild des großen Heidenapostels in kurzen, aber kräftigen Umrissen gezeichnet hätte. Was wir zu lesen bekommen, verschwimmt zu sehr in das Ganze und genügt deshalb nicht.

Die äußere Ausstattung ist überaus gefällig, und möchte nicht leicht dem leisesten Vorwurfe Raum geben.

Dr. St.

LEIPZIG, b. Klinkhart: *Kurze Anleitung zur kirchlichen Beredsamkeit aus dem Zwecke der kirchlichen Rede entlehnt* von J. K. W. Alt, Dr. der Theologie und Philosophie, Hauptpastor und Scholarch in Hamburg. 1840. XII u. 191 S. gr. 8. (21 gGr.)

Während jetzt die großen Fragen über das Verhältniß der Kirche zum Staate die theologischen Schriftsteller mit Gewalt in Anspruch nehmen, können wir uns nur freuen, die vorliegende Schrift des Hn. A. als eine seltene Erscheinung zu begrüßen. Sie gehört ihrem Inhalte der sogenannten praktischen Theologie an, und da müssen wir uns sehr bald erinnern, wie auf diesem Gebiete der kirchlichen Literatur durch die Bemühungen eines *Marheineke*, *Nitzsch*, *Schweizer* und Anderer in den letzten Jahren eine gewiß nicht unbedeutende Reform vorgegangen ist. Unser Vf. hat früher vier Hefte von „*Andeutungen auf dem Gebiete der geistlichen Beredsamkeit*“ (1833 u. 35) herausgegeben, die mit Beyfall aufgenommen worden sind. Es

gab sich in ihnen ein Mann kund, dem nirgends die Gewandtheit im Praktischen fehlte, und der namentlich nicht selten ganz unfruchtbar scheinenden Verhältnissen eine interessante Seite abzugewinnen wußte, mochte auch hin und wieder Manches zu sehr auf Silbenstecherey hinauslaufen. Anfangs sollte eine Fortsetzung jener „Andeutungen“ in einem neuen Hefte erscheinen, allein der Plan ward geändert, und wir erhielten die vorliegende Schrift.

Wir zweifeln nicht, daß diejenigen, welche keine zu hohen Anforderungen machen, dieselbe mit Nutzen gebrauchen, und daß insonderheit Studirende und Candidaten sich häufig daraus guten Rath holen können. Die Darstellung ist so beschaffen, daß sie jeden zum Lesen einladen muß. Geht man aber weiter, und werden die Ansprüche an eine Homiletik, der gegenwärtigen Theologie gemäß, gesteigert, dann kann Hr. A. durchaus nicht befriedigen, weil ihm von den wissenschaftlichen Fortschritten in der Theologie kaum eine Ahnung beygekommen ist. Denn einmal ist seine Ansicht von der Kirche und dem Christenthume, dessen Verbreitung sie fördert, ziemlich dürftig, und dann ist auch die ganze Construction sehr willkürlich. Der Vf. weit davon entfernt, sich an die Resultate der neueren theologischen Forschungen anzuschließen, ist in den meisten Fällen nicht über das Gebiet des Rationalismus hinausgekommen.

Freut man sich auf der einen Seite, wenn auf die Frage: was soll der kirchliche Redner verkündigen? die Antwort ertheilt wird, das Reich Gottes, dann kann man es auf der anderen doch nur bedauern, nichts von Christo, dem Stifter dieses Reichs, zu vernehmen. Eben so wenig kommen — gemäß den einfachen Worten der Schrift: Thut Buße und glaubet an das Evangelium — die Lehren von der Sünde und von der Gnade zu ihrem Rechte, sondern das Ganze wird durch eine Menge von einzelnen, nur locker an einander geknüpften Regeln zersplittert.

Gegen die allgemeine Eintheilung, vom Stoffe der kirchlichen Rede und von der Darstellung dieses Stoffes, ist nichts Wesentliches einzuwenden, und wir dürfen ähnliche Abtheilungen als bekannt voraussetzen. Allein schlimmer sieht es schon da aus, wo man auf Anhänge stößt, die immer kein gutes Zeichen sind, und den Beweis liefern, daß man Manches, was man für wichtig genug hielt, um ihm einen Anhang zu

widmen, nicht am rechten Orte unterzubringen wußte. So wird in einem Anhang § 48 ff. S. 39 ff. von dem Uebergreifen der kirchlichen Rede in andere Gebiete des menschlichen Wissens gesprochen, und hiebey die Philosophie und das tägliche Leben berührt. Entweder — und das ist offenbar das Richtigste, weil von einer *kirchlichen* Beredsamkeit geredet wird — gehört dieß gar nicht hieher, oder es findet seine kurze Abfertigung in der Einleitung. Aehnliche Ausstellungen treffen den Anhang § 130 — 133: Verbindung der kirchlichen Rede mit den übrigen gleichzeitigen kirchlichen Acten. Auch ist es nicht angenehm, sich sonst auf Uebergänge hingewiesen zu sehen, indem auch diese sich von selbst ergeben müssen. Nehmen wir hinzu, wie im letzten Capitel des ersten Theils von der Urkunde im Gottesreiche, die doch obenan stehen muß, dann wieder von der Geschichte früher, als von den Gebräuchen im Gottesreiche, gehandelt wird: so sind dieß lauter Belege zu unserer Behauptung, es sey dem Vf. nicht das gehörige Bewußtseyn von seiner Aufgabe geworden, sondern unter der Hand viel zu viel Willkür mit untergelaufen.

Die meiste Befriedigung gewährt der zweyte Haupttheil, welcher die Darstellung des Stoffes bespricht, und dieser ist es, den wir, einer obigen Andeutung gemäß, recht vielen jüngeren Homileten angelegentlich empfehlen, indem man hier aus einer gedrängten Gedankendarlegung viel Gewinn schöpfen kann.

So wird über die neuerlich behandelte Frage, die Beybehaltung oder Abschaffung der sogenannten Einleitung betreffend, nicht einseitig, sondern nach bestimmten Regeln entschieden. Hr. A. gestattet die Freyheit, es nach Befinden der Umstände bald wegzulassen, bald sich dessen zu bedienen. Rec. würde das Mitgetheilte noch durch Folgendes veranschaulichen: Unsere drey hohen Feste gegen einander gehalten, so finden wir unsere Gemeinden offenbar auf einem Standpunkte, wo man zu Weihnachten und zu Ostern die besondere Einleitung auf die festliche Thatfache füglich ersparen, zu Pfingsten dagegen die Bekanntschaft mit dem festlichen Thatbestand nicht auf gleiche Weise annehmen, mithin hier das Evangelium auch gar nicht umgehen kann.

Die äußere Ausstattung der Schrift ist gefällig.

Dr. St.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

COTTBUS, b. Meyer: *Der Betaltar unterm Sternenzelt.* Gott gewidmete Abendgefänge. Ein Beytrag zur häuslichen Erbauung für gebildete Christen, von Moritz Pilz. 1840. IX u. 189 S.

In unserer glaubensarmen, aber, wie es scheint, zweifelsreichen Zeit ist es eine in der That ungemein wohlthuende Wahrnehmung, wenn sich hin und wieder eine Stimme erhebt, die, aus einem für das Göttliche erfüllten Gemüthe ertönend, auch die für dieses noch Empfänglichen zur Andacht zu wecken und für religiöse Erbauung zu gewinnen sucht. Dafs es dem Vf. darum zu thun war, liefse sich vielleicht schon aus dem wohlgewählten Inhalte der Materien, die unverkennbar die Richtung religiöser Tendenz bezwecken, entnehmen. Es gehören dahin: „Die kirchlichen Zeiten, Feste und Gebräuche — die Jahreszeiten — stille Andacht und Betrachtung — Bilder aus dem Leben, der Bibel und der Natur“ u. s. w. Mehr noch erhellt dies aus der Form der Darstellung, der, wenn sie auch nicht den Gipfel der Clafficität erreichen sollte, es doch nicht an zwey schätzbaren Eigenschaften, der Innigkeit und Herzlichkeit, gebricht. Und darum können wir den bescheidenen Vf., der sich nach dem Vorworte selbst nicht in die Reihe aller hochgefeierten Sänger versetzt wissen will, versichern, dafs er ganz gewifs unter die *besseren* derselben gehöre. Als Probe des Gefagten mögen einige Stellen aus dem Ganzen dienen. So heifst es S. 4 unten: das *Gebet* vermag viel u. s. w.

„Was hülften aller Kunst Gebiete,
Aller Menschen - Weisheit Herrlichkeit,
Was Natur mit ihrer reichen Güte,
Was der Sinne strahlend Feyerkleid?
Hätten wir nicht jene Kraft gefunden,
Die mit Licht und Ordnung uns durchdringt,
Jenen Stab, der in des Zweifels Stunden
Jeden strafbar frechen Spott durchdringt?“ u. s. w.

S. 16: Das reine Herz.

Reine Seligkeit ererben
Kann ich mit reinem Herzen nur.
So oft darum des Lebens Schatten fallen,
So oft zur Ruh die Friedensglocken schallen,
So oft sich Berg und Thal in Nebel hüllt —
Lafs ernst und feyerlich zu jenen Höhen,
Wo's ewig tagt, des Geistes Blicke sehen.

Noch einige treffende Züge aus dem Liede „die Abzeichen unserer Zeit“, S. 169, mögen zugleich den Geist der Dichtung des Vfs. charakterisiren:

Ein arger Feind bedroht die arme Welt.
Er kommt und siegt; der Mensch lebt ohne Glauben;
Von Liebe reifst sich los sein armes Herz
Und jene Huldgöttin des Erdenlebens,
Die Hoffnung, mildert nicht mehr Gram und Schmerz

Mensch! was Jahrhunderte unmöglich nannten
Und was der Vorwelt fremd und unbekannt,
Das hat dein Geist erspäht und siegestrunken
Verschmähest du des Aberglaubens Macht. —
Und dennoch sinkst du, Mensch, von Gott geboren,
Vom hellen Licht hinab in dunkle Nacht?

Du hast tollkühn mit Recht und mit Gewissen,
Mit Wahrheit und mit Irrthum deinen Spott;
Der Leidenschaft kannst du nicht muthig steuern,
Ein wildes Heer, treibt sie dich unfät fort,
Und für des Herzens heifses, banges Sehnen
Suchst du vergeblich einen stillen Port u. s. w.

Ungern müssen wir uns die Mittheilung mehrerer trefflicher Stellen hier versagen. Möge es übrigens dem Vf. nicht an Kraft und Willen fehlen, in diesem Geiste fortzufahren; so darf er sich der Hoffnung der Theilnahme an seinen Leistungen um so mehr versichern.

D. R.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Dunker und Humblot: *Zur Vertheidigung der evangelischen Kirche gegen die päpstliche*. Predigten im Winter 1833 in der Dreyfaltigkeits-Kirche zu Berlin gehalten von Dr. *Marheineke*. 1839. XVI u. 138 S. 8. (18 gr.)

Bevor Rec. die Anzeige dieser Predigten beginnt, kann er nicht umhin, eine Vorfrage aufzuwerfen, nämlich die, ob überhaupt die alte Form der polemischen oder auch der Controvers-Predigten noch für unsere Zeit passend und nützlich sey. Rec. bezweifelt es; er glaubt, daß die in unserer Zeit freylich so mächtig wieder hervortretende theologische Polemik mehr ihr eigenthümliches Gebiet in Flugschriften und Journalen oder in besonderen gelehrten Werken, als in Predigten habe; daß sie überhaupt mehr das Interesse der wissenschaftlich Gebildeten, als der im Allgemeinen kirchlich Gesinnten in Anspruch nehme. Die Kirche — wenigstens die evangelische — hat in unserer Zeit eine ganz andere Stellung als früher. Vor Jahrhunderten liefen alle Fäden des öffentlichen und des Familien-Lebens in das kirchliche Gebiet zusammen, alle Interessen concentrirten sich mehr oder weniger in der Kirche; jetzt ist die Kirche nur ein Ort, in welchem man Erbauung und Anregung des religiösen Gefühls — nicht einmal des Gedankens — wenigstens nur in unverhältnißmäßiger Minderzahl — sucht. Daher wird auch in der evangelischen Kirche — wenigstens im Allgemeinen — wenig Interesse für die theologische Polemik auf der Kanzel seyn, weil das Dogma zu wenig im Volke und selbst unter den Gebildeten lebt. Ein wahres, reges und lebendiges Interesse des Geistes und Herzens der Gemeinde an den dogmatischen Gegensätzen und Entwicklungen ist zu gering und selten; die Zeiten sind vorüber, wo alle Kreise des Lebens von den großen Principienfragen der Kirche und des Dogma durch-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

drungen wurden. Man nimmt nur auf wissenschaftliche Weise, oder aus politischem Gesichtspuncte Theil an dem Kampfe, welcher zwischen dem Papstthum und dem Staate, doch mehr als ein politischer Kampf gegen die Anmaßungen der ultramontanen Hierarchie geführt ist, als aus religiösem Parteyinteresse gegen die katholische Kirche. Daher wird auch wohl das Gemeingefühl des Volks und der Erbauung suchenden sogenannten Gebildeten sich gegen die Polemik auf der Kanzel erheben; — es gilt eben diesen die Kanzel für ein zu heiliger Ort, als daß sie nicht fürchten sollten, dieselbe zum Tummelplatze der Leidenschaft, welche sich doch immer unwillkürlich in den Kampf einmischt, gemacht zu sehen. Hat doch auch neuerdings eine Stadt solchen Anblick dargeboten. Daher glaubt Rec., daß vorliegende Predigten des geistvollen und berühmten Vfs. nicht den gehofften Anklang in den Herzen des Volks oder der Gebildeten gefunden haben oder finden werden. Von Predigten fodert nun einmal das nach Erbauung begierige Publicum etwas Anderes, als Polemik; und der Theolog will doch diese in anderer Gestalt haben.

Zwar haben diese Predigten bereits den bigotten hierarchischen Zelotismus der Päpftler herausgefodert. Eine Gegenschrift ist in der allgemeinen Fabrik der antievangelischen Schriften zu Regensburg bey Manz 1839 von *Georg Joseph Götz* erschienen unter dem Titel: *Zur Vertheidigung der katholischen Kirche gegen die königlich Preussische Religion. Eine Paraphrase der Predigten des Dr. Marheineke in Briefen*. Rec. kennt diese Schrift nicht näher; doch ihr Titel enthält schon genug von dem wahrscheinlich in ihr vorhandenen Geist. Sollten aber dennoch diese Predigten von der Gegenpartey viel gelesen, oder von den evangelischen Christen mit allgemeiner Freude aufgenommen seyn?

Wendet sich Rec. nun zu einer allgemeinen Cha-

rakterisirung dieser Predigten — sie einzeln weiter durchzugehen verbietet der Raum — so erkennt er gern das Geistreiche, Tüchtige, Durchdachte und Durchgearbeitete derselben an. Der männliche, scharfe, kühne Geist *Marheineke's* zeigt sich auch hier; die Kraft seines in das Innere eindringenden Gedankens. Aber eben so machen sich auch hier die Mängel geltend, welche *Marheineke* dem Redner vielfach vorgeworfen werden, und welche in seiner ganzen Eigenthümlichkeit begründet zu seyn scheinen, eine gewisse Steifheit und Kälte der Diction, ein vornehmes Stehenbleiben bey dem eigenen Standpuncte und Interesse, ohne sich lebendig und theilnehmend zu der Gemeinde herabzulassen, ein Ton mehr der Abhandlung als der Predigt, ein zu einseitiges Vorwalten des Gedankens und der Entwicklung, wobey das Gemüth des Zuhörers keine hinlängliche Befriedigung findet. Man sieht es doch *Marheineke's* Predigten zu sehr an, daß sie mehr in der mühsamen Arbeit des Denkens auf der Studirstube geboren, als daß sie ein Erzeugniß des innigen Predigerlebens in der Gemeinde, ein Ausdruck des in die Herzen eindringenden seelsorglichen Geistes sind. Die philosophische Durchbildung, die scharfe Bestimmtheit, der Tiefblick des Vfs. wird den wissenschaftlichen Leser vielleicht noch mehr als den Hörer dieser Predigten erfreuen; denn gewiß hat ein jeder reflectirende Zuhörer doch den Eindruck bey dem Anhören dieser Predigten nicht überwinden können, daß er mehr einen Gelehrten des Katheders, als einen Prediger in der Gemeinde vernehme, da so viele Anklänge des Systems und der Schule an eine der Kanzel fremde Sphäre erinnern. Aber dessenungeachtet wird jeder tiefere Hörer oder Leser sich doch erhoben fühlen von der Kraft des Gedankens, welche oft in schöner Begeisterung und in markiger, charaktvoller Sprache hervorbricht, und das ebene Bett der nüchternen Verstandesentwicklung mächtig überfluthet. Vorzüglich sind die beiden letzten Predigten, welche vom *Glauben* und von der *Rechtfertigung* handeln, voll der herrlichsten Gedanken, und voll Ergüsse schöner, hinreißender Begeisterung. Man möchte wünschen, der hochbegabte Vf. hätte sich nur in der positiven Darstellung des evangelischen Glaubens und der evangelischen Lehre bewegt, und das negative und polemische Element, die bitteren Hinblicke auf die katholische Kirche, weniger vorwalten lassen. Denn ein Herz, welches in

christlicher Liebe und in versöhnlicher Milde, dabey doch ohne Indifferentismus und voll Gefühls des höheren Werths der evangelischen Kirche, auf die Schwesterkirche hinsieht, wird sich doch verletzt fühlen, dieselbe immer nur die „*unevangelische*“ oder gar die „*falsche*“ Kirche nennen, und die bitterste Ironie und den stolzen Hohn von der Stätte, wo der heilige Geist der Liebe aus dem Munde des Redners sich vernehmen lassen soll, herab ertönen zu hören. Sind denn nicht auch Regungen des lebendigen Christenthums in der katholischen Kirche von jeher gewesen, und wollen wir Evangelischen die ganze Kirche verwerfen und anathematisiren, weil sie so starke Beymischungen und trübe, entstellende Zuthaten ultramontanischen Hochmuths und unreinen Obscurantismus enthält? Wer sollte nicht folgende Stelle für zu hart und zu allgemein, und deshalb eben für nicht ganz wahr halten? (S. 101 :) „O! diese Tiefe und Innerlichkeit des Glaubens im christlichen evangelischen Sinne kann sie der Geist einer Kirche seyn, die *nur* (!) auf Äußerlichkeiten aller Art, auf buntes Gepränge bey dem Gottesdienste, auf rothe Hüte und blaue Strümpfe, auf glänzende Stellungen in der Welt, auf Herrschaft über Kaiser und Könige von jeher bedacht gewesen ist, und deren Frömmigkeit selbst eine ganz oberflächliche, mechanische ist?“ Wahrlich mitten unter den herrlichsten Aussprüchen über den Glauben und den trefflichsten Schilderungen seines Wesens stören doch solche Ausfälle, welche zu Haß und Verachtung, die ein Christenherz gern von sich fern hält, führen können! In einer Predigt vom Glauben dürften auch die „*rothen Hüte und blauen Strümpfe*“ nicht eben edel und würdig genug erscheinen. Der Vf. hat indessen selbst gefühlt, daß er zu allgemein und hart gesprochen; daher setzt er mildernd und begütigend hinzu: „Denn nicht von jenen tiefer gehenden Seelen reden wir, die, ob sie gleich im äußerlichen Bereiche jener Kirche standen, dennoch Bekenner unseres reinen, evangelischen Glaubens gewesen sind; sie waren es aber auch zugleich, die das Verderben ihrer Kirche am tiefsten durchschauten und beklagten, doch in der so ganz äußerlichen, weltlichen Richtung derselben nichts ändern konnten.“ Durch dergleichen Beschwichtigungen wird aber in der Regel nicht viel gut gemacht, und die vorhergehende Schärfe der Bitterkeit bey dem Zuhörer nicht abgestumpft. Ist aber auch der Ausspruch des Vfs. ganz wahr? Giebt es

nicht viele Katholiken, welche an der Idee ihrer Kirche festhalten, die Auswüchse derselben beklagen, aber keinesweges mit den symbolischen Formen ihres Cultus eine blofs „oberflächliche, mechanische Frömmigkeit“ verbinden, und welche dennoch keinesweges eigentliche Bekenner unseres evangelischen Glaubens, sondern eben strenge Katholiken sind? Ist nicht noch jetzt eine grofse Stimme in der katholischen Kirche, welche, abhold dem Ultramontanismus, in der ächten, vom Unwesen der selbstfüchtigen Hierarchie gereinigten, katholischen Kirche, wie die Idee derselben in den Concilien lebte, das Heil sieht, und welche doch keinesweges den Grundfäulen ihrer Verfassung und ihrer Lehre untreu werden, oder sich der für zu gewaltsam gehaltenen Reformation des 16 Jahrhunderts anschließen will; und soll auch solche Stimme keinen Ton des innerlichen Glaubens in sich tragen? Will der Vf. einen *Wessenberg* und *Sailer*, welche doch auch rechte Katholiken sind, in sein hartes Urtheil einschließen?

Indem Rec. hier den Inhalt des Buches angeben will, und sich noch einige allgemeine Andeutungen über diese Predigten erlaubt, ohne sie hier zerlegen und ihren oft vortrefflichen Organismus in's Einzelne hin darlegen zu können; erklärt er das logische Element derselben für gelungen, und meist ebenso bündig und sicher durchgeführt, als schlagend und aus der Sache selbst klar hervorgehend, wie es auch von dem scharf denkenden logischen Vf. nicht anders zu erwarten ist. Die Themata der fünf hier mitgetheilten Predigten sind an und für sich in innerem logischen Zusammenhang und in keiner zufälligen Aufeinanderfolge: 1) *Die Berechtigung der evangelischen Kirche.* 2) *Die evangelische Freyheit.* 3) *Vom Einflusse des evangelischen Glaubens auf das Wohl der Völker.* 4) *Der Glaube im evangelischen Sinne.* 5) *Die Rechtfertigung durch den Glauben.*

Wenn Rec. noch einige Wünsche, welche ihm bey dem Lesen dieser Predigten aufgestossen sind, aussprechen darf, so wären es die, dafs der Vf. in der ersten Predigt den *Begriff der evangelischen Kirche* noch tiefer gefafst, ihr Wesen noch allseitiger entwickelt, und daraus ihre Berechtigung abgeleitet hätte. Er betrachtet: die *Entstehung*, die *Ausbildung* und *Erhaltung* der evangelischen Kirche. Der Text II Cor. 4, 6 scheint auch nicht genug benutzt, ausgelegt und

angewandt zu seyn; der letzte Theil desselben: „*die Erleuchtung der Erkenntniß von dem Angesichte Gottes in dem Angesichte Jesu Christi*“ ist ohne praktische Anwendung und Auslegung geblieben, da gerade die Berechtigung und das Wesen der evangelischen Kirche in ihrer Gründung auf Christus daraus abgeleitet werden konnte. Einige Ausfälle aber auf die Gebrechen unserer Kirche, welche ein grofser Theil der Zuhörer nicht verstanden, oder wodurch er wird haben irre geleitet werden können, wünschte Rec. getilgt, wie folgenden, S. 5: „Denn es ist in unserer Kirche auch nicht mehr Alles noch so, wie es seyn sollte. Sie ist in sich durch entgegengesetzte Parteyen heimgesucht, welche dem Gegner offene Angriffspuncte, bequeme Gelegenheiten zum Ueberfalle darbieten. Auf der einen Seite ein *sogenanntes evangelisches Christenthum*, welches unevangelisch genug ist, mit dem Feinde im geheimen Bunde zu stehen, ihm selbst die Thore zu öffnen, den evangelischen Glauben — bewußt oder unbewußt; es ist in Absicht auf die Wirkung einerley — an ihn zu *verrathen*. Diese Sectirerey arbeitet aus allen Kräften an der Auflösung der evangelischen Kirche, indem sie ihr das Recht der freyen Prüfung beschränken und rauben will, und hat dabey ihre Nebenansichten.“ Schwerlich dürften hier der Gemeinde die „Nebenansichten“ „des sogenannten evangelischen Christenthums“ klar und einleuchtend gewesen seyn.

Die zweyte Predigt „*von der evangelischen Freyheit*“ nach Gal. 5, 1 zeigt zuerst, dafs die *Freyheit* weder die *Willkürlichkeit*, noch die *Eigensinnigkeit* sey, und bezieht dies auf die katholische Kirche, sodann betrachtet der Vf. das Wesen der Freyheit in Bezug auf den Einzelnen und in Bezug auf die Gemeinschaft, und fafst sie in der ersten Hinsicht als das *Bewußtseyn eines unantastbaren Heiligthums in einem Jeden*, in der anderen aber als die *Prüfung alles menschlichen Absehens in Glaubenssachen*. In einem dritten Theile zieht er Folgerungen für uns, dafs wir den Werth der evangelischen Freyheit immer mehr *schätzen lernen*, und *sie einem Jeden gern gönnen müssen*. Rec. wünschte diese Predigt weniger polemisch und negativ, dagegen mehr positiv und mit gröfserer Innigkeit und Begeisterung den tiefen Begriff der christlichen, und somit auch der evangelischen Freyheit darstellend. Diese Predigt ist etwas nüchtern und trocken.

Die dritte Predigt betrachtet den *Einflufs des evan-*

gelischen Glaubens auf das Wohl eines Volks in seinem häuslichen, bürgerlichen und öffentlichen Leben nach II Cor. 5, 17. Es dürfte störend seyn, den herrlichen von dem neuen Leben, von der neuen Schöpfung in Christo, und somit auch von der Wiedergeburt handelnden Text hier nur als eine Ueberschrift oder als ein Motto betrachtet, aber nicht gehörig verarbeitet zu sehen. Statt einer Schilderung des neuen Leben in Christo, oder des Einflusses des evangelischen Glaubens auf das Wohl der Familien und der Bürger z. B. erhält man eine Polemik gegen die katholische Lehre von der Ehe und von der Ehescheidung, oder hört von der „Betteley,“ von der Unterbrechung der bürgerlichen Thätigkeit in der Woche durch die Menge der Feyertage u. dgl. m. reden. Auch diese, zumal eine Neujahrs-Predigt, dürfte das Gemüth zu wenig ansprechen, des positiv Christlichen zu wenig enthalten, sich zuweilen in zu niedere Sphären herablassen, mit zu wenig Herzlichkeit den Seegen des evangelischen Glaubens schildern, und durch eine zu sehr auf das Aeußerliche und Empirische des katholischen Lebens eingehende Polemik den Anstrich einer gewissen Dürre und trockenen Verständigkeit erhalten haben.

Dagegen zeigt die vierte Predigt vom *Glauben im evangelischen Sinne*, was der Vf. auch als Redner leisten kann, sobald er von dem ihm eigentlich fremden Gebiete des populären, empirischen und äußerlichen Betrachtens in das innere Reich der Idee, in welchem er sich doch wohl am tiefsten bewegt, übergeht. Der Vf. handelt nach Gal. 3, 1 u. 2 im ersten Theile von dem schweren Irrthume, *worin der Glaube mit dem bloßen Fürwahrhalten verwechselt wird*, und betrachtet im zweyten Theile des Glaubens *Tiefe, Macht und Freudigkeit*. Herrliche, wahrhaft großartige Gedanken zeigen, wie tief der Vf. das Wesen des Glaubens erkannt, und mit welcher Begeisterung er von demselben erfüllt ist. Nur durch einzelne zu bittere oder zu scholastisch klingende Stellen ist Rec. gestört, z. B. durch folgende (S. 91): „Ja, *mein* muß der Glaube seyn, aber dadurch ist dies *Meine* noch nicht ein *Meinen*.“

Eben so vortrefflich, kräftig und körnig ist die fünfte Predigt *„von der Rechtfertigung durch den Glauben.“* Der Vf. zeigt 1) wie die Rechtfertigung vor Gott, nach der Lehre unserer Kirche, zu ihrer

Bedingung und Voräussetzung das tiefste Gefühl der Sündhaftigkeit hat; wie die Rechtfertigung selbst vermittelt ist durch die Gnade Gottes in Jesu Christo und durch den Glauben daran; 2) zeigt er die Irrthümer der „unevangelischen“ Kirche auf: nämlich wie in ihr das Gefühl der Sündhaftigkeit und das Bedürfnis der Rechtfertigung verfälscht ist, wie dem Glauben die Werke untergeschoben werden, wie gelehrt wird, daß der Mensch die Rechtfertigung sich verdienen, und überhaupt mehr thun könne, als seine Schuldigkeit. Nur im Einzelnen dürfte der Vf. bloß von theologischen Lesern verstanden werden, weil er zu sehr an das Systematische der Theologie streift, und daher für die Kanzel scholastisch, eben dadurch unverständlich wird, und aus dem Charakter der Predigt vor der Gemeinde herausgeht. So z. B. in folgender Stelle (S. 110): „Denn wie ihr (der „unevangelischen“ Kirche) das göttliche Ebenbild nur als eine *außerordentliche Zugabe* erschien, so kann ihr auch die Wiederherstellung desselben in Christo nur als eine solche erscheinen.“ Solche Hindeutung auf die katholische Lehre von dem göttlichen Ebenbilde als *donum supernaturale*, bloß so hingeworfen und nicht weiter ausgeführt und erklärt, dürfte für den Zuhörer, der kein Theolog ist, unverständlich seyn.

Jedenfalls dürften diese Predigten jungen Theologen, welche die Lehre und das Wesen ihrer Kirche der katholischen Kirche gegenübergestellt sehen wollen, ohne daß sie in das gelehrte System schon recht eingedrungen sind, sehr zu empfehlen seyn. Gesiehe es doch dem geistreichen und scharfsinnigen Vf. die Grundlehren der evangelischen Kirche ohne diese polemische Schärfe und Bitterkeit, mehr positiv als negativ, mehr darstellend, als den Gegensatz bestreitend, in populären Abhandlungen oder Predigten zu behandeln! Er sagt in der Vorrede, daß er noch gern die Lehre vom Abendmahl und die Frage: ob es wahr sey, daß man außer der Kirche nicht selig werden könne, und ähnliche Lehrpunkte zum Gegenstande besonderer Betrachtung gemacht hätte, aber daran verhindert sey. Möge der gelehrte Theologe, der scharfsinnige Denker, bald Muse, Stimmung und Neigung finden, der theologischen Welt ein solches Geschenk zu machen!

Druck und Papier ist schön, der Preis für weite Verbreitung zu hoch.

A. S.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1841.

P S Y C H I A T R I E.

- 1) NÜRNBERG, b. Campe: *Neue Lehre von den Geistesstörungen* (Phrenopathieen). Auf praktische und statistische Beobachtungen über Urfachen, Wesen, Symptome, Prognose, Diagnose und Behandlung der Seelenkrankheiten gegründet von *J. Guislain*, Arzt der Irrenanstalten und ordentl. Professor an der Universität zu Gent, nach dem Französischen bearbeitet von Dr. *Carl Canstatt*, königl. Bayr. Landgerichtsarzte zu Ansbach und corresp. Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1838. X u. 457 S. gr. 8. (2 Thlr.)
- 2) STUTTGART und LEIPZIG, b. Rieger u. Comp.: *Abhandlung über die Phrenopathieen oder neues System der Seelenstörungen*, gegründet auf praktische und statistische Beobachtungen und Untersuchung der Urfachen, der Natur, der Symptome, der Prognose, der Diagnose und der Behandlung dieser Krankheiten von *J. Guislain*, M. Dr., Arzt der Anstalt für geistesranke Männer und Frauen zu Gent. Aus dem Französischen von Dr. *Wunderlich*, praktischem Arzte zu Winnenden. Mit einem Vorworte und Zusätzen von Dr. *Zeller*, Hofrath und Director der königl. Würtemb. Irrenheilanstalt zu Winnenthal. 1838. VIII u. 518 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Es gehört zwar keineswegs unter die seltenen Erscheinungen, daß ein ausländisches Werk durch die rastlos thätigen Uebersetzungsfabriken mehrmals in's Deutsche übertragen wird; wenn aber zwey so tüchtige Gewährsmänner, wie *Zeller* und *Canstatt*, eine Schrift für werthvoll genug halten, um ihren Fleiß darauf zu verwenden, sie auf vaterländischen Boden zu verpflanzen, und auf eine so dringend empfehlende Weise ihren vaterländischen Kunstgenossen zuzuführen, *J. A. L. Z.* 1841. *Dritter Band.*

so möchte schon in diesem Umfande eine Bürgschaft für das Tüchtige von *Guislain's* Leistungen liegen. In der That rechtfertigt sich auch diese Voraussetzung vollkommen. Es ist hier nicht der Ort, um den früheren trostlosen Zustand der Psychiatrie und das traurige Schicksal der armen Geisteskranken selbst näher zu bezeichnen, vielmehr braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit und der eifrigen Bestrebungen, welche selbst die neuere Zeit diesem höchst wichtigen Theile der Heilkunde zuzuwenden begann, dennoch weder Theorie, noch Praxis in diesem Punkte gefördert wurden, vielmehr ein immer weiteres Auseinandertreten der Meinungen und Ansichten fast alle Hoffnung auf Einigung zerstreut hätte. Auf der einen Seite die Somatiker, weniger auf die Lehren der Physiologie Werth legend, als nur festhaltend an den Ergebnissen der pathologischen Anatomie, auf der anderen Seite die Psychiker, kämpfend unter der Aegide einzelner philosophischer Systeme, standen einander zu entfernt in ihren Extremen gegenüber, als daß es den Vermittelungsverfuchen zwischen beiden hätte glücken können, diese zu einem Ganzen zu vereinigen, welches nicht fortwährend Spuren einseitiger Halbheit an sich trüge. Dabey versuchte man wohl auch, die Psychologie gleichsam als eine physiologische Grundlage für die Psychiatrie anzunehmen, allein man verwandte hiezu nicht die reine Erfahrungsseelenlehre, sondern ein philosophisches Gebäude, dessen Irrgänge nur wieder auf falsche Richtungen brachten, und der Hauptpunct, über den man sich nicht einigen konnte, das wahre gegenseitige Verhältniß zwischen Psyche und Körper, blieb fortwährend auch der Hauptanstoß, der zu keinem Resultate kommen ließ. Wie gewöhnlich aber über sah man, befangen in dem Bewegen nach sich entfernenden Kreisen, die nahe liegende schlichte Wahrheit, daß der eingeschlagene Weg nimmermehr zum Ziele führen, und nie ein rich-

tiger Gesichtspunct für die Psychiatrie gefunden werden könne, so lange man sich bemühe, dieselbe entweder als eine erhabener und ganz besondere Lehre über das Gebiet der Pathologie hinaufzuschrauben oder in das Reich des Starren und Todten herabzuziehen. Mag nun *Guislain*, veranlaßt durch derartige Betrachtungen, oder durch eigene Erfahrungen darauf gekommen seyn, einen ganz anderen, höchst einfachen, aber desto naturgemäßer, und darum richtigeren, erfolgreicheren Weg einzuschlagen, jedenfalls bleibt ihm das große Verdienst, die bisherigen Extravaganzen durch das vorliegende Werk in die angemessenen natürlichen Schranken wieder zurückgewiesen, und durch eine rein anthropologische Betrachtungsweise Klarheit und Ordnung in die seitherige Disharmonie gebracht zu haben; gar nicht zu gedenken der Wohlthat, welche er durch seine menschenfreundlichen Einrichtungen über die verwahrlosten Geisteskranken seines Vaterlandes, und durch besondere Anempfehlung eines milderen Verfahrens gegen alle Irre überhaupt, über so viele Unglückliche verbreitete. *Guislain* verdient somit allerdings eine Ehrenstelle neben *Pinel* und *Esquirol*, und seine Lehre mit Recht den Namen einer neuen, obwohl sie im Grunde nur bezweckt, die Seelenstörungen als Nervenleiden dem Bereiche der Pathologie wieder einzuweisen, nur in anderer Weise, als es früherhin der Fall war.

Um die gewifs dankenswerthen Uebersetzungen eines so wichtigen Werkes als vollkommen gerechtfertigt darzustellen, werden wir zunächst den Hauptinhalt des letzten mittheilen, und dann die Zugaben der Uebersetzer selbst in Vergleich ziehen.

Nachdem *Guislain* in einer *Einleitung* einige Blicke auf die Geschichte der Psychiatrie geworfen, hervorgehoben, daß *Lorry* zuerst dem Nervensysteme selbst einen größeren Antheil an den Seelenstörungen zugeschrieben, und nachdem er länger bey den ihm besonders wichtig erscheinenden Ansichten *Gall's* verweilt, zeigt er, wie das Bestreben der Gegenwart darauf gerichtet sey und werden müsse, das *Grundleiden* der psychischen Krankheiten und die Verkettungsglieder zwischen den einzelnen Formen derselben ausfindig zu machen und sicher zu bestimmen. Nach näherer Erwägung der constanten Erscheinungen bey Irren, fand *G* allenthalben: eine krankhafte Erhöhung der psychischen Sensibilität, vermittelt deren alle Eindrücke

Schmerzen im Gemüthe erzeugen, als Grundphänomen, und wählte besonders deshalb die Bezeichnung *Phrenopathieen*. Als Sitz der Störung wird nur das *Gehirn* angenommen, die übrigen Nervengeflechte erscheinen deshalb hie und da ebenfalls krank, weil sie mit in starken Connex gezogen werden. Das Erkranken des Gehirns selbst, welches sich durch reine Functionsstörung äußert, ist Anfangs ein dynamisches ohne alle materielle Veränderungen. Dabey ist der Vf. bemüht, die Störungen der Gehirnsensibilität streng und sorgfältig von denen der Activität des Gehirns zu trennen, und namentlich eine psychische Reaction als wesentliches Moment geltend zu machen, vermöge dessen so viele secundäre Erscheinungen gebildet werden, die man bald unter der Form einer Entzündung, bald unter der einer passiven Congestion für die Grundursache zu erklären beliebte. Bey Vergleichung der Symptome mit den Ursachen wurde vor Allem das Gesetz des organischen Lebens auf die pathologischen psychischen Erscheinungen angewandt, dabey aber der Antheil, welchen das unsterbliche Wesen der Seele an den Geistesstörungen nimmt, ganz unberührt gelassen. Ausführlicher verbreitet sich der Vf. hierüber in den vier Hauptcapiteln des Buches selbst.

Erstes Capitel. Grundleiden bey den Seelenstörungen. Jedes sensible Gewebe äußert seine Empfindung durch eine besondere Lebensverrichtung, und wenn ein Reiz irgend etwas stärker einwirkte, durch eine eigenthümliche Schmerzensäußerung, so auch die Psyche, deren Schmerz sich als Gemüthsleiden kund macht. Diese psychische Reaction zieht dann erst eine physische nach sich, welcher Intermissionen und Periodicität als Zeugen für den Einfluß des Nervensystems folgen. Aus diesen primären Hauptmomenten besteht jede Seelenstörung, alle übrigen sind secundäre Erscheinungen.

I Abschnitt. Erscheinungen, welche der krankhaften Steigerung der Gemüthsensibilität angehören. Hier sucht *G.* zunächst darzuthun, daß alle Irre wirklich schmerzhaft leiden, und daß die Ursachen ihrer Leiden entweder physische, psychische oder prädisponirende seyen. Eine statistische Uebersicht aus seiner eigenen Anstalt beweist das Vorherrschende psychischer Ursachen. Die angenommene Eintheilung in erregende und herabstimmende Potenzen wird nicht ganz verworfen, dagegen aber gezeigt, wie die primäre Einwir-

kung doch in allen Fällen nur erregend sey, und Steigerung der Sensibilität als Primär- und Grund-Leiden bey allen Geisteskranken zu erweisen gesucht. Die erhöhte psychische Sensibilität hat aber ihre verschiedenen Grade. Anfangs findet man den Charakter der Traurigkeit, die *Schwer-muth*, auf einer höheren Stufe des psychischen Lebens den Geist des Mißtrauens, bey noch tiefer verletzter Sensibilität die Bilder einer leidenden Phantasie, die *Verrücktheit*, geht die Veränderung noch tiefer, so führt sie zu *Zusammenhanglosigkeit der Vorstellungen und Blüdsinn*. Uebrigens wird der Ausdruck, der sich an den Gemüths-schmerz anknüpft, verschieden seyn nach der besondern Individualität des Kranken, was durch mehrere Beyspiele näher erläutert ist.

II Abschnitt. Erscheinungen, welche der psychischen Reaction angehören. Die activen Erscheinungen der Psyche gehen nach ähnlichen Gesetzen vor sich, wie die organischen Verrichtungen. Bey jedem Organe entsteht nach eingewirkt habendem Reize eine specifische Thätigkeit, und eben so ist es im psychischen Leben, daher finden sich diese Reactionsbestrebungen auch verschieden nüancirt von der einfachsten Exaltation an bis zu den heftigsten Convulsionen. Reagirt die Seele stark, so zeigt sich Tobsucht, *Manie*; sie ist eigentlich nur die Bemühung der Psyche, mit ihrer activen Kraft ein peinliches Gefühl abzustumpfen und zu überwältigen. Sie ist meistens Krise, und deren Sitz das Sensorium. Je heftiger die Reaction, desto schneller auch die Heilung. Allein nicht immer wird diese Reaction kritisch, vielmehr ist sie theils eine erhaltende, theils aber eine ohnmächtige, und theils auch eine zerstörende, oft wird sie durch rein organische Vorgänge ersetzt. Reagirt die Psyche durch sonderbare Abweichungen in den Entschlüssen, so entsteht *Verrücktheit, Narrheit*; sie charakterisirt sich durch ein zweckloses, blindes Wollen, durch ein fortschreitendes, anhaltendes Zunehmen von Reizerscheinungen, und läßt in der Regel keine radicale Heilung zu. Reagirt die Psyche durch Nerven-spannung: so erzeugt sich die *Extase*, ein Zustand, der, ähnlich der *Manie*, öfters kritisch wirkt, und sich von letzter nur dadurch unterscheidet, daß er einen schwächeren Grad des Leidens bey schwächeren Individuen darstellt. Mit der Reaction der Psyche durch *Convulsionen* ist in der Regel die Unheilbarkeit der Krankheit ausgesprochen.

Eben so wenig Hoffnung zur Genesung bietet die Reaction durch *Delirien*; hier ist das Reactionsbestreben rein intellectuell, bloß im Gebiete der Vorstellungen und der Phantasie waltend, es sucht ein peinliches Gefühl dadurch zu ertöden, daß es wenigstens ideal, durch Bilder glücklich macht.

III Abschnitt. Beziehungen der psychischen Prädisposition zu den verschiedenen Seelenstörungen. Nachdem als Grundlage aller physischen Leiden ein lebhafter psychischer Eindruck nachgewiesen, und die Veränderungen angegeben worden, welche derselbe auf die Entschlüsse und Vorstellungen ausübt, werden nun die Beziehungen der verschiedenen Ursachen zu den Wirkungen einzeln näher betrachtet, woraus sich ergibt, daß, wenn es auch scheint, als wenn eine gegebene Ursache immer auf dieselbe Weise wirke, und stets wieder dieselbe Art von Irrefeyn entwickele, doch immer der jedesmalige Zustand des Nervensystemes, so wie dessen Reizempfänglichkeit und Reactionsthätigkeit nach Charakter, Geschlecht u. s. w. die erste Rücksicht verdiene, denn man findet die vorherrschenden Ideen und Instincte eines Menschen immer wieder als Grundzüge bey dessen Seelenstimmung. Auf organische Ursachen, welche in besonderer Beziehung zum Cerebralsysteme stehen, wird geringerer Werth gelegt.

IV Abschnitt. Beweise für das Leiden des Nervensystems bey Seelenstörungen. Unter vielem Anderen wird besonders auf den intermitterenden Typus, (weßhalb sogar der Vf. vorzugsweise die Anwendung des Chinins empfiehlt) auf die schnell eintretende Aufregung mit darauf folgender Ruhe, Verschlimmerung durch schwächende Potenzen, plötzliche Heilungen, Fehlen materieller Entartungen nach dem Tode u. s. w. aufmerksam gemacht. — Ein Zusammenfassen der Hauptmomente aus dem Angeführten schließt unter der Aufschrift: *Folgerungen* dieses Capitels.

Zweytes Capitel. Organische Veränderungen des Gehirns und seiner Häute. Der Vf. betrachtet die *Pia mater* als hauptfächlichen Regulator der Blutcirculation im Gehirne, und hebt die Häufigkeit und Wichtigkeit der Blutcongestionen hervor im Gegenfatze zu dem seltenen Vorhandenseyn activer Entzündungen, während jene venösen Stockungen öfters passive Entzündung, und dann weitere Entartungen erzeugen. Als Resultat der hier mitgetheilten Untersuchungen und Fälle ergibt sich, daß Verminderung oder Erlöschen

der organischen Thätigkeit des Gehirns mit Erlöschen der Sensibilität und mit Muskelschwäche, wirkliche Entartung des Gehirns, oder die Gegenwart eines Körpers, der dessen Verrichtungen hemmt, anzeigt, während sich die Abwesenheit organischer Veränderungen des Gehirns charakterisirt durch vermehrte Aeußerung seiner Verrichtungen ohne Muskellähmung, beides Zustände, welche sich freylich auch mit einander verbinden können. Das Erlöschen der intellectuellen Thätigkeit hängt dann wieder besonders von folgenden näheren Entartungen ab: Blutüberfüllung, Anhäufung von Serum, Blutausschwitzung, Erweichung, Atrophie, Verhärtung u. s. w. im Gehirne.

Drittes Capitel. Nosologie der Seelenstörungen in Beziehung auf die Ursachen, Diagnose und Prognose dieser Krankheiten. Die Ursachen der Seelenstörungen bringen bey Gefunden ganz dieselben Wirkungen hervor, wie bey Kranken, nur dort mit geringerer Intensität und Schärfe, daher trägt auch, wie schon angedeutet, ein Jeder in seinem besonderen Charakter den Typus seiner Krankheit, weshalb auch hier oft so viele Nüancen vorkommen, dafs es schwer wird, aus denselben ein einfaches isolirtes Krankheitsbild herauszufinden. G. nimmt bey seiner Eintheilung die oben schon angegebenen Modificationen der vitalen Eigenschaften zur Basis, und beschreibet hienach die Schwermuth (Lypenophrenie), die Tollheit (Hyperphrenie), die Narrheit (Paraphrenie), die Extase (Hyperplexie), die Convulsionen (Hyperspasme), den Delirismus (Ideosynchysie), die Träumerey (Anacoluthie), den Blödsinn (Noasthenie), und zwar in der Art, dafs er zuerst ein allgemeines Bild des Leidens giebt, wie es sich in seinen Grundzügen bereits bey noch gefunden Individualitäten verräth, und vom physiologischen bis zum höchst entwickelten pathologischen Zustande hinauf sich darstellt, dann dasselbe als reine Monopathie, später aber auch in allen seinen Combinationen mit den übrigen Formen beschreibet, und endlich der körperlichen Abnormalitäten erwähnt, welche man bis jetzt mit den einzel-

nen Zuständen am häufigsten vergesellschaftet fand. Eingewebt sind viele interessante, instructive, kurz gehaltene Krankengeschichten, und angehängt eine besondere Zusammenstellung der prognostischen Momente, aus welchen letzten hervorgeht, dafs, je mehr sich die krankhaften Erscheinungen dem physiologischen Charakter des intellectuellen Systemes nähern, desto günstiger die Prognose sey, und umgekehrt. Günstiger stellt sich ebenfalls die Vorhersage bey plötzlichem Befallenwerden, bey jüngeren Jahren, dem weiblichen Geschlechte, im Frühjahre und Sommer u. s. w. Oft läfst sich die Seelenstörung durch organische Krisen erklären.

Viertes Capitel. Psychische und physische Behandlung der Seelenstörung, aus den angegebenen Grundsätzen abgeleitet. Im Allgemeinen wird bemerkt, dafs die psychischen Krankheiten meist einen sehr geregelten Gang befolgen, und mit weit weniger Heftigkeit verlaufen, wenn sie nicht durch zu stürmische Behandlung gestört, sondern durch mehr negative Mittel geleitet werden, und, da jede Seelenstörung in ihren bestimmten Stadien gewisse Heilbestrebungen der Natur äußert, so ist die Beachtung und Beförderung der letzten Hauptanzeige. Nach einer statistischen Uebersicht der Heilungen in des Vfs. Anstalt, und der vergleichenden Aufzählung von Heilungsergebnissen aus anderen, wird zur Darstellung und Würdigung der einzelnen Heilmittel selbst übergegangen, und zwar 1) der Ruhe des Gehirns (Isolation), 2) der psychisch beruhigenden Mittel, als Nachgeben, Tröstungen, Hoffnungen, Freyheit; 3) der psychischen Ableitungsmittel, als Zerstreung u. s. w.; 4) der niederflügelnden Mittel, als Zwangsmafsregeln, Narcotica, Brechweinstein, Chinin, Blutenziehungen, Bäder u. s. w. Zuletzt wird von den Irrenanstalten und deren Personale selbst gesprochen, und schließlich werden noch einige Corollarien beygefügt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

P S Y C H I A T R I E.

- 1) NÜRNBERG, b. Campe: *Neue Lehre von den Geistesstörungen* u. s. w. von *J. Guislain* u. s. w. Nach dem Französischen bearbeitet von *Dr. Carl Canstatt* u. s. w.
- 2) STUTTGART und LEIPZIG, b. Rieger u. Comp.: *Abhandlung über die Phrenopathieen* u. s. w. von *J. Guislain* u. s. w. Aus dem Französischen von *Dr. Wunderlich* u. s. w. Mit einem Vorworte und Zusätzen von *Dr. Zeller* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was hier ganz im Vorübergehen angedeutet werden konnte, behandelt das Werk selbst sehr ausführlich und gründlich; der in demselben ausgestreuten Goldkörner sind viele, und nicht nur der Psychiater vom Fache, sondern auch der Arzt und Psychologe wird in den mitgetheilten Beobachtungen und Ansichten, welche sich streng an Erfahrungen und Thatfachen knüpfen, vielfach anregende Belehrung finden. Dabey herrscht in dem Ganzen eine ungemeine Klarheit, welche durch die rein genetische Betrachtungsweise erzeugt wird, und die Lectüre des Buches ist durch den lebendigen Styl jedenfalls mehr unterhaltend und anziehend, als ermüdend oder anstrengend. Der Ausstellungen selbst sind wenige, und, da derselben von den Uebersetzern und Commentatoren selbst Erwähnung geschieht, so werden wir darauf kommen, wenn wir nun die Leistungen dieser noch kurz in Betracht ziehen. Uebrigens gab *Guislain* weit weniger Ansichten und systematische oder speculative Forschungen als *Facta* und treue Beobachtungen, die nur wieder durch ähnliche controlirt, bestätigt oder verworfen werden können.

Die Uebertragung *Canstatt's* verdient alles Lob, denn sie zeichnet sich vor Allem durch leichten, ge-
J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

wandten und fließenden Stil aus, und läßt bald erkennen, daß diesem fleißigen Literator hinreichend Gelegenheit geworden, sich mit den Eigenthümlichkeiten der Französischen Sprache nicht nur, sondern auch mit der Beobachtung Geisteskranker vertraut zu machen, beides Umstände, welche gerade von ihm eine solche Uebersetzung haben wünschen lassen. In dieser müssen wir besonders billigen, daß bey irgend zweydeutigen Ausdrücken die Französische Benennung beygefügt worden, was *Hr. Wunderlich* in seiner Verdeutschung nur einmal befolgte, und daher zu manchem Mißverständnisse Veranlassung geben möchte. Das Vorwort *C's* bemüht sich, durch genaue Darlegung der Vorzüge von *Guislain's* Arbeit, und namentlich der rein praktischen, und dadurch von anderen Handbüchern abweichenden Tendenz derselben, die Uebersetzung zu rechtfertigen, und durch kurz zusammenge-drängte Andeutung des Hauptinhaltes auf das Werk selbst vorzubereiten. Als Anhang werden 35 erläuternde und ziemlich ausführliche *Noten* gegeben, welche werthvoll, wie sie sind, als dankenswerthe Zugabe betrachtet werden müssen. In der *ersten* wird *G.* deshalb belobt, weil er dem *Gall'schen* Systeme wieder Gerechtigkeit wiederfahren ließ, da bey allen Fehlern desselben von ihm doch immer noch wichtigere Resultate für die Erkenntniß des Wesens der Seelenstörungen zu erwarten seyen, als von einer streng speculativen Philosophie. Nach Angabe der Hauptätze von *Gall's* System und Nachweisung des Fehlerhaften in demselben, versucht nun *Hr. C.* durch besondere Modificationen Letztes zu beseitigen, und in einer sehr klaren, geistreichen Deduction, in welcher sich namentlich das Freye vom Nothwendigen streng getrennt findet, das gegenseitige Verhalten und Zusammenwirken von Leib, Geist und Seele zu erläutern. Nur hätte man nach dieser Auseinandersetzung erwarten können, daß *Hr. C.* die psychischen Krankheiten eher Geistesstö-

rungen, als Seelenstörungen genannt hätte, da er für das Höhere, Freye, Nichterkrankende die Bezeichnung: Seele sich gewählt. Die zweyte Note warnt vor dem Mißverständnisse, als könnte nach *Guistain* der Gemüthschmerz als Wesen aller Geisteskrankheiten angenommen werden, während er immer nur ein vorübergehendes Symptom bleibe; eben so wenig dürfe man ihn mit dem Zustande der Melancholie selbst verwechseln. In der dritten Note wird die Trennung des Wesens der psychischen Krankheiten in die beiden Hauptfactoren: Sensation und Reaction besonders lobend hervorgehoben, und durch eine Charakteristik der vier Haupttemperamente nachgewiesen, wie sich schon in diesen jene Trennung klar ausspreche. Bloß ergänzend sind die vierte, fünfte und sechste Note; in der siebenten macht Hr. C. darauf aufmerksam, daß man das Beginnen des eigentlichen Irreseyns nur von da an rechnen könne, wo Selbsterkenntniß und Selbstbestimmung aufhöre, und das eigentliche Ich in den Hintergrund trete. Sämtliche übrigen Noten bestehen theils in kurzen Zusätzen, theils in näheren Erläuterungen zu einzelnen Stellen des Originals; sie zeugen alle von dem Scharfsinne und der praktischen Erfahrung ihres Verfassers, und wir möchten keine davon vermissen. Angehängt sind noch die Resultate aus *Fuchs'* statistischen Untersuchungen über Irrenhäuser und Irreseyn. Es läßt sich aus diesem Allem schliessen, wie sehr es Hn. *Canstatt* darum zu thun gewesen, *Guistain's* Werk auf eine würdige Weise in Deutschland einzuführen, und wie wohl ihm dieses gelungen.

Die andere Uebersetzung von Dr. *Wunderlich* muß dieser ersten jedenfalls nachstehen, indem sie sich trotz ihrer Richtigkeit in viel schwerfälligerem, weniger gerundetem und zu sehr an der Sprache des Originals hängendem Stile bewegt; auch finden sich hin und wieder wirkliche Sprachunrichtigkeiten, wie S. 51 und S. 70 *liedten* anstatt *litten*, und ganz unrichtige Beugung des Wortes: *Irre*. Wirkliche Verschiedenheiten, in denen beide Uebersetzer von einander abweichen, kommen sehr wenige vor, und wo sie erscheinen, sind sie bedingt durch die Begriffsverwirrung, die leider unsere Sprache und Wissenschaft noch recht sehr belästigt. Dies gilt ganz besonders von dem willkürlichen Gebrauche der Ausdrücke „Seele“ und „Geist“, welche bald für die höheren, bald für die niederen psychischen Facultäten promiscue angewendet werden,

woher es auch kommt, daß bald von Seelenstörungen, bald von Geistesstörungen, oft in einer einzigen Periode gesprochen wird, ohne daß man dabey nur an die nothwendige Sonderung beider Begriffe dächte. Die Mehrzahl der Schriftsteller bedient sich mit Recht der Benennung: *Geist* für das unsterbliche Ich, *Seele* für die übrigen psychischen Thätigkeitsäußerungen, und dabey sollte es wohl auch bleiben. Eben so verhält es sich mit den Ausdrücken: „Seele“ und „Gemüth“, weshalb sich Hr. W. bald des Wortes „Gemüth“ bedient, wo Hr. C. „Geist“ oder „Seele“ setzte, und eben so umgekehrt, was immer sehr störend und verwirrend wirkt. Nur ein Umstand verdient noch besonders gerügt zu werden. Bekanntlich bezeichnen mit dem Ausdrucke „*Délire*“ die Franzosen zweyerley Zustände, nämlich einen acuten und symptomatischen, den wir bey vielen rein körperlichen Krankheiten beobachten, und ebenfalls *Delirium* nennen, dann aber auch einen chronischen, dem Gebiete der psychischen Krankheiten angehörenden, welcher sich durch Verwirrung der Vorstellungen charakterisirt. Letzten nun bezeichnet Hr. W. eben so unrichtig durch das Wort „Verrücktheit“, da man, und Hr. W. selbst, hiemit zugleich den Zustand benamt, welcher sich durch verkehrte Willensäußerungen verräth, als Hr. C. durch Beybehaltung des Wortes „*Delirium*“, das ebenfalls nicht bezeichnend genug ist. Uebrigens erkennen wir recht wohl die Schwierigkeit, diese Klippe zu umgehen, welche nur von Neuem zur Wahl und zum Verständigen streng bezeichnender Ausdrücke für einmal festgestellte Begriffe auffodert.

Trotz des weniger in die Augen fallenden Werthes dieser zweyten Uebersetzung durch Hn. W. verdient dieselbe doch eine ganz besondere Beachtung, ja selbst in mancher Beziehung den Vorzug vor der anderen wegen der Einleitung und Bemerkungen des Hn. Hofraths *Zeller*. Dieser, Director der Irrenheilanstalt zu Winnenthal bey Winnenden im Königreiche Württemberg, hat sich durch die musterhaften Einrichtungen dieses Instituts, und namentlich durch die verhältnißmäfsig zahlreichen Heilungen und glücklichen Erfolge, mit welchen seine Bemühungen gekrönt werden, einen so klangvollen Namen gemacht, daß eine besondere Darlegung der Ansichten und Heilmaximen, wie sie aus den Jahresberichten im Würtemb. Med. Corresp. Bl. nur *theilweise* hervorgehen, recht wünschenswerth war, und wir können uns nur freuen, bey Gelegen-

heit dieser Verdeutschung *Guislain's* zugleich jenen Wunsch befriedigt zu sehen, und dies um so mehr, da das Urtheil *Zeller's* über *Guislain* gewiss allerseits als ein competentes betrachtet werden muß. Dasselbe fiel schon in dem *Vorworte Z's.* sehr zu Gunsten *G's.* aus, indem vorzüglich das Bestreben des letzten belobt wird, das gesunde Seelenleben, und die dem leiblichen und geistigen Wirken gemeinschaftlich zu Grunde liegenden Gesetze zum Maßstab für die Beurtheilung der pathologischen Erscheinungen zu nehmen, und so eine große Wahrheit in helleres Licht zu setzen. Bedauert wird dagegen, daß sich *G.* dabey einen zu engen Gesichtskreis gewählt, indem er zu ausschliesslich nur das Gehirn als Organ der Psyche betrachtete, und die Erfahrungen unbeachtet ließe, welche so deutlich für die psychische Bedeutung des ganzen Nervensystems nicht nur, sondern auch der übrigen Organe sprechen, und daß er überhaupt den körperlichen Vorgängen nicht die genügende Aufmerksamkeit widmete. Besonders finden sich die wichtigen und großen Folgerungen hervorgehoben, welche sich für die Behandlung der Seelenkranken aus der Grundansicht *G's.* ergeben, da durch dieselben die schönsten Forderungen der Menschlichkeit, geängsteten, unglücklichen und verirren Gemüthern Trost, Ruhe, Frieden und Besonnenheit wieder zu geben, erfüllt werden, und so allmählich die Heilanstalten endlich eine ganz andere Gestalt gewinnen können, als früher und seither. Dieses sehr anziehende Vorwort, welches zugleich ein treues Abbild der ganzen lebenswürdigen, einfach-gemüthlichen und tief-innigen Persönlichkeit des Vfs. gewährt, verbreitet sich außerdem noch weiter über die Grundlagen und den wahren Standpunct der Psychiatrie, so wie über das, was derselben Noth thut. Größere Klarheit und Bestimmtheit hätten diese geistreichen Auseinandersetzungen und Ergüsse eines durchwärmten Herzens nur noch genußreicher gemacht. Wir wenden uns nun noch zu *Zeller's Anmerkungen*, deren jedem Capitel des Werkes eine gewidmet ist. In der *ersten Anmerkung* bezeichnet Hr. Z. sehr richtig als einen großen Uebelstand, daß man den Seelenstörungen bis jetzt im nosologischen Systeme noch keine richtige Stellung angewiesen habe, da sie doch auch reine Krankheiten seyen; denn wie in diesen, bemerke man ja auch bey jenen eine Selbstentfremdung des Lebens, ein Verlieren des Selbstes, so wie die ganze Curmethode dar-

auf beruhe, den Menschen wieder zu sich zu bringen, was sogar oft nur durch künstliche Herbeyführung eines heftigen Paroxismus gelingt. Unter verschiedenen Hindeutungen auf den Zustand des Befessenseyns (Anklängen aus der sehr lesenswerthen Schrift des Vfs.: „Das verschleyerte Bild zu Sais. Leipz. 1830“) wird auch das Wesen des Somnambulismus in Betracht gezogen, und dieser als recht eigentliches Verbindungsglied zwischen Krankheit und Seelenstörung dargestellt. Da wirklich Störung des Bewusstseyns, gegründet auf Störung der Empfindung, als wesentliches Zeichen und nächste Ursache des Seelenleidens gilt, und man nothwendig bemerken muß, daß hiebey vor Allem das Nervensystem alterirt sey, so lehrt nach Hr. Z. auch wirklich eine tausendfältige Erfahrung, daß die Seelenstörungen nur in das Gebiet der Nervenkrankheiten gehören; und in der That ist es ja auch nur das Nervensystem, welches die Bande des Lebens, den Körper und den Geist mit einander verknüpft, durch Consensus die Einwirkung des einen auf das andere im gefunden, wie im kranken Zustande vermittelt. Eine Wahrheit, welche man nur ausgesprochen und festzuhalten sich scheute, weil sie so einfach und augenfällig ist. Ist der Mittelpunct für dies Gelangen der Empfindungen zum Bewusstseyn das Gehirn, so ist dasselbe das Gangliensystem für die Erregbarkeit des Gefühlsvermögens, und in einer Verrückung des rechten Verhältnisses zwischen Gehirn- und Ganglien-System möchte auch der letzte Grund aller Seelenstörungen liegen. Ferner spricht Hr. Z. noch von wichtigen Cautelen für die ärztliche Behandlung, und führt aus seiner eigenen Erfahrung gegen *G.* an, daß er nur selten Typisches und Intermittirendes bey Geisteskranken gefunden habe, und ebenso fast gar keinen Einfluß des Mondes. In der *Anmerkung zum zweyten Capitel* erfährt *G.* wiederholten Tadel darüber, daß er seine Beobachtungen meistens nur auf den Zustand des Gehirns beschränke, während doch eigentlich die ganze pathologische Anatomie in Beziehung mit der Psychiatrie gebracht werden müsse, ferner auch deshalb, weil sich *G.* von der cranioscopischen Liebhaberey seiner Landsleute beherrschen ließe. Uebrigens fehlt es auch hier nicht an wichtigen Bemerkungen bezüglich der Sectionen Irrer, und überhaupt an interessanten Anregungen, in welcher Beziehung wir nur den sehr wahren Ausspruch als Beyspiel ausheben, „daß das Gehirn zwar das empfindlichste,

aber am wenigsten vulnerable Organ ist, und, daß es durch die leiseste Berührung eines Gedankens weit mehr in Anspruch genommen wird, als durch massenweise Zerstörung.“ Die *Anmerkung zum dritten Capitel* enthält genaue Auseinandersetzungen über die richtige Differenz zwischen Seelenstörungen und Leidenchaften, über Classification der Seelenstörungen, und über Prognose, so wie die *Anmerkung zum vierten Capitel* eine Darlegung der Heilgrundsätze und Erfahrungen Z's. in Beziehung auf die Wirksamkeit einzelner Mittel, so daß man diese Zusätze selbst als eine compendiöse Psychiatrie füglich bezeichnen könnte.

Schließlich wünschen wir dem Werke selbst und seinen beiden Uebersetzungen, von denen jede in ihrer Art werthvoll ist, recht weite Verbreitung in der Uebersetzung, daß hiedurch ein günstiger Einfluss auf die Psychiatrie in ihrer weiteren Gestaltung ausgeübt, und so mancher trübe Nebel zerstreut werde, welcher leider diese Lehre noch umhüllt. Aber wie die Physiologie aus der Pathologie, so wird gewiß die Psychologie selbst aus der näheren Berücksichtigung der Seelenstörungen manche Berichtigung und Vervollkommnung erfahren, wenn es gelingt, der bisher am wenigsten gepflogenen und doch sichersten Erforschungsweise, der rein anthropologischen, ein immer größeres Feld zu gewinnen.

R. r.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

HANAU, in der Edler'schen Buchhandlung: *Fables de Florian*, de l'Académie française, de celles de Madrid, Florence etc. Mit Hinweisung auf *Hirzel's* praktische Französische Sprachlehre grammatisch erläutert, und mit den nöthigen Sacherklärungen zum Schulgebrauche und Selbststudium versehen, von *J. Hoffa*, der Philosophie Doctor und Lehrer der Französischen Sprache an der Realschule zu Marburg. X u. 225 S. 8. (12 Gr.)

Der treffliche Dichter dieser Fabeln, *Jean-Pierre Claris de Florian*, geboren 1755 im Schlosse Florian, in den Neride-Sevennen, starb schon in seinem 39 Le-

bensjahre 1794 als ein Opfer der Französischen Schreckensregierung; obgleich geachtet und geliebt als Mensch, Bürger und Dichter, wurde er dennoch verhaftet, und würde unter dem Beil der Guillotine gefallen seyn, wenn nicht der Wütherich *Robespierre* und seine Anhänger am 27 Juli 1794 gestürzt worden wären. Er erhielt zwar nun seine Freyheit wieder, allein die Schrecken des Gefängnisses, das Gefühl der erlittenen ungerechten Behandlung, die schlechte Luft und Nahrung in seinem Kerker hatten sein Herz zerrissen; er starb schon nach einigen Wochen am 12 September 1794. Frankreich verlor in ihm einen seiner vorzüglichsten Schriftsteller und einen Fabeldichter, der den ersten Rang nach *la Fontaine* einnimmt. Auch als Prosaiker zeichnete sich *Fl.* durch Correctheit, treffliche Darstellung, Freyheit der Empfindungen und lebhaftere Einbildungskraft aus. Die Hauptmomente seines Lebens und seiner Schicksale hat Hr. Dr. *Hoffa* seinen Fabeln sehr zweckmäfsig vorausgeschickt (S. VII—X). Der Zweck, den der Vf. bey der Bearbeitung der vorliegenden Ausgabe von *Florian's* Fabeln vor Augen hatte, war hauptsächlich der, daß er jugendliche Leser zu einem gründlichen Verständnisse derselben, und damit zugleich zu einer gediegeneren Kenntniss der Französischen Sprache überhaupt anleiten wollte. Sein Hauptaugenmerk war auf grammatische Erklärung der *Florian'schen* Fabeln gerichtet, und überall hat er auf die Eigenthümlichkeiten des Französischen Sprachgebrauchs aufmerksam gemacht. Mit Recht hat der Herausgeber *Florian's* Abhandlung über das Wesen der Fabel (*de la fable*), die in den meisten Ausgaben fehlt, der seinigen vorangesetzt; sie empfiehlt sich durch klare Gedanken und schöne und einfache Darstellung. Die unter den Französischen Text der Fabeln gesetzten *Anmerkungen* zeugen von einer gründlichen Sprach- und Sach-Kenntniss des Herausgebers.

Der Druck des Textes ist correct, und das Aeußere des Büchleins gefällig, und Rec. kann mit Uebersetzung diese neue Ausgabe der *Florian'schen* Fabeln zum Schulgebrauche und Privatstudium empfehlen.

Ki.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1841.

M U S I K.

- 1) KARLSRUHE, b. Groos: *Choräle nebst Vor- und Nachspielen für die evangelisch - protestantische Kirche im Großherzogthume Baden.* 1836. 239 S. gr. Querquart.
- 2) GUBEN u. COTTBUS, b. Meyer: *Choralbuch mit Zwischenspielen.* Mit besonderer Rücksicht auf das Niederlausitz'sche und neue Berliner Gesangbuch bearbeitet von *H. A. Zschiesche*, Lehrer der Musik am Königl. Schullehrer-Seminar in Neuzelle. 198 S. gr. Querquart. Ohne Jahreszahl. (Subscriptionspreis 2½ Thlr. Ladenpreis 3 Thlr.)
- 3) RUDOLSTADT, b. Müller: *Choralbuch*, zunächst zu dem neuen Gesangbuche vom Jahre 1840 des Fürstenthums Schwarzburg - Rudolstadt, so wie auch zum allgemeinen Gebrauche bearbeitet von *Friedr. Müller*, fürstl. Schwarzburg-Rudolst. Capellmeister. 1840. XII u. 86 S. gr. Querquart. (2 Thlr. 12 Gr.)
- 4) BERLIN, b. Eichler: *Johann Crüger's*, von 1622 bis 1662 Musikdirector an der St. Nikolai - Kirche in Berlin, *Choralmelodien.* Aus den besten Quellen streng nach dem Original mitgetheilt, und mit einem kurzen Abrisse des Lebens und Wirkens dieses geistlichen Lieder-Componisten begleitet, von *E. C. G. Langbecker.* Nebst Crüger's Bildniß in Steindruck. 1835. VI u. 64 S. kl. Fol.

Es ist neuerdings vielfach und immer dringender auf die Nothwendigkeit hingewiesen worden, daß im Fache des Choralwesens eine strenge Revision und resp. Reform vorgenommen werden müsse, um dadurch, zumal ältere, so vielfach verstümmelte Choralmelodien, so viel als möglich, wieder in ihrer Urgestalt herzustellen, und wir wollen in dieser Hinsicht nur an das erinnern, was von *F. Becker* (s. dessen Beyträge zur christl. *J. A. L. Z.* 1841. *Dritter Band.*

lichen Hymnologie in der allgemeinen Kirchenzeitung 1828, S. 510, 982 u. 1558; ferner dessen Beytrag zur Geschichte der Choralmelodien in der neuen Leipziger Zeitschrift für Musik 1835, No. 2 u. 4, und dessen Sammlung von Chorälen aus dem 16 u. 17 Jahrhunderte u. s. w.), *Ernst Häufer* (Geschichte des christlichen, insbesondere des evangelischen Choralgesangs), *Jansen* (die evangel. Kirchengesangs - Kunde), *Kessler*, *Muck*, *Freyh. v. Tucher*, *v. Winterfeld* u. A. bemerkt worden ist. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, die Hn. Verff. und resp. Herausgeber der oben benannten drey ersten Choralsammlungen hätten die bereits so vielfach ausgesprochenen Bemerkungen, und die Grundsätze, welche für die Behandlung des Choral aufgestellt worden, benutzt, und die letzten als leitende Principien für ihre Arbeiten gelten lassen; allein dieß ist leider nicht geschehen. Sie haben sich nämlich sämmtlich theils wenig, theils gar nicht darum bemüht, zumal die von ihnen gegebenen älteren Choralmelodien von den mancherley Verunstaltungen, die sie im Laufe der Zeiten oft fast bis zur Unkenntlichmachung erlitten haben (man sehe z. B. in No. III den Choral: „Jesus meine Zuversicht u. s. w.“), zu reinigen, und sie, so weit es überhaupt bey der gegenwärtigen Form des Choralgesangs thunlich war, in ihrer Urgestalt herzustellen. Rec. würde sie deshalb ernstlich angreifen und tadeln müssen, wenn er nicht zu gut wüßte, wie ungemein schwer es hält, solch einen Reinigungsproceß praktisch durchzusetzen. Es haben sich nun einmal, theils durch die Schuld gewisser Choralbücher aus der Periode des Verfalls des evangelischen Kirchengesangs, theils durch die vorwitzige Veränderungswuth mancher einflußreicher Organisten, die Gemeinden ganzer Länder und Provinzen an diese oder jene Abweichungen von den reinen Formen der Melodien gewöhnt; es sind ihnen diese verstümmelnden Abweichungen seit mehreren Generationen schon, so zu

sagen, in's Fleisch gewachsen, und so wird man nicht eher irgendwo mit sicherem Erfolge die Beseitigung jener zahllosen Corruptionen unternehmen können, als dann, wenn bereits wenigstens eine Generation hindurch ein tüchtiger Gesangunterricht nach Noten, von der Schule her, dazu die Bahn gebrochen haben wird. So lange man nicht wieder auf's Neue, wie es vorzüglich im ersten Jahrhunderte der evangelisch-protestantischen Kirche vielfach der Fall gewesen ist, einem musikkundigeren Volke zugleich mit den Liedern auch ihre Melodien, in Noten verzeichnet, in die Hand geben kann, wird sich auch der tüchtigste und einsichtsvollste Organist vergeblich darum bemühen, die Gemeinden, zumal grössere, von dem einmal hergebrachten Schlendrian im Choralgefange ab- und auf die alten reinen Formen zurückzuführen; und es sind uns Fälle bekannt, in welchen sich jüngere, für das Bessere lebhaft empfängliche Organisten durch diesfällige Versuche den bittersten Tadel der Kirchgänger zugezogen haben, als verstünden sie es nicht einmal, eine Melodie richtig vorzutragen. So würden wir nun auch mit den Vff. und resp. Hrsgbrn. der oben genannten drey Choralbücher nicht weiter darüber rechten, dafs sie wahrscheinlich (sie haben sich in ihren Vorreden darüber nicht näher erklärt) die dargebotenen Melodien gerade so gegeben haben, wie sie dieselben, ein jeder in seinem Bereiche, herkömmlich vorgefunden, wenn nicht namentlich die Hrsgbr. von No. 1 durch die S. 47 u. ff. aufgestellten, an und für sich schätzbaren „kurzen historisch-biographischen Nachweisungen über die Melodien des gegenwärtigen Choralbuchs und deren Componisten“ leicht zu der Voraussetzung veranlassen könnten, als hätten sie ihrerseits die Melodien rein aus den Originalquellen geschöpft, und sie so gegeben, wie sie von den genannten Componisten geschrieben worden. Dafs aber solches keineswegs durchgehends der Fall gewesen, davon hat sich Rec. schon bey Vergleichung der *Crüger'schen* Choräle: „Jesus meine Zuversicht u. s. w.“, „Jesu meine Freude u. s. w.“, „Schmücke dich, o liebe Seele u. s. w.“, „O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen u. s. w.“, „Nun danket alle Gott u. s. w.“ u. a. m. überzeugt, indem in denselben mancherley nicht unbedeutende Varianten von den *Crüger'schen* Original-Melodien vorkommen. Gleiche Abweichungen finden sich in dem *Luther'schen* Chorale: „Ein' feste Burg ist unser Gott

u. s. w.“, welcher leider bekanntlich schon seit 200 Jahren die ärgsten Verstümmelungen erlitten hat. Eben solche Abweichungen von den älteren, grosstentheils kräftigeren und edleren Formen finden sich freylich auch in den Choralbüchern von *Zschiesche* und *Müller*; ja, der Letztgenannte scheint genöthigt gewesen zu seyn, zum Theil aus sehr getrübbten Quellen die von ihm dargebotenen Melodien zu entnehmen, indem sein Choralbuch, im Verhältnisse zu den übrigen, bey weitem die bedeutendsten Varianten darbietet; welches um so mehr zu bedauern ist, da seine Arbeit im Betreff der Harmonisirung so unverkennbare Vorzüge darbietet, dafs wir sie in dieser Hinsicht zu den ausgezeichnetsten rechnen dürfen, welche uns seit 20 Jahren vorgekommen sind.

Die Werke No. 1 und 2 haben sich, den Bemerkungen ihrer Vff. zufolge, die Aufgabe gestellt, die Harmonisirung nicht blofs für die Orgel, sondern auch für den Singchor leicht ausführbar zu geben, welches ihnen denn auch der Hauptfache nach wohl gelungen ist, doch nicht immer ohne Beeinträchtigung des Effectes, den auf jenem Rieseninstrumente eine weitere Auseinanderhaltung der Accordintervalle (zersprengte Harmonie) hervorzubringen pflegt. Hr. Capellmeister *Müller* hat sich in diesem Punkte freyer bewegt, weshalb wir auch in dieser Hinsicht seiner Arbeit, als der regelmässigeren, den Vorzug zugestehen müssen, während doch auch bey ihm die Harmonisirung nur selten über den gewöhnlicheren Bereich der Menschenstimme hinausgeht, und bey der grossen Einfachheit und Klarheit in der Modulation, deren er sich offenbar beflüssigt hat, viele seiner Choralbearbeitungen, auch vom Singchore vorgetragen, von schöner Wirkung seyn müssen. Dagegen hat sich der Vf. von No. 2 noch die besondere Fessel angelegt, dafs er, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, etwaiger Posaunenbegleitung wegen, den Nonen-Accord zu vermeiden gesucht.

No. 1 enthält bey sehr schöner Ausstattung in Druck und Papier nur 74 vollständig ausgesetzte Choräle, dagegen aber 105 auserwählte grössere Vorspiele (Hauptpräludien), 89 kleinere Vorspiele und 25 Nachspiele, deren zweckmässiger Gebrauch durch ein wohleingerichtetes Register erleichtert worden ist, und für deren Werth die Autoren-Namen: *André*, *Bertelsmann*, *Fischer*, *Feuerbach*, *Gebhardi*, *Geisler*, *Hesse*, *Kittel*, *Rink*, *Stolze*, *Tauscher*, *Trutzer*, *Umbreit*, *Vierling*,

C. A. Weber, Werner, Zöllner u. A. unseren Lesern hinlängliche Bürgschaft leisten werden. Die Absicht der Herausgeber, „eine Art von Orgeljournal für kirchlichen Gebrauch zu liefern, und den Organisten des Landes eine Auswahl gediegener und der Würde des Gottesdienstes angemessener Orgelstücke darzubieten,“ ist ihnen so gelungen, daß wir unter den 219 hier dargebotenen Orgelstücken nur wenige minder werthvolle entdeckt haben, und dieses Choralbuch vorzüglich solchen Organisten anempfehlen können, welche eine brauchbare Sammlung guter und dabey nicht allzu großer und schwerer Orgelstücke zu besitzen wünschen.

No. 2 enthält bey gutem Drucke auf weniger festem und weißem Papiere 205 vollständig ausgefetzte Choräle mit Zwischenspielen, welche größtentheils, bald strenger, bald freyer, bald mehr, bald minder interessant, in kürzeren Noten den Choralparcellen nachgebildet sind, auf welche sie überleiten sollen — eine Weise, welche wir zwar wohl, in einzelnen Fällen angewendet, als lobenswerth anerkennen mögen, deren Anwendung in so großem Umfange aber uns deshalb unstatthaft erscheint, weil sie, der Mannichfaltigkeit ermangelnd, etwas Ermüdendes in sich trägt. Wiewohl wir des Vfs. Geschicklichkeit und Fleiß in Durchführung der einmal von ihm gewählten Behandlungsweise der Zwischenspiele keineswegs verkennen, so hätten wir es doch lieber gesehen, wenn er sich öfter auch anderer Motive bedient, und in ihrer tüchtigen Anwendung und Durchführung dem minder Geübten Muster einer verschiedenartigen Behandlungsweise dargeboten hätte.

No. 3 enthält bey sehr schöner Ausstattung 144 vollständig ausgefetzte Choräle, über deren Harmonifirung wir uns bereits oben in gebührender Anerkennung ausgesprochen haben. Die Choräle No. 100, 101 und 131 sind eigene wohlgelungene Compositionen des Vfs. zu den Liedern: „Auf Golgatha will ich mich schwingen u. f. w.“, „Jahrhunderte wie Ströme fließen u. f. w.“ und „O Allerheiligster, wir kommen u. f. w.“, welche wir zu allgemeiner Beachtung empfehlen. Wenn indess der Vf. in der Vorrede bemerkt, „daß es ihm, trotz der vielen Werke, welche ihm zu Dienste gestanden, nicht möglich gewesen sey, zu jenen drey Liedern passende Melodien aufzufinden, so müssen wir dagegen anführen, daß sie bereits von

Schicht componirt worden, und in dessen großem Choralbuche (Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel) unter No. 961, No. 979 und No. 963 Melodien derselben gegeben sind, deren nähere Vergleichung mit den von ihm gelieferten wir Hn. Capellmeister Müller selbst anheimstellen müssen.

No. 4 ist ein sehr löbliches Unternehmen, dem wir lebhafteste Unterstützung und gedeihlichen Fortgang wünschen. In dieser ersten Sammlung Crüger'scher Melodien, bey deren fernerer Zusammenstellung der Hrsgbr. mit strengster — das mit Unrecht dem wackeren Crüger zugeschriebene, scharf ausschneidender — Kritik zu Werke gehen möge, bietet er, neben einer lesenswerthen Vorrede, einen sehr schätzbaren, zum Theil aus seltenen Quellen zusammengestellten Abriss von Crüger's Leben und Wirken, nebst Verzeichniß seiner Werke und Würdigung seines Verdienstes, worauf 33 Choräle folgen, deren Ausfetzung zum Theil nach Crüger's eigener Bezifferung, unter gehöriger Beachtung der Eigenthümlichkeiten in dessen Schreibart, von Hn. Musikdirector Grell besorgt worden ist. Dabey hat sich Hr. Langbecker bemüht, den Melodien diejenigen Lieder in ihrer Urgehalt unterzulegen, für welche sie von Crüger ursprünglich bestimmt gewesen sind; ein Verfahren, welches wir nur gutheißsen können.

Die äußere Ausstattung des Buches, über welches wir, nach seiner vollständigen Erscheinung, ausführlicher berichten werden, ist stattdlich, und Crüger's Bildniß im Steindrucke eine in artistischer Hinsicht sehr dankenswerthe Zugabe.

D. K. S.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

AUGSBURG, in der v. Jenisch u. Stage'schen Buchhandlung: *Die Engelsstimme am Trauungs-Vorabend* oder *Mariens Braut-Krone*. Eine Festgabe für Frauen und Jungfrauen von *Karl Albert*. Mit einem Stahlstiche. 1841. 119 S. 8.

Bücher solcher Art, wie das vorliegende, werden gewöhnlich mit recht warmem Herzen geschrieben, und sollten auch mit gleichem aufgenommen werden. Letztes geschieht freylich nicht immer. Glücklicherweise genug, wenn man sie hie und da zu dem Zwecke, für welchen sie geschrieben wurden, ankauft. Oft ist das Uebergehen aus dem Laden des Buchhändlers in die

Hände einer Besitzerin ihr Culminations-Punct; ihr Stern geht von da an in den Nebelschichten des gewöhnlichen Lebens unter; Windlichter der Mode-Lectüre verdunkeln ihn.

Die Sprache der Blumen in dieser Braut-Krone ist eine edle, zum Herzen dringende. Das Beherzigendste unter dem, was 1) die Blume der erhöhten Gottesliebe und Ergebung; 2) die Blume der vermehrten Demuth; 3) die Blume des glühenden Eifers und herzlichen Vertrauens; 4) das Blümchen der Geduld; 5) die Blume der Arbeitsamkeit; 6) die Blume der Frömmigkeit und Sittsamkeit; 7) die Blume des Wohlthuns, und 8) der Blüthenzweig des Friedens und heiligen Entzückens bietet, scheint uns das, was Demuth, Geduld, Sittsamkeit der Braut seyn; alles Uebrige ist mehr oder minder Wiederhall dieser Stimmen. Die Richtung, welche der Vf. in allen seinen Schriften nimmt, oder vermöge der ihm selbst eigenthümlichen nehmen muß, ist auch hier nicht zu verkennen; sie möchte jedoch, weil sie eine zu große Sensibilität der Gefühle bedingt, nicht immer die empfehlenswerthe für das praktische Leben seyn, wenigstens den Forderungen ruhig daher schreitender Vernunft hie und da in den Weg treten.

Das dieser Festgabe beygefügte Madonnenbild ist ein Schmuck mehr zu seiner auch im Uebrigen trefflichen Ausstattung.

W.

STUTTGART, in d. Cast'schen Buchhandlung: *Girandolen* von *Heribert Rau*. 1841. Erster Band 245 S. Zweyter Band 299 S. 8.

In diesen zwey Bänden bietet uns Hr. *Rau* eine Sammlung von Novellen, Novelletten, historischen Skizzen, Lustspielen und kürzeren Gedichten, die er zum Theil schon früher in verschiedenen Journalen veröffentlicht hat. Wie vielseitig aber bey dem ersten Blicke auch Hr. *Rau* zu seyn scheint, so einförmig zeigt er sich doch bey Betrachtung in der dichterischen Auffassung und Behandlung der einzelnen Gegenstände. Den meisten Werth haben ohnfreitig seine Novellen, von denen die erste: „Der Engel der Gerechtigkeit,“ die Geschichte eines Böfewichts enthält, der durch den Anblick eines Gemäldes zum Bewußtseyn seiner entsetzlichen Schuld erweckt wird, so daß er sich er-

hängt. Diese Novelle ist lebendig geschrieben, und scheint nicht bloß Fiction zu seyn. Auch die Novelle: „die Wahnsinnige,“ welche einen zwar schon ziemlich verbrauchten, aber dennoch interessanten Gegenstand, nämlich: „Wahnsinn aus oder durch Untreue“, behandelt, verdient ausgezeichnet zu werden. Die beste aber von allen diesen Novellen ist wohl „die verhängnißvolle Kiste,“ die wir schon vor längerer Zeit im Frankfurter Conversationsblatte gelesen haben. In ihr ist nicht allein eine interessante Verwickelung der Begebenheiten, sondern auch feine und wahre Zeichnung der Charaktere zu finden. Nächst den Novellen sind die Erzählungen nach dem Englischen zu erwähnen, z. B. „das grüne Männchen,“ worin mit glücklichem Humor gezeigt wird, wie thöricht und vergeblich es sey, die unausgesprochenen Gedanken Anderer erkennen, und zukünftige Dinge oder Ereignisse voraussehen zu wollen; ferner „Niluphar, das Hindumädchen,“ Washington Irwings erste Liebe. Höchst unbedeutend ist das Fragment: „der Tod eines Engels.“ Talent zum Lustspiel beurkundet der Vf. in den beiden Stücken: „die Taufe“ und „das Sträufchen.“ Insbesondere ist das letzte glücklich durchgeführt, obgleich der Stoff dazu nur dürftig zu nennen ist. Eine lyrische Oper: „der Heyrathszwang“ führt uns in leichten Versen eine recht artige Geschichte aus der glänzenden Zeit des Ritterthums vor. Am wenigsten haben uns die der Sammlung eingestreuten Gedichte gefallen. Nur zwey derselben: „der Regent“ und „die drey Weihnachtsabende“ haben einigen Werth sowohl der Idee, als der Form nach, die übrigen aber sind alltäglich, ohne Eigenthümlichkeit. Anziehend sind die historischen Skizzen: „Jean Calas“ und „der Untergang der Tempelherren oder Jacob Molay und sein Orden.“ — Sollen wir nun im Allgemeinen ein Urtheil über die vorliegende Sammlung fällen, so können wir versichern, daß dieselbe eine leichte, angenehme, gemüthliche Unterhaltung gewährt. Besonders wollen wir dies im Bezug auf die Novellen ausgesprochen haben, die, ob schon sie ohne höheren Aufschwung sich bewegen, doch auch nicht weitschweifig, schwatzhaft oder anmaßend werden, und mit einer gewissen Sicherheit die Spannung des Lesers zu steigern und festzuhalten wissen.

Druck und Papier sind lobenswerth.

Ad. B . . .

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1841.

G E S C H I C H T E.

BRUNSCHWEIG, b. Vieweg u. Sohn: *Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV Johann von Schweden und Norwegen.* Herausgegeben von Friedrich Karl von Strombeck. 1841. XV u. 183 S. 8.

Wer sich aus des berühmten Vfs. *Darstellungen aus seinem Leben und aus seiner Zeit* erinnert, daß derselbe im Jahre 1839 sich eine Zeitlang in Schweden aufgehalten, und dort das Glück genossen hat, den großen König und dessen Einrichtungen durch eigenes Anschauen kennen zu lernen, bey dem dürfen wir die Veranlassung und den Inhalt vorliegender Schrift fast als bekannt voraussetzen. Auch wird er theils den Zeitpunkt, in welchem sie erscheint, sehr angemessen, theils die Begeisterung erklärbar finden, mit welcher der Vf. von dem edeln Monarchen erfüllt ist.

Denn, um von dem Letzten anzufangen, welcher Unparteyische wird ihm nicht beystimmen, daß hinsichtlich der Wohlthaten, welche der König durch unermüßliche Anstrengungen seinem Vaterlande zuwandte, keiner seiner Vorgänger, selbst der große *Gustav Adolph* nicht, ihm verglichen werden könne? Denn seitdem *Karl Johann*, Fürst von Ponte-Corvo, durch einmüthige Wahl eines unter seinem damaligen Könige durch den Reichstag vereinten freyen Volkes, zu der Nachfolge auf dem Throne berufen, und von jenem zu seinem Adoptivsohne angenommen worden war, weihte sich derselbe, ohne Napoleons Unwillen zu achten, ganz seinem neuen Vaterlande, half durch Rath und glänzende Siege Europa von einem langwierigen, drückenden Joche befreyen, vereinte mit Schweden durch brüderliche Bande ein Königreich, welches früher ihm oft feindlich entgegenstand, diente mit Zuneigung und Liebe seinem königlichen Adoptivvater und dem neuen Vaterlande, und bestieg, muth- und hoff-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

nungsvoll, nach dessen Tode den ihm bestimmten Thron. So einsichtsvoll als kräftig wirkend, erhob er nun das Vaterland zu einem Wohlstande, den es früher nie gekannt, und erhielt ihm Frieden, Unabhängigkeit und Freyheit. Schweden, bey *Karl Johann's* Ankunft ohne Heer, ohne gesicherte Grenzen, ohne Geld, ohne Handel, und aus allen diesen Urfachen ohne Wohlstand, besitzt jetzt dieses Alles, durch seines Königs Weisheit und Anstrengungen. Sonst das ärmste der Länder Europa's, ist es jetzt das *einzig*e, welches sich rühmen kann, *keine Schulden* zu haben und *einen Schatz* zu besitzen, gleich wie Norwegen das *einzig*e ist, in welchem nunmehr schon seit *fünf* Jahren jede Grundsteuer abgeschafft wurde. Norwegen hob den Erbadel auf; aber jeder Norwegische Grundbesitzer wurde ein steuerfreyer Edelmann.

Diese wohlthätigen Verbesserungen verdankten beide Reiche der Regierung *Karl Johann's*! Was verlangte der edle König dafür? Nichts, als was die Umschrift jeder Münze, die er prägen läßt, ausspricht: „*Des Volkes Liebe!*“ Wirklich wurde sie ihm, und seinem ganz für Schweden erzogenen und herrlich ausgebildeten Sohne, dem Kronprinzen *Oskar*, zu Theil. Alle Wohlgefinnten erkannten einstimmig und dankbar, was der Vf. sehr sinnreich als Motto dieser Schrift aus seinem Tacitus gewählt hat: *Vita in qua nihil excusandum*. Bey einigen Anderen aber erwachte allmählich Mißgunst und Neid. Die freye Presse, das Edelste, was ein Volk erringen kann, und nur unter einem Fürsten erringt, auf den jenes Motto paßt, wurde gegen den großen König auf das Empörendste gemißbraucht: vorzüglich zwey Kammern der Reichsstände, die der Bürger und die der Bauern, wurden gegen ihn aufgeregt. Statt daß man ihm mit dankvoller Willfährigkeit in seinen Bemühungen für das öffentliche Wohl hätte entgegen kommen sollen, trat man ihm mit oft kränkendem, wenigstens betrübenden Wi-

dersprüche gegenüber; man setzte seine Minister, die nur Gutes gewollt und gethan, in Anklagezustand, und unterliefs nichts, um dem Volke und dem Auslande täuschend vorzuspiegeln, dem glücklichen Schweden fehle noch Vieles an seinem Glücke, und von Neuem wurde wiederum, wenn auch nur zum Theil, wahr: das der Schwede, welcher mit Muth und Kraft heldenmäsig dem Unglücke zu trotzen im Stande ist, das Glück nur schwer zu ertragen vermag.

Gewifs, in diesem Zeitpunkte, nachdem Schwedens langer, fast ohne alle erspriesslichen Folgen gebliebener Reichstag endlich seine Endschafft erreicht hatte, nachdem eine neue Verfassung vorgeschlagen worden war, welche, wenn sie zu Stande gekommen wäre, Schweden an den Rand des Verderbens, ja an eine Auflösung hätte führen können — jetzt war das Erscheinen dieser Schrift sehr zweck- und zeitgemäfs. Bey der geistreichen Auffassung der Hauptmomente, welche dem Vf. eigenthümlich ist, bey seiner lichtvollen und lebendigen Darstellung und bey dem (wo nicht der Gegenstand selbst das Gemüth allzu stark bewegte) ruhig gehaltenen Tone, der durch das Ganze herrscht, wird sie sicher die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen: sie wird die durch Leidenschaft oder Parteywuth Aufgeregten befänftigen, und die Verleiteten auf die Bahn der Vernunft und Ueberlegung zurückführen. Daher wird auch, was sehr zu wünschen ist, eine Schwedische Uebersetzung ohne Zweifel nicht lange ausbleiben.

In der Vorrede, aus welcher wir das Obige zum Theil entlehnt haben, sucht der Vf. das dem Ausländer, der nicht an Ort und Stelle fortwährend beobachten kann, höchst befremdliche Räthsel zu lösen, wie es möglich war, das bey dem letzten Reichstage, an welchem so viele einsichtsvolle Männer Antheil nahmen, mit Einem Male eine Sprache geführt werden konnte, die ein völliges Verkennen dessen verrieth, was der Schweden-König für das Reich gethan, in welchem Zustande er es gefunden, zu welcher Höhe er es erhoben. Der einsichtige Vf. findet die Lösung des Räthfels vorzüglich in der vollständigen, durch nichts eingeschränkten Pressfreyheit in Schweden, welche, wenn sie dem Volke unschädlich seyn solle, nothwendig erfordere, das in Regierungsangelegenheiten auf beiden Seiten, nämlich auf der der Regierung und auf der der in jedem freyen Lande sich leicht bilden-

den Opposition, nicht blofs gleiche schriftstellerische Talente stehen, sondern das auch die Regierung die vorzüglichsten Talente auf ihrer Seite habe, weil, wie schon Tacitus sagt, Verläumdung und Mißgunst mit willigen Ohren aufgenommen, und weit leichter dem geglaubt wird, der Regierungen und Fürsten anklagt, als dem, welcher sie vertheidiget. — Nun hatte aber die oppositionelle Presse in Schweden schon lange vor dem Beginne des letzten Reichstages die vorzüglichsten schriftstellerischen Talente auf ihrer Seite, die, weil sie sich vernachlässigt und gekränkt achteten, ihre vortheilhaftere Stellung vollständig benutzten, und auf eine Weise gegen die Regierung in die Schranken traten, die jedes Mafs überschritt, während man die schwächeren Vertheidiger der Regierung, mit dem Spottnamen *Devoués* belegt, auf die Seite schob. Unter diesen Verhältnissen wurden die verschiedenen constitutionellen Ausschüsse bey dem Reichstage gewählt, welche bekanntlich in Schweden den entscheidendsten Einflufs ausüben, zumal der sogenannte verstärkte Ausschufs, in welchem die Regierung stets Unrecht hatte, auch wenn drey Kammern auf ihrer Seite gewesen. Daher die Entscheidung der Frage über die Uebernahme der Schulden der Cabinets-Casse, welche doch blofs zum Besten des Reiches verwendet worden waren. Daher der unüberlegte Vorwurf, das der König Rußlands, des einzigen Feindes, den Schweden zu fürchten hat, Freundschaft pflüge. Will demnach (so schliesst der Vf. seine Vorrede, und gern möchten wir durch unsere Anzeige dem, was er sagt, eine weitere Verbreitung verschaffen) Schweden seine grofse Schuld der Dankbarkeit bezahlen, so musz dieses durch angemessene Wahlen zum nächsten Reichstage geschehen, und durch offene und allgemeine Mißbilligung des Geschehenen. — Nicht ohne Schmerz kann ein dankbares Gemüth den Gedanken fassen, wie sehr so grofse Undankbarkeit den edeln Fürsten geschmerzt haben musz. Denn je edeler der Mensch, desto tiefer empfindet er den Schmerz.

Was hier zum Lobe des edeln Königs gesagt ist, dazu liefern zehn einzelne, höchst interessante Aufsätze die überzeugendsten Belege. Sie stehen nicht in genauem Zusammenhange zu einander, und daher ist es wohl auch gekommen, das Manches, was der eine enthält, zum Theil in den folgenden wiederholt wird. Werden wir doch selbst bey Anzeige derselben diesen

Fehler (wenn es ein Fehler ist) nicht ganz vermeiden können. Es sind folgende:

I. *Charakteristische Züge aus dem Leben des Königs Karl XIV Johann.* Diese sind mit wesentlichen Berichtigungen aus einer nicht in das Publicum gekommenen Druckschrift: *Question de politique conjecturale sur ce qu'on peut attendre du Roi de Suède et de Norvége dans les circonstances actuelles* entlehnt. Sie zeigen die Politik und den Unabhängigkeitsfinn des Königs von einer glänzenden Seite. Kaum können wir uns versagen, einige Züge hier auszuheben. Aber mit welchen sollen wir anfangen, welche vorzüglich wählen? Etwa, wie der General *Bernadotte* sich im J. 1797 standhaft und entschlossen solchen Mafsregeln des damaligen Obergenerals widersetzte, welche nur zur militärischen und zur bürgerlichen Anarchie führten? Oder wie er im Jahre 1799 großmüthig von dem Directorium seine Entlassung als Kriegsminister annahm, welche man mit niedriger Schlaueit als von ihm eingereicht vorspiegelte, die er aber in der That *nicht eingereicht hatte*: doch wurde ihm sein Rückzugsgeloh bewilliget. Hätte er damals das Portefeuille 25 Tage länger behalten (es wurde ihm am 16 September 1799 abgenömmen, Bonaparte landete am 9 October), die durch jene Intriguen herbegeführte Revolution hätte ohne Zweifel entweder gar nicht Statt gefunden, oder wäre wenigstens dasjenige nicht geworden, was sie wirklich ward. Frankreich würde nicht in die Gewalt eines Einzigen gefallen seyn, die Constitution des Jahres III wäre befestigt worden, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde Frankreich zwar weniger Lorbeeren erworben, und auf den Schlachtfeldern weniger Blut vergossen, aber auch seine Rheingrenze behalten, und sich so große Demüthigungen erspart haben. — Bekannt ist, daß *Bernadotte* auch vor dem Hauptbeförderer der Brümair-Revolution, zu welchem alle Notabilitäten sich drängten, sich nicht beugte, daß er vielmehr weit entfernt war, den Enthusiasmus gegen einen General zu billigen, welchen er sich nicht scheute, nach der Strenge seiner Grundsätze, einen Ausreißer des Heeres von Aegypten zu nennen. — Wie edel benahm er sich später, als Marschall und als Fürst von Ponte-Corvo, gegen die Universität Göttingen, die ihn um seinen Schutz gebeten hatte! Wie menschenfreundlich bey dem Gouvernement der Hansestädte, um die nothwendigen Opfer der

befetzten Städte durch eine gerechte Vertheilung der unvermeidlichen Lasten zu erleichtern! — Als im J. 1809 eine Revolution in Schweden ausgebrochen war, ertheilte der Fürst von Ponte-Corvo dem unter seinem Oberbefehle commandirenden Generale Gratien Befehl, sich jeder Feindseligkeit gegen die Schwedische Nation zu enthalten, und selbst die Schwedischen Schiffe, welche in den Bereich seines Commando's kommen könnten, gut aufzunehmen — freylich gegen Absicht und Plan Napoleon's. Von gleichen Gefinnungen zeugen die Grundsätze, auf welche Er als Kronprinz von Schweden in der Conferenz zu Trachenberg im Junius 1813 das Bündniß der Mächte zu gründen wünschte, um die Ruhe Europa's zu sichern, und die Unabhängigkeit der Völker zu befestigen; die Proclamation im April 1814, als er die Norweger mit den Schweden unter Einem Scepter so vereinte, daß jene so frey, wie diese, seyn möchten; die Liberalität, mit welcher Er auf seine und des Kronprinzen Norwegische Civilisten verzichtete; der Eifer, mit welchem er, nach Begründung einer neuen Dynastie, den großen Fürsten der alten auf den Plätzen der Hauptstadt Statuen errichten ließ, und unter vielem Anderem noch in diesem Jahre die Botschaft an den zu Stockholm versammelten Reichstag, in Beziehung auf die Abschaffung der dem Könige im höchsten Gerichte zustehenden zwey Stimmen.

Vieles Aehnliche, wenn der Raum es verstattete, könnten wir aus dem Abschnitt anführen, wo der Vf. den *Unabhängigkeitsfinn des Königs* durch einzelne Thatfachen erörtert. Das Resultat ist: „Von Jugend auf Krieger und an kriegerische Disciplin gewöhnt, erblickte man ihn nie unter den Hofleuten. Selbst der Wille der Gewalthaber (selbst Napoleon's Wille, fügen wir hinzu) bestimmte ihn nicht, als in sofern solcher mit den Gesetzen und dem öffentlichen Wohl zusammentraf.“

II. *Schweden. — Sein König. — Seine Stände. — Seine Sicherheit.* Ein Rückblick auf die Vergangenheit zeigt, wie die Schwedische Nation, die seit unvordenklichen Zeiten mit Recht zu den großgesinnten, edelmüthigsten, tapfersten, vorzüglich aber gottesfürchtigsten Völkern der Erde gezählt wurde, allmählich verfiel, und wie theils durch unpolitische Handlungen der Regenten, theils durch Revolutionen, das mächtige Land nahe an den Rand des Verderbens ge-

bracht wurde. Um es zu retten, erkannten König und Stände, daß ein Krieger ihnen nöthig sey, aber ein menschlicher Held, der zwar das Reich mit dem Schwerte zu schützen, doch auch mit der Weisheit und Thatkraft eines Friedrich, des großen Königs von Preussen, durch administrative Talente Eroberungen im Innern zu machen verstände. *Karl Johann* ward gewählt, ein Held, aber ein Held von dem ausgezeichnetesten Administrations-Talent. Durch seine entscheidende Mitwirkung wurde Europa, und mit ihm Schweden, frey. Mit welcher Einsicht und mit wie glänzendem Erfolge Er nun sein neues Vaterland wieder emporgehoben hat; in wie blühendem Zustande sich Ackerbau und Bergwerke befinden; wie der Landmann, der, noch im J. 1807 und späterhin, seinen eigenen Schilderungen nach, im tiefsten Elende schmachtete, zu einem sehr bedeutenden Grade von Wohlhabenheit gelangt ist, und wie unglaublich er seine Landbesitzungen vermehrt hat; daß ferner nicht bloß die Schulden des Reichs bezahlt, sondern sogar ein bedeutender Schatz gesammelt worden, und doch die öffentlichen Abgaben vermindert sind; daß der Handel blühet, die Wissenschaften und Künste einen neuen Glanz über Schweden verbreiten; daß seine Canal-Verbindungen im Inneren einzig in der Welt, die Waffenplätze in seinem Inneren so verbessert sind, daß sie selbst in Tagen kriegerischen Unglücks sichern würden; daß endlich ein benachbartes Brudervolk, sonst von Schweden durch wechselseitigen Nationalhafs getrennt, nun glücklich mit ihm vereint ist, indem sein Land, als ein verbrüderetes, nicht als ein erobertes Reich, seine eigenthümliche freye Verfassung erhielt: Alles dies hat der Vf. in beredter Sprache so entwickelt, daß man mit voller Ueberzeugung seinem Ausrufe beystimmt: „Nun wahrlich, Schweden, ihr seyd glücklich, hochbeglückt durch einen Einzigen!“ — „Aber, setzt er hinzu, edeles Volk, bist du auch dankbar? — Eure Mehrheit gewiß; aber ist es auch die Mehrheit eurer — Volksvertreter? Kränken diese nicht

den edeln Fürsten, in dem sie doch den Schöpfer ihres Glückes erkennen sollten, durch Widerstand, Schwierigkeiten — durch Chikane?“ Und nun kehrt er zu den in dieser Schrift mehrmals wiederholten Ermahnungen zurück, Alles zu vermeiden, wodurch Schweden nicht bloß in der Meinung Europa's, sondern auch in eigener Macht sinken würde.

III. *Die in Antrag gebrachte Verfassungs-Veränderung in Schweden.* Freye Uebersetzung aus der Schrift: „*Tidens bro och Tidens kraf*“ — „die Unruhe und das Bedrängniß der Zeit.“ — Eine schöne und richtige Darstellung des Hervorgehens der jetzigen Reichsstände Schwedens aus dem uralten Seyn des Skandinavischen Volkes, gleichsam als ein Naturproduct, welches gewaltsam abzüandern selbst dem organischen Staatsleben gefährlich werden könnte. Eben dadurch wird am besten das weise Zögern des Königs gerechtfertigt, wenn von ihm verlangt wird, zu bedenklichen Abänderungen schnell die Hand zu bieten.

IV. *Darstellung der Lage, in welcher sich Schwedens Bauernstand im Jahre 1809 befunden.* (Ein wesentlicher Auszug aus der Schwedischen Staatszeitung. März 1840.) Wir haben diese wahrhaft traurige Lage bereits oben bewährt. Sie ist nach ihrer ganzen Wahrheit in Deutschland wenig bekannt, und fängt leider an, in Schweden selbst vergessen zu werden. Sehr zeitgemäß erinnert daher der Vf. an diesen Zustand. Denn „obwohl die Schwedische Nation im Allgemeinen die unermesslichen Wohlthaten anerkennt, die das Vaterland seinem Könige verdankt, der es aus tiefem Elende zu einem Wohlfeyn emporhob, welches — so viel die inneren Verhältnisse anbetrifft — in der Schwedischen Geschichte nicht seines Gleichen hat, so hat sich doch eine Faction erhoben, die diese großen Resultate zu verkleinern sucht.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

G E S C H I C H T E.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg u. Sohn: *Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV Johann von Schweden und Norwegen.* Herausgegeben von Friedrich Karl von Strombeck u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

V. *Rede des Königs in seinem Staatsrathe am 6 December 1838.* Kräftige, gediegene Worte eines Monarchen, deren Ernst einen so tieferen Eindruck hervorbringen mußte, da derselbe mit großer Weisheit den Schwedischen National-Charakter, dem er alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, von dem Charakter solcher Menschen trennt, welche nur die Gier haben, aufzuregen und Unruhen zu stiften. Diesen deutet er seine Grundätze an, nach welchen er sich nie zu einem anderen, als gerechten Kriege entschließen, also Schwedens Existenz nicht auf das Spiel setzen werde, Finnland wieder zu erobern, da von Russischer Seite kein Angriff Statt gefunden. Zugleich ist eine die erfreulichsten Resultate liefernde Uebersicht des Finanz-Zustandes des Reiches hinzugefügt, wie er bey des jetzigen Herrschers Ankunft in Schweden beschaffen war, und wie er sich jetzt darstellt.

VI. *Rückblick auf die politischen Ereignisse des Jahres 1840 in Schweden.* (Aus dem Schwedischen.) Vorzüglich gegen die auf dem Reichstage, den selbst Schwedische Schriftsteller einen „Partey-Reichstag“ nennen, gemachten Motionen. „Es läßt sich mit Recht bezweifeln, ob das Land an Ansehen und Wohlstand gewinnen würde, falls der König sich bequemen wollte, einen neuen Staatsrath aus den Personen zusammenzusetzen, welche von der Opposition als die dazu geschicktesten jetzt bezeichnet werden, da doch sehr we-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

nige von ihnen eine gründlichere Kenntniß und eine längere Erfahrung in der Behandlung gewöhnlicher Amtsgeschäfte haben, und kaum einer von ihnen ein höheres Staatsamt bekleidet hat. Glücklicherweise besitzt indess der König noch Kraft und Stärke genug, die schwere Last zu tragen, die jetzt noch schwerer wird durch den Undank, mit dem man ihm so häufig vergilt.“

VII. *Rede des Königs bey der Eröffnung des Reichstages am 6 December 1840.* Welcher Geist der Weisheit und Milde auch diese Rede durchdringe, wird man aus Einer ausgehobenen Stelle leicht abnehmen. „Bevor ich in das Grab sinke (sagt der edelmüthige Monarch), wohin mich mehr als drey Vierteljahrhunderte führen werden, die ich hienieden zugebracht, nachdem ich so viele Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden, muß ich Ihnen nochmals sagen: „„begreift Eure Regierung““, und Ihnen wiederholen, was ich am 5 Nov. 1810 sprach, als ich den mir vorgelegten Gesetzen den Eid leistete, bevor ich noch die Eidschwüre des Reichstages empfangen: „„der Friede ist das einzige ruhmwürdige Ziel einer aufgeklärten Regierung; nicht der Umfang eines Staates macht dessen Kraft und Unabhängigkeit aus, dieß thun Gesetze, sein Handel, sein Gewerbfleiß und mehr denn Alles, sein Nationalgeist.““ Diese Worte, wie ich mich wohl erinnere, fanden allgemeinen Beyfall.“

VIII. *Jetziger Standpunct der beabsichtigten Verbesserung von Schwedens Civil- und Criminal-Gesetzgebung.* Der König, dessen sehnlichster Wunsch es ist, den Tag nahen zu sehen, an welchem Schweden einer der wesentlichsten Wohlthaten eines geordneten bürgerlichen Zustandes sich erfreuen könne, nämlich unter dem Schutze in der Abfassung einfacher, in der Anwendung klarer, und alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft auf eine gleiche Weise umfallender Gesetze

zu leben — will für diesen Zweck eine Commission aus fünf beständigen Mitgliedern ernennen, welche den Auftrag erhalten, die Entwürfe der verschiedenen Verordnungen abzufassen, die zugleich mit den neuen, bereits entworfenen Gesetzbüchern, um solche in's Leben zu rufen, und das Ganze in Uebereinstimmung zu bringen, nothwendig erlassen werden müssen. Wie ernstlich des Königs Bemühungen sind, namentlich die Criminal-Gesetzgebung und das Gefängnißwesen zu verbessern, zeigt unter Anderem auch das von dem einsichtsvollen Kronprinz *Oskar* vor Kurzem erschienene Werk *über Strafe und Strafanstalten*, von dem erst unlängst auch in unseren Blättern (No. 107) die Rede gewesen, und das durch zwey gelungene Uebersetzungen den Deutschen bekannter worden ist.

IX. *Die Anklage der Schwedischen Minister*. Vielmehr *Vertheidigung gegen die Anklage*, und zwar eine sehr bündige und einleuchtende. In der That höchst seltsam in der Geschichte muß dieser Anklageact constitutioneller Stände gegen Mitglieder eines Staatsraths erscheinen, die nicht deshalb, weil sie dem Vaterlande Unglück verursachten, sondern weil sie zu Administrations-Maßregeln beytrugen, die das Reich zu einer Blüthe hervorhoben, welche es nie vorher kannte, vor Gericht gezogen worden. Das Glück, das der König dem Staate gebracht, wird anerkannt: aber, sagen sie, wir sind zum Theil auf unconstitutionelle Weise glücklich geworden!! Niemand hat den geringsten Druck empfunden, wir gediehen; aber die Constitution ist verletzt!

X. *Rede des Königs bey dem Schlusse des Reichstages am 16 Jun. 1841*. Indem der König seine bey der Eröffnung des Reichstages ausgesprochene Hoffnung, daß die öffentlichen Abgaben, vorzüglich die, welche seit so langer Zeit auf dem Ackerbau lasteten, würden herabgesetzt werden können, mit Freude verwirklicht sieht; indem er, bey den sehr bedeutenden, verfügbaren Ueberschüssen (S. 131 werden nicht weniger als acht Millionen Thaler als Ersparnisse angegeben), bey der vermehrten Production und ausgedehnteren Handelsthätigkeit, die Möglichkeit darlegt, bey dem nächsten Reichstage neue Abgabenverminderungen zu veranstalten (— mit Recht fragt hier Hr. v. Str.: „wo ist der Staat in der Welt, dem ähnliche Hoffnungen gemacht werden könnten?“ —); indem er erwähnt, daß

seit der Verfassung drey Handels- und Schifffahrts-Verträge mit der Republik Venezuela und den freyen Städten Hamburg und Bremen abgeschlossen worden, daß andere Unterhandlungen in Beziehung auf die Handels-Interessen der beiden vereinten Königreiche fortgesetzt werden, und die wichtigste von allen, die nämlich, welche den Sundzoll betrifft, sehr nahe ist, auf eine völlig genughuende Weise abgeschlossen zu werden; indem er andere positive Ergebnisse, welche den Ruhm und die Unabhängigkeit Schwedens beförderten, geschichtlich vorlegt: schreibt er alles dies mit religiösem Sinne dem besondern Schutze der Gottheit zu, und ohne zu berühren, daß das jetzige Glück, die Blüthe, die Macht Schwedens sein Werk sey, und sein Lohn dafür Verweigerungen der billigsten und gerechtesten Anträge waren, hat er mit würdevoller Ruhe, und nie im Stillen, nur angedeutet, was das Innerste des königlichen Helden tief verletzt hatte. — „Die Wirkung einer solchen Rede, fügt der Herausgeber hinzu, muß außerordentlich gewesen seyn, und lange muß sie nachhallen in der Brust jedes Schweden, zu welcher Partey er auch gehören möge. Ganz Europa hat den gekrönten Helden bewundert.“

Und so wird, wiederholen wir, auch diese Schrift, die sich überdies durch eine sehr anständige Außenseite empfiehlt, gewiß den Zweck erreichen, den der so einsichts- als gemüthvolle Vf. bey ihrer Abfassung sich vorgesetzt hatte.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZEITZ, b. Schieferdecker: *Der Heiland*. Ein Epos in zwölf Gesängen von *Friedrich August Steger*. 1841. 337 S. kl. 8.

Die erste Hälfte des ersten Gesanges dieses langen Gedichtes giebt zu der Handlung desselben den Prolog, und S. 16 wird der Zweck der Handlung von Gott selbst angegeben. Dieser Zweck ist folgender: Der Sohn des Lichts — so ist Gottes heiliger Rathschluß — soll zur Erde hinabfliegen und *dem Vielgeliebten* beystehen. Von diesem soll ausgehen das Licht der ewigen Vollkommenheit über alle Welt und, sobald die Lichtsaat ausgestreut seyn wird, soll das Niegeschehene geschehen, der Vielgeliebte soll aufgehoben werden zur

Ewigkeit, zugelassen werden zum innigen Anschauen Gottes selbst. Auch das Schickfal, die Nothwendigkeit und der Zufall sollen ihr verwegenes strenges Spiel nicht treiben mit dem Auserwählten. Gabriel erscheint als der Bote der Verständigung zwischen Gott und dem Heilbringer. — Im zweyten Gefange erfahren wir von Jesus selbst, was er der Welt werden will. Er will das nach Rettung schmachtende Volk erquicken; nicht mehr soll Furcht und Zagen vor dem gewaltigen Gott der Menschen Herz „durchschneiden und zermalmen,“ nicht mehr soll Opferblut ihre sündigen Hände rein waschen. Lautere Liebe zu Gott, dem Vater, soll sie befeelen und himmelan führen von nun an. Jesus will alle Völker zu einem Reiche der Wahrheit vereinigen und dann auffahren zur Himmelherrlichkeit. Diefs der Zweck der ganzen Handlung.

Im zweyten Gefange erscheint sodann Jesus fortwährend als das Weltlicht, als das Licht, das aufgehen soll über die sündige Menschheit. Erst dann, als die Menschen ungläubig an dem Gottgesandten zweifeln, als sie ihn verfolgen und die Mörderhände nach ihm strecken, erst dann beschließt er (man sehe die Vorrede), das selige Erbtheil der Kindschafft Gottes, das er vor Allem seinem Volke bringen wollte, demselben zu nehmen und es allen Heiden anzubieten; erst dann beschließt er, mit seinem Tode die Wahrheit seiner göttlichen Sendung zu beglaubigen. Gott selbst erklärt sich über den Zweck von Jesus Tod, indem er sagt:

Lichtföhnen ziemt nicht ob dem Tod des Kampfesföhns Trauer,
Dem er sich weiht im ew'gen Thatenmuth,
Unauslöschbare Schrift der Wahrheit ist sein Blut,
Sein Sterben seiner Werke ew'ge Dauer.

Das Gedicht schließt mit der Auffahrt des Heilands zum Himmel. Haben wir auch Nichts einzuwenden gegen den Gang des mit orientalischer Phantasie und orientalischem Bilderfelmucke ausgestatteten Gedichtes, so müssen wir doch Folgendes daran aussetzen: Ermüdend ist erstens das allzu häufige Auftreten des Teufels und seiner furchtbaren Genossenschaft. Wenn ein Entschluß gegen den Heiland gefasst werden soll, muß die ganze Hölle zusammenströmen. Auch spricht der Teufel gar zu pathetisch. War es überhaupt nöthig, das Wirken der Hölle mächte so detaillirt zu schildern? Würde es nicht besser seyn, wenn ihr Ein-

greifen in die Wirkfamkeit des Heilands als schon vorbereitet, und nicht als erst im Entstehen begriffen dargestellt worden wäre? Die Gewebe der Hölle liegen aber so sichtbar uns vor Augen, und werden uns so genau, ich möchte sagen, anatomisch in ihre einzelnen Fäden zerlegt, daß die geheimnißvolle Decke, welche die Hölle so gern über ihren Gräuel breitet, gänzlich weggerissen wird, und wir den Teufel und seine Genossen vor allem Publicum gleich rüstigen Schauspielern agiren sehen, so z. B. am Ende des ersten Gefanges, im Anfange des vierten und in allen folgenden Gefängen. Im vierten Gefange sind dem Thun und Treiben der Teufel 25 Stenzen, und im zehnten Gefange 14 Stenzen ausschließlic gewidmet.

Ein zweyter Mißgriff scheint uns zu seyn, daß der Vf. ganz gegen die Art und Weise, wie die Apostel den Herrn reden lassen, seinem Heiland kühne, gewagte Bilder in den Mund legt. So z. B. spricht Jesus im liebenten Gefange:

O Vater, willst auch du den theu'ren Sohn verlassen?
Umsonst streck' ich die Arm' aus, dich zu fassen!
Sie ist ein großes Grab, ach! die Unendlichkeit,
Da man der großen Lichtthat Leichnam senkt hinein,
Und seine dunkle Tief' ist das gestorb'ne Seyn,
Ein diamantner Hügel ist die Ewigkeit,
Der nie sich öffnet, daß die todtten Keime nicht
Herauf zum Leben ruf' der Auferstehung Licht.

Auch läßt sich der Vf. vielerley Nachlässigkeiten im Versbau und selbst Sprachfehler zu Schulden kommen. Abgesehen jedoch von allem Diesem müssen wir lobend anerkennen, daß sich in dem Gedichte eine wahrhaft christliche Absicht, eine edle Gesinnung, eine hohe Begeisterung ausspricht, und daß der Mechanismus desselben Beachtung und Aufmerksamkeit verdient. Wir nehmen daher keinen Anstand, das lange Epos geduldigen Lesern zur Prüfung zu empfehlen.

Ad. B . . .

STUTT GART, in der Cast'schen Buchhandlung: *Die Pietisten*. Roman aus dem Leben der neuesten Zeit von *Heribert Rau*. 1 Bd. XIV u. 302, 2 Bd. 286, 3 Bd. 210 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Eine der religiösen Ueberspannung unserer Zeit mit gutem Geschicke und vieler Wahrscheinlichkeit ange-

webte Liebesgeschichte. Die Färbung des Irrthums der sogenannten Frommen oder Pietisten findet zwar in dem Sectenwesen unserer Tage die betrübendsten Belege, doch scheint dieser Farbenton uns mehr auf die fanatische Secte der Mucker, als auf die harmlosere, dem hellen Begriffsleben mehr und mehr sich zuwendende, der Herrnhuter oder Pietisten zu passen. Wie an das geheime Treiben jener das Entsetzen des Vernünftigen sich knüpft und knüpfen muß, darüber kommen uns leider die häufigsten Mittheilungen unablenkbare Thatfachen zu. Wir müssen daher dem Vf. das Zeugniß geben, daß er nach trauriger Wahrheit copirte. Der Knoten der Begebnisse ist sanft und natürlich gefchlungen, und eben so gelöst, woraus ohnehin der Glaube an Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit entspringt. Die Sprache ist leicht und wohlklingend, doch bewegt sie sich in Grenzen, welche für höheren Flug zu enge zu seyn scheinen. Man bemerkt zuweilen zwar ein gewisses Ansetzen zu bedeutenderer Erhebung, aber bald wieder ein Breitsprechen in gewöhnlichen Conversations-Ton, der mit dem bürgerlichen Leben Hand in Hand geht. Man möchte vermuthen, daß dies der erste Roman sey, welcher aus der Feder des Vfs. geflossen, daß mehr Wärme für die Tendenz als Kunsttalent ihn dazu veranlaßt habe. Nicht nur bestätigten kleine Inconsequenzen in der Erzählung selbst, sondern auch die im dritten Bande angefügte Erklärung der Person, der Wunder und der Lehren Jesu diese Vermuthung. Der Vf. scheint gefürchtet zu haben, daß seine Erzählung nur unter der Aegide des Romans Leser finden möge. Sie ist im Einzelnen zu schön und vernunftgemäß, als daß wir ihr nicht einen großen, ihrem wohlmeinenden Ernste genehmen Lesekreis wünschen sollten; ob jedoch Alle, welche die ungewohnte Nahrung, die der dritte Theil bietet, gehörig verdauen können, ist eine Frage. Der gewöhnliche Mensch wirft nur allzu leicht mit den Bilderbüchern seines Kinderglaubens die frommen Regungen und den Ernst weg, mit welchem jene ihn erfüllen.

Die äußere Ausstattung ist vortrefflich.

W.

BERN, b. Fischer: *Beranger's Lieder*. Deutsch durch L. S. Rubens. 1841. Dritter Band. IV u. 196 S. kl. 8. (18 Gr.)

(Vgl. J. A. L. Z. 1840. No. 180.)

Der Vorwurf, welchen wir dem Uebersetzer des zweyten Bandes der vorliegenden Lieder in diesen Blättern früher machen mußten, daß er auch das seine eigenen Landsleute Angreifende, ja Schmähende in unsere Sprache überzutragen kein Bedenken trug, ist ihm bey diesem dritten Bande nicht zu machen. Was *Beranger* tadelt, wogegen er sich stemmt, ist und kann auch da, wo es allgemeine Zustände aufgreift, national, kann zwar übertragen, doch nicht ausschließend, als seyen wir damit gemeint, genommen werden. Der Uebersetzer darf es ohne Gefahr, der Parteylichkeit zu huldigen, nachsingen. Was in diesen Liedern des Dichters Herz empörte, seiner Leyer den schreyenden Klang gab, das muß in dem jedes Weltbürgers, welcher Nation er auch zugehört, nachklingen. Welchem menschlich fühlenden Leser sollen bey dem „alten Corporal“, bey der „rothen Lene“, bey „Johann“, bey „dem alten Bettler“ nicht Vergleichen beyfallen, die überall ihre Original-Bilder finden? Wie charakteristisch ist: „die arme Frau“, die „fünf Stockwerke?“ Können Bilder, welche auf die Gebrechlichkeit gesellschaftlicher Zustände deuten, uns zu oft vorgerückt werden, um durch den Vorwurf, welchen sie aussprechen, endlich auf die schiefe Richtung aufmerksam zu machen, welche derley Zustände unter allen Nationen, die sich das Prädicat: „gebildet seyn,“ anmaßen, genommen haben? Rec. bietet daher bey diesem dritten Bande der vorliegenden Lieder dem Dichter wie dem Uebersetzer in Friede und Freundschaft die Hand. Er dankt letztem vorzüglich, daß er auch den Weheruf eines von den Fehlgriffen seiner Verfassung gereizten Franzosen in gutes, ächtes Deutsch so zu übertragen verstand, daß man nicht mehr weiß, welchem Munde er zuerst entflüßt sey.

Die äußere Ausstattung ist gut.

W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über den Bischof Dr. *Drüseke*.
Zweiter Artikel.

Im Märzhefte unserer Literatur-Zeitung, No. 58 u. 59, gaben wir Nachricht von der Anklageschrift gegen den Bischof Dr. *Drüseke*, welche im Anfange dieses Jahres von unbekanntem Kläger erschien, und in den betreffenden Kreisen großes Aufsehen erregte. Bey unserm Berichte gingen wir, und wir glaubten dies der Würde einer literarischen Zeitung schuldig zu seyn, vornehmlich darauf aus, der Anklage ihre wissenschaftliche Seite abzugewinnen. Wir wiesen daher nach, wie in dieser Anklage gegen einen einzelnen hohen Kirchenbeamten die Gegensätze in der Kirche unserer Zeit zu Tage treten. *G. v. C.* zeigte sich in allen den wichtigeren Dinge, die er dem Bischofe Dr. *Drüseke* vorwarf, als Anhänger einer bestimmten Richtung der Zeit, als deren Gegner der Angeklagte erschien. Ob er aus reinem Ueberzeugungseifer oder aus böser Absicht geschrieben, das ließen wir unerörtert; das Erste versichert er, und warum soll man's nicht annehmen dürfen? Das Andere behaupten die Verfasser der Gegenschriften, aber bewiesen haben sie's noch nicht. Selbst die Frage, ob *G. v. C.* in allen seinen Angaben über den Bischof wahr sey, mußten wir unerörtert lassen, da wir von dem Schauplatze der Wirkfamkeit des Angeklagten viel zu entfernt wohnen, als daß wir eine solche Prüfung auch nur versuchen sollten. Diese Aufgabe jedoch, die der Rec. in einer Literaturzeitung von sich ablehnen mußte, hatte Jeder, der für den Angeklagten in die Schranken trat. Vier Vertheidiger waren schnell bey der Hand, und wir haben ihre Schriften auch schon bey unserer ersten Anzeige erwähnt. Allein sie leisteten dem Angeklagten keine Dienste, wie wir das auch angaben, und wir sind überzeugt, der Bischof Dr. *Drüseke* hat sich ihrer Advoca-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

tie nicht gefreut. Nach unserem Dafürhalten ist es erstaunlich leicht und einfach, die Anklagen des *G. v. C.* zu widerlegen, wenn sie Lügen und Wahrheitsentstellungen sind, wie seine Gegner erklären, und es bedarf alles des Redens über Lästerung nicht, das wir bisher zum Ueberdruße gehört haben, um einen Mann in's rechte Licht zu stellen, der, wie der Bischof Dr. *Drüseke*, unter so viel Taufenden von Zeugen sein Tagewerk treibt, und von unleugbar großen Gaben und vieler Einwirkung auf die Gemüther ist. Zuerst sehe man doch auf die Principien, von denen *G. v. C.* bey seiner Beurtheilung der *Drüseke'schen* Persönlichkeit und Amtswirkfamkeit ausgeht, und prüfe dieselben, so daß es an den Tag kommt, ob sie vor dem Bewußtseyn unserer Zeit stehen, oder als antiquirt bey Seite geschoben werden müssen. Stehen sie, dann untersuche man, ob *G. v. C.* mit seinem Maßstabe richtig gemessen, ob er bey seiner Musterung der bischöflichen Wirkfamkeit nicht etwa sich selbst und seinen Grundsätzen untreu geworden. Darauf aber prüfe man die Thatfachen selbst, die er anführt, und widerlege sie oder gebe sie zu. Das Widerlegen derselben (wir setzen nämlich den Fall, daß sie sämmtlich falsch oder doch Entstellungen seyen) mag seine Weitläufigkeit haben. Wir geben es zu, aber zu leisten ist es doch. Was *G. v. C.* an einzelnen Vorkommnissen erzählt, das soll doch Alles in der Provinz Sachsen vorgefallen seyn. Kann man nun Adressen unter den Geistlichen der Provinz ausschreiben und einsammeln, so kann man doch auch eine Aufforderung ergehen lassen, daß alle diejenigen, welche von den von *G. v. C.* erzählten Thatfachen aus eigenem Erlebniße wüßten, dieselben rein und wahr berichten sollten. Auf diesem Wege würde, wenn Jeder die Wahrheit wahrhaft liebt, gar bald zu Tage kommen, ob *G. v. C.* in seinen Erzählungen wirkliche Vorfälle berichtet, oder Worte und Thatfachen verdreht und entstellt, oder geradhin

erdichtet und gelogen hat. Abweisung einer Anklage auf Thatfachen aber ist nun einmal nicht anders zu ermöglichen, als durch eine auf Zeugniß ruhende Verneinung dieser Thatfachen oder eine ebenfalls beglaubigte Andersdarlegung derselben. Warum thun doch das die Gegner des *G. v. C.* nicht? Ist es ihnen zu mühsam? Glauben sie, es nicht durchführen zu können? Dann müssen sie ganz schweigen; sonst leisten sie dem Diffamator *G. v. C.* Vorschub in dem Glauben, den er bey dem Deutschen Publicum anspricht. Alle die Leute, die *Drüseke* ehren (ohne irgend in persönlicher Beziehung zu ihm gekommen zu seyn), fühlen sich in einer unheimlichen Spannung, daß dem Manne, der ihnen durch so viele Predigten theuer geworden, plötzlich so wunderliche, lächerliche und selbst entehrende Dinge nachgesagt werden, ohne daß ein Einziger von den Vielen, die ihm ihre tiefste Ergebenheit und ihren Unwillen über solche Schmähung zusichern, sich die Mühe giebt, die böse Nachrede wirklich zu widerlegen. Und diese Spannung wird empfindlicher mit jeder neuen Schrift, welche *Drüseke's* Schutz auf dem Titel ankündigt, und die allein wirksame Vertheidigung dann doch nicht liefert. Leider müssen wir das nun auch gleich von der ersten der fünf neuen Schriften, die uns jetzt wieder vorliegen, erklären.

1) *TORGAW*, b. Wienbrack: *Das achte Gebot: Du sollst nicht falsch Zeugniß u. s. f., dem Uebertreter desselben, G. v. C., auf seine Schmähschrift wider — — Dr. Drüseke, und auf seine „Dankfagung an die Torgauer“* in Beylage zu No. 43 der Leipz. Allg. Zeitung zu Gemüthe geführt vom Superint. *Hauptmann* in Torgau. 1841. 30 S. ($\frac{1}{2}$ Thlr.)

Hr. *H.* ist voll „Zorn“ über den „verkappten Ritter,“ der den „ehrwürdigen Namen (*Drüs.*) mit allen erdenklichen Marterwerkzeugen als Folterknecht auf die Folterbank gelegt;“ — diesen „*Hermes Trismegistus*, der mit seiner *tabula smaragdina* aus dem zeretzten Namen *Drüseke* Alles herauscheiden, präcipitiren, sublimiren,“ und das Edle „verflüchtigen“ will; — dieser Mann, der „die Absicht erreichte, den Bischof tief zu kränken,“ so daß derselbe „die Kränkung nicht überwinden konnte,“ daß „er war wie ein Adler mit zerflossenen Flügeln,“ daß „er, von der bittersten Kränkung übermannt, seinem Feinde (*G. v. C.*) das Feld

lassen wollte;“ — dieser Mann, „dem es Freude macht, Karrikaturmaler des Würdigen zu seyn, und der sich dabey anstellt, als ob er der Bayard der Wahrheit wäre.“ Er ist so voll Zorn, daß er den pseudonymen Ankläger des Bischofs höhnt, und die Stoffe zu seinen ironischen Vergleichen (gegen die Aesthetik) exaggerirt; daß er ihn fragt, ob er „die Judaschaar habe mehren wollen,“ indem er „des Bischofs ehrlichen Namen an die mitlästernden Plebejerseelen verräthen;“ daß er ihn einem „*δλος ύφορβός*“ vergleicht, indem er „eine Heerde pikanter Anekdoten“ und „Klatschereyen, aus allen Nestern und Schenken und von Musterreitern eingesammelt,“ „vor sich hertreibe,“ wie eine Heerde grunzender Thiere. Er bedauert jedoch auch den *G. v. C.*, weil er „das Unglück gehabt, daß seine Herzkammern an der Plethora hyperoxydirten Blutes erkrankt waren, und er daher sich selbst einen Aderlaß verschrieb,“ nämlich „die Schmähschrift gegen den Bischof, in welcher er sich selbst das Oxyd seines Blutes abzapfte,“ und weil er „an einer eigenthümlichen Abnormität der KrySTALLINSE oder Regenbogenhaut leide, — für gewisse prismatische Lichtbrechungen gar keine Capacität besitze“ — und ihm so „die hellen Farben des Namens *Drüseke* dunkelgrau erschienen.“ Doch „wendet sich ihm das Herz im Leibe herum“ wieder, je mehr er den *G. v. C.* in seiner Schrift verfolgt; wieder „entbrennt er von dem Unwillen,“ der auch in diesem Schriftchen recht derb, aber nicht geeignet zur Vertheidigung des Dr. *Dr.*, an den Tag tritt. Mit allen seinen Declamationen, Ironieen und Schimpfworten nämlich erreicht Hr. *Sup. Hauptmann* gar nichts für den Angeklagten. Er ist so außer sich über die Schrift des *G. v. C.*, der sie so „lärm,“ und so viele Augen zu neuer Beobachtung angereizt hat, und ist so ergeben an den Bischof und seine Sache, daß er „bey Gott versichert,“ — „könnte ich ungeschehen machen, was Sie (*G. v. C.*) gethan haben, könnte ich Ihr schmähliches Aergerniß, das Sie gegeben haben, austilgen, könnte ich Sie rein waschen von dem, was Sie Ungerechtes gegen den Bischof geschrieben haben, ich gäbe wohl manchen Tropfen meines Herzblutes für Sie hin.“ Aber das Alles könnte er ja ohne Blut, mit bloßer Tinte erlangen. Auch im Zweykampfe wird die Ehrensache nicht durch Blut reparirt; nur das Vorurtheil meint so. Hr. *H.* fühlt jedoch selbst die Nothwendigkeit, die einzelnen Kla-

gepuncte des *G. v. C.* durch eine historisch durchgeführte und bestätigte Widerlegung zu erledigen. Er macht einen Versuch der Art S. 22 ff. in Beziehung auf die schnelle Beförderung eines Schwiegersohnes von *Drüseke*, des jetzigen Sup. Dr. *Schollmeyer* zu Mühlhausen, an welcher er vollen Antheil gehabt haben soll, und deshalb des Nepotismus von *G. v. C.* bezüchtigt war. Ob Hr. *H.* mit dem, was er erzählt, die auffallende Erscheinung erklärt, daß der betreffende Schwiegersohn, der 1837 noch Candidat war, bereits 1840 nach Aufsteigung durch zwey Diakonate, zum Superintendenten erhoben, und er überhaupt in Torgau bekannt und begehrt wurde, und ob er die ganze Sache in's reine Licht gestellt hat, — dieß müssen wir Anderen zur Beurtheilung überlassen. Uns hat die Rechtfertigung des Hn. *H.* ebenso wenig befriedigt, wie uns die Anklage des *G. v. C.* begründet sich zeigte. Aber wir wollen nur, daß in ähnlicher Weise alle einzelnen Vorwürfe des *G. v. C.* aufgenommen und erläutert werden. Doch das hält Hr. *H.* theils für unnöthig, theils für zu schwierig. Unnöthig hält er es, weil nach seiner Meinung jeder Mensch mit gesundem Auge die Calumnie des *G. v. C.* selbst erkennen würde, und er sagt in diesem Bezuge: „ich meinte, daß Jedermann, der gute Augen hat, die Nebelflecken, die Sie an *Dr.'s.* Namen der Welt offenbar machen wollten, für das, was sie sind, erkennen müßte, für Staphyloom an Ihren eigenen Augen, oder für Dunstwolken Ihrer hypochondrischen Visionen, oder auch — für seine Jogleur-Kunststückchen der Medisance an einem Namen, für dessen reine Klangfigur Ihr Gehörknöchel und Trommelfell vielleicht abnorm gebaut ist.“ Auch meint er, „die Gegenschriften, — namentlich die Briefe eines Rationalisten, haben die Lügenbabel (des *G. v. C.*) umgeblasen, wie ein Kartenhaus.“ (Welche Sprache! welche Vergleichen!) In beiden Meinungen irrt sich aber Hr. *H.* sehr. Wenn er ferner meint, daß solche Widerlegung, wie wir sie fordern, sehr schwierig sey, und zwar „die Arbeit eines Herkules bey dem Könige Augias,“ so können wir ihm nicht beystimmen, sofern wir mit ihm annehmen sollen, daß die Erzählungen des *G. v. C.* eitel Lug und Trug enthalten, und wir können uns der Verwunderung nicht enthalten, daß er, der doch sein Herzblut für die Sache des Gekränkten hergeben möchte, nicht einmal die Arbeit der durchgängigen Widerlegung der Anklagepuncte

übernehmen will, und wenn dieselbe auch so widerlich afficiren sollte, wie die Reinigung der Augiasfälle wenigstens ein Organ beschweren möchte; gerade diese Arbeit nämlich wäre hier am Orte, und das rechte Opfer der Freundschaft.

Ganz ohne Leidenschaft, in ruhiger Haltung, ob schon aus inniger Ueberzeugung, aber leider auch ohne wirklichen Erfolg für die Sache des Angegriffenen, ist verfaßt:

2) *MAGDEBURG*, b. Creutz: *Brief an Hr. G. v. C. über dessen „der Bischof Drüseke u. s. f.“ von Gustav Mager, Pastor zu Rietzel bey Burg. 1841. 8 S. 8. (4 Gr.)*

Schon an der Kürze dieses, wenn die beiden Seiten des Titelblattes abgerechnet werden, nur sechs nicht etwa eng gedruckte Seiten enthaltenden Briefes läßt sich abnehmen, daß er in der von uns oben angedeuteten Weise nichts Wesentlichen zu einer erwünschten Erledigung der unangenehmen Angelegenheit leisten kann. Hr. *P. Mager* hat auch nicht den Zweck, den Bischof zu vertheidigen, sondern vielmehr den Tadler desselben zu signalisiren als einen Menschen, der nichts taugt, und er will ihm daher zeigen, daß er in seiner „übereilten Schrift nicht als Freund der Kirche, nicht als Freund des Staates, nicht als Freund der Wahrheit, nicht als Mann von Ehre erscheine.“ Das ist eine vortreffliche Disposition zu einer Charakterisirung des *G. v. C.*, wenn derselbe diese *malae notae* wirklich verdient, und es konnte bey der Ausführung die ganze Sache auf einen recht edlen und hohen Standpunct der Betrachtung erhoben, und in No. 3 der gekränkte Bischof gerechtfertigt werden. Aber wenn nur die Ausführung auch da wäre! Wir sind fest überzeugt, daß die schlimme Schrift den Unkirchlichen viel Anlaß zum Kopfschütteln und zum Spötteln gegeben hat, und wir haben schon in unserer ersten Anzeige bemerkt, daß *G. v. C.* seinen Tadel und seine Vorwürfe gegen *Dr.* nicht dem Plebs hinwerfen, sondern wissenschaftlich verarbeiten und dem urtheilsfähigen Publicum vorlegen mußte, wenn ihm der Eifer für Wahrheit und Kirche keine Ruhe ließe, und kein Schweigen länger gestattete. Aber das faßt Hr. *Mager* nicht so auf, macht sich's wenigstens nicht klar. Er bezeichnet seinen Gegner darum als Feind der Kirche, weil derselbe „nicht andere Nachrichten über *Dr.* mitgetheilt,“ „in frivoler Sprache“

geredet und die Schrift „in das Volk geschleudert.“ Gut; aber wenn nun G. v. C. sagt, was er ja gefagt, daß er es eben für Pflicht gegen die Kirche halte, von den Dingen zu reden, die ihm an dem obersten Diener der Kirche in der Provinz nicht recht und nütze, sondern verkehrt und schädlich erscheinen? Auf diesen Satz hätte Hr. M. eingehen müssen. Dann hätte er gleich die „anderen Nachrichten“ geben oder wenigstens nachweisen müssen; denn damit, daß er versichert, Bischof Dr. „ist ebenso reich an Kenntnissen, wie sein Gemüth tief, und sein Wille begeistert für das Heilige,“ und es wäre das Buch des G. v. C. siebenzimal stärker geworden, wenn derselbe des Segens gedacht hätte, der durch diesen vom hochseligen Könige weislich erwählten Bischof gestiftet ist,“ damit wird er Keinen aufklären, der sich durch G. v. C.'s Schrift hat bestechen lassen. Was die unpassende Darstellung des G. v. C. anlangt, so waren nicht die Paar „frivolen“ Witze zu notiren, die Hr. M. ärgern, und die nicht einmal alle dem G. v. C. zur Last fallen, indem er ja nur Anderen nachredet, und Geredetes wiedergiebt, sondern die ganze Behandlungsweise mußte ihm als ungehörig nachgewiesen werden. Dabey würde sich's auch gezeigt haben, wie die Plebs, der die Schrift so zugänglich eingerichtet, gar nicht das Gericht bildet, vor dem man die Angelegenheiten der Kirche und die Schwächen und Verkehrtheiten ihrer Diener zu verhandeln hat, und Hr. M. würde noch auf weit andere Ergebnisse gekommen seyn, als zu der matten Bemerkung, daß „manchen schwachen Seelen Mißtrauen gegen die Diener der Kirche eingehaucht, und zu Verspottungen Anlaß gegeben“ worden. Auch würde er dann, — da ja G. v. C. sagt, man müsse vor dem Volke von den Sachen reden, weil dieselben vor dem Volke großentheils geschehen, weil sie es angehen, und weil darüber eben den Leuten zu einer richtigen Ansicht verholfen werden müsse, — das Recht der Exemption beleuchtet haben, welches wir Diener der Kirche wohl ansprechen dürfen bey den Verhandlungen über unsere Schuld oder Unschuld, damit nicht

mit uns schwachen Subjecten auch zugleich das Heiligthum der Kirche in die Hände des Unverständes, der Unparteylichkeit und der Böswilligkeit gerathe. Ebenso karg und unbefriedigend ist der zweyte Punct behandelt. Beym dritten steht es nicht besser, und das ist wahrhaft zu beklagen; denn gerade hier erwartete der Leser die volle Ehrenrettung des verdächtigten Bischofs. Aber was thut Hr. M.? Er nennt zum Beweise, daß G. v. C. kein Freund der Wahrheit sey, sein „absichtliches Verschweigen“ des Guten, dessen Dr. doch „so viel stiftet.“ Ganz gut; aber damit werden ja die üblen Dinge, die G. v. C. über Dr. erzählt, nicht widerlegt; und das Widerlegen dieser Dinge, das ist die Aufgabe dessen, der gegen diesen Diffamator auftritt. Daß derselbe „kein Mann von Ehre“ sey, dies behauptet Hr. M. wegen der Pseudonymität, hinter der er sich verstecke. Diesen Vorwurf nun wird Jeder, der bey einer Anklage seinen Namen nicht angiebt, von den Gegnern empfangen. Aber unter Umständen dürfte er doch gar sehr ermäßigt werden, und gewiß ist, daß Viele, die zu ihrer Zeit anonym und pseudonym gegen eine herrschende Macht geschrieben, nach dem Falle derselben nicht bloß von dem Volke, sondern auch von den Geschichtschreibern kanonisiert worden sind. Gesetzt, Hr. P. Mager stände mit allen seinen Ansichten von Religion und Kirche auf dem den Principien seines Bischofs entgegengesetzten Standpunkte; er hielte diese Principien für vollen Irrthum, und ihre Ausführung für Verderben; es peinigte ihn, daß die Kirche seiner Provinz so völlig falsch und verderblich geleitet würde, und sein Mund ginge über von dem, was sein Herz preßte, er schriebe gegen den Bischof, — würde er sich für ehrlos halten, wenn er anstände, seinen Namen auf den Titel zu setzen? — Seyen wir billig auch gegen einen „verkappten Ritter;“ denn mit unbilligem Urtheile gegen ihn werden wir seine Schläge von dem Angeklagten nicht abwehren; mit dem Schwerte der Wahrheit allein können wir sie pariren.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

A U G U S T 1841.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über den Bischof Dr. *Drüseke*.
Zweyter Artikel.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Während diese ungeschickten Vertheidiger der Sache des Bischofs so gar keine Dienste leisten, im Gegentheil dieselbe nur noch mehr in den Verdacht der Schwäche bringen, tritt ein neuer Kläger auf, und das, was er erzählt und zu beeden verspricht, und worüber er eine ganze Synode zu Zeugen anruft, dürfte schwerlich eine andere, als ungünstige Ansicht über *Drüseke* unter dem Publicum verbreiten. Der Kläger hat sich genannt, und sein Schriftchen führt den Titel:

3) LEIPZIG, b. Schreck: *Der Wahrheit die Ehre*.

An die Gegner der sogenannten Schmähschrift von G. v. C. mit besonderer Bezugnahme auf die Synode zu Torgau. Von *Eduard Ehrenhaufs*, Pastor zu Troßin. 1841. 16 S. 8.

Der Vf. führt uns in die vom Bischöfe Dr. *Drüseke* zu Torgau gehaltene Synode, und läßt uns sehen, was da sich zugetragen. Er erzählt, daß der Bischof von der *Sintenis*'schen Angelegenheit gesprochen und darüber Folgendes geäußert: „1) wir schicken welche ab, um zu erfahren, was *Sintenis* predige; 2) mein Amt und mein Herz riethen sogleich für die Suspension des *Sintenis*; 3) es ist mir die Versicherung gegeben worden, die Entscheidung werde so ausfallen, daß ich gewiß damit zufrieden seyn würde; 4) die *Sintenis*'sche Sache ist für mich eine Lebensfrage; von der Entscheidung *pro* oder *contra* hängt meine fernere Amtsführung ab; 5) machte er (der Bischof) den Antrag, für seine Ansicht zu unterschreiben, damit man sähe, daß die seinige auch die der Provinz sey.“ Das ist allerdings stark, und Rec. kann es nicht bergen, daß diese Rede, wie sie hier steht, ihn nicht bloß verwundert hat. In Preussen und Sachsen, so

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

wenigstens ist es uns bekannt, lassen sich die Consistorien von den Predigern ihre Concepte überliefern, wenn sie sehen wollen, was dieselben predigen. So geschieht es auch mit dem, der schon in Verdacht oder gar schon im Anklagestande ist. Und das ist eine sichere, der Behörde würdige, und den betreffenden Prediger schonende Maßregel. Wir mögen nun wohl fragen, warum der Bischof Dr. diese Maßregel verschmähte, und in einer Angelegenheit, die so schon so viel Sperrendes und Beunruhigendes hatte, auch noch einen Weg einschlug, der immer etwas Gehäßiges hat, und die Gemüther nothwendig gegen die Behörde stimmen mußte. Und *Sintenis* verdiente wirklich Suspension? Auch das „Herz“ des Bischofs rieth dazu? Wir sind gewohnt, zu vernehmen, daß, wo harte Maßregeln nothwendig erscheinen, das Herz der Entscheidenden sich immer dagegen sträubt. Hr. P. *Ehrenhaufs* hat sich am Ende hier doch wohl verhält! Doch die Hauptsache: der Bischof fodert die Geistlichen seines Sprengels auf, für seine Ansicht, also für die beantragte Suspension des P. *Sintenis*, zu unterschreiben. Das erfüllt uns mit mehr als Staunen. Ein Prediger kann doch nur nach Recht und Gesetz suspendirt und abgesetzt werden? Hatte denn der Bischof das Recht und das Gesetz nicht so auf seiner Seite, daß er seinem Antrage durch Unterschriften von Männern, die amtlich mit der Sache gar nichts zu thun hatten, Nachdruck geben zu müssen glaubte? Diese Aufforderung war mindestens unwürdig der amtlichen Stellung, welche der Bischof einnimmt, und compromittirend für das Consistorium, dessen Director er ist, gleich wie für die oberste Behörde, welche seinen Antrag zu bestätigen gehabt haben würde. Wie weit das recht und fürsorglich gegen die Geistlichen selbst war, sie erst zu reizen, in der Sache Partey zu nehmen, von der sie schwerlich schon alle vollständige Kenntniß hatten, das wollen wir nicht in Betracht ziehen. Wir heben noch einige andere Dinge aus, welche der Vf. erzählt, über-

lassen jedoch einem Jeden, ein Urtheil darüber sich selbst zu bilden. Hr. P. *Ehrenhaufs* hatte den für die Torgauer Ephorie neu erwählten Sup. *Hauptmann*, „weil er als ein Mann von freyer Geistesbewegung — bekannt war,“ mit einem Lateinischen Gedichte begrüßt und darin auch gesagt: „*ut olim sic pariter tuum ecclesiis nostris scholisque fit ratio, ratio regimen.*“ Dieses Gedicht war auch dem Bischofe durch Jemanden mitgetheilt worden, und dieser sprach sich nun auf der Synode „mißfällig über die Worte: *fit ratio, ratio regimen etc.* aus, erklärte es selbst für Flachheit, dabey zeigend auf die Stimme u. s. f. — In der über Eph. IV, 4—6 gehaltenen Rede zur Einführung des neuen Superintendenten hatte er am Ende gesagt, daß „bey den jetzigen Zerwürfnissen die Kirche Christi zerfetzt und zerlumpt wie eine Bettlerin dastehe.“ — Der Bischof pflegt zu fodern, daß bey seiner Ankunft in einer Ephorie jeder Geistliche „das Wichtige, das etwa geschehen, schriftlich einreiche.“ In Torgau „klagte der Bischof, daß sehr wenige Eingaben geschehen seyen.“ „Ein Amtsbruder, welcher bemerkte, wenn sie einige Andeutungen erhalten hätten, so würden sie ihre Eingaben mehr nach dem Wunsche des B. eingereicht haben, empfing eine — compromittende Antwort.“ „Ein anderer Amtsbruder, der krank gewesen war, und am Pfingstfeste nicht hatte predigen können, bald aber wieder genesen war, und nebst einigen anderen Ereignissen dieses hauptsächlich einberichtet hatte, empfing über solche Angabe den Zuruf: Treten Sie vor, lieber Bruder, daß ich Sie sehe, und wurde gelobt.“ Doch genug! Wir können, was Hr. *Ehr.* erzählt, weder bestreiten, noch bestätigen. Wir müssen es ihm glauben, bis ein Anderer kommt, der ihn der Unwahrheit überführt. Auch erscheint er, — zwar nicht als ein Meister in der Darstellung, auch nicht als ein gewandter Dichter, wenn wir nach dem eingefügten Gedichte an die Kirche u. s. w. urtheilen sollen, — aber durchaus als ein Mann, der die Wahrheit ehren will und den Muth hat, sich zu nennen, indem er die Feder gegen seinen Vorgesetzten führt. Er fragt zuletzt: „Wozu nun dieses Alles?“ nämlich was er hier veröffentlicht; er antwortet: „Zunächst: der Wahrheit die Ehre zu geben, — sodann, um auf — den jetzigen Standpunct der Dinge — aufmerksam zu machen.“ „Das Recht, worauf ich mich hiebey stütze,“ sagt er weiter, „ist: daß ein Jeder schon an sich be-

rufen ist, für — Wahrheit zu sprechen; wir darauf: sind Belobungs- und Rechtfertigungs-Schriften erlaubt, so müssen auch Angriffs- und Widerlegungs-Schriften erlaubt seyn. Dazu berufe ich mich auf die Cabinetsordre vom 4 Februar 1804: eine schickliche Art der Oeffentlichkeit verdient in Schutz genommen zu werden. Meine Hoffnung endlich ist gestützt auf die Sache selbst, auf den Theil des Publicums, der unbefangen ist, wie auch auf den Duldungs- und Gerechtigkeits-Sinn der höchsten Staatsbehörden.“ Hat nun Hr. P. *Ehr.* die Wahrheit wirklich berichtet oder verkehrt, indem er falsch hörte oder falsch auffasste? Letztes wirft ihm vor der Vf. von:

4) TORGAW U. TROSSIN: *Der Wahrheit die Ehre!*

An Herrn P. E. *Ehrenhaufs*. 1841. 16 S. 8.

welcher seinen Namen auf dem Titel zwar nicht nennt, aber dem Verleger aufgegeben hat, um ihn dem P. *Ehr.*, so derselbe ihn wissen will, zu nennen. Er behauptet, P. *Ehr.* habe „in verletzter Eitelkeit die Feder ergriffen, und zwar ohne der Wahrheit *wesentlich* (?) zu dienen.“ Er erklärt über die betreffenden Worte in dem Lateinischen Begrüßungsgedichte, an denen der Bischof „Anstoß nahm und nehmen mußte,“ habe er nichts weiter gesagt, als: „Das möchte *ich* nicht geschrieben haben. Ich möchte aber geschrieben haben: *ductore Christo caritas fit*, oder vielmehr: *verbum, verbum et columen regimenque vitae*;“ von dem Gestus nach der Stirn, der überdies sehr natürlich sey, habe er nichts gesehen, und die „Erklärung der Flachheit“ habe nicht die Worte: *ratio, ratio* u. s. f., sondern „die Ansicht des *Sintenis* betroffen.“ Ferner sagt er, *Ehr.* rede irrig von „Glaubenschmähung,“ da der Bischof die *ratio* als die größte Himmelsgabe neben dem Gottesworte gepriesen, jene das Auge, womit diese das Licht, wodurch der Mensch die Wahrheit erkenne, genannt habe.“ Darauf tadelt er den P. *Ehr.*, daß er sich auf die Seite des G. v. C. stelle, die Schrift desselben nicht als Schmähschrift anerkenne und verlange, die den Bischof herunter stellenden Erzählungen darin müßten alle als unwahr nachgewiesen werden, wenn sie keinen Glauben verdienen sollten; denn dies sey unmöglich, da die Angaben so unbestimmt seyen, und die mehresten Thatfachen weder nach Ort, nach Zeit, noch Personen sich fixiren ließen, um eine Nachfrage und Untersuchung anzustellen. Dann gehet der Vf. auf das ein, was der Bischof in

Bezug auf die Angelegenheit des P. *Sintenis* nach Angabe des P. *Ehr.* auf der Synode in Torgau gesagt und gethan haben soll, und er giebt, mit Ausschluss eines einzigen Punctes, Alles zu, bestreitet jedoch die Folgerungen, welche P. *Ehr.* zu Ungunsten des Bischofs zieht, und nimmt denselben in Schutz. Der Punct, den er nicht zugiebt, ist, dass *der Bischof* den Antrag gemacht habe, die Geistlichen sollten für seine Ansicht unterschreiben. Der Vf. nämlich erzählt, dieser Antrag sey von einem Geistlichen der dortigen Gegend dem Bischofe gemacht worden; der Bischof habe ihn in Torgau auch zur Sprache gebracht und gefragt, was die Amtsbrüder dazu meinten; er selbst habe ihn nicht gebilligt, jedoch gesagt: „eher möchte ich den Vorschlag machen, dass die einzelnen Ephorien schriftlich der obersten Behörde ihre kirchliche Glaubenseinheit vorlegen,“ habe aber nach der dagegen gemachten Bemerkung des Superintendenten, dass dies „die einzelnen Ephorien zertrennen würde“ (ja wohl, ja wohl! der neue Sup. hatte ein klares Auge zum Beobachten) „seinen Vorschlag als momentanen fallen“ lassen. Hier also sind zwey verschiedene Relationen über ein Factum. Wir können nicht entscheiden, welche die richtigere ist; aber nach beiden bleibt stehen, dass der Bischof *Dr.* nicht abgeneigt war, den Geistlichen der Provinz in dem Auftritte gegen *Sintenis* eine Rolle zu überweisen, und so wird er darüber, von denen, die das nicht gut heißen können, mit Recht getadelt werden, mag nun P. *Ehr.* oder sein Gegner die Sache genauer erzählt haben. Der Vf. weist den P. *Ehr.* dann zu Rechte, dass er eine Antwort, welche der Bischof einem Geistlichen gegeben, „compromittirend“ nenne, und in der That können wir, wenn der Bischof sagt: „wer erst noch Andeutungen bräucht, wie er seine Mittheilungen über seine Amtserlebnisse einreichen soll, dem würden eben diese auch nichts helfen,“ es nicht unbillig finden; denn die Frage: wie wünschen Sie solche Mittheilungen eingerichtet? würde auch uns wohl wie ein Zeichen geistiger Armuth und Ungeschickes erschienen seyn. Dass ein anderer Geistlicher vom Bischofe wegen seiner schriftlichen Mittheilungen dieser Art herbeygerufen und gelobt worden, bestätigt der Vf. auch als geschehen, aber er tadelt Hn. *Ehr.*, dass derselbe diese „zum Theil interessanten und mit Gemüthlichkeit dargestellten“ Thatfachen nicht erwähnt, und bloß der einen gedacht habe, nämlich der, dass

der Betreffende krank gewesen, Pfingsten nicht habe predigen können, bald aber wieder genesen sey. — So schiebt auch diese Schrift die böse Angelegenheit nicht von dem Flecke. Die injuriösen Erzählungen des *G. v. C.* sind nicht aufgeklärt, und das hat auch der Vf. sich nicht zur Aufgabe gemacht; aber auch die Dinge, die Hr. *Ehr.* erzählt, sind theils nicht widerlegt, theils nicht in ein anderes Licht gestellt für den unparteyischen Dritten, und das Wenige, was als anders geschehen behauptet wird, das wird eben nur behauptet, nicht bezeugt. Wie der Vf., so hatte sich ja auch *Ehrenhaufs* auf die Augen und Ohren sämtlicher Anwesenden berufen. Wir müssen also Beiden vor der Hand noch gleiches Recht zugestehen, wo sie different sind in ihren Aussagen. Ob sich demnächst Jemand finden wird, der die Angelegenheiten mit geschickter Hand ergreift und zur Entscheidung bringt? Wir zweifeln fast. Die Freunde der Kirche mögen es wohl wünschen. Auch die Schrift, welche uns zunächst zukam, und nach Titel und Unterschrift von dem Unbekannten herrührt, welcher den Proceß begonnen hat,

5) LEIPZIG: *G. v. C. Dreyßig Fragen*, gerichtet an alle theologische Facultäten, Consistorien und protestantische Geistlichen Deutschlands, um deren ruhige, gründliche und baldige Beantwortung gehorfsamst gebeten wird. 1841. 14 S. 8.

führt den Streit nicht vorwärts, sondern breitet ihn erst weiter aus; sie geht nicht auf Untersuchung der Thatfachen ein, die *G. v. C.* erzählt hat, sondern fügt ihnen nur noch einige bey; sie giebt nicht bestimmte Gesichtspuncte an, von denen aus ein Bischof der evangelischen Kirche in unserer Zeit zu betrachten, sondern spitzt nur das dem Bischofe *Dr.* Nachgesagte, und das von seinen Freunden darauf Entgegnete und Gethane in scharfe Fragen zu, die nach den bis jetzt vorliegenden Acten kaum anders, als zu Ungunsten des Angeklagten beantwortet werden können. Die Leser werden unsere Ansicht selbst beurtheilen. No. 4. Haben die Freunde des *B. Dr.* bis heute seiner Angelegenheit mehr genützt, als geschadet? No. 5. Hat der neueste Hirtenbrief des *B. Dr.* über diese Sache auch nur den billigsten Erwartungen des In- und Auslandes entsprochen? No. 6. Wie ist die, unter Gebrauch des königl. Dienstsigels und unter herrschaftlich portofreyer Rubrik bewirkte Auffoderung an alle Geistlichen der

Provinz Sachsen, zu Gunsten des B. Dr. Bittschriften zu unterzeichnen, ausgegangen von dessen Anhängern zu Torgau, zu beurtheilen? No. 9. Wie läßt es sich zusammenreimen, daß der B. Dr. in seiner — Predigt —: Eine Heerde u. s. f. — 1839. S. 13 drucken läßt: „Die Einheit der Gläubigen kann sich nicht kund geben als gemeinschaftliches Halten auf Bekenntnisse über die himmlischen Dinge, von Menschenhand in Wort und Schrift gefaßt — je mehr Bestimmung durch Worte, desto mehr Hader über Werke — das Wort ist bald zu stumpf, bald zu spitz, bald zu weit, bald zu eng, bald zu einfach, bald zu vieldeutig; immer aber dem Mißverstehen bloßgestellt. Noch nie haben menschliche Erklärungen über göttliche Geheimnisse allgemeine Zustimmung erlangt oder dauerndes Einverständnis bewirkt. Hingegen haben sie Streit genährt und Parteyung gewehrt.“ Wie läßt es sich zusammenreimen, daß der nämliche Mann im folgenden Jahre 1840 die älteren und neueren Bekenntnisse über die himmlischen Dinge, von Menschenhand in Wort und Schrift gefaßt, wiederholt anführt, um die Entfernung eines Amtsbruders vom Dienste zu bewirken? wie zusammenreimen, daß der nämliche Mann, der auf der Kanzel predigt: „noch nie haben menschliche Erklä-

rungen über göttliche Geheimnisse allgemeine Zustimmung erlangt,“ einen rechtschaffenen Amtsbruder deshalb verfolgt, weil er von dem göttlichen Geheimnisse der höheren Natur Christi mit tausend Anderen eine andere Erklärung giebt, als der B. Dr.? No. 11. Ist der Ausdruck *empörend* zu hart dafür, daß der B. Dr., nachdem höheren Ortes eine friedliche Beylegung des Streites (mit *Sintenis*) empfohlen wurde, und baldiger Eintritt der Ruhe zu erwarten stand, die Hand dazu bietet, daß sein Gutachten vom 19 May 1840 in den Urkunden durch den Druck veröffentlicht, und somit ein mit dem B. Dr. in derselben Stadt angestellter und geachteter Geistlicher, welcher noch im Dienste befindlich, an den Pranger gestellt, und vom obersten Geistlichen der Provinz vor aller Welt ein Judas, ein Giftmischer, ein Verräther am Heiligen genannt wird? No. 12. Wie muß die Handlungsweise des B. Dr. im vorliegenden Falle vom Standpunkte der Preussischen Gesetzgebung aus beurtheilt werden? No. 16 und 18 zeugen überdies für Angaben des P. *Ehrenhaufs*, welche sein Gegner, der Vf. von der Schrift No. 4, nicht als richtig gelten lassen will.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Magazin von Beicht- und Abendmahls-Reden*. Erster Band. Herausgegeben von *Arndt, Afsmann, Berger, Fischer, Genzken, Girardet, Horn, Lommler, Melcher, Merkel, Schuderoff, Schröder, Siegel, Wallin*. 1841. VI und 260 S. 8. (1 Thlr.)

Gewiss kann für das geistliche Amtsleben nichts förderlicher seyn, als in unablässigem Studium der vergleichenden Homiletik die eigene Eigenthümlichkeit bestimmter auszubilden, sie vor Fehlern und Einseitigkeiten zu bewahren, und in genauer Beachtung, wie andere Prediger und Redner den Stoff verschiedenartig je nach ihrer Individualität aufgefaßt und behandelt haben, sich selbst fortzubilden, anzuregen und alles zu Individuelle und Einseitige abzuschneiden. — Dazu giebt vorliegendes Buch treffliche Anleitung. Mehr oder weniger enthält es Beyträge von bekannten, einige sogar von berühmten Homileten. Gerade in der Beicht-Rede zeigt sich das offene Predigerherz. Gerade in

der Behandlung und Gestaltung dieses Stoffs wird sich die eigene innere geistliche Gefinnung und Erfahrung am meisten herausstellen. Daher auch diese Beicht-Reden mehr oder weniger Abdrücke des inneren Menschen sind.

Die Kritik würde freylich auch hie und da des Gewöhnlichen, Matten, Manierirten und Verfehlten, Breiten und bloß äußerlich Aufgeputzten Manches auszumerzen haben; aber auch dergleichen kann, wenn auch nur in negativer Hinsicht, nützen; und reichliche Entschädigung an den Arbeiten mancher begabten und tüchtigen christlichen Redner wird jeder billige Leser finden. Der wackere, durch seinen praktisch theologischen und homiletischen Verlag bekannte Verleger hat Alles gethan, was er vermochte, um tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen. Mögen die homiletischen Meister ihn unterstützen! Mögen überall *Berufene* eigenthümliche Arbeiten zur Fortsetzung ihm ein senden, und die Auswahl mit Vorsicht und Strenge gehandhabt werden!

A. S.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1841.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schriften über den Bischof Dr. Drüseke.
Zweyter Artikel.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Auf die Seite des nun zweymal erschienenen unbekanntem Streiter gegen den Bischof Dr. tritt der Vf. folgender Schrift:

6) LEIPZIG, b. Wüller: *Des Volkes Stimme über den Streit um den Bischof Drüseke.* Gewidmet dem ungekannten und doch überall bekannten, dem tief geschmähten und doch hochgeehrten, dem hart bekämpften und doch ritterlich siegenden Herrn G. v. C. 1841. 16 S. 8. (3 Gr.)

Er giebt sich an als „einen schlichten Mann aus der Mitte des Volkes,“ und will berichten, was das Volk über den ganzen Handel und die einzelnen Vorkommnisse in demselben denke und spreche. Dieser sein Bericht lautet nun dahin: „Die Meisten zollten dem G. v. C. ihren Beyfall; nur hin und wieder erhob sich ein Tadel gegen seine Schrift.“ Die Vertheidiger des B., welche den G. v. C. schmähten, „machten das Uebel schlimmer“ nach dem Urtheile des Volkes. Auch *Bretschneider*, der in der Kirchenzeitung behauptete, „G. v. C. habe nicht den rechten Weg eingeschlagen;“ „die Verschweigung seines Namens werfe ein ungünstiges Licht auf seine Absicht;“ „er hätte sich mit seiner Anklage an die Behörden wenden sollen;“ „sein Verfahren könne vor der Moral nicht gerechtfertigt werden;“ auch dem „*großen Bretschneider*“ stimme das Volk nicht bey. Nämlich das Nennen des Namens hätte der Sache der Wahrheit geschadet (hier erklärt sich der Vf. nicht deutlich über das „Wie“), und zur Formirung einer Klage bey den Behörden hätten sich die von G. v. C. angeführten Vergehungen der Mehrzahl nach nicht geeignet. (Warum nicht,

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

wenn sie vor dem Volke zur Anklage formirt werden konnten?) Unfittlich nenne das Volk das Verfahren des G. v. C. nicht, denn er habe die Wahrheit vertreten wollen, und da habe er nicht fragen können, ob er den Bischof damit verletze. (Aber etwas Behutsamkeit bey dem Vertreten der Wahrheit, und etwas Schonung gegen die Individuen rathet doch wohl auch die Moral.) Auch würde das Volk schon seine Stimme für den Bischof erhoben haben, wenn die Anklage gegen ihn Verläumdung gewesen wäre, und er selbst hätte in seiner Unschuld die volle Beruhigung gefunden. Darin aber, dass der Bischof sich nicht vertheidigt, wohl aber sein Amt habe niederlegen wollen, darin sehe das Volk „ein Zugeständnis, aber ohne Reue.“ „Was die Vertheidiger des B. weiter gethan,“ nämlich dass sie ihn mit „ekelhaften Lobpreisungen“ überhäuften, wie vor allen die von Dr. *Fiedler* redigirte Pastoralzeitung, und dass sie seinen Werth übertrieben, das sey „für ihn vollends zu beklagen, und nie wieder gut zu machen.“ Ferner wundere sich das Volk sehr, dass es von den Freunden Dr.'s. angesehen werde als zu unwissend und zu unfittlich, um an dem Manne Gefallen zu finden, und über ihn urtheilen zu können. Das Volk sey nicht so verdorben, dass es nicht für einen edlen und tüchtigen Mann ein Auge habe; aber es lasse sich auch nicht blind machen gegen die Schwächen und Verkehrtheiten eines Menschen; es habe lange gesehen, was G. v. C. erzählt habe, und eben darum, weil er Dinge nenne, die allbekannt, habe er so vielen Beyfall gefunden. „Die für den Bischof ausgegangenen Erklärungen“ von Geistlichen hätten ihm bey dem Volke „nur geschadet;“ denn es sey damit „kund geworden, auf welchen schwachen Füßen seine Sache stehe;“ auch wisse man ja, wie diese Unterschriften zusammengebracht worden seyen, und die Schmach, die damit auf einen Theil der Unterschreiber falle, sey ein wahres Unglück. Das Volk finde es lächerlich,

wenn die Vertheidiger des B., weil sie an ein Paar Angaben des G. v. C. Ungenauigkeiten und Irrthümer nachgewiesen, meinen, sie hätten ihn widerlegt, und seine sämtlichen Erzählungen als Lügen erwiesen. Nein, das Volk „finde in der Schrift viele selbstgesehene und gehörte Dinge unentstellt wieder, könne auch noch gar manchen Beweis zu den Behauptungen des G. v. C. liefern.“ Auch der Vf. „habe deren eine große Menge in Bereitschaft, und werde sie liefern, wenn es ferner noch Noth thun und gut seyn sollte.“ Von S. 9 an folgt dann dieß und das über des B. Dr. Verhalten gegen *Sintenis*, über seine dahin schlagenden Aeußerungen in der Torgauer Synode, welche P. Ehr. veröffentlichte, und über den Gegner von Ehr., welchem vorgeworfen wird, daß er bey seiner Vertheidigung Dr's. und seiner amtlichen Thätigkeit Jesuitengrundsätze an den Tag lege. — Diese Schrift enthält manches Wahre, ist aber auch nicht frey von Einseitigkeiten, fördert die Sache selbst, um die es sich handelt, nicht weiter, und doch hätte dieß der Vf. gekonnt; er durfte nur „die große Menge von Beweisen,“ die er in Bereitschaft zu haben erklärt, vorlegen und beglaubigen. So wissen wir durch seine Schrift nicht mehr, als wir vor ihr gewußt haben, sehen nur einen neuen Gegner wider Dr. da stehen, und zwar einen, der seine Verurtheilung so wenig durch Recurs auf beglaubigte Thatfachen motivirt, wie die Vertheidiger ihre Freysprechung justificiren. Anders steht es um die letzte Schrift, die uns bis jetzt zugekommen:

7) LEIPZIG, b. O. Wigand: *Auch eine und zwar die alternöthwendigste Vertheidigung für den Bischof Drüseke*. 1841. 30 S. 8. (4 Gr.)

Der Vf. faßt die mit der Anklage des G. v. C. ziemlich gleichzeitig erschienene Schrift: *Urkunden über das Verfahren des königlichen Consistoriums zu Magdeburg gegen den Pastor Sintenis* nebst Bemerkungen dazu mit Rücksicht theils auf einen Aufsatz in der evangelischen Kirchenzeitung, theils und besonders auf das von Hn. Dr. Bretschneider in dieser Sache abgegebene Urtheil, mitgetheilt von einem Freunde der Wahrheit. Leipz., b. Dyk 1840. — in's Auge, und gewinnt die Ueberzeugung, daß „diese Schrift eine schmählichere Beschimpfung — für den Bischof Dr. enthält, als jenes Pamphlet des G. v. C. denselben nur irgend beybringen konnte.“ Nämlich das Gutachten, welches in diesen Urkunden vorkomme, und die

Aufschrift führe: „*Ansichten des Hn. W. F. Sintenis u. s. w., wiefern dieselben in öffentlicher Lehre hervorgetreten sind, vom biblisch-theologischen Standpunkte gewürdigt*,“ würde, wenn es von Drüseke herrühre, denselben in den Augen aller Welt herabsetzen; Dr. aber stehe wissenschaftlich und moralisch höher, als der Vf. dieses angeblichen Gutachtens; der also, welcher es Dr. beygelegt, und als sein Werk veröffentlicht, habe ihn auf das Schmähhchste beschimpft. Der Vf. halte es für seine Pflicht, den Bischof gegen solchen Schimpf vor Allem zu retten, und er wolle daher beweisen, daß das vorliegende Gutachten von demselben „durchaus nicht herrühren könne.“ Er beruft sich zuerst auf innere Gründe, und betrachtet theils die scientifiche, theils die moralische Seite, die das Gutachten hat. Er notirt die unlogische Schematisirung des Ganzen, die darin vorkommenden Versehen gegen den symbolischen Lehrbegriff, der doch von Dr. festgehalten werde, die vielen unzuentschuldigenden Urtheile über den Rationalismus, die mancherley Selbstwidersprüche und die klägliche Zusammenreihung von Bibelstellen, die gegen *Sintenis* Ansicht zeugen sollen, und zum Theil sogar Hauptbeweistellen für die Rationalisten sind, und zieht aus dem Allen den Schluss: So unkundig und ungeschickt ist Dr. nicht, daß er solch' ein Machwerk zusammenstellen konnte! Aber er betrachtet auch die moralische Seite des Gutachtens. Er sieht, daß die Tendenz des Gutachtens ist, den Past. *Sintenis* wegen seiner rationalen Ansicht schuldig darzustellen, und zur Absetzung zu bringen; diese Tendenz aber könne Drüseke nimmermehr haben, da er früher selbst der rationalen Ansicht zugethan war, und bey seinem freundlichen Herzen unmöglich einem Anderen ein Schicksal konnte bereiten wollen, das er sich selbst ehemals nicht gewünscht haben wird. Denn Dr. kenne ja recht gut den Spruch: Alles, was ihr wollt u. s. f., der auch negativ in der Bibel (Tob. 4, 16) zu finden sey. Noch viel weniger aber könne man Dr. das Gutachten dann zuschreiben, wenn man das „Manövriren“ beachte, das zu dem beabsichtigten Zwecke der Schuldigerklärung u. s. f. des *Sintenis* führen solle. Da finde man „hämische Insinuationen,“ „boshafte Verdrehungen“ dessen, was *Sintenis* in seiner Eingabe gesagt, „teuflische Consequenzen“ aus den Worten desselben, „überaus gehäßige und leidenschaftliche Aeußerungen“, selbst „hämischen Spott“ über

ihn, so daß man *Drüfke* darin nun und nimmer wieder zu erkennen im Stande sey (S. 20—24). Was die äußeren Gründe anlangt, um deren Willen der Vf. das Gutachten für apokryph hält, so erinnert er: unmöglich konnte *Dr.* auf die Absetzung des *Sintenis* antragen, da er als „kluger Geschäftsmann,“ wie ihn ja „seine Vertheidiger zur Genüge“ dargestellt, voraus wissen mußte, daß dieser Antrag wegen der unzureichenden Gründe nicht durchgehen würde. Zwischen dem Gutachten und dem Erfolge desselben (*Verweis an Sintenis* und *Verwarnung*) ist gar kein Zusammenhang, da dasselbe ja etwas ganz Anderes (*Absetzung*) beantragte. Dann aber auch, erinnert der Vf., ist es gar nicht begreiflich, wie das Gutachten, wenn es *Dr.* gegeben, in's Publicum kommen konnte. Das Gutachten hatte doch nicht seinen beabsichtigten Erfolg, kam also *ad acta*; aber die streng angeordnete Amtverschwiegenheit wird doch Niemand bis zur Auslieferung eines Actenstückes verletzt haben, und gestohlen kann es auch nicht seyn! Also, schließt der Vf.: das Gutachten ist ein *Falsum*, rührt nicht vom Bischofe *Dr. Drüfke* her. Unter dieser Form einer kritischen Untersuchung über Authenticität deckt der Vf. die großen Schwächen und die großen Härten jenes Gutachtens auf, so daß sie auch dem, welcher sie bey'm eigenen Lesen vielleicht übersehen hatte, ärgerlich in's Auge fallen. Ist das Gutachten authentisch, — und der Vf. zweifelt wohl nicht daran, — so hat er dem Bischofe einen schlimmeren Stand vor dem unbefangenen Volke bereitet, als *G. v. C.*, und das Schild der Vertheidigung, das er über ihn ausbreitet, dient nur dazu, den Zuschauern die Hand zu verbergen, welche die argen Schläge führt. Die Schläge jedoch sehen sie, und sie sehen auch, wie tief sie gehen. Mit dieser Schrift, die wir überdies ohne Weiteres als einen entschiedenen Angriff auf *Dr.* betrachten, hat der ganze Streit eine bestimmtere und schärfere Richtung genommen. *G. v. C.* besprach die ganze Wirksamkeit des Bischofs, schilderte sie in einzelnen Erzählungen, die nicht rechten Zusammenhang hatten, nicht immer genug beglaubigt erschienen, kam vor lauter Einzelheiten nicht zu einem einigen Punkte, auf dem sich die Wissenschaft niederlassen, und ihr Gericht beginnen konnte. Der Vf. dieser letzten Schrift aber bleibt bey einem einzigen Acte der bischöflichen Thätigkeit *Dr.'s*. stehen, und zwar bey einem Hauptacte, beleuchtet denselben wif-

fenschaftlich, und führt uns auf den Grund, auf welchem die ganze Differenz zwischen *Dr.'s*. Freunden und Feinden ihre Wurzeln und ihre Nahrung hat, auf die dogmatische Ansicht. *Dr.* und seine Anhänger stehen als Symbolgläubige da, seine Gegner sind Männer vom rationalen Principe. Wissenschaftlich werden sie sich nie einigen; das ist unmöglich, wenn beide Theile nur irgend folgerecht denken und handeln; es ist in Magdeburg und der Provinz Sachsen ebenso unmöglich, wie es anderwärts je gewesen. Also mögen sie sich christlich tragen, wie es ja auch Katholiken und Protestanten haben lernen müssen, mögen neben einander nach bestem Wissen für die Gemeinde wirken, mögen einander belehren und bessern, aber nicht auf Ausrottung wider einander ausgehen. Die von *Dr.* beabsichtigte Absetzung des *P. Sintenis* wegen seiner rationalen Auffassung ist uns ein Greuel, und wir sind überzeugt, der Demos hätte sich in seinem Innersten verwundet gefühlt, und sich in Masse erhoben, wenn sie durchgegangen wäre; denn im Volke ist zehntausendmal mehr Toleranz, als die für ein System eingenommenen Männer muthmaßen. Aber auch dies wäre uns ein Greuel, wenn man um dogmatischer Ansichten willen eine Degradation *Drüfke's* etwa beabsichtigte, und wir sind sicher, dem Manne, wäre er wirklich abgegangen, wäre das Bedauern von sehr Vielen gefolgt, die seinen Symbolglauben nicht theilen. Dies ist unsere Ansicht, und wir können versichern, daß wir nicht allein sie hegen. Möchte sie bey denen Eingang finden, welche bey ihrer Glaubensfestigkeit noch Herzenshärte haben!

Παλ.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

JENA, b. Hochhausen: *Stunden der Andacht*. Eine Sammlung der vorzüglichsten religiösen Dichtungen von *Sophie Albrecht, Arndt, Baggesen, Bouterwek, Luise Brachmann, Bramigk, Bube, Bürde, H. v. Chezy, Claudius, Conz, Cramer, Cronegk, Demme, Döhlert, H. Döring, Eberhard, v. Eichendorf, Eisentlohr, Eschenburg, Falk, de la Motte Fouqué, Agnes Franz, Gellert, P. Gerhard, v. Gerstenberg, Gieseke, Gleim, v. Goethe, Hagedorn, J. Gräfin v. Hahn-Hahn, Haller, Hauff, Haug, v. Haugwitz, Th. Hell, v. Herder, Hermes, Hölderlin, Hölty, Hoffmann v. Fallers-*

leben, Hohlfeld, Jakobi, Kannegiesser, J. Kerner, v. Kleist, Klopstock, Knapp, v. Knebel, Th. Körner, Kosgarten, Krug v. Nidda, Krummacher, Langbein, Lavater, Luther, Mahlmann, v. Matthißen, Mächler, Neubeck, Neuffer, Niemeyer, Nöldecke, Nonne, A. v. Nordstern, Novalis, Oesterlein, Overbeck, Pfeffer, Ramler, Raupach, E. v. d. Recke, Lina Reinhardt, R. Roos, Rückert, v. Salis, v. Schenkendorff, v. Schiller, Schink, A. W. v. Schlegel, Fr. v. Schlegel, Amalia Schoppe, Schottin, A. Schreiber, Chr. Schreiber, Schubarth, St. Schütze, Seume, Spitta, Graf v. Stollberg, Chr. v. Stollberg, Strack, Streckfuß, Thering, v. Thümmel, Tieck, Tiedge, Uhland, Uz, Voss, v. Weissenberg, Wieland, Witschel, O. L. B. Wolff, Zachariä, Zollikofer und vielen Andern. Supplement zu den in Aarau erschienenen Stunden der Andacht. 1841. VIII u. 188 S. 4. (18 gG.)

Wir haben nicht selten die Klage vernommen, daß die beliebten *Stunden der Andacht* das Gebiet der Poesie allzu wenig berühren, da doch bekanntlich die Ergüsse des gläubigen Herzens und religiöser Begeiste-

rung, in poetischer Form gefaßt, mit gesteigerter Gewalt hinreißen, und die Majestät dessen, zu welchem sie strömen, tiefer und dauernder empfinden lassen. Diefem Bedürfnisse hat der Herausgeber vorliegenden Werkes, der unter dem Vorworte sich D. Johannes Günther nennt, abzuhelpen gesucht, und durch gute Auswahl aus einer großen Menge religiöser Dichtungen, wie der Titel sie namhaft macht, wirklich abgeholfen. Es versteht sich von selbst, daß nicht alle hier aufgenommenen Lieder und Gefänge einen gleichen Werth haben; aber wenn auch mancher Leser dieses und jenes, vorzüglich manches Matte und Schwache von Frauenshand, schnell überschlägt, so wird er doch bey den meisten gern und mit Danke gegen den einsichtigen Sammler verweilen, und sich gehoben und erbaut fühlen. Hr. G. erwähnt in seinem Vorworte dankbar, daß Mehrere „durch Originalbeyträge die Sammlung zu zieren die Güte gehabt“: wir hätten gewünscht, daß er diese hier zum ersten Male gedruckten Gedichte den Lesern bekannt gemacht hätte.

Das Außere des Buches ist sehr anständig und des Inhaltes würdig.

St tz.

K U R Z E A N Z E I G E N.

JUGENDSCHRIFTEN. *Augsburg*, in d. v. Jenisch u. Stage'schen Buchhandlung: *Neue Erzählungen für die Jugend*, vom Verfasser „des Glockenbuben.“ Mit einem Stahlstich. 1841. 172 S. 8. (9 Gr.)

Einfache, recht kindlich einfache Erzählungen, welche ihren Weg, vom Herzen zum Herzen, wohl finden werden. Die Begebenheiten sind zum Theil auf dem natürlichen Wege, wie sie auch wirklich in's Leben zu treten pflegen, herangeführt. Die ihnen gegebene religiöse Tendenz duftet nicht allzu stark nach dem Seelenöle des Pietismus, welches sonst wohl die Verlags-Artikel dieser Buchhandlung schon von ferne kenntlich macht.

Die Schrift enthält der Erzählungen vier: 1) der zerbrochene Spiegel, oder: Gott verläßt nicht, die zu ihm beten. 2) Junker Mordimeer. 3) Der Rehbock, oder: die beiden Schatzgräber, und 4) der Diamantring, unter welchen uns No. 1 und 3 die vorzüglicheren scheinen; in No. 2 u. 4 verirrt sich der Vf. in Zustände, die ihm selbst fremdartig seyn mögen, denn beritt er Grafenschlöffer oder Ritterburgen, so zeigt er sich ungelenker, und von seiner Vorstellung befangener.

Der beygefügte Stahlstich erhöht, wie Bilder bey Jugend-

schriften immer thun, auch an dieser das Interesse. Die übrige Ausstattung ist recht gut. W.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. *Herborn*, b. Kernsef: *Confirmandenbüchlein. Glaube, Liebe und Hoffnung in Christo*, oder *kurzer Inbegriff der christlichen Heilslehre*, (für den letzten Vorbereitungsunterricht zur Confirmation) für seine Confirmanden dem Druck übergeben von G. St. Rinck, herzogtl. Nassauischem Prof. am theologischen Seminar und erstem Pfarrer zu Herborn.

Ein frommer, heiliger Geist weht in diesen Blättern. Man erkennt bald, daß es dem Vf. bey Abfassung derselben um eine hochwichtige Angelegenheit des Christen, der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl, zu thun war. Die gedrängte Zusammenstellung der vornehmsten christlichen Hauptwahrheiten, mit darauf bezüglichen Bibelsprüchen und eingestreuten Liederverfen, werden den Confirmanden die beste Veranlassung darbieten, sich nach des Vfs. Wunsche im Vorworte „das Wesentlichste des Christenthums fest und unvergesslich einzuprägen.“ Es enthält dieser Grundriß übrigens 83 Abschnitte. Möge die fromme, edle Absicht des Vfs. an recht vielen jungen Christen bewährt und erreicht werden. D. R.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

P H I L O L O G I E.

MÜNSTER, in d. Theiffing'schen Buchhandlung: Dr. J. R. Köne, über die Sprache der Römischen Epiker. Nebst einer Nachschrift über die Metrik der Römischen Epiker, von Prof. Dr. W. H. Grauert. 1840. VI u. 318 S. 8. (1 Thlr. 7½ Sgr.)

Zu den schwierigeren Punkten der Profodik, wenn sie in ihrem Verhältnisse zur Metrik betrachtet wird, gehört die Lehre von dem Einflusse des Metrums auf Modification der Quantität einzelner sich für dasselbe weniger eignenden Wörter, und von der Rücksicht, welche der Dichter bey der Wahl, Stellung und Umbildung der Wörter auf das Versmafs, in welchem er dichtet, genommen hat. Es ist dieß ein Gegenstand, der ebenso wichtig für die Profodik (als Theil der Formenlehre betrachtet), als für die Grammatik, und namentlich auch für die Metrik unentbehrlich erscheint, die wenigstens in der Einleitung oder in dem allgemeinen Theile von den Schwierigkeiten zu reden hat, welche die Sprache, als schon gebildet und vollendet gedacht, dem Versbau in gleichartigen Rhythmen entgegensetzt, und von den Mitteln und Freyheiten, durch welche sie der Dichter überwindet. Dieß kann nun zunächst und in der Regel durch eine scheinbare, wenn auch unter ein höheres Gesetz sich unterordnende Verletzung der Grundregeln der Profodie geschehen, und darum ist in einem solchen Abschnitte von Verlängerung kurzer und Verkürzung langer Silben um des Metrums willen, von Elision, Hiatus, Synizefe u. a. Arten der Contraction und ähnlichen Gegenständen zu handeln; oder es kann der Dichter ein Wort, welches ihm in den Vers zu bringen schwer wird, umbilden oder durch ein anderes ersetzen. Diese letzte Art und Weise, die Schwierigkeiten der Versbildung zu umgehen, schien dem Vf. der vorliegenden Schrift bisher noch zu wenig erforscht; und, wie er selbst (Vorrede S. III) berichtet, das erste Wort in Virgil's Aen. I, 2, *Italiam*, veranlafste ihn zuerst zu der Frage, warum die erste Silbe dieses Wortes hier lang gebraucht sey, und warum, da selbst auf diese Weise der Nominativ des Wortes nur durch Elision des letzten Vocals für den Hexameter geeignet werde, nicht lieber die zweyete Sylbe lang gemacht worden sey. Indefs dieß erwies sich bey näherer Ueberlegung noch unzuweckmäfsiger, weil auf diese Weise *Italiae* und die übrigen Casus nicht gepafst hätten. Hierauf zählte er „in den Declinationen, Conjugationen und in den Wortbildungen eine gar nicht erwartete Menge von Formen und Wörtern, deren Zeitmafs dem daktylischen Verse widerstrebt.“ Bey fortdauernder Lectüre im Virgil glaubte er „in den eigenthümlichen von der Prosa abweichenden Formen und Wendungen die Mittel zu entdecken, welche der Dichter angewandt hatte, um sich *aus der Noth* zu helfen.“

Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet Hr. Köne durch das ganze Buch hindurch die Abweichungen der Römischen Dichter, welche sich des daktylischen Versmafses bedienten (denn er nimmt seine Beyspiele auch aus den elegischen und didaktischen Dichtungen) von der gewöhnlichen Prosa; häufig spricht er von der „Verlegenheit, in welcher sich Ovidius befunden haben müsse“ (S. 6); von der Dehnung einer kurzen, oder Verkürzung einer langen Silbe als einem Erzeugnisse, nicht der Willkür, sondern der Noth (S. 13); von dem poetischen Beywerk, welches oft nichts weiter sey, als geschickte Kunstgriffe, der Armuth und Noth auszuweichen (S. 17); von der Noth und Klemme, in welche der Epiker durch diejenige Classe von Wörtern der ersten Declination, welche vor der En-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

ding einen Trochäus haben, gebracht werde (S. 30 Mitte und z. E.); von den häufigen Pluralen bey Dichtern: „will man in solchen Pluralen eine poetische Kraft finden, so muß man erst die Noth der Dichter in Abzug bringen“ (S. 58) u. s. w.

Diese Ansicht verleitet den Vf. zu harten und oft ungerechten Urtheilen über den Einfluß der Römischen Epiker auf die Sprache, aus welcher Vieles in die Prosa übergegangen sey; „sie haben ihrer Muttersprache die Form des Griechischen Verses mit Gewalt aufgedrungen“ (S. 4); wegen der Noth, in welche sie durch so viele für dieses Versmaß nicht geeignete Wörter und Formen gebracht wurden, sich nicht scheut, oft gewaltsame Hand an den schönen, aber für ihre Zwecke nicht geeigneten Bau anzulegen, haben ihn aus den Fugen gerissen, ihn oft gräßlich verstümmelt (S. 7); sie ziehen statt der erzählenden, dem Epos entsprechenden Zeiten das beschreibende *Præfens*, oft in ungezügelter Willkür, vor (S. 10); sie verzichten, um die *Stutzung* oder Elision, eine arge, barbarische Verstümmelung der Sprache, zu vermeiden, auf die herrlichen Formen, wie *otium*, *nuptiae* (weil bey denselben die Elision der Endsylbe greulich wäre) und helfen sich durch allerley Umwege (S. 11); auch Synizesis, Synaloppe und Syncope sind nur Sprachverderbnisse (S. 12); sie riefen eine Menge veralteter Formen und syntaktischer Verbindungen wieder in's Leben, weil sie die geläufigen nur zwänglich oder gar nicht in den Vers bringen konnten — dieß waren „*altmodige Blumen auf neuem Kleide vom neuesten Schnitt, oder kindische Greise im Reigen blühender Knaben und Jünglinge*“ (lächerlich klingt der Zusatz: bey Homer sey dieser Mißgeschmack nicht (S. 19), da wir weder aus dessen Zeitalter die Sprache der Prosa, noch die der früheren Zeit kennen); der Vocativ, den die Dichter oft anwenden, wo man den Nominativ oder Accusativ erwarten sollte, ist oft Flitterstaat, der bittere Armuth verbirgt, da jene anderen Casus nicht in den daktylischen Vers passen würden (S. 31, vgl. S. 47); Noth und Furcht vor einer das Wort sehr entstellenden Stutzung war's, welche Aesacon u. a. Griechische Formen erzeugten (S. 33); die Epiker zerstörten, was ihre Sprache so vortrefflich gebaut (S. 46, indem sie statt *ostreae* nach dem Griechischen *ὄστρεον ostrea* im Plural sagten); harten Tadel verdient, wer leidiger Be-

quemlichkeit zu Liebe die schöne Form zerstört (nämlich *vincla* und *pericla* statt der volleren Form setzt (S. 60); durch die Noth der Epiker hat die Sprache das abfcheulich verstümmelte Wort *obex* erhalten (S. 92); die Dichter haben sich die größten Verletzungen gegen den Satzbau erlaubt (S. 149).

Es würde ein wenig anziehendes und noch minder dankenswerthes Geschäft seyn, wollte Rec. noch mehrere solche harte und einseitige Urtheile über die Sprache der Römischen Epiker hier anführen; die gegebenen werden genügen, um zu zeigen, wie befangen der Vf. jede Abweichung derselben von der Prosa des goldenen Zeitalters nur als einen Nothbehelf ansieht, um die Schwierigkeiten zu umgehen, welche die profodische Beschaffenheit der Wörter und Namen der daktylischen Versification entgegensetzte; die Römischen Dichter der Augusteischen Zeit erscheinen nach seiner Darstellung als elende Versdrechsler, welche fortwährend in der größten Noth sind, ihre Gedanken in Worte einzuzwängen, welche sich dem Hexameter anschmiegen können*); ihnen ist fast kein Gesetz ihrer Sprache heilig, wenn sie durch dessen Verletzung sich aus der Noth helfen können; endlich ist jede Abweichung, die sie sich um des Verses willen erlaubt haben, nicht bloß sprachwidrig, sondern auch eine Verunstaltung und Verstümmelung; ein Urtheil, zu dem wir bey dem Stande unserer Kenntniß von der Römischen Sprache, und bey der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, uns ganz in den Geist jener Zeit zu versetzen, und ein richtiges Gefühl uns anzueignen, was allein hier sicher leiten könnte, schwerlich uns berechtigt halten dürfen; wenigstens ist dieß Verfahren, wenn auch im Einzelnen mitunter das Richtige getroffen werden sollte, im Allgemeinen unzähligen Irrthümern und Fehlgriffen ausgesetzt. Auch sind wir weit entfernt, immer genau entscheiden zu können, was bloß Sprache der Dichter und nie von dem Prosaiker angewandt worden seyn mag; ja, Hr. K. giebt selbst man-

*) Von Ovid, der einmal sagt:

*Quatuor ille quidem tuvenes totidemque creatat
Femineae fortis*

heißt es S. 51: „Fürwahr, die Noth lehrt auch — dichten!“ Unbeholfener Ovid, der nicht an *puellas* dachte, sondern nur, wie Hr. K. will, an *virgines!*

che Formen an (wie *tegmen* S. 116, *culmen* S. 117), welche ursprünglich nur von den Epikern aus Noth erfunden worden, aber von diesen auch in die Sprache der Prosaiker übergegangen seyn sollen; ja, er tadelt S. 19 f. die Nachtreter der Epiker, welche so wie diese nicht wenig dazu beygetragen haben sollen, daß sich die Lateinische Sprache nach und nach von dem Wege, den sie ging, so weit verirrt, daß wir sie nicht wieder finden. „Die alten Dichter (heißt es S. 19 im Sinne ihrer Nachahmer) waren gottbegeisterte Männer; was und wie sie's sagten und sangen, das und so war's heilig, groß, erhaben. Und da giebt's dann auch Menschen die Menge, welche, um gelehrt und vornehm zu scheinen, dem Dichter nachsprechen, unbekümmert, ob sich's zieme oder nicht.“ Und als mit dieser Sucht, die Dichter nachzuahmen, behaftet, werden Cicero, Livius, Florus, am bittersten aber Tacitus getadelt (S. 20). Hiebey ist indess zu erinnern, daß bey Weitem die meisten sprachlichen Abweichungen, welche Hr. K. anführt, aus den Epikern (und didactischen Dichtern) des goldenen Zeitalters entnommen sind, welche aber auch am meisten Verletzungen der einmal angenommenen Quantität der einzelnen Wörter, Ausstofsungen des *s* am Ende und andere Mittel, unfügbar Wörter in den Vers zu bringen, wie sie von Lucretius, und noch mehr von Ennius und Lucilius angewendet wurden, sorgfältig vermieden haben; daß aber Virgilius, Ovidius und Horatius nicht ihren Zeitgenossen als gottbegeisterte Männer galten, ist aus des Letztgenannten Epistel an Augustus zu lernen. Ueberhaupt paßt ein solches Raisonnement wenig auf die Augusteische Zeit, so wie auch die Vergleichung des Anfangs der Odysee und der Aeneide (S. 1 ff.), welche natürlich sehr zum Nachtheile Virgil's ausfällt, beweist, wie wenig Hr. K. die Verschiedenheit des Standpunctes und des Zeitalters beider Dichter in's Auge zu fassen vermochte. Der Römer war nicht bloß Schüler und Nachahmer des einfachen Homer, sondern er kannte auch die Dichter der späteren Zeiten und der anderen Gattungen, er hatte auch die Alexandriner gelesen, und natürlich war es daher wohl, daß das Studium dieser mehr künstelnden Dichter einen verschiedenartigen Einfluß auf seine Weise äußerte, und seiner Poesie eine ganz verschiedene Färbung gab. Wenn daher auch Virgil den Homer nach-

ahmte, so ist er doch nicht das für sein Volk, was Homer für die Griechen war, und ein Herabsetzen seines dichterischen Werthes zu Gunsten der Homerischen Poesie mindestens befangen zu nennen.

Der Vf. spricht nach der eben gerügten Vergleichung Virgil's mit Homer S. 3 von der Leichtigkeit, mit welcher sich die Griechische Sprache in ihrer Wortbildung, Flexion und Syntax für das daktylische Versmaße eigne, während der Lateinischen (S. 4 f.) dasselbe mit Gewalt aufgedrungen worden sey zu einer Zeit, als der Gang ihrer Bildung dem, der zum Hexameter führt, schnurgerade entgegengesetzt war. Namentlich hatten sich damals die langsilbigen Stämme gegen die kurzsilbigen zu sehr vermehrt; in den Flexionsendungen waren die kurzen Vocale größtentheils in einen langen zusammenschmolzen, und diese Verschmelzung hatte eine so feste Gestalt angenommen, daß sie keine Auflösung zuließ. Daß diese Häufung der Längen dem daktylischen Rhythmus hinderlich sey, dem iambischen und trochäischen aber günstig (S. 5 z. Anf.), ist eine nur halb wahre Behauptung; denn zu viel auf einander folgende Längen machen das daktylische Versmaße nur etwas schwerfällig, im trochäischen Versmaße aber (wenigstens der strengen Lyriker des Augusteischen Zeitalters und der nächstfolgenden Zeit) sind sie durchaus unzulässig. Im Allgemeinen classificirt Hr. K. in der Einleitung die Wörter, welche dem Epiker Schwierigkeiten machen, *a*) als *unfügbar* diejenigen, in welchen vor einer langen Casusendung ein Trochäus vorhergeht (S. 5), wie *otius, gloriae, milites* u. a., und solche, welche mehr als zwey auf einander folgende Kürzen haben (S. 6), wie *gremia, folia, memoria, capitibus*; *b*) als *beschränktfügbar* dagegen diejenigen Wörter, in denen auf eine oder zwey Kürzen zwey Längen folgen, wie *aquarum, dominorum*, weil sich diese nur für den vierten oder sechsten Vers eigneten (vgl. S. 29, 39 z. E., 104, als wenn sie nicht auch in dem zweyten Fusse stehen könnten, wenn nur ein einsilbiges Wort darauf folgt, oder die Cäsur in dem vierten Fusse Statt findet). Hieran knüpft Hr. K. eine kurze Uebersicht der gewöhnlichsten Mittel, deren sich die Epiker aus Noth zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten bedient haben, und zwar zuerst (S. 8 ff.) der *Aushülfe durch die Form*; als deren Hauptarten er bezeichnet: *a*) die Vertauschung

des Geschlechts, *dura flex* S. 93 u. ähnl. (vgl. S. 73, 85, 112, 136, und die *Heterogenea epulae, juguli, clipeus* statt *clipeum* (?) *caseus* S. 55 ff.) b) Die Vertauschung der Casus, *Romule* statt *Romulum* (S. 9 vgl. 31, 47, 119, 206) was indess mehr in die Syntax gehört, sowie *haeret lateri letalis arundo* S. 112 und *solstitium pecori defendite* S. 42; keineswegs aber sollte Hr. K. auf die Stelle Ovid. Trist. II, 428:

Femina cui falsum Lesbia nomen erat

so großes Gewicht legen, als wenn der Dichter nur aus Noth *Lesbia* statt *Lesbiae* gesagt hätte, vgl. *Zumpt* §. 421 und *Cic. Verr. IV, 53*; c) die Vertauschung des Numerus, wie *Tartara, intuba* S. 31, *arbata, Maenala* 32, *pluviae* 41, *galeae* 43, *cingula, otia* 58 z. A., *hordea* 59 (was *Macvius* im *Virgil* tadelte), *aucupibus* 91; Beispiele des Singularis statt des Pluralis werden S. 47, 71, 91, 105, 127 und bey Verben S. 156 angeführt, nur geht auch hierin Hr. K. zu weit, indem er Alles nur als Aushülfe in der Noth, nicht als poetische Individualisirung gelten lassen will; d) bey Verben Vertauschung der *Tempora*, namentlich das Perfectum statt des Praesens S. 156, 168, 224, das Praesens statt des Plusquamperfectum (?) 152; e) abweichende Flexionen (*Heteroclitia*), wie *vespere* S. 35, *materies* 40 u. 197, *ingere* 61, *bijuges* und *bijugi* 73, *gaufapa* und *gaufupe* 76 f., *baccaris* und *baccar* 77 z. E., *quies quietem* 82, *Arabo* 89, *laurus, us* statt *lauri* 97, *specus* statt *specu* (?) 100, *cornorum, tonitrus* 101, *pecudes* statt *pecora* 102, *cucumim* statt *cumerem* 111, *contagium* 121, *sanguen* im Accusativ 124, *alivum* 127, *Caerilis* statt *Caeretis* (Genitiv von *Caere*) 136, *lapi* statt *lapide* 139, *Taenaris* für *Taenaria* 193; vgl. noch über den Vocativ der zweyten Declination auf *us* S. 29, über dem Genitiv Plur. auf *im* ebend. und in der ersten Declination S. 42, über die Contraction des Genitivs auf *ii* 34, über den Ablativ Sing. der dritten Declination auf *e* oder *i* S. 68, 70, 90, 111, 128, 130, 134 über den Gen. Plur. auf *um*

oder *ium* 69, 79, 133; über den Dativ der vierten Declination auf *u* S. 96 u. 97 z. E. Auch bey den Verben werden abweichende Flexionen angeführt, welche einzig der Noth der Epiker ihren Ursprung zu verdanken haben sollen; so *oreris* und *oritur* S. 174; *infilui* 175, *ierant* für *iverant* ebend., *sonui* 186 f., *dimicui* u. ähnl. 187; *ingemit* 225; Aenderungen der Form, wie *concinuisse* 158, *abnuco* 163, *audibam* 171 f. und Uebergang in andere Conjugationen, wie *tuimur* 166, *scatire, feruere, sorberet* und *sorpsi* 167; f) sprachwidrige Wortbildungen und unfügbare Worte zu vermeiden, wie *differitas* für *differentia* S. 10, *fulix* für *fulica* 41, *grates* 52, *nuptus* 53, *vigilacibus* 71, *vulturius* 107, *Maceta* für *Macedo* 115, *Ausonii* für *Aufones* 120, *Hadriacus* statt *Hadrianus* 49 z. E., *obex* für *obiex* 92, *auratus* für *aureus* u. ähnl. 192, *Titaniacus* 193, die (Griechischen) Endungen *etus* 194, *eus* 195, die *Substantiva verbalia* auf *men* und *tus* für *io* ebend., und für *mentum* 205, *alluvio, alluvies* und *allucium* 197, *virgineus* für *virginalis*, *rumina* f. *ruminalis*, *hospita* für *hospitalis* 202, *vipereus* statt *viperinus* 208, vgl. 209 z. E., *aerumna* für *aegrimonia* 206, *adulter* adjectivisch für *adulterinus* 208, *Tracha* für *Terracina* 209, *Bactra* für *Bactriana* 211; *Inferni* f. *Inferi* 211, *bellicus* für *bellicosus* 212, *labofus* für *laboriosus* 213, *Carthaginiefes* 214, *monstrosus* für *monstruosus* u. a., *servitium* für *servitus* 215, *senecta* 216, *proximitas, vicinia, variantia* für *varietas*, *satias* für *satietas* 217, *pauperies, innocuus* 218, *canities, agror, amaror* 219 f., *Indus* für *Indicus* 223, *quadrupedante* 231, welches letzte schwerlich durch *quadrupede* an der bekannten Stelle passend ersetzt werden könnte. Bey Verbis rechnet der Vf. hieher die Anwendung von Frequentativen S. 158, 168, 181 und der einfachen statt der zusammengesetzten Verba, von denen er Beispiele S. 157 u. 185 anführt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

P H I L O L O G I E.

MÜNSTER, in der Theissing'schen Buchhandlung: Dr. J. R. Köne, über die Sprache der Römischen Epiker. Nebst einer Nachschrift über die Metrik der Römischen Epiker, von Prof. Dr. W. H. Granert u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

g) Außer diesen durch die Schwierigkeit der Versbildung bedingten Abweichungen von der Grammatik rechnet der Vf. in der Einleitung S. 10 ff. noch einige rein metrische oder prosodische Mittel, unfüßbare Wortefügbar zu machen, hieher, namentlich die *Elision*, die *Zusammenziehung* eines Wortes in kürzere Form (wie *circlos* S. 35, *vincla* u. a. 59 f., *striglibus* 71, *Tibris* 72, *tegmen*, *culmen* (?) 116, *ditem* und *ditare* 128 u. 185, *abiete* dreysilbig und ähnliche 131, *cap'tibus* 132, *frigidaria* vierfilbig 210, *calfacit* 159, *dextrae* 211, *aspris* ebend., von denen gewiß die meisten ohne Mitwirkung der Epiker gebildet wurden), die *Synizefe* und andere Sprachverderbnisse (!), endlich die *Verlängerung* und *Verkürzung* der Silben. Von der erstgenannten, der *Elision* (für welche er eine unangemessene Bezeichnung, *Stutzung*, gewählt hat, sowie *Klasse* für den Hiatus) heißt es S. 11: „sie sey eine arge, wenn man nicht sagen will, barbarische Verstümmelung der Sprache, man mag eine Verschmelzung der Vocale, oder den Ausfall des einen annehmen;“ doch glaubt er sie aus der Unterdrückung eines schwächeren Vocals durch einen mit ihm zusammenstoßenden stärkeren in der Ableitung und Composition der Wörter, wie *tutus*, *magnanimus*, erklären zu können, und findet sie somit „in der Sprache selbst gegründet.“ Er tadelt S. 12 die Ansicht, daß man die *Stutzung* als ein gegen die *Klasse* angewandtes Mittel betrachte, da in vielen Beyspielen, wie *Pollio amat*, die *Klasse* ungeachtet des vorgeschriebenen Mittels

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

bleibe (!). Herr K. scheint hiebey nicht zu bedenken, daß das Zusammenstoßen zweyer Vocale am Ende und Anfange zweyer auf einander folgenden Wörter für die Aussprache und das Gehör viel unangenehmer und widerlicher ist, wenn nicht *Vocalis ante Vocale* kurz wird, wie in dem den Griechischen Epikern nachgebildeten

Insulae Jonio in magno,

wovon Hr. K. S. 51 spricht (vgl. 63); auch ist wohl schwerlich anzunehmen, daß bey der Recitation die zu elidirenden Endvocale gänzlich verschluckt worden sind, sondern sie wurden nur so rasch und flüchtig ausgesprochen, daß sie keine Störung des Rhythmus, für den sie freylich so gut wie nicht existirten, bewirkten. Daß die *Elision* eines Vocals, dem in demselben Worte ein anderer vorhergeht, ihren vermeintlichen Zweck verfehle, vgl. S. 43, 51, 56, 75, ist eine ebenso unnütze Bemerkung; denn wenn in *Pollio* der Hiatus dem Ohre erträglich ist (und er ist es, da *i* sowie *u* nie zu Anfange eines Diphthonges steht, und keine *Synizefe* mit einem darauf folgenden anderen Vocale gestattet, höchstens consonantische Umlautung, wie in *abiete*, *ariete* und das *u* in *genua labant*), so wird er wohl auch dann noch erträglich seyn, wenn an die Stelle des elidirten *o* ein anderer Vocal getreten ist, wie *Pollio amat*; übrigens gedenkt Hr. K. der *Elision* öfter, S. 43, 56, 60, 75 f., und der Mittel, deren sich die Epiker bedienten, um dieselbe zu vermeiden (namentlich durch Anwendung Griechischer Endungen in den Eigennamen) S. 43 f., 68, 102, 126. Von der *Synizefe* werden ebenfalls zahlreiche Beyspiele angeführt: *Nelei* S. 33, *Enni* 34, *taenis* u. a. 51, *connubis* 60; schwerlich aber ist auch das ebendafelbst angeführte *connubium* als dreysilbiges Wort hieher zu rechnen, da *i* auch in *parietibus* (Virg. *Aen.* II, 442) und ähnlichen Wörtern nicht mit dem folgenden Vocale verschmilzt, was eine lange Silbe bilden würde, sondern zum Consonanten wird, und als solcher Posi-

tion bildet; vgl. die Verse: Virg. *Georg.* II, 16: *sectaque intexunt abiete costas.* *Aen.* V, 663: *et pictas abiete puppis.* *Ib.* VIII, 599: *nigra nemus abiete cingunt.* *Ib.* II, 492: *labat ariete crebro.* *Ib.* VII, 175: *hic ariete caeso.* *Ib.* XI, 674: *abietibus iuvenes patriis et montibus aequos.* *Ib.* v. 890: *arietat in portas.* Horat. *Sat.* I, 8, 1: *Ut Nasidienū iuuit te coena beati* (vgl. mit v. 75: *Nasidienus ad hacc*). *Od.* III, 4, 41: *Vos lene consilium et datis et dato.* In allen diesen Versen bildet *i* zugleich eine nothwendige Position mit dem vorhergehenden Consonanten; nicht nöthig ist dieselbe in folgenden Stellen: Horat. *Od.* I, 34, 13: *Mutare et insignia attenuat Deus.* Virg. *Georg.* IV, 242: *Stellio et lucifugis congesta cubilia blattis.* *Ib.* I, 482: *Fluviorum rex Eridanus.* *Aen.* I, 73. IV, 126: *Connubio jungam.* *Ib.* VII, 253: *Quantum in connubio* — vgl. *Mar. Victorin.* p. 2474 *Putsch.* 35 *Gaisf.* und *J. C. Scaliger de versf. comicis in: Eru- ditorum aliquot virorum commentationes de comoedia et comicis versibus.* *Bafil.* 1568. 8. p. 44. Von anderen *Synizesen* führt Hr. K. noch an: *tuguri* S. 64 (weil *tuguri* nicht in den Vers ging, aber diese Form ist wohl älter als der Einfluß des Hexameters), *rei* 83, den Dativ *u* statt *ui* S. 96 f., den Gen. Plur. *um* statt *uum* 96, *alvearium* 210, *naufragium* 233 (was sicher mehr dem Wohlhlaute oder der Volkssprachweise als der Bequemlichkeit der Epiker seine Entstehung aus *navi- fragium* verdankt), *apprendit* f. *apprehendit* 235 (von dem wohl dasselbe gilt), und endlich *femiustus* und ähnliche *Composita* von *femi* 234, mit vocalisch anlautenden Wörtern, welche aber eher durch Elision, als durch Synizefe entstanden seyn müssen, da die zweyte Silbe, welche durch eine solche Zusammenziehung gebildet seyn soll, nicht immer lang ist (was sie als eine contrahirte seyn müßte), wie Virg. *Aen.* VIII, 194: *Semihominis Caci.*

Von *Verkürzungen* langer Silben führt Hr. K. die ersten Silben von *Asia* (?), *casia*, *Hadria* S. 49 f., *rei* 83, die Endsilbe von *dictio* 114, die zweyte in *Albunea* 199 z. E., die dritte in *Hannibalis* 232, welche von Ennius mit Recht lang gebraucht worden seyn soll, wobey sich Hr. K. auf die Phöniciſche Etymologie von *Baal* beruft), in *Celtiber* 232, von *alterius* u. a. *Pronomm.* 238 (welche er mit Recht für ursprünglich lang hält, wofür er auſer *Freund's* Wörterbuch auch Terent. *Andr.* IV, 1, 4; Ennius bey Donat. z.

Phorm. II, 2, 25; Terent. *Maur.* v. 1352, 1611, 2184; Publ. Syr. v. 88 *Both.* hätte anführen, und *Ritter's Elem. gramm. lat.* p. 160 bestreiten können), endlich von *quomodo* 242, von *prostitetur* 169, die *Paenultima* der 3 *plur.* *Pf. Ind.* 162, 168, 174; — von Verlängerungen die der ersten Silbe in *rejeciat*, *retulit* u. a. S. 161, der *Paenultima* in *dederitis* 160, der zweyten Silbe in *Aethiops* S. 89 (welches ja ganz analog dem Griechischen *ἄλιον προπάρειδεν* ist), in *legumen* 117 (welches doch nicht so oft bey den Epikern vorkommen mochte, daß deren Quantitätsänderung sich Eingang in die Sprache des gemeinen Lebens und der Prosaiker hätte verschaffen können), in *Macedonius* u. ähnl. 199, *cuniculus* 36, *canicula* 204, *aquicolus* 232, der ersten Silbe in *glomus* 110, *Italiam* 198 (vgl. die oben erwähnte Stelle der Vorrede), und der dritten Silbe in *abies* u. A., S. 131, wo auch Beyspiele von Verlängerungen in *arsi* angeführt werden.

Als eine zweyte *Hauptgattung* der Mittel und Wege, deren sich die Epiker zur Umgehung der von ihrer Sprache dargebotenen Schwierigkeiten bedienten, bezeichnet Hr. Köne die *Aushülfe* durch die *Syntax*, von welcher er indess auſer in der Einleitung S. 14 f. wenige Beyspiele anführt, wie *herba veneni*, *strata viarum* vgl. S. 62, die Vertauschung des Infinitivs mit dem Gerundium, die Trennung zusammengehöriger Wörter und *Composita* (vgl. S. 230 f., 240, 243); hieher gehörten auch eigentlich die Vertauschungen der *Casus*, deren oben gedacht wurde; ausführlicher aber, und hoffentlich systematischer will er diesen Gegenstand in der noch zu erwartenden „*Syntax der Römischen Epiker*“ behandeln; als einer dritten Art der Aushülfe gedenkt er endlich der *lexicatischen* durch Vertauschung unfügamer Wörter mit gleichbedeutenden leichter fügbaren (wie *vestes* statt *stragulae*, *posteritas* für *posteri*, *Manes* für *Inferi*, *Erebus* für *Tartarus* S. 37, *oliva* für *olea* 42, *nata* für *filia* 51, *aes* für *pecunia* 53, *lascertus* für *brachium* u. ähnl. 60, *frigore* statt *hieme* 88, *proceres* statt *principes* 91, *agmen* für *exercitus* 98, *claustra* für *carceres* 106, *arbuſta* (was aber an der angeführten Stelle Virg. *Ecl.* IV, 3 einen ganz passenden Sinn giebt) und *Georg.* I, 55 *arborei foetus* für *arbores* S. 106, *mortalibus* für *hominibus* 116, *puellae* statt *virgines* 122, *cruor* für *sanguis* 124, *coelestes* für *coelites* 125; *Emathiae* für *Macedoniae* 200; *ingenuus* für *liberalis* 203, *privus* für *singulus* (!) 205, *summa*

für *ultima* 206, *Cecropius* für *Atticus* u. ähnl. 214, *vesper* für *occidens* 218, *bipatens* für *biforis* 231, ob statt *propter* 243 u. s. w., *componere* für *comparare* 190 f., *grator* für *gratulor*, *educere* für *educare* 184, *plicare* für *explicare* 185 u. s. f.), oder durch Umschreibungen, zumal bey *Nomm. pr.* S. 53 u. 80, vgl. *pater Quirinus* für *Romulus* 38, *Romuleo ense*, *vis inferna* für *Inferi* 37, *triticea messis* für *triticum*, weitläufigere Umschreibungen für *flamines* 124, f. *vesperationes* 123 z. E., für *Lares Compitales*, *Liberalia*, *Consualia* 203 f., für *Equus Tuticus* 235, *Verticordia* 236, f., *osculari* 183, und endlich die Anwendung veralteter Formen, wie *endo* für *in* S. 233, der Genitivus *aliae* 239. Hierher können auch die S. 36, 43, 50, 61 aufgeführten Deminutiva gerechnet werden.

Hätte Hr. Köne seinen Stoff in dieser Weise geordnet, wie er S. 8—19 die Uebersicht der Aushüllen gegeben hat, so würde sein Bnch, ungeachtet der Einseitigkeit und Befangenheit, so wie so mancher Verstöfse und haltloser Behauptungen, brauchbarer gewesen seyn, als es in dieser Gestalt ist, wo, wie die oben zahlreich angeführten Citate zeigen, zusammengehörige und nur durch ihre Zusammenstellung brauchbare Data durch das ganze Buch zerstreut sind; so wird z. B. von der Elision oft geredet, aber an keiner Stelle erschöpfend, während die allgemeinen (vorgefassten) Ansichten des Vfs. bei jeder solchen Gelegenheit wiederholt werden. Die Anordnung nämlich, welche der Vf. in seinem Buche befolgt, und welche eben diese Unordnung erzeugt hat, ist rein grammatisch, indem diejenigen schwer fügbaren Wörter, welche zu einer und derselben Declination oder Conjugation gehören, und die durch deren Unfügbarkeit verursachten Aenderungen und Abweichungen von den Regeln der Grammatik, sowie die Elisionen, Synizesen, Verlängerungen und Verkürzungen in einem Abschnitte zusammenstellt und zusammen behandelt werden. Diese Zusammenstellung würde wenigstens als Ergänzung und Beyspielsammlung für die Grammatik von Nutzen seyn können, wenn nicht Hr. K. zugleich auch eine von den gewöhnlichen Lehrbüchern abweichende Eintheilung der Declinationen angewendet hätte, welche aber schwerlich allgemeinen Eingang finden dürfte, am wenigsten bey dem Schulunterricht. Denn er unterscheidet zwar nur zwey Stufen der Declination, eine starke und eine schwache (S. 21), aber in jener 3 Declinationen mit

den Paradigmen *ventus*, *mensa*, *tectum*, und in dieser sogar 10, von denen sechs den vollen Stamm schon im Nominativ haben, und nur Abwandlungen des in demselben schon vorhandenen Vocals Statt finden lassen, nach den Paradigmen *navis*, *mare*, *nubes*, *plebs*, *manus*, *cornu*, die übrigen vier aber, welche Hr. K. S. 102 die consonantische Declinationsstufe nennt, die im Genitiv auf *ris*, *nis*, *tis*, *dis* endenden enthalten, so daß die 11te die Paradigmen *pastor*, *ros*, *latus*, *vomer* und *cinis*, die 12te *ren*, *homo*, *regio* und *tegmen*, die 13te *pedes*, *mens*, *dos*, *caput*, *cohors*, *nox*, *lac*, *salus*, *paupertas*, *Caere*, *elis*, die 14te endlich *vas*, *fraus*, *glans*, *incus*, *palus*, *cor* umfaßt. Was durch diese Scheidung der den gewöhnlich so genannten drey letzten Declinationen angehörigen Wörter in zwey neue Stufen gewonnen wird, ist nicht einzusehen, da in den letzten 4 Declinationen (nach Köne's Zählung) die Weglassung des Stammconsonanten *r*, *n*, *t*, *d* nur durch Wohllautsregeln bedingt ist, wenigstens gehört dann *plebs* und *nox* zu der letzten Abtheilung, wie *noctis*, *rors* und *frauds*, insofern alle diese keine solche besondere Declinationsendung haben, wie *navis*, *nubes*, *mare*; noch weniger zu billigen ist aber, daß die 5te Declination (nach der gewöhnlichen Zählung) von derjenigen Abtheilung getrennt worden ist, zu welcher die erste gehört, da sie mit derselben bei weitem die meisten und augenscheinlichsten Analogieen hat, man vergleiche nur den mit dem Dativ gleichlautenden Genitiv *Albai* und *rei*, und im Pluralis *mensarum* und *rerum*, *filiabus* und *rebus*. Offenbar ist die dritte Declination die ursprünglichste und am reinsten gebliebene, und zwar diejenige Abtheilung derselben, in welcher unmittelbar an den Stamm im Nominativus *s*, im Genitivus *is* u. s. w. treten; die andere umfaßt diejenigen Wörter, in welchen der Stamm auf *i* ausgeht, oder zwischen den Stamm und den Endungconsonanten *i* tritt; dieser letzteren am nächsten verwandt ist die vierte Declination, in welcher der Stamm auf *u* ausgeht, die Endungen aber fast dieselben bleiben, wie in der dritten; eine bei weitem grössere Abweichung von der Grundflexion zeigen aber die beiden ersten Declinationen und die fünfte, in welchen der Stamm auf *a*, *o* und *e* ausgeht, das *s* der Genitivendung gänzlich abgefallen oder verschliffen, und im Genitivus Pluralis zwischen den Stamm und die Endung *um* ein *r* (ursprünglich wohl *s*) eingeschoben worden ist; in den

beiden ersten Declinationen ist überdies das *s* im Nominat. Plur. ausgefallen, und die Endung des Dat. und Ablat. Plur. (mit wenigen Ueberbleibseln, *filio*bus und *filii*bus) verkürzt worden. — Somit könnte man eine *Declinatio impura*, und 5 *puras* unterscheiden, welche letztere diejenigen Wörter enthielten, deren Stämme auf einen der 5 Vocale ausgingen. In ähnlicher Weise kann die *dritte Conjugation* als die ursprüngliche angesehen werden, in welcher die Endungen mit ihren Stammvocalen unmittelbar an den consonantisch auslautenden Stamm angefügt werden, während die drey übrigen als *Verba pura* einen vocalisch auslautenden Stamm haben, nämlich auf langes *a*, *e* und *i*; auch

Hr. K. trennt die Conjugationen in zwey Hauptarten, eine *starke* (die dritte nach der gewöhnlichen Ordnung) und drey *schwache* (die drey übrigen); nur befremdend ist einerseits, daß er S. 144 die dritte „die jüngste oder von uns aus gerechnet die älteste“ Conjugation nennt, während er gleich darauf die beiden Hauptstufen als die *alte, starke* und die *neue, schwache* bezeichnet; andererseits aber, daß er bey der großen Analogie des Verhältnisses der dritten Conjugation und der dritten Declination zu den übrigen jene die *starke* Conjugationsform, diese dagegen die *schwache* Declinationsstufe nennen kann.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Pforzheim*, b. Dennig, Finck u. Comp.: *Greyslaer*. Eine romantische Erzählung der Mohawk-Indianer, zur Zeit des nordamerikanischen Freyheitskrieges von *C. F. Hoffmann*, Verfasser des Winters im fernen Westen und der Begebenheiten in den Wäldern und Steppen. Aus dem Engl. ins Deutsche übertragen von Dr. *H. Künzel*, Mitglied der Londoner Camden Society. 1841. IV u. 620 S. gr. 8.

Ein empfehlenswerthes Buch. Die Eintheilung desselben in Capitel und Bücher bezeichnet bey seiner Stärke die Ruhepunkte für den Leser und die Grenzen, an denen der Zuhörer mit gespannter Erwartung harren muß, bis ihm der nächste Abend Aufschluß giebt, und beschafft eine zusammenhaltende Unterhaltung, da auch die Jugend des Familienkreises, welche dieselbe wählt, nicht davon ausgeschlossen zu werden braucht.

Die Sprache des Erzählers bewegt sich so angenehm, daß man zu dem Wunsche sich veranlaßt sieht, es möge dieselbe auch bey mündlichem Vortrage ein gleiches wohlklingendes Organ finden. Die eingestreuten Bemerkungen und Betrachtungen sind sinnige Wegweiser zu weiterem Nachdenken. Die Bühne der Handlung hat ohnehin für Jeden, der sein Interesse nicht einzig und allein an die Scholle Erde, auf welcher er entsproß, knüpft, bereits Anziehung gewonnen. Der Held nimmt in jeder Rücksicht für sich ein, man muß ihn lieben, und dem Autor, welcher das Herz seiner Leser für die Hauptfigur seines Gemäldes gewinnen kann, sind kleine Verzeichnungen der Nebengruppen nicht allzu hoch anzurechnen. Die Begebenheiten sind, zu erspriesslicher Beängstigung der Leser, wohl verflochten und erwünscht gelöst. Die Tendenz ist sittlich. Das Ganze erinnert an die so beliebten Cooper'schen Romane. Dem Leser

wird in dem 1sten Buche die Erhebung der Grenzbewohner, in sieben Capiteln, die des Interessanten schon viel enthalten, und ihn mit einem großen Theil des Personals bekannt machen, vorüber geführt. Im 2ten Buche spannen dasselbe „die zerstörte Heimat“, so wie „die Werke des Todes“ noch mehr, ja es steigert sich bey „des Jägers Ueberfall, am Waldpfade, bey dem Indischen Arzte, dem Lager der Indianerinnen und des Spukenden Felsens“ von Seite zu Seite. Im 3ten Buche, *die Flüchtigen* überschrieben, tritt das Wunderbare und Schreckhafte, somit das Anziehende, noch näher; im 4ten „*der wilde Wald*“ erreicht dies seinen Höhepunkt. Im 5ten: „Ueberfall und Kriegsscenen“ geht es zwar bunt und grauenhaft genug zu, doch regelt das Chaos sich schon allgemach und geht in dem 6ten „*der Vergeltung*“ mit dieser der Veröhnung der aufgeregten Gemüther entgegen; doch eilt es nicht so sehr, daß der Leser nicht, noch heiß von der überstandenen Angst, außer Athem zur Hochzeit und ins still gewordene Haus des Anfielers gelangen könnte.

Bücher solcher Art füllen die Zeit, indem sie dieselbe gut vertreiben und den Leser nicht mit Bildern erfüllen, die er wieder zu verlöschen bemüht seyn muß, wenn er es redlich mit sich meint. Sie geben einigen Aufschluß über Begebenheiten, die ja das Interesse jedes Waldbürgers in Anspruch nehmen mußten, und gewiß vielfach genommen haben. Sie lassen einige Blicke in das Innere einer unferen Augen fremden Welt zu, die beruhigen, wenn sie nicht gar befriedigen.

Die äußere Ausstattung ist, wie wir schon von der Verlags- handlung gewohnt sind, höchst anständig und geschmackvoll.

W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

P H I L O L O G I E.

MÜNSTER, in d. Theissing'schen Buchhandlung: Dr. J. R. Köne, über die Sprache der Römischen Epiker. Nebst einer Nachschrift über die Metrik der Römischen Epiker, von Prof. Dr. W. H. Grauert. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Es wurde oben bemerkt, daß es an falsch aufgefaßten, irrigen und schiefen oder mindestens geschmacklosen Behauptungen in dem vorliegenden Buche nicht fehle; schon bey der gegebenen Uebersicht fand sich manche Gelegenheit zu Berichtigung oder wenigstens zur Erhebung gerechter Bedenken, noch zahlreichere Belege haben auch schon frühere Beurtheiler dieses Buchs (*Paldamus* in den Berlin. Jahrb. 1841. N. 3, S. 39, und noch mehr *Schwenck* in der Hallischen Literaturzeitung 1841, N. 11—13) zusammengestellt; darum genüge es, hier nur einige Bemerkungen hinzuzufügen. Wenn Hr. K. bemerkt, (S. 6, vgl. 29, 39, 290), ein Wort, in welchem auf eine oder zwey Kürzen zwey Längen folgten, könne nur im vierten oder sechsten Fusse stehen, was Hr. Grauert in der Nachschrift noch mehr einschränkt, indem er den *Jonicus a minori* von dem sechsten Fusse ausschließt, damit nicht der Ictus auf die Endsilbe des vorhergehenden Wortes falle, so ist dies mit zu ängstlicher Berücksichtigung der Caesur im dritten Fusse ausgesprochen, während, wenn dieselbe im vierten Statt hat, ein solches Wort wohl auch im zweyten Fusse stehen könnte; im dritten Fusse würde es freylich unstatthaft seyn, weil dann der Vers durch eine ungefällige Diaeresis in zwey gleiche Hälften getheilt würde. Daß ein Wort von vier Längen mehr als ein Drittel des Verses einnehme (S. 6), ist unpassend ausgedrückt, da derselbe aus 6 Füßen besteht, deren jeder ein Spondeus seyn kann; überdies macht J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

ein solches Wort zwar den Vers etwas schwerfällig, aber nicht unmöglich, wie dies im jambischen oder trochäischen Versmaße der Augusteischen Zeit der Fall seyn muß. *Dotes ingenii*, was der Vf. (S. 17) an Ovid und den neueren Wörterbüchern tadelt, ist durch ähnliche Verbindungen Cic. *de orat.* I, 55, 234, *dote verborum*. Plin. *ep.* III, 3 *naturae fortunaeque dotes*. Vellei. I, 12, *belli ac togae dotibus* genügend gerechtfertigt, daß es nicht bloß Heirathsgaben bedeutet. Wenn S. 34 f. (vgl. 51, 60, 64) behauptet wird, die Zusammenziehung des ii in i rühre wohl von den Epikern her, so ist nicht bedacht, daß erst bey einzelnen Epikern des Augusteischen Zeitalters die volle Form vorkommt, bey den früheren nicht, und daß ein Wort, *mancipi*, welches auch *Zumpt* anführt, für die Gültigkeit der zusammengezogenen Form in älterer Zeit spricht, welches doch gewiß von den Epikern weder viel angewendet werden, noch durch sie diese Gestalt erhalten konnte, da es in derselben für den Hexameter unfügbar war. S. 37 wird die Form *Memmiadae* bey Lucretius getadelt, da es nach der Analogie von *Priamides Memmidae* heißen müßte (vgl. 120, 121); aber dies letztere würde dann auch Sohn des *Memmus* heißen, während doch der Vater des zu bezeichnenden *Memmus* gewiß auch *Memmius* hieß. S. 41 wird *deliciae* und ähnliche *Pluralia tantum* den Epikern zugeschrieben, welche den Singularis ohne Elision nicht anwenden konnten; dagegen streitet aber die Anzahl solcher, welche wie *nuptiae* (einige führt Hr. K. selbst S. 45 an) für den Epiker unbequem sind. S. 81 (vgl. 40, 197) werden *pauperies*, *materies* und ähnliche Wörter nur für epische Nothformen erklärt, weil die Form der meisten auf a nicht für den Hexameter geeignet war; bedenken wir aber nach der oben gegebenen Andeutung, daß die s. g. fünfte Declination der dritten als der ursprünglichen näher steht, und sich zur ersten fast wie die Jonische zu der Dori-

sehen oder Ältschen Form verhält, so könnte diefs als Beweis für das gröfsere Alter der Form auf *es* angesehen werden. „*Achillei*“, heifst es S. 84, „ist die sprachrichtige und ursprüngliche Form, wir mögen nun *Achilleus* oder *Achilles* (!) zum Nominativ annehmen, *Achilli* die spätere und wie *dii* aus *diei* verkümmerte, und *Achilles* die jüngste und schlechteste und wie *plebis* aus *plebei* gewordene Form.“ Zum ersten Male hört man wohl die Behauptung, dafs ein N. pr. aus der Griechischen Sprache nach der fünften Declination ursprünglich gehen soll. In der bekannten schönen Ekloge soll Virgil *Te, consule inibit Pollio* gesagt haben, weil er *consule Pollione* nicht sagen konnte (S. 119); Ovid soll *vulnera sunt testes* gesagt haben, weil er *testimonia* nicht in den Vers bringen konnte (S. 206); und wenn der Prosaiker sagt *serenitas coeli*, so steht der Epiker tief unter ihm (S. 217), weil er nur *coelum serenum* sagen kann; nicht minder geschmacklos ist die Behauptung, dafs, wenn Virgil für *fistula* bald *avena*, bald *stipula*, bald *arundo* sage, diefs lauter Schmuck sey, der sich für einen einfachen Hirten nicht zieme. In dem Perfectum *docui* soll *e* in *u* übergegangen seyn (S. 146); richtiger heifst es, *u* oder zwischen zwey Vocalen *v* ist der Charakter des Perfects und der von ihm abgeleiteten *Tempora* in den schwachen Conjugationen, *e* aber ist vor demselben zur Verkürzung der Form ausgestofsen worden, wie *a* in *increpui* und ähnlichen. Die Endungen *assem*, *asse* und ähnliche in der ersten Declination sollen nach S. 153 f. nicht durch *Syncope* aus *aviffem* entstanden seyn; aber auf diese Weise fehlt der Charakter des Praeteriti, der nur in der dritten Conjugation durch Veränderung des Stammes ersetzt wird, in den übrigen aber nur durch Verkürzung ausgestofsen werden kann; die Formen *levaffero*, *amaffero*, welche der Vf. anführt als vollständige, bey denen keine *Syncope* aus *aviffero* Statt gefunden habe, sind nicht zum Beweis zu gebrauchen, da in ihnen *ff* eher den Charakter das Praeteriti auszumachen scheint. Dafs im Pluralis des *Futuri exacti* die *Pae-nultima* ursprünglich kurz sey und nur durch die Epiker bisweilen verlängert werde, behauptet der Vf. S. 160 mit Recht, nur hätte er nicht blofs das *Simplex eritis* als Beweis, sondern auch Belege aus den Komikern anführen sollen, wie Plaut. *Mil. glor. II, 2, 1, 2.*

*Ni hércle defregéttis talos, quem posthac in tégulis
Videritis aliénum, ego vostra fáciam latera lórea.*

Bedenklich ist es, mit Hr. K. (S. 71) die Imperfecta der vierten Conjugation auf *ibam* als Verstümmelung der ursprünglichen Form durch die Epiker anzusehen, da gewifs ursprünglich die Tempusendung *bam* unmittelbar an den Stamm trat, wie diefs der Infinitiv des Imperfectum Coniunctivi und noch mehr das Verbum *eo* beweist. Eben so willkürlich ist es, wenn S. 196 die Epiker wegen der allzu häufigen Anwendung der *Substantiva verbalia* auf *tus* statt deren auf *io* getadelt werden, z. B. Ovid *spem reditus*, wofür Caesar *spem reditionis* gesagt habe; das Substantivum auf *tus* bezeichnet den concreten vor sich gehenden oder vollendet gedachten Act, das auf *io* die Handlung als etwas Abstractes gedacht. S. 200 nimmt sich *anxiferus* ebenso sonderbar aus wie S. 204 *singulus*. Ovid soll, weil er *Consuatia* nicht gebrauchen konnte, das Wort *Consus* erst erfunden haben (S. 203), von dem aber jenes Wort nicht stammen könne, weil es ein *u* enthalte; dagegen erkennt Hr. K. selbst S. 215 die Formen *monstruosus* und sogar *montuosus* als die älteren an und schreibt die verkürzten den Epikern zu, findet also in diesem Falle das *u* statthaft. Doch genug der Belege für den oben ausgesprochenen Tadel, welche leicht vermehrt werden könnten; nur über das Verhältnifs der Griechischen Formen und Eigennamen sey es gestattet, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Obgleich nämlich Hr. K. die Griechische Sprache auf Kosten der Römischen wegen ihrer Fähigkeit zum daktylischen Versbau so sehr lobt und die ältesten Epiker der Hellenen weit über die Römischen setzt, scheint er doch nicht beachtet zu haben, dafs gerade die Griechische Sprache durch Häufung kurzer Silben dem daktylischen Versmafs manche Schwierigkeiten darbietet, welche indess durch Verlängerung kurzer Silben in der *Arsis* und durch Geltendmachung jeder Position auch vor *muta cum liquida* nicht schwer zu beseitigen sind. Mehr Rücksicht nimmt auch Hr. Grauert in der Nachschrift S. 281 ff. auf diese und andere Freyheiten der Griechen. Da nun aber die Römischen Epiker ihr Versmafs und meist auch ihren Stoff von den Griechen entnahmen, so ist es wohl natürlich, dafs sie Manches von denselben auch in ihre Sprache aufnahmen, was sich für das daktylische Versmafs besser eignete; so verursachte namentlich bey vielen Wörtern der drey ersten Declinationen der Accusativus Sing. und bey einigen der ersten der Genitivus Sing. Schwierigkeiten,

welche sie, besonders die Nothwendigkeit der Elision, durch Aufnahme Griechischer Endungen zu umgehen suchten (vgl. die Beyspiele S. 33, 43 f. 50, 63, 71, 108, 119, 139, 141); bisweilen indess wendeten sie auch ohne diese Nothwendigkeit Griechische Formen an, so wie diese auch von den Prosaikern nicht vermieden wurden; am verzeihlichsten ist dieß wohl noch bey den Eigennamen Griechischer Heroen und Frauen; dagegen ist es durchaus Unrecht, wenn Hr. K. (S. 49, 63 f. 194 u. a.) die Römischen Epiker wegen der Aufnahme der Adjectivformen, welche von Eigennamen gebildet sind, aus dem Griechischen und wegen Beobachtung der Griechischen Quantität tadelt. *Actia litora* ist zwar nicht richtig von *Actium* gebildet, aber dieß ist auch nur der Name des Vorgebirges (*ἀκτῆ*) von dem Heiligthume des *Apollo Actius*, keineswegs der Name eines Orts oder Städtchens, von welchem *Actiensis*, wie Hr. K. als einzig richtig gelten läßt, gebildet werden konnte; *Actiacus* ist darum nicht zu verwerfen. Was die Quantität von *Asia* anlangt, so ist hierbey nicht auf Homer's *Ἀσίῳ ἐν λειμῶνι* zurückzugehen, denn dieser hat auch den Heros *Ἄσιος* lang gebraucht (Il. 12, 139. 13, 759. 771), sondern auf die Tragiker, welche die erste Silbe der Wörter *Ἀσία* (Aesch. *Perf.* 57, 73, *Prom.* 411). *Ἀσίας* (*Perf.* 249, *Prom.* 735), *Ἀσιατογενής* (*Perf.* 12) und *Ἀσιήτης* (*Perf.* 61) immer kurz brauchen, und nur in der kürzeren Form *Ἀσίς* (Aesch. *Perf.* 270, *Prom.* 763, auch wohl *Perf.* 541. *ἤδη προπᾶσα μὲν στένει γὰρ Ἀσίς ἐκκενομένη*) lang machen; daß die Römer hierin ganz ihren Vorbildern folgen, ist ihnen wohl nicht zum Vorwurfe zu machen. Ueberhaupt ist es ein großer Fehler des Vfs., wie schon Eingangs dieser Berichterstattung bemerkt wurde, daß er gegen die Epiker allzu sehr eingenommen sich zeigt, ihnen Alles zum Vorwurf macht, und nur das, was sie vermieden oder geändert haben, schön und sprachgemäfs findet. Ein ähnliches Verfahren ist wohl auch bey der von ihm versprochenen Syntax der Römischen Epiker zu erwarten.

Hr. *Grauert*, von welchem die Nachschrift über die *Metrik der Römischen Epiker* herrührt, hatte Hr. K. in seinem Vorhaben bestärkt und ermuthigt, und betrachtet als das Hauptergebnis der vorstehenden Schrift, wenn auch manches Einzelne in derselben

problematisch, selbst unannehmbar seyn oder scheinen möge, den Satz, daß die lateinische Sprache in ihrem ganzen Bau für das daktylische und anapästische Versmafs, also insbesondere für den Hexameter und Pentameter nicht sehr geeignet sey, und viel weniger als die Griechische; daß sie vielmehr ihrer ganzen Natur nach am meisten für die jambischen und trochäischen Versmaße bestimmt war (S. 248). Er giebt hierauf eine Uebersicht der zahlreichen unfügbarren Formen in den verschiedenen Redetheilen, mit Verweisung auf die Sammlungen des Hn. *Köne*, und behandelt dann S. 252 ff. als ersten Hauptpunct die ältesten Metra, als welche er den trochäischen katalektischen Tetrameter (richtiger ist zu sagen den *Septenarius*) und den *versus Saturnius* bezeichnet, dessen wahres Maß und ursprüngliche Gestalt er S. 260 ff. nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Grammatiker und aus den Fragmenten gegen die Phantastien von *Düntzer* (*De verso quem vocant Saturnio scripserunt* *Henr. Düntzer et Laur. Lersch*, Bonn. 1838) nachweist, so wie er auch *Weise's* Ansicht bestreitet, der selbst bey Plautus Saturnische Verse finden will. Als zweyten Hauptpunct behandelt er den daktylischen Hexameter S. 279 ff. und spricht von seinem Gebrauche, so wie den prosodischen Freyheiten bey den Griechen und Römern, was indess im Verhältniß zur Wichtigkeit des Gegenstandes nicht ausführlich und gründlich genug behandelt wird; und endlich spricht Hr. *Gr.* S. 290 ff. noch darüber, warum die Römer nicht ihr nationales Versmaß weiter ausgebildet und vervollkommnet haben, statt die Griechischen Versmaße aufzunehmen, was ihm Veranlassung zu einigen Bemerkungen über den Kampf zwischen der volksthümlichen und der hellenifirenden Richtung in der Entwicklung der Römischen Literatur giebt. Indessen fehlt es auch in dieser Abhandlung, welche ein großes Vorurtheil für die alten volksthümlichen Verse und gegen die Einführung der Griechischen Formen in Latium an den Tag legt, nicht an halbwarren oder gänzlich unhaltbaren Ansichten und Erklärungen; so ist es sehr bedenklich, ob der trochäische Septenar, der auf die Arsis ausgeht, schon in so früher Zeit neben dem Saturnischen Verse gebraucht wurde; denn die Spottlieder der Soldaten *Caesar's*, auf welche sich Hr. *Gr.* S. 254 beruft, konnten auch den Versen der Atellanen und der Comödie

nachgebildet seyn, und auf diese letzteren hatten Griechische Dichtungen schon Einfluß gehabt. Bey der accentirenden Beschaffenheit der Römischen Sprache in der älteren Zeit und den Gesetzen des Accentus, welcher in mehrsilbigen Wörtern nie auf die letzte Silbe fällt, ist sie für den akatalektischen trochäischen Ausgang (wie z. B. in den beiden Gliedern des v. *Saturnius*) mehr geeignet, als für den trochäisch-katalektischen, oder, was dasselbe ist, für den jambischen. Nicht zu billigen ist es, wenn S. 266 gesagt wird, „es werde im *Saturnius* nicht selten eine lange Silbe so gedehnt, daß sie die ganze Zeit eines Fußes ausfüllen müßte: es sey dies die ganze Ungebundenheit, wie sie im *Plautus* und, obgleich weniger, im *Terenz* erscheine“; bey keinem dieser Dichter wird sich eine lange Silbe statt eines Trochäus oder Jambus sicher nachweisen lassen, und auch das Beyspiel eines *Saturnischen* Verses, welches Hr. Gr. anführt, paßt nicht:

Tique mi narrato | omnia disertim,

da es wohl passender ist, die letzte Silbe von *omnia* verlängert zu denken, als die erste als einen ganzen Fuß gelten zu lassen; ebenso ist in

Censent eo venturum obviam Poenum

eher *Poënum* zu lesen, als die letzte Silbe von *obviam* als Stellvertreterin eines ganzen Fußes anzunehmen. Daß manche Grammatiker die erste oder jambische Hälfte des *Saturnius* als ein *iambicum tetrametrum colobon* bezeichnet haben (S. 268), gilt zwar von *Malilius Theodorus V*, 12, p. 33 *Heuf.*, aber es hätte bemerkt werden können, daß *tetrametrum* hier in unrichtiger Bedeutung gebraucht sey. S. 276 meint Hr. Gr., bey größerer Ausbildung des *Saturnius* hätten in dem ersten und dritten Fuße seiner ersten Hälfte Spondeen und Anapästien eintreten können, aber der zweyte Fuß rein bleiben müssen; indess bey größerer metrischer Vollendung müßte auch der vor der *Katalexe*

vorhergehende Fuß rein bleiben, wie dies die Verse der Griechen zeigen. Unverständlich ist der Ausdruck (S. 287), die Synizeise sey wie ein Vorschlag in der Musik; höchstens könnte man dies von der zu elidirenden Silbe sagen, ohne indess auch hier eine Mißdeutung zu vermeiden. Wenn S. 289 z. E. behauptet wird, die Griechen kümmerten sich nicht darum, ob der Wortaccent mit dem Ictus des Metrums übereinstimme, so bedenkt Hr. Gr. hierbey nicht, daß die Griechen auch den scheinbaren Widerstreit beider von einander dem Wesen nach verschiedener Dinge in Harmonie zu bringen wußten; ihnen war der Accent, *προσῳδία*, das musikalische Element in der Sprache, welches durch Höhe und Tiefe der Töne in der Sprache bezeichnet wurde, freylich nicht mit der Mannichfaltigkeit, wie in der Musik (vgl. *Aristox. Harmonic. I*, p. 18, *Meibom. Cic. or. c. 18. Ritter elem. gramm. lat. p. 4 f.*); der Versictus ist aber der regelmässige Tactschlag, der den rhythmischen Gang des Verses wahrnehmbar macht. Wenn es von der Augusteischen Zeit heißt (S. 294): ein geistreicher Weltton beherrschte Alles; es war vollkommen der Hof *Ludwig's XIV*: so ist dies doch etwas zuviel gesagt, denn die Formen der Republik bestanden noch, wenn auch mehr zum Schein, und aller antike Geist war noch nicht verschwunden, mindestens war noch ein reges Interesse für die Schönheiten der Griechen vorhanden. Daß die Dichter jener Zeit an den rohen Erzeugnissen der Vorzeit Anstoß nahmen, und auf Vervollkommnung der Form hinarbeiteten, ist ihnen weniger zum Vorwurf zu machen, als daß sie wegen allzu großer Vorliebe für die *exemplaria Graeca* das Körnige und Gediegene der früheren Dichter ganz verkannten; auch war ihr Kampf hauptsächlich gegen die literarischen Gottschede (*Voss* zu *Virg. Ecl. S. 145 f.*) gerichtet, welche Alles an den älteren Dichtern schön finden wollten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

P H I L O L O G I E.

MÜNSTER, in der Theissing'schen Buchhandlung: Dr. J. R. Köne, über die Sprache der Römischen Epiker. Nebst einer Nachschrift über die Metrik der Römischen Epiker, von Prof. Dr. W. H. Grauert u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der verhältnismäßig größte Theil der Abhandlung ist dem Saturnischen Verse gewidmet, welcher nach der gewöhnlichen Ansicht in zwey Hälften zerfällt, eine jambische (der indessen bisweilen die Anakruse fehlt) und eine trochäische, welche mit ihr asynartetisch verbunden ist. Nicht unwahrscheinlich macht es Hr. Gr. S. 273, daß Anfangs nur die jambische Hälfte den Vers gebildet habe und erst später drey Trochäen hiuzugefügt worden seyen, wie dieß aus den Worten des Terentianus Maurus hervorzugehen scheint, der freylich dem Vers einen Griechischen Ursprung zuschreibt; ein neues Licht verspricht sich aber der Vf. von einem bisher (1838) noch ungedruckten Capitel des Grammatikers Charisius, welches Niebuhr 1823 in Neapel aufgefunden und in seiner Römischen Geschichte (I, 286), sowie in seinen Briefen (Lebensnachrichten II, 510) erwähnt. Dieses ist jetzt herausgegeben von Hn. Schneidewin in dem Göttinger Osterprogramm 1841.

GÜTTINGEN, b. Dietrich: *Flavii Sospatri Charisii de versu Saturnio commentariolus, ex cod. Neapolitano nunc primum editus*. 1841. 24 S. 4, mit einem lithographirten Facsimile des ganzen Fragments.

Der von Niebuhr schon verglichene Neapolitanische Codex des Charisius Nr. VIII. ist aus dem siebenten oder achten Jahrhundert (vgl. *Jannellii Catal. bibl. lat. vet. et class. man. Neap.* 1827. p. 5) und J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

enthält am Schluffe ein nicht durchgängig lesbares Fragment von 4 Columnen über den Saturnischen Vers mit der Ueberschrift: *liber Sancti Columbanii* (was sich wohl auf die frühere Aufbewahrung in einem Kloster des heil. Columbanus bezieht), welches zwar von Niebuhr abgeschrieben wurde, aber wahrscheinlich bey dem Brande seines Hauses 1830 verloren ging, da es sich nicht unter den aus Niebuhr's Nachlass dem Hrn. Lindemann mitgetheilten Papieren fand, wie der Letztere in der Vorrede zum Charisius berichtet. Hr. Schneidewin ersuchte daher den verewigten Ofr. Müller, als derselbe seine verhängnißvolle Reise über Italien nach Griechenland antrat, in Neapel eine Abschrift von diesem viel besprochenen Fragmente zu nehmen und erhielt dieselbe bald, ein genaues Facsimile aber aus Müller's Nachlass, als derselbe im Anfange d. J. aus Italien ankam. Er theilt dasselbe, so weit es lesbar war, 20 Zeilen, in dem vorliegenden Osterprogramm in einer treuen Lithographie mit, giebt aber außer dem vorstehend erwähnten Bericht über diese und einige andere Handschriften aus Jannellius und sehr scharfsinnigen Bemerkungen über die Auteurschaft des Charisius in Bezug auf dieses Fragment, (an welcher Manche wegen der erwähnten Ueberschrift, die den Columbanus nennt, und weil es von den übrigen Theilen der *Grammatica* des Charisius in dem Codex durch andere Werke getrennt ist, gezweifelt haben) sowie über das Verhältniß der Theorie des Charisius zu der der anderen Grammatiker, von S. 13 an eine Entzifferung der Handschrift, welche er in vier Abschnitte zerfällt, und jeden mit trefflichen und von seiner Belesenheit und seinem Scharfßinn zeugenden Bemerkungen erläutert. Aus dem ersten lernen wir, daß es Saturnische Verse von 15 und 16 Füßen gebe; das *genus* derselben wird *ametron* genannt, d. h. an keine festen Regeln der Quantität und Metrik gebun-

den. Im zweyten Abschnitte werden zwey Verse als Muster aus dem *Erotopaegnon* des Laevius gegeben:

*Venus amoris altrix genetrix cupiditatis, in quam diem
plenum hilarulum praepandere fas est opitulae tuae
ac ministrae.*

*Tametsi neutiquam quid foret ex pavida gravi dura
fera asperaque famula potui de domino accipere
superbo*

welche nach Hn. *Schn.* mit grosser Wahrscheinlichkeit aus dem Phoenix des Laevius als Worte der Bey-schläferin seines Vaters herrühren; im dritten giebt der Grammatiker zwey ähnliche Verse aus den Epigonen des Attius, welche aber nicht vollständig zu lesen sind, und im letzten, der aber auch vieles Undeutliche enthält, giebt er die Ansichten über den Ursprung des Namens dieser Verse an, aus denen indess so viel sich ergibt, daß sie zu Festgefängen und zur Verherrlichung verstorbenen Helden angewendet wurden. Im Uebrigen zeige aber schon dieser kurze Bericht, daß das Fragment von einer ganz andern Gattung Verse handelt, und durchaus nicht in Einklang mit den Nachrichten der meisten übrigen Grammatiker zu bringen ist; gewiß beruht die Annahme von 15 und 16 fünfsigen Versen auf einem Mißverständnisse des Grammatikers, und es ist ihm keineswegs der Werth zuzugesehen, den ihm *Niebuhr* beylegte.

Um endlich auf Hn. *Köne's* Schrift zurückzukommen, so ist Druck und Papier derselben zu loben. Druckfehler finden sich wenige; nur *āfia* für *āfia* S. 49, und *Lucian* für *Lucan* könnten zu Mißverständnissen Veranlassung geben.

D. W. B.

K A T E C H E T I K.

- 1) EISLEBEN, b. Reichardt: *Der Christenglaube und die Christenpflicht*, oder vollständige biblische Erklärung des kleinen Lutherischen Katechismus. Ein Handbuch für Schullehrer und ein Erbauungsbuch für gläubige Christen, von *H. J. J. Sichel*, Oberprediger in Hornburg, früher Seminar-Director und Oberschulaufseher in Erfurt. 1841. XVI u. 350 S.
- 2) EBENDAS.: *Biblischer Leitfaden zur Erklärung des kleinen Lutherischen Katechismus*, enthaltend eine nach den 5 Hauptstücken geordnete Samm-

lung der wichtigsten Beweisstellen und geeigneten Lieder-Verse, von *H. J. J. Sichel*, Oberprediger in Hornburg u. s. w. 1841. 109 S.

- 3) EBENDAS.: *D. Martin Luther's Katechismus*, für die Volksschulen erläutert von *D. Gottlob Eusebius Fischer*, Oberpfarrer und Superintendenten zu Sangerhausen, Ritter des rothen A. O. IV Cl. 1841. IV u. 88 S.

- 4) NÜRNBERG, in der Raw'schen Buchhandlung: *Gebete für den Katechismusunterricht* gesammelt von *Lorenz Krauffold*, viertem Pfarrer in Fürth. 1840. VI u. 176 S.

Die Vff. genannter Schriften hatten das höchste und herrlichste Ziel menschlichen Strebens „Förderung der Religiosität, christlicher Tugend und Frömmigkeit“ durch Unterricht vor Augen. Und obwohl die Wege und Richtungen nach demselben verschieden seyn können: so darf es uns nicht irren, wenn wir finden, daß sie sich endlich doch in dem Hauptpunkte: „in dem *Einem*, was Noth ist“ vereinigen; was hier der Fall ist.

Der Vf. von No. 1 bemerkt in dem lefenswerthen Vorworte die verschiedenen Abirrungen früher Zeit von der wahren Weise des Religionsunterrichts in Luther's Geiste; zeigt, wie man in den Schulen den dürrn unfruchtbaren Scholasticismus zurückzuführen versucht, aber auch dort dem materiellen Zeitgeiste dadurch gehuldigt habe, daß man irdische Sorge über das Himmlische setzte; außerdem aber dem erkannten Uebel, dessen Folge sich durch Leichtsinns und Frechheit der Jugend herausstellte, wieder durch eine verkehrte Maßregel, durch Ueberladung mit Unterrichtsgegenständen und durch Abweichung vom Systeme der alten Dogmatik, aber beides umsonst, zu begegnen suchte. Nicht wenig zum Verfall des rechten katechetischen Unterrichts trug die üblich gewordene Beschränkung der Religionsstunden in Volksschulen bey. Wie aber nach Luther's kleinem Katechismus ein fruchtbarer Religionsunterricht ermöglicht werden könne, war die Aufgabe, an deren Lösung der Vf. aus Beruf, als Seminarlehrer in Erfurt, seit 10 Jahren unermüdet arbeitete, und wovon die Schrift selbst, die zunächst für Gymnasien, Seminarien und Realschulen, wie für den Confirmanden-Unterricht bestimmt ist, ein schönes Zeugniß ablegt. Für Lehrer genannter Anstalten wird

ſie darum als ein treffliches Handbuch bey dieſem Unterrichte betrachtet werden können, das ſich durch reichhaltigen und gediegenen Stoff, natürliche Anordnung des Inhaltes und Klarheit der Darſtellung von ſelbſt empfiehlt. Ein näheres Eingehen auf das Buch iſt hier nicht möglich. Doch hätte Rec. gewünscht, daß die ſonſt den Religionsunterricht vertretende Beygabe der Lieder-Verſe mehr nach der urſprünglichen Angabe des Liederdichters geſchehen wäre; ſo würde es S. 2 ſtatt: O gieb auf deine Würde acht und ſchätz' als ſie, mein Gemüthe — beſſer, eigentlich, heißen: O Menſch nimm deinen Werth in Acht, erkenn' ihn mein Gemüthe!

In No. 2, von gleicher Tendenz mit dem vorhergehenden, ſuchte der Vf., ſich ſtets an L's Katechiſmus haltend, jede einzelne Lehre bibliſch zu begründen und durch Sprüche und eingestreute Liederverſe recht anwendbar zu machen. Jene, wie dieſe, können theilweiſe auswendig gelernt werden, und iſt bey den Liederverſen dahin zu ſehen, daß dieſe von der Jugend nach verzeichneten Choralmelodien durch Geſang feyerlicher und für das Gemüth eindringlicher gemacht werden.

Der auf dem Gebiete der Pädagogik bereits auch rühmlich bekannte, würdige Vf. von No. 3 ſuchte dem Antrage zum Entwurfe eines kurzen Lehrbuches der chriſtlichen Religion für Volkſchulen dadurch zu genügen, daß er vornämlich dabey die Schulen berückſichtigte, in denen bisher *Dinter's ergänzender Auszug* aus dem *Dresdner Katechiſmus* im Gebrauche geweſen war. Er unterzog ſich aber der Bearbeitung deſſelben auf die rechte Weiſe dadurch, daß er theils von der äußeren Form des Katechiſmus ſeines Vorgängers, ſo viel als thunlich, beybehielt, um jene nicht den daran Gewöhnten ganz zu entfremden; theils aber auch, indem er Manches bibliſcher, Anderes beſtimmter und ausführlicher, Manches kürzer und wieder Manches erbaulicher darzuſtellen ſuchte. Außerdem ſind die Bibelpprüche ſorgfältiger gewählt, und am Ende die Abweichungen der evangelischen von der katholiſchen Kirche beygebracht. Die Nützlichkeit des Büchleins iſt daher unbezweifelt, und wird ſich im Gebrauche gewiß bewähren, zugleich aber auch den Wunſch einer günſtigen Aufnahme des ſich dem höheren Lebensalter nahenden Vfs. rechtfertigen.

Auch die unter No. 4 bemerkten „Gebete“ finden neben den jetzt genannten Schriften ihre Stelle, und kommen mit denſelben durch gleichen Inhalt in Verbindung, wenn man annimmt, daß der Religions- und Conſirmanden-Unterricht mit Gebet begonnen, wohl auch beſchloſſen werden ſoll. Lehrern und Katecheten, die nicht immer aus dem Herzen zu beten gewohnt und geneigt ſind, wird es darum gewiß nicht unwillkommen ſeyn, auſer allgemeinen noch eine Sammlung verſchiedener Gebete über die Hauptſtücke des Lutheriſchen Katechiſmus hier beſammen zu finden. Der in den Gebeten herrſchende Ton iſt einfach und herzlich. Mögen ſie darum ihre Wirkung nicht verfehlen.

D. R.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1.) LEIPZIG, in der Dyk'schen Buchhandlung: *Predigten auf Grund der Schrift*. Gehalten bey dem Univerſitätsgottesdienste von M. *Robert Otto Gilbert*, Prediger an der Univerſitätskirche zu Leipzig. 1841. 195 S. 8.
- 2.) DRESDEN und LEIPZIG, b. G. Fleiſcher: *Das Wort und Leben unſers Herrn*. Ein Erbauungsbuch für das Jahr der Einſegnung und jedes nachfolgende Kirchenjahr' des Lebens. Von M. *August Friedrich Unger*, Paſtor zu Berggieſhübel. 1841. 380 S. 8.

Der etwas prägnante Titel: „Predigten auf Grund der Schrift“ wird in der Vorrede alſo erklärt: „Nicht um dadurch eine einſeitige Stellung zu einem dogmatiſchen System anzuzeigen, ſondern um ſeine Ehrerbietung darzulegen gegen hiſtoriſches Chriſtenthum, ſein Sinnen und Trachten nach praktiſchem Erfaffen des göttlichen Worts und; allerdings auch ſeine Liebe zu ſeiner Confession, hat der Vf. dieſe Vorträge Predigten „auf Grund der Schrift“ genannt. Derſelbe will nicht jener zur Mode gewordenen Predigtweiſe, welche nur „ein ſchriftenklärendes Element hervorhebt“ huldigen; er will vielmehr den bibliſchen Text in ſeiner Totalität erfaffen und von ſeinem Mittelpunct aus entwickeln. Gewiß das richtigſte Beſtreben! Die mitgetheilten dreyzehn Predigten verdienen eine weitere Verbreitung; denn ſie ſind Früchte einer durchaus chriſtlichen Gefinnung und inneren Lebens-Er-

fahrung; es bricht in ihnen überall die erhebende Gewissheit durch, daß „Niemand einen anderen Grund legen könne, denn der gelegt ist“, eine Gewissheit, die man besonders in unsern Zeiten beyrn christlichen Prediger mit Freude wahrnimmt. Bey solchen Vorträgen überfieht man denn auch gern jene Mängel, welche die meisten Producte junger Prediger an sich tragen. Dahin gehört vor allen Dingen Allgemeinheit und Unbestimmtheit der den Predigten zum Grunde liegenden Hauptgedanken. Wie viel umfassend ist z. B. das Thema der dritten Predigt: „In Christo ist Friede,“ und wie wenig erschöpfend die Ausführung, welche übrigens gut die richtigen drey Punkte getroffen hat. Die zweyte Predigt hat folgenden Hauptgedanken: „die gefährlichsten Versuchungen in der Welt überwindet ein Herz, das einsam in Gott ruht.“ Nicht zu gedenken, daß der Ausdruck „ein Herz, das in Gott ruht“ leicht einen argen Mißsinn geben kann; so scheint der Vf. auch nicht klar dabey gedacht zu haben; wenigstens muß Rec. gestehen, daß er nach Lesung der Predigt immer noch nicht wußte, was das „*einsam* in Gott ruhende Herz“ seyn solle. Predigt IV.: „Was verbürgt der evangelischen Kirche ein freyes Fortbestehen?“ Wird so beantwortet: 1) „Nicht die Gewalt ihrer Waffen“; 2) „nicht der Geist der Bildung unserer Zeit“ u. s. w. Aber hat denn die evangelische Kirche „Waffen“ und stehende Heere? und soll man denn in unsern Zeiten noch auf der Kanzel Reflexionen über die Möglichkeit eines Religionskrieges und dessen wahrscheinlichen Ausgang anstellen, wie es der Vf. bey der Ausführung dieses Theiles gethan? — Was den 2. Theil betrifft, so ist Rec. gerade vom Gegentheil überzeugt. Es hätte sich vortreflich zeigen lassen, (eine Predigt war freylich der Ort dafür nicht)

daß, was die geistige Bildung der Gegenwart etwa Unkirchliches mit sich führe, doch nur zur Verherrlichung evangelischer Wahrheit und somit dem Besten der evangelischen Kirche dienen werde.} Aber, was beide Theile anlangt, wie viele solche Sätze mit „nicht“ hätte der Vf. noch seiner Predigt hinzufügen können! Dergleichen „nicht“-Sätze erweitern ja den durch das Thema abgegränzten Horizont; bringen nur Fremdes hinzu.

Wir wollen aber mit diesen wenigen Bemerkungen unserm eben ausgesprochenen Urtheile keineswegs Abbruch thun; wünschen vielmehr den in einfach herzlicher und erbaulicher Sprache geschriebenen Predigten recht viele Leser: denn auch das Lesen derselben wird Frucht bringen.

Den bekannten Vf. von No. 2 hat in der That ein glücklicher Gedanke zur Abfassung seines Buches geleitet. Das Leben Jesu, als ein Erbauungsbuch für Confirmanden zu bearbeiten, war gewiß zeitgemäß. Die Worte der vier Evangelien über die hauptsächlichsten Thatfachen der evangelischen Geschichte bilden den Kern der einzelnen „Andachten“, welche das Buch bietet. Kurze Anknüpfungen an die unmittelbar zuvor erzählten Begebenheiten, zwischen eingestreute, bündige Erklärungen, welche ebenso des Vfs. Belesenheit in der neuern exegetischen Literatur, als seinen freysinnigen und doch entschieden christlichen Standpunct bezeugen, und ein paränetisches Schlusswort ist das, was jede „Andacht“ giebt.

Die äußere Ausstattung des Buches gereicht der Verlagshandlung zu großer Ehre und empfiehlt dasselbe als stattliches Confirmanden-Geschenk.

A. St.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

M E D I C I N.

BRAUNSCHWEIG, b. Oehme u. Müller: *Entwurf eines neuen naturphilosophischen Systems der rationalen Heilkunde* von Dr. *Hermann Klencke*, vorm. Königl. Preufs. Militärarzte. 1840. VIII. u. 150 S. gr. 8. (1 Thlr.)

In dem Vorworte spricht sich der Vf. zunächst über die Nothwendigkeit aus, welcher gemäß sich Pathologie und Physiologie gegenseitig durchdringen müssen, entwirft dabey ein recht treues Bild von dem gegenwärtigen Zustande der Pathologie voll Leben und Kraft und kommt so zu dem Ausspruche, dafs es für die Gegenwart namentlich sehr bemerkenswerth sey, wie, während die Philosophie allmählig zu den reinsten Begriffen vom Leben vorgeschritten, auf der anderen Seite ganz instinct - vernünftig eine medicinische Methode sich aufgethan, welche, basirt auf die einfachste Naturbeobachtung, fern von aller wissenschaftlichen Form, auf unbewusste Weise jenen reineren Grundfätzen einer philosophischen Physiologie (*Carus*) entgegengekommen. Noch wunderbarer aber erscheint es dem Vf., dafs beide Richtungen sich nicht erkannten, sondern einander fremd blieben. Um aber beide, wie sich gehört, zu vermitteln, wird durch diese Schrift unternommen, ein naturphilosophisches System an der Stelle der bisherigen Hydropathie zu begründen, die naturphilosophische und die empirische Richtung in einem organischen Systeme mit einander zu veröhnen, und somit die Basis einer einfachen, reinen *Naturheilkunde* in allgemeinen Umrissen zu geben. Um nicht mit den Kaltwasserärzten in eine Kategorie gestellt zu werden, benennt Hr. K. sein System vorläufig: *Äro-pathie*. — Wie nun dieser Versuch unternommen und vollführt worden, wie der Vf. seine schwierige Aufgabe aufgefaßt und gelöst, wird sich alsbald aus der Anführung des weiteren Inhaltes dieser Schrift ergeben.

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

In der Einleitung handelt es sich zunächst von dem Begriffe des *Lebens* selbst und dessen richtiger Auffassung. Fälschlicher Weise suchte man denselben aus dem Einzelleben zu deduciren, während man dieses selbst nur wieder aus der richtigen Erkenntniß des Allebens begreifen kann. Man sonderte dabey gewöhnlich Kraft und Materie von einander, während doch beide unzertrennbar und eins sind, wenn gleich als Pole einer Einheit verschieden in ihren Erscheinungen. Kraft nämlich ist die sich in allen Phänomenen des Lebens offenbarende Idee, die mit inwohrender höchster Vernunft theils bewußtlos (?), theils bewußt nach Realität strebt. Materie aber ist die aus dem Aether, dem ersten Gegenfatze der Idee, hervorgebildete reale Seite der Idee selbst. Allein diese eben angeführte, nur der Erläuterung wegen vorgenommene Trennung dieser beiden Begriffe ist eine bloße wissenschaftliche Lizenz, welche in der Wirklichkeit, in der sich beide innigst durchdringen, nicht existirt. Bey diesem gegenseitigen Durchdringen aber entsteht eine polarische Spannung, aus welcher die Lebenslinie mit den Phänomenen des Lebens hervorgeht, daher existirt die Idee nur so durch den Aether, wie dieser allein durch Polarisation der Idee zur Erscheinung kommt. Alle Erscheinungen sind sonach ätherische Zustände durch die mannigfaltigen Gegenfatze der Idee. Das ganze Univerfum aber erkennen wir als die im Aether sich zur Erseheinung realisirenden unendlich und in allen Richtungen ausgehenden Ideen, welche Strahlen einer Uridee, einer allgegenwärtigen, ewigen Schöpfungsidee sind. Hieraus nun lassen sich alle polaren Gesetze und aus diesen die Urquellen alles Lebens ableiten. Vf. wendet sich nun weiter zur Betrachtung des *besonderen Lebens* und der organischen Erscheinungen desselben. Auch das Einzelleben ist ein Werdendes, eine realisirte Idee, ein Brennpunct des allgemeinen Lebens, eine Abpiegelung des Macrocos-

mus. Der Organismus ist die Erscheinung der Idee eines Individuums in bestimmten Formen (Elemente der Natur) mit Zweckmäßigkeit zum Ganzen gebildet und wieder fortbildend. Die sich bedingenden Pole dabey sind die reale und ideelle Seite des Organismus. Die Idee als Emanation der höchsten Quelle ist unverteilbar, so auch die Idee des Organismus eines Geschöpfes; sie ist ein gedankenhaftes Seyn innerhalb des ideellen organischen Gedankenbaues der Menschheit, welches sich in seiner individuellen Sphäre ätherisch realisirte. Während diese Idee sich in der Leiblichkeit polarisch weiter bildet, entwickelt sie sich allmählig zu einer höheren Potenz, einem zweyten, dem Aetherbaue entgegengesetzten Organismus. Es spiegeln sich beym Fortbilden die einzelnen Zustände als ätherische Abbilder in der Ideo wieder, diese reflectirt sich selbst als Vorstellung, und indem diese sich zwar mit dem Leibe zugleich entwickelt, dabey aber über Raum und Zeit selbstständig erhaben bleibt, baut sich ein anderer geistiger, spiritueller Organismus auf, welcher die Idee auf ein Weltbewußtseyn, Selbstbewußtseyn und Gottesbewußtseyn hinleitet. Hiernach wird der Begriff des menschlichen Organismus und seine Einheit in drey Polen, dem realen, ideellen und psychischen festgestellt. Der lebende Organismus muß sich in fortwährender Bewegung befinden und zwar von der ätherischen Seite als Reproduction, in der formellen als Contraction und Expansion, in dem Verhältniß der äußeren Natur als Ortsbewegung. Letzte äußert sich wieder als Receptivität und Reaction. Dieses sind nun die wahren Lebensphänomene, welche sich durch Setzen immer neuer Gegensätze manifestiren und durch fortwährendes Polarisiren bestehen. So trennt sich zuerst die Keimhaut in das Schleimblatt, das weiter zum Ernährungssysteme und in das seröse Blatt, welches zur Empfindungssphäre wird, dort bildet das Blut, hier die Nervensubstanz den Mittelpunkt, aus jenem entsteht der Verdauungsapparat, aus letztem das Hautsystem, aus beiden gemeinsam entwickelt sich das Geschlechtsleben. Demnach sind die drey Hauptpolaritäten des individuellen Lebens 1) die des Ernährungs- und Empfindungs- 2) die des Gattungserhaltungs- und 3) die des organisch-ätherischen und des Seelen-Lebens, unter denen der nähere Verkehr durch Antagonismus, Consensus und Stellvertretung erhalten und der weitere mit dem gau-

zen Organismus vermittelt wird. — Vf. wendet sich nun zu dem Begriffe von *Krankheit* und entwickelt denselben folgendermaßen: Jede Lebenserscheinung ist ein Zerstören und Neuzeugen; Erscheinungen aber am Organismus, welche wesentlich von dessen Grundidee abweichen, dennoch aber einen bestimmten inneren Zusammenhang zeigen, bilden ebenfalls Organismen, welche auch nach einer gewissen Idee sich darleben, welche wieder durch Polarisation realisirt wird. Wenn sich nun ein solcher Organismus an irgend einem Geschöpf parasitisch darzustellen strebt, heißt er Krankheit. Letzte bleibt daher immer etwas Positives, eine durch antithetische Zeugung hervorgerufene Idee, ein ideeller parasitischer Organismus. Daher kann es auch keine localen Krankheiten geben und z. B. die Heilung von Wunden u. s. w. geschieht nicht durch einen Krankheitsproceß, sie sind keine Krankheiten, sondern durch die normale Lebensenergie. Krankheiten kann man nur die Entwicklung von Erscheinungen nennen, die in innerer Verknüpfung mit einander stehen und sich in gewissen abnormen Entwicklungsperioden äußern. Die organische *Heilung* kommt dadurch zu Stande, daß das erste Urbild des gesunden Organismus seine Herrschaft über die spätere Krankheit zu erhalten sucht. Das Herrschendwerden des normalen Organismus äußert sich durch vielfache Gegenbestrebungen, Entwicklungskrankheiten, behält aber die Idee der Krankheit die Uebermacht, so entsteht Siechthum oder Tod. Die Krankheit besteht als Lebensproceß ebenfalls aus zwey Factoren: aus den disponirenden und den Gelegenheitsurfachen, woraus sich vier Grundpolaritäten ergeben: 1) Krankheiten aus aufgehobenem Gleichgewichte zwischen Macrocosmus und Microcosmus. 2) K. durch Verstimmung des Ernährungs- oder Bildungs- und Empfindungs-Poles. 3) K. durch Mißverhältniß des individuellen Erhaltungspoles zu dem der Gattungserhaltung. 4) K. durch Aufhebung der polarischen Gleichstimmung zwischen physischem und psychischem Leben. Es folgt nun die nähere Darlegung der Grundkrankheiten und ihrer Formen. Wenn die Idee des Krankheitsorganismus erzeugt ist und sich über alle Lebenssphären zugleich verbreitet, wobey sie sich gewöhnlich in der allgemeinen Lebensflüssigkeit, dem Blute, offenbart, so entsteht die erste Urkrankheit, das *Fieber*. Wiederholt sich aber dieselbe in einem einzelnen Organe in differente-

rer Form, dann zeigt sich die zweyte Urkrankheit, die *Entzündung*. Bey noch concreterer Form ergiebt sich als dritte Urform, die *organische Substanzumänderung* und Verbildung. Die Urkrankheiten selbst werden nun modificirt nach ihrem Vorkommen in den einzelnen Lebensphären als im Blutleben, im Ernährungsleben, im Athmungsleben, im lymphatischen Systeme, im Absonderungs- und im Nerven-Systeme. Dabey ist als sehr zweckmäfsig und besonderen Lobes werth, zu erwähnen, dafs der Vf. den Versuch machte, zugleich bey jeder dieser Krankheitsclassen nachzuweisen, wie sie sich verschiedentlich im psychischen Leben reflectiren. So ist nach ihm das Gemüth das in sich reflectirte und somit zur Vorstellung gewordene Blutleben, daher erzeugen Blutabnormitäten vorzugsweise Gemüthsleiden, abnorme Verdauung und gestörtes Ernährungsleben, gereizte Stimmung, Selbstsucht u. s. w., beschränktes Athmungsleben, Kleinmuth, Hoffnungslosigkeit; Leiden des lymph. Systems, Sehnen nach Befriedigung, Habsucht, Geiz, Neugierde, Neid, oder Phlegma, Widerwillen und so fort. Zuletzt wird nun von der *Heilung durch ärztliche Hülfe* gehandelt. Die Krankheit ist entweder ideal oder in ihren parasitischen Producten vorhanden. In beiden Fällen soll der Arzt einen fremden Organismus vertilgen und hiezu zeichnen die Natur zwey Wege vor, entweder das Urbild wird schnell realisirt, oder die Natur wird rückbildend, so dafs sich der Organismus selbst verflüchtigt. Der Arzt aber will nichts Anderes, als die Idee des normalen Organismus aus den Fesseln eines fremden, parasitischen befreyen, und hiezu soll ihm nicht die Anwendung wieder fremder Naturkörper dienen, sondern die einzig wahren Reizmittel, die Lebensreize selbst, also Luft, Wasser und Nahrung. Diese sind eigenthümliche Zustände des tellurischen Lebens und daher vor Allem geeignet, Mifsverhältnisse zwischen tellurischem und individuellem Leben wieder zu vermitteln. Sie thun dies bey ihrer methodischen Anwendung aber vorzugsweise dadurch, dafs sie entweder die Entwicklung des Parasiten beschleunigen und so sein Leben schneller beenden, oder durch Bethätigung der normalen Polarität ihn überflügeln und bezwingen, oder endlich durch Erregung sämmtlicher Grundpolaritäten des Lebens. Ausführlicher wird nun noch von den besondern Indicationen der Heilmethoden, von dem Wesen der ärohydropathischen *in specie* gespro-

chen. Das ganze Geheimnifs der Aerohydropathie beruht auf dem Austausch des Organismus mit neuem Aether; der Aerohydropath verflüchtigt, um einen neuen, normalen Leib zu bilden, während er die Krankheit durch Ausziehung des alten Aethergliedbaues zugleich entfernt.

So weit das Schema des Inhaltes. Der Vf. hat uns in neuester Zeit schnell hinter einander mit mehreren Schriften beschenkt, namentlich auch mit einer Histologie und einem Buche von dem Tode, denen sich nun diese Naturphilosophie anreicht und dieser folgten bereits wieder mehrere neue Werke; sie sind sämmtlich vor der Hand nur Entwürfe, tragen einerley Gepräge und folgen denselben Principien. Unstreitig verdienen sie einer belobenden Empfehlung und näherer Berücksichtigung. Es wird zwar in denselben und durch sie keineswegs ein neues System begründet, sondern man findet mehr nur die Ansichten eines *Schelling*, *Hegel*, *Krause* und namentlich *Carus* auf die speciellen Fächer der Medicin angewandt, verarbeitet und möglichst zu einem Ganzen verschmolzen. Es fehlt dabey auch keineswegs an mehrfachen Fehlgriffen und die Deductionen des Vf. können trotz ihres bestehenden Scheines von innerer Wahrheit noch keineswegs auf sichere Geltung Anspruch machen. Dennoch aber bringen alle diese Arbeiten einen vortheilhaften Eindruck bey dem Lesenden hervor, indem sie sich durch grosse Klarheit und Lebendigkeit der Diction vor vielen anderen derartigen Schriften auszeichnen. Hr. *Klencke* weifs seinem Gegenstande stets neue, zu weiterem Nachdenken anregende Seiten abzugewinnen, grosser Fleifs und Belesenheit leuchten alenthalben hervor und nur eine tiefere philosophische Durchdringung und Verarbeitung, daher auch die nothwendige Sicherheit in den Schlüssen, mufs bey einzelnen Theilen seiner Arbeiten mit Bedauern vermisst werden. In Beziehung auf den hier vorliegenden Versuch verräth es an und für sich grosse Gewandtheit des Geistes, um der näheren wissenschaftlichen Begründung der *Wasserheilkunde* willen ein ganzes naturphilosophisches Gebäude zu errichten! Ist diese Aufgabe nun auch wirklich ziemlich glücklich gelöst, so sind wir doch überzeugt, dafs Hr. *K.* selbst bald hieran wieder Vieles abändern, dafs er selbst diesem späterein eine festere Grundlage geben werde, als den Aether und die diesen durchdringende Idee, allein seine

eigenen, zum Theil neuen Ansichten und Auffassungen, welche er bey Gelegenheit dieser Bearbeitung namentlich in den beygefügtten Anmerkungen entfaltet, verdienen weiter verfolgt zu werden, damit aus ihnen wirklich hervorgehe, was Hr. K. vorzugsweise beabsichtigt, eine Belebung und lebendigere Auffassung der einzelnen Zweige der Naturwissenschaften und namentlich der Medicin. Wir wünschen daher seinen Schriften vor Allem eine recht ausgebreitete Theilnahme.

F. R.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

LEIPZIG, b. Weber: *Christian VII und sein Hof* von Carl Bernhard. 1841. 1. Bd. 203, 2. Bd. 184, 3. Bd. 220 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Wer die Bekanntschaft des Vf. in seinen „*Lebensblüthen aus Dänemark*“, diesen allerliebsten Genre-Bilderchen, welche man in ihrer zarten Schattirung Daguerrotypen nennen könnte, gemacht hat, wird mit freudig gespannter Erwartung hier vor ein größeres, ein historisches Stück, eines Künstlers treten, das im Bezug auf seinen Gegenstand noch höheren Genus verspricht. Zwar wird diese Erwartung theilweise auf die angenehmste Art getäuscht, denn der Blick des Beschauers sichtet sich zuerst vergebens nach der Hauptfigur um, vergift diese aber bald wieder, indem er von artigen Nebengruppen dergestalt angezogen wird, daß er das *qui pro quo*, welches ihm der Vf. spielt, kaum oder doch nicht mit Unwillen bemerkt. Es geht ihm wie Einem, der ein Document sucht, statt dessen aber eine artige Ballade, ein *billet doux* oder sonst ein an sich unbedeutendes Denkblättchen aus einer Zeit findet, die ihn an Erlebtes erinnert. Er vergift über dem Gefundenen das Gesuchte und hält sich auf das Angenehmste befriedigt. Findet er endlich auch das Gesuchte noch, so ist sein Verlangen darnach schon gemindert; er nimmt fast als Zugabe, was ihm früher

Hauptfache war, doch ist ihm wenigstens lieb, das Gewünschte nicht auf geradem Wege, sondern auf annehmlich verschlungenen Umwegen erlangt zu haben. So könnte es, gleich dem Rec., dem Leser dieses Gemäldes von *Christian VII und seinem Hof* gehen.

Wir möchten diesen historischen Roman gern und unbedingt den mit Recht berühmten und beliebten Schriften der Verfasserin des *St. Roche* u. s. w. an die Seite setzen, wenn nicht gar über sie stellen. Er greift, indem er genaue Kenntniß der höheren Stände, die er vornehmlich zu schildern verspricht, an den Tag legt, auch in das uns näher stehende bürgerliche Leben ein, blickt nicht, wie die Vf. jener Romane, nur von Oben herab auf dasselbe, sondern läßt ihm in zarter und gemüthvoller Schilderung das gebührende Recht widerfahren. Ohne es ideell darzustellen, malt er auch seinen Reiz und seine Eigenthümlichkeiten mit ergreifender Wahrheit aus. Er stellt keins seiner Bilder in so blendende Höhe, daß wir den reinen uns und unferen Bekannten ähnlichen Menschen nicht darin erkennen könnten.

Noch hat sein Werk die wohlthätige Richtung, daß es geschichtliche Personen, welche der gebildete Leser bereits kennt, und gewifs so ansah, daß er das harte Urtheil, welches ihre Zeit über sie fällt, noch jetzt schmerzlich nachfühlt, in ein Licht stellt, dessen Milde wohlthut. Er schreibt, ohne hochfahrend als Weltverbesserer aufzutreten, als Einer, welcher will, daß Alles nach einem bestimmten Gesetze gehe, durch welches mögliche Gleichstellung aller diesem Gesetze Unterworfenen bezweckt werde. Dies giebt Einklang, dies giebt Befriedigung. Am vollkommensten scheinen diese Eigenschaften an diejenigen seiner Werke geknüpft zu seyn, welche er selbst in unsere Sprache übertragen hat.

Die Ausstattung des Buches macht der Verlags- handlung Ehre.

W.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

T H E O L O G I E.

STUTTGART, in Schweizerbart's Verlagshandlung:
Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer,
 Professor, Bibliothekar in Stuttgart.

Auch unter den Nebentiteln:

Das Jahrhundert des Heils. 1 u. 2 Abth. 1838. *Die heilige Sage.* 1 u. 2 Abth. 1838. *Das Heiligthum und die Wahrheit.* 1838. gr. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Wer bloß den Titel des vorliegenden Werkes hörte, oder dilettantisch darin blätterte, könnte versucht werden, es für einen Nachklang des berühmten *Lebens Jesu* von *Straufs* zu halten, und zwar, je nachdem er den zweyten oder den dritten Theil zur Hand nähme, für eine Zustimmung oder für eine Entgegnung. Bey näherer Betrachtung muß man aber die Selbstständigkeit der vorliegenden Arbeit vollständig anerkennen, und zu der Ueberzeugung gelangen, daß *Straufs* wie *Gfrörer* Stimmen unserer Zeit sind, welche nach neuen Befriedigungen des religiösen Bedürfnisses strebt. Es ist nicht Uebererschätzung der Gegenwart, wenn man behauptet, unsere Zeit sey für gewisse Fragen und Untersuchungen reif geworden, welche die früheren Jahrhunderte hinter dem Vorhange des heiligen Geheimnisses hielten, weil ihnen eine Lösung unmöglich war. Bis zur Zeit der Reformation herrschte die Tradition unbefränkt über die ganze Christenheit. Die mißbräuchliche Praxis in der Kirche führte die Reformatoren zum Widerspruch, nicht der Zweifel gegen die Wahrheit der Tradition an sich. Deshalb nahmen sie einen guten Theil der Tradition mit herüber, welcher sich vermöge der Opposition nach Außen und der denktrügen Herrschaftsucht im Inneren bald zu kirchlichen Symbolen versteinerte. Erst als der menschliche Geist durch die Fortschritte in den weltlichen Wissenschaften

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

neue Kräfte gewonnen hatte, wagte er wieder Schritte auf dem Felde der Theologie gegen die alte Tradition. Weil aber diese Schritte bloß in dem Negiren von Einzelheiten dessen, was als Ganzes heilig gehalten werden sollte, bestand, so wurde ein ziemlich unnützes, sogar schädliches Spiel daraus, welches die Achtung gegen das Heiligthum in Gleichgültigkeit verwandelte. Es ging der protestantischen Theologie fast wie dem weiland heiligen Römischen Reiche, über dessen bunt-scheckige Armee man lachte, und das trotz seiner beständigen Mehrer und Vorfechter am Rhein und an der Eider eine Stadt um die andere und ein Hochsift um das andere verlor. Besser hielt sich die wohl centralisirte katholische Monarchie, wiewohl sich gelegentlich auch da zeigte, daß sie mehr durch Masse und organische Gliederung als durch innere Gesundheit fortlebe. Inzwischen war in den letzten Jahrzehnden die Einsicht in weltliche Dinge durch Entdeckungen, Erfindungen und Wissenschaft wieder der Theologie vorangeeilt; man hatte sich in ziemlich weiten Kreisen gewöhnt, dem Grunde und Zusammenhange der Dinge nachzuforschen, Zweifel gegen das Ueberlieferte auszusprechen und für jeden Anspruch eine Legitimation zu verlangen. Wie manches viel bewunderte System in Philosophie, Physik und Medicin sank in sein Nichts zurück! wie manchem Helden wurde durch die historische Kritik sein Lorbeer abgestreift oder entblättert! Homer zerfplitterte sich in eine Schaar Homeriden, als das Sprachgefühl seiner Erklärer hinreichend geschärft war, um die feineren Unterschiede der Darstellung zu erkennen. Dem Deutschen Gutenberg wurde ein Holländischer Laurenz Koster zur Seite gestellt, und der ausschließliche Ruhm des Ersten wenigstens in Bedenken gezogen. Die Livianischen Dekaden wurden zu einem Lateinischen Sagenkreise; zuletzt verloren selbst die Schweizer ihren Tell an die verschönernde Sage.

Nicht minder verwandelte sich Gustav Adolf vor unsern Augen aus einem reinen Glaubenshelden in einen ziemlich ehrgeizigen und ländersüchtigen Kriegsmann, während Wallenstein's lang geglaubter Verrath in eine letzte Nothwehr eines verläumdeten Emporkömmlings überging. Allenthalben hin leuchtete die Fackel der Kritik; es wäre ein wahres Wunder gewesen, wenn sie nicht auch die christliche Religion beleuchtet hätte. Lange zwar hielt die tief eingepflanzte Scheu, das Heilige zu berühren, vor einer durchgreifenden Kritik zurück; man fühlte, daß an der Untersuchung über die historische Grundlage des Christenthums mehr hänge, als an einer bloßen akademischen Frage. Dennoch mußte der Schritt geschehen, welchen die Entwicklung der Zeit nothwendig forderte, und hätte Dr. *Straufs* nicht das alle Stände durchdringende Aufsehen mit seinem Buche gemacht, so hätte es vielleicht Hr. *Gfrörer* oder gar der Englische Banquier *Hennel* mit ihren Büchern hervorgebracht. Da einmal die Zeit für die Erörterung der religiösen Lebensfrage gestimmt war, half es nichts, daß *Straufs* die streng wissenschaftliche Form einhielt, und wird es nichts helfen, daß Hr. *Gf.* sie ebenfalls einhält. Die Gegner *Straufs's*, die Berliner Kirchenzeitungsmänner, haben die wissenschaftliche Frage selbst unter das Volk gespielt, und die Bauern von Pfäffikon in das Geheimniß eingeweiht, daß es Leute gebe, welche an der Existenz Christi zweifeln. Deshalb hilft auch das Zetergeschrey der Zionswächter höchstens für den Augenblick, die Zukunft der christlichen Religion wird dadurch nicht im Mindesten geschützt. Vielmehr könnten Schriften, wie die vorliegende, welche sich lediglich auf den historischen Standpunct stellen, und ohne Rücksicht auf Dogma oder anerzogenes Gefühl Jesus als eine historische Person behandeln, deren Leben und Wirkfamkeit erst von Neuem erforscht werden soll, sehr viel nützen, wenn es ihnen nämlich gelänge, uns einen von den Zuthaten der Sage entkleideten Religionsstifter aufzustellen, welchem wir darum nicht weniger Verehrung schuldig wären, weil ihm einige bisher für wahr gehaltene Züge fehlten. So lange aber dieß Gelingen unsicher ist, bleibt es freylich ein Experiment mit gefährlichen Stoffen, wozu nur versuchte Leute den Zutritt haben sollten. Das hat sich Hr. *Gf.* auch keineswegs verhehlt; ja er behauptet in der

Vorrede, er würde sich Stillschweigen auferlegt haben, wenn das Ergebnis seiner Untersuchung ein für die Wahrheit der christlichen Religion nachtheiliges gewesen wäre. Wir wollen das gern glauben, so wie wir überhaupt von dem Ernste seines Strebens eine sehr vortheilhafte Meinung gewonnen haben; allein immer noch wäre zu wünschen, daß seine Untersuchungen so lange unter Männern vom Fache blieben, bis sie erst stärkere Proben der Wahrheit bestanden haben, als die Selbstbefriedigung des Vfs. Deshalb wäre es gut gewesen, wenn Hr. *Gf.* mit etwas weniger Barschheit über die Leistungen verdienstvoller Theologen abgeurtheilt, und seine eigene Leistung nicht so zuversichtlich als einen „vollends ausgebauten Dom“ hingestellt hätte. Solches Auftreten erweckt Gegner, oft leidenschaftliche Gegner, und dadurch geht das Gute einer solchen Schrift leicht über dem Schlimmen verloren, wie es bey *Straufs* ebenfalls geschehen ist. So fleißig Hr. *Gf.* alle Quellen studirt hat, um die Zeit, worin Jesus auftrat, kennen zu lernen, so muß er doch, wenn er anders nicht von Eitelkeit befangen ist, zugestehen, daß diese sämtlichen Quellen zu dürftig sind, um eine historische Evidenz der damaligen Zeitansichten und Begebenheiten jetzt schon zu gewähren, oder auch für die Zukunft hoffen zu lassen; daß also der größte Theil der gewonnenen Wahrheiten auf Schlüssen beruht, wobey die Subjectivität eine sehr bedeutende Rolle spielt. Beruft sich ja doch Hr. *Gf.* selbst oft auf sein historisches Gefühl, wenn er kein objectives Argument findet. Wie soll nun seine ganze Beweisführung so zwingend seyn, daß andere Leute eingewöhnte Ideen und Gefühle darum aufgeben und nur seinen Christus als den rechten ansehen? Auch würde es gar nicht schwer seyn, seinen Untersuchungen in dieser und jener Einzelheit beyzukommen, aber es dünkt dem Rec. ganz zweckwidrig, auf diese Weise mit einem Werke zu verfahren, welches angeblich das Resultat von 13 Jahren mühsamen Fleißes ist, und auch wirklich deutliche Spuren langer Forschung an sich trägt. Widerlegt kann eine solche Beweisführung nur in einem Buche werden, welches ebenso auf die Quellen zurückgeht: eine Recension könnte bloß plänkeln. Deshalb zieht Rec. vor, den Lesern der A. L. L. eine gedrängte Darstellung des Inhaltes zu geben, indem er hofft, daß gelehrte Theologen oder Histori-

ker ausführliche Prüfungen des hochwichtigen Gegenstandes nicht unterlassen werden.

Vor Allem muß Rec. die Vorrede als eine sehr gelungene Vertheidigung des Standpunctes, welchen der Vf. genommen hat, rühmen. Das Gefühl, meint er, daß unsere Religion festere Stützen bedürfe, als die bloß traditionellen, ist zu allgemein, als daß man sich über sein Vorhandenseyn täuschen könnte. Die meisten conservativen Theologen sind aber schlechte Vertheidiger, weil sie immer nur nothdürftig die Blößen zudecken, und der andringenden Kritik des großen Publicums gegenüber zuletzt als Heuchler erscheinen oder unterliegen. Treffend sagt deshalb der Vf.: „Ich will noch an das furchtbare Geheimniß erinnern, das in dem Römischen Worte *paganus* liegt. Dasselbe bezeichnet bekanntlich seinem ersten Sinne nach Dorfbewohner. Nach Constantin ward es ein Name für die Heiden. Der alte Götterglaube war gerichtet, als die Städter, der gebildete Theil des Volkes aufgehört hatte, ihn zu theilen. Eine Religion kann ohne die herzliche Zustimmung der Besten nicht mehr in die Länge bestehen.“ Ueber die Nothwendigkeit strenger historischer Beweise für den Ursprung des Christenthums durch die angegebenen Personen und unter den angegebenen Umständen äußert sich die Vorrede so: „Solche Beweise sind höchst nothwendig für den Bestand der Kirche, dem Bedürfnisse derselben verdankt die ganze kirchliche Literatur ihre Entstehung. Ich sage nun: die hergebrachten, gewöhnlichen halb aus Ueberlieferung, halb aus Tagesphilosophie, zum Theil auch aus Empfindsamkeit gebrauten, sind abgenutzt. Das Buch vom Dr. *Straufs* hat sie gerichtet. Keiner, der ihn mit Waffen aus der alten Rüstkammer zu widerlegen suchte, focht mit Erfolg.“ Das Ergebniß seiner sämtlichen Untersuchungen drängt der Vf. in folgende Worte zusammen: „Die drey ersten Evangelien sind aus der alten christlichen Sage entstanden, und enthalten solchem Ursprunge gemäÙ Wahrheit und Dichtung unter einander gemengt; doch kann man letzteres Element mit Hülfe des vierten Evangeliums ausscheiden. Dieses dagegen ist von einem Augenzeugen, der Wahrheit gemäÙ geschrieben, es muß als lautere historische Quelle betrachtet werden. Die Persönlichkeit Jesu Christi selbst erscheint in einem so glänzenden Lichte, daß das Auge des Beschauers von seinen Himmelsstrahlen geblendet

wird. Etwas Aehnliches weiß die Weltgeschichte nicht auf. Er ist kein bloßer Mensch, wenn man *die* Menschen nennt, welche von den alltäglichen Triebfedern, denen sonst jeder Sterbliche unterliegt, geleitet werden; er ist ein Gott, wenn man *den* so nennen will, der alle menschlichen Tugenden im höchsten Maße besitzt. Das, was man nöthig hat zum Grundstein einer geoffenbarten Religion, bleibt uns übrig, nur von den äußeren Säulenhallen stürzen einige ein.“ Hieraus ergibt sich schon der Unterschied zwischen den Untersuchungen *Gfrörer's* und *Straufs's*. Dem Ersten bleibt ein historischer Christus, wenn gleich mit weniger Wundern, selbst ohne wunderbare Auferstehung übrig; dem Letzten ein ziemlich unbedeutender Rabbi Jesus, und daneben ein Hegelischer Begriffs-Christus. Folglich ist auch die Gefahr bey der Verbreitung des Gfrörerischen Werkes nicht so groß für die bestehende Religion, als bey der Popularisirung der Straußischen Ansichten. Gleichwohl wie viel bisher heilig gehaltenes muß auch Hr. *Gfrörer* negiren! wie verletzende Untersuchungen müssen erst geführt werden, bis der kleine Rest von Wahrheiten gerettet wird! Wäre es zuletzt nicht besser zu erklären: Ueber dem Ursprunge unserer Religion liegt ein nicht zu lösendes Geheimniß, sicherlich nicht ohne Veranstaltung der göttlichen Vorsehung, auf daß wir nicht sehen und doch glauben? Darauf entgegnet Hr. *Gf.* freylich: Wenn die Theologen so sprechen, so werden die übrigen Stände sagen: Ihr hüllt die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Geschlechtes absichtlich in ein Geheimniß, um euch unentbehrlich zu machen, und das Volk zu leiten. Ehrliche Männer an eurer Stelle würden schon die Wahrheit entdecken. Dieses Mißtrauen wird die Säulen des ganzen kirchlichen Gebäudes unterfressen. Rec. theilt diese Befürchtung nicht mit dem Vf. Wird die Geistlichkeit durch sitzlich $\frac{1}{2}$ ürdige Männer vertreten, so kann jenes Mißtrauen höchstens einzelne Zweifler ergreifen. Für die Uebrigen giebt es ein Argument, welches alle gelehrten Begründungen ersetzen kann: Jesus Christus hat eine Religion gestiftet, welche die geistigen Bedürfnisse aller Jahrhunderte befriedigt, in welcher auch jetzt noch der größte menschliche Scharfsinn keine anderen Mängel entdecken kann, als solche, welche die Späteren hinzugehan haben; mag nun dieser Christus der erschienenene Gottes Sohn, mag er ein anderes höheres Wesen,

mag er endlich ein Mensch gewesen seyn, er bleibt immer der Gegenstand unserer höchsten Verehrung, unser Verhalten in Beziehung auf ihn muß immer daselbe bleiben. Ebenso sind die Apostel unwidersprechlich redliche Männer gewesen. Mögen sie Wunder gethan haben oder nicht, mögen in ihren Schriften einige Irrthümer vorkommen oder nicht, Niemand wird ihnen eine absichtliche Täuschung vorwerfen können; dagegen ist gewiß, daß sie als Helden für ihren Glauben gelitten haben und gestorben sind. Folglich bleiben auch sie unserer höchsten Verehrung werth. Zuletzt kann kein Vernünftiger läugnen, daß die Ausbreitung und Entwicklung des Christenthums so sehr das Gepräge der besonderen göttlichen Fürsorge an sich trägt, daß wir es auch in dieser Beziehung mit keiner anderen geschichtlichen Erscheinung vergleichen können. Demnach hängt für den Bestand der christlichen Kirche und für den Unterricht in der christlichen Religion von der Frage, ob die Evangelien lautere Geschichte oder mit Sagen untermischte Wahrheit enthalten, der That nach gar nicht so viel ab.

Nur dadurch, daß die Altgläubigen mit dem anmaßendsten Eigensinn sich an die Lehre von der Inspiration anklammern, und durch ihre Verdammungsurtheile Opposition hervorrufen, entsteht Gefahr — die Gefahr nämlich, daß gerade die besseren Menschen denken, eine Religion, welche Haß, Verdammung, Verfolgung lehrt, kann nicht die rechte seyn. Die päpstliche Curie, indem sie die Seligkeit der Andersgläubigen läugnet, und die gemischten Ehen verbietet, laborirt bereits an der Krankheit, von ihren Anhängern unsittlicher Lehren beschuldigt zu werden, und die Zeit wird nicht ausbleiben, wo dies ihrer Unfehlbarkeit weit größeren Abtrag thun wird, als die Aufhebung und Wiederherstellung des Jesuitenordens. Indessen will Rec. damit keineswegs die Wichtigkeit und augenblickliche Gefährlichkeit solcher Untersuchungen wie die des Hrn. Gf. läugnen, sondern nur beweisen, daß für die Zukunft weniger davon abhängt, als die Einen oder die Anderen glauben möchten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

K U R Z E A N Z E I G E N.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Christliche Morgen-Andachten auf alle Tage des Jahres* von C. C. G. Zerrenner, Doctor der Theologie und Philosophie, Königl. Consistorial- und Schul-Rathe und Propst in Magdeburg, Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe mit der Schleife und des Königl. Dänischen Dannebrogordens. Erster Theil, welcher die Monate Januar, Februar, März und April enthält. 1840 IV u. 303 S. 8. Zweyter Theil, welcher die Monate Mai, Junius, Julius und August enthält. 1841. 390 S. 8.

Mit dankbarer Anerkennung bezeichnen wir dieses Werk nicht nur als ein ehrenwerthes Zeugniß von dem rastlos unermüdeten Fleiße und der ungeschwächten Geisteskraft seines ehrwürdigen, greisen Vfs., sondern zugleich als eine sehr werthvolle Bereicherung unserer Erbauungsliteratur.

Der Name desselben bürgt an sich schon dafür, daß man hier nur eine gesunde, ungeschwächte Nahrung für Geist und Gemüth zu suchen hat. Gleichweit entfernt von jener manierirten süßlich-weichlichen Frömmelley, die nur in unklaren Gefühlen sich ergeht, wie von einer kalten Reflexion, bey welcher nur der Verstand auf Kosten des Gefühls sein Interesse findet, so wie von einer in manchen neueren ascetischen Productionen beliebt gewordene Nachäffung älterer Andachtsbücher und des in ihnen

häufig herrschenden nach jetzigem Geschmacke burlesken Tones erscheinen diese Andachten nur als unmittelbarer Erguß eines von lichtvollem Glauben durchströmten Herzens, — als edle Früchte, die am Baume einer vieljährigen, reichen Lebenserfahrung gediehen, unter dem Einflusse einer mit dem steigenden Alter immer mehr sich aufdringenden religiösen Betrachtung der menschlichen Dinge gereift und gezeitigt sind.

Die innere Oekonomie dieses Werkes anlangend, haben wir nur noch zu bemerken, daß jede dieser Andachten sich genau an eine besondere Bibelstelle anschließt, und von derselben durchdrungen ist; daß diese Stellen mit vieler Sorgfalt, practischem Tacte und Anstrengung möglichster Mannichfaltigkeit ausgewählt sind, und auch die besonders heiligen Zeiten des Jahres berücksichtigen; daß die Andachten selbst durch angemessene Kürze sich empfehlen, und gegen den Schluß hin sich in der Regel vom ruhigen Tone der Betrachtung zum höheren Gebetstone erheben.

Die Sprache ist durchaus einfach, lichtvoll, herzlich; Druck und Papier so, wie sie für Andachtsbücher immer zu wünschen sind.

Möge dem ehrwürdigen Vf. Zeit und Kraft verliehen seyn, auch den versprochenen dritten und vierten Theil folgen zu lassen!

K r.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1841.

T H E O L O G I E.

STUTTGART, in Schweizerbart's Verlagshandlung:
Geschichte des Urchristenthums durch A. Fr. Gfrörer u. s. w.

Auch unter den Nebentiteln:

Das Jahrhundert des Heils. 1 u. 2 Abth. 1838. *Die heilige Sage.* 1 u. 2 Abth. 1838. *Das Heiligthum und die Wahrheit.* 1838. gr. 8.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In dem ersten Haupttheile seines Werkes (*Jahrhundert des Heils*) sucht Hr. Gf. die Sitten, Ansichten und Glaubenssätze der Juden im Zeitalter Jesu nach ihren eigenen Schriftstellern darzustellen. Mit Recht wirft er *Straufs* vor, daß dieser über ein Zeitalter Urtheile abgegeben habe, das er nicht kannte, und den Juden eine Messiasidee angedichtet, die gar nicht existirte. Mit welcher Gründlichkeit Hr. Gf. dagegen zu Werke geht, kann man aus dem Verzeichniß der von ihm gelesenen und angeführten Schriften erkennen. In der Vorrede sagt er: „Alles las ich, was von alten rabbinischen Quellen aufzutreiben war: die Targumim, die Midraschim, die meisten Tractate des Talmud, manche der späteren Bücher; Vieles davon allerdings in Uebersetzungen.“ Aus diesen und zum Theil auch aus den Kirchenvätern hat er eine Art Dogmatik der Juden zur Zeit Christi zusammengestellt, welche der unsrigen viel ähnlicher sieht, als man glauben sollte. So viel Abenteuerliches und Abgeschmacktes auch von den Rabbinen beygemengt ist, so sieht man doch, die Keime der christlichen Dogmen waren größtentheils im Judenthume vorhanden, und es fehlte bloß der belebende, vergeistigende Hauch, um aus diesen Elementen eine neue Religion zu bilden.
J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

den. Aber alle die Ausartungen der christlichen Kirche, die Ketzereyen, die Mystik, der geistliche Hochmuth, die hoheprieesterliche Herrschsucht, der Verfolgungsgeist waren auch auf Palästinischem Boden vorgebildet. Woher hätten auch die Apostel solche positiven Lehren nehmen sollen, über welche der Herr entweder gar nicht, oder nicht ausführlich mit ihnen geredet hatte, wie z. B. die Dreyeinigkeitslehre, wenn sie nicht schon die Elemente dazu vorgefunden hätten? Wie hätten sie ferner den wunderbaren Beyfall erlangt, wenn der mystische Theil ihrer Vorträge nicht einen schon bearbeiteten Boden getroffen hätte? Aber das erklärt auch, zu welchen Accommodationen Christus gezwungen war, als er seine göttliche Lehre unter Menschen verpflanzen wollte, die von Jugend auf die grassirenden Vorurtheile eingefogen hatten. Nichts Anderes blieb ihm übrig, als an diese Vorurtheile anzuknüpfen, durch die Macht derselben die Herzen zu beherrschen, während er zu gleicher Zeit dieselben vergeistigte, bis sie in die göttliche Wahrheit aufgingen. In der That ist das der Schlüssel, womit Hr. Gf. eine Menge der unauflösbarsten Schwierigkeiten aufschloß, daß Christus, zwischen den messianischen Vorurtheilen seiner Jünger und des Volkes und zwischen der Unmöglichkeit seiner reinen Lehre Anhang zu verschaffen eingeengt, fast nur in Gleichnissen und Andeutungen sprechen konnte, daß er seine wahre Meinung mehr durchblicken lassen als aussprechen durfte, wollte er anders nicht alle Jünger von sich scheiden sehen, wie ein Theil derselben ihn nach Joh. 6, 66 verließ. Die mißverständenen Reden des Herrn wurden eine reiche Quelle wunderbarer Erzählungen und Deutungen nach seinem Hinscheiden, so wie die Erwartung, daß der Messias gewisse Wunder thun müsse, ebenfalls Anlaß gab, die alltäglichsten Ereignisse später in einem wunderbaren Lichte zu sehen.

Dazu kam der Wunderglaube der Juden überhaupt, ihre Ueberzeugung von der Einwirkung guter und böser Geister auf die Menschen, ihre Vorstellung von dem nationalen, ja beynahe Familiengotte Jehova — Hr. *Gf.* sagt, sie stellten sich einen himmlischen Oberrabbiner unter demselben vor — so dafs man zuletzt sich gedrungen sieht, einzugehen: Unter einem Volke wie die Juden war eine nüchterne Geschichtserzählung geradezu unmöglich; Wunder waren ihren Schriftstellern so geläufig und nothwendig, als einem Redner die Hyperbeln. Diese Behauptung stützt Hr. *Gf.* noch stärker durch zwey Parallelen aus der neueren Geschichte, durch die wunderbare Erscheinung des Mädchens von Orleans und durch die Relation von den Thaten des Cortez in Mexiko, indem er zeigt, wie selbst die Zeitgenossen, die Augenzeugen, ja oft die Helden selbst, in dem, was durch sie geschehen war, Wunder erblickten, und wie schnell die Sage diese Wunder in's Ungeheure anschwellte. Freylich will *Gf.*, welcher sich in eine Begriffsbestimmung eines Wunders nicht einlassen mag, und es *Hegel* bitter vorwirft, dafs er die Möglichkeit der Wunder leugne, auch selbst das doppelte Bewußtseyn der Schwächlichen Seherinnen zugiebt, aus der Geschichte der Johanne d'Arc das Vorkommen der Wunder erweisen. Wir wollen den philosophischen Streit über Wunder nicht wieder aufnehmen, aber das müssen wir gestehen, dafs es uns als ein höchst unglückseliges Expedienz erscheint, lediglich die Erfahrung über die Möglichkeit der Wunder entscheiden zu lassen, d. h. das sonst für unmöglich Geltende darum für möglich und wirklich anzunehmen, weil eine hinreichende Anzahl von Zeugen es erlebt zu haben vorgiebt. Hr. *Gf.* analysirt sonst sehr gern die Begebenheiten psychologisch, und scheint dabey mit den Schwächen der menschlichen Seele vertraut genug: wie will er nun behaupten, dafs eine von etlichen, sonst glaubwürdigen, Zeugen ausgesagte wunderbare Begebenheit die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder überhaupt beweise? Wer Leute des niederen Standes, Kinder, Weiber und in Perioden der Exaltation selbst scharfsichtige Männer beobachtet hat; wer in seine eigene Vergangenheit mit unbefochenen Auge zurückblickt, der muß wohl wissen, wie schmal die Gränze zwischen Wahrheit und Dichtung, und wie schwer es oft ist, auszumitteln, auf welches Gebiet dieser oder jener Vorfall zu verweisen sey. Dafs die göttliche Vorsehung zu gewissen Zeiten

Ereignisse zusammendrängt, welche von dem Gewöhnlichen abweichen, dafs sie außerordentliche Menschen erweckt, und dieselben durch außerordentliche Umstände unterstützt, das sind Alles so wenig Wunder als Riesen, Zwerge, Mißjahre, Erdbeben und andere nicht jährlich wiederkehrende Erscheinungen. Es giebt niedere und höhere Weltgesetze, wovon die letzten die ersten in sich einschließen, aber von den Menschen gar nicht oder nur unvollkommen erkannt werden. Wenn erst Jahrtausende beglaubigter und vollständiger Geschichte dem menschlichen Geiste vorliegen; wenn die Wahrheitsliebe eine minder seltene Tugend als jetzt seyn wird: dann wird man eher die rechten Spuren der göttlichen Weltregierung erkennen, und dann wahrscheinlich auch aufhören, von Wundern zu reden. Erklärt ja doch auch Hr. *Gf.* die in Palästina so oft erwähnten Stimmen aus der Höhe (*Bathkol*) durch den in diesem Lande häufig vorkommenden Klangporphyr. Kann aber die Wundergläubigkeit eines ganzen Volkes aus mineralogischen Ursachen erklärt werden, so ist zu vermuthen, dafs die Naturkunde uns auch über die noch übrig bleibenden einzelnen Dunkelheiten in der Geschichte Aufschluß geben wird. Ein Wunder mehr oder weniger in der Geschichte des Urchristenthums macht keinen großen Unterschied, und ist des Aufwandes von Gelehrsamkeit und Scharffinnes nicht werth, welchen man an seine Erklärung wendet. Und dieß dürfte wohl die Seite seyn, von welcher Hr. *Gf.* die meisten Entgegnungen zu fürchten hat. Er reißt den ganzen Wunderbau der drey ersten Evangelien nieder; er erklärt selbst die Auferweckung des Lazarus und die Auferstehung des Herrn durch Scheintod, und läßt doch die übrigen von Johannes erzählten Wunder als wahre Wunder stehen. Wozu, wird man sagen, eine solche Negirung, wenn sie den Anstofs des Verstandes doch nicht wegräumt? Ein einziges Wunder ist so unbegreiflich als hundert; und wenn einmal Wunder denkbar sind, so möchten wir das der Auferstehung des Herrn, diesen bisherigen Eckstein des christlichen Glaubens, am wenigsten aufgeben. Das wird man ohne Zweifel gegen die Ansichten des Hn. *Gf.* vorbringen, und er mag zusehen, wie er sich dagegen rechtfertige. Rec. verkennt zwar den Einwurf nicht, welcher schon öfter gegen die Auferstehungsgeschichte gemacht worden ist, dafs durch das Vorauswissen seiner Auferstehung ein großer Theil des Verdienstes

Christi wegfalle, und das vor einem Sterben, dem, wie man sicher weiß, eine baldige Auferstehung folgen wird, selbst gewöhnliche Menschen nicht zurückbeben würden; aber gleichwohl muß er es für bedenklich halten, mit anderen als unwiderleglichen und selbst dem Volke zugänglichen Gründen das Osterwunder anzutasten.

Die Angel, um welche Hr. G. seine Beweise für die Aechtheit des 4ten Evangeliums und die Göttlichkeit Christi in einem vergeistigten, aber dennoch keineswegs rationalistischen Sinne sich drehen läßt, ist, wie schon bemerkt, die eiserne Nothwendigkeit für den Erlöser, die Vorurtheile seines Volkes über die Messiaswürde auf der einen Seite zu schonen, und auf der anderen zum Zwecke einer neuen Religionsgründung zu benutzen, die mißliche Lage, worin er sich darum seinen Jüngern gegenüber befand, weil er sein Herz vor ihnen nicht ausschütten, und sie doch mit dem unbedingtesten Vertrauen zu sich erfüllen mußte. Man muß gestehen, daß Hr. G. mit großem Scharfsinn die Spuren dieser schwierigsten aller Stellungen eines Sterblichen in den Evangelien nachweist, und man fühlt sich gedrungen, ihm beyzustimmen, wenn er zeigt, daß selbst Johannes, und sogar nach der Ausgießung des heiligen Geistes, von vorgefaßten Meinungen nicht ganz ablassen kann, obgleich die von seinem Meister ererbte Wahrheit überall durchstrahlt. Unter dem heiligen Geiste versteht Hr. G. nicht die orthodoxe dritte Person der Gottheit, und beweist aus den Irrthümern und Widersprüchen der Apostel selbst, daß der ihnen verheißene Paraklet nicht sowohl ein Beystand für den Verstand, als für das Gemüth und den Willen gewesen sey: was mit der Geschichte auch ganz wohl im Einklange steht.

Wollte Jemand sich nur mit den Hauptansichten des Vfs. bekannt machen, und sich des mühsamen Nergirens einigermaßen überheben, so würden wir ihm rathen, bloß den letzten Theil des Werkes: „*das Heiligthum und die Wahrheit*“ durchzulesen. Er läßt sich großen Theils für sich verstehen, und ist in vielen Stellen überzeugend genug, um die Ansicht zu begründen, daß man ein sehr guter Christ seyn kann, ohne die hergebrachte Kirchenlehre als ein unverletzbares Heiligthum zu betrachten.

Ns.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GÜTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Stimmen aus der Zeit an christliche Herzen.* Eine Sammlung von Predigten, gehalten von *Carl Walther*, Superintendent (en) und Pastor prim. zu Hardeggen. Zweyter Theil: Gott mit uns!

Auch unter dem besonderen Titel:

Gott mit uns! Eine Sammlung von Predigten von Carl Walther u. f. w. 1840. XXIV u. 352 S. gr. 8. (in elegantem Umschlag). (1 Thlr. 6 Gr.)

Eine moderne Aferweisheit gefällt sich bekanntlich darin, den universalen Charakter des Christenthums und dessen wesentlichen Einfluß auf den gegenwärtigen Höhepunct der Cultur zu verkennen und zu desavouiren; oder auch, eine Reform der socialen Zustände nach den Princip der *Emancipation des Fleisches* versuchend, das Christenthum als ein Hinderniß der Weltcultur und Weltliteratur, — wie man es nennt, — anzuklagen und zu verunglimpfen.

Der durch seine im vorigen Jahre erschienenen „Beyträge zur rechten Würdigung des Aesthetischen in der Religion“ schon anderweit rühmlich bekannte Vf. spricht dieser antichristlichen Richtung einer jüngeren Generation in der beachtenswerthen Vorrede zu diesen Predigten das verdiente Urtheil, vindicirt die Ideen, welche der Civilisation unseres Jahrhunderts Bedeutung, Schwung und den Charakter der tiefsten, vielseitigsten, die socialen wie die politischen Lebensinteressen umgestaltenden Speculation gefunden haben, so weit sie als heilsam, den Fortschritt der Menschheit zum Besseren und Vollkommeneren fördernd angesehen werden können, mit Recht dem Christenthume, und setzt den universalen Charakter der Christuslehre und den derselben inwohnenden Geist der wahren Weltverbesserung nach den Ideen des ewig Wahren und Guten, in kurzen aber treffenden Andeutungen in's Licht.

Eine *christliche Welt- und Natur-Ansicht* zu erlangen und zu verbreiten, das nennt er mit Recht die höchste Aufgabe der Zeit, und leitet hieraus die besondere Forderung an die Kanzelberedsamkeit, als das wichtigste Organ der Religion für Volksbildung und Volksheiligung ab, daß sie die Religion nicht als eine den übrigen Lebenserscheinungen und Zeitentwickelun-

gen fremde, isolirte Angelegenheit behandle, sondern sich sowohl in materieller als formeller Hinsicht im Allgemeinen mehr in die Anforderungen der Zeit einfüge, um ein lebendiges, allseitiges Moment der Volksbildung und Volksheiligung zu werden.

Diese Idee der christlichen Predigt suchte der Vf. in der vorliegenden Sammlung zu verwirklichen, und es tritt daher in diesem Bande des für sie gewählten Titels: „Stimmen aus der Zeit an christliche Herzen“ bewährter noch als in dem früher erschienenen ersten Bd. hervor. Auch ist in der äußeren Anordnung dieser Sammlung, wie in den einzelnen Themen, die Zeitbeziehung überall leicht erkennbar.

Die Iste Abtheilung enthält unter der Ueberschrift: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, folgende Hauptsätze: Wie offenbart sich Gott in der Weltgeschichte? — Von dem Leichtsinne, mit welchem unsere Zeit die mahnende Stimme Gottes überhört. — Welche Gefahren bedrohen die segnende Wirksamkeit der Religion in unseren Tagen? — Das christliche Ritterthum. — Von der verderblichen Nachsicht, womit Viele gegenwärtig ihre Schwachheiten und Sünden behandeln. — Christus unter den Heiden. — Die Zukunft in der Gegenwart. —

Die IIte Abtheilung: Stimmen aus der christlichen Fest- und Heils-Zeit überschrieben, zählt 5 Predigten: Der Himmel. — Das unsichtbare Gottesreich. — Der Fortbau des Gottesreiches. — Die Einkehr des Herrn, der Aufgang des Heils — in zwey Vorträgen.

In der IIIten Abtheilung: die christliche Leidenszeit oder Kampf und Sieg, finden sich die Hauptsätze: Waffen gegen die Leiden. — Die Würde des Unglücklichen. — Der Segen der Leiden.

Die IVte u. Vte Abtheilung haben zum Gegenstande die Jahreszeiten und die Tageszeiten, welche zugleich statt besonderer Hauptsätze dienen.

In Bezug auf die Fassung dieser Hauptätze könnte man mit Recht die Ausstellung machen, daß sie, so wie sie sich ankündigen, häufig zu weit, zu unbestimmt und allgemein gehalten sind. Auch in seiner Art zu disponiren möchte der Vf. den Forderungen der strengen Schule nicht immer gerecht geworden seyn, so wie auch hier und da eine klare Entwicklung des Redestoffes und eine stetig fortschreitende, erschöpfende Durchführung der Theile vermisst wird.

Dagegen verdient es anerkennend hervorgehoben zu werden, daß der würdige Redner das Leben, die Zeit und Zeitverhältnisse specieller, als es in der Regel geschieht, in den Kreis seiner Vorträge gezogen, die verschiedensten ethischen Zustände und Lebenssituationen mit dem christlichen Glauben in Relation gebracht, besondere sittliche Gebrechen der Zeit mit tiefem Ernste beleuchtet, und das Heilmittel in der Rückkehr zu einem wahrhaft christlichen Glauben und Leben mit Nachdruck und Begeisterung nachgewiesen hat.

Die Sprache hat im Allgemeinen einen blühenden, kräftigen, begeisterten Anstrich, und erhebt sich nicht selten, — zumal in Naturschilderungen — zu einem rednerischen Schwunge. Da doch ermangelt sie zu sehr der rechten Einfachheit und Popularität, und erscheint in vielen Stellen zu gekünstelt, forcirt, mit auffallenden Wortbildungen und, nicht immer glücklichen, Bildern überladen, um vollendet genannt werden zu können.

Die Gebete, womit der Vf. jede Predigt eröffnet, sind durch ihre genaue Angemessenheit, Innigkeit und kräftige Kürze musterhaft. — Möge seine Zufage eines dritten Theiles, welcher Festpredigten nach der Reihenfolge der Feste im Kirchenjahre enthalten soll, nicht bloße Zufage bleiben!

K r.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

BRESLAU, b. Max u. Comp.: *Ludwig Tieck's gesammelte Novellen*. Vermehrt und verbessert. Erstes Bdchen. 210 S. Zweytes Bdch. 279 S. Drittes Bdch. 263 S. Viertes Bdch. 358 S. Fünftes Bdch. 248 S. Sechstes Bdch. 352 S. Siebentes Bdch. 446 S. Achtes Bdch. 403 S. Neuntes Bdch. 261 S. Zehntes Bdch. 358 S. 1835 bis 1839. 8. (9 Thlr. 6 Gr.)

Offenbar zerfällt die ruhmvolle Laufbahn *Ludwig Tieck's* in drey verschiedene Perioden. Aus *Peter Lebrechts Volksmärchen* blitzte zu viel klarer und eigenthümlicher Geist in mannichfachen Formen auf, als daß der wirkliche Name des Vf. sich lange dahinter hätte verstecken können. Sein *Sternbald* zeigte ihn im höheren Lichte. Den *romantischen Dichtungen* aber war es vorbehalten, den ganzen, wunderbaren Reichthum seiner Poesie in den verschiedensten Gestalten darzulegen. Doch wenn auch alle unbefangenen, wahren Kenner die Bewunderer des jungen Dichters wurden, so war doch die große Masse der Gebildeten noch zu sehr an die damalige literarischen Autoritäten, welche zum Theil kaum neben seinen Erfolgen bestehen konnten, gewöhnt, um ihm ein einstimmiges Willkommen! zuzurufen. Besonders *der gestiefelte Kater* und sein unvergleichlicher *Zerbino* hatten so viel Leuchtkugeln und Schwärmer unter die literarische Menge geworfen, daß der devote Anhang mehrere Berühmt- und Beliebtheiten, deren lange Schlafpelze stark versengt erschienen, Feuer, Feuer! schrie, wobey die entflandene allgemeine Spaltung in den literarischen Ansichten immer entschiedener hervortrat. Die lyrischen Ergüsse unseres Dichters, in dem durch ihn und *A. W. Schlegel* herausgegebenen *Musen Almanache* waren neue glänzende Verkündigungen aus den Tiefen seines vielumfassenden Geistes.

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Allmählich behauptete die Zeit ihr uraltes Recht der Ausgleichung. Beide Parteyen näherten sich mehr und mehr. Durch *A. W. Schlegels*, des so musterhaften Uebersetzers des Vaters vom romantischen Drama *William Shakspeare's*, verdienstvolle Verpflanzung auch das *Calderon* auf Deutschen Boden, verbreitete sich der Sinn für diese Poesie mit Riesenschritten.

Der Enthusiasmus, welcher *Tieck's*, nach mancher fowohl eigenthümlichen, als dem Auslande und der Vorzeit entlehnten, herrlichen Dichtung im Jahre 1814 erschienenen *Phantafus* entgegen kam, verkündete die zweyte Periode seines Ruhmes: eine fast allgemeine Anerkennung.

Die dritte Periode wurde durch das Erscheinen seiner Novellen eröffnet. Bis dahin war die neue Romantik, worin er in Deutschland unerreicht, ja einzig dasteht, beynahe der Gegenstand aller seiner poetischen Erzeugnisse gewesen. Seine Poesie schien sich von dem Treiben der Wirklichkeit ganz abzuwenden. Das und die falsche Auslegung mancher, im Athenäum und sonst fragmentarisch hingeworfenen Sätze, gab dem, vom Uebelwollen geflissentlich verbreiteten, Vorurtheile Nahrung, daß die gegen die lächerlichen literarischen Tendenzen eifernden Koryphäen der damals neuen Schule*) auf Verdrängung alles Praktisch-Nützlichen aus Poesie und Leben, ja wohl gar auf Ausrottung aller Moral, auszugehen sich erdreisteten. Auf welche treffende Weise wird solch ein Argwohn praktisch mit Einem Male widerlegt, durch diese vermöge ihrer Wahrheit und Schönheit gleich anziehenden, jugendlich frischen Gemälde aus dem Leben, größtentheils wie es die Gegenwart vor uns Allen aufthut! Auch

*) Unter Anderem erhielten die Romantiker am Schlusse eines Sonetts v. *Fr. Schlegel* einen Rath, der ohngefähr also lautete:

„So krön'et ferner denn mit Narrenschwänzen
Der Schriftensteller albernste Tendenzen.“

die blofs praktischen Menschen, denen alle Dichtkunst ein Gräuel ist, richteten seitdem ihre Aufmerksamkeit auf einen Mann, dem sie so wenig dieses eifrige Hinstreben nach praktisch - nützlicher Wirkfamkeit, als solche tiefe Blicke in das Wesen und die Sitten und Bräuche der Wirklichkeit, zugetraut hätten.

Häufig hat unseren Dichter der Vorwurf verfolgt, er lasse seine Gedanken und Bilder zu sehr in die Breite gehen. Man ist der Meinung gewesen, er würde bey markigerer Zusammenfassung der in seinen Schilderungen und Betrachtungen erforderlichen Gegenstände die Theilnahme des Lesers um Vieles steigern. Man hat sogar behaupten wollen, dafs er ganz zwecklos manches zufällig am Wege gelegene Nebending in seine Kunstwerke mit aufzunehmen, und so einem mächtigeren Eindrucke derselben unwillkürlich entgegenzuwirken pflege. Gewifs aber geschieht ihm damit in den meisten Fällen das grösste Unrecht. Denn gerade durch ein recht sinnvolles Zusammentreffen alles zu Bildung des beabsichtigten Ganzen Nothwendigen und die sichtbare Verschmähung wohl auch darin mit anzubringender Zufälligkeiten wird sehr oft recht augenscheinlich das Wesen seiner Dichtungen bezeichnet. Dafs Lesen eines grossen Theils derselben, und namentlich seiner Novellen, läfst sich mit der Bereifung einer vom Geiste der Kunst zum Englischen Garten im grösseren Maasstabe erhabenen, anziehenden Landschaft vergleichen. Bald vielleicht schon nach den ersten, romantisch schön in einander gefügten Bergen, Thälern, Bächen, Waldungen und einzelnen imponirenden Baumgruppen, verschwindet dem Wanderer der reizende Eingang um eine zwar keineswegs armelige, aber doch auch zu anfänglichen romantischen Elementen nur wenig stimmende gewöhnliche Acker- und Wiesen - Fläche vor seinen Blicken auszubreiten. Und den auf diesen Fortschreitenden will auch eine Zeit lang nicht einmal eine dem Anfange vergleichbare, grosartige Ferne entgegendämmern. Inzwischen vergifst der Wanderer die gehegten Erwartungen bey näherer Betrachtung der Einzelheiten dieser Fläche gar leicht. Er fängt an, in den lachenden Wiesen, Feldern, Hütten, Obstbäumen, der ganzen mit Menschen und Thieren freundlich ausgestaffirten Wirklichkeit, die übrigens unverkennbar, wie zauberisch, von sonnigem Glanze durchdrungen ist, sich so gemüthlich zu befinden, dafs ihm kaum etwas weiter zu begehren bleibt.

Plötzlich aber gelangt er, nach wenigen ferneren Vorschritten, auf einen erhöhten Standpunct. Da ergreifen Staunen und Bewunderung ihn mächtig, indem sein Blick das wohlalberundete Ganze umfaßt, und darin das Meiste, was ihm Zufall dünken wollte, als ein nothwendiger Theil der schönsten Ordnung, sein nun völlig befriedigtes Auge ergötzt.

Tieck's Novellen sind eine Dichtungsart vom weitesten Umfange. Sie erscheint als der treueste Spiegel der Wirklichkeit. Seine diese verklärende Poesie giebt sich darin weit öfter, als durch sinnreiche Zusammenstellung geschichtlicher Ereignisse, durch die bezaubernden Lichter kund, welche sie auf die Gemüthswelt und selbst auf die wichtigsten Geheimnisse des Universums fallen läfst. Die unbegreiflichsten Räthsel der Begebenheiten weifs sie oft auf eine Weise zu lösen, dafs solche wie die natürlichsten Glieder der grossen Kette der Nothwendigkeiten sich darlegen. An dem anmuthigen Rosenkranz eines zuweilen ganz ausserwesentlich erscheinenden, interessanten Gesprächs werden wir oft unvermerkt bis in die Mitte der Dichtung gezogen, um immer besser wahrzunehmen, dafs das liebliche Band der Faden der Novelle selbst gewesen ist, an deren überraschendem Schlusse erst der Reiz einer wohlberechneten Verwicklung vollständig vor uns steht.

Gegenwärtige Sammlung eignet sich ganz, die unendliche Mannichfaltigkeit zu studiren, welche der Dichter nach seinen Schöpfungen zu ertheilen weifs. Allerdings würden manche davon eben so gut als Ganzes haben bestehen können, wenn mehrere Einzelheiten daraus weggeblieben wären. Doch beynahe immer sind sie als pikante Zugaben zu betrachten, welche durch die Anspruchlosigkeit der Novelle, in der sie vorkommen, nicht blofs entschuldigt, sondern sogar gerechtfertigt werden.

Kann aber auch von derjenigen Novellenart, als deren Urheber *Tieck* zu betrachten ist, nicht gesagt werden, dafs er darin so wie in der Deutschen romantischen Dichtung einzig dastehe, weil in ihr mehrere andere der begabtesten Autoren in der neueren Zeit wirklich ebenfalls Ausgezeichnetes geleistet haben, so wird ihm doch das rühmliche Zeugniß nicht zu versagen seyn, dafs die Blumen, mit denen er dieses raumvolle Feld bepflanzte, an reizender *Mannichfaltigkeit* Alles überbieten, was von jenen darin versucht

worden, und dafs sie aufer der, ihnen insgefammt gemeinschaftlich und dann wieder jeder davon eigenthümlichen, befonderen Anmuth, noch zugleich als Bewahrerinnen eines unerfchöpflichen Schatzes von Wahrheit und Lebensweisheit glänzen, wie nur sein fcharfer Blick, seine langjährige Erfahrung, sein Umgang mit den erleuchtetsten Geiftern des Zeitalters, bey einer wenigen Gewichten nur zu Gebote stehenden Kraft der Auffassung und Abfpiegelung, ihm folchen allmählich anzueignen vermochte. Die Gefamtheit feiner Novellen breitet den ganzen bunten, zum Theil gar abenteuerlich gefalteten Kreis des Menschenlebens und dessen fo vielfach verschiedener Zustände vor uns aus, und jede einzelne handelt in der Regel irgend eine befondere, bleibende oder vorübergehende, Eigenthümlichkeit der Gefellfchaft oder der Zeit ab, wo hinein der Dichter die Scene verlegte. So gehört die unter der Auffchrift: *die Wunderfächtigen*, im sechsten Bande gegebene Dichtung zu denjenigen, in denen er, wie unter Anderem in dem *Wassermenschen*, den in manchen Perioden epidemisch herrschenden Irrthümern seine Schilderungen entlehnt. Er hat dieser, auch im Stile, nach der Verschiedenheit der handelnden Personen unvergleichlich behandelten Novelle, in Hinsicht auf Charaktere und Gefinnungen das höchste Interesse zu ertheilen gewusst. Die Begebenheiten sind den der Französischen Revolution nicht lange vorausgegangenen Jahren entnommen, wo die *Cagliostro St. Germain* u. s. w. durch magische und andere Wunderblendwerke nicht nur der sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, sondern sogar aller gefunden Vernunft Hohn zu sprechen wagten, und hauptsächlich unter Mißbrauch des von *Mesmer* zuerst verkündeten und in Aufnahme gebrachten *thierischen Magnetismus*, einen gewaltigen Einflufs zu gewinnen wußten. Zu dem blutigen Ende eines der tiefsten Verzweiflung Unterlegenen scheint dem Dichter das Jahr 1774 in der Person des Geisterbeschwörers *Schröpfer*, der sich damals im Rosenthale zu Leipzig erschofs, eine Veranlassung gegeben zu haben.

Mit bewundernswürdigem Scharffinne ist das unvermeidliche Umsichgreifen jener Wunderglaubensfucht, und der Umstand, durch welche Mittel sie, besonders in einigen Deutschen Staaten, ein ungemeines Uebergewicht gewann, auf die faßlichste und einleuchtendste Weise dargethan und gezeigt worden, wie die hell-

sehendsten, weiftesten und edelsten Menschen in das düstere Reich der Täufchungen hineingezogen und, ohne es zu ahnen, aus Betrogenen zu Betrügern werden konnten. Welch eine Tiefe und Wahrheit in dem schauerlichen Gemälde! Erschütternd ist die Betrachtung der äußerst schmalen, so leicht von der einen, wie von der anderen Seite in Anspruch genommenen Linie zwischen Witz und Aberwitz, Sinn und Unfinn und dazu des furchtbaren dämonischen Hohnlachsens, welches jeden, der mit Bewußtseyn darüber hintaumelt, zuweilen in's bange Ohr schallt, bey dem zermalmenden Gedanken: Wie Viele schritten nicht schon besten Willens und frömmsten Eifers, die wichtige Nähe und das Gleichgewicht zu behaupten, über sie hin, als ein schadenfroher Geist ihnen den Weg vertrat und sinneverwirrend so auf sie einwirkte, dafs alle ihre heiligen Bestrebungen plötzlich verdorren, und sie dem Abgrunde verfallen mußten! —

Vielleicht könnte ein Theil der Leser daran sich stofsen, dafs der Vf. die Auffindung eines so gut, wie ganz verlorenen, wichtigen Documents durch die mystischen Offenbarungen einer magnetischen Hellseherin, als wirkliche, von allem Betrage entfernte, Wahrheit erscheinen läßt. Aber das, schon durch unlängbare Thatfachen neuerlich immer mehr gelungene Bestreiten des Unmöglichen ähnlicher Unbegreiflichkeiten rechtfertigt den Dichter dieserhalb vollkommen. Hat doch erst vor Kurzem das treffliche Werk des Prof. *Fischer* zu Basel, über *Somnambulismus*, den halstarrigen Unglauben vieler Freunde der Aufklärung an manches, für erwiesen zu achtende Wunder dieses überaus wichtigen menschlichen Zustandes dem üblen Willen der Arzneygelahrtheit zur Last gelegt, und behauptet, sie habe statt von den ihr gerade am nächsten zur Hand stehenden Mitteln einer gründlichen Forschungspflichtmäfsig Gebrauch zu machen, und aus deren Resultaten Nutzen für das eigene Gebiet zu ziehen, auf ihre Unfehlbarkeit pochend, das Auge seither vornehm von demselben abgewendet und verachtende Blicke auf alle Diejenigen geworfen, welche die Untersuchungsaecten des so vielgestaltigen, geheimnißvollen Schlafwachens noch keinesweges für geschlossen annehmen.

Die höchst nützliche Lehre, wie sehr der Mensch auf seiner Hut seyn müsse, um nicht beym redlichsten Forfchen und Ringen nach Licht und göttlichen Offen-

barungen ein Opfer des Betrugs oder gar die Beute finsterner Mächte zu werden, läßt sich schwerlich überzeugender aussprechen, als es in der Novelle, *die Wunderfüchtigen* geschehen ist.

Hiernächst tritt uns im vierten Bande ein Meisterwerk von seltener Gediegenheit in der Dichtung: *Der Griechische Kaiser* entgegen. Mag man die Schilderung der Haupt- und Neben-Charaktere, die kraftvolle Zusammenstellung und Ineinanderfügung der Begebenheiten, die Entfaltung der scheinenden Widersprüche zwischen Gemüthungen und Handlungen, die endlich bis zur anscheinend vollständigen Unlösbarkeit gestiegene Verwickelung, oder die, wie durch Zauberschlag erfolgende, ganz befriedigende Entwirrung des fest und vielfach in einander geschlungenen Knotens, oder auch die Würde und Anmuth des Vortrags in's Auge fassen, so verdient Alles dieses unsere Bewunderung, und sichert der nebenher an Wahrheiten und Lehren so reichen Novelle einen Preis zu, wie solchen wohl keiner der jetzt lebenden Dichter zu erringen im Stande seyn würde.

Den schärfsten Contrast mit diesem, auch durch ihren sorgfältigst gegliederten, kunstvollen Bau so ausgezeichneten Werke, bilden unter Anderem die bereits erwähnte Novelle, *der Wassermensch*, und besonders auch die im letzten Bande befindlichen: *Abendgespräche*. In diesen dreht sich die Unterhaltung um eine Menge, mitunter ganz alltäglicher Gegenstände. Ihr Geistesreichthum aber und eine oft gar komisch gehaltene Ironie entschädigt uns lange für den Mangel eines das Ganze zusammenhaltenden geistigen Kitts, bis wir zuletzt auf Einmal die aus anscheinender Willkür plötzlich hervortretenden, unverkennbaren Kunstspuren erfreulich leuchten sehen. Eine hiermit verwandte Weise waltet auch in der Composition der darauf folgenden „*Wunderlichkeiten*“. Die ihnen eigenthümliche Durchsichtigkeit, der klare Verstand des Dichters, durch den die dem bloßen Auge leicht ent schlüpfenden kleinen Lebensverhältnisse wie durch das stärkste Mikroskop hervorgehoben werden, gewährt der Novelle ebenfalls einen Reiz, den uns nur wenige Autoren zu bieten vermögen.

Unmittelbar nach den Wunderlichkeiten gelangen wir an der Hand des Vfs. wieder heraus aus dem

Treiben der Gegenwart in das Sagengebiet. Eine den Nebeln der Vorzeit entnommene, poetische Wunderlichkeit, welcher, wie auch der Dichter bemerkt, schon der fleißige Spanische Dramatiker *Lope de Vega*, durch Verarbeitung zu einem Schauspiele Credit erwarb, folgt auf die profaische des heutigen Lebens, und es wird an die sinnvolle Sage eine kurze Allegorie geknüpft. Diese enthält in poetischer Einkleidung das Wesentliche der Geschichte des jungen *Florheim*, den wir in der Novelle: *der Wassermensch* von Irrthümern erblindet, sein Vaterland verlassen sahen, um das Glück in der Ferne, unter seinen Sinn besser ansprechenden Verhältnissen, aufzufuchen. Die Allegorie, von ihm selbst verfaßt, zeigt, daß dem reuig Zurückgekehrten durch die Erfahrung die Augen aufgeschlossen wurden. Sollte unserer Hoffnung, daß der Dichter die Absicht habe, die wirklichen Ereignisse, wodurch Florheims Bekehrung bewirkt worden, künftig mitzutheilen, in Erfüllung gehen, so würde dies *Tieck's* so zahlreiche Verehrer gewiß zu dem innigsten Danke verpflichten. Einen ungemeinen Genuß würde es uns gewähren, den einzelnen Novellen hier Schritt vor Schritt nachzugehen. Namentlich würden wir gern die gewichtvollen Vorzüge der unter den Namen: *der Gelehrte*, *die Ahnenprobe*, *die Sommerreise*, *Pietro von Abano*, *das alte Buch*, *der Alte vom Berge*, *die Gesellschaft auf dem Lande*, nebst mehreren anderen gegebenen Dichtungen besonders hervorgehoben haben, um recht klar auf die bey der allen *Tieck's*chen Novellen gemeinschaftlichen Originalität, jeder einzelnen eigenthümliche, besondere Physiognomie hinzudeuten, wenn der beschränkte Raum dieser Blätter es erlaubte. So aber bleibt uns einzig der Fingerzeig, man möge bey dem Lesen der Sammlung diese Betrachtung nicht aus dem Auge verlieren. Nur weil neuerlich irgend wo *Tieck* den *Widerfuchern Goethe's* beygezählt wurde, können wir uns nicht enthalten, auf die, die tiefste Genauigkeit beurkundende Novelle des ersten Bandes: *der Mondfüchtige* noch aufmerksam zu machen. Sollte nicht schon allein die seelenvolle Weise, mit welcher in ihr unseres größern Dichters gedacht worden, zur Widerlegung eines solchen Verdachts völlig ausreichen?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1 8 4 1.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

BRESLAU, b. Max u. Comp.: *Ludwig Tieck's gesammelte Novellen u. s. w.*

(Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

So allgemein man aber auch anerkennt, daß der Musengott selbst es war, welcher die strahlende Dichterkrone dem neuen Meister Ludwig auf die hohe Stirne drückte, so giebt es doch ein Feld, auf dem seinem Verdienste noch nicht hinreichende Gerechtigkeit wiederfuhr, *das Komische* nämlich. Neben der tiefgreifenden Ironie, die seinen Genius fast in allen Werken nicht von der Seite weicht, weiß sich auch *Tieck's Komik* überall, wo es der Gegenstand erheischt, oder auch nur gestattet, durch den ihr eigenen Gehalt einen Ehrenplatz zu gewinnen. Ganz unvermuthet tritt sie in vielen seiner Werke, oft urplötzlich, momentan hervor. Ihre hauptsächlichsten Triumphe aber feyert sie in dem *Zerbino*, dem *gefließelten Kater*, dem *bezauberten Walde* und der *verbohrten Welt*, einer in *Bernhardi's* ausgezeichneten *Bambocciaden* mit abgedruckten Production, von welcher *Tieck* in einer der Vorreden zu seinen Werken sich selbst als Vf. bekannt hat. Es ist seltener die durch die jedesmalige Zeit und Mode zum gesellschaftlichen Scherze verfeinerte Komik, als jene, von Zeit und Mode unerreicht, aller Schranken der Gärtnerey üppigst überwachsene und durchbrechende, mit welcher die Genien der *Shakspeare* und *Cervantes* die Welt entzückten.

Auch die vorliegenden zehn Bände Novellen werden häufig von ihr freundlich durchblitzt, ja durch die eine Novelle, und dieselbe, der wir den *ersten* Platz in dem ganzen auserwählten Kreise zuerkennen möchten, den *griechischen Kaiser*, geht vom Beginn bis zum Schlusse eine komische Gestalt, die obchon mit dem

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Ernst und der Würde des Ganzen völlig contrastirend, diesem doch unftreitig erst den Stempel der höchsten Vollendung aufträgt. Es ist der kleine, mißgestaltete Hofnarr *Ingeram*, der ohngeachtet des damals der Hofnarrheit zugestandenen Freybriefs, welcher sie dem Denk- und Rede-Zwange der ganzen übrigen Welt entband, und ohngeachtet seiner nur im Nothfall und in der besten Absicht, zur Malice sich hinneigenden Bonhomie, häufig schon mit der Correctionsprüfche behandelt worden. Auch diese sehreyende Ungerechtigkeit hat das kleine Ungeheuer an äußerer Häßlichkeit von der gewissenhaftesten Dauer in seinem Berufe, die Wahrheit zu sagen, nicht zurückschrecken können. Und so dient er denn im ganzen Meisterwerke als der tiefblickendste, witzigste und aufrichtigste Glossator aller vorkommenden Ereignisse und Charaktere, ja des ganzen Zeitalters.

Nach Allem, was uns über diese, so köstlich angelegte, als ausgeführte, Gestalt zu Ohren gekommen, würden sogar manche der höher Gebildeten, dieselbe lieber vermiffen, da sie es doch gerade ist, welche dem Ganzen die Krone aufsetzt. Dieses an sich beynahe ungläubliche Verkennen des höchsten Reizes gehört aber wahrlich nicht zu den Wundern. Mußte doch wohl in der vorletzten Zeit, bey der er dem, zum Glück nunmehr in gerechten Verruf gekommenen, „ungeheuren Weltsehmerze“ hervorgerufenen, bodenlosen Trübseligkeit der Deutschen Literatur, aller Sinn für das Komische, in dessen voller Aechtheit und Kraft, schwinden, da ja sogar Scherz und Heiterkeit aus der ganzen Buchstabenwelt verwiesen waren. Allmählich aber begann die gesunde Natur dieser Literatur aus tiefer Versunkenheit sich wieder von selbst emporzuraffen. Sie schüttelte eine ihrer ganz unwürdige Einseitigkeit von sich ab. Scherz und Humor wagen von Neuem, und theilweise nicht ohne Erfolg, ihre unverjähbaren

Rechte zurückzufodern. Nun trat ein, leider, unmit-
telbar darauf von der Erde verschwundener, Heros an
an Geist und Kraft, *Karl Immermann*, mit dem herr-
lichen *Münchhausen* auf. Seiner gewaltigen Eigenthüm-
lichkeit gelang es, in diesem nicht allein dem heitern,
geistvollen Scherze, sondern auch der *höheren* Komik
wieder Bahn zu brechen. Mehrere Befähigte versuch-
ten sich seitdem schon darin, und man darf wohl hoffen,
dafs bey dem Beyfall, mit dem die Gebildeten auf die
Reconvalescenz der tief melancholisch gewordenen Li-
teratur hinblicken, auch dem Komischen des höheren
Stils die gehörige Würdigung nicht länger entzogen
werden könne. Und dann wird ohne allen Zweifel
Tieck's Ingeram auf einer seltenen Stufe der Vollen-
dung erscheinen.

Was wir am Schlusse der Novelle: *der griechische
Kaiser*, wo Ingeram mit den Grafen im Garten auf
und abgeht, noch gewünscht hätten, wäre eine Expe-
ctoration des Hofnarren über die Zeitumstände gewesen.
Bey dem ungemeinen Ansehen, worein der Kleine sich
gesetzt, würde er wohl keine Züchtigung weiter zu
besorgen gehabt haben, auch wenn er seinem Drange,
die Wahrheit zu reden, den vollen Lauf gelassen hätte.
Unserem Dichter aber wäre Gelegenheit dargeboten
gewesen, ihm recht viel Zweck- und Zeit-Gemäßes in
den Mund zu legen.

— e.

M E D I C I N.

BERLIN, in der Vofs'schen Buchhandlung: *Die Krank-
heiten des Unterleibes*. Nach den neuesten und
bewährtesten Forschungen Deutscher, Französischer
und Englischer Aerzte, systematisch bearbeitet von
Dr. H. Bresler. Erster Band. *Krankheiten des
Magens und Darmcanals*.

Auch unter dem Titel:

Die Krankheiten des Magens und Darmcanals nach
Abercrombie, Stokes u. s. w. in systematischer Ord-
nung dargestellt von Dr. H. Bresler. 1841. XII
u. 953 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Was früherhin (Jen. A. L. Z. 1840, No. 184) von
der Bearbeitung der Krankheiten des Kopfes durch
denselben Vf. gesagt worden ist, findet auch auf dieses
weitere Ergebnifs seines Fleißes Anwendung. Als

Compilation, welche dieses Werk nur seyn kann und
will, verdient es vollkommenes Lob, und übertrifft an
Werth so manche ähnliche Bestrebung. Das Augen-
merk des Vfs. war hauptsächlich darauf gerichtet, bey
innerer Vollständigkeit der Gegenstände und der noth-
wendigen Ausführlichkeit dennoch möglichste Kürze
vorwalten zu lassen, und man muß ihm gern zuge-
stehen, dafs er in dieser Beziehung allenthalben das
richtige Mafs gehalten, und so die praktische Brauch-
barkeit seiner Leistung gesichert hat. Der Inhalt selbst
ist folgender: I. *Krankheiten des Magens*. A. *Phlo-
gosen*. 1) *Gastritis* nach Kreyfig, Krukenberg, Lesser,
Schoenlein, Andral, Broussais, Abercrombie, Pemberton,
Stokes (S. 1—50). *Gastritis serosa, G. mu-
scularis, G. mucosa acuta et chronica, neonatorum,
senum, venenata*; Sectionsbefunde, Diagnose (hier hätten
die Unterscheidungszeichen zwischen *Cardialgie* und
Gastritis, welche Georget angiebt, erwähnt werden
dürfen), Verlauf und Ausgänge, Aetiologie, Cur. B.
Profluxien. 1) *Haematemesis* nach Richter, Frank,
Haase, Kreyfig, Abercrombie, Copland, Stokes (S. 51
— 74). 2) *Blennorrhoea ventriculi* nach Reil, Haase,
Andral, Dalmas (S. 74—79). C. *Neurosen*. 1) *Dys-
pepsia* nach Bouillaud, Abercrombie, Combe, Cop-
land, Willon, Philip (S. 80—127). Der Vf. theilt die-
ses in seiner systematischen Anordnung etwas schwie-
rige Capitel folgendermassen ein: a) *Die asthenische
Dyspepsie*, Cullen, Andral, Philip. b) *Dyspepsie mit
Gefäßerethismus*, Philip, hiebey Schilderung der *Phthi-
sis dyspeptica* nach Philip, Johnson, Abernethy. Dafs
hiebey auch die physiologischen Experimente Beau-
mont's, die man so oft abgedruckt findet, ausführlich
mitgetheilt worden, war ganz überflüssig. 2) *Gestörtes
Verhalten des Hungers* nach Richter, Andral, Copland
(S. 127—134). 3) *Gastralgia*, Magenkrampf nach S.
G. Vogel, Schmidtman, Barras, Jolly, Pemberton,
Abercrombie (S. 134—162). D. *Organosen*. 1) *Di-
latatio et coarctatio ventriculi* nach Abercrombie, An-
dral, Dalmas (S. 163—167). 2) *Ulceratio ventriculi*
nach Abercrombie und Andral (S. 167—172). 3) *Per-
foratio ventriculi, Gastrobrosis* nach Gérard, Aber-
crombie, Becker (S. 172—181). Hiebey hätten wohl
mehrere Fälle, welche die neuere Journalistik mitge-
theilt, Erwähnung verdient. 4) *Hypertrophie und Atro-
phie des Magens* nach Abercrombie, Andral, Dalmas

(S. 181 — 187). 5) *Scirrhus ventriculi* nach Abercrombie, Andral, Ferrus, René, Prus (S. 187 — 214). 6) *Gastromalacie* nach Cruveilhier, Andral, Louis, Kreyfig, Winter, Nagel (S. 215 — 245). So ausführlich und genügend dieses Capitel bearbeitet ist, so vermifst man doch ungern das, was Poulet, Hirsch und Iselin darüber bemerkt und empfohlen haben. 7) *Hernia ventriculi* (S. 245 — 248). 8) *Fremde Körper im Magen* (S. 248 — 252). *Das Erbrechen* nach S. H. Vogel, Peter Frank und Joseph Frank (S. 253 — 292). *Das Wiederkauen* nach Frank, Vogel, Richter (S. 293 — 294). II. *Krankheiten des Darmcanals*. A. *Phlogosen*. 1) *Enteritis* nach Andral, Roche, Abercrombie, Stokes, Leffer (S. 295 — 356). Hierbey ist die *Enteritis villosa* der Kinder nach Abercrombie, Stokes, Billard besonders beschrieben, und überhaupt das ganze Capitel vorzugsweise fleißig bearbeitet. 2) *Enteritis folliculosa*, *Dolhinenteritis* nach Abercrombie, Stokes, Andral, Louis, Chomel, Bretonneau, Leffer, Albers (S. 356 — 397). 3) *Gastroenteritis* nach Andral, Roche Stokes, Copland (S. 397 — 408). 4) *Inflammatio recti* nach Howship, Bell, Nasse, Leffer, Naumann (S. 409 — 415). 5) *Peritonaeitis* nach P. Frank, Portal, Abercrombie, Pemberton, Naumann (S. 415 — 446). B. *Profluvien*. 1) *Diarrhöe* nach Vogel, Frank, Bartels, Stokes, Copland (S. 447 — 469). 2) *Lienteria* nach Frank, Vogel, Richter, Haafe, Copland (S. 469 — 476). 3) *Fluxus coeliacus* nach Frank, Vogel, Reil, Hufeland, Haafe (S. 476 — 480). 4) *Fluxus hepaticus* nach Frank, Vogel, Richter, Haafe (S. 480 — 483). 5) *Blenorrhoea intestini recti* nach Reil, Haafe, Naumann (S. 483 — 486). 6) *Dysenterie* nach Kreyfig, Naumann, Hauff, Pemberton, Abercrombie, Stokes, Copland (S. 486 — 551). Bey aller Ausführlichkeit geschieht der Behandlung mit grossen Dosen Calomel, wie sie namentlich Siebert in Bamberg empfohlen, keine Erwähnung. 7) *Cholera, Gallenruhr* (S. 551 — 552). a) *Cholera europaea* nach Frank, Vogel, Copland (S. 553 — 576). b) *Cholera asiatica* nach Annesley, Scot, Rochoux, Velpeau, v. Ammon, Dieffenbach, Harless, Hasper, Romberg (S. 576 — 649). 8) *Haemorrhoides* nach Frank, Richter, Stieglitz, Montégre, Howship, Copland (S. 649 — 691). C. *Neurosen*. 1) *Colica* nach Haafe, Kreyfig, Copland (S. 692 — 738). 2) *Neuralgia s. stricture uni* nach Boyer, Chelius, Brodie (S. 728 — 741).

Der *Neuralgia coeliaca* nach Volz geschieht keiner Erwähnung. D. *Retentionen*. 1) *Constipatio albina* nach Haafe, Copland, Howship (S. 743 — 751). 2) *Ileus* nach Abercrombie, Copland, Andral, Dance, Clarus, Jahn (S. 752 — 778). Hierbey ist zugleich die *Invaginatio* mit abgehandelt. E. *Organosen*. 1) *Hypertrophia et Atrophia intestinorum* nach Abercrombie, Andral, Meckel (S. 779 — 785). 2) *Dilatatio et contractio intestinorum* nach Abercrombie, Howship, Brodie, Andral (S. 785 — 795). 3) *Ulceratio intestinorum* nach Andral, Abercrombie, Albers (S. 795 — 815). 4) *Perforatio intestini* nach Abercrombie, Andral, Albers (S. 815 — 824). 5) *Pseudomorphosen des Darmcanals* nach Andral, Abercrombie, Copland (S. 825 — 846). Hier namentlich ist die Rede von Krebs, Markschwamm, Melanose, Tuberkel. 6) *Angeborene Abweichungen*. Die Benutzung der Schriften von Cruveilhier, Nevermann, Mayo, Syme und Bushe hätte in Beziehung auf Krankheiten des Mastdarmes eine noch reichere Ausbeute für den Vf. gegeben. F. *Fremde Körper im Darmcanal* (S. 851 — 858). 1) *Enterolithi* nach Monro. Andral, Meckel, Jaeger. 2) *Eingeweidwürmer* nach Bremser, Andral, Cruveilhier, Stokes (S. 859 — 901). G. *Luft- und Wasser-Ansammlungen im Darmcanale und in der Bauchhöhle*. 1) *Tympanitis* nach Richter, P. Frank, Abercrombie (S. 902 — 913). 2) *Wasseransammlungen*. a) *Hydrops abdominis diffusus* nach Frank, Horn, Wendt, Seymour, Osborne, Copland (S. 913 — 946). b) *Hydrops abdominis saccatus* nach Frank, Richter, Seymour, Copland (S. 947 — 953). Der ausserdem noch hieher gehörigen Beschreibung der Hernien geschieht keine Erwähnung. Der zweyte Band wird sich mit den Krankheiten der Leber, Gallenblase, Milz und Bauchspeicheldrüse, der dritte mit den Leiden der uropoetischen und inneren Sexualorgane beschäftigen. Wir wünschen diesem tüchtigen und, wie aus der gegebenen Inhaltsanzeige leicht zu ersehen ist, reichhaltigen Werke einen recht raschen und gedeihlichen Fortgang.

Die äussere Ausstattung ist ganz dieselbe, wie bey den Krankheiten des Kopfes; nur ist der Druck etwas weitläufiger, was zu loben ist.

G E S C H I C H T E.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp. *Geschichte des Hauses Habsburg*, von dem Fürsten *Lichnowsky*. Fünfter Theil. 1841.

[Vgl. J. A. L. Z. 1840. No. 112.]

Der gelehrte Vf. erzählt uns in dem vorliegenden Bande zuerst die Theilung der Oesterreichischen Lande nach dem Tode Albrecht's mit dem Zopfe, unter die Habsburger Albrecht IV, genannt das Weltwunder, Wilhelm und Leopold den Stolzen. Albrecht IV wird Herr von Oesterreich Wilhelm von Steyermark, Kärnten, Krain, der windischen Mark, Portenau, Triest, Isterreich und Medlik, und Leopold von Tyrol, dem Lande an der Etsch, dem Innthal und der vorderen Lande. Dann erzählt der Vf. den Tod Albrecht's IV, und wie dessen Sohn Albrecht V in des Vaters Erbe eintritt, aber Anfangs unter Vormundschaft der anderen Habsburgischen Fürsten. Auch Wilhelm stirbt, dessen Schönheit die Zeitgenossen rühmen, und das er einen Löwen gezähmt. Die Habsburgischen Lande sind nun also vertheilt: Oesterreich unter Albrecht V, die übrigen Stammlande unter Leopold den Stolzen, Ernst den Eisernen und Friedrich mit der leeren Tasche; nach Leopolds Tode aber: Oesterreich unter Albrecht IV, Steyermark, Kärnten, Krain, Triest, Isterreich, Mark Portenau unter Ernst den Eisernen, Tyrol und der vorderen Lande unter Friedrich mit der leeren Tasche. Der Vf. erzählt uns Ernst's Tod, und wie die Herzöge Friedrich und Albrecht V an des Vaters Stelle Herren von Steyermark, Kärnten, Krain, Portenau, und Istrien werden, jedoch unter anfänglicher Vormundschaft Friedrichs mit der leeren Tasche. Ferner erzählt er uns sachkundig, wie Albrecht IV von Oesterreich, Ungerns, Böhmens König, und nach Siegmund's, seines Schwiegervaters Tode, Deutschlands Kaiser, als Albrecht II wird, und schließt den V Bd. seiner Geschichte des Hauses Habsburg mit dem Tode des leider auch für Deutschland zu frühe gestorbenen Kaisers Albrecht II. Das der vorliegende V Bd. der Habsburgischen Geschichte reich an wichtigen That-

sachen ist, braucht wohl nicht betheuert zu werden; denn wer erinnert sich nicht, das alle oben genannten Habsburger Zeitgenossen oder Theilnehmer an den Concilien von Konstanz und Basel, den Hussiten-, Osmanen-, Appenzeller- u. s. w. Kriegen, den bewegten Königswahlen in Polen und Ungarn, den Regierungen Wenzel's, Ruprecht's und Sigismund's, u. s. w. waren?

Wichtig sind wieder die Beylagen zum V Bde. Das Verzeichniß der Urkunden zur Geschichte des Hauses Habsburg von 1395 bis 1439 ist sehr reich. Es enthält CCCXCVI Seiten. Die bedeutungsvollsten der noch nicht gedruckt gewesenen Urkunden dieser Regenten wurden vollständig aus den Originalen gegeben. Sonstige interessante Beylagen sind: 1) Reihenfolge der Päpste; 2) geistliche Fürsten Deutschlands, die selbst oder deren Stifte in Bezug mit diesem Theil der Geschichte stehen (Patriarchen von Aquileja, Bischöfe von Bamberg, Basel, Brixen, Freyding, Gurk, Konstanz, Lavant, Passau, Trient, Erzbischöfe von Cöln, Mainz, Salzburg, Aebte von St. Gallen, und Hochmeister des Deutschen Ordens); 3) weltliche Fürsten, die in Bezüge mit diesem Theile der Geschichte stehen (Pfalzgrafen am Rheine, Herzoge von Bayern, Braunschweig, Burgund, Mailand, Könige von Böhmen, Frankreich, Ungarn, Neapel, Polen, Churfürsten von Brandenburg, Sachsen, Grafen von Württemberg, Habsburg, Dogen von Venedig).

Rec. wünscht, das diese Andeutungen hinreichen, die Leser auf ein gründliches Werk abermals aufmerksam zu machen, dessen Fortsetzung nicht anders als höchst willkommen seyn kann.

Abermals schmücken den V Band dieses Werkes drey treffliche Kupferstiche. Sie stellen den römischen König Albrecht II (Albrecht V von Oesterreich) und die herzoglichen Brüder Ernst und Friedrich den Aelteren nach den Stammbaume der k. k. Ambrasen Sammlung in Wien dar.

Dr. Schn.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

A U G U S T 1841.

M I N E R A L O G I E.

DRESDEN und LEIPZIG, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Anfangsgründe der Krytallographie*, von Dr. Carl Friedrich Naumann, Professor an der Bergacademie zu Freiberg. Mit 25 Steindrucktafeln. 1841. XII u. 302 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Seitdem *Weiss* die krytallographische Bestimmung der Mineralien zu einer rein mathematischen Lehre erhoben hat, ist unter den Mineralogen vorzüglich der Vf. dieses Werkes zu nennen, durch dessen vortreffliche Arbeiten fast mit jedem Jahre der Wissenschaft eine neue große Bereicherung zu Theil wird.

Naumann war der Erste, welcher dem Bedürfnisse eines auf mathematische Behandlungsweise sich gründenden Lehrbuches der theoretischen Krytallographie durch seinen zu Leipzig im Jahre 1826 erschienenen Grundriß der Krytallographie abhalf; ein Grundriß, durch welchen der Leser so weit in die Wissenschaft eingeführt wurde, daß er nach erworbener Uebersicht der Mannichfaltigkeit der Krytallformen und Einsicht in den Zusammenhang derselben in den Stand gesetzt war, jedem gegebenen Krytalle sein System anzuweisen, und nach gewählter Grundgestalt die übrigen seiner Gestalten zu bestimmen, und dabey mit einer sehr kurzen und leichten Bezeichnungs- und Ableitungsweise vertraut gemacht wurde, welche sich gewissermaßen als eine eklektische zu der *Weiss'schen* und der sich später geltend machenden *Mohs'schen* verhielt. *Naumann* suchte nämlich das in der *Mohs'schen* Methode liegende Dogma der nach Potenzen fortschreitenden Reihen zu vermeiden, und kam so zu einer Bezeichnung jeder Fläche durch drey Coordinatenachsen, welche, wenn man von dem Außerwesentlichen abstrahirt, mit der von *Weiss* gegebenen übereinstimmte, und in der die Winkel nach Grundätzen der sphärischen Trigonometrie bestimmt waren.

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Diese krytallographische Methode brachte *N.* bald und zwar schon im Jahre 1828 in der Beschreibung der wichtigsten Species des Mineralreichs bey Gelegenheit der Herausgabe seines Lehrbuchs der Mineralogie mit manchen sehr zweckmäßigen (namentlich das rhombische und monoklinometrische System betreffenden) Modificationen in Anwendung.

Noch mehr Erweiterungen und Verbesserungen ertheilte *N.* der Wissenschaft durch die besonders von *Lamé*, *Kupffer*, *Neumann* u. A. m. in Anwendung gebrachte analytisch-geometrische Behandlung, wiewohl selbige in der zuerst von *Weiss* geltend gemachten Lehre von den Axen ihre wesentliche Grundlage gefunden hatte, und die krytallographischen Rechnungen so einfach und so elegant erscheinen liefs, wie sie durch eine trigonometrische oder synthetisch-geometrische Begründung nimmer verschafft werden konnte. Diese wesentliche Umarbeitung war der Gegenstand des im Jahre 1830 zu Leipzig erschienenen zwey Bände starken Lehrbuches der reinen und angewandten Krytallographie, woselbst aufer der Systemlehre auch die Verhältnisse der Unvollkommenheiten, der zwillingsartigen Verwachsungen, der Zeichnung, Messung und Modellirung der Krytallformen dargestellt sind. Die Systemlehre an sich wird wegen der daselbst geltend gemachten analytisch-geometrischen Grundlage mit einem kurzen Abrisse der analytischen Geometrie der geraden Linie und Ebene eröffnet, was um so zweckmäßiger erscheint, da die Methode der analytischen Geometrie weniger allgemein bekannt zu seyn scheint, als sie es bey ihrer Fruchtbarkeit und Eleganz verdient. Hiernach sind Gleichungen abgeleitet für die Linie in der Ebene und für beide im Raume, auferhalb oder in dem Anfangspuncte des Coordinatensystemes, für ihre Durchschnitte, Proportion u. s. w., und man wird dann auf die beiden, für den Krytallographen sehr wichtigen Aufgaben geleitet, die

Gleichung für diejenige Bedingung zu finden, unter welcher der Durchschnitt zweyer Flächen einer dritten parallel sey, (woraus man jede Fläche bestimmt, welche mit zweyen anderen bekannten parallele Combinationskanten hervorbringt) und zweytens den Ausdruck für den Cosinus des Neigungswinkels zweyer Flächen darzustellen. Alles ist ganz allgemein abgeleitet und wird in der Folge für jedes Krytallsystem besonders eingerichtet. Die Gleichung für die Linie im Raume schreibt der Vf. $\frac{x}{a} + \frac{y}{b} + \frac{z}{c} = 1$, und nicht

etwa $bcx + acy + abz = abc$ oder $Ax + By + Cz + D = 0$, woraus so manche Bequemlichkeit für's Ganze entsteht. Der folgende Abschnitt ist der Terminologie und dem geometrischen Zusammenhange der Gestalten gewidmet, und von der Propädeutik des oben angeführten Grundriffes eben nicht wesentlich verschieden. Eben so ist in der Systemlehre derselbe sehr natürliche Gang eingeschlagen, wie im Grundriffe. Die grössere Ausführlichkeit in diesem Werke vermehrt nur das Licht und das Practische, die schon im Grundriffe der Krytalographie in Beziehung auf das Lehrbuch der Mineralogie deutlich hervortraten. In den Abschnitten der Systemlehre, von denen jeder ein System betrachtet, ist das letzte Capitel von der Erklärung der dahin gehörigen Gestalten nicht geändert. Was die analytische Geometrie gebot, ist mit grossem Erfolge beachtet, und so manche Krytallvarietät hat hier eine Stelle gefunden, von der oft nur Spuren an den Mineralien realisirt sind. Ausser den 6 mineralischen Krytallsystemen ist auch selbst das siebente, noch an keinem wirklichen Minerale, sondern von *Mitscherlich* nur an einem künstlichen Salze nachgewiesene, und zwar diklinoëdrische System in zweckmäßiger Weise abgehandelt. Erst hierauf folgen in besonderen Abschnitten die ganz neuen Untersuchungen der auf Unvollkommenheiten, Zwillingskrytalle, Zeichnung und Modellirungen der Krytallformen angewandten Krytalographie; Untersuchungen, welche beynahe den ganzen zweyten Band einnehmen, und eben so durch falsche Rechnungen theoretisch begründet sind, wie die Gegenstände der reinen Krytalographie.

Es hat jedoch die Erfahrung gelehrt, das dergleichen theoretische Entwicklungen nur wenig Anklang finden, und das selbst für diejenigen, welche es mit der wissenschaftlichen Betrachtung von Krytallen

zu thun haben (z. B. Metallurgen, Mineralogen *ex professo*, Pharmaceuten, Architecten u. s. w.), aus Mangel an Interesse und mathematischer Schulbildung eine Auswahl derjenigen Lehren nothwendig wird, welche an sich Gegenstand der reinen und angewandten Krytalographie sind.

Und diesem Bedürfnisse sucht der Vf. durch gegenwärtige Anfangsgründe abzuheffen, welche gewissermassen einen Auszug aus dem 2 bändereichen Lehrbuche der reinen und angewandten Krytalographie, und, weil es eben nur Anfangsgründe seyn sollen, nicht jene allgemeinere und gelehrtere Behandlung der Sache darstellen, wiewohl auch hier die analytisch-geometrische Bestimmungsmethode der Ebene die allgemeine Basis ist.

Nach einer Einleitung, in welcher der Gegenstand und die Eintheilung der Krytalogie kurz bezeichnet werden, folgt der präparative Theil, welcher die Terminologie für theils rein-, theils angewandt-krytalographische Gegenstände umfaßt. Es finden sich hier nämlich nicht blofs die Flächen, Kanten, Ecken, Flächensysteme, Zonen, Axen, Krytallsysteme, Holoëdrie Hemiëdrie, sondern auch Zwillingskrytalle, Messungs- und Zeichnungs-Methode in aller Kürze durch Worte und Formeln bezeichnet. Im applicativen Theile sind, ebenso wie in der Systematik des Lehrbuches, die einzelnen Krytallsysteme, mit Auschluss des im Lehrbuche mit aufgeführten diklinoëdrischen Systemes, einzeln behandelt und zwar mit jedesmaliger Angabe der Zeichnungsmethode und Zwillingsformen der dahin bezüglichen Krytallgestalten, welchen, wie bereits erwähnt worden, im Lehrbuche besondere Abschnitte der angewandten Krytalographie gewidmet waren. Ausserdem schliesst sich hieran noch ein Anhang über die allgemeine Entwicklung und graphische Darstellung der im Lehrbuche nur kurz berührten Zonen für geübtere Leser. Hier sind daher vor Allem erwähnt: *Charakterisirung der Zone durch die projecirenden Ebenen der Zonenlinie; Zonengleichung; allgemeine Entwicklung der Zonen, sowie die graphische Darstellung der Zonen* theils nach *Neumann*, theils nach *Quenstedt*.

Der zu diesen Anfangsgründen gehörige Atlas von Steindrucktafeln umfaßt 270 Figuren, welche sich vor den zum grösseren Lehrbuche gehörigen Zeichnungen

für Verdeutlichung dadurch auszeichnen, daß in ihnen zugleich die hinteren Flächen oft sehr complicirter Kry stallgestalten angegeben sind.

Diese kurze Prüfung wird einleuchtend darthun, welchen Dank sich Hr. N. durch dieses wie durch die früheren Werke erworben hat. Möge es ihm vergönnt seyn, auch ferner die Wissenschaft mit so verdienstlichen Arbeiten zu bereichern!
Sw.

M E D I C I N.

LANDSHUT, in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung:

Lehrbuch der innern Heilkunde. Zum Gebrauche der neuerrichteten Schulen für Bader im Königreiche Bayern nach höchstem Auftrage verfaßt von Prof. Dr. Forster. 1839. X u. 237 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Wie in keinem anderen Deutschen Lande wurden in Bayern Versuche gemacht, um die Wundärzte in ein richtiges Verhältniß zu dem Publicum und den Aerzten zu setzen. Früher bestanden die gewöhnlichen Chirurgen und Bader; ihnen folgten die Landärzte. Diese wurden verdrängt von den eigentlichen Chirurgen, und nun sehen wir eine Degradation in Bader. Und diese Versuche drängten sich so rasch auf einander, daß an einem und demselben Orte alle Chirurgen und alle Bader, Landärzte, eigentliche Chirurgen und neue Bader sich die Kranken streitig machen, und es wohl geschieht, daß das Publicum den Bader für einen Landarzt nimmt, und umgekehrt. Der Dinge, die da nach den Badern kommen werden, muß man geduldig harren. Vorläufig handelt es sich noch um diese, die seit 1836 bestehen.

Irren wir nicht, so sollen diese bayerischen Bader der neuesten Zeit nichts weiter bedeuten, als ärztliche Gehülfen, die in dringenden Fällen, bevor der Arzt ankommt, Hülfe leisten, dem Arzte in jeder Beziehung an die Hand gehen, besonders bey ansteckenden Krankheiten, und die gewöhnliche niedere Chirurgie ausüben. Nur in der geburtshülflichen Praxis herrschen sie unbeschränkt, denn während ihnen in den übrigen Fächern ziemlich genaue Demarcationslinien gezogen sind, muß ihnen die Geburtshülfe in ihrem ganzen Umfange vorgetragen werden, die Krankheiten der Wöchnerinnen und Neugeborenen nicht ausgenommen. So ist denn doch wieder dem Unfuge ein legitimes Pförtchen geöffnet.

Was nun das vorliegende Buch betrifft, so hat es der Vf. nach höchstem Auftrage geschrieben. Die Normen waren ihm gegeben, denn der Unterricht in der medicinischen Klinik soll für die Bader begreifen:

a) Die Semiotik der Fieber, inneren Entzündungen, Auschläge, Katarrhe, Rheumatismen, Profluvien, jedoch nur bezüglich auf Puls, Temperatur, Inspiration, Beschaffenheit der Haut, des Unterleibes, der Ausleerungen und lediglich zum Behufe der Krankheits-Berichte an die Aerzte und der vorläufigen diätetischen Behandlung durch Speise, Getränke und Lebensordnung.

b) Die bis zur Ankunft eines Arztes oder seiner Ordination unverfchiebbare Nothhülfe bey heftigen Blutflüssen, Apoplexieen, Vergiftungen, Ohnmachten, Convulsionen, dem Bisse wüthender Hunde, Scheintod, Erstickungen, dann bey Ertrunkenen, Erhängten und überhaupt aller durch äußere Zufälle Verunglückten.

Außerdem sollen die Schüler in der medicinischen Polizey, „gelegentlich den pathologischen Demonstrationen Unterricht über die Kennzeichen des Todes zum Behufe der Leichenbeschau, und über das diätetische Verhalten bey ansteckenden Krankheiten erhalten.“ „Ferner müsse die allgemeine Diätetik, Pathologie und Therapie, dann insbesondere die Lehre von der Natur-Heilkraft in den Kliniken erörtert werden.“

Um diesen verschiedenen Aufgaben zu genügen, und seiner ganzen Schrift einigermassen einen wissenschaftlichen systematischen Anstrich zu geben, trennte sie der Vf. in zwey Theile, von denen der erste Vorbegriffe aus der allgemeinen Pathologie und Therapie erörtert, der zweyte die unter *a* und *b* vorgeschriebenen Materien abhandelt. Einerseits Verständlichkeit für die Schüler, welche im Durchschnitte nur die Vorbildung der Elementarschulen mitbringen, andererseits der gegenwärtige Stand der medicinischen Erfahrung galten ihm als Regulative bey der Ausarbeitung. So viel als thunlich, strebte er, durchgehends der Vorschrift *Reil's* nachzukommen: „Der Vortrag eines Lehrers an einer Pepiniere sey nicht demonstrativ, sondern positiv, nicht kritisch, sondern dogmatisch, nicht gelehrt, sondern populär.“ So zu verfahren, war nicht nothwendig, denn zufolge der Instruction „sind die Schüler möglichst anzuhalten, den Inhalt der gewählten Lehrbücher auswendig zu lernen.“

Halten wir die Arbeit des Vfs. mit diesen Instructionen zusammen, so können wir nicht anders, als ihr

großes Lob ertheilen. Sie war offenbar mit großen Schwierigkeiten verbunden; — vorzüglich durfte weder zu viel, noch zu wenig gegeben werden. Das eben ist der Fehler solcher und ähnlicher Bücher, daß ihre Verfasser zu viel geben. Bader, Hebammen, Chirurgen u. dgl. Leute haben in der Regel eine unüberwindliche und ganz absonderliche Neigung, die ihnen gezogenen Schranken zu überschreiten.

Neben diesem Lehrbuch der inneren Heilkunde sind von anderen Lehrern an den Landesschulen auch Lehrbücher über die Anatomie, über die Chirurgie u. s. f. erschienen, von denen uns aber noch keines zu Gesicht kam.

C. K.

STUTT GART U. LEIPZIG, b. Rieger u. Comp. *Grundzüge zur Physiologie und zur allgemeinen Krankheits- und Heilungs-Lehre*. Entworfen von Dr. K. H. Baumgaertner, großh. bad. Hofrath Prof. der Medic. u. Director des medic. Klinikums und der poliklinischen Anstalt an der Universität zu Freyburg, Medicinalreferenten u. s. f. 1837. X u. 629 S. 8. (3 Thlr.)

Auch unter dem Titel:

Dualistisches System der Medicin, oder Lehre von den Gegensätzen in den Kräften im lebenden thierischen Körper von Dr. K. H. Baumgärtner. *Erster Theil*, die Physiologie und die allgemeine Krankheits- und Heilungs-Lehre enthaltend.

(Vergl. Ergänz. Bl. z. J. A. L. Z. 1839. Nr. 22.)

Das Bestreben, der Pathologie nach allen Richtungen hin die Physiologie zu Grunde zu legen, gewinnt immer mehr Cultivatoren. Unser Vf. nimmt unter denselben nicht den letzten Rang ein. Was er in früheren Schriften in dieser Beziehung mehr anregte, das sucht er in der vorliegenden mit einiger Consequenz durchzuführen. Er bezeichnet in der Vorrede seine hier vorgetragene Theorie der gesunden und der krankhaften Lebenserscheinungen deswegen als eine *dualistische Lehre*, weil durch sie ausgesprochen werde, daß sämtliche Lebensprocesse durch die wechselseitige Einwirkung zweyer sich entgegengesetzter Kräfte auf einander hervorgebracht werden, und nachgewiesen werde,

welches von den Lebensprocessen die sie bewirkenden Factoren seyen. Gleichzeitig verwahrt er sich dagegen, daß die von ihm gegebenen Erklärungsweisen, in so fern er sie nicht selbst für eine bloße Meinung ausbebe, als Hypothesen bezeichnet würden; denn die von ihm als bestimmt ausgesprochenen Behauptungen seyen unterstützt, und es müsse daher entweder die Unwichtigkeit dieser erwiesen, oder ein Fehler in der Schlussziehung nachgewiesen werden, wenn man über die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung Zweifel erheben wolle.

Das Werk zerfällt in *drey* Theile. Der *erste* Theil enthält die *Grundzüge zur Physiologie*. Dieser zufolge besteht das Leben eines Thieres in Bewegung, biochemischen Processen, Empfindung und geistiger Thätigkeit. Der *zweyte* Theil — „*allgemeine Krankheitslehre*“ — handelt im ersten Abschnitt von der Natur der Krankheit. Krankheiten eines Thieres sind die Wechselwirkungen zwischen dem Nervenagens und den demselben entgegenwirkenden Lebensfactoren, wodurch die Entwicklung des Individuums gehemmt oder seine Zerstörung beschleunigt, oder „die normale Art der Aufnahme der Eindrücke und der Wirkung nach Außen verändert wird.“ So definirt der Vf. die Krankheit, erläuternd hinzufügend: „Dieser Bestimmung der Krankheit gemäß seyen Krankheiten immer Veränderungen in den Vorgängen im lebenden Körper, und es seyen daher alle veränderten Zustände im Körper eine Krankheit, die nicht veränderten Prozesse seyen.“ Der *zweyte* Abschnitt umfaßt die Ursachen der Krankheit; der dritte die Erscheinungen der Krankheiten.

Im dritten Theile wird die *Allgemeine Heilungslehre* abgehandelt. Dieser, so wie der zweyte pathologische Theil, sind nach einem anderen Plane gearbeitet, als der physiologische Theil. Der Vf. entschuldigt diese Verschiedenheit zwar, allein wir können diese Entschuldigung nicht gelten lassen; das mußte ja eben seine Aufgabe seyn, das dualistische System nicht bloß in der Physiologie, sondern auch in der Krankheits- und Heilungs-Lehre streng und consequent nach jeder Richtung hin durchzuführen.

Inzwischen verdient der Standpunct, von dem der Vf. ausgeht, alle Beachtung und Prüfung.

C. K.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

d e r

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

A U G U S T 1 8 4 1 .

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

I. Vermischte Anzeigen.

Orientalische Werke in England.

Die seit ungefähr zwanzig Jahren in England bestehende Asiatische Gesellschaft gibt von Zeit zu Zeit ein Journal (*Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland*) heraus, das viele wichtige und auf dem Continente unbekannt Materialien enthält; aus dieser Gesellschaft ist der *Oriental Translation Fund* hervorgegangen, der bereits 56 in Deutschland selbst dem Titel nach fast unbekannt Werke zu Tage gefördert hat; und kürzlich hat sich noch eine neue Gesellschaft in London gebildet zur Bestreitung der Druckkosten orientalischer Originaltexte. Alle, welche Interesse an der Kunde des Orients nehmen, sind eingeladen, diesen Gesellschaften mitwirkend sich anzuschließen. Kataloge der von ihnen herausgegebenen Werke mit näherer Auskunft sind bey den Herren *Brockhaus* und *Avenarius* in Leipzig, die, um diese Werke mehr zu verbreiten, zu Buchhändlern dieser drey Gesellschaften für Deutschland ernannt worden sind, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes *gratis* zu erhalten.

Preisfrage.

Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien sieht sich durch die Munificenz ihres d. z. Präses Dr. *Wirer v. Rettenbach*, in den Stand gesetzt, von Zeit zu Zeit einen Preis von 100 Ducaten in Gold für die genügendste Beantwortung einer von ihr gegebenen Frage festzusetzen. Sie hat unter den von den Mitgliedern vorgeschlagenen Fragen für dieses Mal, mit Rücksicht auf ihre wissenschaftlich-vaterländische Stellung, folgende gewählt:

„Was haben Oestreich's Aerzte in der praktischen Heilkunde seit *van Swieten* geleistet?“ oder:

„Pragmatische Geschichte der praktischen Medicin in den k. k. Oesterr. Staaten seit *van Swieten* bis zum Schlusse des Jahres 1840.“

Diese Preisaufgabe, gehörig gelöst, würde eine Lücke in der medicinischen Literatur Oester-

reichs ausfüllen. Sie würde ehrenvoll für unser Vaterland und nützlich für ganz Europa werden, wenn zugleich synchronistisch die Geschichte des *Genius epidemicus* und des öffentlichen Sanitätswesens in Oesterreich jener der Heilkunde zur Seite ginge. Jene würde besonders für den praktischen Arzt von Wichtigkeit, diese, da Oesterreich die Schutzwehr Europa's gegen die Pest bildet, und die Vortrefflichkeit seiner Sanitätsgesetzgebung anerkannt ist, von allgemeinstem Interesse seyn.

Man bittet, die Arbeiten binnen zwey Jahren (bis zum 24 März 1843) an das Präsidium der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien portofrey einzufenden, und zwar nach der bey Preisfragen üblichen Weise: ohne Namensunterschrift, mit einer Devise, welche auch die Aufschrift eines beyzulegenden Zettels ist, der den Namen, Charakter und Wohnort des Verfassers enthält. Sechs Monate nach geschlossenem Einsendungstermine wird das permanente Ausschuss-Comité der Gesellschaft die Entscheidung öffentlich bekannt machen. Die Preisschrift bleibt Eigenthum des Verfassers, die Devisen der übrigen Manuscripte werden uneröffnet verbrannt, und diese, nach Angabe der Devise, vom d. z. Secretär der Gesellschaft zurückgestellt werden. In- und ausländische Gelehrte, mit Ausnahme der Mitglieder der beurtheilenden Comité's, können concurriren, und die Schriften in Deutscher oder Lateinischer Sprache abgefaßt seyn.

Die Gesellschaft hofft, durch diese Aufgabe Anlaß zu einer werthvollen Bereicherung der Geschichte der Medicin zu geben, und so den 24 März, als ihren Stiftungstag, auf das Würdige zu feyern.

Wien, 1841.

Die k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien.

Antikritik.

Wenn der übrigens in vieler Hinsicht von mir geehrte Recensent, welcher das, was in No. 102 dieser Zeitung v. J. 1841 S. 809 und 810 steht, geschrieben hat, keine gewichtvolleren, tiefer gehenden und die Sache, welcher es gilt, richtiger treffenden Gründe gegen meine Erklärung

von ζωὴ αἰώνιος hat, als die, welche er dort angiebt, so muß ich bitten, daß er künftig bescheidener in dieser großen und ernstlichen Sache auftrete und sie genauer prüfe. Ein anderes Mal mehr, denn hoffentlich wird *Lücke*, wenn er noch jetzt seine frühere Meinung hat, sich gegen meine Ansicht erklären, nach welcher ἀνάστασις, βασιλεία τῶν οὐρ. und τ. θεοῦ, ζωὴ αἰώνιος u. dergl. von den neutestamentlichen Schriftstellern durchaus im eigentlichen Sinne und in der engsten Verbindung mit der als nahe bevorstehend erwarteten Parusie Christi gedacht und gesagt worden sind; und *Lücke* wird dieß, wie ich fest vertraue, so, wie ich es wünschte, „*ea, qua homines eruditos decet, et subtilitate et humanitate*“ thun. Dann werde ich, so Gott will, in den „*Studien und Kritiken*“ antworten.

Dresden d. 3 Ang. 1841.

Dr. Käuffer.

Antwort des Recensenten.

Daß die in der Recension der bekannten Streitchrift: „*Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt, wie er beten lehrt und dichtet*“ gegen Hn. Dr. Käuffer's Erklärung des biblischen Begriffs ζωὴ αἰώνιος geltend gemachten Gründe nicht ausführlicher entwickelt worden sind, wird kein unbefangener Leser befremdlich gefunden haben. Denn eine umständliche Beurtheilung und Widerlegung jener Erklärung war weder beabsichtigt, noch hätte sie beym besten Willen gegeben werden können, da der eng zugemessene Raum jener Recension für Gegenstände der heterogensten Art in Anspruch genommen war. Rec. hat ja nur den Vf. jener Streitchrift getadelt, daß er Hn. Dr. Käuffer's Erklärung ohne Weiteres acceptirt habe, ohne die sehr nahe liegenden und bereits von verschiedenen Seiten aufgestellten Gegengründe einer Berücksichtigung und resp. Widerlegung zu würdigen. Ob übrigens diese Gründe wirklich so leicht und nichts besagend sind, wie Hr. K. versichert, diese Frage hoffen wir auf's Bestimmteste in dem von Hr. Dr. K. in Aussicht gestellten theologischen Streite zu unseren Gunsten entschieden zu sehen. Wir wünschen Hrn. Dr. K. alles Glück zu einem Streite, in welchem er außer Hrn. Dr. Heinr. Aug. Wilh. Meyer und der Familie Fritzsche schwerlich einen namhaften Theologen auf seiner Seite haben wird.

Der Vorwurf der Unbescheidenheit bezieht sich wohl nur auf die von uns S. 810 gethane Aeußerung, daß Hr. Dr. K. das Gewicht mehrerer seiner Erklärung entgegenstehender neutestamentl. Stellen „nur durch eine ihres Gleichen suchende, gezwungene und halsbrechende Exegese zu entkräften vermöge.“ Jederman sieht, daß mit dieser hart klingenden Aeußerung lediglich die *Sache* angegriffen werden soll, in keinem

Falle aber eine Kränkung der uns völlig unbekannt und gänzlich fern stehenden *Person* des Hrn. Dr. K. beabsichtigt seyn kann, dessen gründlicher Gelehrsamkeit wir vielmehr gebührende Achtung zollen.

Der Recensent.

II. Ankündigung neuer Bücher.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Synonymisches Handwörterbuch

der Englischen Sprache für die Deutschen. Nach den besten Originalquellen bearbeitet und durch zahlreiche Beyspiele aus älteren und neueren Musterwerken erläutert von

Dr. H. M. Melford.

Mit einem Vorwort vom Geh. Hofrath Wagner in Marburg.

Gr. 8. Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr. 16 gGr.

Vereinfachte

Englische Sprachlehre.

Erste Studien vor dem Gebrauche der *Wagner'schen* neuen Englischen Sprachlehre für die Deutschen.

Von Dr. H. M. Melford.

Mit einem Vorworte vom Geh. Hofrath Wagner. 8. geh. Preis 10 gGr.

Den Freunden und Lehrern der Englischen Sprache empfehlen wir beide ausgezeichnete Werke. Durch das „*Synonymische Wörterbuch*“ ist eine entschiedene Lücke in der Englisch-Deutschen Literatur ausgefüllt und die „*Vereinfachte Sprachlehre*“ wird allen Denen eine sehr erwünschte Erscheinung seyn, welche das Bedürfnis fühlten, vor dem Gebrauche der vortrefflichen Englischen Sprachlehre von *Wagner*, sich einer kürzeren Grammatik desselben Geistes, beym Unterrichte zu bedienen.

Zugleich machen wir auf die nachstehenden neuen Auflagen werthvoller Schulbücher aufmerksam.

Wagner, Dr. K. F. Ch., Geh. Hofrath u. s. w. Neue vollständige Sprachlehre für die Deutschen. Erster, oder theoretischer Theil, 5te sorgsam verbesserte Auflage. gr. 8. Preis 1 Thlr. — Zweyter oder practischer Theil, Uebungen über die einzelnen Regeln enthaltend, 4te Aufl. gr. 8. Preis 16 gGr.

Melford, Dr. H. M., Englisches Lesebuch. gr. 8. Zweyte Aufl. Preis 18 gGr.

Poppleton, G., und *J. Bettac*, Englische Sprachlehre für Deutsche. 8te verbesserte und vermehrte Aufl. 8. Preis 16 gGr.

Campe, J. H., le nouveau Robinson. Nouvelle Traduction par *M. Lebas*, Professeur à l'université de Paris. Septième Edition. 8. broch. Prix 18 gGr.

Braunschweig, Mai 1841.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen:

Sammlung

von

Rechtsfällen und Entscheidungen derselben.

Herausgegeben

und

mit wissenschaftlichen Excursen versehen

von

Dr. Paul Ludolf Kritz.

1r bis 3r Bd. gr. 8. Thlr. 5. 18 gGr. (22½ Ngr.)
(1r Bd. Thlr. 2 —, 2r Bd. Thlr. 1. 18 gGr. (22½ Ngr.) — 3r Bd. Thlr. 2. —)

Der Verleger verweist ohne weitere besondere Empfehlung auf den, den gelesenen juristischen Zeitschriften beygefügt, ausführlichen Prospectus dieser höchst interessanten, die schwierigsten Rechtsfragen (auch die der neuesten Zeit) geistreich lösenden Sammlung, die in keiner juristischen Bibliothek fehlen sollte, und deren 4r Bd im Laufe dieses Jahres den zahlreichen Besitzern der ersten 3 Bände geliefert werden wird.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen:

Jakob Böhmé's

sämmtliche Werke.

1r Band. *Weg zu Christo.* gr. 8. Thlr. 1. 18 gGr. (22½ Ngr.)

2r Band. *Aurora oder Morgenröthe im Aufgang.* gr. 8. Thlr. 1. 12 gGr. (15 Ngr.)

3r Band. *Die drey Principien göttlichen Wesens.* gr. 8. Thlr. 1. 18 Ggr. (22½ Ngr.)

An der Vollendung dieser Ausgabe der sämtlichen Werke des *Philosophi teutonici*, welche sieben Bände füllt, wird unausgesetzt gearbeitet, von denen der vierte „vom dreyfachen Leben des Menschen“ und „de signatura rerum“ enthaltend, im Laufe dieses Sommers die Presse verläßt. Ich verweise die vielen Freunde *Jakob Böhmé's* auf den vor Kurzem veröffentlichten ausführlichen Prospectus, und zweifele nicht, denselben durch Herstellung dieser neuen unverkürzten, dem leichteren Verständniß des Inhalts zu Gunsten in Rechtschreibung und Setzung der Lesezeichen dem Ansprüche unserer Zeit angeeigneten Ausgabe einen um so wesentlicheren Dienst erwiesen zu haben, je

feltener und theurer die älteren Ausgaben dieses Autors geworden sind.

Im Verlage von *Alexander Duncker* in Berlin ist so eben erschienen:

Historiae Romanae brevis epitome

inferioribus gymnasiorum classibus destinata.

8. ⅓ Thlr.

Die Auswahl des Stoffes und des Ausdrucks ist auf den Geschichtsunterricht in den unteren und mittleren Gymnasialclassen berechnet; aber die Ueberfichtlichkeit der Anordnung und die Proprietät der Sprache machen das Büchlein sehr geeignet, auch Schülern der obern Classen, namentlich zu Repetitionen, empfohlen zu werden; es hat in beiden Beziehungen schon vielen Beyfall gefunden.

Buffe, Dr. W.,

De Dionysii Halicarnassensis vita et ingenio.

Dissertatio inauguralis philologica.

gr. 4. geh. ⅓ Thlr.

Im Verlage von *Duncker* und *Humblot* in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anton Friedr. Just. Thibaut's

Juristischer Nachlass.

Herausgegeben von

Carl Julius Guyet.

Erster Band: Code Napoleon.

Auch unter dem besonderen Titel:

Lehrbuch des Französischen Civilrechts
in steter Vergleichung mit dem Römischen
Civilrecht

von *Dr. Anton Friedr. Justus Thibaut.*

Nach des Verfassers Tode herausgegeben von

Dr. Carl Julius Guyet,

Oberappellationsgerichtsrathe und ordentlichem
Professor des Rechts zu Jena.

gr. 8. Subscriptionspreis 1½ Thlr.

Bey *E. Kummer* in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Lippold, G. H. E., Naturgeschichte für
Bürgerschulen.* Mit 27 colorirten Abbildungen. (22 gGr.) 27½ Ngr. Dieselbe mit schwarzen Abbildungen (20 gGr.) 25 Ngr.

Der Name des Verfassers ist durch Herausgabe der mehrfachen Auflagen der *Funcke'schen* Naturge-

geschichte für Kinder schon längst vorthailhaft bekannt. Er hofft daher, daß diese kleine Naturgeschichte, welche er mit derselben Sorgfalt und mit Benutzung der neuesten Entdeckungen bearbeitet hat, eine nicht minder beyfällige Aufnahme finden werde.

Im Verlage unterzeichneter Buchhandlung erschienen soeben:

Stunden der Andacht.

Eine Sammlung der vorzüglichsten religiösen Dichtungen

zur häuslichen Erbauung

von

Baggesen, Bouterwek, Luise Brachmann, Bube, Bürde, Claudius, Conz, Cramer, Cronnegk, Demme, Döhlert, H. Döring, Eberhard, v. Eichendorff, Eisenlohr, Engel, Eschenburg, Falk, de la Motte Fouqué, Agnes Franz, Gellert, P. Gerhard, v. Gerstenberg, Giesecke, Gleim, v. Goethe, Grumbach, Hagedorn, Ida v. Hahn-Hahn, Haller, Hauff, Haug, Haugwitz, v. Herder, Hefs, Hölderlin, Hölty, Hohlfeldt, Jacobi, Kannegieser, Luise Karschin, v. Kleist, Klopstock, Knapp, Th. Körner, Köster, Kosegarten, v. Kotzebue, Krummacher, Langbein, Lavater, Luther, Mahmann, v. Matthiffon, Moser, Mächler, Münter, Neubeck, Neuffer, Neuhofer, Niemeyer, Nöldecke, Nonne, A. v. Nordstern, Novalis, Oesterlein, Overbeck, Pfeffel, Ranler, Raupach, Elisa v. d. Recke, Lina Reinhardt, Refe, Rochlitz, R. Roos, Rückert, v. Salis, v. Schenkendorff, v. Schiller, Schink, A. W. v. Schlegel, Fr. v. Schlegel, Amalia Schoppe, Schottin, A. Schreiber, Chr. Schreiber, Schubart, St. Schütze, Seume, Sonnenberg, Spener, Spitta, Grf. v. Stollberg, Chr. v. Stollberg, Strack, Theremin, v. Thümmel, Tiedge, Uhland, Unzer, Usener, Uz, Vofs, Weisse, v. Wessenberg, Wieland, Winkler (Th. Hell), Withof, Witschel, O. L. B. Wolff, Zachariä, Zollkofer und vielen Anderen.

Supplement
zu den

Aarauer Stunden der Andacht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher, von welchen das erste *Gedichte und Lieder auf alle*

Tage des Jahres, das zweyte für die *Tages- und Jahres-Zeiten*, das dritte für alle *Fest- und Feyer-Tage*, das vierte *Gedichte für verschiedene Lagen und Verhältnisse des Lebens* enthält, und giebt auf 24 Bogen, 200 gespaltene Quartseiten, beynahe 600 Gedichte.

Der höchst billige Subscriptionspreis ist 18 Gr. oder 22½ Sgr., für welchen das Werk durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Jena, im August 1841.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

Neu erschienene Werke der *Dietrich'schen* Buchhandlung in Göttingen:

Commentationes societatis regiae scientiarum Goettingensis recentiores. Vol. VIII. cum figuris. 4. maj. à 8 Thlr.

Hieraus einzeln:

Commentationes Classis Physicae à 2 Thlr. 8 ggl.

— Classis Mathematicae à 1 Thlr. 8 ggl.

— Classis Historicae et Philologicae à 5 Thlr.

Fuchs, C. H., die krankhaften Veränderungen der Haut und ihrer Anhängen in nosologischer und therapeutischer Beziehung. Abthl. 3. *Dermexanthesen und Register.* gr. 8. à 2 Thlr.

(Abtheilung 1. 2. *Einleitung, Dermatosen* und *Dermopostasen* erschienen 1840 und kosten 4 Thlr. 12 ggl.)

Grimm, W., Konrad von Würzburg Silvester. gr. 8. à 1 Thlr.

Ruete, C. G. T., neue Untersuchungen und Erfahrungen über das *Schielen* und seine *Heilung*. Ein Beytrag zur Physiologie des Gesichtsinnes. gr. 8. geh. à 16 ggl.

Studien des Göttingischen Vereins Bergmännischer Freunde herausg. von *J. F. L. Hausmann*. Bd. IV. H. 3. geh. à 20 ggl.

Thöl, H., das *Handelsrecht*. Theil I. gr. 8. à 2 Thlr. 8 ggl.

Wolff, C. V., *Zur Lehre von der Mora*. Ein civilistischer Versuch. gr. 8. à 2 Thlr.

*Heic ubi Romano rubuerunt sanguine valles,
Duxque datus terna cum legione neci,
Hostibus heic terror post saecula nulla resurgo,
Vindex Germani nominis Arminius.*

Diese treffliche Inschrift hat ein Philolog aus Bologna, Hr. *Ferrucci*, gegenwärtig Professor in Genf. der Gesellschaft zur Errichtung des Hermannsdenkmals eingesendet.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

d e r

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

A U G U S T 1 8 4 1 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

Univerſitäten - Chronik.

J e n a .

Verzeichniß der auf der Univerſität zu Jena für das Winterhalbjahr 1841 — 1842 angekündigten Vorleſungen.

(Der Anfang iſt auf den 25 October feſtgeſetzt.)

I. Allgemeine Wiſſenſchaften.

Hodegetik, nach ſeinen „Grundlinien der Hodegetik“ (2 Ausg. 1839, Jena, b. Cröker) Hr. Prof. Scheidler.

II. Theologie.

Theologiſche Encyklopädie und Methodologie nebst **Gefchichte der Theologie** trägt Hr. Lic. Kimmel vor. **Einleitung in die canonischen und apogryphiſchen Bücher des A. T.** Hr. Prof. Sticket. Die **Genesis** erklärt *Derſelbe*; den **Jesaias** Hr. Prof. Brockhaus; den **Hiob** Hr. KR. Hoffmann. **Hiſtoriſch-kritiſche Einleitung in das N. T.** trägt *Derſelbe* vor. Das **Evangelium des Matthäus**, **Marcus** und **Lucas** erklärt Hr. GKR. Baumgarten-Cruſius; das **Evangelium** und die **Briefe des Johannes** Hr. Lic. Kimmel; den **Brief an die Hebräer** und die **Briefe an die Korinther** Hr. Prof. Grimm; die **beiden Briefe des Petrus** Hr. Prof. Hoffmann öffentlich. **Dogmatik** trägt vor Hr. GKR. Baumgarten-Cruſius. Den **erſten Theil der Kirchengefchichte** erzählt Hr. KR. Haſe nach ſeiner „Kirchengefchichte“ 4 Ausgabe. Leipzig, 1841; den **zweyten Theil derſelben** Hr. Prof. Lange. **Katechetik** lehrt Hr. Prof. Hoffmann nach ſeiner „Katechetik.“ Jena, 1841. **Homiletik** und **Liturgik** Hr. KR. Schwarz; **Religionsphilosophie** Hr. Prof. Lange.

Das **theologiſche Seminar** leiten Hr. GKR. Baumgarten-Cruſius und Hr. KR. Hoffmann; das **homiletiſche** und **katechetiſche Seminar** Hr. KR. Schwarz. **Examinatorien über Kirchengefchichte** und **Dogmatik** leitet Hr. Prof. Lange, über **Dogmatik** und **Dogmengefchichte** Hr. Prof. Grimm.

III. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie des Rechts tragen vor Hr. Prof. Luden und Hr. Dr. Schmidt; die **Institutionen des Römischen Rechts** Hr. OAR. Guyet, nach *Marezoll*, und Hr. Prof. Danz nach ſeinem „Grundriſſe u. ſ. w.“ Jena, 1839. Die **Pandecten** lehrt Hr. OAR. Francke. **Römische Rechtsgefchichte**, nach ſeinem „Lehrbuche der Gefchichte des Römischen Rechts.“ Leipzig, 1840, Hr. Prof. Danz und Hr. Dr. Heumann. **Ueber Römischen Civilproceß** liest Hr. Prof. Danz öffentlich. **Erbrecht** lehrt Hr. Dr. Heumann; **Deutſches Privat- und Lehn-Recht** Hr. Prof. Luden; **Deutſches Privatrecht** Hr. OAR. Walch; **Gefchichte des Deutſchen Proceßes** *Derſelbe*; **Polizeyrecht** Hr. GR. Schmid; **gemeines Deutſches Criminalrecht** mit Bezugnahme auf die neueren Strafgeſetzgebungen Hr. Prof. Luden; **Sächſiſches Privatrecht** und **Sächſiſchen Civilproceß** Hr. OAR. Heimbach; **Sachſen-Weimariſches Privatrecht** Hr. Dr. Heumann; **katholiſches** und **proteſtantiſches Kirchenrecht** Hr. OAR. Ortloff; **Wechſelrecht** Hr. Rath Paulſſen. Die **Lehre vom gemeinen Deutſchen Civilproceß**, allgemein und ſpeciellen Theil, trägt Hr. GJR. Martin, nach der 12 Aufl. ſeines Lehrbuchs, und Hr. Prof. Asverus vor; **Deutſchen Criminalproceß** nach *Martin* Hr. Prof. Asverus. Ein **Pandecten- und Proceß-Practicum** hält Hr. Prof. Schnaubert; ein **Pandecten-Practicum** Hr. OAR. Guyet; ein **Proceß-Practicum** Hr. Prof. Asverus; die **Referirkunſt** lehrt *Derſelbe* nach ſeiner „Anleitung.“ Die **Grundzüge der gerichtlichen Praxis** giebt Hr. Rath Paulſſen.

Das **juriftiſche Seminar** leiten die Hn. Proff. Danz und Luden; **Letzter die criminaliſtiſchen Uebungen**; **Examinatorien über die Pandecten** Hr. Prof. Danz und Hr. Dr. Schmidt; **über Pandecten** und **Römische Rechtsgefchichte** Hr. Dr. Heumann.

IV. Medicin.

Encyklopädie und Methodologie der Medicin trägt Hr. Prof. Häſer vor; die **Anatomie des menſchlichen Körpers** nebst **chirurgiſcher Anato-**

mie Hr. HR. *Hufschke*; *Osteologie Derselbe*; *allgemeine Pathologie und Therapie* nach seiner „Allgemeinen Pathologie. Leipzig, 1838“ Hr. GHR. *Stark* und Hr. Prof. *Häfer*. Der *speciellen Pathologie und Therapie* ersten Theil tragen vor die Hrn. GHR. *Suckow* und *Kieser*. *Ophthalmologie und Otoiatrie*, verbunden mit einem *Operationscurfus*, lehrt Hr. GHR. *Stark*; die *Weiberkrankheiten* Hr. Prof. *Martin*; *Pharmacologie und Receptirkunst Derselbe*; *Pharmacologie* Hr. Prof. *Häfer*. *Allgemeine und specielle Chirurgie* Hr. Prof. *Schömann*; *gerichtliche Medicin* (nach *Henke's* Lehrbuche. 10 Aufl. Berlin, 1841), verbunden mit praktischen Uebungen, *Derselbe*; *Geschichte der Medicin und der Volkskrankheiten* Hr. Prof. *Häfer*. Ueber die *Natur und den Gebrauch der Heilquellen* liest Hr. Prof. *Martin*.

Die *anatomischen Präparirübungen* leitet Hr. HR. *Hufschke*. Die *ambulatorische* und die im großherzogl. Landeskrankenhaufe befindliche *stationäre Klinik* leiten die Hrn. GHR. *Suckow* und *Stark*. Die *medicinisch-chirurgische u. ophthalmologische Klinik* leitet Hr. GHR. *Kieser* nach seinen „*Klinischen Beyträgen*. 1 Bd. Leipz., 1834.“ Die *Uebungen in der Entbindungskunst* im großherzogl. Entbindungshaufe leiten Hr. GHR. *Stark* und Hr. Prof. *Martin*. Einen *geburtshülflichen Operationscurfus*, verbunden mit einem *Repetitorium*, leitet Hr. Prof. *Martin*. Ein *Examinatorium und Conversatorium* hält Hr. GHR. *Stark*; *Examinatorien über Chirurgie* Hr. Prof. *Schömann*; *über specielle Pathologie und Therapie* Hr. Prof. *Häfer*.

Anatomie der Hausthiere lehrt Hr. Prof. *Renner*; *Pathologie und Therapie der Hausthiere Derselbe*; *Hufbeschlagskunst* nebst der *Anatomie und den Krankheiten des Pferdefusses Derselbe*. *Anatomische Uebungen an Hausthiere*n, *Examinatorien* und *praktische Uebungen* leitet *Derselbe*.

V. Philosophie.

Psychologie und Logik lehren die Hrn. GHR. *Bachmann* und *Reinhold* und die Hrn. Prof. *Scheidler* (nach seinem „*Grundrifs und Prop. d. Psychol.* 2 Ausg. Darmstadt, 1833“) und *Mirbt*. *Psychologie* lehrt Hr. GHR. *Fries* nach seiner „*Psychischen Anthropologie*“; *Metaphysik* Hr. Prof. *Mirbt*; *Ethik* Hr. GHR. *Bachmann*; *Ethik und Naturrecht* Hr. GHR. *Fries*; *Naturrecht* Hr. GHR. *Reinhold*; *Naturrecht und Politik* Hr. Prof. *Scheidler*; *Geschichte der Philosophie bis auf Kant* Hr. GHR. *Bachmann*; *Geschichte der Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit Derselbe*; *Geschichte der Philosophie* die Hrn. GHR. *Fries* und *Reinhold*; *Geschichte und Inbegriff der Hegelschen Schule* Hr. GHR. *Reinhold* öffentlich. Die *Philosopheme von Kant und Fries* erklärt

öffentlich Hr. Prof. *Apelt*. *Aesthetik* trägt vor Hr. GHR. *Hand*. Ein *philosophisches Conversatorium* leitet Hr. GHR. *Reinhold*.

Pädagogik und Didactik lehrt Hr. Prof. *Gräfe*.

VI. Mathematik.

Reine Mathematik lehren die Hrn. Prof. *Schrön* und *Apelt*. Die *Grundzüge der reinen und angewandten Mathematik* lehrt Hr. Prof. *Suckow* öffentlich; *Goniometrie* und *Trigonometrie*, sowohl *ebene*, als *sphärische*, *reine* und *angewandte* Hr. Prof. *Schrön*; *Analyse des Endlichen Derselbe*; *Praktische Astronomie Derselbe*.

Im pharmaceutischen Institute lehrt Hr. Prof. *Schrön* *theoretisch-praktische Arithmetik*, *Stöchiometrie* und die auf Pharmacie bezüglichen Theile der *mathematischen Physik*.

VII. Naturwissenschaften.

Allgemeine Naturgeschichte, besonders *Zoologie* und *Geologie* Hr. GHR. *Voigt*. *Zoologie* Hr. Prof. *Koch*; *medizinische Zoologie Derselbe*. Auf Land- und Forst- Wirthschaft angewandte *Entomologie* Hr. Prof. *Langenthal* im landwirthschaftlichen Institute. *Anatomie, Physiologie und Morphologie der Pflanzen* Hr. Prof. *Schleiden*. *Beschreibung der Acotyledonen* Hr. GHR. *Voigt*. Ueber die *monopetalen Pflanzen* liest Hr. Prof. *Schleiden* öffentlich. *Allgemeine Mineralogie* nebst den Grundzügen der *Geognosie* und *Geologie*, mit Benutzung des großherzogl. Museums, Hr. Prof. *Suckow*; *Mineralogie* und *Geognosie* Hr. Prof. *Langenthal* und Hr. Dr. *Schmid*; die *Lehre vom Magnetismus* und *von der Elektrizität* Hr. Dr. *Schmid* öffentlich.

Theoretische Experimental-Physik Hr. Prof. *Suckow*, nach seinem „*System der Physik*. Darmstadt, 1840“; *Experimentalphysik* Hr. GHR. *Fries*.

Experimental-Chemie lehrt Hr. GHR. *Döbereiner* und Hr. Prof. *Artus*; *pharmaceutische Chemie* Hr. Prof. *Suckow*; *Pharmacie*, vorzüglich nach der Preuss. Pharmacopoe, Hr. HR. *Wackenroder* u. Hr. Prof. *Artus* nach seinem „*Handbuche der Pharmacie*. Eisenach, 1840“ und seiner „*tabellarischen Uebersicht der in der Preuss. Pharmacop. aufgenommenen chemisch. Präparate u. s. w.* Eisenach, 1839“; *ökonomische Technochemie* Hr. GHR. *Döbereiner*. *Populäre Toxicologie*, verbunden mit Uebungen, Hr. Prof. *Artus* nach *Sobernheim's* Handb. der praktischen Toxicologie. Berlin, 1839; *Zoochemie* und *Phytochemie Derselbe*; *analytische Chemie Derselbe*; *Philosophie der Chemie* nebst *Literaturgeschichte Derselbe* öffentlich. Ueber die *Einrichtung und Leitung der Apotheken* liest Hr. HR. *Wackenroder* nach seinen „*Protocollnetzen zu Apothekervisitationen*. Jena, 1839“ öffentlich. *Chemische* und *pharmaceutisch-praktische Uebungen*,

inglichen *Examinatorien* und *Repetitorien* über alle Zweige der *Chemie* und *Pharmacie* leitet Hr. Prof. Artus. — Die *Verfertigung* und den *Gebrauch* der *meteorologischen* und *kleineren gläsernen Instrumente* lehrt Hr. Dr. Körner.

Im *pharmaceutischen Institute* lehrt den 2 Theil der *Pharmakognosie* Hr. Prof. Koch; den 2 Theil der *analytischen Chemie* Hr. HR. Wackenroder; *chemische Pharmakognosie* Derselbe; *chemische, chemisch-pharmaceutische* und *pharmakognostische Uebungen*, so wie ein *chemisch-pharmaceutisches Examinatorium* leitet Derselbe.

Im *landwirthschaftlichen Institute* lehrt Hr. Dr. Schmid *ökonomische Physik*.

VIII. *Technologie.*

Bergbaukunde lehrt Hr. BR. Schüler; *Maschinenlehre* Derselbe; *Probirkunst* und *Hüttenkunde* Derselbe.

IX. *Staats- und Cameral-Wissenschaften.*

Encyclopädie der Staats- und Cameral-Wissenschaften liest Hr. Prof. Fischer; *Encyclopädie der Cameral- und staatsökonomischen Wissenschaften* Hr. HR. Schulze; *Agricultur*, verbunden mit *praktischen Uebungen* und *Kenntniß der Landwirthschaft bezweckenden Reisen* Derselbe.

X. *Geschichte.*

Geschichte der Griechen vom *Peloponnesischen Kriege* bis zur *Zerstörung von Corinth* liest Hr. Dr. Weissenborn; *Geschichte der Römer* Hr. GHR. Luden; *Geschichte der neueren Zeit*, von 1786 — 1815, Derselbe; *neuere Geschichte der Deutschen* Hr. Prof. Fischer; *Sächsische* und *Thüringische Geschichte* Hr. Prof. Wachter.

XI. *Philologie.*

1) *Orientalische Sprachen.* — Die *Elemente der Arabischen Sprache*, in Verbindung mit *Erklärung der Sentenzen des Ali* (nach der von ihm besorgten Ausgabe. Jena, 1834) und anderer *Arabischer Schriftsteller* lehrt Hr. Prof. Stichel öffentlich. Die *Elemente der Sanskritsprache*

lehrt Hr. Prof. Brockhaus nach *Bopp's Grammatik der Sanskritsprache* in kürzerer Fassung. Berlin, 1834. Den *Nalus* erklärt Derselbe nach *Bopp's Nalus, Maha-Bharati epifodium. Berol.*, 1832. *Persische Grammatik* lehrt Derselbe nach *Vuller's Institutiones linguae Persicae. Giffae*, 1840 öffentlich. *Bruchstücke aus Findaus epischem Gedichte* nach *Vuller's Chrestomathia Schahnamiiana. Romae*, 1833 erklärt Derselbe ebenfalls öffentlich.

Die *Uebungen des orientalischen Seminars* leitet Hr. Prof. Stichel.

2) *Die classischen Sprachen.* — *Griechische Antiquitäten* trägt Hr. HR. Göttling vor; die *Theorie des lateinischen Stiles* Hr. GHR. Eichstädt. Des *Homer Hymnen* erklärt Hr. GHR. Hand öffentlich; des *Tacitus Annalen* Derselbe; des *Aeschylus Agamemnon* Hr. HR. Göttling; des *Tacitus Germania* erläutert aus den *Denkmälern der Deutschen*, vorzüglich der *Normannen*, Hr. Prof. Wachter. Den *Isokrates* interpretirt Hr. Dr. Weissenborn. Ueber *Metrik der Griechen und Römer* liest Derselbe.

Zu *Privatissimis im Lateinischen* und *Griechischen* ist erbötig Hr. GHR. Eichstädt. Die *Uebungen der lateinischen Gesellschaft* leitet Derselbe, die des *philologischen Seminars* Derselbe, Hr. GHR. Hand und Hr. HR. Göttling.

3) *Neuere Sprachen.* — Die *Theorie des Deutschen Stils* trägt vor Hr. Prof. Wolff; die *allgemeine Geschichte der Poesie* Derselbe öffentlich. Die *Satiren von Boileau-Despreaux* erklärt Derselbe Französisch. Zu *Privatissimis in den neueren Sprachen* erboten sich Derselbe und Hr. Dr. Voigtmann.

XII. *Freye Künste.*

Reiten lehrt Hr. Stallmeister Sieber; *Fechten* Hr. Fechtmeister Roux; *Tanzen* Hr. Tanzmeister Helmke; die *Kupferstechkunst* Hr. Kupferstecher Hefs; *Zeichnen* Hr. Dr. Schenk; *Malen* Hr. Ries; *Musik* Hr. Musikdirector Stade; *Mechanik* Hr. Mechanicus Schmidt; die *Verfertigung anatomischer und chirurgischer Instrumente* Hr. Instrumentmacher Besemann.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

Ankündigung neuer Bücher.

Bey *Grafs, Barth* und *Comp.* in *Breslau* ist so eben in *Commission* erschienen und in allen *Buchhandlungen* zu haben:

Protevangelium Jacobi ex cod. ms. Venetiano descriptis, prolegomenis, varietate lectionum, notis criticis instructum edidit C. A. Suckow, Th. Lic. et Professor extraord. Vratislaviae. XXVI u. 80 S. in 8. 14 gGr.

Diese Ausgabe eines der wichtigsten dem Neuen Testamente sich anschließenden apokryphischen Bücher wird denen nicht unwillkommen seyn, welche an den Arbeiten auf diesem vernachlässigten Gebiete der theologischen Literatur Theil nehmen. Der Text ist einer Handschrift entnommen, welche der Herr Herausgeber 1838 auf der Marcus-Bibliothek in Venedig fand, und welche, da sie dem 9 Jahrhundert anzugehören scheint, älter ist, als die von *Birch* und *Thilo* benutzten. Die

Prolegomena geben die nöthigen kritischen Nachweisungen: die Varianten und kritischen Anmerkungen werden nichts vermissen lassen, was die bisherigen Hilfsmittel zur Beurtheilung des Textes an die Hand gaben.

Bey *K. F. Köhler* in *Leipzig* erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

L u c i a n u s
ex recensione
Car. Jacobits.

Vol. IV. gr. 8. 47½ Bog. 3 Thlr.

Mit dem vierten Bande ist diese Ausgabe geschlossen. In den geachtetesten kritischen Blättern sind die erschienenen Bände höchst günstig recensirt worden, — und dürfte solche als die jetzt beste und correcteste allen Freunden der Griechischen Literatur und Bibliotheken zu empfehlen seyn.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in *Leipzig* ist erschienen:

EΛΛΗΝΙΚΑ
oder
Institute, Sitten und Bräuche
des
alten Hellas
mit besonderer Rücksicht
auf
Kunstarchäologie
von
Dr. Joh. Heinr. Krause.

- 1 Theil. 1 Band: Die *Gymnastik* und *Agonistik* der Hellenen, aus den Schrift- und Bild-Werken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht. 2 Bde. Mit 183 Figuren auf 36 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 7 Thlr.
- 2 Theil. 2 Band: Die *Pythien*, *Nemeen* und *Isthmien* aus den Schrift- und Bild-Werken des Alterthums dargestellt. Mit 25 Figuren auf 36 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 Gr. (22 NGr.)

Der erste Band des zweyten Theiles, welcher bereits im Jahre 1838 erschien, enthält die *Olympischen Spiele*, daher ich den zahlreichen Besitzern desselben die Anschaffung der anderen Bände der *Hellenica* zu empfehlen mir erlaube, wie denn überhaupt zu hoffen ist, das ein Werk des umsichtigsten Fleißes, der geläutertsten Kenntniß, wichtig für Wissenschaft und Kunst, des Künstlers, des Dichters, des Historikers, des Pädagogen, des Archäologen Aufmerksamkeit nicht entgehen, und in öffentlichen Bibliotheken, in Gymnasien und Schulen, wie bey allen Philolo-

gen, und an der alten Welt irgend Interesse nehmenden Gebildeten den besten Eingang finden werde.


Mit der Bearbeitung der *Feste der Griechen*, welche den *dritten Theil* dieses Werkes bilden, ist der gelehrte Verfasser unablässig beschäftigt.

So eben ist bey *Th. Pergay* in *Afchaffenburg* erschienen:

Die Episteln des *Quintus Horatius Flaccus* übersetzt von *J. Merkel*, Professor und Hofbibliothekar. gr. 12. Velinp. 230 S. ½ Thlr. oder 1 Guld. 30 Kr.

Da diese Uebersetzung im Versmaße des Originals treues Anschließen an dasselbe, correcte Deutsche Satzfügung, leicht fließende ungezwungene Darstellung und genaue Beobachtung strenger prosodischer Regeln zu vereinigen sucht, so läßt sich hoffen, das sie nicht nur Philologen von Fach, sondern auch allen Freunden des Dichters willkommen seyn werde.

Der Verleger hat durch elegante Ausstattung dazu beygetragen, auch äußerlich diese Uebersetzung beliebt zu machen.

 *Correct, elegant und äußerst billig!!*

Der vielfältigen seit deren Erscheinen entstandenen Concurrenzen halber verkaufen wir von jetzt an unsere bekannte Ausgabe von

The complete Works
of
William Shakspeare.

Printed from the text of the most renowned editors, with nearly 270 engravings, accounts (historical and explanatory) of each play, a copious and elaborate glossary, the author's life and his portrait on steel. Editor *Dr. J. G. Flügel*.

1131 gefplt. Seiten, auf dem feinsten Velinp. in gr. Lex. 8. cart. zum Preis von 2½ Thlr.

Diese Ausgabe, durch den bekannten Lexicographen *Flügel* besorgt, ward drey Mal collationirt, und darf deshalb auf *größte Correctheit*, so wie das Glossarium auf gute praktische Anwendbarkeit Anspruch machen. Jedes Drama ist von einem Argument und kritischen Resumés nach *Johnson*, *Drake*, *Malone*, *Steevens* u. A. m. begleitet. Die Abbildungen sind meist nach classischen Originalen vortrefflich in Holz geschnitten und mit geschmackvollen, jetzt so beliebten malerischen Einfassungen umgeben. Der Druck ist von *Breitkopf* und *Härtel*; Shakspeare's Portrait von *Passini* in Wien.

Durch alle Buchhandlungen ist obige Ausgabe zu beziehen.

Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

d e r

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

A U G U S T 1 8 4 1 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

I. Universitäten-Chronik.

L e i p z i g .

Verzeichniß der auf der Universität Leipzig im Winterhalbjahr 1841 zu haltenden Vorlesungen.

(Der Anfang ist auf den 18 October festgesetzt.)

I. Theologische Facultät.

- Illgen, D. Ch. F.*, Theol. P. O., d. Z. Dechant, Kirchengeschichte, 2 Theil, 8 St. öffentlich; Examinatorium über die Kirchengeschichte, 4 St.; historisch-theolog. Gesellschaft.
- Winzer, D. J. F.*, Theol. P. Prim., katholische Briefe, 4 St. öffentlich; Einleitung in d. N. T., 4 St.; exegetische Uebungen.
- Großmann, D. Ch. G. L.*, Theol. P. O., Pastoraltheologie, 4 St. öffentlich; Brief an die Römer, 4 St.
- Winer, D. G. B.*, Theol. P. O., Geschichte der protestantisch-theologischen Literatur, 3 St. öffentlich; Symbolik, 3 St.; protestantische Dogmatik nebst specieller Dogmengeschichte, 1 Hälfte, 5 St.
- Krehl, D. A. L. G.*, Theol. P. O., christliche Moral, 4 St.; Homiletik, 2 St.; homiletisches Seminar, 2 St. öffentlich; rhetorische Uebungen, 1 St. öffentlich.
- Niedner, D. Ch. W.*, Theol. P. O., christliche Kirchengeschichte, 1 Hälfte, 8 St.; Examinatorium über dieselbe, 5 St. öffentlich; Uebungen im Disputiren und Extemporiren, 1 St. öffentlich.
- Lindner, D. F. W.*, Theol. P. E., Erklärung der Bergpredigt, 2 St. öffentlich; Pädagogik, Didaktik, Methodik, 4 St.; katechetische Uebungen, 4 St.
- Theile, D. K. G. W.*, Theol. P. E. des., Leidensgeschichte, 3 St. öffentlich; Johannes Kap. 1—11, 2 St.; Brief an die Hebräer, 2 St.; christliche Moral, 5 St.; übersichtliches Examinatorium über Dogmatik und Moral, 2 St.; dogmatisches Examinatorium, 4 St.; neueste-

mentliche exegetische und Hebräische Gesellschaft; Philobiblicum.

- Fleck, D. F. F.*, Theol. P. E., über Catholicismus und Protestantismus in Bezug auf Wissenschaft u. Leben, 2 St. öffentlich; Matthäus, 3 St.; christliche Sittenlehre, 3 St.; christliche Dogmatik nebst biblischer Theologie und Dogmengeschichte, 4 St.; dogmatisches Examinatorium; exegetisch-dogmatische Gesellschaft.
- Bauer, D. K. G.*, homiletische Uebungen, unentgeltlich.
- Siegel, D. K. Ch. F.*, homiletische Gesellschaft, unentgeltlich.
- Küchler, M. K. G.*, Theol. Lic., Philos. P. E., auserwählte Psalmen, 2 St. öffentlich; exegetisch-dogmatische Gesellschaft, 2 St.; homiletische Gesellschaft, 2 St.
- Anger, M. R.*, Theol. Lic., Einleitung in das A. T., specieller Theil, 2 St. unentgeltlich; Erklärung des Jesaias, 2 Theil, 4 St. unentgeltlich; Matthäus, 4 St.; dogmatisches Examinatorium, 4 St.; exegetische Gesellschaften des A. und N. T.
- Hänfel, M. F. M. A.*, Theol. Lic., Examinatorium über Dogmatik, 4 St.; homiletische Uebungen, unentgeltlich.
- Goldhorn, M. D. J. H.*, Theol. Lic., Patriistik, 4 St. unentgeltlich; Repetitorium über Kirchengeschichte, 6 St.
- Lindner, M. W. B.*, Theol. Lic., Briefe Pauli an die Ephesier, Philipper und Kolosser, 2 St. unentgeltlich; kirchengeschichtliches Examinatorium, 4 St.; exegetische Gesellschaft.

II. Juristische Facultät.

- Günther, D. K. F.*, Jur. P. Prim., Fac. Jur. Ordin., d. Z. Dechant, ordentlicher Civilproceß, 6 St.; Criminalproceß, 4 St.; summarische Proceße, 2 St. öffentlich.
- Schilling, D. F. A.*, Jur. rom. P. O., Naturrecht, 3 St.; geschichtliche Darstellung des Civilproceßes, 2 St. öffentlich; Lat. Disputirübungen über streitige Rechtsätze, 2 St. öffentlich.
- Steinacker, D. W. F.*, Jur. patr. P. O., Sächsisches Privatrecht mit Auschluss des Obli-

- gationen- und Erb-Rechts, 4 St.; Obligationen- und Erb-Recht, 2 St. öffentlich; Referir- und Decretir-Kunst, 4 St.
- Puchta*, D. G. F., Pand. P. O., Pandekten 13 St.; Erb-Recht, 3 St. öffentlich.
- Marezoll*, D. G. L. Th., Jur. crim. P. O., Institutionen und Geschichte des römischen Rechts, 9 St.; auserlesene Rechtscontroverfen, 2 St. öffentlich.
- Hänel*, D. G., Jur. P. O., Pandekten, 12 St.; Römisches Gerichtswesen, 2 St. öffentlich; Erbrecht, 2 St. öffentlich.
- Albrecht*, D. W. E., Jur. germ. P. O. des., Kirchenrecht, 5 St.; Deutsches Staatsrecht, 6 St.; Eherecht, so weit es zum Kirchenrecht gehört, 2 St. öffentlich.
- Schilling*, D. B., Jur. P. E., das gemeine Kirchenrecht, 6 St.; gemeines u. Sächf. Lehnrecht, 4 St. öffentlich; Examinatoria.
- Weiske*, D. J., Jur. P. E., Deutsches Privatrecht, 4 St.; gemeines u. Sächsisches Lehnrecht, 2 St. öffentlich; gemeines Sachsenrecht, 2 St.; Deutsche Rechtsgeschichte, 2 St.; Bergrecht, 2 St.
- Schneider*, D. R., Jur. P. E. des., Pandekten, mit Rücksicht auf *Mühlenbruch*, 12 St.; Erbrecht 2 St. öffentlich.
- Berger*, D. A., königl. Sächf. Privatrecht, 4 St.; Repetitorium über dasselbe, 2 St. unentgeltlich; Criminalproceß, 2 St.; Examinatoria.
- Fogel*, D. E. F., historisch-kritische Einleitung in das Verständniß der einzelnen Bücher des *Corpus Jur. civ.*, 2 St.; Deutsches Privatrecht mit Einschluss des Lehnrechts, 6 St.; *Otto'sche* juristische Gesellschaft; Gesellschaft für Deutsche Sprache und Literatur.
- Busse*, D. W. G., Pandekten, mit Rücksicht auf *Mühlenbruch*, 12 St.; Erbrecht 3 St. unentgeltlich.
- Heimbach*, D. G. E., Kirchenrecht 4 St.; Naturrecht 2 St.; Examinatoria.
- Frege*, D. W., Philosophie des Rechts, 3 St. unentgeltlich.
- Schaffrath*, D. W. M., Philosophie des Rechts, 2 St.; Civilproceß, 10 St.; Strafrecht, 4 St.; Grundwissenschaft des Processes, 2 St. unentgeltlich.
- Schletter*, D. H. Th., Naturrecht, 2 St.; Deutsche Staats- und Rechts-Geschichte, 4 St.; gemeines und Sächf. Criminalrecht, 6 St.

III. Medicinische Facultät.

- Clarus*, D. J. Ch. A., Clin. P. O., d. Z. Dechant, Klinik, 12 St. öffentlich.
- Weber*, D. E. H., Anat. et Physiol. P. O., Muskel- und Eingeweide-Lehre, 6 St. öffentlich; Gefäß- und Nerven-Lehre, 4 St.; anatomische Uebungen, 12 St.
- Jörg*, D. J. Ch. G., Art. obstetr. P. O., Entbindungskunst, 6 St. öffentlich; geburthülffliche Klinik, 6 St.; Phantomübungen, 2 St.
- Heinroth*, D. J. Ch. A., Therap. psych. P. O., Anthropologie, 2 St. öffentlich; Grundzüge der Psychiatrie, 2 St. öffentlich; Geschichte der psychischen Medicin, 4 St.
- Wendler*, D. Ch. A., Med. polit. for. P. O., gerichtliche Medicin, für Rechtsgelehrte, 4 St.; gerichtliche Medicin, für Mediciner, 4 St. öffentlich; Anleitung, *visu reperta* nach den gesetzlichen Bestimmungen anzufertigen, 2 St.
- Kühn*, D. O. B., Chem. gen. P. O., analytische Chemie, 2 Theil, Methodologie, 2 St.; anorganische Chemie, 6 St.; Pharmacie, 4 St.; chemisch-praktische Uebungen, 4 St.
- Cerutti*, D. L., Pathol. et Therap. spec. P. O., Cursus der speciellen Pathologie und Therapie, 2 Theil, 6 St.; Poliklinik, 6 St. öffentlich.
- Braune*, D. A., Therap. gen. et Mat. med. P. O. des., Arzneimittellehre, 6 St.; über Hippokrates Aphorismen, 2 St. öffentlich; Poliklinik, 6 St. öffentlich.
- Radus*, D. J., Med. P. O. des., Diätetik, 2 St. öffentlich; klinische Demonstrationen, 4 St. öffentlich; über Nervenkrankheiten, 2 St.
- Günther*, D. G., Chir. P. O. des., über Wunden, Brüche und Verrenkungen, 2 St. öffentlich; chirurg. Klinik, 12 St.; allgemeine Chirurgie 1 Th., 4 St.; anatomische Chirurgie mit Demonstrationen an Leichnamen, 1 od. 2 St.
- Kunze*, D. G., Med. et Botan. P. E., Naturgeschichte der kryptogamischen Gewächse, 2 St. öffentlich; medicinische Botanik, 4 St.; Excursionen des Sonnab. Nachm.
- Hasper*, D. M., Med. P. E., allgemeine Pathologie in Verbindung mit Semiotik, 4 St. öffentlich.
- Ritterich*, D. F. P., Ophthalm. P. E., Uebungen in der Augenklinik, 6 St. öffentlich; über Augenkrankheiten, 2 St. öffentlich; Anleitung zu Augenoperationen.
- Walther*, D. J. K. W., Med. P. E., Geschichte der Chirurgie, 2 St.; medicinische Chirurgie, als 1 Theil der Gesamtkirurgie, 2 St.; Pathologie und Therapie der syphilitischen Krankheitsformen, 2 St. unentgeltlich; über Unterleibsbrüche, 2 St. öffentlich; chirurgische Poliklinik, 6 St. öffentlich.
- Carus*, D. E. A., gefammte Chirurgie, 4 St.; operative Augenheilkunde, 2 St. unentgeltlich; chirurgische Verandlehre, 2 St.; chirurgische Poliklinik 6 St. unentgeltlich.
- Knefchke*, D. E. H., Abriss der Geschichte und Bücherkunde der Medicin, 2 St. unentgeltlich; Encyclopädie und Methodologie, 2 St.; Receptirkunst, 2 St.; über Augenkrankheiten, 4 St.

- Bock, D. K. E.**, gerichtliche Anatomie, 2 St. unentgeltlich.
- Afsmann, D. F. W.**, Physiologie des Menschen, in Lateinischen Vorträgen, 6 St.; Fortsetzung der vergleichenden Anatomie, 4 St. unentgeltlich; Examinatoria.
- Schreber, D. D. G. M.**, über Kinderkrankheiten, 4 St.; Versuch einer wissenschaftl. Kritik der modernen Wasserheilkunde, 2 St. unentgeltlich.
- Weinig, D. Ch. A.**, Mineralogie (Oryktognosie), 4 St. unentgeltlich.
- Haffe, D. K. E.**, pathologische Anatomie, 2 St. unentgeltlich; chirurgische Anatomie 2 St.; Leitung der Repetitionen im Jakobshospitale.
- Neubert, D. K. A.**, Grundsätze der physischen Medicin, 2 St. unentgeltlich; allgemeine Pathologie, 3 St.; über Fieber und Entzündungen, 2 St. unentgeltlich; Disputirübungen.
- Weber, D. E. F.**, Profect., Knochen- und Bänder-Lehre, 2 St. unentgeltlich; anatomische Uebungen, 12 St.
- Lehmann, D. K. G.**, physiologische Chemie, 2 St. unentgeltlich; gerichtliche Chemie 2 St.; Examinatoria über Physik und Chemie.
- Merkel, D. K. L.**, über die Fehler der Stimme und Sprache, 2 St. unentgeltlich; Examinir- und Repetir-Uebungen über verschiedene Theile der Medicin.
- Lotze, D. R. H.**, allgemeine Pathologie und Therapie, 4 St.; Metaphysik, 4 St.; physische Geographie, 2 St. unentgeltlich.
- Greuser, D. W. L.**, physiologisch - diätetischer Theil der Geburtshülfe, 2 St. unentgeltlich; über die Krankheiten des weiblichen Geschlechts, 2 St. unentgeltlich; Examinatoria über einige Doctrinen der Medicin.

IV. Philosophische Facultät.

- Westermann, A.**, Litt. graec. et Rom. P. O., d. Z. Dechant, Plutarch's Biographien des Aristides und Demosthenes, 4 St. öffentlich; Griechische Inschriftenkunde, 2 St.; Geschichte der Römischen Historiographie, 2 St.; Uebungen im Latein-Schreiben und Sprechen.
- Hermann, D. G.**, Eloq. et Poet. P. O., Reg. Semin. philol. Dir., über die Perser des Aeschylus, 4 St. öffentlich; über Griechische Mythologie und Religionen, 2 St.; Griechische Gesellschaft; königl. philologisches Seminar, 4 St.
- Wachsmuth, W.**, Hist. P. O., allgemeine Weltgeschichte, ausgenommen Geschichte der Römer, 6 St.; Römische Geschichte, 2 St. öffentlich; neuere Geschichte vom Ausbruch der Französischen Revolution, 4 St.; historische Gesellschaft: Erklärung der Staatsverhandlungen des neuern Frankreich, nach Umständen in Französischer Sprache.

- Drobisch, M. W.**, Math. P. O., d. Z. Rector, die Lehre von den höheren Gleichungen, 2 St. öffentlich; zur Philosophie der Mathematik, 1 St. öffentlich; Statik fester Körper, 4 St.; Religionsphilosophie, 3 St.
- Haffe, F. Ch. A.**, Doctr. hist. aux. P. O., Encyclopädie der histor. Hülfswissenschaften, 4 St. öffentlich; Deutsche Reichsgeschichte mit Berücksichtigung des öffentlichen Rechts, 4 St.; Staatskunde des Königreichs Sachsen, 2 St.; Veränderungen des politischen Zustandes von Europa, auf Verlangen in Franz. Sprache, 2 St.
- Schwägrichen, D. Ch. F.**, Hist. nat. P. O., Naturgeschichte der drey Reiche, 4 St. öffentlich; Botanik, 4 St.; Demonstrationen und Excursionen, an 2 Tagen.
- Pohl, H. F.**, Oecon. et Techn. P. O., landwirthschaftliche Encyclopädie, 4 St. öffentlich; bürgerliche Verwaltungskunde, 4 St.; kameeralistisch-praktische Uebungen, 2 St.; kameeralistische Gesellschaft.
- Fechner, G. Th.**, Phys. P. O., Experimentalphysik unter Assistenz des M. Brandes, 2 Theil, 6 St.
- Fleischer, H. L.**, LL. OO. P. O., Fortsetzung der Erklärung des Koran, 4 St. öffentlich; Beendigung der Arabischen Syntax, 2 St. öffentlich; Beendigung des Arab. *Enchiridion Studiofi*, 2 St.; fortgesetzte Erklärung von Saadi's Gulistan, 2 St.; Arabische Gesellschaft, 2 St.
- Erdmann, O. L.**, Chem. techn. P. O., Fortsetzung des Cursus der Experimentalchemie, 4 St. öffentlich; chemisches Practicum, 6 St.
- Hartenstein, G.**, Philos. theor. P. O., encyclopädische Einleitung in die gesammte Philosophie, 4 St. öffentlich; Logik, 2 St.; Psychologie, 4 St.; philosophische Uebungen.
- Bülau, F.**, Philos. pract. P. O. des., Hauptsätze der Politik, 2 St. öffentlich; Finanzwissenschaft, 2 St. öffentlich; über Europäische Friedensschlüsse von 1697 an, 2 St. unentgeltlich.
- Möbius, A. F.**, Astron. P. E. und Observ., die Elemente der Mechanik, 2 St. öffentlich; Darstellung des Weltgebäudes, 2 St.; Differentialrechnung, 2 St.
- Scyffarth, G.**, Archaeol. P. E., biblische Archaeologie, 4 St. öffentlich; Koptische Grammatik, 2 St.; allgemeine Religionsgeschichte, 4 St.
- Nobbe, K. F. A.**, Philos. P. E., über Römische Rhetorik, 2 St. öffentlich; Lateinische Disputirübungen, 2 St.
- Plato, G. J. K. L.**, Philos. P. E., Anleitung zur Erziehungs- und Unterrichts-Kunst, 2 St. öffentlich; Katechetik, 2 St.; katechetische Uebungen, 2 St.; katechetisch-pädagogischer Verein.

- Klotz, R.**, Philos. P. E., Reg. Semin. Philol. Adjunct., die Andria von Terenz, 2 St. öffentlich; Lateinische Synonymik, 2 St.; Lucian's Dialog: Der Hahn oder der Traum, 2 St. unentgeltlich; königl. philolog. Seminar, 2 St.; philologische Beschäftigungen der Lausitzer; Lateinische Privatgesellschaft; Uebungen im Latein-Schreiben und Sprechen.
- Pöppig, E.**, Zoolog. P. E., specielle Zoologie, 2 Theil, 2 St. öffentlich; zoologische Demonstrationen, 2 St. öffentlich; zoologische Uebungen, 2 St. unentgeltlich.
- Becker, W. A.**, Archaeol. class. P. E., Römische Privatalterthümer, 4 St. öffentlich; Alterthümer Pompeji's, 2 St.; antiquarische Gesellschaft.
- Stallbaum, G.**, Philos. P. E., Erklärung des Philebus des Platon nach vorausgeschickter allgemeiner Einleitung, 4 St. öffentlich; Lateinische Disputirübungen unter Entlehnung des Stoffes aus der Philosophie des Alterthums, 2 St.
- Weisse, D. Ch. II.**, Einleitung in die Philosophie, 2 St. unentgeltlich; über Hegel's System der Philosophie, 2 St. unentgeltlich; philosophisches Conversatorium.
- Flathe, M. J. L. F.**, allgemeine Weltgeschichte, vom Untergange des weströmischen Reichs an, 6 St.; Deutsche Geschichte, 4 St.; über die vorzüglichsten neueren Tragiker, 2 St. unentgeltlich.
- Jacobi, M. V. F. L.**, Lehre von der landwirthschaftlichen Thierzucht, 3 St.; National-Oekonomie, 4 St. unentgeltlich; Staatsgewerbspflege, 2 St. unentgeltlich.
- Milhauser, M. K. H.**, allgemeine Einleitung in das Studium der Philologie, 2 St. unentgeltlich; Geschichte der Philologie, 2 St.
- Petermann, M. W. L.**, arzneylische Gewächskunde, 4 St.; über die Familie der Vereinblüthler, 2 St. unentgeltlich; Examinatoria über theoretische und praktische Gewächskunde.
- Biedermann, M. F. K.**, philosophische Moral, 2 St.; Rechtsphilosophie, 2 St.
- Haupt, M. M.**, über Tacitus Agricola und dialogus de oratoribus, 4 St. unentgeltlich; Deutsche Grammatik mit besonderer Rücksicht auf das Mittelhochdeutsche, 6 St.; die Gedichte Walthers von der Vogelweide, 2 St. unentgeltlich; Lateinische Gesellschaft.

- Wuttke, M. H.**, Geschichte Europas vom Zeitalter Ludwigs XIV bis zum Ende des 18 Jahrh., 2 St. unentgeltlich; allgemeine Geographie, unentgeltlich; Geschichte der Lausitz, 1 St.; Propädeutik des Geschichtsstudiums, 2 St.
- Brandes, M. K. W. H.**, als Assistent des Hrn. Prof. Fechner, Experimentalphysik, 2 Theil, 6 St.
- Kerndörffer, M. H. A.**, Ling. germ. et art. declam. Lect. publ., Theorie der Declamation, 2 St. öffentlich; Anleitung zum geregelten mündlichen Vortrage; Anleitung zum geregelten schriftlichen Vortrage.
- Schmidt, M. J. A. E.**, Ling. ross. et graec. hod. Lect. publ., Anfangsgründe der Russischen und Neugriechischen Sprache, 2 St. öffentlich.
- Rathgeber, M. F. A. Ch.**, Ling. ital. et hispan. Lect. publ., Anfangsgründe der Italienischen Sprache, 2 St. öffentlich; La Gerusalemme liberata di Torq. Tasso, Fortsetzung, 2 St. öffentlich; Anfangsgründe der Spanischen Sprache, mit Erklärung eines der neuesten Schriftsteller, 2 St. öffentlich.
- Fink, M. G. W.**, allgemeine Geschichte der Tonkunst, 4 St.; praktische Uebungen im Componiren, 2 St.; Harmonielehre und musikalische Grammatik, auf Verlangen.
- Fürst, M. J.**, Uebungen in der Hebräischen Grammatik nach Texten des A. T., 2 St.; Geschichte der jüdischen Literatur, 1 St.

Uebrigens wird der Fechtmeister *G. Berndt*, der Tanzmeister *J. F. W. John*, und der Universitäts-Zeichner naturhistorischer und anatomischer Gegenstände, *K. G. Aulich*, auf Verlangen gehörigen Unterricht ertheilen. Auch können sich die Studirenden des Unterrichts der bey hiesiger Zeichnungs-, Maler- und Architectur-Akademie angestellten Lehrer bedienen.

Die *Universitätsbibliothek* wird täglich 2 Stunden geöffnet, nämlich Mittw. und Sonnab. von 10—12 Uhr und an den übrigen Tagen von 2 bis 4 Uhr, die *Rathsbibliothek* aber Mont., Mittw. und Sonnab. von 2 bis 4 Uhr.

Zu der *naturhistorischen Sammlung* der Universität findet Mittw. und Sonnab. von 10 bis 12 Uhr freyer Zutritt Statt.

Das *Brückner-Lampe'sche pharmakognostische Museum* ist Donnerst. von 2 bis 4 Uhr geöffnet.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

d e r

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

A U G U S T 1 8 4 1 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

I. Univerfitäten-Chronik.

J e n a .

(Fortsetzung vom Intelligenzblatt 1841. No. 12.)

In dem Sommersemester 1841, unter dem Prorectorate des Hn. Geh. Hofrathes Dr. *Reinhold*, vom 6 Februar bis zum 7 August 1841, wurden 123 Studenten inscribirt, nämlich: 33 Theologen, 44 Juristen, 22 Mediciner und 24 Philosophen, incl. der Pharmaceuten und Oekonomen. Die Gesamtzahl betrug demnach, nach Abzug der zu Ostern abgegangenen 37 Theologen, 41 Juristen, 18 Mediciner und 40 Philosophen: 447, und zwar 234 Inländer und 213 Ausländer.

Das am 7 August 1841 angetretene Prorectorat eröffnete Hr. Geh. Kirchenrath Dr. *Baumgarten-Crusius* mit einer Deutschen Rede über *Gesetz und Freyheit*.

I. Akademische Schriften.

Im Namen und Auftrag der Univerfität sind von dem Prof. der Beredsamkeit folgende Schriften erschienen:

1) Zur Ankündigung der *Lynkerschen* Stipendiaten-Rede (30 May), welche dem Andenken der Augsbургischen Confession gewidmet ist: *Narratio de Caspare Peucero, Phil. Melanchthonis genero* (b. Bran, 4½ Bog. 4).

2) Zur Ankündigung des neuen Prorectorats: *Additamentum ad dissertationes sex super Flaviano de Jesu Christo testimonio* (b. Bran, 3½ Bog. 4). Enthält Prof. *Hoffman-Peerlkamp's* in Leiden Urtheil über jenes berühmte *testimonium* und des Bibliothekars der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig, *Abbate P. Bettio* Nachricht von den dortigen Handschriften des Josephus: Beides aus brieflichen Mittheilungen an den Verfasser des Programms.

3) Die Vorrede zu dem neuen Lectionskatalog feyert das Andenken zweyer unlängst verstorbenen, ehemaliger verdienstvoller Lehrer zu Jena, des Oberappellationsgerichts-raths Dr. *Konopack*

und des Oberconsistorialraths Dr. *Augusti* in Bonn.

4) Zu der öffentlichen Preisvertheilung d. 4 Sept. *Apologia urbis et agri Jenensis et utriusque incolarum*, mit angehängter Rede, (b. Bran, 28 S. 4).

II. Promotionen, Disputationen und darauf vorbereitende Programme.

1) Bey der *theologischen Facultät* hat diesmal weder eine Promotion noch ein Fest-Programm Statt gefunden.

2) Die *juristische Facultät*, unter dem Decanate des Hn. Geh. Rathes und Comthur Dr. *Schmid*, ertheilte 1) am 5 April ihrem hochgeschätzten Collegen im Oberappellationsgerichte, Hn. Oberappellations-Rathe *Gottlieb Schüler*, *honoris causa* die Würde eines Doctors beider Rechte. 2) Dieselbe Würde wurde *in absentia* ertheilt: am 28 Februar dem Hn. Advocaten und Notar *Moritz Gottlob Henschel* aus Pirna, dormalen zu St. Petersburg; 3) am 5 April dem Hn. Ober-Landgerichts-Referendarius *Wilhelm Fuchs* zu Breslau; 4) dem Hn. Notar und *Baccalaureus juris Friedrich August Böhme* zu Leipzig, und 5) dem Hn. Notar *Karl Ferdinand Drechsel* zu Leipzig.

3) Die *medizinische Facultät*, unter dem Decanate des Hn. Geh. Hofr. und Ritters Dr. *Stark*, ertheilte am 23 März Hn. *William Roberts*, Medico-Chirurg. aus Edinburg die medicinische und chirurgische Doctorwürde *in absentia*, sowie 2) unter demselben Datum Hn. *Eduard Johann Shearman*, *Medicinae practicus* aus Sheffield, nachdem Beide die statutenmäßigen Forderungen erfüllt hatten; 3) am 5ten April erhielten dieselbe Würde *in absentia* Hr. *Eduard Drury*, *Med. practicus* in Sunderland und 4) Hr. *August Ludwig Adams*, Medico-Chirurg in Leith; 5) am 21 April wurde Hr. *Adolph Trier* aus Kopenhagen nach öffentlicher Vertheidigung seiner Dissertation: *de cura prophylactica et therapeutica febris puerperalis malignae*, (b. Schreiber 17 S. 8) zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt; 6) am 24 April vertheidigte Hr.

Karl Julius August Horst Bretschneider aus Gotha seine Dissertation: *de Profopalgia*. (b. Bran 78 S. 8) und erhielt vom Exdecan, Hn. Geh. Hofrath **Kieser** den Grad eines Doctors der Medicin und Chirurgie; 7) am 27 April vertheidigte Hr. **Gruno Herrmann**, practischer Arzt in Sachsen, seine Dissertation: *de Blepharophimosi et Contoplustice*. (b. Schlotter, 20 S. 8), und erhielt darauf den Grad eines Doctors der Medicin und Chirurgie durch den Exdecan, Hn. Hofrath **Huschke**; 8) am 5ten May wurde für Hn. **Johann Ewart Walker**, practischen Arzt in Edinburg, nachdem er die statutarischen Bedingungen erfüllt hatte, das Diplom der medicinisch-chirurgischen Doctorwürde ausgefertigt; 9) den 24 May erwarb sich Hr. **Friedrich Wilhelm Schmidt** aus Luckau durch Vertheidigung seiner Dissertation *de Coxarthrocace* (b. Schreiber 20 S. 8), den medicinisch-chirurgischen Doctorgrad; 10) am 28 d. M. vertheidigte Hr. **Georg Karl Polack** seine Dissertation *de Ichthyosi* (b. Bran 36 S. 8) und erhielt darauf die medicinisch-chirurgische Doctorwürde durch den Exdecan, Hn. Geh. Hofrath **Kieser**; 11) den 14 Juni hielt Hr. Prof. Dr. **Schoemann** seine Antrittsrede *de recta chirurgiae docendae discendaeque ratione als Professor extraordinarius*. Er hatte zu diesem Act durch ein Programm eingeladen, welches den Titel führt: *de Lithotomia Celsiana. Acc. tab. II. lap. inc.* (b. Bran, 32 S. 4.); 12) am 3 July ertheilte die Facultät dem Hn. **Henry Graham**, Mitglied des K. Collegiums der Wundärzte zu Edinburg und practischem Arzt daselbst, sowie 13) Hn. **William August Loy**, *Medicinae Practicus* zu Ayton, die Würde eines Doctors der Medicin und Chirurgie *in absentia*; 14) in gleicher Weise erhielten an demselben Tage dieselbe Würde Hr. **Veitch Sinclair**, Mitglied des K. Collegiums der Wundärzte zu Edinburg und 15) Hr. **Johann Games**, *Medico-Chirurg* zu Liverpool; 16) am 14 July wurde Hn. **Thomas Lyon Morrison**, Licentiaten des Königl. Collegiums der Wundärzte zu Edinburg, die medicinisch-chirurgische Doctorwürde in Abwesenheit ertheilt; 17) den 30 July, dem Tage, an welchem der Hr. Obermedicinalrath Dr. **Reufsing** in Eisenach vor sunzig Jahren promovirt hatte, ward von der Facultät dem würdigen Jubilar ein Ehrendiplom zur Erneuerung seiner Würde ausgefertigt; 18) am 4 August vertheidigte Hr. **Karl August Mahnert**, praktischer Arzt in Sachsen, seine Dissertation: *de acidorum in corpore humano generatione morbosa*, (b. Schreiber, 26 S. 8), und erwarb sich dadurch den Grad eines Doctors der Medicin und Chirurgie; 19) den 5ten d. M. disputirte Hr. **Karl August Weifs**, aus Schaumburg-Lippe öffentlich und erhielt von dem Exdecan Hn. Geh. Hofrath **Kieser** die medicinische und chirurgische Doctorwürde. Seine Dissertation führt den Titel: *Decennium clinicum*

in Academia Jenensi inde ab anno MDCCCXXXI ad a. MDCCCXLI. auspiciis perill. Kieseri habitum (b. Schlotter, 38 S. 4).

4) In der *philosophischen Facultät* haben, unter dem Decanat des Hn. Geh. Hofraths Dr. **Bachmann**, folgende Gelehrte, nach Erfüllung der statutenmäßigen Bedingungen, die Doctorwürde erhalten: 1) den 7 Febr. 1841 Hr. **Martin Otto Ballo** aus Königsberg in Preußen; 2) den 11 Febr. der Candidat des Predigt-Amtes, Hr. **Wilhelm August Kretzschmar** aus Neukirchen im Voigtlande; 3) den 18 Febr. Hr. **Ludwig Rabenhorst** in Luckau, Apotheker erster Klasse und Kreisdirector des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland; 4) den 5 März Hr. **Hermann Lucas** aus Horst in Westphalen, Candidat des Predigtamts und Hauslehrer bey dem Fürsten *de Ligne* in Münster; 5) den 12 März Hr. **Theodor Wilhelm Danzel** aus Hamburg, Candidat des Predigt-Amtes; 6) den 18 März Hr. **Rudolph Kirsch**, aus Napagedl in Mähren; 7) den 4 April Hr. **Ferdinand Robert Horn** aus Weimar, Candidat des Predigt-Amtes; 8) den 11 April Hr. **Theodor Böttger** aus Hettstadt, Königl. Pr. Berg-Eleve zu Berlin; 9) den 12 April Hr. **Heinrich Bley** aus Bernburg; 10) den 13 April Hr. **Karl Heinrich Marx** aus Trier; 11) den 7 May Hr. **Johannes Flögel**, Rector des Gymnasiums zu Sagam; 12) den 8 May Hr. **Friedrich Wilhelm Schild** aus Nord-Germersleben bey Magdeburg, Candidat des Predigtamts; 13) den 19 May Hr. **Karl Beshoren**, Lehrer am Schullehrer-Seminar zu Halberstadt; 14) den 24 May Hr. **Gottlieb Voigtmann**, Lector der neueren Sprachen an unserer Universität; 15) den 3 Juny Hr. **Franz Krüger** aus Kolbitz bey Magdeburg, Candidat des Predigt-Amtes; 16) den 8 Juny Hr. **Jean Baptista Müller** in Medebach, Königl. Preufs. Apotheker erster Classe und Vice-Director des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland; 17) den 9 Juny der Privat-Gelehrte Hr. **Ludwig Ferdinand Anders** genannt *Stolle* in Grimma; 18) den 13 Juny Hr. **Karl Friedemann Wilhelm Herrmann** aus Gotha, Candidat des Predigt-Amtes und Lehrer an dem Institute zu Keilhau bey Rudolstadt; 19) den 20 Juny Hr. **Hermann Hagemann** aus Magdeburg, Candidat des Predigt-Amtes; 20) den 15 July Hr. **Heinrich Ludwig Sebald** in Berlin, Candidat des Predigt- und Schul-Amtes; 21) den 23 July Hr. **Emil Schieder** in Bunzlau in Schlesien, Candidat des Predigt-Amtes; 22) den 24 Jul. Hr. **Friedrich August Eduard Reichenow** aus Brandenburg, Lehrer am Pädagogium zu Charlottenburg; 23) den 28 Jul. Hr. **Julius Wittig** zu Altdorf-Alsleben bey Cönnern, Candidat des Predigt-Amtes; 24) den 30 Jul. Hr. **Gustav Herbst** aus Ilmenau, Kammer-Geometer in Weimar; 25) den 3 Aug. Hr. **Jacob Heufsi** aus Mollis

im Canton Glarus in der Schweiz, Oberlehrer an der Königl. Realschule in Berlin; 26) den 4 Aug. Hr. *Gustav Müller* aus Wolmirstadt, Lehrer an der höheren Gewerbs- und Handlungsschule in Magdeburg; 27) den 5 Aug. Hr. *Friedrich Heinrich Theodor Geiseler* in Königsberg in der Neu-Mark, Doctor der Pharmacie und Apotheker.

II. Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Auf der Universität zu Marburg ist der bisherige außerordentliche Professor der Chemie, Hr. *Dr. Robert Wilhelm Bunfen* (geb. zu Göttingen, den 30 März 1811) zum ordentlichen Professor der Chemie, der bisherige Privatlehrer der Medicin und praktische Arzt, Hr. *Dr. Gottlieb Kürschner* (geb. zu Brotterode, in der Herrschaft Schmalkalden, den 4ten Aug. 1810) zum außerordentlichen Professor der Medicin, und Hr. Professor *Dr. Hildebrand*, an die Stelle des vor einigen Jahren von hier abgegangenen Professors *Dr. Lips*, zum ordentlichen Professor der Staatswissenschaften ernannt worden und wird im nächsten Wintersemester seine Vorlesungen beginnen.

Hr. Prof. *Dr. Mager*, seit seiner Rückkehr aus Genf Herausgeber der *Pädagogischen Revue*, wurde vom Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen zum Educationsrath ernannt. *Derfelbe* wurde von dem Frankfurterischen Gelehrtenverein für deutsche Sprache als ordentliches, und von der k. Preussischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt als auswärtiges Mitglied erwählt.

Die naturhistorische Gesellschaft zu Athen (*H en Athinais êταιρεία της φυσικής ιστορίας*), und die Wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau, haben den Bergrath und Professor *Dr. Gustav Schüler* zu Jena zum correspondirenden Mitglied erwählt. Der polytechnische Verein für das Königreich Baiern, sowie der Kunst- und Handwerks-Verein in Altenburg, ernannten denselben zum ordentlichen Mitglied.

III. Vermischte Nachrichten.

E i n l a d u n g

an die Philologen und Schulmänner Deutschlands.

Nachdem zu der vom 29 Sept. bis 2 Oct. d. J. in *Bonn* zu haltenden Verammlung Deutscher Philologen und Schulmänner nunmehr die *gnädige Genehmigung Sr. Majestät des Königs in der huldreichsten und zum tiefsten Dankgefühl verpflichtenden Weise* eingegangen ist, beehren sich die Unterzeichneten, ihre frühere Einladung zu eifriger Theilnahme um so freudiger und angelegentlicher zu wiederholen. Sie fügen die ergebenste Bitte hinzu, das es den geehrten Herren auf deren erfreuliche Anwesenheit der Verein hoffen darf, gefallen möge, von dieser ihrer Absicht, sowie von dem etwaigen Wunsche, eine vorausbestellte Privat- oder Gast-Wohnung vorzufinden, bis spätestens zum 24 Sept. *eine kurze, an den mit unterzeichneten stellvertretenden Geschäftsführer gerichtete Mittheilung* zu machen, damit für die im liberalen Sinne der höchsten Staatsbehörde zu treffenden Vorbereitungen durch die vorläufige Uebersicht der zu erwartenden Frequenz ein ungefährer Mafsstab gewonnen werde. Zugleich sind die Herren Theilnehmer erlucht, unmittelbar nach ihrer Ankunft in *Bonn*, möge diese mit Post oder Dampfschiff erfolgen, ihren *ersten Weg den auf das Rathhaus* seyn lassen zu wollen, um daselbst die auf ihre Namen gestellten Eintrittskarten in Empfang zu nehmen, so wie die erforderlichen Wohnungsnachweisungen und sonstige ihnen wünschenswerthe Auskunft zu erhalten.

Bonn, 2 Sept. 1841.

F. G. Welcker,
erster Geschäftsführer.

F. Ritschel,
stellvertretender
Geschäftsführer.

L I T E R Ä R I S C H E A N Z E I G E N.

IV. Ankündigung neuer Bücher.

So eben ist erschienen:

Aesthetik der Tonkunst

von
Dr. Ferdinand Hand,
Professor und Geh. Hofrath.
Zweyter Theil

40 Bogen gr. 8. 3 Thlr.

Mit diesem Bande hat nun der Herr Verfasser nach jahrelangem Fleisse ein Werk vollendet,

welches eine Lücke in der musikalischen Literatur ausfüllt und gewiss allen Musikern und Freunden der Musik, welche tiefer in diese Wissenschaft und ihre philosophische Begründung eingehen wollen, willkommen seyn wird.

Der erste Theil wurde in vielen kritischen Blättern mit Anerkennung erwähnt und beurtheilt und wir zweifeln nicht, das sie auch diesem zweyten Bande zu Theil werden wird.

Jena im October 1841.

C. Hochhausen's
Buchhandlung.

So eben ist erschienen und verlanft:

Kant
und
seine Nachfolger
oder

kritische Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neuern deutschen Philosophie

von

E. S. Mirbt,

aufserordentlichem Professor der Philosophie zu Jena.

Erster Band

1 Thlr. 18 ggl. (22½ Sgl.)

Der Herr Verfasser hat sich nicht damit begnügt, in diesem Werke die Hauptsysteme der neuern Philosophie und ihre Urheber darzustellen und zu characterisiren, sondern er verfolgt die Entwicklung derselben von Stufe zu Stufe, in das Detail eingehend und alle Schriftsteller berücksichtigend, die nur einigermaßen zu deren Fortbildung beygetragen haben, weshalb wir glauben, dasselbe als das vollständigste und ausführlichste, manches neue Resultat bringende und manche neue Forschung anregende, empfehlen zu können.

Jena im October 1841.

C. Hochhausen's
Buchhandlung

Bey *Im. Tr. Wöller* in Leipzig ist so eben erschienen:

Grammatik des biblischen und targumischen Chaldäismus für akademische Vorlesungen bearbeitet von *Dr. G. B. Winer*, Königl. Kirchenrathe und ordentl. Prof. der Theologie auf der Universität Leipzig. *Zweyte durchaus verbesserte Auflage.* gr. 8. 8½ Bgn. Preis 21 gGr. oder 1 Guld. 35 Kr. Rhein.

Im Verlage von *Im. Tr. Wöller* (sonst Lehnhold'sche Verlagshandlung) in Leipzig ist erschienen und kann durch jede solide Buchhandlung bezogen werden:

F. A. Wolf's

Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft,

herausgegeben von

J. D. Gürtler und *Dr. S. F. W. Hoffmann.*

Unveränderte wohlfeile Gesamtausgabe.

6 Bände. Mit Wolf's Bildniß. gr. 8. br. Preis 6 Thlr. Enthält: 1) Vorl. über d. Encyclopädie d. Alterthumswissenschaft. 2) Vorl. über die Geschichte der Griechischen Literatur. 3) Vorl. über die Geschichte der Römischen Literatur. 4) Vorl. über die Antiquitäten von Griechenland. 5) Vorl. über die Römischen Alterthümer. 6) Darstellung der Alterthumswissenschaft, nebst einer Auswahl seiner kleinen Schriften und liter. Zugaben zu dessen Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft.

Den Vorlesungen des unsterblichen Wolf sind von verdienstvollen Alterthumsforschern, die ihren Werth zu schätzen wußten, schon so rühmliche Beurtheilungen öffentlich zu Theil geworden, daß sie keiner weiteren Anpreisung bedürfen.

Anzeige für Forstmänner.

In meinem Verlage erschien so eben:

Heyer, Dr. Carl, Forstmeister u. Professor in Gießen,

die Waldtragsregelung.

gr. 8. brochirt 1 Thlr. 8 ggl. 2 fl. 24 kr.

Gießen im October 1841.

B. C. Ferber.

In der *Schnuphase'schen* Buchhandlung in Altenburg ist erschienen:

Matthä, A., (weiland Direktor des hies. Gymnasiums) *vermischte Schriften* in Lateinischer und Deutscher Sprache. 2te wohlfeilere Ausgabe. broch. 12 ggl. oder 15 Ngl.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Corani textus Arabicus. Ad fidem librorum manu scriptorum et impressorum et ad praecipuorum interpretum lectiones et auctoritatem recensuit, indicesque triginta sectionum et suratarum addidit *Gustavus Flügel*, Phil. Dr. etc. *Editio stereotypa secundis curis emendata.* 4. cartonirt.

Ladenpreis 6 Thlr. 16 gr.

Diese neue Auflage des Coran unterscheidet sich von der früheren durch wiederholte, von dem Hn. Herausgeber selbst vollzogene Revision des Textes, und noch sorgfältigere typographische Ausführung.

Leipzig im September 1841.

Karl Tauchnitz.

In der v. *Rohden'schen* Buchhandlung in Lübeck ist erschienen:

Lieboldt, F., Travemünde und die Seebade-Anstalt daselbst, topographisch und geschichtlich dargestellt. geh. 12 gr.

Pohlmann, J. H., Leitfaden zum Unterricht und zur Selbstbelehrung im einfachen und doppelten Buchhalten. geh. 4 gr.

Scherling, Ch., Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik für die oberen Klassen der Gymnasien. 16 gr.

Verhandlungen der Schwedischen Akademie der Achtzehner in zwanglosen Heften herausgegeben und verdeutscht von *D. W. Dunkel*, 1 Heft. 1) Der Engel des Todes v. *Wallin*, 2) Die Schlacht am Brunkeberg, Gedicht in 8 Gefängen v. *Fryxell*. geh. 10 gr.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

d e r

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

A U G U S T 1 8 4 1 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

I. Beförderungen und Ehrenbezeichnungen.

Der als Lexikograph und Grammatiker berühmte und um das Schulwesen in Gotha vielfach verdiente Professor, Hr. Dr. phil. *Valentin, Chr. Fr. Rost*, ist von Sr. Hz. Durchlaucht zu Sachsen-Coburg-Gotha durch Patent vom 20 Octob. d. J. zum Director des dortigen Gymnasii ernannt worden. Er bekleidet demnach, und gewifs zu nicht minderem Flor der Schule, nunmehr dasselbe Amt, das sein Schwiegervater, der unvergeßliche *Döring*, so viele Jahre hindurch auf das ruhmvolleste verwaltet hatte.

II. Vermischte Anzeigen.

Doctor- und Dienst-Jubiläen.

Am 17 October d. J. feyerte einer der verdienstvollsten Lehrer der Universität Leipzig, welcher früher eine Zierde der Universitäten Wittenberg, Frankfurt a. d. O. und Königsberg war, Hr. *Wilhelm Traugott Krug*, Dr. theol., Prof. honor. der Philosophie, Ritter d. K. Sächsl. Civil-Verdienstordens und des K. Griech. Ordens zum heil. Erlöser, sein 50 jähriges Magisterjubiläum. Leider war der Jubilar durch Krankheit gehindert, die Deputationen, welche ihm die allgemeine Theilnahme seiner Verehrer, Freunde und Schüler bezeugten, selbst zu empfangen: seine würdige Familie vertrat seine Stelle. Schon am Vorabende des Festes erhielt er ein Glückwünschungsschreiben von dem Lehrerpersonale der Landeschule Pforta, deren Zögling er von 1782 — 1788 gewesen war, nebst einem Festsonnet. Am 17 früh brachte ihm das Musikcorps der Leipziger Schützen eine Morgenmusik, worauf nun folgende Deputationen erschienen: eine Deputation von Seiten der Militärbehörde und der Nicolaischule; der *Rector magnificus*, Hr. Prof. *Drobisch*, welcher im Namen der Universität eine silberne Votivtafel und ein von Hn. Prof. und Comthur *Hermann* verfertigtes lateinisches Festgedicht, sowie im Namen der philosophischen Facultät ein Glückwünschungsdiplom überreichte. Zugleich überreichte derselbe ein Glückwünschungsschreiben der allerhöchsten Behörde und ein anderes vom Re-

gierungsbevollmächtigten Hn. *Dr. v. Falkenstein*. Das erste enthielt zugleich die Zusicherung einer jährlichen Gehaltszulage von 200 Thln., welche der bey der vor einigen Jahren von ihm selbst erbetenen Auntsentlassung bereits gewährten Pension von 1000 Thln. beygefügt und auch gleich auf das laufende Jahr als Gratification ihm zu Theil wurde. Die Juristenfacultät liefs ihm durch den Domherrn Hn. *Dr. Günther* das juristische Doctordiplom, der Magistrat das Diplom des Ehrenbürgerrechts der Stadt Leipzig, die Universität Halle-Wittenberg (zu Wittenberg hatte er vor 50 Jahren die Würde eines Doctors der Philosophie und Magisters erlangt) durch den Hn. Geh. Hofrath *Gruber* ein Glückwünschungsschreiben, sowie das Jubeldiplom der Magister-Würde einhändigen. Ausserdem gingen unter vielen anderen noch Glückwünschungsschreiben ein von der Thomasschule, der Ephorie Leipzig, der Bürgerschule, der Rathsfreyschule, von den Deputirten des Buchhandels, von der Harmoniegesellschaft u. s. w. In wenigen, aber treffenden und wahren Worten wird der Jubilar auf der erwähnten Votivtafel als *libertatis in sacris, in re publica, in litteris contra superstitionem, tyrannidem, fallaciam defensor fortissimus, vita, scholis, scriptis veritatis, iustitiae, fidei, constantiae, humanitatis magister gravissimus* charakterisirt. Dasselbe drückt auch die letzte Strophe des classischen Festgedichts aus:

*Veracior quo nec probior fuit
Nec fortior, nec iustior, aut magis
Constans fidelisque atque recti
Promptus ubique bonique vindex.*

Am 18 August 1841 feyerte der Superintendent Hr. Dr. *Görwitz* zu Apolda sein 25 jähriges Amtsjubiläum, an welchem Tage er vor 25 Jahren vom verewigten Generalsuperintendenten Dr. *Vogt* in Weimar hier eingeführt wurde, dieses Jahr der 15 August.

In der Frühe des Morgens erklang ein feyerlicher Choral, gesungen von sämtlichen Mitgliedern des Kirchenchors, begleitet von Instrumentalmusik, und dicht gedrängte Menschen-

schaaren wünschten mit gerührten Herzen und thränengefüllten Augen Glück. Später erschienen alle Mitglieder des Stadtraths, Hr. Stadtrichter und Stadtschultheiß *Schmith* sprach in einer, von innerer Bewegung zeugenden, gediegenen Anrede die Begrüßung des Stadtraths aus, und überreichte unter herzlichen Wünschen einen großen silbernen Ehrenbecher. Um 9 Uhr ordnete sich der Zug in die Kirche; 12 Jungfrauen streueten Blumen auf den Weg, und der Stadtrath begleitete den Jubilar bis in die Sakristey. Die Kirche war mit Festons, Kränzen und Blumengewinden überdeckt, und mit Menschen überfüllt. Der Jubilar sprach seine Gefühle nach Ephes. 1, V. 3, in schmucklosen Worten aus tiefbewegter Seele aus, nachdem vorher eine schöne, eigens hierzu erwählte Festmusik aufgeführt worden war.

Nach beendigtem Gottesdienste bewegte sich der vorhin erwähnte Zug in derselben Ordnung wieder zurück. Zahllose brachten nun ihre Glückwünsche dar. Am Morgen des 18 August, dem eigentlichen Tage der Feyer, wurde er gegen 6 Uhr unter Instrumentalbegleitung mit einem von sämmtlichen Schullehrern der Ephorie Apolda ausführten Gesänge begrüßt. Um 8 Uhr erschienen in Begleitung ihrer Lehrer, Rector *Faber* und *Born*, die festlich geschmückten Kinder der Stadt mit Blumen und Kränzen. Darauf versammelten sich sämmtliche Geistliche der Diöces Apolda um den Jubilar; der Adjunct der Ephorie, Hr. *Labes*, hielt eine sehr ansprechende Rede, und überreichte im Namen der Versammelten eine Prachtbibel nebst einer lateinischen Ode. Vier Mädchen aus dem Bürgerstande überbrachten im Namen der gesamten Bürgerschaft eine kostbare, geschmackvoll gearbeitete Stutzuhr.

Dieser Deputation folgten sämmtliche Schullehrer der Ephorie. Hr. Schullehrer *Born* dasselbst übergab im Namen aller seiner Collegen ein werthvolles Etui, ein Schreibzeug von Silber enthaltend. Ihnen folgten die abgeordneten sämmtlicher Kirchenvorsteher der Diöces u. A. Gegen 2 Uhr Nachmittags ward in dem geräumigen Locale der Harmoniegesellschaft ein glänzendes Festmahl bereitet, an welchem außer dem Jubilar und seiner Familie mehr als 150 Personen Theil nahmen, und wobey ihm unter vielen Geschenken, Gedichten u. s. w. auch ein in den freundlichsten Ausdrücken abgefaßtes Gratulationschreiben des Hn. Oberconsistorialpräsidenten Dr. *Peucer* zu Weimar eingehändigt wurde. Die Feyer des Tages endigte mit einem glänzenden Fackelzuge.

Am 10 Octob. beging ein noch rüstiger Greis, der um die Kreuzschule in Dresden hochverdiente Rector, *Christian Ernst August Groebel*, Ritter des Kön. Sächsl. Civil-Verdienst-Ordens sein 25 jähriges Amts-Jubiläum. Es war eines der heitersten Feste, welche in Dresden gefeyert

worden. Zuerst begrüßten den Jubilar früh 6 Uhr die Singchöre der Kreuzschule auf seinem Garten mit einem auch gedruckten Chorale. Unmittelbar darauf brachten ihm die Hautboisten des Leibregiments auf Veranlassung eines ihrer Mitglieder eine Morgenmusik. Hierauf empfing er in seiner Amtswohnung die Gratulationen des Stadtmagistrats, der städtischen Geistlichkeit und der Schulcommission. Um 9 Uhr begab sich das Lehrercollegium zu ihm, um ihn nach feyerlicher Anrede, mit welcher Hr. Conrector *Wagner*, der berühmte Herausgeber des *Virgilius*, beauftragt war, in das große Auditorium und in die Mitte seiner Schüler zu geleiten. Sobald er den ihm angewiesenen Ehrenplatz eingenommen, begann mit einer Cantate der ihm zu Ehren veranstaltete poetische Actus. Nächst einem besonderen Weihgedichte wurden ihm die von den Schülern für ihn bestimmten Geschenke übergeben, und während dieses Actes auch das Diplom eines *Sodalis honorarii Societatis Latinae Jenensis* im Namen und unter freundlicher Begrüßung ihres Directors durch Hn. CR. *Wagner* überreicht. Um 12 Uhr war dieser Theil der Festlichkeit beendet. Hierauf brachte ihm eine Deputation ehemaliger Schüler ein ebenfalls gedrucktes Festgedicht und einen prächtigen silbernen Pocal. Von vielen Seiten aus der Nähe und Ferne strömten nun zahlreiche Beweise der Theilnahme mündlich und schriftlich ihm zu. Um 2 Uhr begann im Saale der Albina das Mittagmahl, wozu ihn nebst Familie seine Collegen eingeladen hatten. Während desselben überreichte ihm Hr. CR. *Wagner* das Diplom eines *Doctoris philosophiae*, womit den Jubilar die Universität zu Leipzig an seinem Ehrentage beschenkte. Es fehlte dabey nicht an sinnigen Toasts, sowie auch eine mit beystehender Uebersetzung gedruckte *Cantilena potatoria* verräth, wie belebt und fröhlich dieses Symposium war. Spät erst trennte sich die Versammlung, und nun beschloßen die Schüler das Fest ihres geliebten Lehrers mit einem glänzenden Fackelzug. — Unter den vielen, bey dieser Feyerlichkeit erschienenen Gedichten verdient das oben erwähnte, von Hn. CR. *Wagner* verfaßte Weihgedicht eine vorzügliche Auszeichnung. Durch das Ganze weht ein poetischer Geist; in eine sinnreiche Wendung ist der Schlußwunsch eingekleidet:

*Ne quaere supremæ potiri
Dona avidus properata palmarum,*

*Quamvis opacas Maeonius senex
Miretur umbras Elysi, neque
Desideret iam Tibur udum
Aufoniae fidicen Camenae,*

*Qui Te, reclamans ni vetet Atrapos,
Dudum beatiss addere gestiunt
Exercitum ingenti labore
Coetibus, et medium locare,*

*Gratoque curas alloquio truces
Levare, et inter pocula nectaris
Obliviosi per virentes
Otia Tecum agitare campos,*

*Dum saeva diris assidue improbam
Megaera flagris Invidiam quatit,
Turpisque ter centum revincta
Impietas ululat catenis.*

Welcher Wohlgefinte wird nicht in diesen Wunsch einstimmen, daß ein guter Genius das ruhmvolle Alter des würdigen Jubilars vor *Invidia* und *Impietas* schützen möge?

A. Br. v. Gotha, v. 2. Nov. „Unser würdiger Dr. *Bretschneider* hat bey Gelegenheit seines 25 jährigen am 14 Octob. gefeyerten Dienstjubiläums als General-Superintendent das Comthurkreuz II Cl. des Ernestinischen Hausordens erhalten. Zu seiner Erleichterung, da er jetzt öfters kränkelt, sind schon früher die Geschäfte der General-Superintendentur provisorisch dem Hn. Oberconsist. Rathe Dr. *Jacobi* übertragen worden, so daß derselbe nun auch das Protephorat über die beiden Gymnasien verwaltet.“ — An einer Beschreibung dieser aus Treue und Liebe gegen den Jubilar hervorgegangenen Feyer fehlt es uns zur Zeit: wir haben nur zwey wohlgeungene Gedichte erhalten, mit welchen das Gymnasium zu Gotha und das Lyceum zu Ohrdruff ihrem Ephorus dankbare Theilnahme dargelegt haben. Das erste ist von Hrn. Prof.

Wüstemann zu Gotha, das zweyte von Hrn. Director *Krügelftein* zu Ohrdruff verfaßt. Aus dem letzten heben wir hier die Schilderung des Jubilars aus:

*Ingenio nulli, nulli virtute secundus,
Cuique suum recta largiri lance solebas.
Nam meliora docens, fieri quae posse putares,
Praecipiens, suadens, cessantes corripiendo,
Consilio errantes, timidos bonitate regebas.
Quivis multa Tuis debet iussis monitisque,
Laetaturque, viam si doctrinamque probasses.
Nam Te docta sinu fovit mulcetque Minerva,
Et sacra Pieridum celebras ornasque colendo.*

Was das erstgenannte Gedicht anlangt, so theilt der Vf. dieser Anzeige mit dem wackern Dichter die frommen Wünsche, womit dasselbe schließt:

*Numen Tibi servet vigorem
Integer ut nova lustra condas.*

*Det, Gotha, magnis non opibus potens,
Sed clara doctae Palladis artibus,
Sidus Tuum splendore porro
Conspiciat nitido refulgens;*

*Det, nos litantes Pieridum choro
(Non caeca fors, sed iunxit amor Tibi)
Certo senis porro fruamur
Consilio alloquioque dulci.*

*Qui clara nostris lumina mentibus
Praepandis, alnum mox videas iubar
Lucis refotum, sisque sospes
Grande decus columnaque nostrum!*

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

Ankündigung neuer Bücher.

Bey *Julius Helbig* in Altenburg erschien folgen:

Philipp Melanchthon.

Sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt von Fr. *Karl Matthes*. gr. 8. brosch. 27½ Bogen 1 Thlr. 16 ggl. (1 Thlr. 20 Ngr.)

Eine ausführliche und gründlich biographische Schilderung *Melanchthons* ist bis jetzt noch nicht erschienen, daher ist die Herausgabe dieses Werkes ein zeitgemäßes Unternehmen, und verdient die Berücksichtigung sowohl aller Theologen als auch jedes Gebildeten.

Das animalisch-magnetische Leben
und seine Mysterien für gebildete Stände von Dr. *K. E. Kirmse*. 8. brosch. 12 ggl. (15 Ngr.)

In der gebildeten Welt erregt in neuester Zeit fast nichts mehr Aufsehen, als die Geheimnisse in den Erscheinungen des *animalisch-magnetischen* Lebens. Wenn nun die Neigung zum Wunderbaren und Uebernatürlichen die irrige Meinung, daß der Somnambulismus die höchste

geistige Entwicklung des Menschen sey, sich immer weiter verbreitet, so ist ein ruhiges Wort nicht zur un rechten Stunde, welches der wissbegierigen gebildeten Welt diese scheinbare Magie aus phyhiologischen und psychologischen Gesetzen erklärt.

In meinem Verlage ist erschienen:

Kurzgefasstes Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Handwörterbuch mit einem Verzeichnisse lateinischer Abbraviaturen und geographischer Namen. Neu bearbeitet von M. O. *Kreufstler* und M. J. E. *Volbeding*. Groß 8. broschirt. Ladenpreis 1 Thlr. 16 gr.

Dieses nach den besten Hülfsmitteln, mit Fleiß und Umsicht ganz neu bearbeitete *Handwörterbuch* tritt an die Stelle des früher in meinem Verlage erschienenen *lateinisch-deutschen, und deutsch-lateinischen Schulwörterbuchs*, vor dem es sich durch gröfsere Vollständigkeit und zweckmäßigere äußere Ausstattung auf das vortheil-

hafteste auszeichnet. Es empfiehlt sich auch durch große Wohlfeilheit, und auf Verlangen wird jeder Theil einzeln abgelassen.

Leipzig im October 1841.

Karl Tauchnitz.

In meinem Verlage erschien soeben:

Zeitschrift für Civilrecht und Process. Herausgegeben von von *Linde, Marzoll, von Schröter.*

1r. und 5r. Band zweyte Auflage. Ladenpreis eines Bandes Thlr. 2 — oder fl. 3. 36 Xr. (*Herabgesetzter Preis der ersten 10 Bände Thlr. 14 — oder fl. 25. 12 xr.*)

Dieses für jeden Juristen unentbehrliche classisch werthvolle Werk ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Gießen im October 1841.

B. C. Ferber.

(Für Landwirthe.) **Gekrönte Preisschrift!**

So eben ist bei *J. C. Mäcken jun.* in *Reutlingen* erschienen:

Schliff, J. A., (Oberlehrer an der Königlichen Ackerbauschule in Hohenheim etc.) **Populäres Handbuch der Landwirtschaft** in besonderer Beziehung für den würdigen Bauernstand.

Eine von der im Jahr 1840 in Brünn abgehaltenen Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe mit dem Preise von *Fünzig Ducaten* gekrönte Preisschrift. Preis 2 fl. 30 kr. = $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Im Verlage von *Im. Tr. Wöller* (sonst *Lehnhold'sche* Verlagshandlung) in Leipzig erschien:

Velleji Paterculi quae supersunt ex historia Romana libri II. Ad ed. principis collati a Burerio codicis Murbacensis apographique Amerbachiani fidem et ex doctorum hominum conjecturis recensuit accuratissimisque indicibus instruxit *Fr. Kritzius*. Prof. Erf. 8. maj. (50 Bog.) $3\frac{1}{4}$ Thlr.

— recensuit et scholarum in usum edidit *Fr. Kritzius*. 8 maj. (7 Bog.) $\frac{1}{3}$ Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novum Testamentum Graece. Ex recensione *Augusti Hahnii* denuo editum. Editio stereotypa. 16. 14 gr. ($17\frac{1}{2}$ Ngr.)

Diese Taschenausgabe des griechischen Neuen Testaments ist als eine neue Auflage der früher in meinem Verlage erschienenen *Tittmannschen* zu betrachten, mit der sie auch im Format genau übereinstimmt. Der Text folgt der Recension von *Dr. August Hahn*, wie die in meinem

Verlage erschienene größere Ausgabe ihn darbietet. Der Druck ist zur Beförderung der Deutlichkeit mit einer neuen Gattung von Lettern, und in abgesetzten Versen ausgeführt, und der Correctur die größte Sorgfalt gewidmet worden, der Preis aber unverändert geblieben.

Leipzig im October 1841.

Karl Tauchnitz.

Bey *Friedrich Volckmar* in *Leipzig* ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

Hand-Atlas der

Anatomie des Menschen,

nebst einem tabellarischen Handbuche der menschlichen Anatomie von

Prof. Dr. *C. E. Bock.*

Dieser Atlas enthält 28 fein illuminirte Kupfer nebst Erklärung und 9 Bogen Text. Letzterer ist nicht allein eine Zugabe und Erläuterung zum Atlas, sondern bildet zugleich ein für sich bestehendes, durch innere und äußere Einrichtung äußerst übersichtliches, *tabellarisches Handbuch der Anatomie.*

Die Abbildungen sind auf dem feinsten, starken Velinpapier. — Das Format der Bilder und des Textes ist ein bequemes groß 8vo.

Der Preis des ganzen Werks ist 7 Thlr.

Handbuch der

Anatomie des Menschen,

mit Berücksichtigung der Physiologie und chirurgischen Anatomie von Dr. Prof. *C. E. Bock.* 2te bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 2 Bände. broch. Preis 4 Thlr.

Anatomisches Taschenbuch,

enthaltend die *Anatomie des Menschen* systematisch im ausführlichen und übersichtlichen Auszuge zur schnellern und leichtern Repetition bearbeitet von Prof. Dr. *C. E. Bock.* Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Preis gebunden 1 Thlr. 16 Gr.

Vollständiges Handbuch der

theoretischen Chemie,

zur schnellen Uebersicht und leichten Repetition bearbeitet von Dr. *C. G. Lehmann.* Taschenformat, gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Die Normalgaben der Arzneymittel

zum Gebrauche für praktische Aerzte und Kliniker übersichtlich dargestellt von Dr. *M. Schreber.* Klein 8. Broch. 16 Gr.

Herabgesetzter Preis von

System der vergleichenden Anatomie

von *J. F. Meckel.* 5 Bände 1821 — 1831. Preis 14 Thlr., herabgesetzt auf 2 Thlr. 16 Gr.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

T H E O L O G I E.

STUTTGART, in der Steinkopff'schen Buchhandlung:
Anti-Straufs. Ernstes Zeugniß für die christliche
Wahrheit wider die alte und neue Unglaubens-
lehre. Von *Kratander.* 1841. X u. 266 S. 8.
(18 Gr.)

Die gewöhnlich sogenannte Dogmatik des Hn. Dr. *Straufs* (vgl. Jen. A. L. Z. 1841 No. 1) hat im theologischen Publicum die von ihrem Verfasser und dessen Glaubensgenossen wahrscheinlich erwartete Bewegung und Aufregung nicht hervorgebracht. Es geht nun in das zweyte Jahr, seit der erste Band jenes Werkes erschien, und außer einigen Recensionen, wie sie fast jedes Buch erlebt, hat Rec. nur von der hier anzuzeigenden und noch einer anderen Gegenschrift (von Dr. *Köster*) gehört, welche letzte er jedoch nicht kennt. Der berühmte Verfasser des „Lebens Jesu“, welcher einst die ganze theologische Welt durch seine Schriften in Aufruhr zu setzen wußte, mag vielleicht über diese noch immer andauernde Stille in einiger Verlegenheit seyn.

Bey der im Augenblick noch fortdauernden Ruhe und Schweigsamkeit der theologischen Welt gegenüber dem ungestümen Destructionsgeiste der Junghegelianer, klingen die Worte, in welchen die linke Fraction der Schule ihr stolzes Selbstbewußtseyn ausdrückt, wie Selbst-Ironie; der spirituelle Hochmuth verhöhnt sich selbst in seinen Ausdrücken. Aber wunder nehmen darf uns dieß nicht: denn was sollen die Schüler von sich sagen, für was sich halten, wenn schon der, welchen sie corrigiren und zurechtstutzen, der große *Hegel* selbst einst ausrief: „Dieß ist nicht so ein Einfall der Philosophie, sondern ein Ruck des Menschengeistes, der Welt, des Weltgeistes. Die Offenbarung Gottes ist nicht als ihm von einem Fremden geschehen. Was wir so trocken, abstract hier betrachten, ist concret. Solches Zeug, sagt man, die Abstractionen, die wir be-
J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

trachten, wenn wir so in unfrem Kabinet die Philosophen sich zanken und streiten lassen, und es so oder so ausmachen, sind Wort-Abstractionen. — Nein! Nein! Es sind Thaten des Weltgeistes, meine Herren, und darum des Schicksals. Die Philosophen sind dabey dem Herrn näher, als die sich nähren von den Brosamen des Geistes; *sie lesen, oder schreiben diese Kabinettsordres gleich im Original: sie sind gehalten, diese mitzuschreiben.* Die Philosophen sind die *μύσται*, die *beym Ruck im innersten Heiligthum mit und dabey gewesen.* — — Wozu der Weltgeist 100 und 1000 Jahre braucht, das machen wir schneller, weil wir den Vortheil haben, daß es eine Vergangenheit, und in der Abstraction geschieht.“ (Gesch. der Phil. III, S. 95—96). Welche seiner Schüler würde aber *Hegel*, wenn er wieder unter uns erschiene, als jene *μύσται* nennen? von welchen überzeugt seyn, daß sie nach ihm die Kabinettsordres des Weltgeistes im Originale geschrieben haben? Die linke Fraction schreibt Kabinettsordres, welche die von *Hegel* selbst geschriebenen aufheben! Und durch solche Contreordres werden Thaten des Weltgeistes aufgehoben! *Hegel* möchte in Verlegenheit kommen, wenn er die abgefallenen Kinder sähe mit der Ruthe in der Hand, um den Meister zu züchtigen. Wenn aber *Hegel* die Kabinetts-Raths-Diplome, welche die Schule sich selbst ausstellt, nicht anerkennen würde, kann man es den Uebrigen verargen, daß sie dem von den Junghegelianern in die Welt geschleuderten Manifesten Gleichgültigkeit und eine ruhige Haltung entgegensetzen? Mögen jene die Apathie unserer Zeit ihren Schriften gegenüber als die natürliche Folge der Impotenz lautloser Gegner betrachten; die Sache hat mehr zu bedeuten! *Un peu de patience!*

Die anzuzeigende Gegenschrift verdient jedenfalls eine genauere Beachtung. Rec. muß freylich von vorn herein erklären, daß der Standpunct des Vf. der seinige durchaus nicht ist; daß er überhaupt die Weise,

in welcher in vorliegender Schrift gegen *Straufs* vom positiven Christenthum aus argumentirt wird, nicht für wissenschaftlich genug hält. Wenn auch der Vf. meistens als Redner seinem Gegner entgegentritt und wohl selbst darauf verzichtet hat, seinem Werke eine Vollendung und Abrundung nach Inhalt und Form zu geben, wie solche von unserer Zeit gefodert wird; so werden dennoch die grössten und schwierigsten Probleme der Theologie und Philosophie in einer Weise besprochen, welche verräth, daß der Vf. dem großen Publicum damit zu genügen glaubt. In wie weit dieß der Fall sey, wird sich im Verlauf unserer Recension herausstellen. Sollten wir aber auch an der Wissenschaftlichkeit des Buches Manches auszufetzen haben, so wollen wir dagegen freudig anerkennen, daß der Vf. in seiner tüchtigen und ernstern Gesinnung das Verderbliche der *Straufs'schen* Richtung schonungslos aufdeckt; der von den *Hegelingen* geltend gemachten Autonomie des Individuums die strengen Forderungen einer sittlichen Weltordnung kräftig vorrückt, und der herrschbegierigen Arroganz einer das sittliche Fundament aufhebenden Theorie, welche sich nur in einer kleinen Anzahl sogenannter Wissenden darstellt, die Gewissheit entgegenhält, daß, wie noch jetzt, so auch im Verlauf der Geschichte, es Tausende gebe und gegeben habe, welche durch des Christenthumes Kraft sich gehoben fühlten.

Nun zu einer genaueren Charakteristik!

Der Vf. hält es nach der Vorrede „für eine heilige Pflicht jedes Gewissenhaften,“ gegen verderbliche Schriften aufzutreten und zu versuchen, entweder den Vf. derselben der Wahrheit wieder zuzuwenden oder doch die Unschuldigen vor dem Gifte solcher Bücher zu warnen. Er wünscht deshalb den zu „so übler Berühmtheit gelangten Vf. des Lebens Jesu zur Einkehr in sein Gewissen zu bringen.“ Es giebt ja Beyspiele von großen Männern, welche langgepflegte Irrthümer von sich stießen, und *Straufs* muß jetzt nach vollbrachtem Werk erkennen, daß die „Fratze seines aus dem Ich der Menschen construirten Gottes schändlicher und wesenloser ist, als die eines ostindischen und neuseeländischen Götzenbildes.“ Sollte dieß noch nicht der Fall seyn, so giebt der Vf. für gewisse Stunden, in denen auch „der Stolze seines Nichts sich bewußt wird“ Hrn. Dr. *Straufs* einige Fragen zu bedenken, wichtig genug, einen „Mann vom Fach“ aus seiner philosophischen Ruhe aufzurütteln.

Die Schrift selbst zerfällt in einzelne Abschnitte, deren jeder eine möglichst pikante Ueberschrift führt. Der erste: „*Note zum Titel der neuen Straufs'schen Glaubens-Leere*“, und der zweyte: „*Rückblick auf das sogenannte Leben Jesu von Straufs*“ — sollen darthun, daß die Titel der beiden *Straufs'schen* Werke dem Leser Unwahrheiten sagen, sofern ihr Vf. weder das Christenthum in seiner Glaubenslehre zu Worte kommen lasse, noch in dem Leben Jesu ein solches wirklich gegeben, sondern nur eine Mißhandlung der evangelischen Erzählungen. Rec. überläßt es dem Leser, über die Bezüchtigung dieser von *Straufs* begangenen Unwahrheiten zu urtheilen. Er erlaubt sich aber Einen Fehler des Vfs. gleich hier im Anfang zu rügen, welchen derselbe mit *Straufs* gemeinschaftlich begangen hat. Wenn nämlich *Straufs* an einigen Stellen seiner Dogmatik, von der ihm sonst eigenen edlen Darstellungsweise abweicht (wir könnten außer dem von Anderen schon getadelten Wurstmassenvergleich noch Mehreres beybringen), so giebt dieß dem Gegner nicht eine gleiche Berechtigung. Edel genug wenigstens scheint dem Rec. die Darstellung (S. 8) nicht zu seyn, wo von dem „an der Cholerafurcht verstorbenen Meister *Hegel*“ die Rede ist und aus *Straufsens* Seele also gesprochen wird: „Nun her, ihr Bücher“ (der heiligen Schrift), „laßt sehen, ob ich nicht mein Gewissen befriedigen kann, wenn ich euch zerstöre, wenn ich euch zerreiße. — Sie sind zerrissen, mein Gewissen ist frey, wehe dem, der mir es ferner in's Gewissen schiebt.“

Abfchn. 3. „*Ueber die Gemeinde der Wissenden*.“ Diese besteht nach dem Vf.: 1) „aus einer Anzahl von Doctoren der Theologie, die ihrem Doctortitel in umgekehrter Progression und Pietät dienen, als Dr. *Luther* dem seinigen treu war;“ 2) aus den in die Resultate der Wissenschaft jauchzend einstimmenden Sittenlehrern des jungen Deutschlands, welchen aber bis jetzt noch auf die Finger geklopft wird; 3) einigen unerfahrenen Jünglingen; 4) den Anhängern des praktischen Atheismus. Diese saubere Gemeinde der Wissenden wird aber zusamt ihrem Wissen von der Macht des Gewissens binnen kurzer Zeit verschlungen seyn. So hofft der pseudonyme Vf.!

Abfchn. 4. Wenn gleich *Straufs*, um den Tadel, nichts Eigenes zu geben, auch in der Glaubenslehre wieder zu verdienen, „ein Mosaik von Holz und Stein aus den zerfallenen Schachten und zusammengestürzten Gebäuden heidnischer, jüdischer und getaufter, aber

der Defertion aus der christlichen Kirche und des Verraths an ihrer Wahrheit schuldiger Denker“ bildete, damit er „die Kritik, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte objectiv vollzieht, als einen brausenden Strom heranstürzen lasse, gegen welchen alle Schleusen und Dämme nichts vermögen:“ so, meint der Vf., brauche man es überhaupt nicht zu versuchen, diesen Strom aufzuhalten, und sich dadurch um sein Heil zu bringen; sondern solle sich in ein friedlicheres, sicheres, von jenem Schlammstrome unberührtes Thal flüchten.“ (Leider ist dieses „friedliche Thal“ von dem Vf. nicht genau bezeichnet. Ist der Glaube gemeint? Doch wohl!) Er sieht in diesen gesammelten Meinungen „verschiedener Ungläubigen“ aus allerley Zeiten keine Macht, vor welcher man die Waffen strecken müsse; ihm ist die ganze Zusammenstellung, welche *Straufs* in seinem Buche gegeben, nicht das „freudige Werk eines originellen Geistes, sondern die Frucht einer dem Glasstosfen in den Zuchthäusern ähnlichen tödtlichen Mühe.“ Um sein Beginnen zu vollenden, muß nun *Straufs* noch die Moral zernichten! Der Vf. will den Scherz in dieser ernstesten Sache nicht so weit treiben, *Straufs* auch eine Bearbeitung der Pastoraltheologie anzurathen. Wem indeß daran liegt, zu wissen, was *Straufs* auf diesem Gebiete zu leisten vermöchte, den verweist Rec. auf den eben erschienenen 2ten Thl. der Glaubenslehre von *Straufs*, Art.: *von der Kirche*. Dort giebt *Straufs* den Würtembergern den Rath, das Tübinger theologische Seminar aufzuheben, damit nicht ferner noch junge Leute, durch den geistlichen Speck verführt, in die theologische Mauselalle gelockt würden. Uns Theologen insgesammt rath er, das alte Gebäude (die Kirche) mit abtragen zu helfen, ehe es uns nicht über dem Kopfe zusammenfalle. Man kann hienach vorläufig urtheilen!

Abschn. 5. Des Christenglaubens Todesurtheil, oder die falsche und die wahre Philosophie. Nach kurzen Friedenshoffnungen ist die Philosophie zu der Einsicht gekommen, daß zwischen ihr und der Theologie ein gutes Einverständniß nie herzustellen sey. *Straufs* schildert den geschichtlichen Kampf beider. Weil die Philosophie lange genug die Magd der Theologie gewesen, so soll sie jetzt als die Allbeherrscherin triumphiren. Was werden wir dazu sagen? „Legen wir trauernd die Hand auf den Mund, weinen eine stille Thräne und unterwerfen uns der neuen Gebieterin, in Hoffnung, sie werde doch vielleicht irgend eine Eigenschaft der verblichenen Herrscherin als Erbstück uns

zum Trost in sich aufgenommen haben und uns allernädigst noch mitleben lassen? Mit nichten! Wir werfen die ganze Jury, die hier gerichtet hat, sammt und sonders, und erkennen ihr Urtheil gar nicht an.“ Denn, fährt der Vf. fort, neben jenen, welche mit der christl. Theologie im Streit lagen, hat es immer eine Menge Herzen gegeben, in denen sie (die Theologie? Es ist nicht recht deutlich, was der Vf. meint) fest und sicher wohnte. Nicht allein die großen Lehrer der Kirche, sondern eine bedeutende Anzahl von Gelehrten, Künstlern, Dichtern, Naturforschern und Denkern der verschiedensten Art, haben zu allen Zeiten ein Glück und eine Beruhigung darin gefunden, Christen zu seyn. Ja, und auch noch in der Gegenwart lebt der christliche Glaube in Millionen Herzen. Ist dieß nicht auch ein brausender Strom, der die negative Kritik niederreißt? *Straufs* ist ihm klüglich ausgewichen.

Abschn. 6. Ueber den Geist im Menschen, als Organ und Herd des christlichen Glaubens und der christlichen Theologie. — Die Speculation behauptet, daß die Theologie nicht mehr im Denken ihren Sitz haben könne, weil dasselbe zu den Resultaten der Theologie nicht mehr stimme; auch nicht mehr im Gefühl, wie *Lessing* und *Schleiermacher* wollten. Es gäbe daher für die Theologie keine Stätte mehr, da sie sich mit dem Oelzweig des Friedens niederlassen könne: denn die Gewässer der ausgetretenen Vernunft haben Alles überschwemmt. Der Vf. meint: man könne sich auf den Boden des Gewissens retten, da das Christenthum sich vorzugsweise an dasselbe anlegt und von da aus den Menschen zu erobern pflegt. Es liesse sich auch zeigen, daß das Gewissen das tiefste Bewußtseyn des Menschen sey. Jedoch in das Gewissen allein die Religion zu verlegen, sey deshalb nicht thunlich, weil Denken und Fühlen das Gewissen afficiren und unsicher machen, und weil auch überhaupt jedes Glaubenssystem, welches sich auf eine der drey Potenzen (Denken, Fühlen, Wollen) im Menschen gründe, nie die gewünschte Einheit gebe. Auch mit der Vernunft, als dem vernehmenden Organ im Menschen, die Sache zu schlichten, werde nicht angehen, denn schon *Kant* sagte von der speculativen und praktischen Vernunft: Die Eine weiß, was die Andere nicht weiß, und die Andere weiß nicht, was die Andere weiß. — Zudem sey der Begriff der Vernunft schwankend und sie selbst von den verschiedenen Schulen zu einem Popanz aus-

starrt, den man an die Stelle des Glaubens setzen wolle. Nur wenn man den Menschen als „innere Totalität fasse“, werde man zur Wahrheit gelangen. Die Philosophie aber weise diese Totalität nicht auf. Dem Vf. liegt dieselbe aufgeschlossen in der Paulinischen Trichotomie *σάρξ, ψυχή, πνεῦμα*. Sehen wir, wie der Vf. Seele und Geist begreiflich aus einander hält. Den Geist stellt er sich vor als ein Organ, „höher als das discursive Denken, tiefer als das durch die Sinne vermittelte Empfinden und Fühlen, gewisser und sicherer, als das durch die Begierde so oft von der Richtschnur des Gewissens verrückte Wollen.“ Falsch ist es aber jedenfalls, wenn der Vf. meint, die Schrift indentificire Herz und Geist. Es liesse sich das Gegentheil mit vielen Stellen beweisen. Das Verhältniß zwischen Seele und Geist wird S. 43 mit folgenden Worten geschildert: „Die Seele ist der untere Mittelpunkt, gleichsam die weltförmige Zusammenfassung unserer dreyfachen Thätigkeit, indem wir vermittelt der Seele zu Herrn dieser Erde ursprünglich bestimmt sind; der Geist aber ist der obere, unser Denken, Fühlen und Wollen in die höhere überweltliche, göttliche Ordnung einführende und durch sie bestimmende Mittelpunkt.“ Abgesehen davon, daß ein „einführender und bestimmender Mittelpunkt“ nicht einmal richtige Deutsche Ausdrücke, geschweige denn philosophisch richtige Begriffe sind; abgesehen ferner davon, daß bey den Worten Seele als „unteren“ und Geist als „oberen Mittelpunkt“ sich an gar nichts weiter denken läßt, als an eine räumliche Ueber- und Unterordnung; so ergibt sich nach dieser Stelle eine höchst mangelhafte psychologische Anschauung des ganzen in Frage schwebenden Verhältnisses. Im Menschen *ist* Denken, Fühlen und Wollen — ob als verschiedene Kräfte, ob als die lebendigen Aeußerungen und Thätigkeiten einer bestimmten Kraft, darüber erfahren wir nichts. Denn mit dem Ausdruck „Thätigkeit“ ist so allgemein hin gar nichts gesagt, da wir über das Princip solcher Thätigkeiten im Unklaren bleiben. Die weltförmige Zusammenfassung dieser dreyfachen Thätigkeit nennt der Vf. „die Seele.“ Rec. muß gestehen, daß er das Wort weltförmig, auch in seine etymologischen Bestandtheile zerlegt, nicht versteht. Soll das Ganze bedeuten: diese Thätigkeiten in ihrem Ineinandergreifen auf die weltlichen Dinge bezogen, so wäre die Seele also das jene

Thätigkeiten beherrschende und ihnen die Richtung auf die Welt gebende; der Geist dagegen das jene Thätigkeiten dem Ueberfinnlichen zuwendende Princip. Seele und Geist liegen hiernach gleichsam wie lauernde Kräfte im Menschen, die, sobald eine jener drey Thätigkeiten activ wird, darüber herfallen und ihr diese oder jene Richtung geben. — Welche Theorien! Wie nun der Geist der Träger der Religion sey, das ist dem Rec. nach den höchst vagen weiteren Erörterungen eben so wenig, wie dem Vf. klar geworden. Denn mit Behauptungen: der Geist sey die transcendente Potenz, die uns mit der Ueberweltlichkeit verbinde; er sey *wesentlich* Geist der Ewigkeit, Organ des Geistes Gottes, ist gar nichts gezeigt, wenn nicht zugleich philosophisch begründet wird, *wie* er dies sey. Auch möchten die gebrauchten Ausdrücke sich ebenfalls einem Pantheisten als brauchbar empfehlen; so wenig präcis und distinkt sind sie. Ein Gegner des Dr. *Straufs* sollte aber, wo es sich um philosophische Begriffe handelt, genauere Vertrautheit mit denselben sich erwerben; sonst möchte *Straufs* nicht Unrecht zu haben scheinen, wenn er in einem Anfall von Hochmuth von dem „undisciplinirten Gefindel“ redet, welches den Blokadezustand der Kirche durch seine Ausfälle aufzuheben versuchte. (Vgl. *Straufs* Glaubenslehre 2ter Th. Art.: *von der Kirche*). Hier wäre für den Vf. der Ort gewesen, die Leere des Begriffs vom Geiste, wie die *Hegelsche* Schule ihn vertheidigt, aufzudecken; hier hätte er zeigen sollen, wie durch *Hegel* und seine Nachfolger das dem Menschen angeborene Gottesbewußtseyn in seinen Aeußerungen einseitig gefaßt, und durch ein dialektisches Kunststück auf einen falschen Punct des menschlichen Innern veretzt ist. Daraus entstand denn auch die unselige Folge, daß, weil die Grundbestimmungen der ethischen Natur des Menschen in jenem System nicht allein nicht zur Anschauung gebracht, sondern vollends aufgelöst sind, man früher oder später den letzten Schritt zu einer Zusammenfassung der Speculation mit dem Naturalismus und Materialismus thun mußte. Dieser ist freylich in *Frauenstüdt*, *Feuerbach* und Anderen geschehen; Schade nur, daß dieselben nicht zugleich vermochten, das Band zu zerreißen, womit der Mensch an den persönlichen Gott und respective an eine sittliche Weltordnung, wie sie der Pantheist nicht kennt und nicht will, immerdar gebunden bleibt. —

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

T H E O L O G I E.

STUTTGART, in der Steinkopffschen Buchhandlung:
Anti-Straufs von *Kratander* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Abschn. 7. *Die Surrogate, welche die Philosophie sich statt des Gottes der Philosophie bereitet.* Die Speculation hat im Dießseits das Surrogat gefunden für die bisher allein transcendenten Genüsse des Geistes in Gott und seiner seligen Ewigkeit. *Hegel* hatte noch die „schöne Humanität“, die Religion für eine Form der Wahrheit zu erklären, Religion und Philosophie als ihrem Inhalt nach identisch zu betrachten. *Feuerbach* und *Straufs* dagegen sagen, die Kategorie der Religion und Theologie sey die Relation, die der Philosophie die Substantialität; die Philosophie beziehe den Gegenstand aller Gegenstände unmittelbar auf ihn selbst und erst mittelbar und indirect auf den Menschen; die Theologie beziehe ihn mittelbar und nur auf diesen; in der Theologie bewege sich die Sonne (das Absolute) um die Erde (den Menschen); in der Philosophie die Erde um die Sonne. Der Standpunct der Theologie ist der praktische, der der Philosophie der Standpunct der Theorie (*Straufs* Glaubenslehre Thl. I, S. 17). Die von *Hegel* aufgehobene Trennung der Philosophie und der Theologie ist damit materiell wieder gesetzt, und der Vf. hätte hinzufügen sollen, daß dies auch formell geschehen sey, indem *Straufs* die Behauptung *Hegel's*, daß durch die dialectische Bewegung von der Vorstellung zum Begriffe der Inhalt desselben nicht afficirt und alterirt werde, für geradezu irrig erklärt. Diese Philosophie zerreißt nun den letzten Schleyer der Darstellung der Religion und dringt aus „Trieb nach Selbsterkenntniß“ zur Anschauung der Sache selbst, zum Begriffe vor. Nachdem sie es offen sich gestanden, daß Gott als sich

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

selbst unbewufste, blinde Naturmacht erst in dem aus dem Schlamme der Bewußtlosigkeit sich herausarbeitenden Menschengestalt angefangen, sich seiner bewußt zu werden und auf der Stufe des Begriffs, sich als Ich = Ich mit dem Menschengestalt zusammen fassen, so versichert *Straufs*, „wohl verstanden! nach Aufhebung Gottes, als eines persönlichen Lebens,“ daß dem wahrhaften Philosophen sein System ganz dieselbe innere Befriedigung gewähre, welche der Gläubige in den christlichen Glaubenswahrheiten finde.

Die Jünger der *Hegel'schen* Schule, welchen es „um die Welt als eine wirkliche, nicht als eine vertilgte zu thun“, welche keine Hoffnung einer zukünftigen Verklärung der Welt, wenn sie nicht mehr ist, wollen, achten wenig das in der Vorrede zur Phänomenologie warnenden Meisters: „Nachdem lange die Menschen einen Himmel und durch ihn den Lichtfaden hatten, der sie zum göttlichen Wesen, zu einer so zu sagen jenseitigen Gegenwart hinaufführte, nachdem es lange brauchte, jene Klarheit, die nur das Ueberirdische hatte, in die Dumpfheit und Verworrenheit, worin der Sinn des Dießseitigen lag, hineinzuarbeiten, und die Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige, das man Erfahrung nannte, interessant und geltend zu machen; so scheine nun die Noth des Gegentheils vorhanden.“

„Wir aber wollen, sagt unser Vf. vorerst keine Veröhnung mit der Welt, weil der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist: wir wollen keine Emancipation des Endlichen und Verweslichen in uns, keine Empörung wider den Geist der Ewigkeit in uns; wir wollen nicht das, was wohl in der Welt, aber doch nicht vom Vater ist, als der Augen Lust und des Fleisches Lust und das hoffährige Leben: denn wir glauben, daß die Welt vergeht mit ihrer Lust, und daß alle Herrlichkeit des Fleisches und auch der seelischen

Weisheit nicht besser, als die vom Wurm gestochene Blume des Feldes ist. Wir wollen etwas Anderes, wir wollen erst *Verföhnung mit Gott*, wir wollen erst *Erlösung von den Schlacken des Fleisches*, wir wollen *Seligkeit* hienieden im *Glauben* an Den, der uns geliebet hat, und dann ist *Herrlichkeit in des Vaters Reich*, wo den an *Christum* Gläubigen, in Ihm Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung Findenden das *unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbe* aufbehalten ist.“

Was giebt die neu-*Hegel'sche* Weisheit für all die Segnungen uuserer Religion? „Eine reine farblose Selbstanschauung!“ Seht, „ein neues Geschlecht von Narcissen. Ein neuer Orden von *solipsi*, die sich selbst genug sind und keinen Gott brauchen.“ Den tiefen Bedürfnissen der Menschennatur bringt diese Vielwifferey „eine Idee ohne Urbild und Verwirklichung, eine Monade ohne Liebe, eine Substanz ohne Realität und Bewußtseyn, ein Medusenhaupt, so erstarrt, daß ihnen selbst nicht mehr so viel Geist geblieben, um in dem *Christenthum* nun auch die Tiefe und die Herrlichkeit anzuerkennen, die ihm bleiben müßte, selbst wenn es Dichtung wäre.“

In *Feuerbach's* Behauptung, daß die Theologie aus dem Bedürfnisse des Menschen von ihm selbst erzeugt sey, liegt dem Vf. der wahre Satz eingeschlossen, daß die neue Philosophie nicht aus dem Bedürfnisse des Menschen hervorgegangen sey, weil sie ja die Theologie als Product des menschlichen Bedürfnisses aufhebe. *Straufs*, dessen Rechtfertigung gegen diesen Zwiespalt des Philosophen und der Gemeinde am Schlusse seines kritischen Buches sehr bedenklich ausfiel, entschließt dießmal „wie ein Aal“ der verfänglichen Frage: „ob die Ergebnisse (der philosophischen Verföhnung des Geistes mit sich selbst) auch in Denjenigen lebendig werden können, in denen sie nicht philosophisch vermittelt sind, d. h.: ob der Inhalt der philosophischen Weltanschauung Gemeingut aller Theile der menschlichen Gesellschaft werden könne, oder ob die nicht wissenschaftlich gebildeten Glieder derselben für immer an die positive Kirchenlehre gewiesen bleiben.“ Er meint „dieß sey eine endlose Untersuchung, der er aus dem Wege gehe, weil ja seine Bearbeitung der Dogmatik jedenfalls dringendes Bedürfnis sey, möge sie nun zugleich für eine künftige Kirche der Vernunftgläubigen oder nur für die gegenwärtige und

künftige Gemeinde der Wissenden geschrieben werden“, (*Straufs*, Glaubenslehre Th. I. S. 24).

Damit ist denn die Separation von den Millionen, welche am Christenthum festhalten, deutlich ausgesprochen. Für diese alle ist die *Straufs'sche* Dogmatik keineswegs ein Bedürfnis. Am Schluß dieses Abschnittes wird durch mancherley Beispiele von der Kraft, womit das Christenthum Einzelne seiner Bekenner ergriffen habe, die Behauptung anschaulich gemacht, daß es als bloßes Menschenwerk dieß nicht vermocht hätte.

Abfchn. 8. *Die Rikofschettfchufskunst der modernen Weisheit*. So nennt der pseudonyme Vf. die an einigen Beispielen nicht ungeschickt aufgewiesene Manier der neuen philosophischen Theologen (wenn sie anders noch so genannt seyn wollen), alles zum Angriff Unbequeme zu umgehen, und in weiten bogenartigen Sprüngen hier und dort auf dem Gebiete der Geschichte und Theologie einzuschlagen. Jene Geschicklichkeit, womit die philosophischen Artilleristen ihre Prallschüsse dirigiren, ist in der That bewundernswerth.

Abfchn. 9. *Die neue theologische Machiavellistik*. Mit diesem Namen wird das belegt, was bey *Straufs* „die formalen Grundbegriffe der christlichen Glaubenslehre (Apologetik)“ heißt. Hierin sind unserem Vf. „die jeden Grund umstürzenden Künste eines frivolen Lebemanns“ geoffenbart, „der durchaus und um keinen Preis etwas Höheres zu kennen, etwas Tieferes zu fühlen, etwas Edleres zu wollen vermag, als sein armeliges Ich ihm bietet“. Besonders aber zeigt sich die Machiavellistik der „fleischlichen“ Weisheit darin, „daß sie sich absolut zur Herrscherin aufwerfen, und nicht bloß die christliche Theologie sich unterwerfen, sondern vernichten will, und daß ihr dazu jedes Mittel, das zum Zweck führt, gut genug ist. Sie will herrschen und das kann sie nicht, so lange sie ihr Gewissen nicht geschweigt (?) hat, das ihr das Unrecht ihres Thuns noch immer vorhält.“ Die Sophistik der neuen speculativen Theologie beginnt, um nicht sogleich entlarvt zu werden, nicht mit ihren Axiomen; „sie verhüllt diese vielmehr klüglich, als wären sie erst nothwendiges Ergebnis aus der Schwäche der Religion, während sie doch die Prämissen und die überall verborgenen Kriterien sind. Es ist eine Vehme, wo jedes Glied der Wahrheit in's Verbör genommen wird,

und wenn es nun zum Jungfernkufs zugelassen wird, so sinkt es hinab in die Messer der Kritik.“ Hätte man gesagt: *Kant* hat bewiesen, daß wir theoretisch nicht wissen, *wer* Gott ist! wir aber wissen speculativ: daß Gott *nicht* ist! so wäre von den eigenen Kunstgenossen ein Widerspruch gegen diesen nackten, allem Menschenbedürfnisse widersprechenden Satz zu besorgen gewesen. Darum werden die Ambages gewählt. „Wie nun die biblische Kritik des theologischen Machiavellismus an den unbedeutendsten Kleinigkeiten sich stößt und damit das Ganze und Grobse umgestoßen wähnt, so sieht die dogmatische Kritik und Dialyse denselben vor Splittern den großen Balken, der vor ihrem eigenen Auge liegt, nicht, und tappt in eitler Selbsttäuschung umher, denn was sie will, componirt sie selbst zuvor aus ihrem Fabrikat und legt's den Wahrheitszeugen unter, und glaubt dann wirklich selbst, es in ihnen gefunden zu haben, wenn sie in ihnen auch nur das Minimum eines Anklangs fand.“ *Luther*, der Mann, „der stand, stritt, siegte und starb auf dem Worte Gottes,“ soll, weil er den *Jacobus*-brief eine stroherne Epistel nannte, Urheber dieser von *Straufs* geübten Kritik seyn. Paulus und Origenes sind Väter der Allegorie, Mythologie und Negation! *Fiat ars critica, pereat mundus!* —

Abfchn. 10 u. 11 geht der Vf. auf die Lehre der Bibel von der Offenbarung Gottes und dem mit derselben verbundenen Wunder ein, und zeigt dagegen den offenbaren Ungott der wunderlosen Speculation. Es wäre gewiß besser gewesen, von dem Begriffe der Persönlichkeit Gottes auszugehen, ihn gegen die *Straufs'sche* Darstellung, welche dem Rec. eine der schwächsten Partien des ganzen Buchs, zu seyn scheint, festzustellen, und daran die vom Vf. besprochenen Sachen anzuknüpfen. Allein dieser Begriff, an dessen Wahrheit oder Unwahrheit doch das Seyn oder Nichtseyn der Theologie wie der *Hegelschen* Philosophie hängt, scheint von dem Vf. nicht einmal seiner Bedeutung nach gekannt zu seyn.

Was den weiteren Inhalt unserer Schrift betrifft, so will ihn Rec. nur kurz andeuten. Denn eines Theils ist es bey der Eigenthümlichkeit dieses Buches nicht gut möglich, dasselbe in kurzen Zügen zu charakterisiren, da der Vf. einer gedrängten und geregelt fortschreitenden Darstellungsweise ein planloses, nach taufenderley Nebendingen haschendes sich-Gehen-las-

sen vorgezogen hat; anderen Theils aber ist der Inhalt der folgenden Abschnitte wissenschaftlich nicht bedeutend genug, um eine weitere Mittheilung zu verdienen, und an sich sind die besprochenen Sachen doch zu bedeutend, als daß Rec. seine Auffassung derselben der des Vf. in einigen Worten ohne die richtige Begründung entgegenstellen möchte.

Abfchn. 12. *Die weisfagende Offenbarung und die wahnsagende Speculation* tadelt nicht mit Unrecht die Weise, mit welcher die speculativen Theologen aus der Schrift argumentiren, und dringt dagegen auf ein Festhalten am Zusammenhange derselben. Folgendes wird über des Vfs. Standpunct näheren Aufschluß geben. „Wir zählen demnach nicht nur Alles, was das Neue Testament als messianisch anführt, zu dem wirklich auf *Jesus* entweder wörtlich oder typisch und vorbildlich Geweissagten, sondern eine Menge Stellen, die es nicht angeführt hat, sind uns messianische Weissagungen, so das Prot-Evangelium, und das Schwangerwerden der Jungfrau mit *Immanuel*, so *Jacob's* und *Mose's* Segen *Juda's*, so *Isaak's* Opferung, so das *Paschlamm* und das ganze Opferwesen in der Hütte des Stifts, so das Hohepriesteramt in Israel, so *Melchisedek* zu Salem, so die Leiden *David's*, des Knechts Gottes, u. s. f.; wir sehen in Allem eine heilige, Alles auf den Einen, der da kommen soll, sehnüchtig machende Weckstimme unseres Gottes. Uns zeugt *Psalms* 2 von *Christo*, u. s. w.“ (S. 162). „Die heilige Schrift enthält die Geschichte der Menschheit, die um ihr Haupt, um *Christum* sich bewegt. Wer dies erkennt, dem ist Alles klar. Gehe darum nur die Wissenschaft aus dem elenden Cirkel heraus, in den sie sich so fest gerannt und gebannt hat, daß sie weder vergangene noch gegenwärtige offenbare Thatfachen mehr sehen und anerkennen will, so wird sie im Licht der Geschichte und ihrer Wahrheit sich bald eines Besseren belehren können; thut sie dies nicht, so ist sie eine blinde Leiterin Verblendeter, die gar nichts mehr sehen, als daß es etwa Eisenbahnen giebt, auf denen sie vielleicht noch nicht einmal gefahren sind, als schon die Wissenschaft in sie gefahren war, und der Tod aller Sehnucht und Ahnung, den Mord aller Wahrheit in ihnen vollbrachte“ (S. 164).

Abfchn. 13. *Die heilige Schrift als Gottes Wort an die Menschheit*. Es kann nach dem Vorigen ge-

ahnt werden, in welchem Geiste dieser Abschnitt gehalten ist.

Abfchn. 14. *Die Vernunft auf ihrem Höhepunkte angekommen — ihr gegenüber das Zeugniß des heiligen Geistes, dafür die Kirche wird streiten müssen.* „Bisher glaubte man“ sagt der Vf., „dafs der Mensch zu Gott geschaffen sey, und an ihm allein sich vollkommen entwickele und ausbilde, und seiner selbst wahrhaft bewußt werde. Jetzt aber ist die Vernunft des Menschen auf einmal so hoch geflogen, dafs Gott am Menschen erst seiner bewußt werden soll!“ (S. 216). „Es läßt sich, so heifst es S. 234, zur Scheidung an: wer des Herrn ist, der sey ganz sein, wer ihm nicht gehören, nicht dienen will, der werfe den Namen Christ vollends weg! Unsere Zeit fordert Entschiedenheit. Es ist die Zeit der sich auf's Höchste steigenden, sich isolirenden Ichheit, die Zeit des Individualismus, der alle Bande lösen, der selbst die aus Knechtschaft erlösende Wahrheit, die aus Anarchie errettende Ordnung als ein unerträgliches Joch abwerfen will. Aber zwey Völker sind in deinem Leibe, o Zeit, o Menschheit, wie dort in Rebekka's, ein *Esau*, ein

Jacob; sie stofsen sich, sie scheiden sich, es erfüllen sich schliesslich alle Weissagungen.“

Nach einem vorläufigen Abschiede (Abfchn. 15) wird „als feyerliches Schlusswort“ der Brief Judä, dieser „Blitz in die Schauer des Abfalls“ auf unsere Zeit angewendet (Abfchn. 16).

Es hat dieser Gegenschrift besonders geschadet, dafs ihr Vf. in populärer und breiter Manier gegen *Straufs* aufgetreten ist. Indefs hat auch diese Weise ihr Gutes, und Rec. wünscht besonders unter denen, welche der Entwicklung der Theologie mit wissenschaftlichem Auge nicht zu folgen vermögen, eine recht weite Verbreitung dieses Zeugnisses für die Wahrheit. Denn, wenn auch viele veraltete Ansichten und manche Verschrobenheiten in demselben zu Tage liegen, so verfühlt die kräftige Gesinnung und das redliche Streben des Vf. auch denjenigen Leser, welcher nicht auf gleichem wissenschaftlichen Boden mit diesem Kämpfer für die Wahrheit steht, aber mit gleicher Liebe am Christenthume festhält.

Außerdem ist das Buch reich an guten Reminiscenzen; dieselben zeugen von grofser Belesenheit.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

K U R Z E A N Z E I G E N.

BIBLISCHE GESCHICHTE. Darmstadt, b. Diehl: *Geschichten und Lehren aus der h. Schrift alten und neuen Testaments*, zum Gebrauch in Schulen, bearbeitet von *Aug. Schuknecht*, Freyprediger und Lehrer an der ersten Stadtmädchenschule zu Darmstadt. 2 vermehrte und verbesserte Aufl., mit einer Zeittafel und Karte von Palästina. 1836. VII u. 278 S. 8. (6 Gr.)

Dieser Auszug aus der h. Schrift gehört zu den besten und zweckmäfsigsten unter den vorhandenen. Das Historische ist so behandelt, dass sich, mit Weglassung alles Anstößigen, dennoch eine verständliche und fließende Darstellung ergibt, welche möglichst genau an die Lutherische Bibelübersetzung sich anschliesst. Der didactische Theil enthält eine brauchbare Zusammenstellung der Kernsprüche aus dem Buche Hiob, den Psalmen, den Propheten u. s. w. Die kurzen Nachrichten über die Thaten und Schicksale der App. und ihrer Begleiter aus nicht biblischen Quellen, die kurzen Belehrungen über die einzelnen Bücher der h. Schrift, die gedrängte Beschreibung des jüdischen Landes nebst Kärtchen, die Zeittafel und die Nachrichten über

Bedeutung und Namen der Sonn- und Fest-Tage werden willkommen seyn.

Die äußere Ausstattung ist besser, als bey vielen andern Schulbüchern.

K. S.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Biblische Geschichten des alten und neuen Testaments*. Zum vorbereitenden Religionsunterrichte in Schulen und bey der häuslichen Erziehung, bearbeitet von *Dr. C. G. H. Lentz*, Pastor zu Halehter und Linden im Herzogthum Braunschweig. 1836. IV u. 140 S. 8. (6 Gr.)

Diese Sammlung biblischer Geschichten ist bey weitem weniger reichhaltig, als die *Schuknecht'sche*, und schliesst sich auch weniger eng an die Bibel an. Indefs ist die Darstellungsweise einfach und klar, dem zarteren Kindesalter angemessen, und das Büchlein zum vorbereitenden Religionsunterrichte wohl geeignet.

K. S.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

T H E O L O G I E.

STUTT GART, in der Steinkopff'schen Buchhandlung:
Anti - Straufs von *Kratander* u. s. w.

(*Beschluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Es sey dem Rec. noch erlaubt, an einem Beyspiele zu zeigen, wie schief *Straufs* in einseitig destructivem Streben manche Verhältnisse der Vor- und Jetzt-Zeit anschaut, und wie vertrauensvoll er selbst doch an die überzeugende Macht seiner Irrthümer glaubt. In dem inzwischen erschienenen zweyten Theile der *Straufs'schen* Glaubenslehre haben uns besonders die Artikel *von den Sacramenten* und *von der Kirche* die Tiefe des Abgrundes gezeigt, in welchen ihr Vf. verwegen sich stürzt. Indefs damit wir einer Beurtheilung jenes 2 Theiles nicht vorgreifen, lassen wir das Theologische des Buches hier unberücksichtigt, halten uns vielmehr an einen Passus ästhetischen Inhalts. Derselbe verdient besondere Aufmerksamkeit, und möchte vielleicht in den Recensionen nicht genug beachtet und gewürdigt werden. Um seinen mit der Kirche zerfallenen Ansichten auch noch andere, als philosophische Stützen zu geben, behauptet *Straufs* (in seiner Glaubenslehre 2 Th. S. 621): während die Wissenschaft mit der Kirche in offenem Kampfe liege, mache der Staat, einer Verwirklichung seines Begriffes rasch entgegenstrebend, die Kirche sich immer entbehrlicher, und „auch die Kunst sey in ihren bedeutenden Hervorbringungen aus allem Verhältniß zur Kirche getreten.“ — „Der Architectur sey der Kirchenstil abhanden gekommen, wenn sie sich nicht dazu verstehe, geradezu mittelalterliche Kirchen zu copiren.“ So viel dem Rec. bekannt, baut man neuerdings selbst in der Hauptstadt der *Hegelschen* Philosophie Kirchen, welche noch allgemein nicht nur für Kirchen, sondern sogar für schöne Kirchen anerkannt, und keineswegs etwa für Tempel

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

der antikirchlichen Speculation gehalten werden. Es ist ferner bekannt genug, daß in München, dem Sitze der neueren Kunst, in jüngster Zeit Kirchen sich erhoben haben, welche weder bloße Copieen mittelalterlicher Vorbilder, noch nach antikirchlichen Mustern von den Baumeistern aufgeführt sind. Was will also jene Bemerkung sagen? Die Erfahrung zeigt, daß der kirchliche Baustil allerdings der Architectur noch nicht ganz abhanden gekommen ist. Will *Straufs* etwa damit ausdrücken, daß unsere Zeit nicht mehr in so großartiger Weise, wie das Mittelalter, Dome zu bauen pflege: so könnte ihm leicht gezeigt werden, daß der Grund davon keineswegs in dem Abhandenkommen des sogenannten Kirchenstils, sondern in Veränderung von Verhältnissen zu finden ist, denen wir die Prädicate kirchlich und antikirchlich nicht beylegen können. *Straufs* sagt weiter: „Die Plastik sehen wir mehr mit Standbildern von großen Welt-Männern, als von Aposteln und Heiligen beschäftigt.“ Die Frage, ob dieses „mehr“ als ein Zeugniß der antichristlichen Gesinnung unserer Zeit zu fassen, oder aus anderen Umständen, z. B. aus der Sucht, Monumente zu setzen, erklärbar sey, möchte sich bey näherer Untersuchung nicht eben zu Gunsten der gefärbten *Straufs'schen* Ansicht herausstellen. Doch lassen wir dies ununtersucht: denn jenes *mehr* bedeutet und beweiset eigentlich eben so wenig etwas, als das *müssen* in folgender Behauptung: „Wenn *Thorwaldsen's Schiller* mißlingen konnte, so hat *Dannecker's Christus* mißlingen müssen“ (S. 622). Warum hat denn Hr. Dr. *Straufs* diese Nothwendigkeit nicht nachgewiesen? Was wird derselbe denn aber dazu sagen (er scheint dies nicht gewußt, oder absichtlich ignorirt zu haben), daß selbst *Thorwaldsen*, der Repräsentant der modernen Plastik, ganz neuerdings zwey Reliefs geliefert, welche den Einzug Jesu in Jerusalem und den Gang nach Golgatha auf eine herrliche Weise darstellen? Und diese Arbeiten

sind nicht 'etwa mißglückt, wie *Straufs* seinem Nothwendigkeitsaberglauben nach wähnen möchte, sondern werden als vollendete Kunstwerke anerkannt. Was wird er dazu sagen, daß die in jenen Reliefs lebende Idee von einer tiefen Begeisterung des Meisters zeugt, welche ohne Liebe zum Gegenstande seines Kunstwerkes, und eben so wenig ohne ein immanentes Verhältniß zur Wahrheit rein undenkbar ist?

Rec. muß gestehen, daß wie dieses Beyspiel von *Thorwaldsen*, so auch seine eigene Erfahrung der *Straufs*'schen Ansicht durchaus entgegen ist. Es ist ihm nämlich selbst bey dem Besuch eines berühmten Ateliers in Nürnberg begegnet, daß der Meister ihm das bekannte Standbild *Albrecht Dürer's* und einen Crucifixus zeigte als die Werke, zwischen denen er Zeit und Mühe getheilt habe. Würde wohl *Straufs* jene Worte über die plastische Kunst haben schreiben können, wenn er weiter die Versicherung jenes Meisters vernommen: daß seine Freude am zweyten mit Liebe gearbeiteten und ausgezeichnet gelungenen Werke ihm die Trennung von demselben schwer mache!

Dies sind wenigstens einige Thatfachen gegen *Straufs*'sens aus der Luft gegriffene Behauptungen. Wir möchten Hn. *Straufs* rathen, die Werkstätten der Künstler zu besuchen, da wird sich der Ungrund seiner Absprecherey ihm bald fühlbar machen. Wer aus dem Geist der Gegenwart argumentirt, der sehe in's Leben: denn der Geist der Zeit will aus dem Leben erkannt seyn.

Wir könnten auch leicht widerlegen, was über die Malerey in antikirchlichem Sinne gefabelt ist; allein hören wir lieber das über die Musik Gesagte, denn da liegt der Wahn offener zu Tage. „Nicht minder,“ sagt er, „hat die Musik aufgehört, auf dem kirchlichen Gebiete wahrhaft productiv zu seyn. Wie muß der *Mendelssohn'sche Paulus* sich immer wieder an alte Kirchenmelodien anlehnen, und wie weit steht bey aller bewundernswerthen Kunst dieses gemachte Werk einer Seits hinter der Grundgewalt *Händel'scher* Oratorien zurück, deren Idee zugleich das Pathos ihrer Zeit war, andrer Seits hinter denjenigen Arbeiten desselben Meisters, in welchen er sich, wie in der Ouvertüre zum *Sommernachtstraum*, vom Geiste der modernen Zeit hat inspiriren lassen.“ Das sind eitel Phrasen, mit denen der Dilettantismus um sich zu werfen beliebt. Hr. *Straufs* denkt wahrscheinlich, die Theologen sol-

len von ihm, „dem mit Theologie und Philosophie bis an die Zähne Gepanzerten,“ wie die Halle'schen Jahrbücher ihn einst nannten, dergleichen Wortmachereyen geduldig hinnehmen. Ist denn der *Mendelssohn'sche Paulus* etwa das einzige Oratorium, das unsere Zeit geschaffen hat? *Mendelssohn*, dessen Verdienste um Musik Rec. keineswegs verkennt, hat in keinem seiner Werke eine wirkliche Inspiration gezeigt; er ist einer solchen auch gar nicht fähig. Seine Musik zeigt, was der Mensch von Musik überhaupt zu lernen vermag; allein ein vollendetes Kunstproduct verlangt mehr. *Mendelssohn* war darum hier das unglücklichste Beyspiel, das *Straufs* wählen konnte. Weiß denn aber Hr. *Straufs* nicht, daß *Beethoven* einen *Christus am Oelberge*, *Schneider*, *Spohr*, *Eybler*, und mehrere Andere ebenfalls Oratorien geschrieben haben? oder passen diese etwa nicht in seinen antikirchlichen Kram? Es verräth gänzlichen Mangel an Einsicht in Sachen der Musik, und zeugt überhaupt von ästhetischer Beschränktheit, das Oratorium so schlechthin *kirchliche Musik* zu nennen, was dasselbe, genauer befehen, durchaus nicht ist. Wollten wir die Sache weiter verfolgen, so würde sich das gerade Gegentheil von *Straufs's* Behauptung ergeben: nämlich daß der sogenannte kirchliche Charakter unserer wirklichen Kirchenmusik erst im Verlauf des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts aufgedrückt ist; hierin läge also der Beweis für die Kirchlichkeit unserer Zeit, welche *Straufs* derselben absprechen will. Ob übrigens der Begriff des Kirchlichen in der Musik überhaupt ein richtiger oder vielmehr ein wahres Unding sey, trägt hier nichts aus: denn *Straufs* hat keine Einsicht in die Richtigkeit oder Unrichtigkeit desselben verrathen, sondern ihn wie eine geltende Münze zur Bestechung seiner Leser gegen die christliche Kirche ausgegeben. Rec. wird vielleicht andern Orts noch darthun, daß an der sogenannten Kirchenmusik Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit der Zeit erkennen zu wollen, ein Irrwahn ist, den man als die natürliche Folge der *Hegel'schen* Begriffsverwüstungen zu betrachten hat.

Doch man vergönne uns noch einen Blick in diese gelehrt klingenden Phrasen. Es heißt weiter: „und wo ist denn bey *Mozart* in seinen eigenthümlichsten Werken eine Spur kirchlichen Geistes zu entdecken?“ Hr. *Straufs* hat uns keine Norm gegeben, an welcher sich das Kirchliche und Unkirchliche der Musik mess-

fen läßt; wir dürfen ihm also auch ganz allgemein hier vorrücken, daß er *Mozart's* Requiem vergessen hat, und möchten uns noch die Frage erlauben, ob er über die Entstehung desselben etwas weiß. Was aber das Einzelne in den *Mozart'schen* Opern betrifft, so liefse sich mit *Straufs* ebenfalls noch rechten und der Nachweis geben, daß *Mozart* die Macht des Jenseits mit ihren Schauern selbst in das Zauberreich der Töne eingeführt. Allein wie in jenen Opern selbst das Diabolische in den lieblichsten Melodien ungehemmt und scheinbar frey sich bewegt, und manchem Auge seiner wahren Natur nach verborgen bleibt: so hat *Mozart* die Geheimnisse der übersinnlichen Welt nicht etwa in rohen Zügen zeichnen wollen; wie einzelne Blitze leuchtet es vielmehr hier und dort in der Ouvertüre zum *Don Juan* durch, und wie dumpfer Donner grollt gleichsam der Himmel in den Basspartien der *Finale's*, welche wir die Chöre der Opern nennen möchten. O nein! *Mozart* verdient den Ruhm, daß er ein „geborner Heide“ sey eben so wenig als *Beethoven* das *Straufs'sche* Lob eines „Titanen“: denn schwerlich möchten sich beide mit *Straufs* zu einem Angriff auf den Himmel verbunden haben. Darum nehme es denn der Vf. der Glaubenslehre uns nicht übel, wenn wir seine Worte: „*Beethoven's* Symphonien sind eben so viele Monologen des absoluten Ich der modernen Welt“ — so lange für baren Unsinn erklären, bis *Straufs* den Melodien der *Beethoven'schen* Symphonien die *Hegel'sche* Philosophie, und dem Oratorium *Beethoven's* seine speculative Christologie als Text unterlegt.

Doch genug! Ein prophetisches Wort über die Zukunft der *Hegel'schen* Schule bilde den Schluss. Betrachtet man diese Schule als ein stetig sich entwickelndes Ganzes, so steht dieselbe jetzt im zweyten Stadium ihrer Entwicklung. Das erste nämlich repräsentirt *Hegel* selbst als die Identität seiner mit sich, das An-sich des *Hegel'schen* Systems; das zweyte ist die Negation dieser Identität, das Für-sich des Systems, die Schule, wie sie jetzt in ihr Andersseyn, in die Differenz ihrer von sich aus einander getreten ist. Nach *Hegel'schen* Grundätzen über den nothwendigen Entwicklungsproceß der Dinge muß man überzeugt seyn, daß jetzt der *Messias* der *Hegel'schen* Schule erwartet werden darf, welcher sich als die Negation der Negation, das An- und Für-sich dieser Schule ankündigt und die Rückkehr derselben aus der Differenz zur

Identität ihrer mit sich vermitteln wird. Die Gegensätze also, in welche die Schule sich dirimirt, sind neue Thaten des Weltgeistes; die künftige Vermittelung der jetzt bestehenden Gegensätze wird sich als eine (in *Hegel*) vermittelt gewesene, (in der Schule) in die Differenz ihrer von sich aus einander getretene, (durch den erwarteten *Messias*) aber neu vermittelte Vermittelung aller da gewesenen Gegensätze darstellen müssen. Welch ein Ruck des sich selbst denkend immer enger zusammenfassenden Weltgeistes wird das seyn!

D. A. St.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LÜNEBURG, b. Herold und Waldstab: *Predigten* von *Friedrich Conrad Koeler*, weil. Propste und Superintendenten zu Uelzen. Aus dem schriftlichen Nachlasse des Verewigten herausgegeben von *Arnold Hölty*, Superint. zu Osterode u. s. w. XXXIII u. 243 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der unglückliche Vf. dieser *Predigten*, welcher in den letzten Jahren seines Lebens wahnsinnig geworden und 1838, 70 Jahr alt am Schlagfluß gestorben ist (Vorr. S. XXI—XXIII), wird von seinem Freunde *Hölty* ein *Freund des Lichts* genannt; und wie dies gemeint sey, möchten sich wohl alle Leser im Sinn und Geiste des Sprachgebrauches der gegenwärtigen Zeit zu deuten und zurecht zu legen wissen. Etwas Hervorstechendes findet man durchaus nicht in diesen *Predigten*, die größtentheils über freye Texte gehalten worden sind. Wir wollen auch hieraus keinen Vorwurf entnehmen, sondern glauben gern, daß der verewigte *K.* in seinen nächsten Umgebungen die Zuhörer recht an sich gefesselt habe, zumal da er durch seine Persönlichkeit imponirt haben mag (Vorr. S. XIX).

Damit wir dem eigenen Urtheile des Lesers nicht vorgreifen, lassen wir sofort die näheren Belege folgen, die gewiß um so unparteyischer erscheinen werden, als wir nur einige von den *Predigten* auswählen, auf welche der Herausgeber selbst die Aufmerksamkeit vorzüglich hinzuleiten sucht. Das Lob (Vorr. S. XI) klingt allerdings etwas sonderbar, *Köler's* Glaube an Unsterblichkeit sey unerschütterlich begründet gewesen, und dieses gehe aus der über das gewöhnliche Evangelium (1831) gehaltenen Himmelfahrtspredigt hervor. Diese wollen wir denn sofort genauer ansehen, S. 64—74.

Mit gänzlicher Umgehung des Festtextes werden hier auf achthalb Seiten folgende ganz allgemeine Wahrheiten vorgetragen. Um nichts zu verschweigen, sagen wir, der Kanzelvers — Zeuch Jesus uns, zeuch uns nach dir — war das Einzige, was für diese Betrachtung den Mittelpunkt des christlichen Glaubens traf, und mit ihrem übrigen Inhalt einen seltsamen Contrast bildete. Das Thema soll seyn: *Wir wandeln himmelan*. Und zwar insofern wir eine religiöse Gemeinde sind, weil uns dieß die Bedürfnisse unseres Geistes verbürgen, und weil wir nur ihr Seyn in unserem ganzen Leben finden. Wie oft mag ein so flaches Gerede schon gehört worden seyn, welches über Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, oder sentimentale Träumereyen gar nicht hinaus kommt!

Im zweyten Theil wird dann gezeigt, wie eine solche Gewisheit entscheidend (also das war erst nicht zu zeigen? eine Gewisheit soll noch gewisser werden?) und befehlend ist. Wie wir nicht im Stande sind, das in der ganzen Predigt zu finden, was der Herausgeber darin gefunden hat, so dürfte es leicht den meisten wißbegierigen Lesern ergehen.

Zu ziemlich gleichen Ausstellungen giebt die Predigt — das Gebet aus Liebe, Rogate 1827, über das Evangelium — Veranlassung, ob es schon sehr wohlthut, zu hören (Vorr. XI.), daß der hochbetagte Vater seine 3 jugendfrischen munteren Knaben vor dem Zubettegehen liebkosend ermahnt habe, daß sie das Gebet nicht vergessen möchten.

Recht charakteristisch erscheint hier der Standpunct des Vfs., indem er sich S. 59. also vernehmen läßt: „Im Namen Jesu für seine Sache und für seine Zwecke, darum, daß sein Reich zu uns und allen Menschen komme, sollen wir beten; aber auch im Geiste Jesu, mit kindlicher Liebe und kindlichem Vertrauen zum großen Himmelsvater.“ — „Mit Gott, und unmittelbar mit Gott redet der fromme Beter. Keine trennende Kluft ist vorhanden. Keiner fremden Fürsprache bedarf er. Kein erbettener Vermittler ist nöthig.“

Das wäre in der That der neueste Begriff von dem Gebete in Jesu Namen? Wo bleibt 1 Joh. 2, 1 u. 2 u. f. w.?

Außerdem ist auch diese Predigt sehr kurz, und die Eintheilung berührt nur oberflächliche Gründe. Geist — Herz zur Tugend gestimmt — Christenthum, welches freyen Zutritt zu Gott verlangt, und von keinem Vermittler etwas hören mag. Im zweyten Theil findet man die Segnungen ziemlich wieder, die wir bey der zuerst genannten Predigt geschildert.

Um nun ein ganz kurzes Gesammturtheil zu fällen, sagen wir nur noch: Diejenigen, denen es darum zu thun ist, das Christenthum in seiner concreten Lebensfülle zu schauen, müssen sich getäuscht fühlen, wenn sie so etwas in den angezeigten Predigten suchen.

Die äußere Ausstattung ist gut.

Dr. St.

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Brockhaus: *Schulrede gehalten am Sylvesterabende 1837* von Florian Felbel, Studiendirector. Mit inclavirten und unterstellten Anmerkungen des Herausgebers Magisters Wundergen. 1838, 131 S. kl. 8.

Wenn Hr. Studiendirector Felbel, der angebliche Vf. dieser wunderfamen, nur für sehr gereifte Primaner passenden Schulrede, oder sein gelehrter Glossator und mutmaßlicher Doppelgänger, Hr. Mag. Wundergen, sich gleich zu Anfange derselben als „Collega“ Jean Pauls bezeichnet, so hat er sich dadurch

selbst in eine ziemlich mißliche Stellung gebracht. — Ein Hr. Vetter von uns, gleichfalls ein angehender Collega Jean Pauls, schrieb einst als Student, exaltirt durch die Lectüre des *Titan*, einen erzjeanpaulisirenden Brief an jenen. Richter antwortete artig genug: „Werden Sie kein Nachahmer — am wenigsten meiner!“ u. f. w. Wir wünschten, daß Hr. Studiendirector Felbel diese Epistel des Hrn. Collegen in Baireuth gelesen haben möchte. Er würde dann vielleicht diese Schulrede nicht in den Druck gegeben haben.

K. S.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

J U R I S P R U D E N Z.

ZÜRICH, b. Orel, Füsli u. Comp.: *Die Lehre von dem strafbaren Betrug und der Fälschung nach Römischen, Englischen und Französischem Rechte und den neuen Deutschen Gesetzgebungen* von Heinrich Escher. 1840. VI u. 542 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Die Feststellung des strafrechtlichen Begriffs des Betrugs und der Fälschung gehört zu den schwierigsten Aufgaben; hauptsächlich schwierig ist es, den strafbaren Betrug von dem civilrechtlichen *Dolus* richtig abzugrenzen, und den Betrug von der Fälschung zu unterscheiden. Die Ausmittlung richtiger Grundsätze in dieser Lehre ist aber gerade um so wichtiger, je seltener durch die Fortschritte der allgemeinen Bildung die Verbrechen durch offene Gewalt verübt, je häufiger dagegen die durch Täuschung und Hinterlist unter dem Scheine des Rechts begangen werden. Rec. suchte daher in seinen „Beyträgen zur Lehre vom Betrüge und der Fälschung“ Gießen 1837 über die wichtigsten Punkte leitende Grundsätze aufzustellen. Obwohl nun der Vf., nachdem er früher den Begriff des Betrugs in einem 1822 hierüber erschienenen Werke viel weiter ausgedehnt hatte, diesen Ansichten bey nahe durchgängig gefolgt ist (nur in 2 Punkten hauptsächlich ist derselbe abgewichen, nämlich, das er das Verbrechen des Betrugs nur auf Verletzung der Vermögensrechte einschränkt und das er die Fälschung schon dann als vollendet annimmt, sobald der gefälschte Gegenstand angefertigt ist. Wir werden später hierauf zurück kommen): so glaubte er doch, das dieselben einer weiteren Ausführung bedürften, und das man bey diesem Verbrechen, um das praktische Bedürfnis zu befriedigen, hauptsächlich in das Gebiet der Anwendung gehen müsse. Der Vf. ist mit seinem Gegenstande und den Quellen vertraut, und seine Arbeit ist als verdienstvoll anzuerkennen.

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Nachdem er in der Einleitung (S. 1—52) über das Interesse des Gegenstandes, über die Deutsche Jurisprudenz hierüber, verglichen mit der Englischen und Französischen, über das Verhältniß dieser Lehre zu den allgemeinen Grundsätzen des Strafrechtes gehandelt, und Notizen hierüber aus dem Englischen und Französischen Criminalrecht geliefert, läßt er das Werk in 4 Abschnitte zerfallen: 1 Abschnitt (S. 53—218): vom Begriffe und Thatbestande des strafbaren Betrugs; 2 Abschnitt (S. 219—309): über den Unterschied zwischen Betrug und anderen Verbrechen; 3 Abschnitt (S. 309—453): vom Verbrechen der Fälschung und 4 Abschnitt (S. 453—542): über das gerichtliche Verfahren bey Fälschungen und Betrug. Zum Schluß spricht der Vf. in diesem Abschnitte noch Einiges über das Strafmaß; sodann sind noch die zwey neuesten Abhandlungen über diesen Gegenstand von Günther (in Weiske's Rechtslexicon) und Mittermaier (in den neuen Annalen von Demme) angezeigt. Ueberall sind auch die Grundsätze des Englischen und Französischen Criminalrechts angeführt.

Auch der Vf. billigt die Ansicht des Rec., welcher gegen manche neueren Criminalisten eine Rechtsverletzung zum Begriffe des Verbrechens erfordert (S. 94), und ist in Folge dessen auch mit dem Grundsätze einverstanden:

„Wird mit einer täuschenden Handlung nur eine Eigenthumsbeeinträchtigung bezweckt, so muß, damit eine solche Handlung als rechtswidrig betrachtet werden kann, entweder derjenige, welcher durch eine solche Handlung bewogen, etwas weggiebt, ein eigenes Interesse dabey haben, das die Sache sich so, wie vorgegeben worden ist, verhalte, oder die Vorspiegelung mußte dem Getäuschten im Falle, das das Vorgeben wahr gewesen, in die rechtliche Nothwendigkeit verletzen, etwas wegzugeben.“

Sehr richtig hat der Vf. diesen Grundsatz aufge-

faßt und auf die einzelnen Fälle angewendet. Endlich hat er auch den Grundsatz des Rec. angenommen, daß strafbarer Betrug nur dann vorhanden sey, wenn der civilrechtliche Zwang nicht ausreiche, den Verletzten zu entschädigen (S. 153), besser ausgedrückt (S. 219) rechtswidrige Täuschung, wogegen der civilrechtliche Zwang nicht hinreichend schützt. Denn im einzelnen Fall kann der Verletzte vollkommene Entschädigung erhalten, und der Betrüger bleibt dennoch strafbar. Rec. hat diesen Grundsatz zuerst in der oben angeführten Schrift § 6 vom Unterschiede zwischen dem civilrechtlichen *Dolus* und der strafbaren Wahrheitsentstellung aufgestellt, und denselben durch Beispiele zu erläutern gesucht. Gleichwohl ist derselbe mehrfach mißverstanden und auf ungegründete Art angegriffen worden, zuerst von *Mittermaier* in seinem Aufsätze: über die richtige Begriffsbestimmung der Verbrechen des Betrugs und der Fälschung, durch die Wissenschaft und die Gesetzgebung erläutert durch einen merkwürdigen Criminalfall in den neuen Annalen des Criminalrechts von *Demme* VI Band S. 1—32. Rec. hat aber bereits die Unhaltbarkeit der Einwürfe *Mittermaier's* in dieser Zeitschrift dargethan (1840 No. 223); dann noch nach dem Erscheinen vorliegenden Werkes von *Geib*, in seinem Aufsätze über die Gränze zwischen civilrechtlichem und criminalem Betrüge im Archiv des Criminalrechts, neue Folge Jahrgang 1840 No. 4 und 7. Er sagt hierüber S. 108: „Gegen dieses Argument, der Betrug wird in allen Fällen bestraft, wo es nothwendig ist, läßt sich kaum etwas anderes einwenden, als daß, wenn auch Jedermann von der Richtigkeit des Ausspruchs durchdrungen wäre, der daraus erwachsende Gewinn doch eben nicht sonderlich groß seyn dürfte, indem gerade die dadurch zu beantwortende Frage um keinen Schritt weiter gefördert wird, sondern offenbar nach Anerkennung jenes Satzes genau so schwierig und so leicht bleibt, wie sie dieses schon vorher gewesen.“ Daß diese Einwendung indessen ungegründet sey, glaubt Rec. zur Genüge anderwärts dargethan zu haben; übrigens ist es auffallend, warum *Geib* mit keiner Silbe erwähnt, daß auch der Vf. vorliegender Schrift diese Ansicht angenommen habe, wiewohl er denselben mehrmals in seiner Abhandlung anführt.

Nach einem solchen anmaßenden und absprechenden Urtheil ist man berechtigt, viel von der Unter-

scheidung, welche *Geib* in dieser Hinsicht zu machen gedenkt, zu erwarten; aber leider hält die Anmaßung nicht immer mit den Leistungen gleichen Schritt, steht vielmehr oft damit im umgekehrten Verhältniß; so auch hier. *Geib* suchte nämlich in dieser Abhandlung durchzuführen, daß man darauf sehen müsse: ob die in Frage stehende Handlung von der Art sey, daß schon gemeine Klugheit und Umsicht dagegen hätte schützen können, oder dieses der Fall nicht sey, unter welcher letzten Voraussetzung dann allein Strafe eintreten dürfe. Dasselbe hat auch schon der Vf. in der vorliegenden Schrift als Merkmal des strafbaren Betrugs aufgestellt, indem er S. 66 sagt: Wer daher Mittel anwendet, wogegen nur ein bis an die Zähne verschanztes Mißtrauen und die feine Spürnase des erfahrenen Polizeymannes oder die Umsicht des ausgebildeten Sceptikers zu schützen vermag, der übt allerdings auch eine Art intellectuellen Gewalt aus, und stört das öffentliche Zutrauen, ohne welches der Verkehr nicht bestehen kann. Wir halten dafür, daß dieses Merkmal des strafbaren Betrugs in Abstracto richtig sey.

Indessen kann die größere oder geringere Klugheit, mit der eine Rechtsverletzung begangen worden ist, weder in objectiver, noch subjectiver Hinsicht strafmildernd einwirken, da die objective Rechtsverletzung dieselbe bleibt, sie mag mit mehr oder weniger Klugheit vorgenommen worden seyn, und auch die subjective Verwerflichkeit einer Handlung nicht minder groß ist, dieselbe mag mit mehr oder mit weniger Klugheit begangen seyn. Da auch überdies nach einer solchen Theorie der minder Kluge gegen betrügliche Angriffe ganz schutzlos seyn würde: so kommt *Geib* mit dieser Ansicht wieder in's Gedränge, und setzt daher als Beschränkung hinzu, daß der Betrug überhaupt schon dann strafbar erscheine, wenn nur nach der Persönlichkeit desjenigen, gegen welchen derselbe gerichtet sey, die Vorspiegelung geeignet wäre, eine Täuschung zu bewirken, und der Betrüger auf die ihm bekannte Eigenthümlichkeit des Anderen seine Handlungsweise berechnete.

Indessen ganz abzusehen davon, daß, wie wir bereits angeführt, von der größeren oder geringeren Klugheit, mit der eine rechtswidrige Handlung begangen, ein Maßstab der Strafbarkeit nicht hergenommen, viel weniger daß hierdurch gänzliche Straflosigkeit bewirkt werden kann: so könnte man nach

diesem Unterscheidungsmerkmal, selbst wenn es richtig wäre, jedenfalls viel weniger eine Gränzlinie zwischen strafbarem und nicht strafbarem Betrug ziehen, als nach dem vom Rec. aufgestellten Merkmal. Denn ob die Handlung mit der Klugheit vorgenommen wäre, daß sie Strafe verdiene, wäre immer eine nicht leicht zu entscheidende Frage: auch könnte eine und dieselbe Handlung, je nachdem sie mit mehr oder weniger Klugheit vorgenommen worden, strafbar seyn oder straflos bleiben müssen; weder für den Gesetzgeber noch für den Richter wäre hier ein fester Anhaltspunct zu finden.

Durch den beschreibenden Zusatz aber, daß der Betrug auch dann schon strafbar seyn solle, wenn nur nach der Persönlichkeit desjenigen, gegen welchen derselbe gerichtet ist, die Vorspiegelung geeignet war, eine Täuschung zu bewirken, wird eigentlich die obige Beschränkung ganz wieder aufgehoben. Denn hieraus folgt, daß nun jeder vollendete Betrug gestraft werden müsse; denn daß die Vorspiegelung geeignet war, den anderen zu täuschen, beweist ja alsdann stets der eingetretene Erfolg. Aber auch, selbst abgesehen hiervon, welche Unsicherheit würde hierdurch im Strafrecht herbeygeführt. Nicht allein könnte eine und dieselbe Handlung strafbar seyn, oder straflos bleiben nach der Klugheit, mit welcher sie der Thäter vorgenommen, sondern auch nach der Klugheit, welche derjenige befaße, gegen welchen sie vorgenommen wurde. Wenn also z. B. an einem Orte vom Gerichte ein Augenschein vorgenommen werden sollte, und es käme ein wohlgekleideter Mann von äußerem Anstand dahin, vorgebend, daß er vom Gerichte dazu abgesendet sey, den Augenschein vorzunehmen und die Gebühren dafür erhöhe, so würde nach *Geib's* Ansicht ein strafbarer Betrug vorhanden seyn. Ganz dieselbe Handlung von einem schlecht gekleideten Mann, durchaus ohne Anstand und Bildung, begangen, müßte dagegen straflos bleiben. Ja, aber auch im letzten Falle würde sie wieder strafbar seyn, wenn ein sehr einfältiger Mensch dadurch betrogen worden wäre. Also nicht allein käme es in solchen Fällen auf die Art der Beschädigung an, sondern es müßte auch eine Untersuchung der Geisteskräfte des Beschädigten angestellt werden. Die ganze Ansicht ist indeß noch nicht einmal *Geib* eigenthümlich, sondern es ist ein flüchtiger Gedanke von *Mittermaier*, den derselbe in den

neuen Annalen Bd. 6, S. 18 hingeworfen, und *Geib* aufgegriffen hat. Um indeß noch etwas Eigenes beyzufügen, glaubte er auch, daß die Beschädigung eine gewisse Größe haben müßte, damit sie als strafbar betrachtet werden könne; wie groß der Schade seyn müßte, das hänge von der herrschenden Volksansicht ab. Schon *Klein/schrod* hat eine solche Unterscheidung in seinem „Gesetzes-Entwurf für die Königl. Bayerischen Staaten, München 1820“ angenommen, indem er Betrügereyen im Spielen, in Verträgen oder anderen gemeinen Verhältnissen des Lebens nur dann als strafbar betrachten will, wenn der Schaden 50 Fl. beträgt; wie unhaltbar aber eine solche Unterscheidung nach der Größe der Summe ist, hat Rec. bereits in der angeführten Schrift S. 17 und 18 dargethan.

Wir kehren zum Vf. zurück. Im zweyten Abschnitt, über den Unterschied zwischen Betrug und anderen Verbrechen, will der Vf. § 3 S. 227 und folgenden Betrug nur auf Beeinträchtigung des Vermögens beschränken, indem alle Arten Rechtsverletzungen, Meuchelmord, Giftmord, Ehebruch, Vermögensbeeinträchtigung, Hochverrath, Menschenraub, ebenfowohl durch List und Täuschung vollbracht werden könnten, als durch offene Gewalt; allein man sey einverstanden, daß dem praktisch criminalrechtlichen Begriffe des Betrugs nicht jene Ausdehnung gegeben werden könne, daß bey den meisten genannten Verbrechen der objective Gesichtspunct vorherrschend sey, und die formelle Seite dabey und in untergeordneter Beziehung berücksichtigt werden dürfe.

Wiewohl es nun vollkommen richtig ist, daß die genannten Rechtsverletzungen, Giftmord, Menschenraub u. s. w., mehr von der objectiven Seite aufgefaßt werden müssen, und daher als Mord, Menschenraub u. s. w. zu bestrafen sind: so giebt es doch noch andere Handlungen, welche nur allein durch die Form, in der sie begangen, strafbar sind. Z. B. ein Mädchen ist mit einem Manne verlobt, den sie noch nie gesehen; ein Anderer, der diesen Umstand kennt, benutzt denselben und läßt, sich für den Bräutigam ausgehend, mit demselben sich trauen.

Wollte man dies bloß vom objectiven Gesichtspuncte aus betrachten, so würde gar keine Verletzung vorliegen; denn das Eingehen der Ehe war an sich nicht strafbar, aber gerade die Art, wie der Zweck erreicht, durch Betrug, macht die Handlung zu einer

strafbaren. Ebenso kann die Unterschlebung eines Kindes (*crimen partus suppositi*) nur als Betrug aufgefaßt werden, denn diese Handlung wird eben wohl nur durch die täuschende Form strafbar.

Der Vf. zählt demnächst in § 5, S. 249 u. folg. diejenigen unerlaubten Handlungen auf, welche von manchen Criminalisten und Strafgesetzbüchern unrichtig unter dem Betrüge begriffen werden; wie dies auch schon vom Rec. in der angeführten Schrift geschehen. Am längsten hält sich der Vf. bey der Unterschlagung auf. Er erwähnt hier ausführlich auch in § 7 und § 8 den Unterschied zwischen Diebstahl und Unterschlagung, und die Merkmale der Unterschlagung im Gegensatze einer bloßen Vertragsverletzung; inzwischen gehörte wohl diese ganze Erörterung nicht in ein Werk, welches seinem Titel nach von Betrug und Fälschung handeln soll, da der Vf. mit Recht die Unterschlagung nicht zum Betrüge zählt. Am Schlusse dieses Abschnittes, § 10, S. 288—309, spricht der Vf. vom Bankerott; er zählt denselben zum Betrüge, indem er nur den betrüglichen Bankerott für ein Verbrechen erklärt. „Mag daher immer“, sagt er S. 295, „das positive Gesetz den sogenannten fahrlässigen und muthwilligen Bankerott mit Strafe bedrohen, welche dem Leichtfinn der Verschwendung auf Unkosten anderer Schranken setzen, den Credit eines Handelsplatzes befestigen sollen; immer wird dadurch kein wahrer Betrug, kein vorfätzliches Verbrechen, nach der rationellen Strafrechtstheorie, begründet. Wer creditirt, der muß immer wissen, daß er anvertraut, wagt, und er thut es meistens um gehofften Gewinnes willen.“ Wiewohl nun Rec. mit dem Vf. in so weit einverstanden ist, daß man den fahrlässigen Bankerott nicht bestrafen kann, so ist jedoch gerade, weil der Gläubiger dem Schuldner traut, ein strafbarer Mißbrauch dieses Zutrauens, wenn letzter wissentlich mehr Aufwand macht, als es seine Vermögensverhältnisse erlauben, und so den Gläubiger vorfätzlich um

das Seinige bringt. Es ist hier ein strafbarer Bankerott vorhanden, ohne daß hierbey nothwendig Betrug concurrirt.

Im 3 *Abchnitt*, vom Verbrechen der Fälschung, stellt Hr. E. die Behauptung auf, daß, wenn man den Begriff ganz abstract logisch auffasse, wie dies ziemlich übereinstimmend mit *Feuerbach*, *Klien*, *Tittmann*, *Henke* und dem Rec. geschehen, nämlich als eine rechtswidrige Handlung, wodurch eine Sache auf täuschende Weise nachgeahmt oder verändert werde, dieses dem praktischen Bedürfnis, welches die Criminalgesetzgebung zu berücksichtigen habe, nicht entspreche, denn hiernach würde jede auf Täuschung oder Benachtheiligung zielende Vermischung von Waaren eine Fälschung seyn, namentlich wenn Jemand muffirenden Neuburger oder muffirenden Birnsaft für Champagner verkaufe. Ebenso diejenigen, welche Gewebe, in welchen sich ein Theil Baumwolle befände, für leinene oder wollene Zeuge verkauften, und endlich die Milchverkäufer, welche Wasser unter die Milch mischten. Hierwider würden nach jenem Merkmal mehrere der wichtigsten Verbrechen, welche von den positiven Gesetzgebungen immer den Fälschungen beygezählt würden, und die mit den unbestreitbarsten Fälschungen die genaueste Verwandtschaft hätten, und deren vorzügliche Strafbarkeit Jederman einlähe, nicht mehr als Fälschungen zu betrachten seyn. Es sey ein wahres *Falsum* nach Uebereinstimmung der positiven Rechte und nach der vorzüglichen Gefährlichkeit und Strafwürdigkeit solcher Handlungen, wenn ein Notar ein Testament oder einen Vertrag anders niederschriebe, als der Wille des Testators oder der Contrahenten sey; oder wenn ein Notar getäuscht wird, indem man ihm eine Person unter einem falschen Namen vorstellt; ebenso würde die Unterschlagung eines Testaments, die Ausschneidung eines Blattes aus einem Protocolle u. s. w. zu den Fälschungen gerechnet.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

J U R I S P R U D E N Z.

ZÜRICH, b. Orel, Füsli u. Comp.: *Die Lehre von dem strafbaren Betrug und der Fälschung nach Römischem, Englischem und Französischem Rechte und den neuen Deutschen Gesetzgebungen* von Heinrich Escher u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In allen diesen Fällen sey weder eine täuschende Hervorbringung einer körperlichen Sache mit dem Schein einer anderen, noch eine Veränderung der Merkmale eines äusseren Gegenstandes vorhanden. Hiernach müsse ein anderes Kriterium aufgefunden werden. Danach bestehe eine Fälschung in der täuschenden Nachahmung oder Veränderung von Gegenständen, welche als Grundlage der öffentlichen Treue gelten, z. B. Staatsiegel, öffentliche Urkunden, oder welche als Beweismittel der Rechte und Verbindlichkeiten im Verkehr der Bürger erschienen, oder wo die betrügerliche Veranstaltung Formen wählte, an die nach Gesetz oder Gewohnheit der Glaube an die Wahrheit geknüpft sey. Diese Idee sey es auch, welche den älteren Praktikern, welche der Englischen Jurisprudenz und der Französischen Gesetzgebung vorschwebte; Rec. sey dem Erfassen dieses criminalistischen Begriffes sehr nahe, wenn er sage: „der verbrecherische Charakter der Fälschung bestehe in dem Hervorbringen eines bleibenden objectiven falschen Erkenntnisgrundes, welcher nun durch sich selbst für die Zwecke des Handelnden fortwirken könne.“ Gleichwohl komme er aber wieder von der richtigen Spur ab, wenn er mit folgender Definition, welche ganz dem logischen, aber weder dem technischen criminalrechtlichen Begriffe, noch dem legislativen Bedürfnisse entspreche, schliesse: „Fälschung sey die rechtswidrige Vorbringung von Unwahrheiten durch Veränderung oder durch Hervorbringung eines Gegenstandes, welcher den täuschenden Schein des ächten oder eines anderen an sich trage.“ Indessen wurde doch auch nach der letzten

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Begriffsbestimmung der Milchverkäufer, welcher Wasser unter die Milch gießt, derjenige, welcher muffirenden Birnsaft für Champagner verkauft, und endlich derjenige, welcher Gewebe, in welchem sich ein Theil Baumwolle befindet, für leinene oder wollene Zeuge verkaufte, keiner Fälschung schuldig machen; da hier nicht durch die Hervorbringung der genannten Gegenstände die Unwahrheit vorgebracht wird, sondern erst durch das Ausgeben für das, was sie nicht sind, wie durch das Ausgeben des muffirenden Birnsaftes für Champagner oder des halbbaumwollenen Zeuges für rein leinenes, daher sich auch Rec. in der angeführten Schrift darüber ausgedrückt hat, die Fälschung bestehe in dem Hervorbringen von etwas Falschem. Soll dieses an und für sich als selbstständiges Verbrechen aufgefasst werden: so kann dieses nur dann geschehen, wenn ein bleibender objectiver falscher Erkenntnisgrund erzeugt worden ist, welcher nun durch sich selbst für die Zwecke des Handelnden wirkt.

Daher würde nach des Rec. Ansicht die Definition der Fälschung, Vorbringung von Unwahrheit durch Erzeugung eines bleibenden falschen objectiven Erkenntnisgrundes dieselben richtiger bezeichnet seyn, als durch die Definition des Vf. Denn man kann die Fälschung nicht bloß auf solche Gegenstände beschränken, welche als Grundlage der öffentlichen Treue gelten. Wer auch nur in rechtswidriger Absicht einen falschen Brief, worin er die Hand eines Anderen nachmachte, verfertigte und davon Gebrauch machte, würde sich der Fälschung schuldig machen, ohne daß hierauf die Definition des Vf. passte. Indessen würde unter der erwähnten Definition des Rec. auch der Fall, den der Vf. anführt, begriffen seyn, wenn ein Notar ein Testament oder einen Vertrag anders niederschrieb, als der Wille des Testators oder des Contrahenten ist. Mit Recht hat übrigens der Vf. wenigstens hier das Object der Rechtsverletzung, nicht wie bey dem Betrüge, auf Vermögensbeeinträchtigung beschränkt (S. 320). Der Vf. nimmt schon mit dem

Hervorbringen der gefälschten Sache die Fälschung als vollendet an, auch wenn ein Gebrauch noch gar nicht versucht worden ist; als Grund dafür giebt er an, daß die Hervorbringung der gefälschten Sache es in die Macht des Fälschers oder seiner Mitschuldigen oder dritter Personen stelle, in irgend einem gelegenen Zeitpunkt Gebrauch davon zu machen, und in manchen Fällen schon die bloße Existenz der gefälschten Sache ohne weiteres Verbrechen eine Rechtsverletzung bewirken könne; endlich sey in vielen Fällen die Auffindung gefälschter Gegenstände, z. B. falscher Banknoten, die beynahe untrügliche Anzeigung, daß ähnliche Effecten wirklich ausgegeben worden seyen, ohne daß es möglich wäre, dieses speciell nachzuweisen, besonders wenn eine freysinnige Procedur das inquisitorische Verfahren ausschloße. Auch die Gerechtigkeitstheorie werde nichts einzuwenden haben, daß eine Handlung, wodurch ein bleibendes, der Rechtssicherheit gefährliches täuschendes Merkmal, oder ein stets bereit liegendes Werkzeug des Betrugs (falsche Creditpapiere) gegen bestimmtes Verbot und in einer nothwendig bösen Absicht hervorgebracht würde, als ein wahres vollendetes Verbrechen erklärt und bestraft werde. Insbesondere würde in vielen Fällen die Verfälschung ächter Urkunden, nothwendig als vollendetes Verbrechen betrachtet werden müssen, insofern ein wahrer Erkenntnißgrund unwiderruflich dadurch vernichtet werde. Indessen muß doch trotz dieser vom Vf. angeführten Gründe Rec. bey seiner früher ausgesprochenen Ansicht stehen bleiben, wonach die Fälschung erst dann als vollendet anzunehmen ist, wenn von der gefälschten Sache Gebrauch gemacht worden ist. Denn dadurch, daß von der gefälschten Sache Gebrauch gemacht worden ist, wirkt sie erst selbstständig für die Zwecke des Handelnden, ohne daß eine weitere Thätigkeit von Seiten desselben erforderlich wäre. Erst alsdann ist das den Rechten Anderer Widersprechende zur wirklichen Existenz gekommen; das Anführen des Vf. aber, daß der Fälscher oder eine dritte Person, in sobald das Gefälschte hervorgebracht, zu jeder schicklichen Zeit davon Gebrauch machen könne, bezeugt ja gerade, daß der Vf. selbst der Ansicht ist, daß das den Rechten Anderer Widersprechende erst durch den Gebrauch zur Existenz kommt, daß also durch das Anfertigen der Sache nur ein nächster Versuch begründet wird. Die Gerechtigkeitstheorie hat daher allerdings gegründete Einwendungen dagegen

zu machen, wenn derjenige, welcher erst das stets bereit liegende Werkzeug des Betrugs (falsche Creditpapiere oder ein falsches Testament) hervorgebracht hat, gerade wie derjenige, welcher dasselbe schon wirklich angewendet hat, bestraft werden soll. Der Vf. meint, daß so lange das verfälschte Testament oder die verfälschten Creditpapiere noch in dem Pulte des Fälschers ruhen, noch Niemandes Rechte verletzt sind, und es noch von dem Willen des Fälschers abhängt, Gebrauch davon zu machen oder nicht, daß aber die Verfälschung ächter Urkunden in vielen Fällen nothwendig als vollendetes Verbrechen betrachtet werden müsse, ohne daß davon Gebrauch gemacht worden ist, indem dadurch ein Erkenntnißgrund unwiderruflich vernichtet worden. Dies ist ebenfalls unrichtig; denn wer eine auf ihn ausgestellte Schuldurkunde oder Quittung in der Art verändert, daß er die Zahl der bezahlten Summe in eine größere verwandelt, von dem hängt es immer noch ab, ob er von dieser Quittung oder Schuldurkunde Gebrauch machen will. Bevor dieses geschehen, ist das den Rechten des Anderen Widersprechende nicht zur vollständigen Existenz gelangt. Verfälschte aber Jemand die Urkunden eines Anderen, die sich nicht in seinem Gewahrsam befinden, z. B. A hat B eine Schuldurkunde von 1000 fl. ausgestellt; er begiebt sich zu B, benutzt dessen Abwesenheit aus dem Zimmer, um die Urkunde aufzufuchen und eine Null auszuradiren, so ist gerade schon durch die Fälschung selbst Gebrauch von der Urkunde gemacht, indem statt einer Schuldverschreibung von 1000 fl. nun die gefälschte von 100 fl. untergeschoben ist. Keinesweges ließe sich aber daraus, daß in manchen Fällen durch die Verfälschung selbst schon das den Rechten des Anderen Widersprechende, zur vollständigen Existenz Gebrachte, und daher das Verbrechen schon hierdurch als vollendet anzunehmen ist, schließen, daß auch in anderen Fällen, wo durch die Fälschung an und für sich noch das den Rechten Anderer zu keiner vollständigen Existenz gelangt ist, auch hier schon durch die Fälschung allein das Verbrechen als vollendet angenommen werden müsse. Am unhaltbarsten und der Gerechtigkeit am widersprechendsten ist endlich der Grund, daß in vielen Fällen die Auffindung gefälschter Gegenstände, z. B. falscher Banknoten, die untrügliche Anzeigung, daß ähnliche Effecten wirklich ausgegeben worden seyen, ohne daß es möglich wäre, dieses speciell nachzuweisen, besonders weil eine frey-

sinnige Procedur das inquisitorische Verfahren ausschliesse. Denn auf diesen Grundfatz würde der nächste Versuch schon deswegen wie das vollendete Verbrechen bestraft, weil man nach einem zur Auffindung der Wahrheit nicht geeigneten Verfahren (was der Vf. freysinnig nennt) häufig nicht ausmitteln könne, ob das Verbrechen vollendet sey oder nicht; und deswegen müsse man den, welcher das Verbrechen blofs versucht, mit demjenigen, welcher es vollendet, auf gleiche Stufe der Strafbarkeit stellen, d. h. man müsse auch schon den nächsten Versuch als vollendetes Verbrechen ansehen. Dieses erscheint aber auch aus dem Grunde verwerflich, weil hiernach derjenige, welcher eine falsche Urkunde gefertigt und dieselbe aus eigenem Antriebe wieder vernichtet hätte, gerade so gestraft werden müßte, als derjenige, welcher von derselben schon wirklichen Gebrauch gemacht hätte. Nicht allein dafs durch eine solche Gleichstellung eine Ungerechtigkeit begangen würde, so wäre dieselbe auch unpolitisch, da, wenn der Fälscher wüßte, dafs er durch seine Rückkehr auf die Bahn des Rechts nichts mehr gewinnen könne, dafs er demohngeachtet die volle gesetzliche Strafe verwirkt, er durch die Gesetzgebung selbst zur Vollendung des Verbrechens fortgerissen würde.

In dem *vierten Abschnitte* spricht der Vf., wie bereits bemerkt, von dem gerichtlichen Verfahren bey Fälschungen und Betrug, insbesondere über die Bedingungen eines einzuleitenden Strafverfahrens wegen Betrug und Fälschung, von Entscheidungen der Civilgerichte, welche für das Strafverfahren präjudiciell sind, dafs die Grundfätze des Civilprocesses nicht durch Mißbrauch der Criminaljustiz umgangen werden dürfen, wenn und wie ein Criminalverfahren präjudiciell für Civilstreitigkeiten sey.

Am Schluffe (S. 538 — 542) hat der Vf. die zwey neuesten Abhandlungen von *Günther* und *Mittermaier* angezeigt, welche ihm erst zu Gesichte gekommen, nachdem das Buch schon ausgearbeitet war. Dem ersten legt er keinen grossen wissenschaftlichen Werth bey, und glaubt, dafs *Günther* den wahren Geist der Lehre vom strafbaren Betrüge nicht aufgefaßt habe; besser urtheilt er über *Mittermaier's* Abhandlung in den neuen Annalen Bd. 6, No. 1. Jedoch hat Hr. *Efcher* die Ansichten dieses Rechtsgelehrten zuweilen unrichtig referirt. So sagt er: auch *Mittermaier* behaupte, dafs nur Schaden am Vermö-

gen wesentlich zum Thatbestand des strafbaren Betrugs gehöre (eine Ansicht, die, wie wir gesehen, *Efcher* in seinem Werke vertheidigt hat), während derselbe doch ausdrücklich an der von ihm angeführten Stelle sagt: „Nicht unbedeutende Gründe dürften dafür sprechen, nur dann den Betrug als strafbar zu erklären, wenn der Schaden das Vermögen betrifft, oder auf fremde Familienrechte oder auf die Ehe sich bezieht.“

Endlich kommen manche Wörter, die nicht ganz sprachrichtig sind, in dieser Abhandlung vor. So steht häufig desnah, dann Geschädigung, Schädigung, schädigen, statt Beschädigung, beschädigen, Entscheid statt Entscheidung, Verumständigung statt Umstände, und sie anerkennen, statt sie erkennen an, um ihn zu ledigen, statt um ihn zu befreyen, es übrig uns noch, statt es bleibt uns noch übrig. Auch der Gebrauch vieler fremden Wörter ohne Noth, als Rigorismus, Decision, Immenstät, Facilität, Restriction u. s. w. hätte vermieden werden sollen. Hiervon indessen abgesehen, ist die Abhandlung in gutem Deutsch geschrieben.

Druck und Papier sind sehr schön.

D. v. P.

G E S C H I C H T E.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg und Sohn: *Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV Johann von Norwegen und Schweden*. Herausgegeben von *Friedrich Carl von Strombeck*. *Vita in qua nihil excusandum. Tacitus*. 1841. XVIII u. 185 S. 8.

(Vgl. J. A. L. Z. 1841. No. 144. 145.)

Diese Mittheilungen sind in mehrfacher Hinsicht wichtig, und gleich bemerkenswerth dem Geschichtsforscher wie dem Staatsmanne. Der Herausgeber fand sich durch seine Reise nach Schweden und die dort eingegangenen Verbindungen vor Anderen zu einer solchen Arbeit berufen, und bringt uns Materialien dar, erheblich für die Geschichte Scandinaviens und den künftigen Biographen seines jetzigen höchst ausgezeichneten Beherrschers, und belehrend für einen Jeden, der die Erscheinungen der Gegenwart, den Conflict der Ansichten und Bestrebungen, und die Richtung des sogenannten Zeitgeistes nach ihrem Werthe und Erfolge würdigen will, oder darauf einzuwirken vermögend, oder doch beabsichtigt. Man findet hier die Grundzüge zu dem Bilde eines wahrhaft grossen Mannes,

und zu einer Vergleichung eines solchen mit einem bloß durch Willenskraft und Allseitigkeit großen Geiste, und fühlt sich erquickt, aus der Revolution und der Kaiserzeit Frankreichs und ihren Heroen einen guten Menschen hervorgegangen zu sehen, dem Menschenbeglückung über „*gloire*“ gegolten hat und gilt, der die Bürgerkrone dem Lorbeer vorzieht und lieber als Friedens-, denn als Kriegs-Fürst glänzt, obwohl auch in dieser Eigenschaft ausgezeichnet. Allein noch einen anderen, wohl größeren Werth bieten diese Memorabilien in der Belehrung dar, welche sie über den praktischen Werth der neuen Staatsformen und der unbefchränkten Pressfreyheit enthalten. Die Volksvertretung ist in Schweden, wie in Großbritannien, seit Jahrhunderten bestehend und mit den Gewohnheiten und Einrichtungen der Nation innigst verbunden, nicht also, gleichsam zum Versuche, durch Nachahmung des Auslandes einer im Wege der Revolution geschaffenen *tabula rasa* allererst eingetragen. Und dennoch zeigt sie sich sogar hier von ihrer bedenklichsten Seite, dem maasslosesten Demagogism förderlich, ja ihn heraufzuföhrend, nur unter kaum abwendbaren Umständen jede zweckmäßige Regierung hindernd, und ihren Bestand untergrabend. Und die Pressfreyheit, welche der Herausgeber als den edelsten Erwerb eines Volks bezeichnet, ergiebt sich hier, wo unüberwacht, als eine wahre Pandora-Büchse, wie zugleich das gepriesene Hülfsmittel, durch ausgezeichnete Schriftsteller denen der Opposition entgegen zu wirken, als unzureichend erscheint. Mag auch das ganze Treiben dieser Partey als unter der Maske der Menschen- und Vaterlands-Liebe verdeckte Selbstsucht, als ein mephistophelischer Gallicism aufgedeckt werden; so ist immer der Zweck erfüllt, Mißtrauen und Mißmuth zu erregen, und die Grundfeste jeder Regierung zu untergraben. Schweden zeigt sich erschüttert, Frankreich der Auflösung nahe gebracht, in England hebt der liberale Lord *Brougham* den Vorzug einer vernünftigen Censur heraus; aber es ist Mode und entspricht dem Zeitgeiste, jeder Böswilligkeit uneingeschränkter Spielraum zu eröffnen. Ein Glück, daß es noch Regierungen giebt, kräftig genug, diesem Feinde abwehrend entgegen zu treten!

Die hier gemachten Mittheilungen sind unter folgende Rubriken gebracht: „Die Politik des Königs“, in Anekdoten aus seinem Leben; sein „Unabhängigkeitsfinn“, auf gleiche Weise; alle wenig, oder gar noch unbekannt. „Schweden. Sein König. Seine Stände. Seine Sicher-

heit“, — in politischen Andeutungen. „Die in Antrag gebrachte Verfassungs-Veränderung in Schweden;“ Auszug aus einer in Schweden erschienenen Schrift. „Darstellung der Lage, in welcher sich Schwedens Bauernstand im Jahre 1809 befunden“, der Schwedischen Staatszeitung, März 1840, entnommen. „Rede des Königs in seinem Staatsrathe am 6 December 1838.“ „Rückblick auf die politischen Ereignisse im Jahre 1840 in Schweden“, aus dem Schwedischen. „Rede des Königs bey der Eröffnung des Reichstages am 6 December 1840.“ „Jetziger Standpunct der beabsichtigten Verbesserung von Schwedens Civil- und Criminal-Gesetzgebung;“ ein Aufsatz des Herausgebers. „Die Anklage der Schwedischen Minister“, dergleichen. Endlich „Rede des Königs bey dem Schlusse des Reichstages am 16 Juny 1841.“ Der Herausgeber wollte nur Beyträge zur Schilderung des Charakters und der Regierung des Königs liefern, Materialien für den Geschichtschreiber, und es gereicht diesen also nicht zum Vorwurf, daß sie sichtbar zum Lobe des Königs zusammengestellt sind, und eine Parteylichkeit für diesen darlegen. Wird hier ein großes Gewicht auf die Schonung des Schwedischen Heeres während des Befreyungskrieges vom J. 1813 gelegt, welche eben in jener Zeit dem damaligen Kronprinzen den Vorwurf einer zu lauen Mitwirkung zum allgemeinen Zwecke zugezogen hatte: so verdient nicht nur die zeitige Erschöpfung Schwedens an Menschen und pecuniären Mitteln, sondern auch erwogen zu werden, daß ein künftiger Rückhalt bey Stellung und Anwendung eines Heeres eine nothwendige und oft entscheidende Theilnahme gewährt. Daß die moralische Verderbnis in Schweden weniger, als in den südlichen Ländern eingegriffen, möchte nur mit Ausnahme des obersten Standes gelten. Denn schon längst war eine solche unter diesem verbreitet, und Französische Sitten, Cabalen, Bestechlichkeit, u. s. w. dort vor anderen Ländern einheimisch. Die gewisß bewundernswürthe Heilung Schwedens von den Wunden, die Königs Gustav IV Kriege ihm geschlagen, stehen doch nicht so einzig da. Man blicke nur auf die Vernichtung alles Wohlstandes, welche Preußen und Sachsen durch den Französischen Würgengel zu jener Zeit, 1806—1813, erfahren, und auf den jetzigen Zustand dieser Länder!

Die äußere Ausstattung dieses Buches ist dem in dieser Beziehung allgemein anerkannten Rufe der Verlagshandlung entsprechend.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

M E D I C I N.

FRANKFURT am Main, b. Sauerländer: *Beyträge zu der Lehre vom Leben.* Von Philipp Jacob Cretzschmar, Dr. Med. praktischem Arzt, Hebammenlehrer, d. z. Director der Senckenbergischen naturf. Gesellsch., Lehrer der Zoologie u. s. w. Erster Theil *Das materielle Leben.* 1840. LIV u. 466 S. gr. 8. (2 Thlr. 9 Gr.)

Wir haben hier das geistreiche Erzeugniß der langjährigen Forschungen eines anerkannt würdigen Denkers und Naturkündigers vor uns, welches neben so vieler unbedeutender Waare, die das literarische Feld überschwemmt, mit um so gewichtigerem Werthe in die kritische Waagschale fällt. Aber es fragt sich gerade bey diesem Werke, ob es überhaupt nur möglich sey, da eine Kritik walten zu lassen, wo diese einmal von einem noch höheren und umfassenderen Standpunkte ausgehen mußte, als der ist, welchen der Vf. selbst einnimmt, unter den hier obwaltenden Verhältnissen ein gewiß seltener Fall; dann aber auch wo der Beurtheiler die ganze Leistung in ihrer abgerundeten Vollendung vor sich haben sollte, was hier keinesweges statt findet, da von vier Bänden bis jetzt bloß der erste, einleitende vorliegt. Demnach wäre es jedenfalls ein großes Unrecht, diesen äusserst gediegenen Anfang des vielversprechenden Werkes bis zu dessen völliger Vollendung mit Stillschweigen übergehen zu wollen. Wir unternehmen es daher mit grossem Vergnügen, durch nachstehende Andeutungen des wesentlichsten Inhaltes, die Aufmerksamkeit aller Wissenschaftsfreunde dieser sehr werthvollen Erscheinung schon jetzt zuzuwenden.

Der Vf. beginnt S. I—XXI mit einem einleitenden Vorworte, durch welches er seine Leser zu dem Standpunkte hinzuleiten sucht, der nothwendig erfaßt werden muß.

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

den muß, um den hohen Werth des Geleisteten schon bey dem ersten Ueberblicke würdigen, um von dem Gegebenen auf das noch zu Erwartende schliessen zu können. Hier wird eine kurze Skizze des Gedankenganges genügen. — Mit dem ersten Erwachen der geistigen Thätigkeit des Menschen ward in ihm der Trieb rege, die Ursachen der Dinge zu erforschen, mit denen er in täglichem Verkehre lebte, dieß der Ursprung aller wissenschaftlichen Erkenntniß; wie sich aber dieser ursprüngliche Trieb später in stufenweiser Entfaltung zu unserm wirklichen Wissen ausgebildet, hierüber geschichtlich begründete Nachweise zu geben, bleibt eine sehr schwierige Aufgabe und nur ein einziges Mittel ist übrig, um über einen so wichtigen Gegenstand Aufschluß zu erlangen, nämlich die Untersuchung der Gliederung aller geistigen Eigenschaften und deren Entwicklung. Denn des Menschen Geist ist die eigenthümliche Macht, welche schon, ehe er derselben bewußt geworden, seine Vervollkommnung bewirkte, die geistige Entwicklung ist es, die die gesamte Menschheit im Verlaufe ihrer Geschichte offenbarte, und die sich noch in der Geschichte jedes Einzelnen, wie jedes Volkes, wiederholt. Der Vf. ging seit Jahren damit um, das Wesen des menschlichen Geistes vermöge der genauen Auffassung seiner Entwicklung zu erläutern. Die Offenbarungen des Wesens und der Eigenschaften des Geistes sind seine Werke, die Wissenschaften, und der einzige Zweck dieser selbst wieder ist, in ein Ganzes gefaßt, immer nur das Leben selbst mit seinen Eigenschaften. Aus diesen Auseinandersetzungen ergibt sich, wie richtig nicht nur der Vf. den Begriff des Lebens erfaßt hat, sondern auch wie weit umfassend die Aufgabe ist, welche er sich stellte, um diesen Begriff nach allen Seiten hin zu erläutern, da Alles in den Kreis der Untersuchung gezogen werden muß, was für die sinnliche und geistige Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen erreichbar ist.

Aus diesem Grund ward auch der bescheidene Titel „*Beyträge zur Lehre vom Leben*“ gewählt. Kann aber das Geheimniß des Lebens wirklich erforscht werden? Durch Forfchen nach einseitiger Richtung hin keineswegs, gewiß aber durch eine allseitige Auffassung. Denn der geheimnißvolle Schleyer deckt nicht die Natur, die sich durch ihre gesetzmäßigen Erscheinungen gern und sicher offenbart, sondern nur das Auge des vorurtheilsvollen Fragers, der sich zurückschrecken läßt durch des großen *Haller's* Motto: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffener Geist“ (findet hier durch den Vf. eine geistvolle Widerlegung). Es ist vielmehr des Menschen heilige Pflicht, dieses Eindringen in die Natur nach Kräften zu versuchen und darnach zu streben, daß er seine geistigen Eigenschaften kennen lerne. Der Vf. glaubt sich aber vor Allem verpflichtet, den eigenen Weg anzugeben, welchen er gegangen und wir erhalten so eine äußerst anziehende *Geschichtliche Darstellung der Umstände, welche ihn zur Bearbeitung dieses Werkes veranlaßt haben* (S. XXI—XLVIII). Es muß diese Darlegung eine in jeder Art musterhafte genannt werden, denn sie giebt auf der einen Seite interessante Aufschlüsse über den Lebens- und Bildungs-Gang des Vf. selbst, berichtet uns von dessen äußeren Schicksalen, seinen Feldzügen nach Oesterreich, Spanien, Frankreich u. s. w., von seiner Niederlassung in Frankfurt, Anstellung als Lehrer der Anatomie und Zoologie am Senckenbergischen Institute und von der Stiftung der naturforschenden Gesellschaft, belehrt uns über seine geistige Ausbildung unter *Schelling* und *Reil*, namentlich aber über seinen Hang zur Naturforschung. Dieser letzte wurde Veranlassung, daß sich *C.* namentlich mit der bisher vernachlässigten Geschichte der Hausthiere und besonders mit der Frage beschäftigte, wodurch der Mensch die Zähmung der Thiere erwirkt hatte. Diese Frage führte ihn zunächst wieder auf die nähere Untersuchung des Seelenzustandes der Thiere, auf den geistigen Einfluß, welchen der menschliche Geist auf dieselbe ausübt, und auf die Betrachtung des gegenseitigen Verhaltens des Geistes und der Seele, ferner auf das Pflanzenleben, auf die physikalischen Kräfte, und so gelangte er endlich zu der Wahrheit, daß die Wirkungen der körperlosen Wesen ohne vermittelnden Körper unmöglich seyen, und daß wir alle auf unserem Planeten thätigen körperlosen Wesen in dem Menschen vereint finden.

Mit dieser Erkenntniß und zugleich mit der, daß eine Trennung der Lebensträger in organische und unorganische unnötig sey, stellte sich immer sicherer und klarer der Hauptgrundsatz heraus, daß das Leben ein Ganzes ist. — Auf der anderen Seite aber ist diese Darstellung des Vfs. um so wichtiger und um so mehr ein integrierender Theil des Ganzen, als sie uns schon jetzt den Gang seiner späteren analytischen Untersuchungen in genetischen Grundzügen vorbildet. Derselben folgen unter der Ueberschrift: *Kritik* (S. XLIX—LI) Bekenntnisse des Vf. über sein subjectives Verhalten zu den Leistungen anderer Forfcher, sowie dessen gerechter Wunsch, ein entscheidendes Urtheil über den Werth seines Werkes bis zu dessen Vollendung noch zu versparen, indem alle aufgestellten Sätze in einem unzertrennbaren Zusammenhange stehen, einzelnen derselben aber, aus diesem herausgenommen, leicht irthümliche Grundsätze unterlegt werden könnten.

Allgemeine Begriffe von dem Leben. Das erste Capitel S. 3 und 4 enthält die Hauptätze, aus denen alle weiteren Betrachtungen abgeleitet, auf welche dieselben am Ende wieder zurückgeführt werden. Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender: Das Leben ist ein Ganzes, welches den Grund seiner Erscheinung in sich enthält. Die Erscheinung ist die Offenbarung, die für unsere geistige und sinnliche Auffassung wahrnehmbare Aeußerung des Lebens. Die geistige Wahrnehmung desselben führt zu dem Begriffe des Ganzen des Lebens, die sinnliche bietet uns den Begriff des individuellen Lebens. Die vereinzelt erschienenen sind nur Theile des Lebens selbst als individuelle Lebensäußerungen. Nach ihren Grundursachen und ihren Besonderheiten aufgefaßt und durch geistige Wahrnehmung zu einem Ganzen verbunden, geben sie den Begriff des Lebens als eines Ganzen. Alles, was ist, lebt. *Zweytes Capitel.* *Von dem Plane, nach welchem die Betrachtungen geordnet sind*, S. 5—16. Da jede Lebenserscheinung eigentlich eine besondere Eigenschaft des Lebens darstellt, so sollen zunächst diese in gegliederter Darstellung mit einander verglichen, und die letzten Gründe, welche mehrere derselben mit einander gemein haben, die *Lebensprincipe* in den einzelnen Lebensträgern aufgefucht werden und zwar nach analytischer Weise. Dabey werden nicht nur Analogieen zur Hülfe gezogen, sondern die Naturgesetze als positive Lehren zur Grundlage genommen. *Drittes*

Capitel. Eintheilung des Gegenstandes der Betrachtung, S. 17 — 34. Das allgemeinste Erkenntniß unterscheidet an jedem Lebensträger: 1) das Körperliche, die Materie als sinnlich wahrnehmbar, und 2) das Körperlose, als nur in seinen Wirkungen erkennbar. Beide sind nie isolirt, sondern erzeugen nur durch ihre Vereinigung das Leben. Das Körperliche wird nun betrachtet: a) dem Stoffe, b) den Theilchen und c) der Gestalt nach, und bezeichnet als Planetares, Kosmisches und Planetar-Kosmisches. In Bezug auf das Körperlose wird gezeigt, wie Theurgie, Theosophie, Pneumatologie als Bestrebungen, die Natur körperloser Wesen zu ergründen, zwar die Lehre von den Lebensbegriffen förderten, sie aber auch mit Irrthümern überhäufte, wie später auch die Naturphilosophie die Bilder verwirrte, und wie es erst den Fortschritten der Physik gelang, die Erkenntniß von den Naturkräften zu beleben, und zu beweisen, daß auch die Materie nichts Todtes sey. Die planetarisch körperlosen Wesen theilen sich in vier Typen: das materielle, das pflanzliche, das thierische und das Menschen-Leben. Die Wirkungen aber, welche die körperlosen Wesen, oder die Lebensprincipe mit einander gemein haben, sind: 1) daß alle an die Materie geknüpft vorkommen; 2) daß alle sich mit der Gestalt individualisiren, welche sie der Materie einverleiben; 3) daß alle in ununterbrochener Wechselwirkung mit einander stehen, insofern sie durch die individualisirten Lebensträger mit einander in Berührung kommen; 4) sie übertragen sich von einem Lebensträger auf den anderen.

Der Vf. wendet sich nun zur näheren Betrachtung des *materiellen Lebens* selbst, und handelt im *vierten Capitel, S. 45 — 53; von den Kräften, den körperlosen Wesen, welche das Leben in der Materie erwirken*, im Allgemeinen. Der neueren Zeit war es vorbehalten, die lange und strenge festgehaltene Trennung der Organischen von dem Unorganischen, als eine dem Begriffe des allgemein verbreiteten Lebens nicht entsprechende aufzuheben (so namentlich auch *Klencke*), unser Verfasser läßt aber richtiger dennoch einen Unterschied gelten, ohne deshalb dem sogenannten Unorganischen das Leben gänzlich abzusprechen. Er sagt in dieser Beziehung: die Materie, als unorganische Körperlichkeit aufgefaßt, lebt so gut, wie die Körper mit Organen, aber die Lebenserscheinungen der Materie sind verschieden von denen der organischen Lebens-

träger, sowie die körperlosen Wesen, welche beide als Lebensprincipe beleben. Diejenigen nun, welche die Materie in Activität setzen, heißen *Kräfte*, und mit diesem Ausdrucke bezeichnet man jedes die Materie belebende körperlose Wesen, welches den Grund seiner Thätigkeit in sich selbst hat. Bey dieser gegebenen Erklärung des Begriffes „Kraft“ könnte nur die angenommene Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit derselben Zweifel erregen; allein dieselben werden hier durch einleuchtende Gründe möglichst beseitigt. *Fünftes Capitel, S. 54 — 66. Von den Lebensprocessen, welche in der Materie Statt haben.* Die Vorgänge und Verrichtungen in der Materie sind meistens chemischer Art. Denn 1) ist sie einer nicht endigenden chemischen Zerfetzung unterworfen, aber jedes Moment des Zerfallens ist auch von einer neuen Gestaltung begleitet. Dasselbe findet sich auch in den höheren organischen Lebenstypen wieder, nur in größerer Vollkommenheit als Verdauung. 2) Die elastisch-flüssigen und elastisch-luftigen Körper vollziehen, soweit sie sich gegenseitig berühren, einen Austausch einzelner Bestandtheile. Dieser geht hier unmittelbar von Statte, während er bey den organisirten Lebensträgern durch bestimmte Organe vermittelt wird, und den Athmungsproceß darstellt. 3) Alle planetarisch festen Körper sind durch den Act der Wahlverwandtschaft aus elastischen Flüssigkeiten entstanden, werden in letzten aufgelöst erhalten, ein Lebensproceß, welcher als der uranfängliche Typus aller Zeugung erscheint. So weit die Auseinanderfetzung der allgemeinen Begriffe, denen nun die nähere Betrachtung der Kräfte und ihrer Verrichtungen als Bestätigung und Erläuterung der ausgesprochenen Grundansicht erfolgt. *Sechstes Capitel, S. 66 — 69. Von den Kräften insbesondere.* Sie werden eingetheilt in die bindende, die bewegende, die fühlende und die tönende Kraft. Jede von ihnen ist eine Urkraft. Die Erscheinungen des materiellen Lebens sind Wirkungen dieser Urkräfte und durch deren nähere Betrachtung wird nicht nur die Vergleichung aller anderen planetaren Lebensprincipe mit jenen sehr erleichtert, sondern auch die Darstellung ihrer natürlichen Stufenfolge möglich gemacht. Wenn nämlich für die Verrichtungen, welche im Organischen als Verdauung, Athmung und Zeugung vorkommen, sich auch in der Materie analoge Lebensproceße auffinden lassen, so können dann in natürlicher Parallele die

gleichartigen Lebensäußerungen der verschiedenen körperlosen Wesen auf jeder Stufe der Vervollkommnung ihrer Typen an einander gereiht werden, und es kann sich zeigen, wie die Urprincipien des planetarischen Lebens und die Urkraft der Materie auch in dem vollkommensten Lebensträger so vorhanden ist, daß sich in diesem alle Typen der körperlosen Wesen vereinigt finden. *Siebentes Capitel*, S. 70—106. *Von der bindenden (gestaltenden) Kraft*. Die Materie, sey es nun in elastisch-flüssigen oder luftartigen (Urtypen) oder in festen, in planetarischen, oder kosmischen Körpern, war von allen Zeiten her körperlich gestaltet, und dies allein durch die bindende Kraft; jede Gestaltung und Erhaltung in der Gestalt der Materie aber ist ein wirklicher Lebensact. Wird das quantitative Verhältniß der bindenden Kraft geändert, so entsteht eine Umgestaltung, während welcher jedoch immer jene unbegrenzt thätig bleibt; sie ist ein die ganze Materie belebendes, ein urgestaltendes Princip, eine Urkraft, welche den Grund aller von ihr ausgehenden Wirkungen in sich enthält, sie ist ein Theil von dem Ganzen des Lebens. Nach diesen Andeutungen des Wesens der bindenden Kraft werden ihre Aeußerungen und ihre Bedeutung ausführlich weiter erörtert und dabey die Begriffe von Cohäsion, Ruhe, Trägheit, Tod, Attraction, Leitung, Gravitation, magnetischer Strömung näher erläutert und festgesetzt. *Achtes Capitel*, S. 107—241. *Von der bewegenden Kraft*. Nach näherer Bezeichnung des Wesens dieser Kraft als eines allen Theilen der Materie inwohnenden, körperlosen, welches den Grund aller von ihm ausgehenden Thätigkeit, sowie aller Erscheinungen, die sich auf sein Wirken zurückführen lassen, in sich selbst enthält, wird wieder näher auf die besonderen Aeußerungsweisen derselben eingegangen. Wirkte die bindende Kraft vorzugsweise in den festen Körpern, so entfaltet die bewegende ihre Thätigkeit ganz besonders in den elastisch-flüssigen, dabey aber ist die Wirksamkeit beider größtentheils eine gegenseitig entgegengesetzte. So werden nun die Erscheinungen der Mischung, Auflösung, Verdunstung, Ortsbewegung und des Electricismus einer näheren Betrachtung gewürdigt. Die eingeflochtenen höchst interessanten ausführlichen und gründlichen Untersuchungen über die Selbstbewegung der Sonnenstäubchen, welche in der Luft schweben, über die Rotationsbewegungen kleiner Theilchen im Wasser, über die Bewe-

gung der Planeten um die Sonne und um ihre eigene Axe, über Ebbe und Fluth, geben schöne Belege für den tiefen Forscher, und die Meisterschaft des Vfs. *Neuntes Capitel*, S. 242—382. *Von der fühlenden Kraft*. Zunächst hat der Vf. die Benennung dieser Kraft selbst zu rechtfertigen gesucht. Die Eigenschaft der organischen Wesen zu fühlen, muß auch im materiellen Leben ihren Repräsentanten finden, und so wurde für die wesentlich analogen Erscheinungen an der Materie derselbe Ausdruck, nur in erweiterter Bedeutung beybehalten. Gewöhnlich versteht man darunter nur das bewusste Wahrnehmen, aber nicht mit vollem Rechte, denn es giebt auch im Thierleben Zustände, in denen ein nicht zum Bewusstseyn kommendes Fühlen Statt findet. Im Reiche der Materie aber bezeichnet die Fühlkraft hauptsächlich die eigenthümliche absolute Temperatur. Mit nicht minder gehaltvoller Ausführlichkeit, wie im vorhergehenden Capitel, verbreitet sich der Vf. hier über den Wechsel und die Ausgleichung der Temperatur, über das Leuchten und Ausströmen des Lichtes, über Lichterscheinungen, Leuchten der Weltkörper und die Wirkungen desselben, Sonnenlicht und Sonnenmaterie, über den Verbrennungsprocess. *Zehntes Capitel*, S. 382—465. *Von der tönenden Kraft*. Hier werden nun zunächst die Gründe genügend und mit Scharffinn erörtert, warum die tönende Kraft als eine eigenthümliche, selbstständige und nicht etwa als eine von der bewegenden abhängige zu betrachten sey, die sich bey jedem durch die bindende, bewegende und fühlende bewirkten Lebensact äußert; es wird nachgewiesen, daß vermöge dieser ihnen inwohnenden tönenden Kraft alle Theilchen der Materie tönen, und dann weitere Untersuchung über das quantitative Tönen, über die Schwingungen, Schwingungsknoten und Fortpflanzung des Tones, über das Echo und über das qualitative Tönen, die Stimmlaute gepflogen. — Auf der letzten (466) Seite sind die Betrachtungen über das Wesen der selbstständigen Kräfte mit dem aus jenen hervorgehenden Schlusssatze beendigt: daß die Materie des ganzen Weltalls, von den näher erörterten vier Urkräften durchdrungen, lebe, und daß jene ein Theil des All-Lebens seyen, welches ein Ganzes ist, und den Grund seiner Erscheinungen in sich enthält.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

M E D I C I N.

FRANKFURT am Main, b. Sauerländer: *Beiträge zu der Lehre vom Leben.* Von Philipp Jacob Cretzschmar u. s. w.

(Beschluss der im vortgen Stücke abgebrochenen Recension.)

So weit die nur oberflächlichen Andeutungen über den Inhalt eines Buches, das neben einem Schatz von Gelehrsamkeit und gründlicher Tiefe seiner Forschungen, welche in demselben in großem Masse angehäuft sind, durch den lichtvollen und anziehenden Vortrag geläuterter geistreicher Ansichten mächtig anspricht, und Jedem einen unverholenen Beyfall entlocken und Jeden befriedigen wird, der dem gewöhnlichen gleisenden Schlendrian abgewendet, sich gern damit befasst, die Spuren der Wahrheit im Gebiete des Wissens und Glaubens vorurtheilsfrey zu verfolgen. So möge nicht nur der Arzt und Naturforscher, sondern jeder Wissenschaftsfreund, ja jeder Gebildete das Werk mit der getrosten Erwartung zur Hand nehmen, dass ihm dasselbe manches nähere Verständniß über Dinge eröffnen werde, die Keinem fremd bleiben sollten. Die Aufgabe des Vfs., das stellt sich durch diesen ersten Band schon heraus, ist eine gewaltige, viel umfassende, so wie er sie zu lösen begonnen und weiterhin lösen wird, aber auch ganz des belohnenden Preises würdige. Er giebt uns hier eigentlich nur einen Vorschmack, eine Vorarbeit, die Vordersätze für die weiteren Folgerungen, und dennoch bilden auch diese bereits ein besonderes Ganzes für sich, das von hohem Werthe ist. Jedenfalls bleibt die Leistung eine ganz originelle, deshalb um so größeres Interesse erregende. Trotz aller Bereicherungen, welche die Physiologie fortwährend durch die Anatomie, Physik, Chemie u. s. w. erfährt, wurde doch immer nur deren Außenseite cultivirt, wird nur den Phänomenen beson-

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

deres Augenmerk zugewendet, während man es vermeidet, oder sich scheut, der Quelle der Erscheinungen selbst mehr nachzugehen, das Wie und Warum, welches zwischen Ursache und Wirkung liegt, gründlicher aufzufassen, während man es nicht wagt, einen prüfenden Blick über den bisher angenommenen Ursprung hinauszuweisen zu lassen. So wird die Wissenschaft mit Negativem überhäuft, und das Gewonnene zu einem todten Aggregate unklarer Thatfachen, dem der belebende Hauch des inneren Zusammenhanges fehlt. Anders gestaltet sich dieß Alles unter der kunstgerechten Hand unseres würdigen Vf., dessen lobenswerthes Streben dahin geht, uns auf dem Wege einer klaren Speculation in logisch-richtigem einfachem Gang zu positiven Grundlagen zu führen, und dessen Bemühen erzwengt, einfache Lebensprincipe als sicheren Grund aller Ursachen und Wirkungen aufzufuchen. Befremden, sogar abstoßend berühren möchte es dabey vielleicht Diesen oder Jenen, dass hier die Lebensprincipe vorläufig als selbstständige und selbstthätige Urkräfte dargestellt sind aufser allem Zusammenhange mit der Gottheit, gleichsam als bestehe ein Weltall aufser und neben Gott, und wir sind sicher, von mancher Seite her die Frage zu vernehmen, warum dieser Aufwand von Mühe und Fleiß, um zu beweisen, dass die Materie, dass die Wesen selbst leben, während es so leicht gewesen wäre, zu sagen, Alles wird durch die Gottheit belebt. Wir sind überzeugt, dass Mancher der gediegenen Leistung des Vf. schon jetzt volleres und unbedingteres Lob spenden würde, wenn sich derselbe vor Allen zu der einzigen Urkraft, von der alle Kräfte ausstrahlen, in der sich alle concentriren, erhoben hätte, oder von ihr ausgegangen wäre. Allein mögen solche vor Allem bedenken, dass sie hier keine Wiederholung oft nachgebeteter Ansichten und Maximen vor sich haben, sondern den ersten Anfang eines originellen tiefgedachten Geistesproductes, wel-

ches von Allem zu handeln bestimmt ist, was mit dem Begriffe des Lebens nur in irgend einer Berührung steht, und dafs im weiteren Verlaufe der analytischen Untersuchungen auch das richtige und wahre Verhältnifs der Wesen, Naturkräfte und des Weltalls zu Gott seine hinreichende und gewifs genügende, vielleicht sogar auf überraschende Weise befriedigende Erörterung finden werde. Wir wollen daher mit gespannter Erwartung, aber vorläufig suspendirtem Urtheile der vielversprechenden Fortsetzung eines Werkes entgegenharren, welches uns eine die trüben Nebel der Verflachung zerstreuende Morgenröthe in der Wissenschaft zu verheiffen im Stande ist.

Die äufsere Ausstattung befriedigt alle Ansprüche.
F. R.r.

BRUNNENSCHRIFTEN.

BAMBERG, in dem literarisch-artifitischen Institute:
Die Heilquellen in Griechenland. Beschreibung der Heilquellen von Patradgik, Aidipso und den Thermopylen. Von Dr. *Landerer*, Hofapotheker Sr. M. des Königs Otto zu Athen. 1837. IV u. 33 S. kl. 8. (6 Gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1839. No. 84.]

Ein fast in keiner Beziehung befriedigendes Schriftchen über drey der interessantesten Schwefelthermen Griechenlands.

I. *Die Schwefelquelle bey Patradgik (Hypate)* entspringt *siedendheifs* (?) aus dem Centrum (Crater) eines durch vulcanische Emporhebung entstandenen Hügels kochend und schäumend, begleitet von lebhafter Gasentwicklung, und ergiefst sich — einem Strome (?) gleich — in ein craterförmiges Bassin, das zu gleicher Zeit von den Badenden als Badeplatz benutzt wird. Er zeigt eine Tiefe von 4—6—8—10 Fufs und eine Breite von 30—40 Fufs. Spuren alter Bassin-Fassungen lassen sich erkennen. Die Wärme des Thermal-Wassers variirt nach der Tiefe des Wassers, so dafs sich in der Peripherie 23° R., in dem Centrum 38—40° R. und im Durchschnitt 29° R. ergab. Ist dies eine kochende, *siedendheifse* Temperatur? Der Geschmack dieser Therme soll sehr angenehm säuerlich pikelnd, leicht salzig seyn. In 16 Unzen sind enthalten: Salzsaure Soda 48,000; salzsaure Kalk 3,540; schwefelsaure Talkerde 12,800; kohlenfaure Kalkerde

5,20; schwefelsaure Kalkerde 2,430; hydrojodsaure und hydrobromsaure Verbindungen 1,900; Kieselerde 2,000; Extractivstoff, Theiothermine; kohlenfaures Gas 14 Cubikzoll; Schwefelwasserstoffgas 21 Cubikzoll. Dem Vf. zufolge behauptet diese Quelle durch die Reichhaltigkeit der wirksamen Bestandtheile gewifs (!) den ersten Rang unter allen Heilquellen Europa's; daher zählt er auch alle möglichen Krankheiten auf, gegen die sie wirksam seyn soll. Auf dem Grunde des Bassins befindet sich eine dicke, schlammartige, stark nach Schwefelwasserstoff riechende, thonhaltige Masse, welche zu Schwefelschlambädern angewendet werden kann. Badanstanalten bestehen noch nicht.

II. *Die Heilquellen von Aidipso* auf der Insel Euboea sprudeln auf einem 100 Fufs über der Meeresfläche hohen Hügel an vielen Plätzen empor. Der Hügel gehört der Kalkformation an, und ist der Herd des verborgenen und noch in voller Thätigkeit begriffenen vulcanischen Feuers. Diese Thermen wurden schon im Alterthume häufig benutzt. Ihre Temperatur beträgt zwischen 38° R. bis 72° R. Die Bestandtheile sind dieselben, wie bey der obigen, nur in etwas veränderten Mengeverhältniffen.

III. *Die heifsen Quellen an den Thermopylen* entspringen mit einer Temperatur von 52° R. aus mehreren Spalten aus Kalksteinabhängen des Berges Beta hervor. Sie enthalten schwefelsaure Bittererde, Soda und Kalkerde, kohlenfaure Kalkerde, salzsaure Talkerde, Soda, Kieselerde, Extractivstoff, kohlenfaures Gas, Schwefelwasserstoffgas.

Uebrigens verdienen diese Quellen eine gründliche geognostische, chemische und medicinische Untersuchung.
C.

ALTONA, b. Aue: *Das Wilhelminen-Seebad auf der Insel Föln in der Nordsee, in seinem gegenwärtigen Zustande*, von Dr. *H. F. Borghoff*, prakt. Arzte dafelbst. 1837. 80 S. kl. 8. (12 Gr.)

Das Ziel, das sich der Vf. bey Herausgabe vorliegenden Schriftchens steckte, war, das Publicum eines Theils mit den herrlichen Beweisen der Wirksamkeit dieses Seebades, durch angeführte specielle Krankheitsgeschichten, so wie auch mit den Verbesserungen und Verschönerungen, bekannt zu machen; anderen Theils auch den Besuchern eines Seebades, insbeson-

dere den dieses Bad Befuchenden eine Anleitung an die Hand zu geben, das Bad zweckmäfsig zu gebrauchen. Demnach handelt er I) von der Badeanstalt, wie sie jetzt besteht; II) von der Anleitung zum richtigen und zweckmäfsigen Gebrauch des Seebades; und III) von der Darstellung der Krankheiten, gegen die sich das Seebad nach bisherigen Erfahrungen besonders wirksam gezeigt hat, nebst Aushebung einiger specieller Fälle, wo der Gebrauch des Wilhelminen-Seebades sich sehr wirksam zeigt. Der *Anhang* enthält die Reglements und Taxen bey dieser Anstalt, und erscheint uns als der Hauptpunct; denn wie das Seebad wirke, wie man es gebrauchen solle — über diese Puncte besitzen wir bereits eine Masse von Büchern. Eine neue wissenschaftliche Seite aber hat der Vf. seinem Gegenstande nicht abzugewinnen gewußt.

C.

ZÜRICH, b. Schultheß: *Die Mineralquellen von Baden im Canton Aargau*. In chemisch-physikalischer Beziehung beschrieben von *Carl Loewig*, Dr. der Medicin und Philosophie, Professor der Chemie an der Universität und an der oberen Industrieschule in Zürich. 1837. XII u. 227 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Auch mit dem Titel:

Ueber die Bestandtheile und Entstehung der Mineralquellen. Eine naturwissenschaftliche Abhandlung von *C. Loewig* u. s. f.

Diese Schrift hat bereits die verdiente Anerkennung erhalten. Ihr Vf. tritt in derselben den Naturforschern und Aerzten, welche in den Mineralquellen etwas mystisch-Pictistisches finden wollen, ziemlich schroff entgegen. Er ging von der Ansicht aus, daß der gebildete Arzt, wenn er die Wirksamkeit eines Mineralwassers gründlich beurtheilen wolle, nicht allein die genaueste Kenntniß von den Bestandtheilen des Wassers besitzen, sondern überhaupt mit allen physikalisch-chemischen Verhältnissen bekannt seyn müsse, welche auf irgend eine Weise mit der Heilquelle in Verbindung stehen. Daher stellte er Alles zusammen, was in genannten Beziehungen von Wichtigkeit seyn kann. Und obchon die Schrift zunächst auf die Mineralquellen von Baden berechnet ist, so hielt er doch die Behandlung des Gegenstandes so allgemein, als

möglich. Dieß „über die Bestandtheile der Mineralwasser“ bildet die erste Abtheilung, die zweyte Abtheilung beschäftigt sich mit „der Entstehung der Mineralquellen.“ Er berücksichtigte hier ein allgemein gebildetes Publicum; ohne die rein wissenschaftliche Sprache aufzugeben, suchte er die Entstehung der Mineralquellen auf eine allgemein verständliche Weise zu entwickeln.

Wir können nur wünschen, daß diese Schrift die allgemeinste Verbreitung erhalte. Sie bringt alle Puncte zur Sprache, welche die Mineralquellen und vorzüglich die Thermen in physischer, chemischer und geognostischer Beziehung betreffen.

C.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Novellettenbuch von L. Mühlbach*. 1 Theil. 1841. 246 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Zwölf Novelletten, in welchen viel gemurmelt und gezischelt wird, doch fehlt es auch nicht an leidenschaftlichen Brutalitäten, an Mord und Todtschlag verschiedener Art, so daß eine gewisse Ueberredung oder Selbstüberwindung dazu gehört, zu glauben, diese Dichtungen seyen einer weiblichen Feder entfloßen.

Eine eben so geistreiche als mildgesinnte Dame ging neulich einen Kritiker mit der Bitte an: „Schenken Sie wo möglich die Frauen, die schriftstellernden nämlich, denen es ja im Allgemeinen so wahrhaft übel ergeht, und zwar in der That größtentheils unverschuldet. Sind denn die Mehrzahl derselben nicht nur Opfer der literarischen Epidemie unserer Zeit? Nicht jedes Individuum, das von dieser Epidemie ergriffen wird, ist geeignet, in der Krisis, die sie bewirkt, Erscheinungen zu Tage zu fördern, welche eine Krankheitsfolge zu Kunstgestaltungen ausprägten. Ferner: arbeitet denn die Erziehungs-Methode, auch der weiblichen Jugend, nicht eifrig darauf hin, diese federfertig zu machen? Wenn sie das, was sie gelehrt wird, nur geschickt zu Papier zu bringen weiß, so ist Alles erreicht, was der ihr gegebene Unterricht beabsichtigt. Und diese ihr anerzogene Geschicklichkeit sollte nicht zu ihrer Verführerin werden, sich öffentlich damit zu zeigen und hervorzuthun? — Wo sucht man heute noch den still verborgenen Schmuck edler Weiblichkeit, da Oeffentlichkeit, das Auslegen jedes natürlichen oder

erkünstelten Reizes das Gesetz der Mode, des Zeitgeschmackes ist? Es huldigt, fortgerissen von der gewaltigen Strömung, ihm Jede, wie es eben ihre Individualität gestattet.“

Bezwungen von dieser so milden, als auf Resultate gegründeten Ansicht, legt Rec. keine Hand an die hier angezeigten Novelletten, erlaubt allerhöchstens sich den frommen Seufzer: „Ach! erstes Bändchen!“ und zweifelt auch nicht, daß, bey der sich täglich mehrenden Zahl der Leser aus allen Ständen, sie deren genug finden und auch befriedigen werden.

Die äußere Ausstattung ist, wie wir schon von dem Verleger gewohnt sind, gut.

W.

NÜRNBERG, in der Raw'schen Buchhandlung: *Lichter und Schatten aus dem Schottischen Leben* von Arthur Austin. Aus dem Englischen übersetzt von Auguste Teschner, Verfasserin der Grundsätze über Mädchen-Erziehung, und Vorsteherin einer Erziehungs-Anstalt zu Waldenburg in Schlesien. 1841. 143 S. 8.

Ein frommes, ungemein wohlgemeintes Büchlein. Ein Volk, welches zwischen seine Kreidestellen und in seine Moräste gedrückt, dem stolzen Bewohner reicher, der Cultur fähiger und bereits theilhaftiger Länder, wie der saft- und farblose Pilz erscheinen mag, der dem magersten Boden entspross, wird hier in acht einfachen Bildern von einer Gemüthsseite geschildert, welche unverwöhnte Leser mit Liebe und Freude an demselben erfüllen muß. Der Jugend besonders möchten diese Erzählungen zu empfehlen seyn. Begebenheiten, in denen die Aengste des Lebens sich sanft lösen, in denen ein kindliches Gottvertrauen der Faden ist, der auch aus Labyrinthen zu führen vermag, müssen junge Gemüther sanft anregen und weit ab vom Wohlgefallen an jenen Geist und Herz tödtenden Räuber- und Schauer-Romanen führen. Auch in den von besorgten Regierungen jetzt angelegten Leseanstalten auf Dörfern sollten diese Erzählungen nicht fehlen. Will und soll auch das Landvolk seinen Theil Romantik haben, so möchte der hier gebotene milde, gleich-

sam unter Gottes Augen sich gestaltende der ihm wünschenswerthe seyn.

Auch äußerlich erhielt dieß Büchlein den Uebergang der Anständigkeit, die sein Inhalt in das Leben unverwöhnter Leser tragen soll.

W.

LEIPZIG, in der Festschen Verlagsbuchhandlung: *Conversations-Abende im Salon der Gräfin von S****. Herausgegeben von C. Herlofsfohn. 1841. Erster Theil II u. 254, Zweyter Theil 248 S. 8.

Nicht immer bezeichnet der Titel eines Buches den Charakter desselben so entschieden, wie der des vorliegenden. Es enthält kurze Erzählungen, Gedichte, Reflexionen, wie sie geeignet seyn müssen, um eine stockende Unterhaltung zu beleben. Es sind Stunden-Blumen, ein Hauch erzeugt, ein Hauch verweht sie und ihre Stätte wird nicht mehr gefunden, aber sie haben ihren Zweck erfüllt. Ihre Tendenz ist meist sittlich, wie es sich für einen anständigen Salon gebührt. Die Sprache, in welcher sie vorgetragen werden, ist fließend, leicht, blumig, doch bisweilen zu gesucht, was die gefällige Wirkung stören möchte. Theilweise möchte man die eingestreuten Dichtungen für Improvisationen halten, einige sind jedoch auch unter ihnen mehr reflectirend, als harmlos singend. In *des Sängers Beichte* wird wohl mancher Dichter einstimmend mitklagen:

„Oft möcht' ich meinen Federkiel zersplittern,
Mißmuthig von mir werfen Tinte, Stift,
Und möchte wild das Blatt Papier zerknittern,
Wenn es so drückend meine Seele trifft:
Daß leider, was in unserm Busen waltet,
Zur Hälfte kaum in Worten sich entfaltet.

Es wogt in mir ein Liedermeer von Liebe,
Und namenlos erfaßt mich Sangesdrang,
Und doch, wie stimmt es meine Harfe trübe,
Haucht sie doch kaum des inn'ren Echo's Klang.
Ich tauche in ein Meer, die Fluth zu fassen,
Und fühl' am Ufer mich von ihr verlassen.“ u. s. w.

Die äußere Ausstattung des Buches, welchem wir recht viele Leser wünschen, ist sehr gut.

W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

T O P O G R A P H I E.

STOCKHOLM, b. Norstedt u. S.: *Manuel des Voyageurs qui visitent le château royal de Gripsholm.* 1836. 71 S. kl. 8.

Bekanntlich gilt das königliche Schloß *Gripsholm* für das erste seiner Art in Schweden. Nicht bloß durch die vielen Denkmäler des Alterthums und die reichen Kunstsammlungen, welche dasselbe bewahrt, sondern schon seiner antiken und großartigen Bauform wegen empfiehlt es sich jedem Reisenden, der jene Gegend besucht: man betrachtet es als eine Reliquie der Schwedischen Geschichte, welche mit der von ganz Europa in enger Verbindung steht.

Der große König, *Karl XIV. Johann*, hat den um Schweden hochverdienten, mit Kunstinn und Geschmack reich begabten General, Freyherrn *von Peyron*, zum Gouverneur dieses Schlosses ernannt. Eine höchst glückliche Wahl, der wir nun auch das Dascyn obiger Schrift verdanken, welche gerade jetzt, bey der allgemein verbreiteten Neigung, Denkmäler des Alterthums und der Kunst aufzufuchen, sehr zeitgemäß erscheint, und auf den lebhaftesten Dank aller Gebildeten gerechten Anspruch macht.

Wir bezweifeln, daß die Schrift in Deutschen Buchhandel gekommen, und glauben daher, manchem Leser dieser Blätter etwas Angenehmes zu erweisen, wenn wir einiges Interessante daraus mittheilen.

Gripsholm, zu Lande 7, zu Wasser $5\frac{1}{2}$ Meile von *Stockholm* entfernt, hat eine angenehme und romantische Lage in einer sehr malerischen Gegend von Südermanland, welches im Allgemeinen schön und reich an prächtigen Wohnplätzen ist, auf einer in dem See *Mälarn* gebildeten Landenge und mittelst Ausfüllungen durch zwey Inseln verbunden.

Noch im vorigen Jahrhunderte sah man zwey Zugbrücken, welche zu dem Schlosse führten, und fand
J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

noch dort neben der Ruine der Kirche von *Kernbo* den Meyerhof. Im äußeren Hofraume fand man einen Stein mit Runenschrift, welcher von zwey Söhnen, *Quickulf* und *Ulf* ihrer Mutter *Åsa* als Denkmal errichtet worden war; *Kettilmund* erhöhte den Grund, und sein Bruder *Arna* gravirte die Runen auf den Stein. Er wurde im Jahre 1833 von dem Canzleyrath *Liljegren*, einem schwedischen Alterthumsforscher, entdeckt, ist wohl erhalten und findet sich im Grunde des orientalischen Thurmes; er dient als Schwelle einer Thüre zwischen zwey Gewölben, und bestätigt felsamer Weise, daß die Schiffer des mittägigen Schwedens auch die africanische Küste besucht haben. Es ist wahrscheinlich, daß diese Schiffer ebenso wie andere auf dem anderen Steine genannten hier ihren Wohnsitz hatten.

Ehemals muß das Schloß *Gripsholm* den Namen *Åhl* geführt und der königl. Senatorfamilie *Stubbe* und *Gren* gehört haben. Ebenso war dieses herrschaftl. Gebiet Eigenthum des eben so reichen als mächtigen Kanzlers *Bo Jonsson Grip*, welcher das Schloß gründete, oder bedeutend vergrößerte. Man sagt, er habe ihm einen mit seinem Wappen übereinstimmenden Namen gegeben. Seit seiner Zeit, wenn es nicht noch länger ist, nannte man es den großen Thurm, *Gripe-tornet*. Dieser aus Ziegelsteinen und Granit erbaute Thurm, wie die äußeren Mauern des Schlosses selbst, besitzt noch die Dauerhaftigkeit jener Zeiten. An der Spitze des Thurmes befindet sich die Uhr, und auf der Kuppel gewahrt man eine Wetterfahne von durchbrochener Arbeit, einen Greif (*grip*) darstellend. In alten Zeiten zeigte eine Wetterfahne auf einem Thurme an, daß hier ein Ritter wohne, und der Eigenthümer desselben den vorüberziehenden Rittern Gastfreundschaft anbiete. Im Jahre 1383 hatte hier *Bo Jonsson* die Großen des Reichs versammelt, und selbst der mächtige König *Albrecht* befand sich daselbst. In dieser Versammlung beschloß man die

Wiederausöhnung zwischen dem Könige und dem Senat, und theilweise auch zwischen dem Könige und dem oben genannten mächtigen Kanzler. Die Königin *Margaretha* hatte jene Burg von *Bo Jonsson* als Wittwenfitz erhalten, und sie wurde von *Hartwig Flög* bewohnt, welcher im Namen des Königs *Erich XIII* die Commandantur daselbst hatte, als im Jahre 1434 dieser Gouverneur, der Unterdrücker von Südermanland, auf die Nachricht, daß die Parteygänger des herüchtigten *Engelbrecht* im Anzuge seyen, sie in Brand steckte. Man sieht an dem Thurme *Gripe-tornet* noch jetzt die Spuren jenes Brandes, Spuren, welche ohne Zweifel jene Epoche bezeichnen, da seit jener Zeit kein Brand des Schlosses wieder Statt gefunden hat.

Das Schloß und die zugehörigen Piecen waren im Jahre 1446 Eigenthum der Erben des Grafen *Hans von Eberstein*, Oheims mütterlicher Seite des Königs *Christoph*. Diese, sowie andere Besitzungen, schenkte der König *Karl VIII* zwey Mal dem Bischoffe von *Strengnäs Sigge Ulfsson (Sparre)*. In Folge eines Tausches kam jene Besitzung im Jahre 1472 aus den Händen der Krone in die *Sten Sture's* des Aeltern (wahrscheinlich eines Descendenten aus der Dynastie der *Folkungar*), seine väterlichen Güter *Ekeby* und *Hofgården* dagegen, nebst mehreren anderen Besitzungen des Senators Ritter *Atgot Månsson*, *Sten Sture's* Urgroßvaters, waren an die Königin *Margaretha* abgetreten worden. *Atgot's* Mutter war *Katharina Griphusvud*.

Seit *Sten Sture's* Zeit führte das Schloß den Namen *Stureburg*, und war mit dem äußeren Hofraume verbunden. Im Jahre 1498 schenkte *Sten Sture* die Besitzung dem Kloster *Mariüfred*, welches er gegen den Willen seines Neffen, des Senators Ritter *Erich Johansson (Waha)*, gegründet hatte.

Der Reichsabschied von *Westerås* gab in den Jahren 1526 und 1527 den Privateigenthümern und der Krone Alles, was man den unmittelbaren Erben durch Schenkungen an Kirchen, Bisthümer und Klöster entzogen hatte, wieder zurück. Auf diese Weise nahm auch nach der ersten Alternative der König das Schloß *Gripsholm* wieder in Anspruch, und trat seit dem 28 May kraft eines Abtretungsbriefes der königl. Commission wieder in sein wirkliches Eigenthumsrecht ein.

Dem Enkel und Univerfalerben *Sten Sture's* Gu-

stav fiel nun u. A. als Erben der alten Familie *Gren*, welcher die genannte Besitzung eigenthümlich gehörte, dieselbe als Erbtheil zu. Nach dem Steuerregister des Königs vom Jahre 1542 bestand das Gebiet von *Gripsholm* damals, ohne 9 *Hemman* (Landgüter) und wahrscheinlich noch mehrere in dem Sprengel gelegene Pachtgüter, aus 151 in Südermanland zerstreut liegenden *Hemman*, sowie mehreren Mühlen und anderem An- und Zubehöre.

Zu *Gripsholm* war *Erich Gustafsson* bey dem berühmten Blutbade von Stockholm, in welchem das Schwert des Henkers dem Leben seines Vaters, seines Schwagers und mehrerer seiner Verwandten, Mitglieder des Rathes, welche zu der Zahl der ausgezeichnetsten Männer des Reiches gehörten, ein Ende machte; unter Anderen wurden seine Mutter, seine Schwestern und später seine Tante mütterlicher Seite, *Christine Gyllenstjerna*, Wittve des Reichsverwefers *Sten Sture*, gefesselt, und in das Gefängniß nach *Kopenhagen* geschleppt, wofelbst man sie im blauen Thurme einkerkerete. *Sigrig Banér*, sein Großvater von mütterlicher Seite, wurde, in einen Sack genäht, erfäuft, seine Mutter und zwey seiner Schwestern starben im Kerker.

Im Jahre 1537 liefs der König unter Leitung des Architecten von *Kiöhlen* das Schloß *Gripsholm* herstellen. Man schickte die Trümmer von *Mariüfred*, *Kungsberg* und anderen zum Niederreißen bestimmten Klöstern dazu hin. Gleichzeitig mit dem Baue des Haupttheils des Schlosses wurde ein Theil der Gebäude des äußeren Hofes und der sie trennende äußere Hof selbst wieder hergestellt; er war von einer mit Schiefsfcharten versehenen Mauer eingeschlossen, um so den Vertheidigungszustand desselben zu vervollkommen.

Unter dem Hauptthore selbst sind in der Mauer zwey Wappenschilde der Familie der *Sture* eingehauen. An der Mauer des Schloßhofes, zwischen der ersten Wölbung des Hauptthores und der Wohnung des Schloßvoigts, gewahrt man zwey über einander besetzte Steine, welche Gegenstände aus den Zeiten der Katholiken *en relief* darstellen. In dem Hofe selbst sieht man zwey Russische Kanonen aus Erz, welche im Jahre 1581 von dem General *Pontus de la Gardie* zu *Iwanogrod* weggenommen wurden. Diese Siegeszeichen wurden aus Sparsamkeit in den Jahren 1722, 1734 und 1764 nicht eingeschmolzen.

Während der Mißhelligkeiten des Königs *Erich*

und seiner Brüder ward das Schloß von den Herzögen weggenommen. Der König sandte zur Wiedereinnahme desselben Truppen ab, allein das Unternehmen schlug fehl, indem die Anführer auf die Seite der Prinzen getreten waren.

Der Herzog *Karl* (später *Karl IX*), welcher das Schloß im Jahre 1572 als Erbtheil erhielt, verweilte oft daselbst. Es war die Mitgift seiner beiden Gemahlinnen. Während einer Reise des gedachten Herzogs *Karl* in's Ausland, schickte König *Johann III* einige vornehme Männer ab, welche Schätze suchen sollten, die man dort verborgen glaubte. Der Gouverneur schrieb dem Herzog: „dafs sie mit ebenso langen Nasen abgezogen, als sie gekommen seyen.“ Während der Regierung *Karl's IX* und auch noch nachher bewahrte man die wichtigsten Documente des Reichs dort auf, wenn sie von öffentlicher Gefahr bedroht wurden. Der Herzog *Karl Philipp* befah das Schloß nur kurze Zeit. Der König *Gustav Adolf* der Große muß sich mit seiner Gemahlin, welche ihm dort 1623 die Prinzessin *Christine* gebar, oft zu Gripsholm aufgehalten haben; das Leben jener Prinzessin war von nur kurzer Dauer.

Nach dem Tode des Königs bewohnte seine Wittwe, die Königin *Maria Eleonore*, das Schloß als Leibgedinge.

Der König *Karl X Gustav* befah das Schloß einige Zeit als Prinz, und seine Gemahlin hatte es 55 Jahre als verwitwete Königin inne. Unter Anderem erbaute man auch zu ihrer Zeit den Theil, welcher der Flügel der Königin heifst. Der König *Karl XI* besuchte seine Mutter, welche eine diesem theueren Gaste würdige Wohnung einrichten liefs, oft dort. Auch *Karl XII* hat sich daselbst aufgehalten. Der König *Friedrich* kam zur Jagd dahin, und *Adolph Friedrich* hielt sich mit seiner Gemahlin, deren Mitgift das genannte Schloß war, wiederholt auf kurze Zeit dort auf.

Gustav III hatte für das Schloß eine entschiedene Vorliebe. Feste und Vergnügungen aller Art folgten einander fast täglich, mittlerweile der König das Schloß unablässig vergrößerte, restaurirte und verschönerte. Aufser allen zum Hofe gehörigen Personen konnte man sämtliche Eingeladene dort beherbergen. An der königlichen Tafel war für 150 Personen Platz. Der Flügel der Königin ward vergrößert, und man richtete

dort ein schönes Theater auf. In dem äußeren Hofraume baute man noch einen neuen Flügel an, welcher vier Stockwerke hatte, und mit einem kleinen Vorsprunge des Hauptgebäudes vereinigt wurde. Die Erhöhung der Fenster und vor Allem die bequemere Einrichtung der königlichen Gemächer, sowie die Veränderung der großen Treppe, waren die Verbesserungen, welche man anbrachte. Die vom Könige während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse eigenhändig gefertigten Zeichnungen bekunden seinen Wunsch, es immer mehr zu vergrößern. Man hatte den Plan entworfen, einen neuen Flügel, welcher den Thurm *Gripetornet* mit der Wohnung des Schloßvoigts vereinigen sollte, und am äußeren Ende einen fünften Thurm anzubauen, dessen Hauptthor nach dem äußeren Hofe führen sollte.

Der Herzog *Karl* nebst seiner Gemahlin nahmen an den Festlichkeiten *Gustav's III* zu Gripsholm Theil. Hier wurde auch *Gustav's* Sohn, der König *Gustav Adolf*, mit seiner Familie vom März 1609 bis zum November desselben Jahres durch die Reichsstände gefangen gehalten. Im Jahre 1623 verweilte die königl. Familie 8 Tage daselbst. In den letzten Jahren wurde das Schloß, mit Erhaltung des antiken Stils, von außen gänzlich reparirt. Man hat die Gemächer mit allerley ausgezeichneten Seltenheiten ausgeschmückt, und durch den Kronprinzen ist die Zahl der in der Gallerie befindlichen Portraits berühmter Männer bedeutend vermehrt worden.

Hierauf wird nun mit kunstgeübter Hand das Innere des Schlosses beschrieben. Die Sammlung der Portraits und anderer werthvoller Gegenstände ist seit dem Jahre 1822 fast auf's Doppelte gestiegen, und Alles nach einem anderen als dem früheren Systeme geordnet worden. Die Zahl der Portraits beläuft sich auf 1800 und drüber; sie sind in die verschiedenen Zimmer und Säle des Schlosses vertheilt, deren dasselbe mehr als 300 hat.

Zuerst fällt *das Stockwerk des Königs* in die Augen. Beym Eintritt in den Saal der Leibgarden gewahrt man sogleich das Banner *Karl Gustav's*, welches eine der schönsten Zierden des Schlosses ist. Dann sieht man Portraits der Könige von Schweden und Gothland vor *Gustav I*; der größte Theil besteht aus alten Gemälden. Die ausgezeichnetsten sind: das große Medaillon *Erich's des Heiligen* von *Bouchardon*, *Birger Jarl*, die Prinzessin *Richissa*, Tochter von *Magnus*

Ladulås, drey Gemälde auf Holz, in halber natürlicher Gröſſe; die Königin *Margaretha*, Gründerin der berühmten Union (*Calmarische Union*) der drey Königreiche; die drey *Sture*, die unsterbliche *Christine Gyllenſterna* und der König *Attila*. Der Plafond, die Mauern und der Herd dieſer Piece ſind in demſelben Zuſtande, wie zur Zeit des Königs *Gustav Erichſon*. Am Plafond findet ſich die Zahl 1543 und in den viereckigen Feldern deſſelben gemalte Figuren (vielleicht Portraits) in antikem Coſtume. Aus dem Saale der Leibgarden gelangt man in den *Audienzſaal des Königs*. Schwerlich hat irgend ein anderes Land eine ſo groſſe Zahl berühmter und erlauchter Könige aufzuzählen, als im Verlauf dreyer Jahrhunderte Schweden. In dieſer Piece ſieht man das Portrait des Königs *Gustav I* nebst ſeinen Nachkommen und anderen dem königlichen Hauſe Schweden verwandten Prinzen. Einige dieſer Bilder ſind von berühmten Meistern gemalt, z. B. von Paſch dem Aelteren *Gustav I* mit folgender Inſchrift: *Gustavus Svec. Goth. Vandal. Rex immortalis*. Ueber dem Portrait *Karl's IX* lieſt man: „*Il exécuta des choses difficiles et scabreuses avec une politique profonde.*“ Ueber dem *Gustav Adolfs* des Groſſen (gemalt von *v. Köler*): „*Gustavus Adolphus Suecos exaltavit, moriens triumphavit.*“ Das Portrait der Königin *Christine* ſcheint von einem Italieniſchen Meister gefertigt zu ſeyn. Ueber dem Portrait *Karl's X* ſieht man die Worte: „*Charles X Gustave, le conquérant;*“ über dem *Karl's XI*: „*Econome, administrateur du royaume, createur du système de l'Inde-ning*“ (Militärcolonien); es iſt dieſs ein ſchönes Originalgemälde von Ehrenſtrahl. *Karl XII*, mit der einen Hand auf ſeinen Degen geſtützt, mit der andern nach Norwegen hin zeigend, iſt 1718 von dem Niederländer *A. Wedary* gemalt, als er eben im Begriff iſt, dorthin aufzubrechen. Unter den gut gemalten Bildern iſt noch zu nennen der Kopf des Sohnes des Königs *Erich XIV*, des mit Ketten belaſteten Prinzen *Gustav*. Auſerdem ſieht man noch hier Portraits der Könige *Erich XIV*, *Johann III*, *Sigismund*, *Johann Caſmir*, *Friedrich I*

(von Paſch dem Aelteren), *Adolf Friedrich*, ebenfalls im Original, *Gustav III* von Roslin, *Karl XIII* von Kraft und *Karl XIV Johann* von Weſtin; die Herzöge *Magnus* und *Johann* nebst ihren Zeitgenossen; *Friedrich Adolf* von Ostgothland; die königl. Prinzen *Carl Auguſt* und *Joseph Franz Oscar*, letztes iſt ein Meisterſtück von Weſtin; ferner die Königin *Ulrike Eleonore*, Schwester *Karl's XII*; man ſieht auch gleichzeitig die bronzene Büſte des König *Gustav Adolf*, welche einen hohen Werth hat; endlich eine groſſe, reich mit Silber garnirte, aber beſchädigte Uhr; ſie muſs während des 30jährigen Krieges genommen worden ſeyn. Das Räderwerk iſt von einem gewiſſen *J. Meijer* aus Augsburg.

Ungern verſagen wir uns das Vergnügen, auf gleiche Weiſe dem Vf. in den übrigen Schilderungen zu folgen, welche er uns von dem Schlafgemache des Königs, von dem kleinen Cabinet deſſelben, von dem Berathungsſaale, von dem groſſen Salon, von dem Audienzſaal und anderen Zimmern der Königin, (in dem Toiletten cabinet ſind die Portraits der berühmteſten Gelehrten und Staatsmänner Schwedens zum Theil in Lebensgröſſe), dann von dem Saale der Reichsſtände, von dem Saale des weſtphäliſchen Congreſſes, vom Zeughaufe, vom Theater, von den Gemächern des Herzogs *Friedrich Adolf* u. ſ. w. geliefert. Kunſtwerke aller Art, vorzüglich ſeltene Gemälde, deren Meister hier angegeben werden, zieren die groſſen Räume. Auch in dem einſt dem Groſsmarſchall, jetzt dem Gouverneur des Schloſſes gehörigen Flügel (ehemals von dem Könige *Friedrich* bewohnt) ſind alle Zimmer mit Portraits der königl. Schwediſchen Familie geſchmückt, von der Zeit *Gustavs I* an bis auf die des Herzogs *Karl XIII* und ſeiner Gemahlin. Einige derſelben ſind von hohem Werth und groſſem Intereſſe.

So wird dieſes Buch nicht bloß dem Reiſenden, der jenes höchſt merkwürdige Schloß beſucht, ein lehrreicher Führer ſeyn, ſondern es iſt überhaupt für die Kunſtgeſchichte und für die Geſchichte Schwedens von bedeutender Wichtigkeit.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

C H E M I E.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg u. Sohn: *J. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie.* 1840.

Die *British association for the advancement of science* hatte von dem Prof. Liebig in Gießen, im Jahre 1837, gewünscht, daß er einen Bericht unserer Kenntnisse in der organischen Chemie abstatte. L. hat diesem Verlangen durch das bezeichnete Werk zu genügen gesucht. Die Schrift ist *Alex. von Humboldt* gewidmet. In einem recht guten, klaren und fließenden Stil, wie man ihn nicht oft in derartigen Büchern findet, ist sie abgefaßt. Es ist bereits ein zweyter Abdruck erschienen. Unter den jüngeren Producten der bezüglichen Wissenschaft ist die in Rede stehende Schrift eine der allerwichtigsten und gehaltreichsten; sie berührt in einer Weise, die sowohl in der Zusammenstellung des zerstreuten Bekannten, als auch besonders in der Belehrung durch ihr Eigenthümliches gleich vortrefflich ist, die vorzüglichsten Fragen und Aufgaben der Physiologie und theoretischen Landwirthschaft. Wie sie den Physiologen, besonders den botanischen, angelegentlichst zu empfehlen ist, so verdient sie auch ganz vorzüglich den landwirthschaftlichen Vereinen, wenn sie im vollen Bewußtseyn ihres wichtigen Zweckes wirken wollen, als eine Grundlage angepriesen zu werden für ihre agriculturchemischen Discussionen, die sich leider! in verkanntem Begriff des Praktischen hier oft so sehr in das Unbestimmte verlieren, daß sie wohl gar nicht selten mehr Schaden als Nutzen bringen mögen. Die Schrift zeigt, wie es ja aber schon anerkannt genug ist, welch' einen ausgezeichneten Naturforscher Deutschland an Liebig besitzt: bey ihm ist die in der feineren Experimentirkunst ungemein geübte Hand ein treuer und williger Gehülfe dem schaffenden Gedanken, der die Aufgabe der Erfahrungswissenschaft in ihrer gegenwärtigen, höheren Zeit sicher erfafst, und dem der wahre Begriff des Praktischen, dieses in der rohen

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band

Empirie so oft schief beurtheilten Gegenstandes, immer klar vor Augen steht. Ob die Schrift auf die, welche nur immer sich als Praktiker zu bezeichnen bemüht sind, den guten Einfluß haben werde, den sie nach ihrer Beschaffenheit wohl ausüben könnte, steht dahin. S. 145 sagt Liebig wohl nicht ohne Grund, obgleich, nach des Rec. Kenntniß, zu allgemein; (denn man findet in einigen neueren agronomischen Lehrbüchern und Zeitschriften deutliche Zeichen eines besseren Zustandes): „Von den chemischen Principien, gestützt auf die Kenntniß der Theile, welche die Pflanzen dem Boden entziehen, und was ihm in dem Dünger zurückgegeben wird, ist bis jetzt in der Agricultur keine Rede gewesen. Ihre Ausmittlung ist die Aufgabe einer künftigen Generation; denn was kann von der gegenwärtigen erwartet werden, welche mit einer Art von Scheu und Mißtrauen alle Hülfsmittel zurückweist, die ihr von der Chemie dargeboten werden, welche die Kunst nicht kennt, die Entdeckungen der Chemie auf eine rationelle Weise zur Anwendung zu bringen. Eine kommende Generation wird aus diesen Hülfsmitteln unberechenbare Vortheile ziehen.“ Indem sich Rec. erlaube, den Inhalt der Schrift vor dem Leser durchzugehen, leitet ihn *der* Gedanke, daß es einer im Geiste der Wissenschaft geschriebenen Recension zunächst gelingen müsse, dem Leser derselben den Inhalt der Schrift nach den wichtigsten Ergebnissen vollständig vorzulegen, hierbey das Wissen Anderer und sein eigenes zur gegenseitigen Befragung sich vorzuhalten, und dann die wissenschaftliche Bedeutung der Schrift überhaupt auszusprechen.

Die organische Chemie, bemerkt L., hat zur Aufgabe die Erforschung der chemischen Bedingungen des Lebens oder der vollendeten Entwicklung aller Organismen; hieraus erkennt der Leser schon, daß Liebig die physiolog. Beziehung der org. Chemie lebendig vor Augen hat; nicht viele Chemiker sind dieses Geistes! Die Schrift verfolgt die Aufgabe in zwey Theilen: Der erste handelt von dem Proceß der Ernährung der

Vegetabilien, der zweyte von dem chemischen Proceß der Gährung, Fäulniß und Verwesung. *Erster Theil.* Derselbe ergeht sich in folgenden Aufgaben: *Chemischer Proceß der Ernährung der Vegetabilien; allgemeine Bestandtheile der Vegetabilien; Assimilation des Kohlenstoffs; Ursprung und Verhalten des Humus; Unorganische Bestandtheile der Vegetabilien; Cultur; Wechselwirthschaft und Dünger.* Was über die Verhältnisse des Kohlen-, Wasser- und Sauerstoffs in den organischen Producten, namentlich in den neutralen Stoffen: Holzfafer, Amylon, Zucker, in den Säuren, in den indifferenten Stoffen: äth. Oelen, Oelen, Harzen u. a. gelehrt wird, ist im Wesentlichen das Bekannte. Rec. unterscheidet bey den organischen Stoffen neutral- und chemisch-indifferent, jenes, meint derselbe, deutet auch das organolytisch Indifferente an. *L.* sagt (S. 5) „Seinem Gewichtsverhältniß nach macht der Stickstoff den kleinsten Theil der Masse der Pflanzen aus, er fehlt aber in keinem Vegetabil, oder Organ eines Vegetabilis; wenn er keinen Bestandtheil eines Organs ausmacht, so findet er sich dennoch unter allen Umständen in dem Saft, der die Organe durchdringt.“ Hierbey gedenkt Rec. *Berzelius's* Worten, die dieser in Bezug auf *Gay Lussac's* Angabe, daß alle Saamen bey der trock. Dest. ammoniakalische Producte geben, in f. 14 Jahresh. bemerkt: daß sich dieses mit gleicher Sicherheit von jedem anderen Pflanzentheil sagen ließe, indem alle Eyweiß enthalten u. s. w. Auch hat Rec. selbst über diesen Gegenstand einige Untersuchungen angestellt. (*Erdm. Journ.* 16, 2.) Späterhin macht *L.* aufmerksam auf den merklichen Gehalt des Ahorn- und Runkelrüben-Saftes an Ammoniakfalz. Hier dürfe wohl die Bemerkung gemacht werden können, daß schon *Neumann* (*Schweigg. J.* IV S. 267. 1812) lehrte, wie aus dem erhitzten Runkelrübensafte durch Alkali-Zusatz Ammoniak entbunden werde. *Neumann* und *Schweigger* sahen aber die Entwicklung des Ammoniaks als ein Product der Zerfetzung des Pflanzeneyweißes durch Alkali an. Es enthalten nach *Heynes* Versuchen (*Brandes's* chem. Wörterbuch, Art. Ammoniak) auch viele Milchäfte ostindischer Pflanzen Ammoniakfalz; nach *Chevalliere* und *Lassaigne* dunsten *Chenopod. Vulvaria* Ammoniak aus, und enthalten in den Blättern kohlen-saures Ammoniak, auch manche andere Blumen, selbst solche, die sehr angenehm duften, sollen nach *Chevallier* und *Boullay* Ammoniak aushauchen. Die genaue

Prüfung dieser Angabe wäre um so wichtiger, da es noch immer sehr unwahrscheinlich ist, daß in ihrem frischen Pflanzensaft schon Ammoniakfalz präexistire, sondern dieses wohl nur ein Zerfetzungsproduct aus der Wirkung von Säuren, Basen, einigen Salzen auf gashaltige organ. Stoffe, oder auch schon aus sonst kaum merklichen Graden der Selbstentmischung sey (vergl. das Spätere.) Der nicht unbedeutende Antheil vieler Pflanzen an stickstoffhaltigen Bestandtheilen, wie Eyweißstoff, Kleber, Emulfin u. a., von denen die ersten weit verbreitet sind, ist für die thierische Oekonomie, insofern sie nicht ohne stickstoffhaltige Nahrung bestehen kann, von der größten Wichtigkeit: der thierische Organismus hat nicht die Fähigkeit, die Elemente der Atmosphäre, des Wassers, der Erde — zu einer organischen und namentlich ihm homologen Masse zusammenzusetzen; die thierische Assimilation ist in dieser Beziehung im Wesentlichen nur Modification des gegebenen organischen Materials, derjenigen organischen Substanzen, die dem Thiere am meisten homolog sind, oder werden können, und diese sind ihm vom Uranfang bestimmt. Die Pflanze ist es, welche dem Thiere die Nahrung vorbereitet, sie ist die Amme des Thieres.

Seite 7—10 zeigt *L.*, daß unter *Humus säure* und *Gummi* auch Humusähnliches verstanden, und entschiedene Differenzen des Humus von Vielen nicht beachtet worden sind, daß, da die Humus säure 100000 Theile Wasser zur Auflösung fodere, in der Sommerhitze und Winterkälte, — ihre geringe Auflöslichkeit vollends verliere, als solche den Pflanze kein directes Nahrungsmittel seyn könne, und daß auch das Eingehen der leichter auflöselichen humusfauren Alkalien und Erdalkalien in der Pflanze nicht nachzuweisen sey. S. 15 erinnert *L.* daran, daß doch die ersten Pflanzen der Erde ohne Humus entstehen mußten, im Anhang, daß manche Pflanzen erfahrungsmäßig, sich ganz oder fast nur aus der Luft und der Feuchtigkeit ernähren, wobey Rec. an die *Aeridis-Cactus*-Arten und *Allcaccen* erinnert. Aus den Belehrungen an verschiedenen Stellen, besonders den berechnenden Betrachtungen, S. 10—19, wird das, was schon Manche vermuthet haben, der Gewißheit sehr nahe gebracht, daß der Kohlenstoff der Pflanzen nicht direct aus dem Humus komme, daß das kohlen-saure Gas der Luft ursprünglich die Vorrathskammer des Kohlenstoffs der Pflanzen ist, und daß dasselbe und der Sauerstoff der

Atmosphäre zu einander in einer bestimmten Beziehung stehen müssen (die, wie L. S. 22 lehrt, durch den täglichen Luftstrom zwischen dem Aequator und den Polen in einander vertheilt werden). L. berührt hierbey das Ergebniss der bekannten Versuche *Priestley's*, *Sennelier's* und *de Saussure's*, und ist, wie Mehrere, der, wenn auch wahrscheinlich richtigen, doch nach entscheidender Versuche entbehrenden Ansicht, daß mit dem Kohlenstoff gleichzeitig die Elemente des Wassers von der Pflanze assimilirt werden. Bekanntlich haben nur die grünen oder Chlorophyll führenden Pflanzentheile das Vermögen, unter dem Einfluß des Lichtes die (feuchte) Kohlensäure zu zerlegen. Rec. hat sich vor längerer Zeit damit beschäftigt, die Gewächse unter Beybehaltung ihrer Formen und Farben zu trocknen (vgl. *Erdm. Journ. f. Techn. u. öcon. Chem.* 10 T. 13. 1 S. ff.), und versucht, ob bey einer Temperatur von 20—25° R. in *Lycopodium* mittelst künstlicher Entfeuchtung rasch getrocknete grüne Pflanzentheile, in von dem Licht beschienenem Kohlensäure haltigen Wasser noch das Vermögen zeigen, die Kohlensäure zu zerlegen. Es ergab sich aus den damaligen Versuchen die Wahrscheinlichkeit dieses Vermögens; Rec. hofft, in diesem Jahre, zur passenden Zeit, entscheidende Versuche anstellen zu können. S. 20 spricht L. von der innigen Beziehung zwischen Thieren und Pflanzen; alle übrigen Verhältnisse gleichgesetzt, sagt derselbe, athmen die Thiere Kohlenstoff aus, die Pflanzen athmen ihn ein, das Medium, in dem es geschieht, die Luft, kann in ihrer Zusammensetzung nicht geändert werden. Bekanntlich wirken die Pilze, die Blüten der Osthomogenen, sowie die reifen Früchte derselben ähnlich auf die Atmosphäre, obschon diese Wirkung dem Athmen nicht analog ist. L. bestimmt aus dem bekannten Kohlensäure-Gehalt der berechenbaren Menge der atmosph. Luft den Kohlenstoff derselben annäherungsweise zu 3000 Bill. Pfund, eine Menge, sagt er, die größer ist als das Gewicht aller Pflanzen, Stein- und Brennkohlen-Lager auf der ganzen Erde. Die Pflanze setzt aus unorgan. Verbindungen organische zusammen; nicht sind von aussen dargebotene schon organische Substanzen, wie Gummi, Zucker u. a. als solche der Pflanze Nahrungsmittel, wie Mancher, bey oberflächlicher Betrachtung, wohl meint; keine Materie, sagt L. S. 23, kann als Nahrung, als Bedingung ihrer Entwicklung angesehen werden, deren Zusammensetzung ihrer eigenen gleich oder

ähnlich ist, deren Assimilation also erfolgen konnte, ohne dieser Function zu genügen. S. 25 u. 30 hebt L. hervor, wie die durch *Ingenhous's*, *de Saussure's*, *Grisehows* Versuche nachgewiesene Erscheinung an der Pflanze, daß zur Nachtzeit (zur Zeit des Lichtmangels) Sauerstoffgas abforbirt, Kohlensäure ansgehaucht werde, (oft) falsch interpretirt worden sey. Dieser Proceß habe mit dem Leben der Pflanze nicht das Geringste gemein; er tritt in der toten Pflanze ganz in derselben Form auf, wie in der lebenden, mit der Nacht beginnt ein rein chemischer Proceß, in Folge der Wirkung des Sauerstoffs der Luft auf die Bestandtheile der Blätter, Blüten und Früchte; es bildet sich Kohlensäure. Das kohlenfaure Gas sey im abforbirten Zustande gewesen, es dunste in der Atmosphäre mit dem Wasser wieder ab, wenn das Licht fehlt; die Erscheinung sey rein chemisch-physikalischer Art. S. 32. eifert L. mit Recht dafür, daß man bey phytologischen Untersuchungen Physik und Chemie nicht gehörig zu Rathe ziehe, und daß so eine Menge von Widersprüchen in die Wissenschaft gelange. Mit Grund verwirft er alle Bestrebungen einer mißverständenen philosophischen Betrachtung der Natur. Gute Versuche anstellen, kann man behaupten, ist eben so schwer, wie Denken, und ohne dieses ist ja auch kein vollgültiger Versuch möglich. Rec. möchte zur Ehre des neueren philosophischen Denkers wohl hier verweilen, wenn es der Raum gestattete, und sonst paßlich wäre; er verschiebt seine Betrachtung auf die Rec. der Schrift *Liebig's* „Ueber das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preussen, 1840.“

S. 36 sagt L. wohl auch mit Recht, daß der mikroskopischen Beobachtung oft zu einseitig gehuldigt, die chemischen Mittel dabey nicht zu Rathe gezogen werden, daß man in der Physiologie die Kunst nicht kenne, Versuche zu machen, eine Kunst, die man freylich nur in chemischen Laboratorien lernen könne. Mit noch mehr Grund (wenn man sich nur die Versuchs- und Beobachtungs-Weise vieler Empiriker vor Augen stellt) hebt L. S. 38 den Fehler hervor, daß man ohne die gehörige Rücksicht der Lebensbedingungen chemisch-physiologische Versuche mache, und daraus Folgerungen stelle. Dieser Fehler, meint Rec., sollte einmal recht gründlich in Betreff des Unterrichtswesens geschildert werden. Kein Naturforscher, insbesondere kein Chemiker, kein Agronom sollte das gründlichere Studium der Physiologie und mikroskopischen

Anatomie verflümen! Was ist es, wenigstens mit einer in das Volksleben eingreifenden, Praxis, wenn sie nicht durch den Geist der Wissenschaft befruchtet ist! Aber man muß auch zugehen, daß dies von den ächten Praktikern anerkannt wird. S. 39 sagt L. treffend: „Wenn wir mit Bestimmtheit wissen, daß es einen Körper giebt, der Humus z. B., welcher fähig ist, eine Pflanze bis zur vollendeten Entwicklung mit Nahrung zu versehen, so führt uns die Kenntniß seines Verhaltens und seiner Zusammensetzung auf die Bedingungen des Lebens einer Pflanze. Es muß sich alsdann mit dem Humus gerade so verhalten, wie mit einem einzigen Nahrungsmittel, was die Natur für den animalischen Organismus producirt, nämlich mit der Milch.“ Gewiß sehr richtig bemerkt L. weiter: „Mit der Kenntniß von der Zusammensetzung der Milch kennen wir die Bedingung des Assimilationsprocesses aller Thiere.“ Dies ist auch in der Lehre von der thier. Assimilation, insbesondere von Prout beachtet, aber vielleicht nicht völlig von den Späteren verfolgt worden. Der Leser findet in Grabau's Werk: Chemisch-physiol. System der Pharmakodynamik 2. Kiel 1838, und, Rec. darf es wohl ohne Scheu aussprechen, in des Rec. Schrift: Chemie und Medicin in ihrem engeren Zusammenwirken 2. Berl. 1841, über den bezeichneten Gegenstand berücksichtigungswürdige Belehrungen. Nachdem L. mit gutem Grunde das Unphysiologische bey den Versuchen mit dem Lebendigen verfolgt, bemerkt er S. 43 mit Recht: „Kann man die Gesetze des Lebens erforschen an einem Organismus, der sich in einem dauernden Zustande des Krankseyns und beständigen Sterbens befindet?“

L. verfolgt nun weiter, in trefflicher Belehrung, den Ursprung und das Verhalten des Humus. Rec. theilt ganz die Ansicht, daß der Humus, in einem Boden, der der Luft zugänglich ist, wie an der Luft Sauerstoff absorbirend und Kohlensäure bildend, eine langsame, äußerst andauernde Quelle von Kohlensäure ist, S. 45. Auch hat er diese Ansicht längere Zeit von diesem Buche in seiner neuesten Schrift (Chemie und Medicin in ihrem engeren Zusammenwirken u. s. w. 2. S. 299) ausgesprochen; auch Andere, wie namentlich Hartig (s. den Anhang zu Liebig's Schrift S. 192), haben eine solche Ansicht publicirt von der Bestimmung des Humus für die Pflanze, welche bereits mit Wurzelfasern (Wurzeln) versehen ist, während „im Früh-

linge, wo die Organe fehlen, welche die Natur bestimmt hat, die Nahrung aus der Atmosphäre aufzunehmen, wo diese Organe erst gebildet werden, es die Bestandtheile des Saamens sind, welche zuerst und ausschließlich zur Bildung der Wurzeln verwendet werden; mit jeder Wurzelfaser erhält die Pflanze einen Mund, eine Lunge, einen Magen.“ S. 57 bemerkt L.: „Alle Pflanzen der früheren Generationen unterscheiden sich von den gegenwärtigen lebenden durch die unbedeutende und schwache Entwicklung der Wurzel.“ Man findet daher auch, bemerkt L., diese Pflanzentheile in den Braunkohlenlagern nicht. Was L. unter der obigen Ueberschrift hier noch von dem Begriff der Metamorphose, von ihrem chemischen Grunde namentlich, sagt, wird Rec. der Kürze halber zur Relation des Späteren ziehen. In Bezug auf die engen Begriffe von „Lebenskraft“ und die Beziehung der chemischen Kräfte derselben hebt L. hervor, daß wir Ameisen- und Klee-Säure, Harnstoff, Allantoin (sonst Allantoisäure genannt), das flücht. Oel der *Spiraea ulmaria* aus dem Salicin, das der Baldrianwurzel (soll wohl heißen: die Baldrianäure des Baldrianöls) aus dem mittelst Gährung gebildeten Kartoffelfuselöl u. a. m. in unseren Laboratorien erzeugen. Rec. ist der Ansicht, daß, da mancher organische und anorganische Stoff das Product sehr verschiedener Prozesse seyn kann, man wenigstens nicht von den Producten aus auf die Qualität des Producens schließen dürfe. So können Licht, Electricität Wärme, und Einfluß chem. Ponderabilien oft sehr Aehnliches, in einigen Fällen wohl dasselbe bewirken. Es kann, in Erwägung der Capillaritätsercheinungen, in Erwägung des sehr wahrscheinlichen näheren Einflusses der Nerven auf die Verengerungen und Erweiterungen der Capillargefäße —, Manches im Organismus gebildet werden, was nicht zunächst ein Erzeugniß eines chem. Processes ist. — So bildet sich auch Ameisensäure bey sehr verschiedenen chemischen Processes. Die organische Chemie vermischt sich, wenn sie über das *Primum movens* der chemischen Processes im Organismus ein ernstes Urtheil fällt, und verliert ihren Beziehungspunct, die Physiologie. Die Lebenskraft ist das organisirende Princip, der Bildungstrieb. Rec. verweist auch auf S. 208 u. f. der L. Schrift.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

C H E M I E.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg u. Sohn: *J. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 59—64 handelt *Liebig* von der *Affimilation des Wasserstoffs*. „Der Affimilationsproceß der Pflanze, wird hier zu beweisen gesucht, stellt sich dar als eine Aufnahme von Wasserstoff aus dem Wasserstoff aus dem Wasser und von Kohlenstoff aus der Kohlenäure, in Folge welcher aller Sauerstoff des Wassers und aller Sauerstoff der Kohlenäure, wie bey den flüchtigen sauerstofffreyen Oelen, dem Kautschuk u. a., oder nur ein Theil dieses Sauerstoffes abgeschieden wird, wie bey anderen Stoffen, am wenigsten bey der Bildung der Säuren.“ „Der Lebensproceß in der Pflanze stellt sich dar als der Gegensatz des chem. Proceßes in der Salzbildung“; wirken z. B. Zink, Sauerstoff-Wasserstoff = Wasserstoffoxyd = Wasser und Kohlenäure auf einander, so entstehen: Kohlenfaures Sauerstoff-Zink = Zinkoxyd, der Wasserstoff dagegen wird frey; wirken Pflanze (und Licht) Wasser und Kohlenäure zusammen, so entstehen mit der Pflanze organisch gewordener Kohlenwasserstoff oder Kohlenwasser sauerstoff, und Sauerstoff wird frey.

Ursprung und Affimilation des Stickstoffs.

Die stickstoffhaltigen Pflanzenstoffe fodern die Aufnahme des Stickstoffs; daß der der Atmosphäre als solcher nicht Antheil nehme an dem Affimilationsproceß der Pflanzen, ist wohl erwiesen. In Bezug auf die Ernährung derselben aus der Atmosphäre ist es das Ammoniak des Regenwassers, welches der Pflanze das Azot darbietet, S. 65. Die geringe Affinität der Elemente im Ammoniak macht die Mannichfaltigkeit der Metamorphosen, die es in Berührung mit anderen

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Körpern einzugehen vermag, zulässig, S. 65 u. 66, und die Ergebnisse der landwirthschaftlichen Beobachtungen, der Untersuchungen *Bouffingault's* zeigen die Nothwendigkeit der organ. Aufnahme des zu Ammoniakcarbouat verbundenen Stickstoffs der Atmosphäre, S. 66—68; es ist das Ammoniak der Atmosphäre der bisherigen Analyse nur entgangen, weil es verhältnißmäßig nur wenig beträgt; aber es ist im Regen- und Schnee-Wasser, S. 69 u. 70, und ertheilt demselben die von dem reinen destillirten Wasser so verschiedene Beschaffenheit, in der Benetzung der Haut, Weichheit. *L.* erwähnt hierbey *Hünefeld's* Angabe, daß in den Brunnen und Gewässern Greifswalds und der Umgegend salpeterfaures Ammoniak sich finde, des Ammoniakfalzgehaltes verschiedener Pflanzenäfte, S. 71—73. „Der entscheidendste Beweis, daß es das Ammoniak ist, was den Vegetabilien den Stickstoff liefert, giebt die animalische Düngung in der Cultur der Futtergewächse und Cerealien, S. 74, und aus der Umwandlung des Ammoniaks in Salpetersäure entspringt auch der Salpetergehalt einiger Gewächse, S. 76. Dem hier in Rede stehenden Gegenstande hat Rec. eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Angabe des Ammoniakcarbonatgehalts im Regen- und Schnee-Wasser interessirte ihn ganz besonders. Zunächst muß Rec. bemerken, daß *L.* wohl der *Brandes's*chen Arbeit über das Regen- und Schnee-Wasser hätte gedenken sollen. *Brandes* sammelte das Regen- und Schnee-Wasser während eines ganzen Jahres, und fand darin nur Spuren von fremden Stoffen. Von diesen enthielt die geringste Menge das Wasser im May, von wo aus sich jene allmählig bis zum Januar vermehrten, und dann wieder bis zum May geringer wurden. In 30 Pfunden p. m. fand *B.* 2,75 Gran feste Bestandtheile, welche waren: am meisten Kochsalz, dann Chlorkalium, Chlormagnesium, kohlenfaurer Kalk, schwefelsaurer Kalk, kohlenfaure Magnesia,

schwefelsaure Magnesia, Eisenoxyd, Manganoxyd, einige nicht näher untersuchte organische Substanzen, und ein *Ammoniakfalz*. Ausser diesen Bestandtheilen enthielt nach *B.* das Regen- und Schnee-Wasser, als flüchtige Bestandtheile: atmosphärische Luft, Kohlen-säure und Salpetersäure, welche letzte immer in dem Wasser der Gewitterregen vorhanden (wie es früher schon bekannt war) und an Kalk, Kali oder Ammoniak gebunden sey. *B.* berechnete aus seinen Versuchen, das der Regen während eines Jahres im Umkreise seines Wohnorts auf eine Quadratmeile 1,230,166 $\frac{2}{3}$ Preuss. Pfunde Salz herabgeführt habe. Rec. hat, in Bezug auf *Liebig's* Angabe, Schnee- und Regenwasser von verschiedenen Stellen der Umgebung Greifswalds auf Ammoniakcarbonat untersucht. Es wurden beträchtliche Mengen mit Zusätzen von Chlorbaryum, in einem anderen Falle von schwefelsaurer Magnesia evaporirt: es wurde kein kohlen-saurer Baryt oder Talk erhalten, das Evaporat, mit reiner Kalilauge schwach erwärmt, gab oft keine Spuren, in einigen Fällen nur äusserst geringe von Ammoniak; mit kohlen-saurem Kalk aber und Alkohol destillirt, entwickelte das Evaporat durchaus nichts von Ammoniak. — Die Prüfungsmittel auf salzsaure Salze zeigten in einigen Fällen deren Vorhandenseyn im Regenwasser, während Rec. im Schneewasser nur äusserst geringe Spuren wahrnehmen konnte. In einem Versuche hatte Rec. das Schneewasser, mit etwas Kupfervitriol versetzt, abgedampft: hier zeigte sich ein sehr geringer Absatz; es war nur eine Verbindung von Kupferoxyd mit einer organischen Substanz, und das mit caust. Kali versetzte Evaporat entwickelte deutlich Ammoniak. — Die sorgfältig bewirkten Destillate von Regenwasser trübten die Auflösung von essigsaurem Bley merklich, von Schneewasser in der Regel nur schwach, aber die Trübungen waren nicht kohlen-saures Bley und die Bleyauflösung enthielt keine Spur Ammoniakfalz; ausserdem zeigte ein Versuch, das die Spuren Ammoniak, die im Regenwasser angenommen werden möchten, das Bleyfalz noch nicht trübten. Es lag diesen und anderen Versuchen, die Rec. an einem andern Orte ausführlicher mittheilen wird, sehr nahe anzunehmen, das wohl flüchtige organische Stoffe des in Rede stehenden Wassers die Bleyauflösung trüben, und das diese wahrscheinlich auch von der Zersetzung azothaltiger Theile her-rühren dürften, zumal es wohl nicht leicht im Regen-

wasser ohne den Gehalt an organischen Stoffen und an Infusorien, wobey sich Rec. auf Bekanntes beruft, geben mag. In diesem Falle mußte sich ein mit Silberauflösung versetztes Stickstoff-Regenwasser am Licht weinröthlich färben (*Lampadius* meint, das wohl susp. Quell- und Humus-Säure des meteor. Wassers diese Wirkung auf das Silberfalz ausübe), ein mit etwas Phosphor- oder Schwefel-Säure eingedampftes Regen- oder Schnee-Wasser mußte ein Ammoniakfalz enthalten, ein mit Bley- oder Mangan-Superoxyd erhitztes Regen- und Schnee-Wasser mußte wohl ein reines Destillat geben. So war es auch, so das also auch letzte Mittel zweckmäsig sind, ein reines dest. Wasser zu erhalten. Die zersetzten, flüchtigen, org. Stoffe sind die Ursache der Trübung des Bleyfalzes, des eigenthümlichen Geruchs des kochenden Regenwassers, der Bildung von Priestley'scher Materie selbst in vom Regenwasser bereitetem dest. Wasser an der Sonne. Rec. erinnert an den flüchtigen azoth. (thier.) Stoff und das Ammonik, welche sich nach *Chevreul* beym Kochen des Fleisches entwickeln. Es mag sich wohl auch zuweilen kohlen-saures Ammoniak als Zersetzungsproduct der organischen Theilchen der Luft schon in dieser bilden, aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, und das Ammoniakcarbonat ist wenigstens kein constanter Bestandtheil des meteorisch. Wassers. Nach *de Saussure's* und *Hermbstädt's* Versuchen und Ansichten war es nicht wahrscheinlich, das die Pflanze der Atmosphäre auch Stickstoff entziehe, nach *Priestley's* und *Ingenhous's* Versuchen konnte man geneigt seyn, das anzunehmen; *Bouffingault's* neue Untersuchungen unterstützen diese letzte Ansicht. Bey der Fortsetzung der Versuche über diesen fraglichen Gegenstand wird es immer mehr Bedingung seyn, die zur Prüfung kommende atm. Luft mittelst Hindurchleitung durch conc. Schwefelsäure, besser wohl über glühende Metalloxyde, von allen organischen Partikelchen zu befreien, wie es denn überhaupt bey der vollkommenen Beurtheilung der Ansicht, das Stickstoff aus der Atmosphäre absorbiert werde, noch in Frage kommt, ob er direct oder mittelst des atm. Luft enthaltenden Wassers oder der organische azothaltige Partikelchen enthaltenden Luft in die Pflanze gelangt. In Bezug auf die ersten Pflanzen muß man doch wohl annehmen, das die Pflanze das Vermögen habe, den atm. Stickstoff organisch zu binden. — Es ist eine Hauptaufgabe des Oekonomen, die stickstoffhaltigen

Stoffe zum Düngen zu benutzen; der Harn des Menschen und der Carniforen enthält die größte Menge Stickstoff S. 77—78. „Die Culturpflanzen, sagt L., empfangen von der Atmosphäre die nämliche Quantität Stickstoff, wie die wildwachsenden, wie die Bäume und Sträucher; allein er ist nicht hinreichend für die Zwecke der Feldwirthschaft; sie unterscheidet sich darin wesentlich von der Forstwirthschaft, als ihre Hauptaufgabe, ihr wichtigster Zweck, in der Production von assimilirbarem Stickstoff in irgend einer Form besteht, während der Zweck der Forstwirthschaft sich hauptsächlich nur auf die Productionen von Kohlenstoff beschränkt,“ S. 79. Sehr beachtenswerth erscheint Rec. die Theorie von der Wirkung des Gypses, für welche bisher so viele wunderbare Ansichten sich gebildet haben: „Die vorzügliche Wirkung des Gypses, sagt L. S. 80, beruht nur auf der Fixirung des Ammoniaks der (?) Atmosphäre, auf der allmäligen — Umänderung des kohlenfauren Ammoniaks, als welches es in dem Boden nicht genugsam fixirt bleibt, in schwefelfaures Ammoniak.“ Man darf nur ein feuchtes Gemenge von Gyps und kohlenfaurem Ammoniak ein Weilchen stehen lassen, um merkliche Mengen schwefelfauren Ammoniaks zu erhalten; auch findet Rec., das Gypspulver den Dunst von kohlenfaurem Ammoniak reichlich abforbirt. Uebrigens muß Rec. bemerken, daß auch schon *Sprengel* ausgesprochen hat, daß der Gyps wohl die Bildung von schwefelfaurem Ammoniak bedinge u. s. w.; vgl. *Pabst* Landw. 1, 217. Daß der Gyps das schon präexistirende Ammoniakfalz voraussetzt, erklärt auch wohl die zuweilige Nothwendigkeit der Mergelung vor der Gypfung. — Daß auch die Schwefelsäure des Gypses in Bezug auf den Schwefel des pflanzl. Eyweißstoffs u. a. St. in Betracht komme, ist nicht unwahrscheinlich, vgl. *Pabst* a. a. O. Man vermißt in *Ls.* Schrift sehr eine Theorie der Mergelung. Nehmen wir an, nach *Bouffingault*, daß das Gras $\frac{1}{100}$ seines Gewichts Stickstoff enthält, so steigert 1 Pfund Stickstoff, welchen wir zuführen, den Ertrag der Wiese um 100 Pfd. Futter, und diese 100 Pfd. Mehrertrag sind der Erfolg der Wirkung von 4 Pfd. Gyps, S. 81. Durch Fixirung des Ammoniaks wirken auch Thon, eisenoxydhaltiger Thon, Kohlenpulver, S. 82—84. Rec. hat gehört, daß sich der Nutzen der Thondüngung nicht bewährt habe, und eisenoxydhaltigen Boden kein Landmann sich wünscht. „Kohlenäure, Ammoniak

und Wasser enthalten in ihren Elementen die Bedingung zur Erzeugung aller Thier- und Pflanzen-Stoffe, während ihres Lebens. Kohlenfaures Ammoniak und Wasser sind die letzten Producte des chemischen Processes ihrer Fäulniß und Verwesung. Alle die zahllosen, in ihren Eigenschaften so unendlich verschiedenen Producte der Lebenskraft nehmen nach dem Tode die ursprünglichen Formen wieder an, aus denen sie gebildet worden sind. Der Tod, die völlige Auflösung einer untergegangenen Generation, ist die Quelle des Lebens für eine neue“ (S. 84.)

Anorganische Bestandtheile der Vegetabilien.

„Von diesen sind viele veränderlich, je nach dem Boden, allein eine gewisse Anzahl ist für ihre Entwicklung unentbehrlich,“ S. 85. In Bezug auf die organischen Säuren der Pflanze, die insgemein an Basen (Kali, Natron, Kalk oder Bittererde) gebunden sind, bemerkt L.: „Diese Basen sind es offenbar, welche durch ihr Vorhandenseyn die Entstehung dieser Säuren vermitteln; mit dem Verschwinden der Säure bey dem Reifen der Früchte, der Weintrauben z. B., nimmt der Kaligehalt des Schwefels ab,“ S. 86. Die Richtigkeit dieser Lehre ist wohl noch in Zweifel zu ziehen. Die unreifen Trauben enthalten viel freye Weinstein- und Citronen-Säure; man könnte es sich wohl erklären, daß diese Säuren die Aufnahme von Basen immer mehr und mehr nach sich ziehen, und selbst die Bildung von organ. bas. Stoffen bedingen, aber nicht, daß jene Mengen prävalent. Säure durch das Vorhandenseyn von geringen Mengen Basis bedingt würden. Weiterhin spricht L. von den Aschen-Analysen *Saussure's* und *Berthier's* und anderen Beweismitteln in Bezug darauf, daß der Boden einen entschiedenen Einfluß auf die anorgan. Bestandtheile habe, und sucht durch gewichtige und überzeugende Thatfachen zu beweisen, „daß die Wurzeln der Pflanzen die ewig thätigen Sammler der Alkalien, der Bestandtheile des Seewassers, die der Regen zuführt, des Quellwassers, was den Boden durchdringt, sind, daß ohne Alkalien und alkalische Basen die meisten Pflanzen nicht bestehen, ohne die Pflanzen die Alkalien von der Oberfläche der Erde verschwinden würden, S. 88—105. Was L. von dem Einandervertreten der anorgan. und organ. Basen und Säuren sagt, klärt mehrere dubiose Punkte auf.

Ueber die Bedeutung der Salze oder anorgan. Bestandtheile der Pflanzen hat die Berliner Academie eine wichtige Preisfrage für 1841 gestellt. Man dürfte wohl sagen können, daß in *Ls.* Schrift schon ein wesentlicher Theil der Antwort enthalten ist. Die Preisfrage heißt: „Von den Salzen, welche die Pflanzen enthalten, sind einige oft nur zufällig in ihnen enthalten, und können auch fehlen, andere sind aber für die Entwicklung der Gewächse so wesentlich, daß, wenn sie in einem Boden, in welchem die Pflanze steht, nicht vorhanden sind, die Pflanze nicht fortkommt und gedeiht. Wir wissen nicht, welchen Antheil sie an den Processen nehmen, durch welchen die wesentlichen Theile der Pflanzen gebildet werden, worin es liegt, daß manche Salze, wie namentlich der Gyps, die Entwicklung einiger Pflanzen in hohem Grade befördern.“ Nur wenige sind wohl der Meinung *Boussingault's*, daß die anorgan. Bestandtheile des Bodens, den Kalk und vielleicht einige alkalische Salze ausgenommen, nur eine physikal. Wirkung auf die Gewächse haben (Consistenz, Nässe, Trockenheit, Absorption und Retentionsfähigkeit für Wasser u. s. w.), und daß die Nahrung des Bodens nur in Wasser und in den organischen Bestandtheilen (Dünger) bestehe.

Cultur.

L. wiederholt und schärft hier zunächst die Beweise gegen die herrschende Ansicht von der Wirkung des Humus, S. 106—110. Die öftere Lüfterneuerung, die gehörige Bearbeitung des Bodens, die Berührung mit alkal. Metalloxyden, mit Braunkohlensäthe, gebranntem oder kohlenfaurem Kalk, ändert die vorgehende Fäulniß in einen reinen Oxydationsprocess um; von dem Augenblicke an, wo alle vorhandenen organ. Materien in den Zustand der Verwesung übergehen,

erhöht sich die Fruchtbarkeit des Bodens. Der Sauerstoff wird nicht mehr zur Verwandlung der braunen löslichen Materie in unlösliche Humuskohle verwandt, sondern er dient zur Bildung von Kohlenäure,“ S. 110. Rec. erinnert hierbey daran, daß man wohl erwägen müsse, daß die Kohlenäure der Luft und des Wassers, wenn auch im Allgemeinen, doch nicht in Beziehung auf landwirthschaftliche Aufgaben hinreichend ist. So sagt *Pabst* (Lehrb. d. Landwirthsch. 1841. 1, S. 14): „Denn ohne daß bis zu gewissem Grade verwesene Reste von Pflanzen oder Thieren im Boden enthalten sind, gedeiht kein zu landwirthschaftlichen Zwecken angebautes Gewächs zu derjenigen Vollkommenheit, welche den Aubau lohnt.“

Weiterhin setzt *L.* die Versuche der Wesentlichkeit eines gewissen Verhältnisses der Pflanzentheile der sich entwickelnden Pflanze zur Nahrung aus einander, die ihr von dem Boden und der Luft wird, als Richtschnur für die Gärtnerkunst; S. 111. ferner den eigenthümlichen Vegetationsprocess bey allen perennirenden Grwächsen, nach der Ausbildung der Frucht: die Erzeugung von Nahrungstoffen, Amylon namentlich, aus welchem im nächsten Frühjahr Zucker und Gummi, und aus diesem weiter azotlose organ. Bestandtheile entstehen, während die einjährige Pflanze im Sommer in der Form von veget. Eyweiß, Amylon und Gummi die Nahrung der künftigen Pflanze überwintert, S. 112—115. Nicht ist dieser Vorrath von Amylon mit dem Fett der Wintereschläfer zu vergleichen: „diese bedürfen, wie eine sehr langsam brennende Oellampe, nur eine an Kohlen- und Wasserstoff reiche Materie, um den Verbrennungsprocess in der Länge zu unterhalten,“ S. 114.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

MEDICIN. Leipzig, b. Schreck: Dr. *J. G. Leukfeld's* Darstellung höchst wichtiger Krankheitsfälle für Aerzte und Anatomen. Nach dem Englischen des Dr. *Matth. Baillie*. 1838. 182 S. 8. (18 Gr.)

Wir müssen diese Schrift schon aus der Ursache hier erwähnen, weil es scheint, es wolle eine Art von Betrug damit versucht werden. Denn die darin gegebenen Krankheitsfälle sind nicht von Dr. *Leukfeld* nach dem Englischen des Dr. *M. Baillie*,

sondern von Dr. *Baillie* und höchstens von Dr. *Leukfeld* übersetzt. Ferner sind es keine „höchst wichtigen“ Krankheitsfälle, sondern ganz gewöhnliche, wie sie zu Hunderten in den medicinischen Journalen vorkommen; so Abliteration der Blutgefäße, Verknöcherung der Blutgefäße, Mangel des Herzbeutels u. s. f.

Möge Hr. *Leukfeld* es bey diesem ersten Versuche bewenden lassen.

C. K.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

C H E M I E.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg u. Sohn: *J. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Neben der Stärke, dem Zucker und Gummi, müssen in einer Pflanze aber auch andere Materien vorhanden seyn, wenn sie überhaupt an der Entwicklung des Keims, der ersten Wurzelfasern und Blätter Antheil nehmen sollen,“ S. 116. Hier ist nun von der Bedeutung des azothaltigen Klebers, der wesentlich Theil nimmt an der Keim- und Wurzel-Bildung, die Rede, so wie mit wenigen Worten von der Diafase der gekeimthabenden Getreidekörner, einem analogen Stoff in den Wurzeln des Ahorns (u. a. B.) beym Beginn einer neuen Vegetation, S. 116 u. 117. „Kohlenfäure, Ammoniak und Wasser sind die Nahrungstoffe der Pflanzen; Stärke, Zucker oder Gummi dienen, wenn sie begleitet sind von einer stickstoffhaltigen Substanz, dem Embryo zur ersten Entfaltung seiner Ernährungsorgane, S. 117. Wie die Pflanze, in ähnlicher Weise wie wir es am thierischen Organismus finden, im Allgemeinen und Besonderen — ein gewisses Verhältniß in der Menge der zugeführten stickstofffreyen und stickstoffhaltigen Nahrungstoffe fordert, wenn sie mit einer gewissen stofflichen Bestimmtheit bestehen soll, lehren interessante Erfahrungen der Gärtnerey und Landwirthschaft, besonders die Verschiedenheit der Cerealien, Runkelrüben, Ananas, Teltomen Rüben, Kartoffeln u. a. in gedüngtem und ungedüngtem cultivirtem und uncultivirtem, magerem und fettem Boden, u. s. w. S. 118—120. „Es ist klar, daß je nach den Verhältnissen der gleichzeitig zugeführten Nahrungstoffe die Menge und Qualität der durch den Lebensproceß der Pflanzen erzeugten Stoffe wechseln werde.“ Im Vergleich mit den mächtigsten chemischen

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Actionen erscheint die Kraft, mit welcher die Pflanze unter Einfluß des Lichts und des Wassers — die Kohlenfäure zerlegt, sehr bedeutend; sie fordert hierzu nicht das Mitwirken von Azot, S. 121—123. Wenn wir die Wichtigkeit der Culturpflanzen, ihre innige Beziehung zum Boden, zu ihrer Nahrung, recht in's Auge fassen, so ist wohl mit Folgendem nicht zu viel gesagt: „Es giebt kein Gewerbe, was sich an Wichtigkeit dem Ackerbau, der Hervorbringung von Nahrungsmitteln für Menschen und Thiere vergleichen läßt, in ihm liegt die Grundlage des Wohlfeyns, der Entwicklung des Menschengeschlechts, die Grundlage des Reichthums der Staaten, er ist die Grundlage aller Industrie. In keinem anderen Gewerbe ist die Anwendung richtiger Principien von wohlthätigeren Folgen, von größerem und bemerkbarerem Einfluß, und es muß um so räthelhafter und unbegreiflicher erscheinen, wenn man in den Schriften der Agronomen und Physiologen vergebens nach einem leitenden Grundsatz sich umsieht,“ S. 124. Von einer vollständigeren Lösung der Fragen, was der Boden enthalte, was die Dünger genannter Stoffe enthalten, kann an keine rationelle Land- und Feld-Wirthschaft gedacht werden; sie ist das Werk erweiterter Kräfte; — in der That meint auch Rec., und ganz allgemein für die Fortschritte der Naturwissenschaft, die wahrhaft akademische Vergliederung wissenschaftlicher Kräfte sey wohl die wichtigste Aufgabe der nächsten Zeit der wissenschaftlichen Bildungsanstalten! Uebrigens hat *L.* im Obigen gewiß zu stark getadelt! „Eine Erhöhung oder Verminderung der Lebensthätigkeit ist bey den Vegetabilien allein abhängig von Wärme und Sonnenlicht, über die wir nicht willkürlich verfügen können; es bleibt uns nur die Zuführung von Stoffen gestattet, welche geeignet sind, durch die vorhandene Thätigkeit von den Organen der Pflanze assimilirt zu werden, S. 125—127. „Die Ackererde ist durch die Ver-

witterung von Felsarten entstanden, von den vorwaltenden Bestandtheilen dieser Felsarten sind ihre Eigenschaften abhängig. Mit Sand, Kalk und Thon bezeichnen wir diese vorwaltenden Bestandtheile der Bodenarten,“ S. 128. Rec. erinnert hier an die Unterscheidung von Sand-, Kalk-, Gyps-, Torf- und Salz-Pflanzen, an die *Gypsophila*, die große Abhängigkeit der *Chenopodeen* vom Boden, die natronhaltige Asche der Tauen Schwedens, die sich durch das Vorkommen von Natronspodumen im Gneufs erklärt, u. m. A. Gestützt auf die zuverlässigeren Analysen von Fossilien und Erdarten, entwickelt nun L. eine äußerst lehrreiche Erörterung über die Beziehung der anorganischen Bestandtheile des Bodens; er hebt die außerordentliche Verbreitung des Kalis hervor. „Ein einziger Cubikfuß Feldspath kann eine Waldfläche mit Laubholz von 2500 □ Meterfläche 5 Jahre lang mit Kali versehen.“ „Der Boden in der Nähe und Umgebung des Vesuvs läßt sich als der Typus der fruchtbarsten Bodenarten betrachten; je nach dem Verhältniß, als der Thon oder Sand darin zu- oder abnimmt, verringert sich der Grad seiner Fruchtbarkeit. Dieser aus verwitterter Lava entstandene Boden kann seinem Ursprunge nach nicht die kleinste Spur einer vegetabilischen Materie enthalten; Jedermann weiß, daß, wenn die vulkanische Asche eine Zeit lang der Luft und dem Einfluß der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen ist, alle Vegetabilien darin in der größten Ueppigkeit und Fülle gedeihen. Die Bedingung dieser Fruchtbarkeit sind nur die darin enthaltenen Alkalien u. s. w.“

Die *Brache* ist die Zeit der Verwitterung, „durch welche die Alkalien in den Zustand der Aufschließbarkeit übergehen.“ Rec. bemerkt hierüber, daß die indirecte Wirkung des erzeugten Alkalis: die durch dieselbe beschleunigte und gesteigerte Humusbildung und Ammoniakbildung wohl doch die wichtigere bleibt. „Es giebt genug sehr fruchtbares Getreideland, ohne Dünger, und auf Jahrtausende dauerndes, ohne daß dem Boden wieder gegeben wird, was man ihm jährlich nimmt,“ — S. 128 — 235. Rec. stellt hier in Frage, daß solche Stellen noch sehr der Untersuchung bedürfen, ob sie nicht etwa durch zur Ammoniakbildung bestimmende Qualität des Bodens —, insbesondere aber durch einen mit organischen Stoffen und mikroskopischen thierischen Organismen — durchdrungenen Erd-

reich als scheinbare Ausnahmen da stehen! „Als Princip des Feldbaues betrachtet man die Erfahrung, daß sich Weizen nicht mit Weizen verträgt; der Weizen gehört wie der Taback zu den Pflanzen, welche den Boden erschöpfen.“ „Wenn aber der Humus dem Boden die Fähigkeit geben kann, Getreide zu erzeugen, woher kommt es denn, daß der humusreiche Boden in vielen Gegenden Brasiliens, daß auch in unserem Klima der Weizen in reiner Holzerde nicht gedeiht, daß der Halm keine Stärke erhaltend sich frühzeitig umlegt? Es kommt daher, weil die Festigkeit des Halmes von kieselhaurem Kali herrührt, weil das Korn phosphorhaure Bittererde bedarf, die ihm der Humusboden nicht liefern kann, indem er keines von beiden enthält; man erhält Kraut, aber keine Frucht. Woher kommt es denn, daß Weizen nicht auf Sandboden gedeiht, daß der Kalkboden, wenn er nicht eine beträchtliche Menge Thon beygemischt enthält, unfruchtbar für diese Pflanze ist? Es kommt daher, weil diese Bodenarten für dieses Gewächs nicht hinreichend Alkali enthalten, es bleibt selbst davon in seiner Entwicklung zurück, wenn ihm alles Andere im Ueberfluß dargeboten wird,“ S. 135 u. 136. „Nach Wermuth gedeiht kein Weizen, und umgekehrt auf Weizen kein Wermuth, sie schaden sich gegenseitig, insofern sie sich des Alkalis im Boden bemächtigen. Hundert Theile Weizenstengel geben 15,5 Asche (*H. Davy*), 100 trockne Gerstenstengel 8,54 Asche (*Schradder*), 100 Haferstengel nur 4,42 Asche; diese Asche ist bey allen diesen Pflanzen von einerley Zusammensetzung.

Sieht man hier nicht genau, was die Pflanze bedarf? Auf einem und demselben Felde, das nur eine Ernte Weizen liefert, läßt sich zweymal Gerste und dreymal Hafer bauen“ S. 137. Nach dem, was Rec. von tüchtigen Landwirthen weiß, ist dies, wenigstens im Norden, nicht anwendbar. „Aufser Kali, was in vielen Pflanzen ersetzbar ist durch Kalk, Talk und Natron, aufser diesen bedarf das Leben der Pflanzen, wie die chem. Untersuchungen auch zeigen, noch der phosphorhauren Salze, also der Phosphorhaure, welche auch aus Gewässern, Quellen, thierischen Flüssigkeiten ihnen zukommen kann —“ S. 138. Sehr wünschenswerth wäre es, daß durch sorgfältige Versuche entschieden würde, daß einige anorganische Stoffe in der Pflanze einander vertreten können: nach *W. Sprengel*

findet dieſs nicht ſtatt: dieſer Gegenſtand iſt noch zu ſehr im Reiche der nicht gehörig beglaubigten Annahmen! Die genaue Unterſuchung der Aſche von auf verſchiedenen Boden gewachſenen Pflanzen einer Art wäre ſehr wünſchenswerth. „Außer Kieſelfäure, Kali und Phosphorſäure, die unter keinerley Umſtänden in den Culturpflanzen fehlen, nehmen die Vegetabilien aus dem Boden noch fremde Stoffe, Salze auf, von denen man vorausſetzen darf, daß ſie die eben genannten, zum Theil wenigſtens, in ihren Wirkungen erſetzen; in dieſer Form kann man bey manchen Pflanzen Kochſalz, ſchwefelſaures Kali, Salpeter, Chlorkalium und andere als nothwendige Beſtandtheile erblicken,“ S. 139. Die *Brachfrüchte*, wie *Vicia faba*, *Pisum sativ.*, *Phaseolus vulg.*, *Medicago sativa*, *Ervum lens* u. a. Leguminoſen, ſchaden dem nach ihnen gebauten Getreide nicht —, weil ſie dem Boden keine Alkalien, ſondern nur eine verſchwindende Menge von phosphorſauren Salzen entziehen, S. 140 — 141. „Zwey Pflanzen werden neben einander oder hinter einander gedeihen, wenn ſie aus dem Boden verſchiedenartige Materien zu ihrer Ausbildung nöthig haben, oder wenn die Stadien ihres Wachsthums, die Blüthe und Fruchtbildung, weit aus einander liegen,“ S. 142. Außer den Schriften von *W. Sprengel*, *Hundeshagen* u. A. enthält eine ſehr lehrreiche Zuſammenſtellung der botaniſchen Bodenkunde *Meyen's* Grundriß der Pflanzengeographie, Berl. 1836, auch darf Rec. auf ſeine neueſte Schrift über organiſche Chemie: Chemie und Medicin u. ſ. w. 1841, 1, S. 136 verweiſen.

Die Wechſelwirthſchaft und der Dünger.

L. hält *De Candolle's* Theorie der Vortheile des Fruchtwechſels für die am meiſten begründete, daß nämlich die Wurzeln der Pflanzen, indem ſie jede Art von löslichen Materien auffaugen, unter dieſen eine Menge Subſtanzen in ihre Maſſe aufnehmen, welche unfähig zu ihrer Nahrung ſind, daß dieſe Materien durch die Wurzeln wieder abgeſchieden werden, und als Excremente in den Boden zurückkehren, daß endlich dieſe letzten Pflanzen anderen Gattungen zur Nahrung dienen können, die dann alſo den Boden von den Stoffen befreyen, welche anderen ſchädlich waren, und Stoffe excerniren, die dieſen nützlich ſind, S. 145 — 148. *L.* ſetzt dieſen Pflanzenproceß in nähere Beziehung mit dem analogen thierifchen, S. 148

— 149. Weiterhin werden ſie durch atmosphäriſche Einflüſſe, Umackern u. a. m. zur Humification gebracht, deren Schnelligkeit von den Beſtandtheilen des Bodens, von ſeiner mehr und weniger poröſen Beſchaffenheit abhängt, S. 150 — 151. Gewiß iſt nicht jedes Land gleich gut für Wechſelwirthſchaft beſchaffen, nach ſeinen Boden- und climatiſchen Verhältniſſen. Manche gewichtige Stimmen ſind gegen die Wechſelwirthſchaft laut geworden; vgl. *Mecklenburg Annal.* der landwirthſch. Geſellſch. XXIV, II. 1 u. 2.

„Die Urfachen der Vortheilhaftigkeit des Fruchtwechſels, die eigentlichen Principien der Wechſelwirthſchaft, beruhen auf einer künstlichen Humuserzeugung und auf der Bebauung des Feldes mit verſchiedenartigen Pflanzen, die in einer ſolchen Ordnung auf einander folgen, daß eine jede nur gewiſſe Beſtandtheile entzieht, während ſie andere zurückläßt oder wiedergiebt, die eine zweyte und dritte Pflanzengattung zu ihrer Ausbildung und Entwicklung bedürfen. Warum auch der Humusgehalt eines Bodens durch zweckmäßige Cultur in einem gewiſſen Grade beſtändig geſteigert werden kann, ſo erleidet es demungeachtet nicht den kleinſten Zweifel, daß der Boden an den beſonderen Beſtandtheilen immer ärmer werden muß, die in den Saamen, Wurzeln, Blättern, welche wir hinweggenommen haben, enthalten waren. Nur in dem Fall wird die Fruchtbarkeit des Bodens ſich unverändert erhalten, wenn wir ihnen alle dieſe Subſtanzen wieder zuführen und erſetzen. Dieſs geſchieht durch den *Dünger*“ S. 156, der aus beziehungsichtigen anorganiſchen und organiſchen Beſtandtheilen beſteht. Die eigentliche Wirkung der feſten Excremente iſt auf jene beſchränkt. Die Kenntniß der chemiſchen Analyſe der verſchiedenen Excremente iſt ſehr wichtig; auch hängt mit ihr zuſammen die der Erſetzbarkeit der Wirkung der thierifchen Excremente durch Materien, die ihre Beſtandtheile enthalten, S. 157 — 165. Wichtigkeit der Aſche, Knochen, beſonders der letzten, in ſein vertheiltem und ſelbſt aufgelöſtem Zuſtande, des Abfalls von phosphorſaurem Kalk bey den Knochenleim-Fabriken. „Als Princip des Ackerbaues muß angeſehen werden, daß der Boden in vollem Maafſe wieder erhalten muß, was ihm genommen wird, in welcher Form dieſs Wiedergeben geſchieht, ob in der Form von Excrementen, oder von Aſche oder Knochen, dieſs iſt wohl ziemlich gleichgültig. Es wird

eine Zeit kommen, wo man den Acker mit einer Auflösung von Wasserglas (kieselfaurem Kali), mit der Asche von verbranntem Stroh, wo man ihn mit phosphorsauren Salzen düngen wird, die man in chemischen Fabriken bereitet, gerade so wie man jetzt zur Heilung des Fiebers und der Kröpfe chemische Präparate giebt. Es giebt Pflanzen, welche Humus bedürfen, ohne ihn bemerklich zu erzeugen; es giebt andere, die ihn entbehren können, die einen humusarmen Boden daran bereichern; eine nationale Cultur wird allen Humus für die ersten, und keinen für die andere verwenden, sie wird die letzten benutzen, um die ersten damit zu versehen,“ S. 167 — 168. Dünger-, Boden- und Pflanzen-Bestandtheile werden in ihrer näheren Beziehung beurtheilt werden müssen, S. 168 — 170. „Von dem (geringen) Stickstoffgehalt der festen Excremente abgesehen, haben wir nur eine einzige Quelle von stickstoffhaltigem Dünger, und diese Quelle ist der Harn der Thiere und Menschen,“ S. 170, der eine reiche Quelle von kohlenfaurem Ammoniak wird, dessen Verflüchtigung durch Gyps, Chlorcalcium, Schwefel- und Salz-Säure, sauren phosphorsauren Kalk verhütet werden kann, der sich als vorzüglichster Dünger ganz besonders im Ackerbau der Chinesen beweist, S. 171 — 175. Unter Mitbenutzung der Knochen und der ausgelaugten Holzasche würde der Harn alle Excremente entbehrlich machen, S. 176 — 180. Was

L. in den erwähnten Beziehungen lehrt, ist doch wohl im Wesentlichen in der Landwirthschaft berücksichtigt worden, vergl. *Pabst*, Lehrb. d. Landwirthsch. 1. Die Knochendüngung hat hier, in Mecklenburg und Pommern, keinen sonderlichen Fortgang gehabt. Nach *Zimmermann's* Taschenbuch der Reisen (Jahrg. 1810) ist immer von starker Düngung bey den Chinesen, doch nicht von bloßer Harndüngung die Rede. Den Urin, sowie jeden anderen thierischen Auswurf bewahrt der Chinese in großen irdenen Gefäßen auf. Ueberall sieht man Greise und Kinder, welche in kleinen Körben Mist auflesen. Bey den Chinesen wird Wechselwirthschaft betrieben, aber es findet keine Brache statt.

Zweyter Theil. Dieser handelt von dem chemischen Proceß der *Gährung*, *Fäulniß* und *Verwesung* und ist gleich dem ersten ausgezeichnet durch hochwichtige Lehren und Aufschlüsse, die L. über diese Erscheinungen giebt. Er erörtert näher folgende wichtige Gegenstände: *Chemische Metamorphosen*, *Metamorphosen azotloser Körper*, *Metamorphose azothaltiger Körper*, *Gährung des Zuckers*, *Hefe (Ferment)*, *Verwesung*, *Verwesung stickstofffreyer Körper und Essigbildung*, *Verwesung stickstoffhaltiger Materien*, *Bier- und Wein-Gährung*, *Verwesung der Holzfasern*, *Dammerde*, *Vermoderung*, *Gifte*, *Contagien und Miasmen*.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

MEDICIN. Berlin, b. Stackebrandt: *Ueber die rationelle Anwendung des mineralischen Magnetismus in verschiedenen Krankheitszuständen*, nebst einer Anweisung zur Anfertigung von Stahlmagneten. Von Dr. *Adolph Schnitzer*, prakt. Arzte u. s. w. zu Berlin, Mitglied der Gesellschaften zu Breslau und Leipzig. 1837. VIII u. 131 S. 8. (18 Gr.)

Welchem Arzte und Laien, der ein Interesse an dem mineralischen Magnetismus nimmt, vorliegende Schrift noch nicht zur Beachtung kam, dem können wir sie mit gutem Gewissen empfehlen. Dem Vf. steht eine Reihe eigener Erfahrungen zu Gebote, und so mochte es ihm um so leichter gelingen, die sich immer mehr sammelnden Erfahrungen und Beobachtungen über die Heilkraft des mineralischen Magnetismus kritisch zu sichten, und die Menge der sich zum Theil widersprechenden Thatfachen auf feststehende Principien zurückzuführen. Der Inhalt seines Büchleins ist:

I. *Abriss der Geschichte des Magnetismus*, der für die ältere Zeit ausführlicher und gründlicher zu wünschen wäre. — II. *Ideen über die Zulässigkeit physikalischer Grundsätze in der magnetischen Praxis*. — III. *Ueber die Anwendung des Stahlmagnets*. — IV. *Krankheitszustände, in welchen der Magnetismus bisher angewendet wurde*. — V. *Nähere Würdigung der speciellen Krankheitszustände, in denen der Mineral-Magnetismus sich als Heilmittel bewährt*. — VI. *Bereitungsarten des Stahlmagnets*. Den Schluß machen Nachbemerkungen und Krankheitsfälle.

Wäre die Anwendung des mineralischen Magnetismus nicht fortwährend noch fast ausschließlich in den Händen von Charlatanen, sondern gleich den eigentlichen Arzneimitteln in denen der Aerzte, dann würden sich sicher bald andere Resultate ergeben, als es seither der Fall war.

C. K.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

C H E M I E.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg u. Sohn: *J. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir wenden uns zunächst zu dem Artikel: *Chemische Metamorphosen*. Unter „chemischer Metamorphose“ versteht *L.* die Zersetzung einer organischen Verbindung durch chemische Verwandtschaft eines zweyten Körpers, oder durch den Einfluss der Wärme, oder durch irgend andere Ursachen, welche die Entstehung zweyer oder mehrerer neuer Verbindungen aus ihren Elementen, und also nicht ein Freywerden eines oder des anderen Elements, zur Folge hat. Der Art sind: *Gährung, Fäulnis* und *Verwesung*, S. 199—202. Um die Ursächlichkeit dieser Proceße klar zu machen, geht *L.* zunächst von den wichtigsten Beyspielen der auffallenden Erscheinung aus, daß ein Körper, der sich im Zustande der Verbindung und Zersetzung befindet, auf das Verhalten eines anderen ihm berührenden Körpers nicht ohne Einfluss ist, S. 202—204. Nachdem *Liebig* von der äußerst schwachen Verwandtschaft der Bestandtheile des Chloroxydes, des Chlor- und Jod-Stickstoffes, des Silberoxyd-Ammoniaks, des Wasserstoffiüperoxyds, die schon durch mechanische Mittel zersetzt werden können, gesprochen, an das Verhalten einer mit Weinstensäure gemischten verdünnten Auflösung eines Kalisalzes, sowie einer mit phosphorfaurem Ammoniak versetzten Auflösung eines Talkerdesalzes beym Schütteln, Reiben der Glaswände, er die bekantten besonderen Formänderungen des Zuckers, Glases, Arragonits erinnert hat, S. 205—208, bemerkt er hiernach wohl mit Recht: „Wenn aber die mechanische Bewegung schon hinreicht, um bey vielen Körpern eine Form- und Zustands-Aenderung zu bewirken, so kann es nun um so

J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

weniger zweifelhaft erscheinen, daß ein im Zustande der Verbindung oder Zersetzung begriffener Körper fähig ist, gewissen anderen Körpern den nämlichen Zustand der Bewegung oder Thätigkeit zu ertheilen, in welchem sich seine Atome befinden, durch seine Berührung also mit anderen Körpern diese zu befähigen, Verbindungen einzugehen oder Zersetzungen zu erleiden,“ S. 209. Hierauf folgen nun die Definitionen von *Gährung, Fäulnis* und *Verwesung*, welche letzte von der *Gährung* als der *Metamorphose* der azotlosen, von der *Fäulnis*, als der der azothaltigen organischen Stoffe, sich dadurch unterscheidet, daß sie eine langsame Verbrennung ist, die Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft bedingt, S. 210—211. *Gährung und Fäulnis*. Sehr geringe Menge in diesem Zersetzungsact begriffene Substanzen rufen denselben in den noch nicht zeretzten der nämlichen Art hervor. (Rec. erinnert hierbey an *Berzelius's* Worte: „Einmal eingetreten, breitet sich die *Fäulnis* aus, gleichsam als beruhte auch sie auf einem Vermögen ihrer Producte, einen ähnlichen Proceß erregen zu können, als worunter sie gebildet würde,“ *Berz. Chem.* 8 S. 380.) *Zusammengesetztheit* und *leichte Zeretzbarkeit* stehen in directem Verhältniß, „weil mit der Anzahl der Atome, welche in Verbindung treten, die Richtungen sich vervielfältigen, in denen ihre Anziehung thätig ist,“ S. 212—213. So sind z. B. in der *Zusammensetzung* des *Zuckers* ($=C^{12}H^{12}O^{12}$) die Elemente zu vielen azotlosen Verbindungen enthalten, und seine Veränderungen bey der Berührung mit auf ihn merkbar einwirkenden Materien sind nicht in enge Grenzen eingeschlossen, wie es die anorgan. Körper charakterisirt, S. 214 u. 215. Nur sehr zusammengesetzte organische Atome sind allein fähig, die Zeretzungen der *Gährung* und *Fäulnis* zu erleiden, S. 216 u. 217.

Metamorphose stickstoffreyer Körper, S. 218—220. „Man sieht leicht, daß die Elemente einer complexen Verbindung, ihren speciellen Anziehungen überlassen,

(und dies geschieht bey jeder Störung in den Anziehungen der Elemente einer Verbindung, durch welche Ursache sie auch erfolgen mag), daß die Theilung dieser Elemente, ihre Umsetzung, zu neuen Verbindungen stets nach einer und derselben Weise vor sich geht, mit dem einzigen Unterschiede jedoch, daß die Natur der gebildeten Producte stets abhängig bleibt von der Anzahl der Atome der Elemente, die in Action treten, daß also die Producte je nach der Zusammensetzung der Substanz in's Unendliche wechseln," S. 220. *Metamorphose stickstoffhaltiger Körper.* Durch die eigenthümliche Natur des Stickstoffs sind die stickstoffhaltigen organ. Körper außerordentlich leicht zeretzbar, wenn ihnen die Elemente des Wassers dargeboten werden, und bey vollendeter Zeretzung wird stets Ammoniak frey, welches die constanteste Stickstoffverbindung ist, S. 221—222. „Bey den stickstofffreyen Körpern haben wir ein Element, bey den stickstoffhaltigen zwey Elemente, die sich in die Elemente des Wassers theilen, wir haben darin zwey entgegengesetzte Verwandtschaften, die ihre Wirkung gegenseitig verstärken. Wir wissen, daß durch den Einfluß zweyer Verwandtschaften die stärksten chemischen Anziehungen überwunden werden," S. 223. Die Zeretzung des Cyanäurehydrats bey der Berührung mit Wasser, in Kohlenäure und Ammoniak, bemerkt L., ist die Fäulniß in ihrer reinsten und vollendetsten Form, während jede andere in schwerlich bestimmbare Perioden zerfällt. Die bekannten Veränderungen der wässerigen Cyanauflösung ist ein instructives Beyspiel einer complicirteren Metamorphose, S. 223—226. *Gährung des Zuckers.* „Die eigenthümliche Zeretzung, welche der Zucker erfährt, läßt sich als der Typus aller der Metamorphosen betrachten, welche mit Gährung bezeichnet werden.“ Unter dem Einfluß der Hefe zerfällt er in Alkohol und Kohlenäure, aus denen er aber nicht zusammengesetzt seyn kann, S. 227—228. Vegetab. Eyweiß, Kleber u. a. enthaltende zuckerige Pflanzenäfte (Möhren, Runkelrüben, Zwiebeln u. a.), mit Hefe versetzt, bilden bey gewöhnlicher Temperatur auch Alkohol und Kohlenäure, aber bey 35—40° sich selbst überlassen, entstehen Kohlenäure, Milchsäure, Mannit, Ammoniak. „Sie sind durch eine Umsetzung der Bestandtheile des Zuckers mit denen der fremden Substanzen gebildet worden, und dieses Ineinandergreifen von zwey und

mehreren Metamorphosen ist es, was wir die eigentliche Fäulniß nennen," S. 229—230. *Hefe, Ferment.* Das Ferment ist ein in Fäulniß und Verwesung begriffener stickstoffhaltiger Körper, und bringt nur Gährung hervor in Folge fortschreitender Zeretzung, die sie bey Gegenwart von Luft in Berührung mit Wasser erleidet, daher weder der unlösliche, noch der lösliche Theil des Ferments an sich die Gährung hervorbringt; alle Substanzen, welche der Fäulniß entgegenwirken, vernichten seine Eigenschaften. Rec. bemerkt hierbey, daß es ihm gelang, die dicke Bierhefe dadurch zu conserviren, daß er sie von getrocknetem Kohlenpulver abforbiren, und dann vollends austrocknen ließ. — Als Ferment wirken auch andere in Zeretzung begriffene azothaltige Körper, und sind auch, da kein azotloser organ. Stoff in Berührung von Wasser sich selbst zeretzt, ausschließliche die Erreger von Gährung und Fäulniß bey vegetabilischen Substanzen. Es bedarf einer gewissen Menge von dem Ferment zur Volleudung der Metamorphose des Zuckers, aber seine Wirkung ist keine Massenwirkung, S. 230—235. „Die Fäulniß gehört in ihren Erfolgen, als eine in einander greifende Metamorphose verschiedener Substanzen, zu den mächtigsten Desoxydationsprocessen, durch welche die stärksten Verwandtschaften überwunden werden," S. 235. Das Mannit oder der Mannazucker ist = Traubenzucker minus 2 Mischgewichte Sauerstoff; „es ist außerordentlich wahrscheinlich, daß seine Entstehung auf eine ähnliche Weise aus dem Traubenzucker gefolgert werden muß, wie die Verwandlung des blauen Indigo in desoxydirten weißen Indigo," S. 236. „Wenn man die Gährung und Fäulniß mit der Zeretzung vergleicht, welche die organischen Verbindungen durch den Einfluß höherer Temperaturen erfahren, so erscheint die trockene Destillation als ein Verbrennungsprocess in dem Inneren einer Materie von einem Theile ihres Kohlenstoffs auf Kosten von allem oder einem Theil ihres eigenen Sauerstoffs, in deren Folge wasserstoffreiche andere Verbindungen gebildet werden. Die Gährung stellt sich dar als eine Verbrennung derselben Art, die bey einer, die gewöhnliche nur wenig überschreitenden Temperatur im Innern einer Flüssigkeit zwischen den Elementen einer und derselben Materie vor sich geht, und die Fäulniß als ein Oxydationsprocess, an dem der Sauerstoff aller vorhande-

nen Materien Antheil nimmt," S. 237. *Verwesung.* Sie ist eine langsame Verbrennung durch den Sauerstoff der Luft; die Verwandlung des Holzes in Humus, die Essigbildung aus Alkohol, die Salpeterbildung und einige andere Erscheinungen gehören hierher, S. 238. Die fäulnißwidrigen Substanzen sind auch verwesungswidrig. Rec. meint: durch Beschränkung der organischen Bildungsanfänge. Manche Stoffe werden erst durch Mitwirkung von Alkali verwesbar, wie besonders *Chevreul* gezeigt hat, S. 239. Besonders merkwürdige Erscheinungen der Verwesung sind die Veränderungen von Orcin in Orcein, Phloridzin in Phloridzein u. a. in Contact mit Ammoniak, Wasser und Luft, S. 240. Man kann 1) Verwesung ohne Kohlen säure- und 2) Verwesung mit Kohlen säure-Entwicklung unterscheiden. Wie der Stickstoff mit Hülfe des Wasserstoffs verbrennbar ist, so ist auch eine so vermittelte Verbrennung des Kohlenstoffs bey gewöhnlicher Temperatur allenfalls denkbar; bey dieser scheint sonst nur der Wasserstoff, in gewissen Zuständen der Verdichtung durch die Verbindung —, direct verbindbar mit dem Sauerstoff, so daß sich die Oxydation zuerst und vorzugsweise auf das verbrennlichste Element, den Wasserstoff erstreckt. Indem bey den Substanzen 2) der Wasserstoff durch Verwesung hinweggenommen und oxydirt wird, trennen sich von ihren übrigen Elementen Kohlenstoff und Sauerstoff in der Form von Kohlen säure, ähnlich der Fäulniß stickstoffhaltiger Materien. „In dem Aldehyd, der Essigsäure, Ameisensäure, Oxalsäure, Kohlen säure, haben wir eine zusammenhängende Reihe von Oxydationsprocessen des Alkohols, in welcher man die Veränderungen, durch die Einwirkung des Sauerstoffs, mit Leichtigkeit verfolgen kann," S. 241—246. „Alle faulenden Körper gehen bey ungehindertem Zutritt der Luft in Verwesung, alle verwesenden Materien in Fäulniß über, sobald die Luft abgeschlossen wird," S. 247. *Verwesung stickstoffreicher Körper, Essigbildung.* Erst nach Absorption einer gewissen Menge Sauerstoff beginnt die Metamorphose der Gährung und Fäulniß —, wie *Gay Lussac's* Versuch über die Gährung des Traubensaftes, *Appert's* Methode der Aufbewahrung der Nahrungsmittel u. m. A. zeigen. Der Sauerstoff (der Atmosphäre) wirkt hierbey ähnlich wie Reibung, Stofs oder Bewegung, durch Aufhebung des Zustandes der Ruhe, und wenn diese einmal aufgehoben, bedarf es seiner Gegenwart nicht

mehr. Bey manchen Früchten disponirt auch der Contact mit Kohlen säure zur Gährung. Als chemische Bedingungen zur Einleitung der Gährung gelten im Allgemeinen vorzüglich Alkalien, da sie bey vielen Materien eine Absorption von Sauerstoff veranlassen, S. 247—250.

Die Berührung mit einem in Verwesung oder Fäulniß begriffenen Körper, eine Ansteckung, ist die allgemeinste Bedingung zur Einleitung der Verwesung. Nach *Sauvure's* Beobachtung hat die Berührung eines Gemenges von Sauerstoff- und Wasserstoff-Gas mit verwesenden Materien zur Folge, daß jenes zu Wasser wird, S. 251. So nun auch verweist in der Schnell essigsäure-Fabrication der Alkohol zu Aldehyd, und dieses wird durch begierige Anziehung von Sauerstoff zu Essigsäure. In Bezug auf den Verwesungserreger können sehr verschiedene Substanzen, etwas Bier, etwas saurer Wein, Malzabfuß, Honig u. m. a. (leicht veränderliche —) sich in ihrer Wirkung hier ersetzen, zum Beweise, daß es nicht eines bestimmten Stoffes zur Verwesungserregung bedarf, S. 252.

Verwesung stickstoffhaltiger Materien. Salpeterbildung. Nur bey Gegenwart einer alkalischen Basis und durch Vermittelung eines großen Uebermaßes von verbrennendem Wasserstoff (selten auch durch Vermittelung (kleiner Mengen) von verbrennendem Kohlenstoff) verbrennt der Stickstoff direct zu einem Oxyde, und dies ist namentlich der Fall, wenn Ammoniak glühende Metalloxyde trifft, oder bey hinreichendem Sauerstoffzutritt verbrennt. Es entstehen Salpetersäure und Wasser, und eben diese Producte, da sie sich mit einander zu verbinden, constant zu machen, vermögen. „Die stickstoffhaltigen thierischen Materien sind nicht die Bedinger, sondern nur die Vermittler der Salpetersäureerzeugung (unter günstigen Umständen), sie wirken, indem sie langsam andauernde Quellen von Ammoniak darstellen.“

Durch das in der Atmosphäre vorhandene Ammoniak können sich salpetersaure Salze in Materien bilden, die keine stickstoffhaltigen Substanzen enthalten“ u. s. w., S. 253—257. Rec. verweist auf das oben gegen den Ammoniakgehalt der Atmosphäre Gefagte. Aus den vorhergegangenen Betrachtungen über die Ursachen der Gährung, Fäulniß und Verwesung ergeben sich einige Anwendungen für die Berichtigung der gewöhnlichen Ansichten über Wein- und Bier-Gäh-

rung, und über mehrere in der Natur vorgehende umfassende Zerfetzungsproceffe“, S. 257.

Bier- und Wein-Gährung. Das Ferment bildet sich aus dem Kleber oder vegetabilischen Eyweiß während und in der Metamorphose des Zuckers; es bindet hierbey Sauerstoff und wird unlöslich. Der Sauerstoff muß von den Elementen des Wassers oder des Zuckers genommen werden. — Man muß Bier- und Wein-Hefe für identisch halten, S. 258 — 259. „Die Gährung des reinen Zuckers in Berührung mit Wein- oder Bier-Hefe ist sehr verschieden von der Gährung des Traubensaftes oder der Bierwürze. In der ersten verschwindet die Hefe mit der Zerfetzung des Zuckers, in der anderen geht neben der Metamorphose des Zuckers eine Metamorphose des Klebers vor sich, in Folge welcher, als erstes Product, Ferment erzeugt wird. In dem einen Falle wird die Hefe also zerstört, in dem anderen wird sie gebildet, S. 260. Der Oenanthsäureäther, der dem Weine seinen eigenthümlichen Geruch giebt, das Fuselöl u. a. sind Producte von Desoxydationsproceffen (s. oben) der in den gährenden Flüssigkeiten gelösten Materien, des gegenseitigen Aufeinanderwirkens der Elemente des Zuckers und des Klebers, ein Product der Fäulniß also. Weingeruch und Säure stehen zu einander in einer bestimmten Beziehung; jener findet sich nur in Weinen, welche einen gewissen Gehalt an Weinsäure haben; die südlischen Weine besitzen keinen Weingeruch, in den Fran-

zösischen tritt er entschieden hervor, in den Rheinweinen ist er am stärksten, S. 260 u. 62. Das Fuselöl erzeugt sich aus einer Veränderung des vegetabilischen Faserstoffes, daher, es sich bey dem Brantweine aus Kartoffelstärkezucker nicht bildet; in neutralen oder schwach alkalischen gährenden Flüssigkeiten bildet es sich in großer Menge. Dafs das zur Bierbereitung benutzte Malz hier nicht auch Fuselöl liefert, kann nur in der arom. Substanz des zugesetzten Hopfens liegen; man weiß, wie ätherisches Senföl, brenzliche Oele die Gährung hindern. „Das ätherische Oel des Hopfens besitzt diese Eigenschaft nicht, aber es vermindert in hohem Grade den Einfluß von sich zeretzenden stickstoffhaltigen Materien auf die Verwandlung des Weingeistes in Essigsäure, und man hat mithin Grund, zu glauben, dafs es aromatische Substanzen giebt, durch deren Zusatz zu Gährungsmischungen die mannichfaltigsten Aenderungen in der Natur der sich erzeugenden Producte hervorgebracht werden können“, S. 262 — 64. L. erinnert hierbey an das Fermentol von *Buchner*, und die Zerfetzungsproducte des Tabaks unter ähnlichen Umständen; das Nicotin wird als Product betrachtet. Viele Gerüche der gegohrenen zuckerhaltigen Pflanzenäfte mögen Erzeugnisse der Zerfetzung seyn, S. 266.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

MEDICIN. *Berlin*, b. Oehmigke: *Die Pest in der Russischen Armee zur Zeit des Türkenkrieges im Jahre 1828 und 1829.* Von Dr. *Czetyrkin*, k. Russ. Collegienrath, Gehülfen des Generalstabsarztes der activen Armee, Leibarzte Sr. Durchlaucht des Feldmarschalls Fürsten von Warschau, Grafen Paskiewicz von Eriwan, Ritter mehrerer Orden und Mitglieder mehrerer gelehrten Gesellschaften. Aus dem Russischen übersetzt. 1837. VIII u. 64 S. 8. (10 Gr.)

Vorliegende Brochüre wurde geschrieben, um eine Aufgabe der medico-chirurgischen Academie zu St. Petersburg zu lösen. Der Vf. scheint übrigens die fragliche Pest nicht selbst beobach-

tet und behandelt zu haben; er giebt eigentlich nur eine historische Skizze von ihr. Ueber diese Epidemie besitzen wir bereits die trefflichen naturgetreuen Beobachtungen von *Setdlitz*, *Petersenn* und *Rinck* im ersten Bande der medicinisch-praktischen Abhandlungen von Deutschen in Rußland lebenden Aerzten. Es war daher diese Uebersetzung nicht gerade nothwendig; Dr. *Stürmer* unternahm sie inzwischen, aufgefodert von dem Vf. und die Abhandlung einer besonderen Aufmerksamkeit werth findend, weil er in ihr einen merkwürdigen Beweis gegen die sogenannten Nichtcontagischen findet.

C. K.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

S E P T E M B E R 1 8 4 1.

C H E M I E.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg u. Sohn: *J. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Verschiedenheit des Zuckergehaltes der Weine heißer und kalter Länder. Die der letzten enthalten keinen Zucker mehr, dagegen aber wechselnde Mengen von unzeretztem Kleber in Auflösung, der sich in den Lagerfässern als Unterhefe absetzt, bey niederer Temperatur, während bey höherer auch der Alkohol sich verändert und zu Essig wird, welche Verwandlung bey dem Abfüllen junger Weine durch das Schwefeln (Zusatz von schwefeliger Säure) verhindert wird. Auf eine ähnliche Weise, wie die Weine, unterscheiden sich die Bierforten von einander, S. 267 u. 68. Obergährung und Untergährung; Oberhefe und Unterhefe. Diese ist Kleber im Zustande der Verwesung, oder verwesender oxydirter Kleber, jener ist oxydirter Kleber, welcher im feuchten Zustande einer Umfetzung seiner Bestandtheile, einer neuen Metamorphose entgegen geht, S. 269 — 71. „In der Untergährung des Bieres wird durch den ungehinderten Zutritt der Luft alle der Verwesung fähige Materie bey einer niedrigen Temperatur abgetrennt, in welcher Alkohol keinen Sauerstoff aufzunehmen fähig ist; mit ihrer Entfernung vermindert sich die Neigung des Bieres, in Essig überzugehen, d. h. eine weitere Metamorphose zu erleiden.“ „Die Untergährung des Bieres und *Appert's* Aufbewahrungsweise von Speisen beruhen auf einerley Princip“; dort wird die der Verwesung fähige Substanz, hier der Verweser, der Sauerstoff, entfernt, S. 275. Es ist schwierig, zu entscheiden, ob das Ferment sich von dem Kleber lediglich durch einen größeren Sauerstoffgehalt unterscheidet, S. 273, ob dieser sich direct mit demselben verbindet, oder ob er wasserbildend an eine Portion

feines Wasserstoffes tritt, S. 275. „Denken wir uns den Kleber als eine Wasserstoffverbindung, so wird fein Wasserstoff in der Gährung des Traubensaftes und der Bierwürze hinweggenommen werden, indem er sich mit Sauerstoff verbindet, gerade so wie bey der Verwesung des Alkohols zu Aldehyd“, S. 175. Diesen Sauerstoff müssen die Elemente eines Theils des Zuckers liefern, s. oben, und zwar bey der Obergährung, während in der Untergährung und überall, wo die Metamorphose des Zuckers von einer Hefenbildung nicht begleitet wird, der Zucker nur in Alkohol und Kohlen Säure zerfällt, S. 276. „Die Temperatur, in welcher die Gährung vor sich geht, hat einen höchst wichtigen Einfluss auf die Quantität des erzeugten Alkohols, s. oben, S. 277. Nachgährung; sie ist in den meisten Fällen eine wahre Untergährung, S. 278.

Verwesung der Holzfaser. Holzfaser hält sich in trockener Luft, in luftlosem Wasser bekanntlich Jahrtausende. Die Verwesung geschieht auf dreyerley Weise: 1) Zerfetzung des feuchten Holzes bey freyem und ungehindertem Luftzutritt, 2) Zerfetzung desselben bey Abschluss der Luft, 3) Zerfetzung desselben in Berührung mit faulenden organischen Stoffen, S. 279. Kohlen Säure, Wasser und Humus sind die Producte der Verwesung des Holzes, und diese ist gleich mit allen anderen langsamen Verbrennungen wasserstoffreicher Materien. Die Verwesung des Holzes nach verschiedenen Stadien untersucht, zeigt, dass der Kohlenstoff des rückständigen Productes verhältnismässig beständig zunimmt, doch kommt es nicht bis zum reinen Kohlenstoff. — Was die Fäulnis hemmt und befördert, wirkt so auch bey der Verwesung des Holzes, S. 280 — 85. Bernstein, fossile Harze und (durch Verwesung entstandene) Braunkohlen zeichnen sich alle durch einen verhältnismässig geringen Wasserstoffgehalt aus, und Honigsteinsäure (der Braunkohlen) ist =

Bernsteinfäure *minus* Wasserstoff. Der Diamant ist vielleicht ein Verwesungsproduct einer kohlen- und wasserstoffreichen Flüssigkeit, S. 286. *Dammerde*; sie ist ein Product der unvollkommenen Verwesung der Holzfafer, und steht in ihrer Zusammensetzung zwischen der Holzfafer und dem eigentlichen Humus, S. 287 u. 88. *Vermoderung* (Papier, Braunkohle und Steinkohle) ist „eine Zerfetzung des Holzes, der Holzfafer und aller vegetabilischen Körper bey Gegenwart von Wasser und *gehindertem* Luftzutritt“; „eine gleichzeitig eintretende Fäulniß und Vermoderung, in welcher der Sauerstoff der Luft und die Bestandtheile des Wassers Antheil nehmen“, und die Braunkohle muß auf eine ähnliche Weise entstanden seyn, so daß sich „entweder die Elemente der Kohlenfäure allein, oder gleichzeitig mit einer gewissen Menge Wasser von den Bestandtheilen des Holzes getrennt haben.“ Höhere Temperatur und Druck bedingten vielleicht die Verschiedenheit der Zerfetzungsweisen, so wie die Entfernung der Asche gebenden Bestandtheile. „Die eigenthümliche Zerfetzungsweise der vorweltlichen Vegetabilien, d. h. eine fortschreitende Trennung von Kohlenfäure, scheint noch jetzt in großen Tiefen in allen Braunkohlenlagern fortzudauern“, und die Entstehung von Säuerlingen zu veranlassen, S. 289—307. „In den Braunkohlenlagern beobachten wir eine fortschreitende Trennung von Sauerstoff in der Form von Kohlenfäure, in Folge welcher das Holz nach und nach der Zusammensetzung der Steinkohle sich nähern muß, in den Steinkohlenlagern trennt sich von den Bestandtheilen der Kohle Wasserstoff in der Form von Kohlenwasserstoffverbindungen (Kohlenwasserstoffgas, Steinöle u. a.); eine völlige Abscheidung von Wasserstoff würde die Kohle in Anthracit überführen“, S. 208.

Gift, Contagien, Miasmen. 1) Eine gewisse Classe von löslichen Verbindungen, verschiedenen Theilen des Körpers dargeboten, wird in das Blut aufgenommen, aus welchem sie wieder durch die Secretionsorgane, nach vollbrachter medicin. Wirkung, unverändert oder verändert abgeschieden werden; von letzter Art sind die pflanzenfauren Alkalien, die nach *Wöhler's* Versuchen zu kohlenfauren werden, wahrscheinlich durch den Oxydationsproceß der Respiration, so daß sie auch diesen in Bezug auf die Arterialisirung des Bluts vermindern und ihn überhaupt verlangsamten. Die nicht verändert werdenden Salze und einige andere

Stoffe thun dies auch, aber dadurch, daß sie den Verwesungsproceß zuwider wirken, und zu diesen gehört auch der Athmungsproceß. Wie ungenügend diese Ansicht, wie chemiatrisch sie ist, lehren wohl viele Wirkungen sehr verschiedenartiger Arzneimitt. — Es kommt im Wesentlichen darauf an, daß die Plasticität des Bluts, die organische Bildung des Faferstoffs vermindert werde; dies kann durch dieselbe beschränkende Verlangsamung des Athmens, durch Blutentziehung, durch auflösende (dem plast. Proceß widerstrebende) und abführende Salze geschehen. Die antiphlog. Wirkung der Blaufäure kann nur dadurch erklärt werden, daß sie die Action der Nerven auf die Gefäße, die Muskelnfiebern, die org. Apparatur des plast. Proceßes schwächt. Die Eigenschaft der thier. Membranen und Fasern, daß sie unfähig sind, von starken Salzlösungen durchdrungen zu werden, nur bey einem gewissen Grade der Verbindung mit Wasser aufgenommen zu werden, widersteht der Aufnahme zu großen Mengen von Mineralsalzen in das Blut. Hiermit und mit der physikal. Wirkung der Wasserentziehung soll das Purgiren zu Stande kommen. Wir haben ja eine Menge unorganischer Purgantien, die, obgleich sehr verdünnt gegeben, dennoch purgirend wirken; wir besitzen org. Purgirmitt., bey denen von einer Wasserentziehung gar nicht die Rede seyn kann. — Was hat man denn für einen Grund, alles chemisch erklären zu wollen, wenn man doch Nervenreizbarkeit vor sich sieht, wenn das Chemische doch nur das Secundäre ist! Wie will man denn bey der chemisch. Aehnlichkeit der Phosphor- und Arsenik-Säure, des Kalkes und Beryls u. n. a. die große Differenz der physiol. Wirkung erklären! Kann die Chemie über physiologische Wirkungen überhaupt einen Aufschluß geben? nein, das kann sie nicht. Die Beobachtung physiolog. Wirkungen ist eine ärztliche Sache. Wie kann man glauben, daß die ungeheuren Wirkungen von einem Paar Tropfen Blaufäure, Coniin u. dgl. je durch Chemie können erklärt werden! Machen nicht sehr verschiedene Mitt. fast auf gleiche Weise Erbrechen, Purgiren, Schweiß, Harnabgang u. m. a?

Rec. erlaubt sich nicht, so gern er auch wollte, auf diese Gegenstände ausführlicher einzugehen; vor Mißverständnissen hält er sich durch seine Schrift: Chemie und Medicin in ihrem engeren Zusammenwirken, Abchn. III—V des 2 Bds., genugsam verwahrt,

und muß sich hier auf dasselbe der Kürze wegen berufen. Die Wirkung der eigentlichen anorganischen Gifte beruht in den meisten Fällen auf der Bildung einer chemischen Verbindung des Giftes mit den Bestandtheilen der Organe, auf einer chemischen Verwandtschaftsäufserung, welche stärker ist, als die Lebensthätigkeit, so daß nur die Organe ihre Function nicht ungestört verrichten können. Hierher gehören die Metallsalze, Arsenik u. m. a. Kalke, unter welchen die Silber-, Bley- und einige Quecksilberoxydul-Salze nur dadurch oft wenig wirksam erscheinen, daß sie im Magen zu unauflöslchen Verbindungen umgeändert werden, S. 304—310; 3) Es läßt sich, meint S. mit Gewißheit voraussehen, daß Versuche über die Phosphor- und Arsenik-Säure, das chemische Verhalten der Blausäure, organ. Basen und des Kalkes und Beryls u. m. a. analog. Stoffe, deren Wirkungsweise Problem ist, zu thierischen Substanzen sehr bald die genügendsten Aufschlüsse über die Ursache ihrer Wirksamkeit geben werden, S. 310—11. 4) Eine ganz besondere Art von Stoffen, welche durch Zersetzungsprocesse eigenthümlicher Art erzeugbar sind, wirken auf den lebenden Organismus als tödtliche Gifte, nicht durch ihre Fähigkeit, eine Verbindung einzugehen, eben so wenig, weil sie einen giftigen Stoff enthalten, sondern durch den Zustand, in dem sie sich befinden. Es wird dieß zunächst auf den Grundsatz von *La Blace* und *Berthollet* gestützt: „daß ein durch irgend eine Kraft in Bewegung gesetztes Molekül oder Atom seine eigene Bewegung einem anderen Atom mittheilen kann, welches sich in Berührung damit befindet. *L.* bezeichnet Stoffe jener Art mit dem Ausdruck Erreger; solche sind die in Zersetzung begriffenen Substanzen zu nennen, welche den Zucker in Weingeist und Kohlensäure, unter anderen Umständen in Milchsäure, Mannit, Gummi verwandeln; das Ferment namentlich ist ein mit der Zucker-Gährung zeretzter und zu dieser disponirender Kleber. Dem Fermente analog sind die thierischen und miasmatischen Gifte, von welchen einige die Einwirkung der Säure des Magens aushalten, wie das Wurstgift, andere nicht, wie das Milzbrand- und Blatter-Gift (was *Liebig* von der Intoxication des Wurstgifts angiebt, ist etwas übertrieben). Wie die Hefe in einer zucker- und kleberhaltigen Flüssigkeit sich aus der Kleber-Veränderung wieder erzeugt, so können die thier. Gifte aus einer Veränderung eines Blutstoffis, die sie her-

vorrufen, sich wieder bilden; wie Alkohol, Säuren, schwefelige Säure, Quecksilberfalze, Chlor, Brom, Jod, Aromatica, äth. Oele u. a. das Ferment vernichten, so auch die thierischen Gifte. Weil diese fermentiven Stoffe nur wirken, in so fern sie in einer Zersetzung begriffen sind, so können sie auch nicht isolirt werden, S. 311—318. Man dürfte doch, meint *Rec.*, einige sehr wirksame Zersetzungsproducte isoliren können, analog dem Amygdalin, der Dioctase u. a. Die Reproduction des Erregers ist abhängig 1) von dem Vorhandenseyn derjenigen Materie, aus der er ursprünglich entstanden ist; 2) von der Gegenwart einer zweyten Materie, welche fähig ist, durch die Berührung mit dem Erreger in Zersetzung übergeführt zu werden. Krankheit durch Ansteckung ist vergleichbar der Erzeugung von Ferment in einer Zucker und Kleber enthaltenden Flüssigkeit (Bierwürze z. B.), Krankheit durch thierische Gifte ohne Ansteckung der Veränderung der Zuckerauflösung durch Ferment, wo letztes sich nicht bilden kann. Empfänglichkeit für Ansteckung, setzt die Gegenwart einer gewissen Quantität des 2ten Körpers im Blute eines gefunden Menschen voraus; mit seiner Masse steigt die Empfänglichkeit, die Stärke der Krankheit, mit seiner Abnahme oder seinem Verschwinden ändert sich ihr Verlauf. Die Krankheitsform ist gutartig, wenn die Metamorphose zweyer für das Leben unwesentlicher Bestandtheile des Körpers sich neben einander vollenden, ohne daß andere an der Zersetzung Antheil nehmen, sie heißt *bösartig*, wenn sie sich auf Organe fortpflanzt, wenn diese daran Theil nehmen. *L.* vergleicht die Kuhpocken-Materie und das Blattergift mit der Unter- und Oberhese; die Empfänglichkeit für Ansteckung durch Blattergift muß nach der Einimpfung der Kuhpocken aufhören, eben weil durch einen künstlich erregten, besonderen Zersetzungsprocess diejenige Materie zerstört und entfernt worden ist, deren Vorhandenseyn die Empfänglichkeit bedingt. Sie kann sich in dem nämlichen Individuum wieder erzeugen, es kann wieder empfänglich für Ansteckung werden, und eine 2te und 3te Impfung vermag ihn wieder zu entfernen. *L.* bemerkt, daß alle gasförmigen Contagien (Miasmen) mehrentheils von Ammoniak begleitet sind, daß das Ammoniak der Begleiter der meisten Krankheitszustände ist; die bekannte Anwendung von Salz-, Essig- und Salpeter-Säure zur Desinfection hierdurch begründet,

Chlor zu schädlich für die thier. Organisation war. Hierauf erinnert L. an die eigenthümliche Veränderung des Synoptes durch Amygdalin, des Senfs bey der Destillation, der Stärke durch Diastase, die Verwandlung aller amylohaltigen Nahrungsmittel in Traubenzucker bey dem Diabetes, um zu zeigen, daß überall in complexen organischen Atomen die mannigfaltigsten Umsetzungen, Zusammensetzungs- und Eigenschafts-Änderungen durch alle Ursachen, welche eine Störung in der Anziehung ihrer Elemente veranlassen, bewirkt werden können: Berührung mit der Luft, die schwächste chem. Action, ein jeder Körper, dessen Theile sich im Zustande der Bewegung, der Umsetzung befinden, wenn sich ihrer Wirkungsweise die Lebenskraft nicht mehr entgegensetzt. L. bemerkt sehr richtig, daß das Leben nicht allein in der Fähigkeit einer Materie bestehe, in irgend einer anderen eine Veränderung hervorzurufen, in Folge welcher die erste mit allen ihren Eigenschaften wieder erzeugt wird; denn dann würden die meisten Erscheinungen der organischen Chemie eitel seyn, sondern der Begriff vom Leben, schließt neben Reproduction noch den Begriff von Thätigkeit durch eine bestimmte Form, das Entstehen und Erzeugen in einer bestimmten Form ein. (Rec. meint, daß die alte *Blumenbuch'sche* Bezeichnung „Bildungstrieb“ ein recht gutes Diagnostikon ist, und in Ehren gehalten werden sollte). Der Chemismus ist dem Leben unterthan. Die chem. Action einer Substanz, die wir in den Magen bringen, hat die Lebenskraft zu überwinden; diese setzt ihr einen Widerstand entgegen, es entsteht je nach der Stärke der Einwirkung eine Ausgleichung zwischen beiden Kräften, eine Veränderung ohne Vernichtung der Lebenskraft, eine arzneylische Wirkung, oder der einwirkende Körper unterliegt, wird verdaut, oder die chem. Action behält die Oberhand, er wirkt als Gift. Bey allen diesen sonst so höchst wichtigen und lehrreich erfassten Betrachtungen kann man doch den Gedanken nicht unterdrücken, daß es, bey der einflußreichen Autorität *Liebig's*, doppelt erspriesslich gewesen wäre, wenn der Autor sich noch näher mit dem Speciellen der Physiologie und Heilmittellehre vertraut gemacht hätte. Aber da dies bey dem ungeheuren Umfang nahe stehender Naturwissenschaften für den Sinn und die Gedanken eines Gelehrten, strenge genommen, nicht möglich ist, so liegt es sehr nahe, daß es für die Fortschritte physiologischer Forschung, bey der Nothwen-

digkeit vielseitiger empirischer Prüfung, daß es besonders für die wissenschaftliche Begründung und praktische Feststellung der Lehren vom Lebendigen einer *socialen akademischen* Verbindung bedarf. In der immerfort erstrebten Allseitigkeit naturwissenschaftlicher Studien ist auch nur die Kritik des Umfanges und Inhaltes der einzelnen Naturwissenschaften gegeben, und indem wir alle nur erspähbaren Beziehungen prüfen, werden wir auch erkennen, was dieser oder jener Disciplin vorzugsweise angehört, und wo ihr Eigenthumsrecht schwankend wird. Nur in einem näheren wissenschaftlichen Zusammenwirken, auf welche ja auch die Beziehungen aller höheren Bildungsanstalten zielen, kann das Theoretische durch das Praktische und dieses durch jenes gedeihen, und zu einer mächtigen Einheit werden; daher müssen dann auch zeitgemäß eingerichtete landwirthschaftliche Akademien, in Verbindung mit landwirthschaftlichen Zusammenkünften, eine höchst erspriessliche Sache werden. Hierbey kommt nun aber auf die Weihe, welche die Wissenschaft, nach dem, was sie im Geiste des Menschen zu erzeugen vermag, außerordentlich viel an. Zu einer solchen Weihe müssen uns auch lehrreiche Schriften geistvoller Männer verhelfen. Das besprochene Buch hat diesen Charakter, und ist hierin eine sehr bedeutsame Erscheinung; denn die wichtigsten Beziehungen der organischen Chemie sind die auf Physiologie und Landwirthschaft, unter welchen sie auch erst die bisherige Einseitigkeit verlieren kann, wie sie denn auch unter dieser zu den wichtigsten Fortschritten gekommen ist, und sich nicht mehr so, wie früher vermisst, den Chemismus auch im Lebendigen als das *Primum movens* zu predigen. In einer solchen Verbindung kann er auch erst zu der Untersuchung des Complexes der Causalität kommen, wenn der die physikalischen Verhältnisse, welche er der Organisation der Pflanzen und Thiere, in der Bewegung und in den mat. Veränderungen eine viel wichtigere Rolle spielen, als man glaubt, werden die Wirkungen des Lichts, der Wärme, der Elektrizität, der physikalischen Verhältnisse des Bodens u. m. a. gewürdigt werden können; denn wie in der Natur eine innige Vergesellschaftung wirkt, so muß es auch bey den sie darlegenden Männern der Wissenschaft seyn!

D. F. L. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

R Ö M I S C H E L I T E R A T U R.

LEIPZIG, b. Köhler: *Caii Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber*, grammatisch, kritisch und historisch erklärt von M. Christian Gottlob Herzog, Professor der Hochfürstl. Landeschule zu Gera. 1840. XX u. 498 S.

Der sehr werthvollen Ausgabe des *Catilina* hat nun nach längerem Zwischenraume Hr. Herzog auch die Bearbeitung des *Jugurtha* folgen lassen. Ihr geht voraus eine umständliche Vorrede, in welcher der eben so erfahrene, als mit Geist und Herz seinem Beruf lebende Schulmann zuerst sehr treffende, dem jetzigen Zeitgeist entgegen gehaltene Wahrheiten ausspricht, dann aber — und dies ist die Hauptsache — den Standpunct zeigt, von welchem aus er die vorliegende Arbeit betrachtet wissen will. Und aus diesem Theile müssen wir zum Behufe späterer Bemerkungen Einiges anführen. Mit gunstgewinnender Anspruchslosigkeit nennt er seinen Commentar „einen gewagten Versuch, den Geist und den Charakter des Schriftstellers im Einzelnen, wie in der Totalität zu erfassen, und den Lesern, selbst in den kleinsten Partien des Kunstwerks, theils die Regelrichtigkeit der Darstellung, theils deren Eigenthümlichkeit zu vergegenwärtigen.“ Nach dem Sinne der hier gebrauchten Worte sollte man erwarten, der Commentar werde ästhetisch-kritischer Art seyn; denn der *Geist* und *Charakter* eines Schriftstellers im *Einzelnen* und in der *Totalität*, das *Kunstwerk* in den kleinsten Theilen, das *Regelrichtige* und *Eigenthümliche* der *Darstellung* sind Gegenstände, die der philosophischen Betrachtung anheimfallen. Nun finden sich in dem Commentar wohl hier und da logisch genaue Nachweisungen des Gedankenganges und feine dialektische Bemerkungen, von der in Aussicht gestellten ästhetischen Kritik aber geht wenig oder fast gar nichts in Erfüllung. Es muß also — und diese ungenaue

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

Redeweise sowohl hier, als auch zuweilen anderwärts thut uns Leid — Hr. H. in obigen Worten etwas Anderes haben andeuten wollen. Wir vermuthen dies; denn gleich unmittelbar auf dieselbe folgt eine längere Exposition, nach welcher sie einen Sinn erhalten, verschieden von dem, den sie beym ersten Lesen darzubieten scheinen. Sie lautet also: „Das in den Commentar Versuchte ist aber vielleicht die Klippe, an welcher der Vf. gescheitert ist; und hat er in der Erklärung des Einzelnen und in dem Streben nach Vollständigkeit wohl gar das Mafs des Schicklichen (das rechte Mafs) überschritten, so kann er nur zwey, ihm wenigstens nicht ganz verwerflich scheinende Gründe zu seiner Rechtfertigung anführen. Einmal bestrebte er sich, einen Commentar zu liefern, der das bereits von Anderen gegebene, und von den Freunden des Schriftstellers benutzte Material mit Auswahl und Prüfung berücksichtigte, wodurch fast nothwendig dem Werke ein größerer Umfang erwachsen mußte. Sodann glaubte er um den Autor sich verdient zu machen und denen, die andere Hülfsmittel entbehren, zu nützen, wenn er theils die Sprache und Darstellungsweise Sallust's mit dem Stile und der Ausdrucksweise anderer Historiker vergleiche, theils auf die Grundätze und Regeln der Grammatik zurückführte, theils und vorzüglich durch zahlreiche und möglichst vollständige Nachweisung ähnlicher concreter Fälle zu charakterisiren versuchte. Damit die Aufzählung paralleler oder ganz gleichlautender Stellen nicht das Gepräge einer geist- und inhaltlosen Nomenclatur oder todten Rüstkammer erhalte, hat er bey schicklicher Gelegenheit auf den Charakter Sallust's, als Menschen und Schriftstellers, aufmerksam gemacht, und die bald deutlicheren und bestimmteren, bald versteckteren und verhüllteren Merkmale bezeichnet, aus denen auf die Individualität desselben ein nicht ganz trügender Schluß gezogen werden konnte.“ In dieser längern Stelle, sieht man, ist hinterdrein noch mancherley auf-

gezählt, was die vorhergehende nicht als Eigenschaften des Commentars erwarten liefs. Die fernere Rechenſchaft über denſelben ziehen wir kurz, aber mit des Vf. Worten, in Folgendes zuſammen. „Lexicaliſch - grammatifche und antiquariſche Erklärung iſt dem Herausgeber ein vorzügliches Augenmerk geweſen; die Hn. *Kritz* und *Fabri* erkennt er als hochverdiente Gelehrte und als treffliche Vorgänger auf dieſer Bahn dankbarlich an, giebt aber zu, daſs ſie für einen Späteren noch Raum zum Nachtragen und Ergänzen und auch zu beſcheidenem Zweifel gelaffen haben. Doch beſcheidet er ſich, ſeine abweichende Meinung nicht immer auch für die richtigere zu halten, weil man bey dem Suchen nach Zureichenderem und Befriedigerendem ebenfalls in Irrgänge ſich verlieren könne. Für die *Feſtſtellung des Textes* auch iſt noch unglaublich viel zu leiſten übrig. Bey dieſem Geſchäft iſt die preiswürdige Aufgabe geſtellt, — man achte jetzt auf das, was folgt, und wundere ſich, die Sonderbarkeit des Ausdrucks nicht gerechnet, was Alles der Wortkritik zu leiſten zugetraut wird — nicht nur das Einzelne in hellerem Licht zu zeigen und das Verſtändniß zu erleichtern, ſondern auch *Farbe, Ton* und *Charakter* des Salluſtiſchen Stils in ſeiner ganzen Natur und Eigenthümlichkeit richtiger und hiſtoriſch (?) treu erfaſſen zu laſſen. Neben einem literariſch-hiſtoriſchen (?) oder grammatifch-ſyntactiſchen (?) ſoll auch ein moralifch-äſthetiſches (?) Urtheil durch die Kritik begründet werden. Obgleich einer ſolchen Aufgabe nicht gewachſen, ſieht ſich der Herausgeber doch veranlaßt, einzelne Beyträge zur Kritik in fortlaufender Reihe zu liefern.“ — Aus welcher Quelle ſie geſloſſen, beſagt die Vorrede des weitern und muß dort nachgeleſen werden. — Schließlich fürchtet Hr. *Herzog* den nicht ungegründeten Vorwurf, „als habe er den Text faſt nur zur Folie genommen, um ſeine zahlreichen ſprachlichen und grammatifchen Bemerkungen, wie auf einer *tabula rasa* ohne Maß und Schranken aufzutragen, weſwegen denn der Text durch die Maſſe der Erklärungen verſchlemmt (?) werde, und der Geiſt ſich nur mit Mühe über (?) dem Waſſer erhalte.“ — Bildlich richtiger würden wir den *Text*, ſtatt durch eine Maſſe Erklärungen *verſchlemmen*, lieber *überfluthen*, und den *Geiſt* dann, ſtatt *über* dem Waſſer *ſich halten*, lieber *aus* dem Waſſer *aufſtauchen* laſſen. — „Dieſem zwar harten und niederſchlagenden Urtheile würde er ſich gern und willig fügen, wenn

er ſeine Arbeit zunächſt der Jugend oder dem Schulgebrauch, nicht für gereifere (?), prüfende und ſichtende Lehrer beſtimmt hätte.“ Wir unſererſeits möchten nicht ſo hart urtheilen. Von *Verſchlemmen* und *Verwäſſern* kann bey einem ſo wackeren Gelehrten nicht die Rede ſeyn. Was wir aber über den Commentar zu bemerken nicht unterdrücken können, iſt, daſs darin des *Guten* zu viel gethan wird, namentlich in Anmerkungen lexilogiſcher Art. Scharffinn und Gründlichkeit ſind Eigenſchaften, die uns von jeher in Hn. *Herzog* erfreut haben. Schade nur, daſs er ſie oft nicht das rechte Maß halten, und in Grübeleyn und Spitzfindigkeit übergehen läſt. Die Alten, die ihre Sprache mit einem friſchen lebendigen Gefühl und unter Eingebung eines glücklichen Inſtinctes geſchrieben haben, würden ſich wundern, zu ſehen, wie wir Neuern der Spur dieſes Gefühls nicht nachgehen und die Körper ihrer Worte nicht in ihrer Friſchheit erfaſſen, ſondern ſtatt deſſen, von Haarfpalterey getrieben, ſie unter das anatomifche Meſſer bringen, und nach Nerven, Faſern und Flechſen ſuchen. Schütteln auch würden ſie den Kopf über das aprioriſtiſche Verfahren mancher Ausleger ihrer Rede, in Folge deſſen nicht das in ihr Liegende herausgeholt, ſondern Selbſt-ergrübeltes und ſpitzfindig Ausgedachtes hineingelegt wird. Ein anderer Uebelſtand iſt dann die zu groſſe Anhäufung gleichbedeutender Stellen. Der Herausgeber hat ſie zwar, wie man oben geſehen, zu entſchuldigen geſucht, aber nicht auf eine befriedigende Weiſe. An ſich ſchon iſt es ein eben ſo ſonderbares, als unnöthiges Beginnen, bey dem Commentiren des *Schriftſtellers* Salluſtius nebenbey noch den Stil und die Ausdrucksweiſe auch anderer Hiſtoriker bemerkbar machen zu wollen. Und nun noch dazu die Meinung, es könne dieſer Dienſt durch vereinzelt, hier und dort ausgehobene Phraſen geleiſtet werden! Unwillkürlich wird man dabey an den *Σχολαστικὸς* in des Hierokles *ἀστειοῖς* erinnert, der *οὐκίαν πωλῶν, λίθον ἀπ' αὐτῆς εἰς δαίγμα περιέφερε*. Was dann noch weiter zur Entſchuldigung der gehäuften Citate geſagt wird, iſt ebenfalls von ſonderbarer Art. Um dieſelben nicht eine geiſtloſe Nomenclatur oder todtte Rükammer ſeyn zu laſſen, oder damit ſie nicht, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, das *Gepräuge* einer Rükammer, einer Nomenclatur erhielten, iſt dabey gelegentlich auf den Charakter Salluſts, als *Menschen* und *Schriftſtellers*

aufmerksam gemacht, und sind Merkmale bezeichnet worden — deutliche und bestimmte, versteckte und verhüllte — aus denen auf seine Individualität geschlossen werden konnte (kann). Zuerst ist diese ganze Stelle unklar. Die Worte „als Menschen und Schriftstellers“ sind durch *und* so zusammengestellt, daß man sie in einem Zuge liest und das letzte, wenn auch nicht als synonym, doch als begriffergänzend zu nehmen gezwungen wird. Dagegen aber sträubt sich die Logik. Mensch und Schriftsteller sind verschiedene Begriffe, und Hr. H. hat sicherlich disjunctive schreiben wollen „als Menschen und als Schriftsteller“. Nun ist aber der Schriftsteller Sallust, das heißt: seine von formeller Seite in Schreibart und Darstellungsweise sich offenbarende Individualität, schon oben als ein Gegenstand besonderer Nachweisung angeführt worden. Es bleibt also hier nur der Mensch noch übrig. Angenommen, daß Sallust, *ethisch* betrachtet, im Leben und Handeln der nämliche gewesen, als der er in seinen Schriften erscheint, so war es unnötig, Merkmale, wie es oben heißt, zu bezeichnen, aus denen auf seine Individualität geschlossen werden kann. Seine edle Gesinnung, seine strengen Grundsätze, seine Entrüstung über das eingerissene Sittenverderbniß, sein Losziehen gegen den übermüthigen Adel, sein Mitgefühl für die unterdrückten Gemeinen, kurz alles, was ihm den Schein eines wieder aufgelebten *Portius Cato* giebt, liegt so klar und handgreiflich in dem Text vor Augen, daß darüber im Commentar noch Anmerkungen machen *Eulen nach Athen tragen* heißt. Mag nun aber auch viel Ueberflüssiges dieser und noch anderer Art mit unterlaufen: so ergibt sich doch, daß der Commentar, als von einem so wackeren Gelehrten, wie Hr. H. herrührend, im Ganzen eine Fundgrube vieles Werthvollen ist, und sehr schätzbare Beyträge zur richtigen Verständniß des Schriftstellers enthält. Wir erwähnen dies im Allgemeinen, weil eine Bestätigung durch Beyspiele unnötig ist, und dadurch für einiges Andere, was zu gelegentlicher Kritik Anlaß giebt, noch Raum gewonnen wird. Wir beginnen gleich mit dem Eingange. *Falso queritur de natura sua genus humanum, quod imbecilla atque aevi brevis forte potius quam virtute regatur.* Das Wort *imbecilla* hat eine sechzehn Zeilen lange Anmerkung veranlaßt. Ueber die Doppelform — *us* und — *is* heißt es: „jene hält man für die ältere, diese finde sich bey

Späteren.“ Für diese Meinung, nachdem auch *inermus* und *inermis* nebst *hilarus* herbeygezogen worden, werden dann mehrere Gelehrte als Gewährsmänner angeführt. Das trifft aber nicht zu. Jene Doppelformen sind nicht Kinder der Zeit, sondern des Ohres, und werden von früheren und späteren Schriftstellern abwechselnd je nach dem Gefühle für Wohllaut gebraucht. Gestattete es der Raum, wir würden aus dem einzigen Cicero, nebenbey auch aus Livius und Anderen, Stellen anführen, wo der Wechsel dieser Formen meistens des Wohllauts, zuweilen auch der Klarheit wegen beliebt worden ist. Nach obiger Behauptung wäre Cicero ein Archaismenfreund, weil bey ihm die Form *imbecillus* mit ihren sonoren Casusendigungen vorherrscht, so daß manche, wo sie ihm fehlt, sie ihm ancorrigiren. Auch wechselt er mit *inermis* und *inermus*. Letzte Form ist die von Sallust am häufigsten gebrauchte. Warum aber hat er (Cap. 94), *postremo fugere cuncti, armati inermesque* und nicht *inermique* geschrieben? Ohne Zweifel weil ein dreymal wiederkehrendes *i* das Ohr beleidigt. Bey Cicero (Fin. 5, 30) steht *hilara* nicht *hilaris vita amissa est* sicherlich nur, um das zweymal zischende *is* und *is* — *hilaris* — *amiss* — zu vermeiden. Aus eben dem Grunde hat er, statt dem Ohr zuwider *hilaria Saturnalia* zu schreiben, die wohllautendere Form *hilara Saturnalia* gewählt. Die Anmerkung enthält nun auch noch lexilogisches. Nicht genug, daß die Doppelformen der älteren und neueren Zeit angehören, sollen sie sich auch durch sein abgestufte Bedeutung unterscheiden. Eine schon früher bey Cäsar (B. I. 1, 98), ausgesprochene Vermuthung bringt Hr. H. auch hier vor. „Die spätere Zeit legt dem *inermis* den metaphorischen und abstracten Begriff unter, nämlich *wehrlos* oder außer Stand gesetzt sich zu vertheidigen; mit *inarmus* wird bezeichnet der *Waffenlose*, *Unbewaffnete*, dem eigentlich die Waffen hätten zu Gebote stehen können, der sie aber nicht angelegt hat. Dieser Unterschied findet wenigstens bey Sallust und Tacitus statt.“ Dies mag als erster Beweis der oben erwähnten apriorischen lexilogischen Spitzfindigkeit gelten. Durch wie zahlreiche Stellen aus anderen Autoren könnte sie als nichtig nachgewiesen werden! Aber selbst seine Gewährsmänner lassen Hr. H. in Stich. Wenn Sallust Cap. 94 erzählt, *postremo coacti, armati inermesque fugere*, so waren die abstracten und metaphorischen *Wehrlosen*, die sich nicht verthei-

digen können, weit von feinem Sinn entfernt. Er braucht handgreifliche Gegenstände; alle insgesammt, Bewaffnete und Unbewaffnete sind geflohen. Die aus Tacitus (*Annal. XVI, 9,*) angeführte Stelle — *Centurio quamvis inermem, praevaleat tamen et irae propiorum cernens, premi a militibus jubet* — zeugt ebenfalls gegen die prädestinirende Hermeneutik. Von einem abstracten und metaphorischen Begriff in *inermem* ist hier keine Spur zu finden. Unbewaffnet zwar und ohne Schwert oder Dolch war *Silanus*, aber dagegen von gewaltiger Körperkraft und in verzweifelter Gemüthsaufrührung. Letzte Eigenschaften machten ihn eben so sehr zu einem schwer zu überwältigenden Mann, als wenn er mit Waffen versehen gewesen wäre. Gehen wir nun zu *aevi brevis* über. Die Anmerkung dazu ist vierzehn Zeilen lang. Zuerst wird auf *Fabri* verwiesen; dann folgt die eigene Zugabe. „*Aevum* ist fast mehr *poetisch*, als der *Prosa* angehörig, offenbar wegen des transcendentalen und idealen Begriffs; denn *aevum* ist die schwebende und unbegrenzte Zeit, in deren Bereich jegliches Seyn und Existiren fällt. Daher denn die jenes Allgemeine und Ungemessene näher determinirenden Attribute, wie zum Beispiel“ — es folgen nun Citate aus Tacitus, Cicero und Velleius. — Darauf fährt Hr. H. fort: „Folglich kann *aevum* und *aetas* nur relativ gebraucht werden, in Bezug auf Menschen und Wesen, welche in die Zeit fallen und von

derselben irgendwie *afficirt* werden.“ Die höchst sonderbare Redeweise bey Seite lassend, fragen wir: wie kann überhaupt und besonders hier das seltsame *aevum* zu so nutzloser Subtilität Anlaß geben? Man braucht nur eine Zeile weiter zu lesen, so findet sich, daß, wie *imbecilla*, auch *aevum* dem Begriffe nach wiederkehrt, aber auf schön stilistische Weise unter verändertem Ausdrucke. Ungegründet, heißt es da, ist die Klage über die Schwächlichkeit und die *kurze Dauer* der menschlichen Natur, denn *non vis, non tempus, sed hominum industria deest naturae*. Demnach könnte man das ganze Transcendentale obiger Anmerkung in folgende Figur zusammenschumpfen lassen: „*aevum = tempus*; siehe das folgende Redeglied.“ Ebenso würden wir auch mit *forte* verfahren, nämlich „*= casu*; siehe das Ende des Capitels.“ Die Bedeutung des *fors* kehrt dort unter dem Worte *casus* zurück. Hr. H. aber hat davon Anlaß genommen, den Unterschied der Wörter *fors, fortuna, fors* zu erklären, was dann wieder Stoff zu umständlichen subtilen Bemerkungen gegeben hat. Wir heben nur eine davon heraus. „*Fors* ist nur der personificirte *Zufall*, wahrscheinlich verwandt mit *fero*, das, was die Zeit mitbringt, folglich *momentan* für Jeden. Wie *fors* subjectiv und relativ, so ist *fors* objectiv und absolut; *casus* ist der *concrete* Fall.“

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. J. J. Weber: *Schloß Loevestein im Jahre 1570*. Historischer Roman aus dem achtzigjährigen Kriege von J. van den Hage, Verfasser des *Schafhirten*. Aus dem Holländischen von O. L. B. Wolff. 1841. Erster Theil VI. u. 246 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Aus den Händen eines und desselben Vfs. wie Uebersetzers des *Schafhirten* kommend, trägt dieser Roman das Gepräge der eigenthümlichen Manier Beider. Der Vf. variirt jene weitläufige Erzählung nur in vorliegender. Die Persönlichkeiten die jener vorführt, kommen hier nur unter anderen Namen wieder, bewegen sich in anderen Standes-Verhältnissen, müssen aber

wie jene durch das Purgatorium beklemmender Zustände und Begebnisse gelangen, ehe sie und der mitleidende Leser zur Ruhe kommen. Der Stempel aber, welchen der Uebersetzer auch dieser Uebersetzung ausdrückte, ist die ihm eigenthümliche Gewandtheit, mit welcher er die allenfallsige Anmuth eines fremden Idioms in unserer Sprache wieder zu geben weiß. Gleich dem „*Schafhirten*“ wird auch der vorliegende Roman auf eine gute Aufnahme der Leser sicher rechnen können.

Die äußere Ausstattung ist sehr gut.

Rw.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

R Ö M I S C H E L I T E R A T U R.

LEIPZIG, b. Köhler: *Caii Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber*, u. s. w. von M. Christian Gottlob Herzog u. L. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Jetzt zu § 3. *Sed dux atque imperator vitae mortalium animus est (·), qui ubi ad gloriam virtutis via grassatur, abunde pollens potensque et clarus est etc.* Die schönfürgliche und ins Gefühl leicht übergehende Phrasid *ad gloriam virtutis via grassari* hat, weil Hr. II. auf den fast instinctmäßigen Bildungsproceß derselben nicht geachtet zu haben scheint, wunderliche Sachen veranlaßt. Sallust hat in der Parallele zwischen Cäsar und Cato, *Catil.* 54, von diesem gesagt — *gloriam petebat*. Demnach hätte er auch hier wieder *gloriam petere* schreiben können, nur mit dem in der Ideenreihe nothwendigen Zusatz *virtute* (oder auch *per virtutem*, weil er öfters, stilistisch wechselnd, an die Stelle des *Ablat. instrumenti* die Präposition treten läßt). Nun hat ihm aber ein kräftiges, anschauliches Bild beliebt. *Gloria* ist ihm ein aufgestelltes Ziel; das Streben nach demselben drückt er durch *grassari ad* aus, und dieses Schreiten zum Ziele führt dann herbey die das Bild vervollständigende *Bahn*, auf welcher einher geschritten wird — *via virtutis*. So ohngefähr, wenn es je noch nöthig gewesen wäre, würden wir Schülern zum Verstehen oder zum Fühlen der in Rede stehenden Phrasid verholten haben. Was giebt aber Hr. II.? *Via* veranlaßt zuerst drey ganz nutzlose Citate, nämlich *Ep. de rep. vera atque simplex via*. *Liv. II.* 12, 15 *ut in-te hac via grassaremur*. Auch *Cic. ad Div. IV.* 13, 18 *omnes vias persequor, quibus putabo ad id, quod volumus, perveniri posse*. So kahl hingestellt, sagen diese Citate weiter nichts, als daß *via* auch von anderen Schriftstellern gebraucht wird. Nun folgt J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

aber Lexicalisches. „In *via* liegt der Begriff des *Stetigen (continua)* und *Planmäßigen*, des *Disponirten* in wissenschaftlicher Beziehung: das eigentlich *Systematische* und *Theoretische* ist *ratio*. So *Quinctil. X.* 7, 6: *Quisquis via dicit, ducetur ante omnia etc.* Beyspiele bey Görenz zu *Cic. Fin. II.* 1, 3. Wie in aller Welt kann man überhaupt bey *via* auf solche Spitzfindigkeiten gerathen, und dann noch diese haarspaltenenden Distinctionen zur Erklärung unserer Stelle beybringen! Allenfalls bey Cicero *Orat. I.* 9, oder *Brut.* 12 könnten sie Platz finden. Ueber das Verbum dann wird berichtet: „*Grassari* aber hat den Begriff 1) des *kräftigen Auftretens* — τὸ δεινόν, daher oft von *rachfüchtigon* (?) und *leidenschaftlichen* (?) Handlungen. Siehe *Kritz* zu *Jugurt.* 64, 5, und *Drakb.* zu *Liv. VI.* 5, 4. Man merke einstweilen diese Citate; 2) des *Vorschreitens* nach einem bestimmten Ziele, wie hier, folglich verwandt mit *niti, contendere*.“ Die letzte Bemerkung ist schlicht und hier zweckmäßig, die erste aber gehört nicht hierher, und ist zwiefach unstatthaft. *Grassari* ist in Hinsicht der Bedeutung um kein Momentum kräftiger als *gradi*. Der Unterschied ist nur, daß es sonorer klingt und mit seinem *so* zu sagen äolischen Laut stärker im Ohr ertönt; daher sein häufiger Gebrauch bey Schriftstellern, die durch solche Schlagwörter Effect hervorbringen wollen. Man sehe nur bey Sallust, und noch häufiger bey Tacitus, seinem stilistischen Nachahmer, auch zuweilen bey Livius und Justinus, so wie bey Dichtern alle die Stellen nach, wo *grassari* vorkommt, und man wird, wenn man nicht von Haus aus das Vorurtheil, verstärkte Formen enthalten auch verstärkte Bedeutung, mitbringt, sicherlich finden, daß das schallende *grassari* die Stelle des milderen *gradi* vertritt, und aus seinen vocalischen Lauten heraus dem Verstande weiter nichts als ein schlichtes *gehen, treten, einhereschreiten* zu erkennen giebt. Sallust würde in einem gegebenen Falle sicher-

ich *ad mortem grassabitur* geschrieben haben. Cicero war in diesem Falle, hat aber (*Tus. I, 46*) *ad mortem gradietur* geschrieben. Nun eine zweyte Unstatthaftigkeit. *Grassari* wird häufiger in abstractem, als eigentümlichem Sinne gebraucht; und da hat es denn das Mißgeschick, daß ihm in *Lexicis* zuweilen der Beysatz *in malam partem* angehängt, oder, wie oben von Hn. *H.* gesehen, der Stempel des *Rachfüchtigen* und *Leidenschaftlichen* aufgedrückt wird. Aber das Wort ist ganz harmloser und unbösartiger Natur, und bedeutet, wie sein treffendes Analogon, das französische *procéder*, weiter nichts als — zu *Werke* gehen — *verfahren* — *handeln*. Das Böse, das ihm Cap. 64 von Hrn. *Herzog* und *Kritz* angekündigt wird, liegt nicht in ihm, sondern in Nebenwörtern. Unter Allem, was zur Zügelung des ehrgeizigen, nach dem Consulat begierigen *Marius* in sein berechneter Successivität ihm vom *Metellus* vorgestellt worden war, hatte das Letzte — *fatis mature illum cum filio consulatum petiturum* — am empfindlichsten getroffen. Warten sollte der bereits im Alter vorgerückte Mann mit der Bewerbung ums Consulat, bis er einmal mit dem jetzt noch zwanzigjährigen Sohn in die Schranken treten könnte. Auch hatte dieser Rath mit dem ihm beygefallten höhnischen *fatis mature* seine Folgen — *quae res Marium tum pro honore, quem adfectabat, tum contra Metellum vehementer accenderat*. Und nun fährt Sallust fort: *Ita cupidine atque ira, pessimis consultoribus, grassari*. Wie in aller Welt kann bey der bloßen grammatischen Form dieses Wortes von Rachfüchtigem und Leidenschaftlichem die Rede seyn! Ganz einfach deutet es nur an, daß *Marius* von jetzt an — zu *Werke* ging — *verfuhr* — *handelte* oder, was etymologisch zutreffender ist — *Schritte* that. Das ist das lexilogische Ergebnis. Von was für Triebfedern die Schritte in Bewegung gesetzt wurden, ist hier eine abseits liegende Frage. Sein Verfahren wird dann sogleich einzeln dargestellt. Eben so unbegreiflich ist, wie zum Beweis des Rachfüchtigen und Leidenschaftlichen die Stelle aus Liv. VI, 5 *nobiles homines in possessionem agri publici grassari* citirt werden konnte. Die aufhetzenden Volkstribunen stellen den Plebejern, jetzt nach Besiegung der Volsker, den *Pomptinus ager* als ein Gemeingut in Aussicht; fügen aber hinzu, daß der Adel den *Besitz* desselben zum *Ziel* habe, oder weil *possessio* hier transitive Bedeu-

tung hat, zu seiner *Besitznahme* sich *anschicke*, auf dieselbe *ausgehe*. Sie sollten daher, noch ehe er das Ganze an sich risse, auf eine Theilung dringen. Wäre es nicht gegen die Würde des historischen Stiles, so könnte man die in *grassari* liegende Rührigkeit des Adels durch eine sinnlichtreue Nachbildung darstellen — für die Besitznahme sich auf *die Beine machen* oder auch *auf den Beinen seyn*. So wenigstens müßte es Schülern erklärt werden. Doch das obige *darauf ausgehen* ist auch genügend. Wie ganz gleichbedeutend die starken und schwachen Formen bey Sallust sind, kann man, andere nicht gerechnet, schon aus *agitare* und *agere* erschen. Da findet sich *hiemem in castris agere* und *agitare noctem apud aquam — pacem agere* und *agitare — incultius agere* und *agitare — senectutem agere* und *agitare vitam*; und so wechselt er in noch vielen anderen Stellen. Bey Tacitus diesen Nichtunterschied nachzuweisen, würde zu weit führen. Nun zu *pollens potensque et clarus est*. Hier hätte sich, wie bey *praestabilis* und *reputando*, deren spitzfindige Erläuterung wir übergangen haben, viel Feines anbringen lassen: aber der Commentar enthält weiter nichts, als: „Die Begriffe von *Fabri* und *Kritz* erläutert; die beiden ersten erklären die *vis*, dagegen *clarus* sich auf *gloria* bezieht: Die Kraft des Geistes zeigt sich in *vollem Glanze*, tritt gleichsam *strahlend* hervor. Ueber *posse* verbunden mit *pollere* s. *Drakenb.* bey Liv. 8, 34.“ Die feinen Unterscheidungen der genannten Herausgeber macht demnach Hr. *H.* auch zu den seinigen. Zu wünschen wäre, daß man über dieses Wörterpaar nicht zu sehr grübelte. Sallust könnte uns sonst zurufen: „Was soll hier die Haarspalterey? Diese Zwillinge sind ganz gleicher Natur. Aus der Feder sind sie geflossen nicht unter feiner Bedeutungserwägung, sondern in einem rhetorischen Impuls. Wer sie durch *stark* und *vermögend* verdeutcht, hat sie nach Form und Sinn ausgedrückt.“ Wie ununterschieden *pollere* und *posse* bey Sallust sind, und wie sie ihm nur zu schönstilistischer Abwechselung dienen, beweist unten die Stelle Cap. 41, — *Ceterum nobilitas factione magis pollebat; plebis vis, soluta atque dispersa in multitudine, minus poterat*. — Nun zu §. 5. Der Vorderatz lautet: *Quodsi hominibus bonarum rerum tanta cura esset, quanto studio aliena ac nihil profutura multumque etiam periculosa petunt*. Ließt man, wie es mit den

Alten durchgängig geschehen sollte, diese Stelle mit lauter Stimme, so wird man fühlen, daß der Satz „*multumque etiam periculosa*“ stark hervorgehoben werden, und, als correctiv steigend, schnell hinter *nilhil profutura* ertönen muß. Es ist hier eine logische Climax mit Gegensatz — Dinge, die *nichts nützen*, ja sogar *sehr schaden*, *sehr gefahrbringend* sind. Anstatt ja könnte auch *sondern* stehen; denn hier ist eine der zahllosen Stellen, wo die Alten den Gegensatz mit dem matten *que* oder *et* ausdrücken, während wir Neueren ein scharfes *sed* verlangen. Die Intention des Schriftstellers nicht achtend und für stilistischen Effect des Ohres ermangelnd, haben einige Commentatoren *multum* nicht in der richtigen Bedeutung aufgefaßt. Hr. Kritz löst es auf: *respectu multarum rerum, sive ut in multis fit*, analog dem τὸ πολὺ. Hr. Fabri nimmt es für *saepe häufig*. Hr. II. hat das Richtige getroffen; zu *nilhil* ist *multum* der Gegensatz. Schade, daß er nicht auch das *que* beachtet hat! Eine kurze Andeutung darüber war mehr werth, als alle die Citate und anderen Bemerkungen, die er zur Bestätigung, daß *multum* hier *sehr* bedeute, in einer sechszehnzeiligen Note beygebracht hat. Nebenbey hätte er auch zur Uebung des Scharffinnes der Schüler oder auch selbst der Lehrer die Frage thun können: Warum hat wohl Sallust als Gegensatz zu *nilhil profutura* nicht lieber *multum nocitura*, statt *periculosa*, geschrieben? Und noch eine andere. Warum hat er in den Vergleichungssatz *tanta cura* nicht das einfache, nach *tanta* gewöhnlich eintretende *quanta*, sondern statt dessen *quanto studio* folgen lassen? Das Auffassen des Formellen ist ja eine Hauptbedingung bey dem Lesen der Alten, und das Hinweisen auf dasselbe durch anregende Fragen in den Noten ein sehr verdienstliches Geschäft. Gehen wir nun zu dem Nachsatz über: *neque rege- rentur magis, quam rege- rent casus, et eo magnitudi- nis procederent, uti pro mortalibus gloria aeterni fierent*. Die Erfüllung der im Vorderatz aufgestellten Bedingungen hat zweyerley zur Folge, ein *Negatives* und ein *Positives*, welches durch disjungirende *et — et*, theils — theils, oder sowohl — als auch, bemerkbar gemacht wird, nämlich *et non rege- rentur* und *et pro- cederent*. Wenn hier, wie in zahllosen anderen Stellen, das erste *et* nicht zum Vorschein kommt, so geschieht dies, weil es vor *non* sich in *neque* verliert. Wer dieses dann mit dem herkömmlichen *weder* übersetzen

will, muß demungeachtet das zweyte *et* durch *als auch* ausdrücken. Auch ist eine Phrasis, wie z. B. diese, „*weder* ist ihm dieses gelungen, *als auch* hat er noch Schaden gehabt“ dem Verstande gar nicht anstößig, und man könnte die so oft vorkommenden und im Commentar durch Citate nachgewiesenen *neque — et*, sowie im Griechischen οὐτε — τε auf diese Weise antikgetreu wieder geben. Mit diesem Negativen und Positiven nun wären wir im Reinen. Nun bleibt aber in dem ersten Folgesatz *ne- que rege- rentur magis quam rege- rent casus* in Hinsicht des Ausdrucks noch etwas zu besprechen übrig. Aus der langen Note heben wir nur Folgendes heraus: „*neque — magis* ist synonym dem *non tam — quam*; nur würde dieses Letzte in *Abstracto* oder in *Thest* gesagt seyn, während *neque magis* auf den zu Anfang des Capitals gerügten (?) concreten Fall (?) sich bezieht“. Wahrscheinlich soll der *gerügte Fall* so viel heißen, als die dort *vorkommende Enunciation* oder dergleichen. Mag nun das vermeinte Synonym richtig seyn oder nicht; auf jeden Fall zöge es folgende Verdeutschung nach sich: „Die Menschen würden nicht *sowohl* von den Zufälligkeiten gelenkt werden, *als* sie sie lenkten.“ Das ist aber matt, und verfehlt durch Umgehung des *magis* die Intention des Schriftstellers. Unsere Stelle ist das Echo einer früheren Enunciation. Durch sie soll die ungegründete Klage „*quod animus forte potius quam virtute regatur*“ widerlegt werden. Das frühere *potius* tritt, in Folge stilistischen Wechsels, hier unter der Gestalt von *magis* wieder hervor. Und dieses, so zu sagen, *Gradliche* muß festgehalten werden; es macht die Pointe des Räsonnements aus. Wir würden, gestattete es der Raum, dieses nachzuweisen uns bemühen. Nur das sey noch bemerkt. So sehr auch *a priori* zwischen *potius* und *magis* ein Bedeutungsunterschied aufgestellt werden kann, und derselbe sicherlich aus vielen Stellen sich ergibt: eben so wahr ist, daß wieder in anderen fast eine Zwillingsähnlichkeit unter ihnen herrscht. — Dann findet sich in der Note noch etwas nicht Stichhaltiges, nämlich: „hier ist der zweyte Satz (*rege- rent*) stärker als der erste (*rege- rentur*).“ Das kann aber schon wegen der Stellung nicht seyn. Die Alten lassen ja in der Wort- und Satz-Reihe immer das Kräftige dem Verstand zuerst entgegen treten. Hätte Sallust dem *rege- rent* die vermeinte Kraft beylegen wollen, so würde er mit Auslassung der Negation *rege- rent magis ca-*

fus, quam reagentur geschrieben haben. Aber nein, die kraftlose Passivität der Menschen, ihr Stehen unter den Einwirkungen der Zufälligkeiten, das *regi forte casibus* sollte hervorgehoben werden. In dem folgenden Satze hat Hr. II. nicht nur *uti* statt des handschriftlichen *ubi*, sondern auch *pro mortalibus* recht gut erklärt. Nur paßt hierher nicht das Citat aus Quintilian — *fiunt pro grandibus tumidi, pressis*

exiles, fortibus temerarii etc. Unfere Stelle erhielt sonst einen ungereimten Sinn, nämlich: die Menschen, während sie *mortales* werden wollen, werden durch *Ruhm aeterni*. Oder sagt Quintil. etwas Anderes, als manche Redner streben *grandes* zu seyn, werden aber *temerarii*? —

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Amberg*, in der Schmittschen Buhhandlung: *Shakespeare's Affe, oder Leben und Lieben*. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von *Bernhard Brummer*. 1841. 191 S. 8. (1 Thlr.)

Diesem Lustspiele, welches eine Nachahmung Shakespeare'scher Stücke in demselben Geure seyn soll, liegt eine sehr einfache Fabel zu Grunde: Prinz Lothar bewirbt sich um die Prinzessin Helena. Um diesen Kern des Lustspieles schlingen sich die Fäden mehrerer Liebschaften, in gemessener Abstufung von dem Rath Florentin bis herab zum Narren Klaus. Der Prinz selbst ist, ob schon etwas schwärmerisch, doch eine ganz gewöhnliche Natur, die kein besonderes Interesse erweckt. Auch ist er als Hauptcharakter des Stücks zu unsicher gezeichnet. Weit mehr Interesse, als er, flößen der Narr Klaus und der Rath Florentin ein, wunderliche Menschen, die sich gegenseitig herabzusetzen suchen, zuletzt aber, weil sie glauben, daß sie allein unter Allen am Hofe Einsicht und Klugheit besitzen, ein unzertrennliches „Lebensverbrüderungsbündniß“ eingehen. Rath Florentin ist einer jener wetterwendischen, unzuverlässigen Charaktere, die an allen stiftlichen Höfen zu finden sind, dabey aber scharfsichtig und witzig. Klaus dagegen, ist der ewig heitere, mit Hohnlächeln in das Ameisenleben der Menschen blickende Narr, in dessen Narrenkappe aber die wahre Weltweisheit steckt. Zwar spricht er nicht immer witzig genug, oder sein Witz ist oft plump und grob; aber dennoch hat er manchmal treffliche Einfälle und trifft die rechte Stelle. Im schlimmsten Falle hilft er sich mit einem Wortspiele oder langen Titulaturen nicht übel fort. Seine Liebschaft mit Blandinen, dem Kammermädchen der Prinzessin, einer schlauen, witzigen Dirne, ist ergötzlich, wenn man die Zofe nicht als fein gebildete, gesittete Dame betrachtet. Zwischen den eben erwähnten Charakteren treten als Nebenfiguren auf: der Rittmeister Alfred, Klara's sentimentaler, schwärmerischer Liebhaber, Richard, der ungeschlachte Stallmeister,

als Liebhaber der unschuldigen Gärtnerstochter Eva, Urban, der trockene Geheimschreiber, als Liebhaber der melancholischen, entfangungswilligen Adele, und endlich der Kammerherr von Seidenwurm mit der Oberhofmeisterin von Seidenwurm, welche auf Liebesabenteuer ausgeht. Das Stück endigt nach mannichfaltigen Debatten mit der Verheirathung Lothars und der Prinzessin. Alfred bekommt Klara, Richard Eva, Florentin, der schon mit Rosa heimlich vermählt ist, macht seine Vermählung kund und Klaus heirathet Blandinen. Das Stück hat trotz vieler Mängel doch das Verdienstliche, daß es originell ist. Wir finden hier nicht den gewöhnlichen Schlendrian des Lustspiels, der sich in abgedroschenen Liebesabenteuern, in verbrauchten Witzen und Tiraden kund giebt, sondern vielmehr eine kräftigere, mit Geist durchgeführte Darstellung des Lebens und Treibens solcher Menschen, wie sie an Höfen sich finden. Dabey erklingt durch das ganze Stück eine humoristische, freye, offenerzige Stimme, die gegen jede lächerliche, dumme, engherzige Gefinnung in die Schranken tritt und überall Heiterkeit verbreitet. Klaus, der Narr, ist das Organ der wahren Salomonischen Lebensweisheit. Er hält sich immer über der Oberfläche des sumpfig dahinschleichenden Lebensstroms, und züchtigt spottend die Anderen, die versinken wollen. Und was dem niedrig gestellten Hofluftigmacher Klaus gelingt, das gelingt auch dem hochgestellten Hofmanne Florentin; denn dieser weiß sich mit Lebensweisheit eben so gut durch die Labyrinth des Hofes durchzuwinden, als jener. Betrachten wir das Stück von dieser Seite, so dürfen wir ihm wohl Lob spenden; betrachten wir es aber von der rein ästhetischen Seite, so möchte es vor einer strengeren Kritik nicht ohne scharfen Tadel bestehen können. Wünschen wir ihm daher, daß es alle Leser von der ersten betrachten mögen!

Ad. B . . .

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

R Ö M I S C H E L I T E R A T U R.

LEIPZIG, b. Köhler: *Caii Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber* u. s. w., von M. Christian Gottlob Herzog u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Jetzt zu Cap. 2, § 1. *Nam uti genus hominum compositum est ex corpore et anima, ita res cunctae studiaque omnia nostra corporis alia, alia animi naturam sequuntur. Igitur praeclara facies, magnae divitiae, ad hoc vis corporis, alia hujuscemodi omnia brevi dilabuntur; at ingenii egregia facinora, sicuti anima, immortalia sunt.* Im Eingange der Vorrede — *falso queritur* ist *genus humanum* ohne Anmerkung geblieben, wahrscheinlich, so glauben wir, weil jeder Leser sich selbst sagen konnte, der Ausdruck ist eine rhetorische Umschreibung, dergleichen das Wort *genus* so oft liefert, und bedeutet nicht mehr und nicht weniger als *homines*. Die Note zu unserer Stelle aber zeigt, daß die Erklärung nur aufgespart war. Möglichst knapp zusammengezogen, lautet sie also: „*Genus hominum*]. Viele Codices lesen *humanum*. Das Adjectiv involviret in solcher Verbindung den Begriff der moralischen Anlagen, wie bey Horatius *gens humana ruit per vetitum nefas*; und eben so oben Cap. 1, § 1 ist *genus humanum* gesagt mit Bezug auf die den Menschen inwohnenden intellectuellen und moralischen Fähigkeiten oder auch psychischen und physischen Eigenschaften; also *per excellentiam*, obgleich *in utramque partem*.“ Nun folgen Citate. Dann kommt der Genitiv *hominum* an die Reihe mit einer neuen Distinction. „*Genus hominum* gilt hier, zum Unterschied von den *generibus reliquorum animantium*, als Bezeichnung der *homines* genannter Race oder Classe.“ Wie ist es möglich, dem Sallust ein solches Ausgehen auf seine Distinctionen, ein solches Berechnen der Bedeutungsnuancen zuzutrauen
J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

beym Niederschreiben obiger Phrasen, die nichts als den trivialen Ausspruch enthält: der *Mensch* besteht aus *Leib* und *Seele*! Die spitzfindige Erklärung des Genitivus *hominum* setzt um so mehr in Erstaunen, weil er nicht einmal als vom Schriftsteller herrührend gesichert ist. Und wäre er es, so steht er höchstens aus stilistischer Abwechslung und nicht zum Unterschied von den Rassen der anderen Thiere. Mit diesen, als Gegensatz der Menschen, hat es wohl die Einleitung zu Catilina zu thun; hier aber wird einzig und allein der Mensch auf die Scene gebracht. Wie sehr das obige *genus humanum* oder *hominum* alles Spitzfindige ausschließt und bloß auf Formelles hinausläuft, ergiebt sich daraus, daß man es wegen der *res nostrae* und *studia nostra* im folgenden Satze ganz einfach für *nos homines* nehmen und übersetzen könnte: so wie *wir Menschen* aus Leib und Seele bestehen, eben so *res nostrae studiaque nostra corpus et animum sequuntur*.“ Nun ein Wort über *res* und *studia* mit ihrem Verbum *sequuntur*. Diese Substantiva sind von so vager und verschwimmender Natur, daß bey ihnen nicht nur eine genaue und scharf sondernde Erklärung, sondern auch ein Versuch, durch Deutsche Substantiva sie recht erfassbar zu machen, sehr an der Stelle gewesen wäre. Nun sind aber *res*, das *collectiv Materielle* als Gegensatz zu *studia*, dem *Geistigen*, im Commentar mit keiner Silbe erwähnt worden, und bey *studia* steht bloß das sonderbar lakonische Scholion: „Das, womit (?) womit wir uns bemühen.“ Zuerst ist diese Phrasen nicht einmal richtig Deutsch. Es muß heißen „das, womit wir uns beschäftigen“ oder „das, um was wir uns bemühen.“ Dann schadet auch ihre Vagheit. Das *Bemühtseyn*, das *Beschäftigtseyn*, das Thun und Treiben der Menschen kann ja auch auf Materielles gehen; und doch hat Sallust bey *studia* einzig die später folgenden *ingenii facinora* in Gedanken gehabt. Eine Zuthat erhält das vage Scholion

durch ein Citat aus Demosthenes, wonach *studia* so viel als *αἰρέσεις* oder *προαἰρέσεις* bedeuten. Warum sind dann aber nicht auch *res* wenigstens mit *χρήματα* ausgestattet worden? Ueber das Verbum dann sagt eine Note: „*Sequi* ist hier nicht bloß *sich nach etwas richten* — *abhängig seyn*, sondern schließt auch die *Folgen* in sich, die sich aus der einen oder anderen Richtung ergeben. Es nähert sich unserem — sie *tragen* das *Gepräge*.“ Hier hat man Auswahl. Die *res* und *studia* richten sich *nach* dem Leib und der Seele — oder *hängen* davon *ab*. Diese Phrasen, obgleich weit entfernt den Sinn des *sequi* auszudrücken, enthalten doch nichts Sonderbares. Aber der Ausdruck „*sie tragen* das *Gepräge*“ zeigt uns *res* und *studia*, die aussehen wie der Leib und die Seele. Hier wäre unsere Erklärung des *sequi* am Platze; aber ihr muß noch eine stilistische Bemerkung über die Phrasen *corporis et animi natura* vorausgehen. Das Wort *natura*, wie sonst andere dieser Art, z. B. *vis*, *ratio*, *genus* u. dgl., dient hier nur zu einem rhetorischen Zwecke. Nachdem Sallust gesagt hatte — *ex corpore et anima compositum est*, wäre, gleich hinter drein *corpus et animum* zu schreiben, plump gewesen. Er variierte also und schrieb, statt des monoton wiederkehrenden *corpus et animum*, mit einer Zuthat *corpus et animi natura*. Für den Verstand kommt kein neues Moment hinzu; der sieht nur die nackte Phrasen — *corpus et animum sequuntur*. Was ist nun die allein richtige und wahre Bedeutung des *sequi*? Doch diese kann sich nicht eher ergeben, als bis für *res* und *studia* deutliche Bezeichnungen gefunden sind. Und diese wären, nur so vorschlagsweise, für *res* — *materielle Besitzthümer*, oder auch zur Noth das vulgare — *leibliche Güter*, für *studia* dann — *Geistesleistungen*, *geistige Hervorbringungen*, oder auch *Geisteswerke*. (Namentlich meint Sallust seine Beschäftigungen mit Historiographie, denn um diese drehen sich die weit ausholenden und hier und da in Gallimathias verfallenden Einleitungen, die dem Catalina sowohl, als dem Jugurtha vorausgehen.) Wenn es nun von diesen *rebus* und *studiis* heißt, *alia corpus, alia animum sequuntur*, so lautet dies zuerst wörtlich: die einen folgen dem Leibe, die anderen der Seele, oder sie gehen den Weg, den der Leib und die Seele gehen. Dieses heißt dann: sie erfahren das Nämliche, was dem Leibe und der Seele begegnet — *dilabuntur et*

aeterna sunt. Zuletzt ist der Sinn des Ganzen: sie haben das Geschick oder theilen das Loos d. K. u. d. S. Am treffendsten vielleicht wird *sequuntur* durch die Französische Phrasen ausgedrückt — *ils participent de la nature du corps et de l'ame*, sie sind von der nämlichen Beschaffenheit, haben die Eigenschaften d. K. u. d. S. Wir hätten diese Phrasen nicht anführen sollen, weil darin *natura* zu einiger Geltung kommt. Doch mag auch dadurch das oben Gefagte umgestoßen werden, wenn nur dafür die richtige Bedeutung des *sequi* an den Tag kommt. Das, glauben wir, ist der Fall, und darum war es eigentlich zu thun. Wenigstens ist, was Hr. H. und Andere, denen er folgt, darüber vorbringen, nämlich — die *res* und *studia* richten sich *nach* d. K. u. d. S. oder *sind davon abhängig* — ganz mit dem Gedankengange unverträglich. Jetzt zu dem folgenden Satze, wo die *res* specificirt sind, und ihr Loos, *brevi dilabuntur*, angedeutet wird. Das erste Object, *praeclara facies*, hat folgende Note erhalten: „Man beziehe *facies* nur auf das *Gesicht*, nicht etwa auf das *Aeußere* des *ganzen Menschen*. *Praeclara* nennt Sallust das *Gesicht*, insofern es die Anderen (?) *überstrahlt*; es ist unser „*auffallend*, *ausgezeichnet schön*“; vielleicht — *wunderschön*! So Lucret. V, 1173 *facie praeclara et viribus amplis*. Ingleichen unten Cap. 6, 1.“ Was hat hier Hr. H. für *sonderbare* Dinge gesagt! Wenn auch *facies* in der ganzen Latinität nicht nur nicht so oft, sondern selbst nirgends unter dem Begriff der *ganzen Gestalt*, des *ganzen Aeußeren* vorkäme, so zwänge es sich doch hier dem Verstande unwiderstehlich als solches auf. Könnte Sallust's Rede, als auf das *schöne Geschlecht* berechnet, gedacht werden, da möchte allenfalls das *Gesicht* als ein vom ganzen Körper abgeonderter Theil Geltung haben, und ein Wink auf die Vergänglichkeit eines so schönen oder auch *wunderschönen* Besitzes, den der Spiegel zeigt, nicht an unrechter Stelle seyn. Aber in Bezug auf Männer!!! Unbegreiflich dazu noch sind die Citate. Ein flüchtiger Blick auf Lucretius zeigt, daß dort die *herrliche Gestalt* der Götter gemeint ist, von der die Menschen schon wachend sich eine Vorstellung machten, und die dann in Träumen noch zu einem hehren Simulacrum erwuchs. Und in der Charakteristik des Jugurtha — *pollens viribus, decora facie, sed multo maxime ingenio validus* —, kann da das *Gesicht* eine Antithese des *Gei-*

stes seyn? Nach seinem *Aeusseren* zuerst wird der Jüngling geschildert — stark an Kraft und schöngealtet von Körper; aber das war nicht genug, dieses kräftige, schöne *Aeusseren* schloß einen noch gewaltigeren Geist in sich. Das Mißverstehen der *facies* in unserer Stelle setzt um so mehr in Erstaunen, da dem Herausgeber des *Catilina* erinnerlich seyn mußte, daß daselbst (Cap. 1, § 4) das nämliche *Räsonnement* über Vergänglichkeit zu lesen ist, und die gegenwärtige *facies* dort durch *forma* ausgedrückt wird. Und dann in der Schilderung des *Tullianum* (Cat. 56) *foeda et terribilis facies?* ingleichen Cap. 31 *inmutata urbis facies?* Jetzt nach Beseitigung des *Gefichts* fallen auch die überschwenglichen *Prädicate* weg, die Hr. II. in *praeclara* gelegt hat. Gegen das, was dem Römer *clarus* bedeutet, sicht *strahlend* doch gar zu hyperbolisch ab, und man begreift nicht, wie ein sonst so fein erwägender Exeget so weit vom Richtigen sich entfernen konnte. Aber einmal so weit gegangen, durfte auch das *prae* nicht unbeachtet bleiben — also „überstrahlend die Anderen.“ Wer aber, fragt man nun, sind die Anderen? — *At ingenii facinora* —] Die feinen *Reflectionen* über das Wort *facinus* können hier nicht aufgeführt werden. Erwähnen aber müssen wir die Unrichtigkeit, daß in ihm immer „etwas Auffallendes, etwas, das *éclat* macht, „in utramque partem“ liege. In zahllosen Stellen tritt *facinus* so indifferent, wie sein Zwillingsbruder *factum*, auf. Die vermeinte Kraftbedeutung erhält es erst durch *Epitheta*, wie hier durch *egregia*. Sallust, was ihm doch sonst nicht leicht widerfährt, hätte sich eines unnützen *Pleonasmus* schuldig gemacht, indem er die an sich schon *éclat* machenden *facinora* noch mit *egregia* ausstattete. Beispiele von solch apriorischen *Bedeutungsaufstellungen*, wie hier, kommen in großer Menge vor. — Das *Räsonnement* schließt also: *Postremo corporis et fortunae bonorum* (oben *res* genannt) *uti initium, ita finis est, omniaque orta et aucta senescunt; animus incorruptus, aeternus, rector humani generis, agit atque habet cuncta, neque ipse habetur.* Hier ist sehr gut gegen Andere nachgewiesen, daß *postremo* nicht überhaupt, sondern „als Resultat der unterdrückten — richtiger — abschließenden — Betrachtung oder Aufzählung“, kurz und gut, oder kurz, französisch *enfin*, bedeute. Hinzugefügt konnte werden: Statt *postremo* gebraucht Sallust oft auch *denique*. *Scholien* in der Form, wie sie *cor-*

ruptus erhalten hat, kurz und nett und treffend, stehen gegen andere, die an Ueberladung leiden, sehr vorthellhaft ab. Gern hätten wir noch eine andere ähnliche Figur gesehen, nämlich — *aucta = adulta*; und dazu ein ? als Anregung zu einer ästhetisch-stilistischen *Reflection*. Auch ein *Citat* wäre nicht unnütz gewesen. Sallust braucht, so wie hier *senescere*, auch den Gegensatz *adolescere* in bildlichem Sinne, und sein *adjectivisches Particip* *adultus* kommt bildlich selbst bey Cicero und besonders sehr häufig bey Tacitus vor. Daß hier bey *senescere* dem Schriftsteller nicht *adulta* in die Feder gekommen, mußte dann der Lehrer dadurch erklären, daß die Alten in Durchführung der *Metaphern* nicht so genau, wie wir Neueren sind. Eine ähnliche Unvollständigkeit in den *Antithesen* wäre bey *neque habetur* zu bemerken gewesen. Von den zwey activen *Verbis* in der *Phrasis* *animus agit atque habet cuncta* kommt in dem *passivischen* Gegensatz nur das eine, *habetur*, zum Vorschein. Nach unserem ästhetisch-stilistischen Gefühle mußte er lauten — *neque agitur atque habetur.* — Gegen das Ende des Capitels kommen die als *immortalia* bezeichneten *ingenii facinora* wieder unter dem Ausdrücke *artes animi* vor, und zwar als Mittel und Wege zu *claritudo*. Sie sind zahlreich und mannichfaltig, und unter den *Stellungen*, in denen der menschliche Geist mit Thätigkeit wirken könne, hebt Sallust die eines Staatsmannes — *magistratus et imperia*, oder, wie er sich summarisch ausdrückt, *cura rerum publicarum* — besonders hervor. Aber wie wünschenswerth diese zu jeder anderen Zeit auch seyn mag, in der gegenwärtigen mußte man sich die Lust dazu nicht ankommen lassen aus folgenden Gründen: *quoniam neque virtuti honos datur, neque illi, quibus per fraudem jus fuit, tuti aut eo magis honesti sunt. Nam(?) vi quidem patriam aut parentes regere, quamquam et possis et delicta corrigas, tamen importunum est (:), quum praesertim omnes rerum mutationes caedem, fugam aliaque hostilia portendant.* So weit einstweilen; der *Schluss* des *Räsonnements* folgt später. Diese Stelle ist eine der schwierigsten in Sallust. Man erlaube uns, die Ansicht bezubringen, die wir über sie nach öfterem Studium gewonnen haben. Vor Allem zeigt sich eine *Gradation* der Wege, auf denen man zur *cura rerum publicarum* gelangt. Zuerst *virtus*; aber diese führt zu nichts; *honos* — eine ehrenvolle Auszeichnung — eine *Ehrenstelle* — wird ihr nicht

zu Theil. Dann folgt *fraus*; mit dieser, sonst auch *ma-lae artes* genannt, gelangt man zwar zu *jus*, zu *Amts-gewalt*, aber ihre Inhaber sind weder *tuti* noch *honesti*. Ein dritter Weg ist *vis*, das heißt ein Gewaltstreich, eine Durchbrechung der Schranken der Verfassung oder das, was später *inmutatio rerum* genannt wird, ein Umsturz der Staatsform, eine Revolution. Mit dieser ist es nicht bloß auf *honos* oder auf *jus* abgesehen; nein, *patriam aut parentes regere, dominum esse, regnare* ist das Ziel des kühnen Unternehmens. Aber — nun kommt wieder die Schattenseite — mag er auch ein gewaltiger Geist und mit Fähigkeiten zum Regiment ausgerüht seyn (*posse*), mag er den durch Leiden-schaften und Parteykämpfe zerrütteten Staat wieder ordnen und in seine Fugen bringen (*delicta corrigere*), immer führt die Stellung eines Usurpators ein *importunum* mit sich, d. i. ein *Etwas*, das wie ein Alp drückt, das, wobey man sich in seiner Haut nicht wohl fühlt, oder, um edler zu sprechen, das, wobey man nicht auf Rosen gebettet ist; und dies schon aus Ursachen an sich, aber vorzüglich noch (*cum omnes rerum mutatio-nes caedem, fugam aliaque hostilia portendant*), weil Umstürze der Verfassungen und eine dadurch erlangte Herrschergewalt immer eine Reaction nach sich ziehen, und daher dem Gewalthaber Dolch, Verbannung und

anderes Feindliches in Aussicht stellen, oder, um *por-tendunt* auszudrücken, als *Meteore* an seinem politi-schen Himmel erscheinen lassen. Ein eben nicht benei-denswerther Zustand! Man sieht, wir haben *importunum* nicht, wie Hr. H. und vielleicht auch andere Ausleger, in transitivem Sinne als *drückend* oder *unleidlich* in Be-zug auf die Beherrschten genommen. Das paßt nicht in den Gedankengang. Ein Tyrannus, ein Dictator fragt wenig, ob sein Regiment den Anderen ein lasten-des Joch sey. Das ist für ihn kein Grund, nicht die Hand nach der Herrschaft auszustrecken. *Importunum* ist subjectiver zu nehmen, als ein diese Herr-schaft in Bezug *auf sie selbst* charakterisirendes Prä-dicat. Es bezeichnet die Lage eines Usurpators. Die-ser hat der Sorgen und Beschwerden so viel; besonders aber droht ihm immer eine ausbrechende Reaction, so daß einem die Lust, *vi patriam regere*, wohl nicht ankommen sollte. Dies, glauben wir, ist der Gedan-kengang in obiger Stelle. Der als ein Complement dem *importunum* schnell folgende Satz enthält eine allgemeine aus der Geschichte abstrahirende Bemerkung. Auf Cäsar paßt sie nur zum Theil, auf Sulla gar nicht.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Barmen*, b. Langewiesche: *Sagen- und Märchenwald im Blüthenschmucke* von L. Wiese. 1841. XII und 268 S. 8. (1 Thlr.).

In dem vorliegenden Buche finden wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl lieblicher Kindermärchen und schöner, namentlich echtdeutscher Volkslagen getreu und einfach im rhyth-mischen Gewande dargestellt. So z. B. die bekannten, tief im Herzen des Volks wurzelnden Märchen vom Machandelbaum, vom Dornröschen, vom Rothkäppchen, vom Fischer und seiner Frau u. s. w.; so die Sagen von Heymon und seinen Kindern, von Reinold, vom Rosse Beyart, vom Herzog Ernst am Mag-netberge u. a. Die meisten dieser Sagen und Märchen sind der *Grimm'schen* Sammlung entnommen, manche von ihnen haben aber sowohl ihrem Inhalte, als der ihnen hier gegebenen Form nach nur einen untergeordneten Werth; manche streifen sogar an's Lächerliche, wie sogleich das erste: Unglück über Unglück, ferner Hähnchen und Hennchen, Hennchens Leichen-bogängniß u. a.; manche sind nur Wiederholungen früherer Bearbeitungen, z. B. Frau Mab und das stille Kind, welches

letzte an die dichterischen Behandlungen desselben Stoffes von *Ludwig Bechstein* und *Adolph Bube* erinnert; manche sind unpaßend in die Sammlung hineingezogen, wie die biblische Ge-schichte von Simson's Tod, die sich hier unter Deutschen Märchen und Sagen aus dem Mittelalter gar nicht an ihrer Stelle befindet; manche sind überdies matt und stüchtig behandelt. Dem-ohngeachtet nehmen viele dieser Dichtungen durch die Leicht-tigkeit und Anmuth ihres Rhythmus sehr für sich ein. Zu den gelungensten Stücken der Sammlung zählen wir: den Machan-delbaum, den Sklavenhandel, Winona, Dornröschen, Gattintreu, den Fischer und seine Frau und die Wunderharfe, welche letzte nach einer altdeutschen Ballade gedichtet ist, die wir unter an-deren in *J. N. Vogl's* fahrendem Sänger (Wien bey Wallis-hauffer, 1839) unter der Ueberschrift: die Todtenharfe mitge-theilt finden. —

Die äußere Ausstattung des Werkchens ist einfach, aber anständig.

Ad. B . . .

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

R Ö M I S C H E L I T E R A T U R.

LEIPZIG, b. Köhler: *Caï Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber u. s. w.*, von M. Christian Gottlob Herzog u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nun ein Wort über das im dritten Satze eintretende *Nam*. Es ist in den uns bekannten Commentaren auch nicht mit einer Silbe bedacht worden. Demnach scheint es, daß dasselbe für die den vorhergehenden Gedanken bestätigende Conjunction gegolten hat, und bey dem Lesen als das gewöhnliche *denn* mit durchgeschlüpft ist. Wie aber dieß bey scharfer Verfolgung des Gedankenganges möglich war, ist schwer zu begreifen. Die Logik gebietet, es für das sogenannte elliptische *Nam* zu nehmen. Der erste Weg zu politischer Wirklichkeit ist *virtus*, der zweyte *fraus*, der dritte *vis*. Aber diesen wird nicht leicht ein *prudens homo* betreten, denn Gewaltherrschaft ist eine *importunitatis plena res*. Es muß also *Nam* logisch so viel als *verum* gelten. Mit ihm hebt ein neues Gedankenmomentum an. Deutsch würde es lauten — *Aber* was das *vi regere* betrifft, so ist dieß u. s. w. Einmal auf dem richtigen Weg, könnte man noch weiter gehen und sich *nam* als das steigende *Jam vero* denken, nämlich *Vollends aber*. — Nun auch ein Wort über *parentes*. Hrn. H. und auch Anderen bedeuten diese, wie Cap. 102, 7, so viel als *Unterworfene*. Da aber machen sie Sallust zu einem, wenn auch nicht confusen, doch unachtsamen Denker. Zugegeben, daß *importunum* in Bezug auf die Beherrschten als *hart*, *drückend*, *unleidend* gilt, so können doch *parentes* nicht in dem vorerwähnten Sinne genommen werden. Diese, sonst auch in amtlichem Stile *Socii* genannt, mithin die Bewohner der Provinzen und der bey weitem größte Theil der Bevölkerung des Römischen Reichs, sind von jeher und von Haus aus in einem Abhängigkeitsverhältniß gewesen. Ihnen war es gleichgültig, wer in Rom das Regiment

führte, der constitutionelle Senat, oder ein durch *in mutatione rerum* zur Herrschaft gelangtes Haupt. Sie kehrten nicht die Hand dafür um; ihre Lage und das Gefühl dafür blieben die nämlichen. In Bezug auf sie also von der *Importunitas* einer Gewaltherrschaft zu sprechen, konnte Sallust nicht in den Sinn kommen. Ein Anderes aber ist es, wenn *parentes* in einer andern und zwar der richtigen Bedeutung genommen werden. Aus einer Menge Stellen, die anzuführen unnütz wäre, ergibt sich, daß *patria et parentes* eine fast stereotypische Phrasis ist, wo durch Lautattraction das Abstractum und Concretum als ein zusammengehöriges Paar erscheint, und als ein solches dem Redenden auf die Zunge und dem Schreibenden in die Feder kommt. Diese zwey Worte führen mit sich den Begriff von etwas Theuerem, was im Gemüthe das Gefühl der Pietät erregt. Ein Handelnder steht zu ihnen in dem Verhältniß eines Sohnes, dem gegen sie die daraus fließenden Pflichten auferlegt sind; und wer etwas sie Verletzendes beginnt, der schlägt, wie man zu sagen pflegt, den Schoos der eigenen Mutter. Nach dieser Bedeutung der *parentes* also nur hat Sallust's Raisonement einen richtigen Sinn. Dem Staat, der einen Bürger als Sohn gehegt und gepflegt hat, muß es *importunum* vorkommen, wenn dieser, statt als ein Glied der großen Familie mit den Uebrigen auf gleicher Linie sich zu halten, durch Gewaltmittel sich über sie empor hebt und zum Herren macht. *Parentes* ist also in seiner richtigen Bedeutung festgestellt. Nun hilft es aber auch *importunum* richtig verstehen. Es kann dieses schon deswegen nicht auf *patria et parentes* bezogen werden, weil es viel zu matt und psychologisch unrichtig ist. Es müßte *odiosum*, *invisum*, *impium* oder selbst *piaculum* an seiner Stelle stehen. Ein Bürger, der die Genossen des gemeinschaftlichen Vaterlandes seiner Gewalt unterwirft, ist diesen doch sicherlich mehr als *lästig* oder *drückend*. Er ist ein Gegenstand des Hasses, der Erbitterung, ein *Impius*; er be-

geht ein *ayos*. Vorzüglich aus diesem Grunde muß *importunum* in dem oben angedeuteten Sinne genommen werden. Ueber *delicta corrigas* ist Hr. H. nicht recht mit sich im Reinen. Einmal bedeutet es ihm Bestrafung (?) und Beschränkung (?) der Anarchie und Willkür (?). Dann sollen *delicta* wieder nach dem Zusammenhange *scelera atque flagitia ab aliis commissa* seyn. Da macht er aber den *vi regens* zu einem Criminalrichter, welcher Anarchisten, Eigennüchtige, deren er doch selbst einer ist, und Verbrecher anderer Art vor sein Tribunal fodert und das Verübte büßen läßt. Ein sonderbares Geschäft! Alles, was der Gewalthaber in Bezug auf *Personen* thut, ist allenfalls, daß er Gegner niederhält und unschädlich macht, oder auch durch gewaltsame Maßregeln gegen Andere die eigene Existenz schützt. Gegen Ende der Anmerkung bricht einmal ein Lichtstrahl hervor, nämlich die *Gebrechen des Staats heilen*. Man glaubt nun, jetzt ist der Sinn der Phrasis, die nur auf Reinformelles in der Staatsverfassung zielt, richtig erfaßt; aber nein, im gleichen Augenblick wird er wieder fahren gelassen, und *delicta corrigere* soll auch bedeuten — den *Verbrechen steuern*. Also doch eine moralische Function! Hätte Sallust consequent bildlich geschrieben *prava corrigere* — Krummes gerade machen: so wäre allem Mißdeuten vorgebeugt worden. Das, was im Laufe der Zeit und durch Parteyung in der Staatsmaschine zerrüttet und aus den Fugen gerissen worden war, wieder *ordnen* und *einrichten*, stünde als der einzig wahre Sinn seiner Rede vor dem Verstande. Und leistet dieses ein *vi regens*, so kann man allenfalls über ihn ein Auge zudrücken, ja sogar ihm etwas Verdienstliches zugestehen. Auch würde ein kräftiger, reich begabter Geist, der zu diesem Zwecke nach der Dictatur strebt, nicht für einen Thoren gehalten werden dürfen. Es folgt nun die zweyte Hälfte des obigen Raisonnements — *frustra autem niti neque aliud se fatigando nisi odium quaerere, extremae dementiae est: nisi forte quem inhonestu et perniciosu libido tenet, potentiae paucorum decus atque libertatem gratificari*. Man sieht, mit den Worten *frustra autem niti* bis *quaerere* bildet Sallust den Gegensatz zu der vorhergehenden Enunciation. Wer aber, sagt er, in der Gewaltherrschaft mit seiner Anstrengung für eine *Staatsreform* nichts ausrichtet, und also für den Haß, der dem Gewalthaber, wie der Schatten dem Körper, folgt,

keine Vergütung in dem Bewußtseyn eines heilsamen und verdienstlichen Regiments findet, der ist der verstandloseste Tropf. Hr. H. erkennt in diesen Worten keinen Gegensatz, und erklärt sie auf eine andere Weise. Wir dürfen aber bey ihr uns nicht aufhalten, weil der Schlusssatz *nisi forte* — — — *gratificari* zu Bemerkungen auffodert. Diese Redewendung, je nach dem Gedankengange eine Concession, eine Exception, eine Correction, eine Ironie und dergleichen, ist bekanntlich eine Lieblingsformel des Sallust und schließt sich *gewöhnlich*, also nicht *immer*, an das unmittelbar Vorangegangene an. Nun lese man aber dieses, und sehe, ob der Zusatz hier, als schnell folgendes Complementum desselben gedacht, dem Verstand einen richtigen, logisch passenden Sinn giebt: „Aber ohne Erfolg sich anstrengen und mit allem Abmühen nur Haß sich zuziehen, ist die höchste Verstandlosigkeit, *falls einer nicht* die schimpfliche Lust hat, Ehre und Selbstständigkeit der *potentiae paucorum* zum Opfer zu bringen.“ Wer fühlt nicht, daß hier ein Ueberpringen geschieht auf Etwas, das mit dem Vorigen in keinen Zusammenhang zu bringen ist! Die Ausfüllung dieser Gedankenkluft könnte allenfalls durch eine Ellipsis bewerkstelligt werden. Und diese wäre, daß man nach dem Ausspruch *das ist die höchste Verstandlosigkeit* gleich fortführe — *falls nicht vielleicht die größte Thorheit die ist*, daß einem die schimpfliche Lust ankommt, eine Creatur der Aristokratie zu werden. Es wäre dies dann ein gelegentlicher Ausfall auf den Adel, dem hold zu seyn Sallust bekanntlich eben nicht sehr Ursache hatte. Nur aber ist diese Ellipsis nicht die richtige, und das Verständniß des *Nisifortesatzes* muß auf einem anderen Wege gesucht werden. Ein Fehler ist, daß der Satz zu spät eintritt, und daß sein Zusammenhang mit der Enunciation, die ihn veranlaßt, durch ein langes dazwischen geschobenes Raisonement aus den Augen gerückt wird. Zu diesem hat Sallust sich durch *vi regere* verleiten lassen, und es dauert fort bis zu *extremae dementiae est*. Mit dieser *Aplombphrasis* ist es geschlossen, und der darauf folgende *Nisifortesatz* ist auf keine Weise ein Anhängsel desselben. Daher muß, wenn man im Lesen bey ihm anlangt, eine Pause eintreten, während welcher man sich der vorhergehenden Reflectionen entschlägt, und für *nisi forte* einen Anknüpfungspunct sucht. Und dieser ist gegeben zu Anfang des Capitels in der Phrasis *cura rerum publi-*

carum minime hac tempestate cupiunda est. Diese ist der Schlüssel zum Verständniß des *Nisifortelatzes*. Sallust, nachdem er sich von *quoniam* an bis zu *extremae amentiae est* über *virtus*, über *fraus* und über *vis* ausgelassen hatte, kommt zuletzt wieder auf den Satz zurück: Keinem Menschen kann es in jetziger Zeit einfallen, im Staatsleben für seine geistigen Fähigkeiten einen Wirkungskreis zu suchen, *es sey denn, daß ihn* die schimpfliche Luft anwandle, ein selavisches Werkzeug der Aristokratenregierung zu werden, und im Interesse derselben seine Selbstständigkeit aufzuopfern. Eine solche Schmach berührt auch der demokratische Consul *Lepidus* in der herrlichen Rede an das Römische Volk, wo er in entrüsteter Ironie über Männer erstaunt, die *optimo jure liberi agere* könnten, aber unter Sulla's Domination Staatsämter annehmen, um ihm in der Unterdrückung der Plebejer dienstbare Gehülfen zu seyn. Dafs übrigens das ganze dritte Capitel an verrenktem Satzgefüge leidet, das die Verfolgung des Gedankenganges erschwert, kann nur der in Abrede stellen, der an den Alten eine Ausstellung zu machen für Vermessenheit hält. Von dem *nisi forte*, das ebenfalls, aber nicht in so weiter Entfernung, wie hier, hinter seinem Anknüpfungspunct eintritt, giebt die nämliche Rede des *Lepidus* ein Beyspiel. Von Sulla heist es da: *Quare igitur tanto agmine atque animis incedit? quia secundae res mire sunt vitis obtentui, quibus labefactis, quam formidatus est, tam contemnetur; nisi forte specie concordiae et pacis.* — Das letzte Wort in der oben besprochenen Stelle ist *gratificari*. Man lese es noch einmal im Zusammenhang, und erstaune über die Anmerkung dazu: „Analog *χαριζεσθαι*“; dazu ein Citat aus *Demosthenes*; und dann folgt — einem Anderen etwas zu Gefallen thun mit dem Nebenbegriff des *factösen*, des *leidenschaftlichen* Impulses!!! — In vierten Capitel endlich kommt Sallust, nachdem er *ab ovo* begonnen, auf die Geistesbeschäftigung, die ihm die nützlichste scheint, nämlich die *Geschichtschreibung*. Von dem, was sie Verdienstliches und Herrliches in sich schliesst, sagt er, will ich nicht sprechen — *ne per insolentiam quis existimet memet studium meum laudando extollere*. Dieser Satz ist versehen mit einer Anmerkung von, wer sollte es für möglich halten! fünf und vierzig klein gedruckten Zeilen. Das Wunderbarste aber dabey ist, dafs gerade der Hauptgedanke nicht einmal

grammatisch richtig erklärt wird. Nach vielerley Gesagtem heist es in der Mitte der Anmerkung: „Allein der Zusammenhang fordert, dafs man *memet* als Object zu *extollere* ziehe, und *studium meum laudando* für eine adverbial modale Nebenbestimmung nehme. So ergeben sich zwey psychologisch und moralisch erklärbare Gegensätze, nämlich *memet* und *studium* — *Person und Sache*.“ Was soll man zu solch einer Spitzfindigkeit sagen, die den klaren, auf der Hand liegenden Sinn der Worte ganz verkennt, und ihnen einen anderen unterfährt, der nicht möglich ist, aufser wenn vor *memet* noch ein unerläßliches *me*, von dem Hr. II. gar nichts erwähnt, eingeschoben wird, und die ganze Wortreihe eine Interpunction erhält! Nach dem neugeschaffenen Sinn muß der Text folgende Figur erhalten — *ne quis existimet, me memet, studium meum laudando, extollere*. Warum hat Hr. II. nicht die Stelle von der stilistisch-rhetorischen Seite betrachtet? Sicherlich wäre ihm dann nicht begegnet, das *me* dem *extollere* zum Object zu geben. Er hätte fühlen müssen, dafs *laudando* als adverbialer Ablativ zu *extollere* gehört, dafs beide Worte dann schnell und in einem Zuge — *laudando extollere* — gelesen werden müssen, und dafs sie *studium meum* zum gemeinschaftlichen Object haben. Sallust's Gedanke ist ja mit den Händen zu greifen. „Von der Vortrefflichkeit der Geschichtschreibung zu sprechen, will ich unterlassen, damit Niemand glaube, dafs ich (*memet*) meine Geistesbeschäftigung lobrednerisch herausstreiche. Wir würden jedem künftigen Bearbeiter des Jugurtha rathen, in der Note zu unserer Stelle nur kurz zu bemerken — *laudando extollere = laude* oder *laudibus efferre*. — In § 4 hat die Phrasis — *putabunt, me judicium animi mutavisse* wegen des zu *judicium* gefellten *animi* eine überaus feine Reflection veranlaßt, nämlich — „meine subjective und individuelle, aus *Neigung* entstandene — dieß scheint in *animus*, als Sitz und Quelle der Gefühle und Affecte, zu liegen — mir *zusagende* Ansicht.“ Das ist aber Alles eitel und *a priori* erdacht. *Animus*, wie noch andere Wörter dieser Art, wird oft nur rhetorisch und *ornatus causa* gebraucht, und vertritt die Stelle des Pronomen personale oder possessivum. *Judicium animi* gilt hier dem Sallust so viel als *judicium meum*. So wie er in einer Stelle (Jug. 70, § 5) *proinde reputarent cum animo suo* schreibt, eben so lieft man in einer anderen (Cap. 62, § 9) *secum reputarent*. Mä-

rius in seiner Rede (Cap. 86, § 27) sagt mit den Worten *ex animi sententia nulla oratio laedere me potest* nichts Anderes als in Folge meines Gefühls oder meiner Denkungsart. Die Reflectionen über *animi* endigen also: „Uebrigens ist die Ausdrucksweise, eine der Homerischen nicht unähnliche, *objectivirend-plastische* oder *genetische*, bey Sallust nicht selten.“ Dann folgen Stellen, welche die in solcher Terminologie ausgedrückten Wahrnehmungen bestätigen sollen. — In §. 5 erwähnt Sallust die Anekdote — *Q. Maximum, P. Scipionem et alios praeclaros viros solitos dicere, majorum imagines intuenso sibi animum ad virtutem accendi*, die er dann, um das Verdienstliche und den hohen Werth der Geschichtschreibung herauszuheben, also commentirt: *scilicet non ceram illam neque figuram tantam vim in sese habere, sed* u. s. w. Hier bitten wir, vorläufig *solitos* zu beachten; der Grund wird weiter unten sich ergeben. Dafs mit *scilicet* Sallust's Urtheil eintritt, hat Hr. H. gegen Andere recht gründlich dargethan. Auch ist, was er grammatisch über *scilicet* mit dem ihm folgenden *Accusativus cum infn.* sagt, aller Zustimmung werth. Nach seiner Erklärung wäre dann *scilicet* so viel als — *damit wollten jene Männer andeuten, dafs* u. s. w., während es nach der Erklärung Anderer lauten müfste — *es ist nämlich zu wissen*. Ferner ist der Satz *vim in sese habere* gegen *Kritz* recht gut vertheidigt. Dieser nämlich hält den Ausdruck *cera vim in se* (Ablativ) *habet* für unlateinisch. Wahrscheinlich, denn seine Ausgabe ist uns in diesem Augenblicke nicht zur Hand, nimmt er *sese* für den *Accusativus reflectivus* auf die redend gedachten Personen; denn ihm gilt, wie aus Hn. H's. Note erhellt, der ganze nach *scilicet* folgende Redesatz als aus dem Munde der *praeclozororum virorum* hervorgegangen. Aber dann entsteht die Phrasis *vim habere in aliquem*; und diese eigentlich ist unrömisch, kommt aber manchem Neulateiner in die Feder, weil er glaubt, durch sie unser deutsches *Einflufshaben auf*, wie ein Ey dem anderen ähnlich ausdrücken zu können. — In § 7 spricht S. von dem sittlichen Unterschiede des Vormals und Jetzt — *At contra quis est omnium his*

moribus u. s. w. Darauf folgt: *Etiam homines novi, qui antea per virtutem soliti erant nobilitatem antevenire, furtim et per latrocinia potius quam bonis artibus ad imperia et honores nituntur*. Hier verliert sich Hr. H. wieder in seine Distinctionen. „*Solitus sum* und *soleo* sind nicht gleichbedeutend. Sallust hätte mit Bedacht *soliti erant* und nicht *solebant* geschrieben. Jenes ist zu fassen im Sinne eines *Attributs*; dieses bezöge sich auf die dauernde *factische* Gewohnheit, da doch S. nur eine *Qualität* der Personen angeben will, so wie unser *er ist gewohnt*. Folglich spricht S. ein *Urtheil* aus; in rein historischer Relation hätte er *solebant* gesagt.“ Welche Bestätigung erhält nun dieser scharf ausgedachte Unterschied, wenn man die gegenwärtige Phrasis *novi homines soliti erant antevenire* mit der gleich vorhergehenden *praeclozari viri soliti erant dicere* vergleicht? Das Römische *solitus sum* und *soleo* ist in Form gleich dem Deutschen *ich bin gewohnt* und *ich pflege*. Wem es gelingt, in diesem einen Bedeutungsunterschied zu ergrübeln, der mag ihn auch auf jenes übertragen. Was nun weiter die Worte *nobilitatem antevenire* betrifft, so ist es angenscheinlich, dafs *nobilitas* hier collective die Aristokratenklasse, den *Adel* bedeutet. Diesem es an Verdienst und Auszeichnung (*virtute*) zuvorzuthun (*antevenire*), und dadurch zu Staatsämtern zu gelangen, was dann *novos homines* gab, war vormals die Gewohnheit. Wir mußten diese von selbst sich ergebende Bemerkung vorausschicken, um die Frage zu veranlassen, wie Hr. H. folgendes Scholion habe schreiben können. Es lautet: *nobilitatem antevenire*. „Das ist, sie hatten sich den *Amtsadel* im Voraus verdient; sie hatten gleichsam *etwas zu gut*.“ Dem Grund dieser Erklärung auf die Spur zu kommen, war uns nicht möglich. Einzig denkbar wäre sie, wenn Hr. H. in Folge einer optischen Täuschung, statt *antevenire*, das dem S. sonst gebräuchliche Verbum *antecapere* gelesen hätte. Zu diesem passte dann das Uebrige der Note, nämlich „*nobilitas* nicht im concreten und collectiven Sinn, sondern als *Eigenschaft* oder *Würde*.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

R Ö M I S C H E L I T E R A T U R.

LEIPZIG, b. Köhler: *Caii Sallusti Crispi de bello Jugurthino liber* u. s. w., von M. Christian Gottlob Herzog u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In § 8 sagt Sallust: Hohe Staatsämter haben von sich aus keinen Glanz: sie erhalten ihn erst je nach dem Verdienst in der Ausgezeichnetheit ihrer *Inhaber* — *perinde habentur, ut eorum, qui sustinent (munera), virtus est.* Dazu bemerkt der Commentar: *sustinere* ist absichtlich von *S.* gewählt, um die *Amtsthätigkeit*, die mit *Schwierigkeit* verbunden ist, zu bezeichnen. Mit der Andichtung dieser vermeinten Absicht hat Hr. *H.* dem Verstande des Schriftstellers eben kein Compliment gemacht. Man lese die ganze vorhergehende Stelle und sehe, ob diesem in den Sinn kommen durfte, an den Staatswürden auch ihr Beschwerliches und Mühevolltes mit anzudeuten. Nur ihr Glanz lockt die nach ihnen Begierigen an, der aber ursprünglich nicht vorhanden ist, sondern ihnen erst durch glänzende Eigenschaften der *Würdenträger* selbst verliehen wird. Hr. *H.*'s Irrthum rührt von der falschen Ansicht der Natur des Verbums *sustinere* her. Nach seinen Elementen kann es nur bedeuten „unter ein Etwas gestellt seyn um es zu tragen oder aufrecht zu erhalten“, sey dieses Etwas nun ein centnerschwerer oder federleichter Körper. Den Begriff einer Last erregt dieses Wort so wenig, daß von Einem, dem ein leichter Kranz aufgesetzt worden, ächt Römisch eben so gut *sustinet* gesagt wird, als von Einem, dem man eine schwere Bürde aufgeladen hat. Bildlich dann, wie z. B. *partes sustinere*, heißt es — das Uebertragene, das auf sich Genommene *thun* oder *verrichten*. Demnach sind in obiger Stelle *ii, qui munera sustinent*, ganz ohne irgend ein Denken an aufgeladene Last, diejenigen, welche übertragene oder erhaltene Staatsämter *ver-*

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

walten. Treffend und das Bildliche beybehaltend, könnte man die umschreibende Phrasis in das Deutsche *Würdenträger* zusammenfassen. — Cap. 5, § 4. *Bello Punico secundo, quo Hannibal post magnitudinem nominis Romani Italiae opes maxime attriverat.* Der Commentar hat über *post mag. n. r.* eine lange Note, läßt aber über Hr. *H.*'s Meinung im Dunkeln. Nach den Citaten scheint ihm *post* so viel als *seit* oder *nach* zu bedeuten. Das läuft dann auf *Corte's* Erklärung hinaus, nämlich: *Seit* oder *nach* dem *Großgewordenseyn* des Römischen Namens *Hannibal Italiae opes maxime attriverat.* Sallust schreibt zwar prägnant, aber unmöglich ist's, daß er dem Leser zugemuthet habe, den runden, abgeschlossenen Begriff *magnitudo*, ein schon fertiges Gebilde, in *magnum factum esse* zu zersetzen, und dann seiner Rede einen Sinn unterzulegen, den er gar nicht beabsichtigen konnte. Man muß also einen anderen Weg zum Verständniß suchen und der ist, daß man *post* in der Bedeutung *nächst* oder *neben* nimmt. Zwey Dinge hatten im zweyten punischen Kriege sehr gelitten, zuerst *magnitudo nominis*, und dann *post magnitudinem n. r.* auch *Italiae opes.* Der Nimbus des Römischen Namens war verschwunden und die materielle Kraft geschwächt. Das Verbum *atterere* hat nicht nur *Italiae opes*, sondern auch *mag. nom. Rom.* zum Object, und Sallust will sagen: *Nächst* dem, daß Hannibal den Glanz und die Größe des Röm. Namens verdunkelt und herunter gebracht, hatte er auch *Italiae opes* entkräftet. Uebrigens darf man bey dem Lesen nicht unterlassen, *Italiae* als vortretenden Genitiv und wegen des folgenden *maxime* stark zu betonen. Dadurch und mittelst einer anzubringenden Satzeinschließung — *bello Pun. sec. quo, post magnitudinem nom. rom., Italiae opes maxime attriverat*, wird das Verständniß sehr erleichtert. — Nun noch zum Schluss ein Wort über § 4: *Igitur amicitia Massinissae bona atque honesta nobis permansit.* Diese

Stelle giebt, wie *Fabri* und *Corte*, deren Ausgaben einzig wir zur Hand haben, Hr. *H.* ohne Interpunction. Aus der Note erhellt, daß er *nobis* nicht zu *bona atque honesta*, sondern zu *permanfit* zieht und das Ganze also erklärt: „Die Freundschaft bestand für uns fort, als eine *bona atque honesta*, eine zuverlässige und aufrichtige; das ist — eine treu und ehrlich gemeinte, auf sicherem moralischem Grunde beruhende.“ Wie sehr hat hier der Commentator seinen Schriftsteller gemißdeutet! Vor Allem interpungire man — *Amicitia Massiniffae, bona atque honesta nobis, permanfit*; denn unlateinisch ist, *nobis* mit *permanfit* zu verbinden; kein Römer würde sagen *amicitia alicujus mihi permanet*. Nach dieser Interpunction ergibt sich zuerst als Hauptmoment die Freundschaft, als *ununterbrochen* fortdauernd. In den beiden, ihr angehängten Epitheten dann charakterisirt sie Sallust, aber nicht in ethischer Hinsicht zum Lobe des Massiniffa, sondern in Bezug auf die Römer, theils als eine *bona nobis*, d. i. eine uns nützliche, vortheilbringende, indem wir an Massiniffa einen Anhänger und eine Stütze unserer Macht hatten; theils als eine *honesta nobis*, d. i. eine uns rühmliche, uns ehremachende, indem sie die Frucht unseres Edelsinnes ist, der mit Verleihung eroberter Länder geleistete Dienst vergolten hat. Zur Bestätigung des den beiden Epitheten gegebenen Sinnes bedarf es wohl keiner Citate. Wenn sie auch nirgends anderswo in demselben vorkämen, hier müßten sie ihn das einzige Mal und aus absoluter Nothwendigkeit haben. Daß *nobis*, obgleich nur bey dem letzten Adjectiv stehend, doch auch dem ersten mit zugetheilt werden müsse, ist Folge der Sallustischen Redeweise. Cicero würde *bona nobis atque honesta* gesagt haben. — Wir haben in unserem Exemplar noch eine große Zahl Stellen angestrichen, deren Besprechung einen vielleicht nicht unnützen Beytrag zur Sallustischen Exegese geliefert hätte, aber des schon zu viel verbrauchten Raumes wegen unterlassen werden muß. Eine Freude wäre es uns, bey einem traulichen Zusammen sitzen mit dem gelehrten und von uns hochgeschätzten Herausgeber seinen Jugurtha von Seite zu Seite durchzugehen. Das viele Bewährte, das der Commentar enthält, bey Seite lassend, würden wir freymüthig, weil es um eine gute Sache zu thun ist, ihn aufmerksam machen auf Alles das, wo er des Guten zu viel gethan hat. Er selbst würde vielleicht dann zugestehen, daß es ein Uebelstand ist, fast jedem Ausdruck des

Schriftstellers mit Anmerkungen bald kritischer, bald grammatischer, bald lexikalischer Art auszustatten, die meistens, weil nicht leicht eine Gelegenheit zu einer scharfen Distinction, zu einer Abschweifung in das Feld der sogenannten philosophischen Grammatik und zu Anführung von vermeinten Parallelstellen vorbeigelassen wird, zu einem solchen Umfang anschwellen, daß dadurch der Schriftsteller, als Vf. eines formell schönen Werkes, aus den Augen gerückt wird, und nur als Vehikel zur Anbringung der Gelehrsamkeit seines Herausgebers vorhanden zu seyn scheint. Wir wissen nicht, wie viel Zeit zur Erklärung des Jugurtha ein Lehrer braucht, der dazu Hr. *Hs.* Commentar benutzt. Das aber wissen wir, daß bey dieser Art, die Alten zu erklären, das Anschauen und Erfassen dessen, was sie zu Claffikern, d. i. zu Mustern für Gedankendarstellung in Rede macht, nicht leicht möglich wird.

C. J.

NATURWISSENSCHAFTEN.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandlung: *Tagblatt der neunzehnten Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zu Braunschweig*. 1841. Nr. 1—9. 64 S. nebst 4 Anlagen zu 10 S. gr. 4.

Braunschweig war vor vielen Städten Deutschlands geeignet, in seinen Mauern den Naturforschern und Aerzten zu ihren jährlich wiederkehrenden Versammlungen Aufnahme und wissenschaftlich - interessante Unterhaltung zu gewähren. Der Reichthum seiner Museen an Kunstwerken und Alterthümern, an sehenswerthen physikalischen und chemischen Apparaten, an naturhistorischen, namentlich osteologischen Gegenständen von Thieren aus fast allen Regionen unserer Erde ist bekannt, sowie Jeder weiß, durch welche Vorzüge sich die ärztlichen und ähnliche Institute daselbst auszeichnen.

Um nun dem Zwecke der im vergangenen Herbst hier zahlreich versammelten Mitglieder gehörig zu entsprechen, um ihnen eine Tagesgeschichte zu übergeben, durch welche sie selbst über die angekommenen Mitglieder, über geschehene Verabredungen, über gehaltenen Vorträge und sonstige Verhandlungen einen Ueberblick gewinnen konnten, hatten nach dem Vorgange bey früheren Versammlungen der Naturforscher und Aerzte Deutschlands, die um diese Versammlung hoch-

verdienten Geschäftsführer, Geheimerath *von Strombeck* und der nach Dr. *Pockel's* Tode gewählte Dr. *Mansfeld*. für die Herausgabe eines Bulletins geforgt, dessen Redaction der Landesfyndicus *Oestreich* und Dr. *Magnus* übernommen hatten, das um so mehr Anerkennung verdient, als zur Ausführung dieses Geschäfts fast nur Stunden der Nacht verwendet werden konnten.

Eben so erfreulich als interessant ist es, unter den hier anwesend gewesenen Männern viele der bedeutendsten Deutschen Naturforscher und Aerzte, namentlich einen *Leop. v. Buch*, *Lichtenstein*, *Milscherlich*, *Hausmann*, *Weber*, *Schweigger*, *Döbereiner*, *Germar*, *Schweitzer*, *Carus* verzeichnet zu finden, sowie höchst wichtige Gegenstände der Versammlungen erwähnt zu sehen.

Zur vorzüglichsten Zierde gereichten dieser Versammlung die beiden trefflich gelungenen Reden, die Eröffnungsrede und Schlußrede des Hn. Geh. Rath's *von Strombeck*, aus denen auf so herrliche Weise die Studien des Alterthums und der Natur vereint hervortreten, und welche von Neuem zeigen, daß der reichbegabte Mann noch immer für Alles, was Wissenschaft und Humanität fördert, mit ungeschwächter Jünglingskraft wirkt. Dem Ursprunge, Wesen und der Erforschung der Naturgegenstände ist nämlich die erste dieser Reden gewidmet, und über den Zweck, welcher mit diesem Vereine erreicht worden, handelt die zweyte, aus welcher wir nicht umhin können, einige Worte auszuheben, da sie den Geist, welcher unsere Naturforscher und ihre erhabenen Beschützer beseelt, so treffend bezeichnen. Da heißt es nämlich: „In diesem Augenblicke, wo wir hier versammelt sind, ist in der Stadt der Mediceer, in dem heiteren Florenz, unter den Auspicien eines Kunst und Wissenschaft liebenden Oesterreichischen Fürsten, der Italienische Verein von Naturforschern und Aerzten versammelt, der es nicht leugnet, nach dem Muster der Deutschen sich gebildet zu haben. Eben so wenig leugnen dieses die Naturforschervereine in dem uns verbrüdereten Scandinavien, beschützt von einem *Carl XIV Johann* und einem *Christian VIII*, gepflegt und glänzend durch einen *Berzelius* und einen *Oersted*, wie auch die in dem ebenfalls stammverwandten Großbritannien; früher aber noch als bey uns bildete sich ein Naturforscherverein in der Schweiz, die wir billig zu Germanien zählen, wenn gleich sie politisch von unserem Staatenbunde getrennt ist. Selbst auf der anderen Hemisphäre der Erde eifert man dem Deutschen naturforschendem

Vereine nach.“ — Außerdem enthält diese Schlußrede noch eine andere gewichtige Stelle, welche heut zu Tage in vielfacher Beziehung Beherrigung verdient:

„Cälius Aurelianus erzählt, daß Ippellus, ein pythagorischer Philosoph, befragt, „*Was er thue — quid ageret*“ — geantwortet habe: „*Noch that ich nichts: denn bis jetzt habe ich keinen Neid erregt.*“ Wobey Cälius erläuternd hinzusetzt: „Zeuge edeler Bestrebungen ist stets der Neid; Großes also erreichten wir, wenn er sich uns zum Lebensbegleiter hinzugesellet.“ — Will ich nun (fährt Hr. *v. Str.* fort) keinesweges behaupten, daß sich hierin nach fast zweytausend Jahren die menschlichen Dinge geändert haben, oder daß der *Neid* in den Hallen der Wissenschaften (wie billig der Fall seyn müßte) fehle, — von unseren *Hochschulen* wenigstens rühmt man dieses nicht, — so erhebt es doch unser Gemüth, und stimmt uns zu Höherem, wenn wir beobachten, daß das Erreichen großer Zwecke noch öfter als Neid „*Nacheiferung*“ hervorruft; obgleich ich nicht ganz leugnen will, daß es nicht selten versteckter *Neid* sey, welcher den Nachstrebenden thätig macht. — Erblicken wir, daß unsere Handlungen edlerer Natur solche *Nacheiferung* finden, dann können wir noch sicherer darauf rechnen, als wenn sie *beneidet* würden, daß sie die Probe bestanden.“ — Die Anwendung ist leicht zu machen, und kann für den Verein der Deutschen Naturforscher nur ehrenvoll seyn.

In der sehr anständig gedruckten Schrift finden sich leider viele Druckfehler, welche jedoch dadurch zu entschuldigen sind, daß der Druck der einzelnen Blätter in den Nächten beschleunigt werden mußte, damit solche am nächsten Morgen erscheinen und vertheilt werden konnten.

S. E.

FINNISCHE LITERATUR.

RUNOLA, af C. A. Gottlund: *Helsingfors hos J. Simeli enka*. 1840. XX u. 64 S. 8.

Dieses Schriftchen, der studirenden Jugend der Kaiserlichen Alexander - Universität gewidmet, ist ein interessantes Product des in der Finnischen Literatur rühmlichst bekannten Vfs. Derselbe wollte in diesem Gedichte den Mangel an Bewohnern in der Welt der Finnischen Mythologie ergänzen und somit gut machen, was die alten Runengefänge versäumten —

ein Unternehmen höchst eigener Art, welches jedoch für gleich wenig ungehörig angesehen werden kann, als das Recht zu träumen in einiger Hinsicht begränzt ist. Es ist klar, daß ein Traum dieser Art, wenn er auch für Träumer kommender Zeiten eine Anleitung geben soll, eines Dante Phantasie und Geist erfordert, und mit diesem Anspruch ist dieser wohl nicht hervorgetreten; aber als ein Phantasiespiel des Dichters, welches Winke von der Möglichkeit geben kann, auch die Finnische Mythe anwendbar für die bildenden Künste zu machen, können und wollen wir dem Plane nicht seinen Werth absprechen. Als eine besondere Veranlassung zur Erscheinung der *Runola* hat der Verf. den Umstand angeführt, daß die Finnische Poesie vorher keine größere Original-Composition von weiterem Umfang besaß, weshalb er sich Mühe gegeben, den Gesang in einem, wenn nicht großen, doch etwas größeren Grade als bisher zu erweitern. Diesen Grund konnte der Vf. weglassen; es ist ungereimt, die *Kalevala* und alle Fragmente davon zu ignoriren. Die erstgenannte Veranlassung des Vfs. zur Bekanntmachung dieses Gedichts ist die beste.

Die *Runola* ist in 17 Gefänge im Finnischen Runen-Versmaße eingetheilt, und jeder mit einer in Schwedischer Sprache abgefaßten Uebersicht des Inhalts versehen. Der Sänger beklagt sich über die allgemein sich zeigende Gleichgültigkeit gegen die Finnische Muttersprache (I), und schlummert unter diesen Gedanken ein, als *Wänämöinen* plötzlich tröstend (II) vor ihm steht, und eine Reise zum Lande der Unsterblichen vorschlägt, um daselbst die reinen Töne der Finnischen Laute hören zu können. *Wänämöinen* und der Sänger besteigen zuerst den obersten Gipfel eines Gebirges, von wo sie auf einer Wolke zu den Licht-Regionen fortgefahren werden (III). Die Reise wird geschildert (IV). Man kommt nach *Runola*, dem Finnischen Olymp; *Wänämöinen* kommt glücklich durch das erste Thor (V) und ebenso der Andere, wo *Toivotar*, die Göttin der Hoffnung, angetroffen wird. Durch die Macht des Gesanges öffnet sich dieses Thor und er wird von *Onnetar*, der Göttin des Glückes, aufgenommen, und spricht

mit ihr (VI). Sie beschreibt und zeigt den Weg zum dritten Thor, welches sich in Folge eines Gespräches mit *Tüjotar*, der Priesterin der Weisheit, öffnet, worauf sie sich beym *See der Vergessenheit* (VIII) befindet. *Wänämöinen* besiegt *Muistutar*, der Weisheitsgöttin Fahrzeug und kommt nach überstandener Lebensgefahr nach *Badholmen*, d. h. Bade-Insel (IX), welche beschrieben wird, worauf *Saunatar* die Nymphe des Bades, den *W.* in's Bad begleitet (X). Er geräth jedoch hier bald wieder in Lebensgefahr, kommt aber glücklich an's andere Ufer (XI), worauf die Reisenden das Land der Glückseligkeit betreten, welches (XII) beschrieben wird. Dort treffen sie *Heinätar*, die Blumengöttin, an, welche, von Zephyren umgeben, die Reisenden in Triumph begleitet, und *W.* fast verliebt macht (XIII). Auf solche Weise gelangen sie zum Sängerpalaste, der Veranlassung giebt, der Dichter Glückseligkeit zu schildern (XIV). Am Palaste werden die Fremden von *Tarjontar* (der Finnischen Hebe) bewirthet, worauf sie vor *Runamöinen* selber treten, der mit *H.* spricht, wobey *Kieletär*, der Genius der Finnischen Sprache, bezaubert wird (XV). Des Finnischen Pindus Grazien und Mufen bekränzen *W.* mit Rosen, dagegen ihm *Kauniltar* (die Finnische Venus) Kälte gegen das Schöne und selbem Reisegefellschafter *Runolas* schönstes Mädchen giebt. Als aber der Dichter dasselbe umarmen will, war der Traum beendet, und der Dichter durch *W.*'s drohende Blicke gezwungen, es zu bereuen, daß er nicht eine von *Runola*'s Harfen erhalten. Unter diesen Gedanken schlummert er von Neuem ein, worauf er nochmals träumt, wie *Wänämöinen* ihn damit tröstet, daß das wirkliche Glück und die Seligkeit nicht des Menschen Loos sey (XVI). Endlich schließt das Gedicht mit einem Wunsche für Finnland (XVII).

Dieses ist der Inhalt. Das Gedicht ist in dem *savolaxischen* Dialecte, wie des Dichters übrige Schriften abgefaßt, und ein schöner Beytrag zur Vermehrung der Finnischen Literatur.

Druck und Papier sind vortrefflich.

F. P.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOTHA u. ERFURT, b. Hennings, LONDON, b. Black u. Armstrong: *Platonis Timaeus et Critias*. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit *Godofredus Stallbaum*. Accessit varietas lectionis praestantissimi codicis Parisini accuratissime enotata.

Auch unter dem Titel:

Platonis opera omnia. Recensuit et commentariis instruxit *G. St.* Vol. VII continens *Timaeum et Critiam*. 511 S. 8.

Schon mehrere Jahre lang mit der Herausgabe Platonischer Schriften für den Schulgebrauch beschäftigt, hat Hr. *Stallbaum*, gegenwärtig Rector der Thomasschule zu Leipzig, und seit Kurzem auch Professor an der Universität daselbst, den Plan gefasst, nach und nach alle Werke Plato's auf ähnliche Weise zu bearbeiten; und so hat er denn auch demjenigen, von welchem er selbst in der Vorrede S. 4 sagt, daß es seiner ganz besonderen Schwierigkeit und Dunkelheit wegen bis auf *Lindau's* Zeiten keinen Erklärer gefunden habe, im Ganzen dieselbe Behandlung, wie dem Kriton, der Apologie und was etwa sonst noch von Plato auf Gymnasien gelesen wird, angedeihen lassen. Der Unterschied, auf welchen das *in universon quidem certe* der Vorrede S. 6 hinzudeuten scheint, ist nur in den Prolegomenen bemerkbar, welche nicht bloß eine Uebersicht des Inhalts geben, sondern auch mehrere auf den ganzen *Timaeus* sich beziehende Fragen behandeln. Die Methode ist übrigens dieselbe, deren Hr. *St.* sich sonst bedient, und welche als bekannt vorausgesetzt werden darf.

Im ersten Capitel der Prolegomenen wird von S. 7 bis 29 der Inhalt des *Tim.* angegeben: *enarratur Timaei argumentum*. Inhaltsanzeigen philosophischer Werke können entweder solche seyn, welche bloß die
J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

verschiedenen darin besprochenen Gegenstände nach einander nennen und das über jeden Gefagte abgekürzt wiedergeben, oder solche, welche zugleich die Aufeinanderfolge sowohl als den Inhalt selbst, wo es nöthig ist, erklären. Die beiden Arten wesentliche Abkürzung läßt sich nach Verschiedenheit des Zweckes auf das Mannichfaltigste abgestuft denken, von der Einfachheit summarisch zusammenfassender Ueberschriften bis zunächst an die Vollständigkeit einer Uebersetzung, und eben so verschieden kann der Maßstab für die Erklärung und deren Nothwendigkeit gefasst werden; aber Festhalten des einmal gewählten Mafses und Gleichheit der für nöthig erachteten Abkürzung und Erklärung ist von jeder guten Inhaltsanzeige zu erwarten. Was ferner den Zweck selbst betrifft, so ist die erste Art zunächst dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen bestimmt, welches den in's Kurze gezogenen Inhalt leichter auffasst und sicherer bewahrt, dann aber auch dem betrachtenden und urtheilenden Verstande, daß er die einzelnen Gegenstände jeden in seinen wesentlichen Zügen vor sich sehe, und so das Verhältniß des einen zum anderen und aller zu dem einen, welcher der des Werks und dessen Inhalt ist, bestimmter und richtiger erkennen könne. Die andere aber will eben dieses Verhältniß selbst darlegen, und durch Nachweisung der Gründe das Wissen des Inhalts bewirken. Die Auswahl nun des Wesentlichen bey der ersten und des zu Begründenden bey der zweyten Art hängt zum Theil von dem Standpuncte derjenigen ab, für die der Auszug bestimmt ist, hauptsächlich aber von dem Inhalte selbst, bey dessen richtiger Auffassung über das mehr und minder Wesentliche so wenig wie über das Schwerere und Leichtere eine bedeutende Meinungsverschiedenheit statt finden wird. Das zweyte Erfoderniß also zu einer guten Inhaltsanzeige ist, daß man den Inhalt wisse. Die vorliegende ist größtentheils von der ersten Art, und als solche ziemlich wohl

gerathen zu nennen. Denn die wesentlichen Theile des Ganzen sind fast alle angegeben, und mit Hilfe gesperrter Lettern auch dem Auge bemerklich gemacht. Einzelne Nachlässigkeiten laufen zwar mit unter, z. B. das S. 10 im ersten Abfatze nur zwey Hauptpuncte hervorgehoben werden und der dritte, der die Beschaffenheit des Urbildes und dessen Einfluß auf das Werk betrifft, als minder wesentlich an den zweyten angehängt ist, doch S. 12 unten der Schluss eines ersten allgemeinen und der Anfang eines zweyten besondern Theiles des Vortrags angenommen wird, wozu im Vortrage selbst nichts berechtigt; das S. 14 die Bestimmung des vollkommenen Jahres als wesentlicher Theil ausgezeichnet ist, die doch nur anhangsweise von Timaeus gegeben wird; aber im Ganzen genommen ist dem Gedächtnisse und dem Verstande des Schülers die nöthige Hülfe bereitet. Auch das beobachtete Mafs der Abkürzung ist im Allgemeinen zu billigen, und wo der Auszug zur bloßen Nennung des Gegenstandes zusammenschumpft, da wird gewöhnlich durch Verweisung auf den Commentar nachgeholfen, der denn freylich an diesen Stellen in der Regel eben weiter nichts als eine Inhaltsanzeige ist, und nur das über die Krankheiten Gesagte wird S. 26 ohne Grund als keines Auszugs fähig oder bedürftig übergangen. Aber Hr. St. hat seiner Inhaltsanzeige Manches von einer der zweyten Art beygemischt, was nicht Alles Billigung verdient, wenn man auch der Mischung das Willkürliche, woran sie leidet, nachsehen will. Gleich im Anfange heist es: *Socrates quum pridie Timaeum, Critiam, Hermocratem et quartum quendam familiarem narrandis sermonibus suis coram Glaucone, Adimante aliisque de optima civitate habitis mirifice oblectavisset; inter hos ipsos convenerat, ut vicissim Socratem sermonum epulis exciperent et exhilararent.* Hier wird das Verhältniß des Socrates zu denen, welchen er seine mit Glaukon u. s. w. gepflogenen Gespräche über den Staat erzählt hatte, genauer, als von Plato selbst, aber unrichtig dargestellt: weder Timaeus noch Hermokrates, beide fremd in Athen und Gastfreunde des Kritias, können *familiares* des Socrates genannt werden, und noch weniger ist man berechtigt, dies Prädicat dem Anonymus beyzulegen, über welchen Hr. St. der Meinung derjenigen beytritt, welche glauben, Plato habe sich selbst gemeint, da doch eben die Anonymität vielmehr anzunehmen nöthigt, daß er dem Socrates noch

weniger, als Tim. und Herm. bekannt war, so daß auf die Frage, wen wohl Plato als vierten Mann habe gedacht wissen wollen, die natürlichste Antwort immer die des Atticus bleibt: *ἔοικεν ὁ ἀπολειπόμενος οὗτος εἶναι τῶν μετὰ Τιμαίου ξένων.* Wesentlicher ist eine andere Zuthat des Hr. St. zu dem, was Sokrates aus den Gesprächen des Tages wiederholt habe: das Letzte sey gewesen *de principum institutione ac disciplina* (S. 8, Z. 2). Wäre dies richtig, so würde auch der Inhalt des sechsten und siebenten Buches vom Staate als in jener Wiederholung mit begriffen zu denken und über das Verhältniß des Tim. zum Staate und zur Platonischen Philosophie überhaupt anders zu urtheilen seyn. Es ist aber ein offenes Falsum, und des Sokrates Recapitulation geht S. 19 A nicht weiter als bis *Civ. V, 460 C*, und was er dann noch hinzusetzt, das weist zurück auf III, 415 C und IV, 423 C. Von der Nothwendigkeit, daß Philosophen regieren, und wie diese zu bilden, erwähnt er im Tim. kein Wort. Aehnliche falsche Zusätze kommen nun mehrere vor, die für die Beurtheilung des Werkes nicht ohne Nachtheil sind; z. B. wenn es S. 10 heist: wenn der Werkmeister ein Urbild aus dem Geschlechte des werdenden vor sich hat, *nunquam eam, quam spectabit, pulcritudinis et perfectionis praestantiam assequetur*, oder S. 23: *Quocirca ordine deinceps videamus de voluptate ac dolore, de tactu, olfactu, sapore, auditu, visu.* Andere sind zwar unschädlicher, wie S. 9, Z. 14, *suis se finibus continere in perpetuum cogentur*, S. 10, Z. 9 *rationis experts*; aber doch beweisen sie, daß Hr. St. entweder den Text nicht richtig verstanden, oder bey dem Excerptiren nicht genug Sorgfalt angewendet hat. Als offenbare Nachlässigkeit aber muß es bezeichnet werden, wenn Einschübel vorkommen, von denen er selbst gesteht, daß sie nicht hieher gehörten, wie S. 15 u. 16, oder wenn er, wie S. 20 u. 21, seine eigene Person mit der des Tim. dergestalt vermengt, daß man nicht mehr weiß, welcher von beiden spricht. Das zweyte Capitel ist überschrieben *de Platonis in hoc opere scribendo consilio.* Da hierunter, wie ein Blick auf das Capitel selbst zeigt, nichts Anderes als der Hauptgedanke, der dem Tim. zum Grunde liegt und in ihm dargestellt und entwickelt wird, zu verstehen, und diese Betrachtung als das der Inhaltsanzeige zunächst Folgende gleich im Eingange bezeichnet ist, indem gesagt wird: *Haec igitur*

tur fere summa eorum est, quae a Timaeo de rerum natura et origine differuntur. Sequitur ut videamus, quid universo operi sit propositum; so wird wohl jeder Leser erwarten, daß ihm nun aus der Reihe der im ersten Capitel verzeichneten Gegenstände einer werde angegeben werden, den der Schriftsteller selbst entweder mit ausdrücklichen Worten, oder durch öftere Wiederholung desselben, oder durch den Ort, den er ihm angewiesen, oder durch die Wichtigkeit, die er ihm beygelegt, als den Hauptgegenstand des Werkes kenntlich gemacht habe. Oder sollte sich keiner dergleichen in jener Reihe finden, so wird, erwartet man, ein allgemeinerer, höherer aufgestellt, und dessen Entwicklung als in jenen und durch sie gegeben nachgewiesen werden. Denn ohne eine solche Nachweisung könnte das Aufgestellte zwar wohl das richtige seyn, aber nicht für bewiesen gelten. Darauf läßt sich aber Hr. St. nicht ein, sondern nachdem er versichert hat, daß es überhaupt und besonders bey Plato und namentlich bey diesem Werke eine schwere Sache sey, richtig anzugeben, *quidnam maxime ob oculos versatum auctori sit,* zeigt er S. 30 an, daß es ihm vorgekommen sey, als habe Plato lehren wollen, *quum omnem rerum universitatem, tum humanam naturam a summo Deo, mundi opifice, ita factam esse, ut pro sua bonitate in ea condenda boni et pulcri ideam spectaverit ideoque eam, quantum quidem de rebus genilis intelligere liceat, ad perfectissimi mundi speciem et exemplar effinxerit et formaverit.* Allerdings ist etwas diesem Aehnliches S. 29, Esqq. ausgesprochen, aber weder die menschliche Natur, die ohnedem nach Tim. gar nicht den höchsten Gott selbst zum Urheber hat, ist dort besonders erwähnt, noch dort oder sonst wo von einer Idee des Guten oder des Schönen oder des Guten und Schönen, als wäre beides eine einzige Idee, die Rede, wie denn Tim. überhaupt das Wort *ιδέα* in philosophischer Bedeutung nirgends gebraucht, noch wird das Urbild der Welt auch eine Welt und zwar die vollkommenste genannt, als gebe es zwey Welten; sondern es heißt, daß Gott, weil er gut, mithin von Neide frey war, wollte, daß Alles so viel wie möglich ihm ähnlich würde. Dieses habe man als eigentlichen Grund (*υποκρίσιν ἀρχήν*) der Entstehung der Welt von einsichtigen Männern (*παρ' ἀνδρῶν φρονιμῶν*) anzunehmen. „Denn weil Gott wollte, daß Alles gut und Nichts, so weit

es angehe, schlecht wäre, so nahm er Alles, was sichtbar war und nicht ruhend, sondern in regelloser und ungeordneter Bewegung sich ihm darbot, und führte es aus der Unordnung zur Ordnung, indem er diese durchaus für besser als jene hielt. Es durfte und darf aber der Beste nichts Anderes machen als das Schönste. Bey sich erwägend fand er, daß unter den von Natur sichtbaren Werken kein unvernünftiges jemals dem vernünftigen als ganzes dem Ganzen an Schönheit vorgehen würde, Vernunft aber wiederum ohne Seele unmöglich irgend einem mitgetheilt werden könnte. Und in Folge dieser Erwägung fügte er denn Vernunft in einer Seele und die Seele in einem Körper zum Bau des Alles zusammen, damit er naturgemäfs das aller schönste und beste Werk hervorgebracht hätte. Auf solche Weise nun also ist nach der wahrscheinlichen Rede zu sagen, daß diese Welt ein wirklich befeeltes und vernünftiges Wesen durch Gottes Vorsehung geworden ist.“ Ohne Zweifel kann hieraus gefolgert werden, daß nach Tim. diese Welt und auch der Mensch als ein Theil derselben von Gott so gut und schön wie möglich eingerichtet worden ist; aber auch, daß jeder andere Theil es ebenfalls ist, daß diese Welt doch nicht ganz gut und schön ist, daß Ordnung besser als Unordnung, Vernünftiges schöner als Unvernünftiges, doch die Welt ein vernünftiges Wesen ist; und mit gleichem Rechte hätte Hr. St., wenn er hier den Hauptgedanken des Tim. suchte, jede dieser Folgerungen ziehen, und jeden dieser Gedanken als den leitenden des ganzen Werkes aufstellen können. Er scheint aber auf jenen nur darum gefallen zu seyn und eben darum auch jene wirkliche Fassung ihm gegeben zu haben, weil er so den Zusammenhang des Tim. mit dem Staate und seines Inhaltes mit anderen Platonischen Lehren am leichtesten erklären zu können glaubte. Denn unmittelbar darauf kommt er auf diesen Zusammenhang zu sprechen und behauptet, was Plato im Staate habe zeigen wollen; nämlich *et singulorum hominum vitam et universam civium communitatem regendam instituendamque esse ad boni ideam in ipso hominis indole ac natura conspicuam;* das suche er im Tim. durch kosmologische und physiologische Argumente *ita confirmare ac stabilire, ut a rerum universitate exorsus ad humanam naturam descendat, atque hanc ad illius similitudinem ac normam compositam esse doceat.* Und S. 31 wird ferner behauptet, der eigent-

liche Zweck des Tim. sey, *ut quae de consummata virtute optimaque civitate sunt explicata, ipsi hominis naturae non aduersari doceatur*. Da auch von diesen Behauptungen hier weder ein Beweis gegeben, noch wo derselbe zu finden sey angezeigt ist, so wenden wir uns zum dritten Capitel, dessen Aufschrift mehr über diesen Gegenstand verspricht. Sie lautet: *De nexu Timaei cum Republica Platonis ac de tempore, quo liber scriptus sit, disputatur*. Der Inhalt dieser Disputation von S. 32 bis 35 ist, daß es auffallend sey, daß Sokrates in seiner Wiederholung der Gespräche vom vorigen Tage nur das erwähne, was sich auf den besten Staat beziehe, und das schöne Bild des besten Mannes, welches er doch auch aufgestellt habe, und um dessen Aufstellung es ihm eben so sehr wie um die Schilderung des besten Staates zu thun gewesen sey, mit keiner Silbe berühre. Die Versuche Anderer, diese Schwierigkeit zu lösen, seyen unbefriedigend; aber wenn Er Recht habe, anzunehmen, *Timaeum totum maxime in eo versari, ut quum in uniuersa rerum natura tum maxime in hominum indole atque fabrica omnia ad summi boni ideam comparata esse et contendere doceatur*, so müsse jeder einsehen *sapientissime ad rerum uniuersitatem contemplandam ita transiri, ut eorum potissimum mentio iniiciatur, quae antea de optima civitate explicata essent*. Denn vom Staate sey der Uebergang zum Weltall offenbar natürlicher als vom einzelnen Menschen. Gehört denn aber der Philosoph nicht zum besten Staate, und ist er nicht die Hauptperson in ihm? Wie kann also die Schilderung desselben, wie sie im sechsten und siebenten Buche enthalten ist, deswegen übergangen seyn, damit der Uebergang zum Weltall leichter wäre? Und handelt das achte Buch nicht ebenfalls wieder vom Staate und setzt dessen im fünften abgebrochene Schilderung durch den Gegensatz der schlechten Verfassungen fort? Ja, geht nicht das zehnte selbst zuletzt in eine Darstellung des Weltalls über, so daß die Lehre des Tim. mit der der Bücher vom Staate, wenn beide zusammenhängen, am natürlichsten eben hier verbunden werden konnte? Nimmt ferner Tim. irgendwo auf irgend etwas Rücksicht, was Sokrates Tages zuvor gelehrt hat, und wird nicht sein Vortrag ausdrücklich als eine Einleitung zu diesem bezeichnet und bekommt einen ganz anderen Inhalt, als welchen Sokrates erwartet und bedungen

hatte? Und wie Sokrates am Ende seine Gespräche über den Staat aus der Moral zu einer Kosmologie übergeht, schließt nicht Tim. ebenso seine Kosmologie mit einer Moral, und zwar mit der Bemerkung, daß dies eine andere Weise von Reden sey? (S. 87 B: *ταῦτα μὲν οὖν δὴ τρόπος ἄλλος λόγων*.) Von einer Ergänzung oder Erweiterung des Staats also durch Tim. in der Art, wie Hr. St. die Sache sich denkt, kann nicht die Rede seyn, selbst wenn man zugeben wollte, was er voraussetzt, daß er mit seiner Meinung über den Hauptinhalt des letzteren Recht habe. Denn eine Hypothese bleibt diese, wie man sieht, nach wie vor, und das dritte Capitel enthält so wenig einen Beweis wie das zweyte. Hr. St. aber scheint eben darin, daß Staat und Tim. mittelst seiner Voraussetzung, wie er meint, gut zusammenhängen, einen Beweis für jene gefunden zu haben, indem er fortführt: *Huc accedit alia rei causa*. Nämlich diese: in seinen späteren Schriften, nach dem Werke vom Staate, habe Plato stets das Größere vor Augen gehabt und darum bey Abfassung des Tim. natürlich am meisten an das in jenem Werke gedacht, was sich eben auf das Größere, den Staat, beziehe. Als äußerer Beleg für die Behauptung wird das Werk von den Gesetzen und ein anderes von ähnlichem Inhalte angeführt, was Plato beabsichtigt habe, worüber wir auf die Prolegomenen *ad Remp.* p. LX. sqq. verwiesen werden; den innern Grund giebt Hr. St. so an: *Nimirum prudenter philosophus eum tenuit cursum, ut a singulorum hominum vitiis et virtutibus contemplandis ad civilis communitatis progredereetur considerationem*. Bey dieser Argumentation ist ganz vergessen, daß ja im Tim. selbst die menschliche Natur, also das Individuum und nicht die Gesellschaft, der Hauptgegenstand seyn soll, nicht zu gedenken, daß Plato auch im Staate an jenem sogenannten Größeren zuletzt wieder auf den Einzelnen, von dem er ausgegangen, zurückkommt, und daß, welches auch der Inhalt seiner spätern Werke und die Richtung seiner nachherigen schriftstellerischen Thätigkeit war, er doch in dieser nicht dergestalt befangen und gleichsam festgebant zu denken ist, daß er für nichts Anderes mehr Augen oder Gedächtniß gehabt haben sollte.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOtha u. ERfURT, b. Hennings, LONDON, b. Black u. Armstrong: *Platonis Timaeus et Critias*. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum cet.

(Fortsetzung der im vortgen Stücke abgebrochenen Recension.)

Endlich, bemerkt Hr. St. noch S. 34, werde ja auch durch die Erwähnung jener Einrichtungen des besten Staates sehr leicht in dem Leser die Erinnerung an das über die verwandten Gegenstände in jenem Werke Vorgetragene erneuert, und dieses wolle auch Plato bewirken, indem er p. 17, C den Sokrates sagen lasse, gestern sey die Rede gewesen περί πολιτείας. — οἷα τε καὶ ἐξ οἷων ἀνδρῶν ἀρίστη κατεφαίνετ' ἂν γενέσθαι. Also mit diesen drey Worten soll der Inhalt der zweyten Hälfte des Staates angedeutet seyn! Aber die sogleich folgende Auseinandersetzung der einzelnen Hauptpunkte lehrt ja, daß diese besonders beschaffenen Männer, wie sie im besten Staate seyn müssen, keine anderen als die Wächter sind, deren Natur und Erziehung, Beruf und Lebensweise Sokrates eben in der ersten Hälfte dargestellt hat. — Die in der Ueberschrift des dritten Capitels versprochene Untersuchung über die Zeit der Abfassung des Tim. erklärt Hr. St. nach dem bereits Erwiesenen für überflüssig: offenbar sey es zunächst nach dem Staate geschrieben. Warum nicht lieber nach den Gesetzen? Dann hätte wenigstens das Vergessen der zweyten Hälfte des Staates noch leicht erklärt werden können, zumal wenn das λιγδης γῆρας aus dem Phädrus zu Hülfe gerufen worden wäre. Aber Scherz bey Seite: hatte Hr. St. nichts über diesen Punct zu sagen, so brauchte er ihn in der Ueberschrift nicht erst zu erwähnen. So sieht es aus, als

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

habe sie ihm ein Anderer gegeben und er darüber improvisirt. — Der Inhalt des vierten Capitels soll seyn: *Platonem in Timaeo verisimilitudinis tradere disciplinam. De forma disputationis. De fontibus physicae Platonis doctrinae.* Mit dem ersten Satze glaubt Hr. St. diejenigen aus dem Felde zu schlagen, welche wie Schelling und Weisse den Tim. nicht für ein ächt Platonisches Werk halten wollen, weil Vieles darin nicht mit dessen Ideenlehre übereinstimme. Er sieht aber nicht, daß er mehr für, als gegen diese Meinung kämpft. Denn eben das von dem Entstandenen und Werden nach Plato nichts gewulst, sondern nur gemeint werden kann, womit jener Einwurf soll beseitigt werden, macht die Annahme bedenklich, daß ein Philosoph, der die Meinung so niedrig, die Wissenschaft so hoch setzt wie Plato im Staate, unmittelbar an Letzten ein Werk gefügt habe, worin Alles eben nur Meinung zu seyn scheint. Es beruht übrigens auf einem Irrthume, wenn in der Anmerkung S. 35 versichert wird, Schelling habe sein in *Philosophie und Religion* 1804 S. 31 gesprochenes Urtheil über Tim. später in d. *Philosophischen Schriften*. *Erster Bd.* 1809 S. 452 zurückgenommen (*errorem suum admonitus postea mutavit sententiam*). Eine andere Schwierigkeit, die Hr. St. auch nicht gesehen hat, liegt darin, daß von Dingen, die ihrer Natur nach nicht Gegenstände der Wissenschaft seyn können, auch nichts Wahrscheinliches gelehrt werden kann. Denn dieses Prädicat pflegt nur solchen Sätzen beygelegt zu werden, deren Inhalt auch wahr seyn kann. Was soll man sich also denken, wenn es S. 36 heist: *Quam igitur videret philosophus de rerum sensibilibum et generatarum natura sola mente et intelligentia nihil posse exquiri, quod nomine veritatis dignum esset, id sibi agendum putavit, ut assumpta experientia administra quod verisimile esset ad rationis legem atque normam exploraret, eoque modo non tam veritatis, quam verisimilitudinis doctrinam conderet?*

Doch nicht etwa, dafs, weil die blofse Vernunft über jene Dinge nichts Wahres zu finden im Stande fey, er die Erfahrung zu Hülfe genommen, und fo das Wahrscheinliche durch Schlüffe zu finden gefucht habe? Denn dann würde nicht jenen Dingen die Wahrheit, fondern der Vernunft die Fähigkeit, diese Wahrheit zu erkennen, abgefprochen werden. Aber vielleicht, dafs, weil sie eben nicht Gegenstände der reinen Vernunftkenntnifs feyen, und ihnen darum das Prädicat der Wahrheit nicht zukomme, er wenigstens das, was an ihnen erkennbar fey, mittelst der Vernunft zu erforschen gefucht, und fo das Wahrscheinliche überliefert habe? Dann fieht man aber wiederum nicht, warum das an ihnen Erkennbare innerhalb der blofsen Wahrscheinlichkeit stehen bleiben müfse, und nicht zur vollen Wahrheit erhoben werden könne, und warum Plato sich mit jener begnügt und nicht auch diese wenigstens erstrebt haben follte. Aus dieser so unbestimmten *verisimilitudo* nun leitet Hr. St. als ganz nothwendige Folge die eigenthümliche und von anderen Platonischen Werken so abweichende Art der Behandlung und Darstellung im Tim. her: *Quemadmodum enim hic mundus, heifst es S. 37, non est nisi imago quaedam mundi intelligibilis, ita etiam disputatio de ea (?) instituta speciem tantum modo veri, non ipsam veritatem sectatur atque tota versatur in eius, quod probabile fit vel potius verisimile, investigatione. Et quum de rebus in una mentis intelligentia et ratione positus ita disputari queat, ut omnia dialectices ope exquirantur, examinentur, confirmentur, tum in physicis, quae maxime observationis diligentia nituntur, plerumque referre tantum et narrare licet, quae tanquam verisimilia viris experientissimis atque sollertibus placuerint. Quocirca Timaeus non dialectice differens inducitur, sed loquitur ut hierophanta, qui mundi arcana aliunde accepta grandi ac magnifica oratione pronunciat; quin etiam quae experientiae suspicionem superant, mythorum ac symbolorum involucris obtegat, eoque modo quam ea certa sint, legentibus non obscure significat.* Die Stelle, worauf sich der Anfang dieses Urtheils, wie auch das vorher in diesem Capitel Gefagte, gründet, ist S. 29 B, wo von der Verwandtschaft der λόγοι mit den Dingen, ὧν περ εἰσὶν ἐξηγηταί, gesprochen und bemerkt wird, dafs sie sich eben so verhalten, wie die Dinge: wie zur Entstehung das Seyn, so zum Glauben die Wahrheit. Allerdings legt Tim. an dieser Stelle, von der im Folgenden noch einmal die Rede

feyn wird, dem Nachbildlichen des Gegenstandes seiner Darstellung einen Einflufs auf die letzte selbst bey, der sich indessen nur auf den Grad der Gewifsheit derselben und ihres Inhaltes, keineswegs auf deren Form bezieht. Ganz eben so nachbildlich aber ist auch der Staat, mit dessen Darstellung Sokrates den Tag zuvor beschäftigt war, bis dahin, wo die kurze Inhaltsanzeige im Eingange unseres Werkes abbricht, und so läfst Sokrates auch die Richtigkeit und Gewifsheit des über ihn Gefagten mehrmals dahingestellt feyn: die Form der Darstellung jedoch ist demungeachtet eine ganz andere, als die im Timäus. Der Grund dieser Verschiedenheit mufs also wohl in etwas Anderem liegen. Hr. St. giebt als zweyten Grund das an, dafs die Physik hauptsächlich auf genauer Beobachtung beruhe, und darum in ihr meist nur berichtet werden könne, was die erfahrensten und geschicktesten Männer als wahrscheinlich annehmen. Aber die Grundlagen der im Tim. enthaltenen Physik sind mathematisch und nichts weniger als Resultate der Beobachtung; und wären sie es, warum müfsten sie in der Form des Berichtes von Annahmen Anderer vorgetragen werden? Und wie folgt ferner, dafs Tim. wie ein Hierophant u. s. w. sprechen mußte? Ueberhaupt wie spricht ein Hierophant? Statt diese und ähnliche Fragen sich vorzulegen und zu beantworten, fährt Hr. St., als wäre die eigenthümliche Form des Tim. nun ganz befriedigend erklärt und deutlich beschrieben, so fort: *Hinc igitur etiam peculiaris ille sermonis color, qui tantum ab aliis sermonibus Platonis discrepat, ut, si causam rei neglexeris, facile tibi videaris alius quam nostri philosophi orationem percipere et adire.* Wahrscheinlich soll dieses *Hinc* auf die vorher als Grund der eigenen Form angegebene Beschaffenheit des Inhaltes gehen und nicht auf die zuletzt erwähnten mythischen und symbolischen Stellen oder auf den Hierophantenton, da Mythen und feyerliche Reden in anderen platonischen Reden gar nichts Seltenes sind, und natürlich mufs der Inhalt Einflufs auf die Sprache haben und ein physikalisches Werk anders geschrieben feyn, als ein nicht physikalisches: aber worin nun jene besondere Farbe bestehe, die sogar unplatonisch soll scheinen können, wenn man nicht wisse, warum sie so eine besondere fey, das sagt Hr. St. nicht. Was über die Quellen der im Tim. enthaltenen Physik bemerkt wird, kommt darauf hinaus, dafs Plato auch

in diesem Theile der Philosophie seine Vorgänger prüfend benutzt, und in der Lehre vom Weltall und von den Elementen am meisten nach den Pythagoreen, namentlich nach Philolaus, sich gerichtet habe, dasjenige Werkchen aber, welches unter dem Namen des Lokrischen Timaeus gehe, als ein späteres, erst aus dem Platonischen zusammengestoppelt, nicht als die Grundlage von diesem zu betrachten sey (S. 37 bis 39). Und Alles dieses ist im Allgemeinen wohl anzunehmen, nicht zu billigen aber, daß die Abhängigkeit des Plato von früheren Philosophen, wie sie im Tim. hervortritt, auf dieselbe Stufe mit derjenigen gestellt wird, die sich in anderen Werken desselben nachweisen läßt. Offenbar gehen die im Staate z. B. enthaltenen Lehren von der Erkenntniß und vom Guten über die Ansichten dessen, der sie dort vorträgt, weiter hinaus, als die Grundlage der Physik im Tim. von den Ansichten der Schule abweicht, deren Anhänger Timaeus war, und der Platonische Sokrates des Staates ist wohl in demselben Mafse mehr Plato als Sokrates, in welchem der Platonische Timaeus mehr Timaeus oder Pythagoreer als Plato ist. Auch kann das völlige Verlassen der dialogischen Form mit demselben Rechte, mit welchem diese als die eigentlich Platonische gilt, als ein Aufgeben des Anspruchs auf die Originalität des Inhaltes gelten. Mit dem sogenannten Lokrischen Timaeus aber hat sich Hr. St. die Sache doch gar zu leicht gemacht, indem er nichts als die Stellen citirt, wo Meiners, Tiedemann, Tennemann, Büchh, Aß, Socher und de Gelder — höchst verschiedenartige Gewährsmänner — sich gegen die Aechtheit des Werkchens erklärt haben. Daß auch anders gerurtheilt werden kann, zeigt Peterfen in der Recension der Gelder'schen Ausgabe in den Berliner Jahrb. von 1838 Mai S. 807 ff., die freylich Hr. St. noch nicht kannte. Die Annahme wenigstens, daß Timon, der Sillograph, unter der kleinen Schrift, aus welcher er den Tim. des Plato entlehnt sey, nicht eine des Lokrischen Timaeus, sondern des Philolaus verstanden habe, durfte nicht so ohne allen Beweis, als wäre sie durch Gellius III, 17 ausgemacht, hingestellt worden. Der Inhalt der vier folgenden Capitel ist den Ueberschriften nach dieser: Cap. V. *De summis rerum principiis secundum Platonem, hoc est, de Deo, ideis et materia* (S. 39 bis 45). VI. *De bonitate Dei secundum Platonem primaria creationis mundi causa. Dis-*

quiritur, num Deus Platoni sit idea Boni (S. 46 bis 48). VII. *Fontes doctrinae de anima mundi a Graecis philosophis traditae indagantur.* (S. 48 bis 53). VIII. *Quaedam ad Platonis de anima mundi sententiam illustrandam exponuntur* (S. 54 bis 57). Diese Punkte nämlich glaubte Hr. St. hier in den Prolegomenen vielmehr, als im Commentar unter dem Texte, erläutern zu müssen, und dadurch über den ganzen Tim. sowohl als über Plato's Ansicht von der Natur der Dinge und von dem Ursprunge und den Ursachen des Weltalls einiges Licht verbreiten zu können, wie er selbst am Schlusse des vierten Capitels sagt. Der Erläuterung fehlt aber auch hier, wie im zweyten und dritten Capitel, die Hauptsache, die Entwicklung, der Beweis, und es kann also nur ein ungewisses Licht seyn, was etwa dadurch verbreitet werden wird. Zur Bestimmung des Begriffs von Gott heist es S. 40: *Deum Plato voluit esse summam absolutamque rationem, in semetipsa liberam, nec pendentem extrinsecus, a qua quaecunque sunt originem suam accepissent. Hinc appellatur Deus in Philebo p. 28. D. τοὺς βασιλεὺς οὐρανοῦ τε καὶ γῆς, ὅς πάντα διακοσμεῖ. Enimvero sumpsit philosophus hoc decretum haud dubie ex Anaxagorae philosophia u. s. w.* was schon in der Anmerkung zum Philebus mit denselben Worten zu lesen war, als könne dieses irgendwie zur Erklärung oder Ergänzung der vorhergegangenen Bestimmung und zur Beseitigung des Zweifels dienen, der die Worte des Timaeus p. 28 extr. *Den Schöpfer und Vater dieses Alls zu finden, ist schwer und von dem Gefundenen zu allen zu reden, unmöglich, erwecken müssen.* Uebri gens kommt der Name Gott in jener Stelle des Philebus gar nicht vor, sondern τοὺς ist das Subject und βασιλεὺς das Prädicat, und ὅς πάντα διακοσμεῖ ein aus einer folgenden Rede des Protarchus hieher gezogenes Anhängsel. — Von den Ideen, die, wie schon bemerkt wurde unter diesem Namen dem Tim. unbekannt sind, sagt Hr. St. S. 41: *sunt illae, si quid video, secundum ipsum Platonem veluti species notionum mente conceptarum per se constantes ipsique mentis naturae similes et cognatae, quandoquidem similia similibus cognoscuntur. Nostra tesdixerint esse eas mentis notiones obiective informatas, sive animi notitias, quatenus rerum vim naturamque comprehendunt, obiective spectatas et menti quasi extrinsecus obversantes. Quod si ita statueris, non difficile erit, quae Aristoteles de ideis*

Platonis memoriae prodidit, cum huius ipsius sententia conciliare u. s. w. wiederum als komme es hier auf die Rechtfertigung eines Anderen an, und zwar eines solchen, der, wie Hr. St. selbst nachher bemerkt, den Sinn des Plato doch nicht gehörig begriffen hatte. Zur weiteren Aufklärung aber, wie Plato Begriffe habe Selbstständigkeit beylegen können, wird auf das gewöhnliche Verfahren der Menschen mit dem Begriffe Gottes verwiesen: concipientes animo ac mente speciem naturae perfectissimae, qualem nec vidimus oculis nec auribus percepimus nec ullo unquam sensu contractavimus, tamen minime solemus dubitare, num Deus revera sit, sed ita profecto se habere plane credimus et confidimus. Quod igitur hac in re a nobis quotidie fieri solet, idne a Platone in simili causa factum esse mirabimur? Ferner auf die neueste Philosophie: Nonne enim prope eodem modo versuti sunt, qui nostra aetate idealismum purum, quem vocant, in realem idealismum vel obiectivum converterere studuerunt? Endlich auf die ältere Griechische, deren Geschichte lehre antiquiores Graecorum philosophos mentis cogitationem per se solem, et cui nihil esset subiectum, nullam agnovisse, sed ita potius statuisse, ut eam semper alicui rei tanquam ipsi subiectae adhaerescere existimarent. Ita Pythagoreos novimus numeros suos non a rebus ipsis seimixisse, sed cum iis copulavisse arctissime. Ac propius etiam ad rem praesentem pertinet Eleaticorum ratio. Hi enim Ens illud suum, quod unum statuebant, non sola mentis notione contineri voluerunt, sed revera esse, propterea quod esse atque cogitare unum idemque videretur. So habe denn auch Plato, obwohl er die Einheit des Eleatischen Seyenden aufgehoben, doch fest daran gehalten mentis notitiis veram constantemque comprehendi essentiam. Und nun sey es weniger zu verwundern, wenn im Tim. der Welteschöpfer ein vollkommenstes Urbild der Welt vor Augen gehabt haben solle, und die denkbare Welt ein ζῶον αἰδίων heisse, und die Ideen selbst gewissermassen als ein von der Gottheit verschiedener und abgeonderter Grund der Welt angesehen werden. Wir wollen wünschen, daß diese verschiedenen Versuche, in der Kürze über das Wesen der Platonischen Ideen Aufschluß zu geben,

nicht ohne Erfolg bleiben mögen; aber zum Verständniß des im Tim. von dem Urbilde und den Principien der Welt Enthaltene sind sie ohne Nutzen, und man begreift schwer, wie Hr. St. eine solche Erwartung von ihnen hegen konnte. Um dieses zu befördern, hätten alle die Stellen, welche von dem Urbilde der Welt im Gegensatz gegen die gewordene und von den Principien handeln, zusammengehalten, die wesentlichen Merkmale hervorgehoben, und der Zusammenhang des so gewonnenen Begriffes mit dem vorhergehenden und nachfolgenden gezeigt werden müssen. Auf die Ideenlehre, wie sie in anderen Platonischen Werken vorgetragen ist, hätte dann allerdings auch Rücksicht genommen, und das Verhältniß derselben zu dem, was Tim. lehrt, angegeben werden können, aber nur nachdem sie aus jenen anderen Werken auf demselben Wege ermittelt worden wäre, und so daß ihre Darstellung auf die der Lehre des Tim. eben so wenig wie diese auf jene irgend einen Einfluß gehabt hätte. Die Vereinigung ferner des so an verschiedenen Orten Gefundenen würde als eine Zugabe und Frucht vom Felde der Geschichte der Philosophie ebenfalls mit Dank anzunehmen gewesen seyn, wenn sie kurz und bündig ausgefallen wäre, und erhielte man zuletzt noch des Aristoteles und anderer Denker abweichende Erklärungen mitgetheilt, ja sogar berichtet, so wäre in der That wenig oder nichts zu wünschen übrig. Was that aber Hr. St.? An eine beliebige, nicht etwa aus Tim. nachgewiesene Bestimmung des Begriffes von Gott knüpft er eine dergleichen von Gottes Wirksamkeit, daß sie im Denken bestehe, giebt wiederum ohne alle Berücksichtigung des Tim. den Gedanken Gottes den Namen Ideen, versucht ohne irgend einen Grund anzugeben, bloß in der Voraussetzung, daß er Recht habe, oder im Vertrauen auf seinen Scharfblick, eine Erklärung dieses Namens, citirt Stellen des Aristoteles als mit dieser Erklärung übereinstimmend, bringt allerley dem Tim. ganz Fremdes zur Erklärung zusammen, und versichert zuletzt, man werde nun das und das im Tim. weniger befremdend finden. —

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOtha u. Erfurt, b. Hennings, London, b. Black u. Armstrong: *Platonis Timaeus et Critias*. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum cet.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es folgt nun die Betrachtung dessen, was Hr. St. das dritte Princip nennt, nämlich der Materie. Dafs Plato das Wort, dessen Uebersetzung *materia* ist, in dieser Bedeutung weder sonst irgendwo, noch im Tim. gebrauche, findet er nicht nöthig zu erinnern, sondern fängt an: *Tertium rerum generatorum principium Platoni materia est. Quam quidem jam adfuisse voluit, quo tempore Deus mundi creationem est exorsus. Enimvero ideae solae quum rebus creandis non sufficerent, praeterea eas εὐναίτιον quoddam erat necessarium, sine quo ipsae ideae ne exprimi quidem ac repraesentari potuissent. Itaque assumpsit Plato materiam quandam nulla forma distinctam nulloque definitam discrimine. Quae qualis ab eo informetur, paucis exposuimus in Commentar. ad p. 49 A. Est enim corporum quasi substratum quoddam ideale, ab omni crassae corporum materiae concreione alienum, sed tamen hujus ipsius fons atque principium. Nam quemadmodum ideae sine mente divina non extiterunt, ita ne materiae quidem causa ac principium sine illa esse potuit.* Dieser letzte Satz hängt mit dem vorhergehenden nicht mehr zusammen. So viel sieht man, dafs unter der Materie etwas den Ideen Analoges und gleich diesen in der göttlichen Vernunft oder in Gott Begründetes verstanden werden soll. Vielleicht ist zwischen *principium* und *Nam quemadmodum* ein Satz ausgefallen. Doch schweigt das Druckfehlerverzeichnis, und das zunächst Folgende geht wieder auf etwas Anderes über, so dafs der Satz *Nam quemadmodum* vielmehr

als fremdartiges Einschiesel zu betrachten ist, nach dessen Entfernung man ungestört weiter liest: *Quod autem Plato Deum facit infinitam materiam iam ante mundi originem reperientem et exinde ad universi idealis (soll bedeuten des idealen Weltalls) exemplum hanc rerum universitatem condere instituentem, id dici non potest, quantopere doctis et eruditis hominibus inde ab antiquissimis temporibus ad nostram aetatem usque fraudi fuerit. Enimvero concluderunt hinc illi protenus philosophum aeternam materiam statuisse atque ipsi numini divino aequalem.* Eine so einfältige und abgeschmackte Meinung aber, sagt Hr. T., sehe dem Plato nicht ähnlich, und die Sache sey diese: *Mundus intelligibilis est exemplar, quod intuens Deus summus hanc rerum universitatem, quam oculis cernimus, condere instituit. Jam vero exemplar quoniam praestantius est eo, quod ad eius similitudinem est comparatum, etiam prius hoc ipso extiterit necesse est. Itaque, quum mundus intelligibilis menti divinae iam obversaretur, hoc universum nondum potuit ortum esse aut corporum materia jam extitisse finita. Alioquin enim Deus non iam voluisset illud ad idearum exemplum fabricari. Sed quum Deus summus mundi adspectabilis aedificationem meditaretur, necesse fuit, ut in ipsius mente iam cogitatio aliqua inesset materiae, ex qua simulacrum illud idearum componeretur. Qua ipsa cogitatione ortum est sensibilis mundi principium atque fons. Quocirca materiam non minus quam ideas a Deo profectas esse necesse est.* Von diesen sieben Sätzen sind der zweyte, dritte und vierte ganz überflüssig, und haben überdies keinen Zusammenhang mit den folgenden. Dafs das Vorbild früher sey als das Nachbild, bedarf keines Beweises, und könnte, wenn es dessen bedürfte, daraus, dafs es besser als dieses ist, nicht bewiesen werden. Sonst wäre ja auch die Materie besser als die Körper. Desgleichen ist von selber klar, dafs, als der Welt-schöpfer die Welt schaffen wollte, sie noch nicht geschaffen war. Dafs aber in Gott, als er die Welt

schaffen wollte, bereits ein Gedanke der Materie, aus welcher sie geschaffen werden sollte, vorhanden seyn mußte, und das durch diesen Gedanken die Materie als Princip der sinnlich wahrnehmbaren Welt entstanden sey, das folgt weder aus jenem Früherseyn des Urbildes noch aus diesem Nochnichtgeschaffenseyn der erst zu schaffenden Welt. Gefetzt aber, es folgte daraus oder aus irgend etwas, so würde eben daraus auch das folgen, das in Gott, als er die Welt schaffen wollte, auch ein Gedanke des aus der Materie zu schaffenden Weltalls vorhanden seyn mußte. Denn das, woraus etwas werden soll, kann nicht gedacht werden ohne den Gedanken, das etwas daraus werden soll, und dieses Etwas ist zu jenem Woraus eben so nöthig, wie das Woraus zu dem Etwas. Sind also die Gedanken Gottes der Grund des Seyns der Dinge, so ist die Entstehung der Welt gleichzeitig mit der Entstehung der Materie und ein Früherseyn der letzten nicht möglich. Nach Tim. aber war das, was Hr. St. die Materie nennt, früher als die entstandene Welt. Folglich ist Tim. entweder in Irrthum und Widerspruch mit sich selbst, oder anders zu erklären. Hätte nun Hr. St. nachgewiesen, das seine Erklärung die richtige sey, so müßten wir das Erste zugeben, und wenn uns die dem Tim. dem zu folge beyzulegende Meinung noch so einfältig und abgeschmackt vorkäme. Es ist aber nichts nachgewiesen, und Hr. St. läßt uns denken, was wir wollen. Wie er denn überhaupt bey aller anscheinenden Strenge und Rauhheit selten wirklich zwingt, ihm beyzustimmen, und es mit seinen Nothwendigkeitserklärungen und Versicherungen, es verhalte sich in der That so, und jeder müsse begreifen, und kein Verständiger könne zweifeln, keiner werde verkennen und dgl. nicht so genau zu nehmen ist. Auch das zunächst Folgende giebt einen Beweis davon: *Nec vero quemquam latebit, cur haec materia primitiva tanquam informis atque infinita describatur. Quum enim mundus nondum esset generatus, ipsa finita esse non potuit. Nam finitum est, quidquid certa forma distinctum, certa ratione praeditum, denique certa lege inclusum habetur. Quale existere nihil potest, nisi quod ad idearum similitudinem componitur, a quibus omnis omnino ratio rerum finitarum pendet ac proficiscitur.* Hieraus würde folgen, das auch die Ideen selbst gleich der Materie unbegrenzt sind, da sie durch Gottes Denken hervorgebracht doch unmöglich nach der Aehnlichkeit ihrer

selbst gemacht seyn können. Timaeus freylich weiß einen anderen Grund der Formlosigkeit dessen, welches alle mögliche Formen anzunehmen bestimmt war, und erläutert die Sache sehr verständlich durch das Verfahren der Salbenbereiter und Thonbildner p. 50, E. Aber Hr. St. ist mit seinen Gedanken jetzt ganz wo anders. *Haec igitur si vera sunt, fährt er fort, vera autem esse edito aliquando Parmenide nostro clarius apparebit, materiam ex sententia Platonis nequaquam aeternam esse certissime intelligitur, neque satis prudenter docti homines post Mosheim vulgo existimant, mundi creationem ex nihilo veteribus philosophis Graecis omnino fuisse ignotam. Platonis quidem certe Deus sicuti cogitando idearum mundum effecit, ita etiam antequam hoc universum conderet, rudem informemque materiam, quam ad illarum exemplum vel ipse conformare vel ab diis inferioribus conformari vellet, eadem mentis vi et efficientia procreavisse existimandus est.* Es ist unbestimmt, worauf dieses *haec* sich beziehen und was als wahr erwiesen wiederum beweisen soll, das die Materie nach Plato keineswegs ewig sey. Wahrscheinlich dachte Hr. St. dabey nur an das zuletzt von den Ideen Behauptete. Aber giebt man ihm auch die weiteste Ausdehnung, und läßt es auf alles in den elf vorhergehenden Sätzen Enthaltene sich beziehen, und nimmt man an, das dieses alles wahr, d. h. von Plato irgendwo gelehrt sey (denn von einer anderen Wahrheit ist doch hier wohl nicht die Rede): so kann die Folgerung, das die Materie nicht ewig sey, wenn sie richtig ist, immer nur für dasjenige Platonische Werk, in welchem jenes Alles gelehrt ist, gelten, und wenn im Tim. dieses nicht, oder gar etwas ihm Widersprechendes gelehrt ist, so kann für ihn nichts dergleichen oder nur das Gegentheil gefolgert werden. Die Leute nach Mosheim aber können bey alle dem vollkommen Recht haben. Denn hätte auch der Platonische Gott die Materie bloß durch sein Denken hervorgebracht, die Welt hätte er doch immer nicht aus nichts, sondern aus eben dieser Materie geschaffen. *At vero, inquit aliquis, fährt Hr. St., noch mit seiner Hypothese vom Ursprunge der Materie beschäftigt, fort, ita si recte statuimus, qui tandem philosophus malorum originem a materia corporum potuit repetere? Estne haec isto modo ipsis aequiparanda, in quibus Plato certe nullam mali alicuius causam quaesivit?* Nicht so sehr das mit den Ideen auf gleicher Stufe stehen

oder ihnen ähnlich seyn, oder was sonst das *aequiparanda est* bedeuten mag, als der Ursprung aus dem göttlichen Denken selbst, welchen die Hypothese der Materie beylegt, kann einen solchen Einwurf begründen: Gott wollte, daß nichts schlecht wäre, und doch dachte und schuf er des Schlechten Ursache, die Materie. *Est sane hoc aliquid*, antwortet Hr. St., *ne tamen tanti illud momenti, ut prudentibus multum scrupuli iniicere posse videatur. Nam exemplar certe simulacro ipsius praestabilius sit necesse est. Ex quo consequitur, ut mundus adspectabilis deterior sit mundo intelligibili. In quo ipso causa et origo malorum latet. Nam longius sane ille ab rerum divinarum praestantia abest. Valet autem secundum Platonem per totam rerum et animalium naturam haec lex, ut quo quid magis ab ideis descivit, eo peius ac deterius evadat, ideoque etiam malo magis obnoxium reddatur.* Damit wird aber die Herleitung des Schlechten von der Materie aufgehoben und der Grund desselben in das Nachbildliche der sichtbaren Welt gelegt. Denn wenn das Nachbild dem Urbilde und also die sichtbare Welt der denkbaren an Vollkommenheit nachstehen muß, und die Nothwendigkeit dieses Verhaltens der sichtbaren Welt zu ihrem Urbilde die Ursache des Schlechten ist, so würde das Schlechte dennoch seyn, auch wenn sie ein nicht materielles, sondern etwa so wie die Zeit im Verhältniß zur Ewigkeit beschaffenes Nachbild wäre. Nun soll aber das Schlechte von der Materie kommen, und die Materie von Gott, der doch wollte, daß nichts schlecht wäre. Dieser Scrupel ist also keinesweges gehoben. Vielleicht meinte aber Hr. St. so: Wenn Plato das Schlechte von der Materie herleitet, so nimmt er sie nicht, sofern sie ein Werk Gottes, sondern sofern sie dem Nachbilde wesentlich ist, als Ursache des Schlechten an. Denn diese liegt eben darin, daß die sichtbare Welt ein Nachbild ist. Wesentlich aber als einem Nachbilde waren ihr Ideen und Materie. In den Ideen nun fand Plato nichts, was als Ursache des Schlechten gelten konnte; also nahm er das andere, die Materie, dafür an, die als Werk Gottes zwar nicht schlecht, als wesentliche Bedingung aber des nothwendig schlechteren Nachbildes die Ursache des Schlechten ist. So könnte allerdings die Materie losgesprochen scheinen, aber nicht der Schöpfer des Nachbildes, oder an die Stelle der ewigen, von Gott unabhängigen Materie, von der Hr. St. nichts wissen

will, träte nun die ebenfalls von Gott unabhängige Nothwendigkeit, daß das Nachbild schlechter sey als das Urbild. Doch wie sich auch Hr. St. die Sache gedacht haben mag, das Wichtigste hat er auch hier unterlassen, nämlich nachzuweisen, wo und wie im Tim. vom Schlechten gesprochen, was als solches bezeichnet, und in welcher Verbindung mit den Körpern es dargestellt wird. Und was er mit den beiden letzten Sätzen *Nam longius* und *Valet autem* sagen will, ist schwer zu begreifen. Der erste ist entweder eine müßige Wiederholung des mit *Ex quo consequitur* beginnenden, oder wenn *longius* streng zu nehmen und *Nam* nicht bloße Uebergangspartikel ist, eine nicht nur unbegründete, sondern auch unplatonische Anklage des Weltsehöpfers; der andere aber, der sich als ergänzender und erklärender Anhang an jenen anschließt, ist selbst der Ergänzung und Erklärung höchst bedürftig, wie nämlich leblose Dinge sowohl als belebte Wesen, das eine mehr, das andere weniger, von den Ideen abfallen, wie sie dadurch, wenn sie schlecht waren, noch schlechter, wenn gut, weniger gut werden, wie dieser Uebergang zum Schlechteren und weniger Guten sie dem Schlechten mehr ausgesetzt mache, wie ein solches Gesetz in Beziehung zu dem, wovon hier die Rede ist, stehe und wo Plato es aufstelle. Alles dieses überläßt Hr. St. dem Leser sich zu beantworten, und schließt die Abhandlung mit folgenden Worten: *Et haec quidem de rerum principis explicanda videbantur, quae etsi magnam partem nova sunt necdum a quoquam idoneo modo illustrata, tamen speramus futurum esse, ut ideo non temere conficta existimentur. Certe quidem id dedimus operam, ut Platonem ex sua ipsius ratione ac disciplina interpretemur.* Möge er künftig seine Hoffnungen und Bemühungen einer gewissenhafteren Prüfung unterwerfen! Von dem übrigen Inhalte der Prolegomenen wird ein kurzer Bericht genügen. Als Anhang zu der Abhandlung über die Principien wird die Vermuthung aufgestellt, daß Plato auch hierin dem Philolaus gefolgt sey, der Alles aus dem Unbegrenzten und Begrenzten unter der Leitung einer Ursache habe entstehen lassen. Im sechsten Capitel ist die Rede von der Uebereinstimmung der christlichen Theologen in der Lehre von Gott als Weltsehöpfer mit Plato, von dem Unterschiede der Platonischen und der christlichen Güte Gottes und von der Idee des Guten, die nicht Gott

selbst sey, ihm aber auch nicht das Prädicat des Guten mittheile, welches ihm vielmehr deshalb zukomme, *quia boni idea, quae in mente divina versatur, ipse numine semper fuit reapse consummata et absoluta*. Das siebente spricht von Thales, Anaximenes, Anaximander, Hermodotus, Anaxagoras und den Pythagoreern als den Vorgängern des Plato in der Lehre von der Weltseele; das achte sucht zu zeigen, wie Plato die Lehren seiner Vorgänger benutzt, und namentlich die des Anaxagoras mit den Pythagoreischen

zu verbinden gewußt habe; und im neunten und letzten wird zufolge der Ueberschrift gestanden, *superesse non pauca in Timaeo, de quibus similiter disputari possit*. Darauf folgt das Verzeichniß der bey dieser Ausgabe benutzten literarischen Hülfsmittel, zuerst der gedruckten, der Ausgaben, Uebersetzungen, Erklärungen, sodann der Handschriften. Hieran läßt sich die Beurtheilung dessen, was Hr. St. als Kritiker geleistet hat, am füglichsten anknüpfen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Ulm*, in der Wagner'schen Buchhandlung und Druckerey: *Der Student von Ulm*. Zeit und Sittengemälde aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von *Hans Scherr*. 1841. VI. u. 264 S. 8. ($\frac{3}{4}$ Rthlr.).

Die vorliegende Novelle, welche das Motto: „Alle Schuld rächt sich auf Erden“ an der Stirne trägt, giebt uns ein Bild jener schrecklichen Rechtspflege, unter welcher im Verlaufe von drey Jahrhunderten so manches unschuldige Herz gebrochen ist. Ein Student kommt nämlich nach Ulm. Dort findet er einen Freund, und wird von diesem dem Bürgermeister Ullmann zum Erzieher seines Sohnes und zum Sprachlehrer seiner schönen Tochter Agnes empfohlen. Der furchtbare Rathsherr Thielbach, des Bürgermeisters Feind, erkennt bald in dem Studenten den Sohn Ullmann's und seiner von diesem verführten, in einem Nonnenkloster verstorbenen Tochter. Er beschließt, entsetzliche Rache zu nehmen, und läßt bey einem Gastmahle heinlich einen Becher, der dem Bürgermeister zugehört, in den Ranzen des Studenten stecken. Als dieser hierauf Abschied genommen und kaum das Thor der Stadt im Rücken hat, so wird er von einem Gerichtsdienere eingeholt, in's Gefängniß geworfen und des Diebstahls angeklagt. Der Student leugnet; Folter und Qualen der Tortur erzwingen von ihm kein Geständniß, und der Nachrichten muß ihn nach mancherley Debatten öffentlich enthaupten. Auf dem Blutgerüste spricht er einen entsetzlichen Fluch über Ullmann's aus, denn er hält ihn, durch beleidigende

Vorfälle dazu veranlaßt, für den Urheber seines Todes. Thielbach aber theilt nach der Hinrichtung dem Bürgermeister mit, daß der, über welchen er das Todesurtheil gefällt habe, sein Sohn gewesen sey. Darüber wird Ullmann wahnsinnig und tödtet sich selbst. Agnes aber stirbt vor Verzweiflung; denn sie war des Studenten Geliebte. Dieß der Inhalt. Was die Charakter schilderungen anbetrifft, so ist der Student gut gezeichnet, eine kräftige Gestalt, von edlen Gefühlen beseelt, der Rathsherr Thielbach eine unheimliche Figur, düster, in sich versteckt, der Bürgermeister Ullmann stolz, kalt, hartherzig, Agnes zart, liebend, hingebend, ein rührendes Seitenstück zu dem Studenten, der wie in Ahnung ihrer schwesterlichen Verwandtschaft sie gleichsam brüderlich liebt. Die Entwicklung des ganzen Gemäldes ist gelungen zu nennen. Die Lebensschicksale des Studenten werden uns stufenweise ohne Reflexionen einfach dargestellt; aber die Darstellung selbst sollte lebendiger seyn. Namentlich ist der Dialog allzu starr gehalten. Sind wir aber an's Ende der Novelle gelangt, so befinden wir uns auf einem Leichenfelde, und vermiffen das veröhnende Princip. Sollte der Vf. glauben, daß dieses in der Art und Weise enthalten sey, wie er die Unschuld des Studenten noch an den Tag legt, so irrt er; denn eben der Umstand, daß des Studenten Schuldlosigkeit zu spät entdeckt wird, läßt uns das Buch unbefriedigt, wir möchten sagen, mit wahren Inngrimme aus der Hand legen.

Ad. B...

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOtha u. Erfurth, b. Hennings, London, b. Black u. Armstrong: *Platonis Timaeus et Critias*. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum cet.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Als ein bedenkliches Zeichen tritt hier sogleich der Mangel an Sorgfalt und Genauigkeit in der Angabe der Handschriften hervor. Die von Bekker mit δ bezeichnete Vaticanische ist ganz vergessen, und nur durch einen Schreib- oder Druckfehler Vat. δ statt σ gesetzt, wie die beygefügte Zahl und die alphabetische Folge zeigt. Die mit x bezeichnete Angelische ist als Ambrosianische und unter einer falschen Zahl aufgeführt. Der Unterschied der von Bekker für die Wiener (γ) und für die vierte Pariser (y) gebrauchten Zeichen ist aufgehoben. Die Identität der Laurentianischen a bey Bekker mit der Florentiner b im Weichelschen Apparate ist nicht bemerkt; vier anderer Zahlen nicht zu gedenken, von denen wenigstens drey mehr Schreib- als Druckfehler zu seyn scheinen. Dieselbe Nachlässigkeit in der Angabe der abweichenden Lesarten. Gleich in der ersten kritischen Anmerkung sind drey Fehler, indem $\delta\eta$ als in σ anstatt in x fehlend angegeben, unter den nur weglassenden e übergangen, und für $\xi\nu\nu\epsilon\pi\epsilon\sigma\epsilon\nu$, wie Bekker statt $\sigma\nu\nu$ geschrieben, nur Proclus und nicht auch die von Bekker als seine Autorität angeführte Pariser F erwähnt ist. Die Laurent. a und die Flor. b sind überdiess auch hier wie in allen folgenden Angaben der Lesarten als zwey verschiedene aufgeführt. In der dritten Anmerkung S. 68 heisst es, das Bekker mit Unrecht $\eta\mu\acute{\iota}\nu$ für $\nu\mu\acute{\iota}\nu$ gebilligt habe. Allerdings hat es Bekker in den Text gesetzt, aber in den Comment. crit. auch wieder zurückgenommen und $\nu\mu\acute{\iota}\nu$ als richtig anerkennt. Warum verschweigt das Hr. St.? Gleich darauf S. 69 J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

fehlen unter denen, die $\pi\acute{\alpha}\lambda\lambda\iota\nu$ für $\mu\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\nu$ haben, die zwey Pariser S und Y. S. 70 ist $\kappa\alpha\acute{\iota}$ $\epsilon\kappa\acute{\alpha}\sigma\tau\eta$ $\tau\acute{\epsilon}\chi\eta\eta$ als Lesart der alten Ausgaben, $\kappa\alpha\acute{\iota}$ $\mu\acute{\iota}\alpha\nu$ $\epsilon\kappa\acute{\alpha}\sigma\tau\eta\nu$ $\tau\acute{\epsilon}\chi\eta\eta\nu$ als am Rande der ersten Pariser geschrieben, $\mu\acute{\iota}\alpha\nu$ $\epsilon\kappa\acute{\alpha}\sigma\tau\omega$ $\tau\acute{\epsilon}\chi\eta\eta\nu$ als das von Bekker in den Text gesetzt und $\kappa\alpha\acute{\iota}$ $\acute{\alpha}\phi'$ $\epsilon\kappa\acute{\alpha}\sigma\tau\omicron\nu$ $\tau\eta$ $\tau\acute{\epsilon}\chi\eta\eta$ als gemeinsame Lesart der ersten Par. und der Tübinger Handschrift angegeben, während die alten Ausgaben sowohl als der Pariser Rand und die Tübinger $\kappa\alpha\acute{\iota}$ weglassen, B. aber es aufgenommen hat. Und nicht bloß im Anfange ist Hr. St. so nachlässig. S. 213 bemerkt er zu den Worten p. 50, E: $\tau\acute{\epsilon}\chi\eta\eta$ $\mu\eta\chi\alpha\nu\acute{\omega}\nu\tau\alpha$ bis $\mu\acute{\alpha}\lambda\iota\sigma\tau\alpha$ $\acute{\alpha}\nu\acute{\omega}\delta\eta$, das sie in den alten Ausgaben weggelassen und zuerst von B. aus der ersten Pariser angenommen seyen, ferner die Münchner, die Vat. σ und am Rande Vat. Θ $\epsilon\acute{\upsilon}\acute{\omega}\delta\eta$ haben, endlich das sie auch in der Tübinger und der $x\beta$ stehen und das Ficinus sie wiedergegeben habe. Das wahre ist, das sie in allen diesen sieben Handschriften stehen, statt $\acute{\alpha}\nu\acute{\omega}\delta\eta$ aber in der ersten Par., der Vat. σ , der Tüb. und am Rande der Vat. Θ irriger Weise $\epsilon\acute{\upsilon}\acute{\omega}\delta\eta$ geschrieben, das richtige also von B. aus der einzigen Münchner genommen ist, mit welcher die beiden Flor. übereinstimmen, in den anderen Handschriften aber nicht weniger als in den alten Ausgaben alle zehn Wörter des Homoeoteleutons wegen (voran geht $\epsilon\acute{\upsilon}\acute{\omega}\delta\eta$) ausgelassen sind. Ebendasselbst heisst es zu $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}$; $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}\iota$ stehe in der ersten Par. und $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}\nu$ in den alten Ausgaben; gerade als sey $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}\iota$ ebenso die eine und $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}\nu$ die andere abweichende Lesart, jenes die der ersten Par., dieses die der alten Ausgaben, und $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}$ die dritte aller übrigen Handschriften. Diese haben aber ebenso wie die alten Ausgaben $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\omega}\nu$, und die Pariser allein hat den Dativ, den B. aufgenommen hat. Ebendasselbst ist mit Unrecht die Venediger Σ unter denen, die $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\omega\varsigma$ lesen, genannt und die Tüb. nebst den Ausgaben vor Stephanus übergangen, und als Autorität für $\acute{\alpha}\nu\acute{\omicron}\rho\alpha\tau\omicron\nu$ statt $\acute{\alpha}\acute{\omicron}\rho$. auch die Angelische x angegeben. Wem es

also um Wahrheit zu thun ist, der lasse die kritischen Anmerkungen des Hr. St. ungelesen. Wie aber steht es mit seinem Urtheile über den Werth der Handschriften? Es lautet am Schluffe des Verzeichnisses derselben S. 64 also: *Horum codicum longe praestantissimus est Par. A. quocum subinde mire consentit Flor. x. Secundas tenent Vat. @. et Tubing. tertias deferimus ad Ven. ΞΣ. Hos deinceps reliqui suo ordine sequuntur.* Dafs nun die Par. A unter allen hier aufgezählten die beste sey, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch über das *longe* und den Grad ihrer Vorzüglichkeit zum Theil wegen verschiedener Mängel des bis jetzt gesammelten kritischen Apparates gezweifelt werden kann; und dafs unter den Flor. die mit x bezeichnete ihr am nächsten komme, ist ebenfalls zugegeben; aber weit enger ist die Verwandtschaft dieser Flor. x. mit der Vatic. o, so wie die der Par. A mit der Vatic. d, und es mußten also entweder alle diese vier, oder, wenn die letzte, weil sie nur Excerpté enthält, weniger in Betracht gezogen werden sollte, was jedoch bey der Menge und Gröfse der Excerpte nicht geschehen darf, wenigstens die drey ersten zusammen genannt, und zugleich die nicht unbeträchtlichen Abweichungen der zwey letzten von der ersten angedeutet, nicht aber Par. A und Flor. x als die zwey einander ähnlichsten aufgestellt werden. Gleiche Verwandtnis hat es mit dem Urtheile in Ansehung der zweyten Classe. Die Vatic. @ hat von späterer Hand Einiges mit der Tüb. gemein, und jeder von beiden kann in einem gewissen Sinne die zweyte Rangstufe zugetheilt werden; aber jenes Gemeinsame findet sich gewöhnlich auch entweder in der Par. A oder in einigen nachher zu erwähnenden, und von erster Hand, worauf es hier allein ankommt, ist die Vatic. @ der Tüb. nicht ähnlicher als die Ven. ΞΣ, so dafs jene beiden auf keinen Fall so zusammengestellt werden können. Vielmehr ist die Tüb. mit der Par. F, des Flor. β und der Münchner nach der einen, aber eben so mit der Vatic. o und der Flor. x nach der anderen Seite hin verwandt, und man thut am besten, alle diese (Par. A., Vatic. d, o, Flor. x, Tüb., Par. F, Flor. β, Münch.) nebst der zweyten Hand der Vatic. @ zu einer Classe zu vereinigen. Die Vatic. @ selbst aber mit den übrigen gehört der zweyten Classe an, in welcher sich ebenso wie in den ersten durch gröfsere Aehnlichkeit einiger unter einander gewisse Unterabtheilungen bil-

den, und in eine derselben können die beiden Ven. Ξ u. Σ gesetzt werden, denen Hr. St. die dritte Stufe anweist. Es gehört eine sorgfältige Prüfung dazu, und hat viele Schwierigkeiten, den Werth dieser zwey Handschriften so genau zu bestimmen; dafs Hr. St. eine solche Prüfung nicht angestellt hat, und sein Urtheil also auch in diesem Stücke keine Sicherheit giebt, ist schon aus dessen Beschaffenheit in den ersten zwey Stücken wahrscheinlich, wird es aber noch mehr durch den letzten Satz: *Hos deinceps reliqui suo ordine sequuntur.* Man verstehe diese Worte, wie man wolle, entweder so, dafs den übrigen (neunzehn) Handschriften zusammen eine und zwar die vierte Rangstufe, oder jeder derselben eine besondere durch ihre von der alphabetischen Folge der Zeichen abhängige Stelle bestimmte; oder einer gewissen (beliebigen) Zahl auf einander folgender eine gemeinschaftliche (vierte, fünfte u. s. w.) zugetheilt werden, immer sagen sie etwas völlig Unhaltbares, ja Lächerliches aus. Denn unter diesen *reliquis* sind auch die beiden Vatic. d und o, die Par. F, die Flor. β und die Münchner, von denen oben die Rede gewesen, die sich bey jeder Gelegenheit, wo irgend bedeutende und charakteristische Varianten vorkommen, auf die angezeigte Weise unterscheiden. Man vergleiche aufer der schon angeführten Stelle S. 50, E noch S. 38, A, wo B. nach *προσῆκει γίγνεσθαι* die Worte *διὰ χρόνον οὐδὲ γενέσθαι* aus der Par. A und Vatic. d aufgenommen hat, die in den alten Ausgaben und den Handschriften der zweyten Classe des Homoeoteleutons wegen ausgefallen sind. Diese vier Worte finden sich gleichfalls in der Tüb., der Par. F, der Flor. x und β, nur dafs diese *χρόνον* haben, und in der Münchner, wo noch *τὸν νῦν χρόνον* hinzugefügt ist. Dafs hier die Vatic. o noch etwas lückenhafter ist als die andere Classe, indem ihr aufer jenen vier Wörtern auch das nächste *ποτὲ* fehlt, kann die ihr angewiesene Stelle eben so wenig zweifelhaft machen, wie die Lücke S. 50, E in der Par. F die Stellung dieser: die Auslassung fällt den beiden Schreibern zur Last, die ihre lückenlosen Originale hier mit derselben Nachlässigkeit copirten, welche in dem Originale der anderen Classe die Lücken bewirkt hatte. Doch auch an ganz vollständigen Belegen für jene Theilung fehlt es nicht. Auf derselben Seite (S. 38) C lesen die alten Ausgaben *ἐσόμενος ἔστι* (Steph. *ἔστι*) *μόνος*, die Par. A, Vatic. d o, Tüb., Flor. xβ, Münch., Par. F von erster

und Vat. © und Ven. Σ von zweyter Hand haben blofs *ἑσόμενος*, und die übrigen bloß *ἔστι μόνος* (einige *ἔστι μόνως*), was nur durch einen Schreibfehler aus *ἑσόμενος* entstanden zu seyn scheint. Dieses ist sodann von zweyter Hand in der Par. F zu jenem hinzugefügt, ungewiß ob aus einer der alten Ausgaben, oder früher, so daß es aus dieser oder einer ebenso interpolirten in die Ausgaben gekommen seyn könnte. Aehnliche Stellen nun giebt es mehrere, und es zeugt wiederum von großer Nachlässigkeit, daß Hr. St. den Aufschluß, den sie geben, so wenig beachtet hat; denn Mangel an Fähigkeit, das Verhältniß zu sehen, kann doch wohl nicht angenommen werden. Was ferner die Auswahl und Behandlung des kritischen Apparates betrifft, so ist es hauptsächlich die Abweichung von dem Texte der Ausgaben von B., sodann die von dem Bekkerschen und hin und wieder auch die von dem durch Hr. St. selbst vor 17 Jahren bey Weigel herausgegebenen, deren äußere Beglaubigung er beabsichtigt und durch die Angabe der handschriftlichen Lesarten zu bewirken gesucht hat, und der größte Theil der kritischen Anmerkungen enthält nichts weiter als das, was Hr. St. die *Vulgata* nennt, d. h. die Lesart der Ausgaben von B. und dann die Zeichen der Handschriften, welche die der *Vulgata* vorgezogene Lesart geben. Bey der oben angedeuteten und aufgewiesenen Unzuverlässigkeit dieser Nachrichten versteht es sich von selbst, daß sie ohne Werth sind; aber auch bey der sorgfältigsten Ausführung wäre schwer zu sagen, für wen sie Werth haben könnten. Denn wenn Hr. St. es nicht für nöthig hielt, die inneren Gründe der vorgezogenen Lesarten anzuführen, so mußte er wenigstens wie B. durch vollständige Mittheilung aller Varianten den Leser in den Stand setzen, die Bedeutung der in den Handschriften liegenden äußeren zu würdigen. Für solche Leser aber, die sich bey jeder Abweichung von der *Vulgata* beruhigen, sobald sie nur sehen, daß sie nicht ohne Handschriften gemacht worden ist, reichte auch die bloße Versicherung hin, daß man überall auf die Handschriften die nöthige Rücksicht genommen habe, oder um dieser Versicherung alle von solchen Lesern zu verlangende Glaubwürdigkeit zu geben, konnte hin und wieder die Zahl der Handschriften mit einem auf die vorangeschickte Rangordnung derselben hinweisenden Beyworte angezeigt werden, z. B. *unus praestantissimus* oder *duo bo-*

ni, duo mediocres u. s. w. Ueberhaupt aber hätte Hr. St. auf seinem Standpunkte, anstatt den Schein eines kritischen Verhaltens gegen die sogenannte *Vulgata* anzunehmen, diese lieber ganz außer Acht lassen, und die Bekkersche Recension als *Vulgata* zum Grunde legen, und seine Abweichungen von dieser desto gründlicher rechtfertigen sollen. Daß er aber auch in dieser Beziehung Vieles zu wünschen übrig gelassen, kann man aus Folgendem sehen. Die erste Abweichung findet sich S. 17 B, wo er *ἀνταφεστιᾶν* in den Text genommen hat. Die kritische Anmerkung dazu ist: *ἡμῶν ἀνταφεστιᾶν*]. *Sic dedi ex sxeq et Flor. a. c. o. Idem Proclus habet. Legebatur ἀντεφεστιᾶν, pro quo Stephanus requirebat ἀνδεστιᾶν. Idem ἡμᾶς ἀντ. conī.* Und im Commentar unter den krit. Anm. heißt es: *Stephanus requirebat ἀνδεστιᾶν. Codd. quidam cum Proclo ἀνταφεστιᾶν quod recte commendavit Boeckhius. Bene Schol. Leid., qui Procli observatione usus est Ἀνταφεστιᾶν, inquit, φησὶν οὐκ ἀνδεστιᾶν. ἡ γὰρ ἀνταφεστιᾶσις τὴν ὀλοτελή τῆς ἐστιάσεως ἀποπλήρωσιν συνείληφεν. Minus aptum est quod codd. reliqui cum editt. omnibus suppeditant ἀντεφεστιᾶν.* Eben so gut wie *recte, bene, minus aptum*, hätte er *imprudenter, male, aptius* setzen können, und der Schüler wäre nicht gründlicher, aber richtiger belehrt worden. (In den unnützen Wiederholungen: *Stephanus requirebat ἀνδεστιᾶν* und *Codd. quidam cum Proclo* wie in den fehlerhaften *ἀνταφεστιᾶσις* statt *ἀφεστιᾶσις* zeigt sich die oft gerügte Nachlässigkeit.) Die zweyte ist S. 18, A *τι δὲ τροφήν*; die Begründung: *V. (vulgo) δαί, quod mutavimus ex ΕΞΤ F S Y s x a g e o r. Tub. sex Florentinis et Proclo.* An anderen Stellen reichen aber AΘq Flor. β mit den alten Ausgaben hin, eine Lesart gegen dieselben Handschriften zu schützen, denen hier der Vorzug gegeben ist. Der Schüler fragt vergebens: warum nicht hier? (Vernachlässigt ist, daß Par. F und Tüb. zwar δὲ, aber auch jene *διατροφήν*, diese *διὰ τροφήν* statt *τροφήν* haben, welches *διὰ* offenbar aus *δαί* entstanden ist.) Die dritte S. 18, C, wo Hr. St. zu einer von B. geänderten Lesart des Stephanus zurückgekehrt ist. Sokrates wiederholt die Hauptpunkte des Gespräches vom vorigen Tage: *Τί δὲ δὴ τὸ περὶ τῆς παιδοποιίας; ἢ τοῦτο μὲν διὰ τὴν ἀήθειαν τῶν λεχθέντων εὐμνημόνευτον, ὅτι κοινὰ τὰ τῶν γάμων καὶ τὰ τῶν παίδων πᾶλιν ἀπάντων ἐτίθεμεν, μηχανώμενοι ὅπως μηδεὶς*

ποτε τὸ γεγενημένον αὐτῷ ἰδία γνώσοιτο, νομοιοῦσι δὲ πάντες πάντας αὐτοὺς ὁμογενεῖς; — krit. Anm. Vett. editt. μηχανώμενους quod est in codd. longe plurimis. Buttmannus conī. μηχανώμενοις, quod recepit B. Sed recte Stephanus dedit μηχανώμενοι, ut scriptum extat in Ambros. f. Vat. v. Flor. x. et corr. o. Deinde vett. editt. γνώσῃσι, νομίσωσι δέ. Recte γνώσοιτο codd., quod soloecum esse unus nemo facile crediderit. Indicativum νομοιοῦσι tuentur Par. A. Vat. Θ. Par. FS. Vind. Υ (? oder Y.) Mon. Ambr. f. Laur. Vat. or. Flor. a. b. B. c. n. x. Commentar: Pro μηχανώμενοι plerique libri habent μηχανώμενους, unde Buttmannus eruit μηχανομένους, qui dativus suspensus esset ex εὐμνημόνευτον. Recte vero Stephanus nominativum restituit, quem et ipsum non pauci libri tuentur. Etenim cohaeret ille cum verbis ὅτι ἐτίθεμεν, quo non animadverso verae lectionis temerariam fecerunt mutationem. Necessarium esse nominativum etiam verborum structura evincit. Nam dativo de Buttmanni sententia restituto, unde optativus γνώσοιτο pendeat, nemo quisquam dixerit. Quod secus habet, ubi μηχανώμενοι nominativum cum ὅτι ἐτίθεμεν coniunxerimus. Quippe ita recte sane infertur γνώσοιτο optativus, qui superioris temporis, quo haec disputata sunt, consilium denotat: cui deinde subiungitur νομοιοῦσιν, indicativus futuri, quem post verba curandi aliaque similia etiam praecedente tempore praeterito maxime ad significandam prislini consilii perpetuitatem frequentissime adhiberi in vulgus notum est. conf. Matthiae Gr. §. 519, 8, S. 1187 sq. ed. 3. Rost Gr. § 122, 10, 6. Exempla similis modorum enallages ad Menexen. S. 240. D. indicavimus. Itaque nec Stephanus vere coniecit γνώσεται, nec Boeckhius audiendus est, qui ἂν γνώσοιτο reponendum putabat, quod vel propter particulae ἂν collocationem reiiciendum. Nicht mit εὐμνημόνευτον, sondern mit πᾶσιν würde der Dativ, den Buttmann vorgeschlagen und Bekker aufgenommen hat,

zu verbinden und der Optativ darauf eben so richtig seyn wie auf μηχανώμενοι. Den Nominativ aber hätte wohl kaum ein Abschreiber anders als auf ἐτίθεμεν bezogen, und gewifs keiner in den Accusativ verwandelt, der viel schwieriger zu erklären, obwohl nach Leg. VI, 760, E an einigen anderen Stellen vielleicht beyzubehalten und von einem zweyten ἐτίθεμεν scil. αὐτοὺς, oder von einem zu ergänzendem τιθέντες abhängig zu denken ist (μηχανώμενοι führt B. auch aus seiner Angelischen und Laurentianischen Handschrift ebenso als über μηχανομένους geschrieben an, wie Hr. St. selbst im Weigelschen Apparate aus der Flor. o. νομοιοῦσι steht nicht in der Wiener, sondern in der Par. Y, desgleichen in der Aldina. Die erste Baseler hat νομοιοῦσι und erst die zweyte νομίσωσι. γνώσῃσι scheint nach dem Weigelschen Apparate in der Flor. o, zu stehen. Anstatt Flor. B, ist Flor. β zu lesen). S. 19, A hat B. die Lesart der Ausgaben τὰ δὲ τῶν φαύλων im Gegensatze zu τὰ μὲν τῶν ἀγαθῶν beyhalten: Hr. St. schreibt τὰ δὲ τῶν κακῶν und sagt in der krit. Anm. Sic A@FSY. Tub. et alii plurimi. Idem habet Stob. Editt. omnes φαύλων. Scheint aber nicht κακῶν das Glossem, φαύλων die ursprüngliche Lesart zu seyn? Die alii plurimi geben übrigens keine allzugroße Majorität: sechs Bekker'sche und drey Florentinische Handschriften haben φαύλων. S. 19, C wünscht Sokrates seinen idealen Staat in's Leben eingeführt zu sehen, kämpfend gegen andere Staaten πρὸντως εἰς πόλεμον ἀφικομένην καὶ ἐν τῷ πολεμῆν τὰ προσήκοντα ἀποδιδούσαν τῇ παιδείᾳ καὶ τροφῇ. So Hr. St. mit den alten Ausgaben. Aber Par. AF. εἰς γε πολ. unde Bekkerus edidit εἰς τε πόλεμον.“ Das erfährt man in der krit. Anm., aber nirgends, warum Hr. St. nicht ebenfalls τε oder jenes γε selbst, was die beste Handschrift und zwar nicht sie allein darbietet, eingeschoben hat.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOtha u. ERFURT, b. Hennings, LONDON, b. Black u. Armstrong: *Platonis Timaeus et Critias*. Recensit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum ect.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In solcher Weise geht es fort bis S. 29, B, wo sich Hr. St. weitläufiger ausläßt. Die Rede ist von dem Verhältnisse der Darstellung zur Natur des darzustellenden Gegenstandes, und Timaeus sagt nach B. Recension: τοῦ μὲν οὖν μονίμου καὶ μετὰ νοῦ καταφανοῦς μονίμους καὶ ἀμεταπτώτους, καὶ ὅσον τε ἀνελέγκτους προσήκει λόγοις εἶναι καὶ ἀκινήτοις, τούτου δεῖ μηδὲν ἐλλείπειν· τοὺς δὲ τοῦ πρὸς μὲν ἐκεῖνο ἀπειρασθέντος, ὄντος δὲ εἰκότος εἰκότας ἀνὰ λόγον τε ἐκείνων ὄντας· ὃ τί περ πρὸς γένεσιν οὐσία, τοῦτο πρὸς πίστιν ἀλήθεια. Dasselbe steht in den Ausgaben vor Stephanus, der auch nichts weiter änderte als περ, wofür er γὰρ setzte. Hr. St. aber schreibt: — ἀμεταπτώτους καὶ καὶ ὅσον οἶόν τε ἀνελέγκτους προσήκει λόγους εἶναι καὶ ἀκινήτους, τούτου δὲ μηδὲν ἐλλείπειν· τοὺς δὲ u. s. w. wie B., nur mit einem vollen Punkte nach ὄντας. Die äussere Begründung dieser neuen Lesart in der krit. Anm. ist folgende: *Totum hunc locum nunc primum integritate sua videmus restituisse. Vulgo καὶ ante καὶ ὅσον atque οἶόν τε omittebatur* (nur οἶον fehlte in der Vulgata). *Illud revocavimus e Ven. ΞΣ. Vind. mon. Ambr. (Ang.) x. Palat. Ricard. Flor. a. β. c. et Vat. v. rec. οἶόν τε* (nur οἶον) *autem inseruimus auctoritate Par. AF. Mon. Vat. v. Flor. β. Corron. Ven. Σ. corr., Procli, Ciceronis, Ficini.* (Cicero's Uebersetzung lautet bey Orelli S. 497 so: *Itaque quum de restabili et immutabili disputat, oratio talis sit, qualis illa, quae neque redargui neque convinci potest. Quum autem ingressa*

J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

*est imitata et efficta simulacra, bene agi putat, si similitudinem veri consequatur. Quantum enim ad id, quod ortum est, aeternitas valet: tantum ad fidem veritas. Wo wäre hier auch nur die Spur eines Zeugnisses für οἶον? Mit grösserem Rechte, aber auch nicht sicher ist Ficinus unter den Zeugen dafür zu nennen: ergo cum de re firma et stabili et mente comprehendenda differitur, stabiles similiter immutabilesque et quam maxime fieri potest inexpugnabiles rationes esse oportet. Dagegen wird οἶον von B. noch aus Vat. δ und von Hr. St. selbst im Weig. App. aus Flor. x. angeführt, welche beiden hier vergessen sind). Dein pro ἀνελέγκτοις — λόγοις — ἀκινήτοις accusativum posui, quem suppeditant Mon. Vat. δ (auch Proclus und die Tüb., die überdies ἀκινήτους hat). Denique pro τούτου δεῖ μηδὲν ἐλλείπων cum Par. A. corr. (nach Bast hat die Par. A. δεῖ und darüber è: B. schweigt). Proclo et Vat. δ scripsi τούτου μηδὲν ἐλλ., quod firmitat quoddammodo etiam Vat. Θ. Par. F. Ambr. (Ang.) x. Pal. qui τούτου δὴ μηδὲν ἐλλ. scriptum exhibent. (auch die Vat. v von erster Hand, die Flor. b und die Tüb. haben δῆ). Der Commentar aber lautet so: *Hunc locum nunc primum ex codicibus restituisse in pristinam integritatem nobis videmur. Qua in re quid adminiculi habuerimus, in annotatione critica expositum est. Hoc loco nostra ratio confirmanda est verborum interpretatione. Est autem totius loci sententia, quantum iudicare possum, haec fere: De eo igitur, quod constans est et firmum et mentis intelligentia perspicuum, orationes convenit esse constantes et immutabiles et quantum fieri possit inexpugnabiles atque immobiles, neque quidquam hac in re reliqui facere; de eo autem, quod ad illud est comparatum et eius simulacrum quoddam, eadem decet esse probabiles illisque alteris ex proportionem respondere, ut videlicet eodem**

*intervallo a veritatis firmitate et constantia distent, quo simulacrum ab ipso rei exemplari remotum est. Et haec quidem in univrsam. Nunc explicandum paucis de singulis enuntiati partibus. Hic vero primum lustrandum venit istud μετὰ νοῦ καταφανές. Quod ne cui mirum accidat, reputandum est proprie id intelligi, quod certum clarumque est sic, ut mens in eo cognoscendo iudicandoque adhibeatur. Unde explicationem habet usus praepositionis μετὰ, de quo conf. ann. ad Phaedon. p. 67, B. Deinde observandum est diligenter, τούτου referrri ad totam sententiae praegressae partem hanc: μονίμους καὶ ἀμεταπτώτους καὶ ἀνελέγκτους καὶ ἀκινήτους εἶναι, ad quae recte potuit τούτου adici, quum unam eandemque efficiant notionem generaliore. Itaque τούτου δὲ μηδὲν ἔλλειπειν significat: neque hac in re ullo modo deficere s. quidquam reliqui facere, inferius esse. Nam ita μηδὲν ἔλλειπειν τινός usurpari solere, quum alia docent, de quibus v. ad Alcib. I, S. 122, B. D., tum illa S. 90, B. τούτου μηδὲ σμικρὸν ἔλλειπειν. Tum πρὸς ἐκεῖνο est πρὸς τὸ βέβαιον καὶ μόνιμον καὶ μετὰ νοῦ καταφανές, ut non intelligam Boeckhium in Disputatione de Platonica corporis mundani fabrica p. XVIII, requirentem τούτων δὲ μηδὲν ἔλλειπειν τὸ παράδειγμα, atque τὸ παράδειγμα, quod Proclus utique de suo adiecit, prorsus accessarium dicentem propter istud πρὸς μὲν ἐκεῖνο. Denique ἀνὰ λόγον τε ἐκείνων ὄντας idem valet quod ἀναλόγους τε ἐκείνους (wohl ἐκείνοις) s. ἐκείνων. Unde mirabile non est, quod ὄντας additum videmus, quum tamen εἶναι προσήκει ex antecedentibus repetendum sit. Ita igitur in loco usque ad hunc diem impeditissimo, quem vexavit etiam P. Leopardus Eminent. libr. VIII c. 20, omnia nunc plana ex expedita esse censemus. Sollen denn aber, wenn hier vom Sollen die Rede ist, wie Hr. St. durch sein *convenit* und *decet* andeutet, nicht alle Darstellungen, soweit es ihnen möglich ist, unwiderlegbar und unumstößlich seyn, die des Wandelbaren so gut wie die des Bleibenden? Also *ilmen* würde zu jenem *οἶόν τε* nicht hinzuzudenken seyn, sondern überhaupt. Wer aber sagt, daß gewisse Darstellungen unwiderlegbar seyn sollen, soweit es überhaupt möglich sey, der nimmt an, daß die Unwiderlegbarkeit in strengem Sinne und vollständig keiner Darstellung zukomme; sonst würde er nicht die Möglichkeit als Maßstab erwähnen, wie z. B. Niemand, der einem ein Rechenexempel aufgiebt, sagen*

wird, daß er es so richtig wie es überhaupt bey Rechenexempeln möglich sey, machen solle. Eine solche beschränkte und bedingte Unwiderlegbarkeit aber ist Timaeus soweit entfernt allen Darstellungen beyzulegen, daß er sie gerade als das Unterscheidende der Darstellung des Wandelbaren betrachtet. Ferner, wenn gesagt ist, die Darstellung solle so unwiderlegbar wie möglich seyn, und es wird hinzugesetzt, daran aber dürfe ihr nichts fehlen, so ist das entweder ein unpassender Zusatz, oder es wird dadurch der Unterschied zwischen der eigentlichen, nicht zu erreichenden Unwiderlegbarkeit und der beschränkten, erreichbaren ausdrücklich anerkannt, und die erste zwar nicht, aber desto vollständiger die zweyte gefodert. Hr. St. hat τούτου δὲ μηδὲν ἔλλειπειν so übersetzt, daß es nur ein müßiger Zusatz wird, den man allenfalls, wenn die Handschriften übereinstimmten und sonst kein Bedenken wäre, sich könnte gefallen lassen, aber seine Uebersetzung ist eben ungenau, und statt *neque quidquam hac in re* war *huius vero nihil* zu setzen. Die schwache Seite seiner Lesart aber hat er gar nicht bemerkt, und Worte gemacht über Dinge, die sämtlich außerhalb des streitigen Punctes liegen. Denn was *μετὰ νοῦ καταφανές* sey und was *ἔλλειπειν* bedeute, und worauf τούτου und ἐκεῖνο gehe, darüber können keine großen Zweifel erhoben werden. Dagegen fragte sich gar sehr, warum die Vulgata unstatthaft sey, und wie ihre Entstehung aus der anstatt ihrer gesetzten Lesart erklärt werden könne. Dieses ist mit keinem Worte berührt, und nicht einmal das, was leichter war, daß ähnliche Verkürzungen auch an anderen Stellen sich finden, und daß das Richtige bisweilen aus verschiedenen Handschriften zusammengelesen werden müsse, durch Beyspiele gezeigt. Wenn man das zunächst Vorhergehende erwägt, wo Timaeus sagt: ὧδε οὖν περὶ τε εἰκόνοσ καὶ περὶ τοῦ παραδείματος αὐτῆσ διοριστέον, ὡσ ἀρα τοῦσ λόγουσ ὧν περ εἰσὶν ἐξηγηταί, τούτων αὐτῶν καὶ συγγενεῖσ ὄντας und damit den Schluß ἀνὰ λόγον τε ἐκείνων ὄντας ὅτε περ u. s. w. vergleicht, so sieht man, daß hier nicht von Beschaffenheiten der Darstellung, welche seyn sollen, sondern von solchen, welche sind und ihren Grund in der Natur der Gegenstände haben, die Rede ist: Die Darstellungen sind verwandt mit den Dingen selbst, deren Ausleger sie sind. — Daraus folgt nicht, wie man sie einzurichten, sondern wie man sie

sich zu denken habe, nämlich die des Bleibenden u. f. w. als ebenfalls bleibend und unwandelbar, die des werdenden und jenem nachgebildeten als wahrscheinlich und ebenso sich verhaltend wie jene. Jene aber verhalten sich wie ihre Gegenstände, die zusammengefaßt als Seyn sich gegenüber haben das Werden; und wie Seyn, heißt es, zum Werden sich verhält, so Wahrheit zum Glauben. Hieraus ergibt sich, daß die λόγοι, die als ἐξηγηταὶ bezeichnet werden, nicht bloß Darstellungen durch äußere und hörbare Worte, sondern auch die Vorstellungen von den Gegenständen sind, indem jenen allein zwar bey der einen Art von Gegenständen das Prädicat Wahrheit, nicht aber auch bey der anderen das Prädicat Glaube zukäme, und daß, wenn von der Nothwendigkeit gewisser Beschaffenheiten dieser λόγοι gesprochen wird, der Sinn der ist, daß sie nicht anders beschaffen seyn können, wenn sie wirklich die ἐξηγηταὶ ihrer Gegenstände sind, indem von der Wahrheit sowohl als von dem Glauben nichts gefodert, sondern nur ausgesagt werden kann, was sie sind. Nimmt man nun die Vulgata als richtig und die Accusative μονίμους und ἀμεταπτώτους zu Anfange und εικότας und ὄντας zu Ende als absolute und gleich der vorhergehenden ἑυγγενεῖς ὄντας von εἰς abhängige an, welche Abhängigkeit durch ein Kolon nach jenem ὄντας zu bezeichnen seyn wird, die Worte καὶ ὅσον τε aber bis ἐλλείπειν als parenthetischen Zwischensatz, so erhält man folgenden ganz passenden Sinn: *Was also Nachbild und Urbild desselben betrifft, muß so unterschieden werden, daß man bedenke, wie die Reden mit den Dingen selbst, die sie auslegen, auch verwandt sind: die also von dem Verständigen und Sicherem und im Lichte des Gedankens zu erkennenden beständig und unwandelbar, und so sehr es Reden zukommt, unwiderlegbar und unumstößlich zu seyn, davon kann ihnen nichts abgehen, die aber von dem, was jenem ähnlich gemacht und Nachbild ist, wahrscheinlich und eben so sich verhaltend wie jene: wie zur Entstehung das Seyn, so zum Glauben die Wahrheit.* Von der Autorität der Handschriften ist man freylich auch bey dieser Annahme abzugehen genöthigt: οἶον, was die besten haben, muß verworfen werden, und es ist nicht leicht zu sagen, woher es gekommen: alles Andere aber ist nicht nur durch die Handschriften, sondern auch durch sich selbst empfohlen, während alle die Aenderungen, die Hr. St.

angenommen, das Gepräge der Nachbesserung an der Stirn tragen, auch jenes καὶ vor καὶ ὅσον, was man als ächt ansprechen möchte, weil die meisten Handschriften, die es haben, das οἶον, wodurch es veranlaßt seyn könnte, gerade nicht haben, wenn nicht in der Flor. a und c, wie der Weig. App. lehrt, zugleich τε nach ὅσον ausgefallen, und in der Angelischen, wie Bekker anzeigt, γε statt dessen geschrieben wäre, woraus sich denn seine Einschlebung ganz leicht erklärt. In der krit. Anm. des Hn. St. ist nichts davon zu lesen, und dieses ein Beweis mehr für ihre Werthlosigkeit. — Das Vierte, was bey der Beurtheilung des kritischen Verdienstes zu erwägen ist, sind die Conjecturen, durch welche der Fehlerhaftigkeit der Handschriften nachgeholfen werden muß. Auch im Tim. giebt es Stellen, wo alle Handschriften verdorben sind, und die rechte Lesart sich nur errathen läßt; aber die meisten, die Hr. St. dafür angesehen und durch Conjectur zu heilen versucht hat, gehören nicht darunter, z. B. S. 24 E, wo es vom Atlantischen Meere heißt: νῆσον γὰρ πρὸ τοῦ στόματος εἶχεν, ὃ καλεῖτε, ὡς φατε ὑμεῖς, Ἑρακλέους στήλας. Hier haben die meisten Handschriften und nach Bast auch die Par. A sowie Proclus καλεῖται. Dies billigt Hr. St., will aber στήλας, was alle haben, in στήλαι geändert wissen: *ita omnis sponte evanescit offensio.* Vielleicht die, welche man an der Tautologie der Vulgata nehmen kann: aber wie soll das so natürliche στήλαι in στήλας übergegangen seyn? Man lese καλεῖται und interpungire nur nach ὑμεῖς nicht, so ist στήλας ganz richtig, und der Priester sagt, daß der Name jener Mündung in der dortigen Sprache das bedeute, was in der Griechischen Ἑρακλέους στήλαι φάναι steht für ὀνομάζειν, wie Cratyl. p. 434 C. E. — S. 25, D wird gesagt, das Atlantische Meer sey unzugänglich und undurchforschbar geworden πηλοῦ κάρτα βραχέος ἐμποδῶν ὄντος, ὃν ἡ νῆσος ἰσομένη παρέσχετο. So schreibt Lindau nach Proclus, dem Rande der Par. F und der zweyten Baseler Ausgabe für καταβραχέος, was die andern alten Ausgaben mit den meisten Handschriften haben, wofür Bekker nach der Par. A κάρτα βραχέος gesetzt hatte. Hr. St. hat κάρτα βραχέος zwar in den Text aufgenommen, hält es aber für falsch und schlägt κάρτα τραχέος vor: *quum lutum admodum scabrum et confragosum impedimento sit.* βραχέα komme zwar vor von Untiefen, Syrten, aber nicht von Koth

und Schlamm. Wenn nun aber die Untiefe eben durch Schlamm bewirkt war? Und wo giebt es denn rauhen und holperigen Koth? Auch *κάρτα βαθέος* kann richtig seyn, und Hr. St. fürchtet ohne Noth *ne ex praepostera fluxerit emendatione*. Aber *βραχέος* ist passender und bezeichnender. S. 35 A beginnt die Darstellung der Weltseele mit dem, woraus der Welterschöpfer sie gebildet habe: *τῆς ἀμερίστου καὶ ἀελ κατὰ ταῦτὰ ἐχούσης οὐσίας καὶ τῆς αὐτῆς περὶ τὰ σώματα γεγνομένης μερίστῆς τριῶν ἐξ ἀμφοῖν ἐν μέσῳ ξυνεκεράσατο οὐσίας εἶδος, τῆς τε ταύτου φύσεως αὐτῆς περὶ καὶ τῆς τοῦ ἑτέρου καὶ κατὰ ταῦτα ξυνέστησεν ἐν μέσῳ τοῦ τε ἀμεροῦς αὐτῶν καὶ τοῦ κατὰ τὰ σώματα μερίστοῦ*. Das heisst: Zwischen das untheilbare und immer auf gleiche Weise sich verhaltende Seyn und das wiederum an den Körpern entstehende getheilte stellte er in die Mitte aus beiden gemischt eine dritte Art des Seyns, und hinsichtlich wiederum der Natur des Gleichen und der des Anderen fügte er auch in dieser Beziehung als in der Mitte stehend sie zusammen zwischen dem Theillofen von jenen und dem in den Körpern getheilten. Hr. St. hat Recht, wenn er das Komma nach *μερίστῆς*, das die Ausgaben haben, gestrichen wissen will, aber Unrecht, wenn er die Genitive *τῆς ἀμερίστου οὐσίας* und *τῆς μερίστῆς* von *εἶδος* abhängen läßt: des untheilbaren und des getheilten Seyns Gattung mischte er zu einer dritten zusammen. Gegen diese Erklärung streitet nicht sowohl *ἐξ ἀμφοῖν*, das er *per redundantium quandam interiectum* nennt, als *ἐν μέσῳ*. Denn wenn zwey Dinge zu einem dritten zusammengemischt, d. h. durch Zusammenmischung ein Drittes geworden sind, so bestehen sie nicht mehr so, das ihrer zwey sind, zwischen denen ein drittes in der Mitte seyn könnte.

Also entweder von *μέσῳ* hängen jene Genitive ab, und dieser Ansicht folgt die oben gegebene Uebersetzung, oder, was noch bequemer wäre, von *τρίτον*, dessen Construction mit dem Genitiv die Analogie der von *δεύτερον* Leg. X, 894 D (*τὸ δὲ μετὰ τοῦτο ἔχομεν τοῦτου δεύτερον*) für sich hätte. Ausserdem aber hält Hr. St. die Worte *αὐτῆς περὶ* für verdorben, und weil Sextus Empiricus an zwey Stellen, wo er diesen Satz citirt, beide wegläßt, so will er, das statt ihrer *ὄν* gelesen werde, wie auch Cicero gelesen zu haben scheine. Aber Cicero läßt zugleich *κατὰ ταῦτα* unübersetzt (*ex ea materia, quae individua est et quae semper unius modi sui que similis, et ex ea quae in corporibus dividua gignitur, tertium materiae genus ex duobus in medium admiscuit, quod esset eiusdem naturae et quod alterius, idque interiecit inter individuum atque id, quod dividuum esset in corpore*), und auch Hr. St. weiß darüber keine Auskunft zu geben. Er sagt zwar, das kein Grund sey, *ταῦτα* für *ταῦτα* zu schreiben (wie Stephanus gethan hatte) und übersetzte *ac perinde, und dem gemäfs*, zeigt aber nicht, worauf *ταῦτα* gehe und welche Bedeutung der ganze Zusatz *καὶ κατὰ ταῦτα* bis *μερίστοῦ* habe. Wenn man bedenkt, wie von der Untheilbarkeit und deren Gegentheile dem Begriffe nach verschieden, obwohl wesentlich mit ihnen verbunden die Gleichheit und die Verschiedenheit ist, so wird man den Satz, das auch in Hinsicht dieser beiden Beschaffenheiten die dritte Art in die Mitte gestellt sey zwischen das Untheilbare und das Getheilte, so das ihr diese beiden ebenso wie jene zukommen, nicht anstößig finden, und sich bey der Lesart aller Handschriften beruhigen können.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOtha u. ERfURT, b. Hennings, LONDON, b. Black u. Arnströng: *Platonis Timaeus et Critias*. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum cet.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

S. 63. B wird ein Ort im Weltall erwähnt, καὶ ὃν ἡ τοῦ πυρὸς εἴληχε μάλιστα φύσις, an welchem zu seyn vornehmlich das Feuer angewiesen ist. Alle Handschriften haben καὶ, aber Hr. St. will es nicht dulden. Nam λαγχάνειν τι, sagt er, est aliquid sorte panciaisci vel accipere v. Valckenar. ad Eurip. Frag. p. 107 et nostra ad Phaedon. p. 107 D. Quid autem sit λαγχάνειν κατὰ τι, iuxta cum ignarissimis ignoramus. So wird er also auch nicht wissen, was Homer will, wenn er Il. 10, 430 sagt: πρὸς Θύμβρης δ' ἔλαχον Λύκιοι. Aber auch schon daß Plato Civ. 10, 619. B einen, der durch's Loos der erste geworden ist, πρῶτον λαχόντα nennt, und Xenophon Cyrop. VI, 3 extr. von dem, welchen das Loos dahin wies, wohin er sich freywillig zu stellen erboten hatte, sagt ἔλαχεν ἥπερ ὑφίστατο, reicht vollkommen hin, die Brachylogie in λαγχάνειν κατὰ τόπον τινά zu erklären. Wenn nun in diesen Stellen das mehr oder weniger leicht zu erkennende Richtige von Hr. St. für verdorben gehalten worden ist, so wird man es glaublich finden, daß er in anderen das Verdorbene entweder für richtig gehalten, oder auf unstatthafte Weise zu verbessern gesucht hat. Aber, was man nicht glauben sollte, sogar ein und dasselbe hat er zugleich für richtig und für verdorben gehalten und im Commentar eine Lesart eben so schlecht vertheidigt, wie in der krit. Anm. durch Conjectur geändert. Die Stelle ist S. 33 A, wo als Grund dafür, daß der Schöpfer alles Feuer und Wasser und alle Luft und Erde zum Welt-

J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

bau verbraucht habe, unter Anderem dieses angegeben wird, daß das Weltall von Alter und Krankheit frey seyn sollte: der Schöpfer habe gesehen, ὡς ἂ ἐκινιστῆ τὰ σώματα, θερμὰ καὶ ψυχρὰ καὶ πάνθ' ὅσα δυνάμεις ἰσχυρὰς ἔχει, περιστάμενα ἔξωθεν καὶ προσπιπτοντα ἀκρίτως λύει καὶ νόσους γῆρας τε ἐπάγοντα φθίνειν ποιεῖ. Zu dieser in allen Ausgaben aufgenommenen, aber nur von wenigen Handschriften (der Ven. E, Flor. β und Münch.) dargebotenen Lesart bemerkt Hr. St. im Commentar: ἂ ἐκινιστῆ τὰ σώματα est: quae corpora conficiunt; ea, unde corpora sunt composita, h. e. elementa. Pro ἐκινιστῆ est Atticorum usus exigit fere ἐκινιστῆσι, tamen illam formam non dixerim cum Buttmano Gr. Ampl. § 107, ann. 8. Matthiae Gr. § 210, ann. 1, et Poppone ad Thucyd. VIII, 64, 5 ceterioris tantum Graecitatis propriam esse. Quum enim usus eius apud posterioris aetatis scriptores late sane pervagatus sit, quid causae dicamus esse, cur melioris aetatis scriptores eo (?) prorsus abstinerint, praesertim quum iidem similes aliorum verborum formas haudquaquam sprevisse reperiantur? Utemur igitur in posterum hoc Platonis testimonio ad iudicium de ceteris locis, in quibus huius formae reperiantur vestigia, prudenter regendum atque moderandum. Nächst der Oberflächlichkeit, mit welcher das unattische ἐκινιστῆ im Schutz genommen ist, und der Vernachlässigung des in diesem Abschnitte überall zu bemerkenden Sprachgebrauchs, nach welchem ἐκινιστῆναι die Wirksamkeit des Schöpfers bedeutet, fällt bey dieser Erklärung besonders die Grundlosigkeit der angenommenen Bezeichnung der Elemente auf, die ja selbst Körper sind und nur als solche, keineswegs aber als die Körper bildende oder zusammensetzende Dinge, für schädlich angesehen werden können. Neben diesem unglücklichen Versuche nun, der Vulgata einen passenden Sinn abzugewinnen, steht in der kritischen Anmer-

kung eine eben so unglückliche Conjectur, und ohne alle Rückficht auf das im Commentar Gefagte, als wäre dessen Verf. ein ganz anderer Mann, heist es nach der wie gewöhnlich mangelhaften Angabe der verschiedenen Lesarten: *Legendum fortasse: ὡς δὲ ξυνίσταται τῷ σώματι Δερμά κ. τ. λ.!* Aus Proclus, der S. 158, v. u. in der Erklärung der einzelnen Worte dieser Stelle sagt: τὸ δὲ συστατὸν ὄμα τὸ σύνθετον, wird es wahrscheinlich, daß Plato ὡς ξυστατῷ σώματι Δερμά u. s. w. geschrieben hat, welches in Folge einer fehlerhaften Trennung in ξυστα τῷ zuerst in ξυνιστά τῷ. was die Vat. v und Flor. x haben, sodann in ξυνιστῶν τῷ und in ξυνιστᾶς τῷ der meisten anderen übergehen konnte. Der Dativ hängt von περιστᾶμενα ab, wie Leg. XII, 947, B περισταμένους τῇ κλίνῃ ἐκατέρους, und daß auch Proclus so construirte, zeigt, was er S. 159, 12 schreibt: εἰ οὖν καὶ τῷ κόσμῳ περιεστίξεται (vulgo περιτίξεται) ὄμα καὶ ὀτιοῦν. Betrachtet man jedoch seine weitere Auslegung der Stelle und die anderen Abweichungen der Handschriften genauer, so wird man noch geneigter, ὡς ξυστατῷ σώματι ὄματα Δερμά u. s. w. als die ursprüngliche und ächte Lesart anzunehmen; ξυστατὸν ὄμα ist übrigens kein Pleonasmus. Es lassen sich auch ὄματα ἀξύστατα denken, die, obwohl der Theile nicht ermangelnd, doch nicht erst durch Zusammenfügung vorher getrennter entstanden zu seyn brauchen, und dann ist eben das Zusammengefügtseyn des Weltkörpers der Grund seiner Zerftörbarkeit und der Gefahr, die ihm drohen würde, wenn es außerhalb desselben noch andere Körper gäbe. Zur Rechtfertigung aber des, wie es scheint, sonst nirgends vorkommenden Verbale ξυστατός genügt das Daseyn von στατός und ἀξύστατος.

Zu je mehreren und stärkeren Rügen nun aber das kritische oder vielmehr unkritische Verfahren des Hr. St. Anlaß giebt, desto weniger soll unbemerkt gelassen werden, daß sein Text an manchen Stellen besser als der Bekkersche ist, und einige Abweichungen des letzten von der Vulgata, die sich bloß auf die Par. A stützen, von ihm mit Recht verworfen, sowie andere, die B. verworfen hat, mit Recht aufgenommen worden sind, wenn er auch dieses Recht gewöhnlich nicht nachgewiesen, und zuweilen gar nicht erkannt zu haben scheint. Auch sind wir ihm für die Bekanntmachung der von dem verstorbenen Baß gesammelten und durch

Bähr in Heidelberg mitgetheilten Lesarten der Par. A Dank schuldig, da man nun an allen Stellen, wo Bekker und Baß übereinstimmen, desto sicherer trauen, und wo sie nicht übereinstimmen, wenigstens sich versehen kann, auch die Aussicht auf eine ganz zuverlässige dritte Vergleichung näher gerückt ist. Weitere Vermehrung oder Berichtigung des kritischen Apparates durch Benutzung noch unverglichener oder abermalige Vergleichung schon verglichener Handschriften lag nicht im Plane einer Ausgabe, bey der es weit mehr auf Erklärung als auf Verbesserung des Textes abgesehen war. Es ist nun noch zu betrachten, wie diese Erklärung ausgefallen ist.

Schon aus dem bisher Angeführten hat der Leser sich überzeugen können, daß die Sprachkenntnisse, von denen Hr. St. Gebrauch gemacht hat, nicht die gründlichsten waren, und so sind denn auch seine meisten Worterklärungen in lexikalischer wie in grammatischer Hinsicht entweder falsch oder unbefriedigend oder überflüssig. Von der letzten Art findet man besonders im ersten Theile des Commentars viele Beispiele. S. 87 heist es: τὰ παλαιὰ ἀνερωτῶν] *scifcitando exquirens: nam sic ἀνερωτῶν non raro dicitur. Dein quod ἔμπειρος iungitur cum περι et accusativo, eodem modo Legg. XI, p. 917, Ε πυθόμενοι τῶν ἐμπείρων περι ταῦτα. Erasf. p. 137, Α, περι τὰς τέχνας ἐπιστήμονας εἶναι. Aristot. Polit. I, 7. τὸ περι τὰ κτήματα ἔμπειρον εἶναι; conf. Matthiae Gr. I, 346, ann. 2. Mox ὡς ἔπος εἰπεῖν est prope modum dixerim, ut sexcenties, atque pertinet ad σχεδὸν οὐδένα οὐδέν v. ad Symp. S. 179, Α. S. 90: ὄθεν καὶ δι' ἧς αἰτίας est: idcirco et ob has causas. S. 94: ὑπὸ τὸν οὐρανὸν est per totum orbem terrarum. S. 96: τὸ μάχιμον γένος — οἷς οὐδὲν ἄλλο] Pronomen relativum per synesin ad τὸ μάχιμον γένος referendum, in quo nomine utpote colectivo multitudinis notio continetur. Quo in genere constructionis quantum Graeci licentiam usurpaverint, maxime ex eo apparet, quod eiusmodi nominibus adeo numerum pluralem praedicati adiunxerunt. Und nun folgen Beispiele, nicht etwa aus Plato, sondern aus Xenophon und eins aus Demosthenes, und dann wird Matthiae und zuletzt eine Anmerkung zum Kritias citirt, in welcher wieder zum Theil dieselben Stellen des Xenophon und dieselbe des Demosthenes und noch andere, aber keine aus Plato, angeführt werden. Un-*

befriedigend ist, was S. 87 über ἀρχηγός gesagt ist: ἀρχηγός de conditore dictum, ut apud Sophocli. Oedip. Col. v. 55, al. conf. Blomfield. Glossar. ad Aeschyl. Agamemn. v. 250. Wie kommt das Wort zu dieser Bedeutung? Und noch mehr die Bemerkung zu ἀγαλμα S. 158: Non iam Timaeus de una anima mundi loquitur, sed de tota rerum creaturarum universitate, quam appellat τῶν αἰδίων θεῶν ἀγαλμα: quam loquutionem quam frequenter usurpaverint recentiores Platonici, si quis scire cupiat, desiderium abunde explebit Ruhnken. ad Tim. Glossar. p. 6, sqq. Zunächst verlangt wohl jeder eine Erklärung des Wortes ἀγαλμα in dieser Verbindung, und dieses Verlangen befriedigt Ruhnken nicht. Auch ist die Bedeutung, welche er bey den Platonikern nachweist, ganz verschieden von der, in welcher Proclus, den er zu vergleichen räth, das Wort an dieser Stelle genommen hat. Falsch aber und sprachwidrig ist die Behauptung S. 103, das in den Worten διὰ χρόνου γὰρ οὐχ ἰκανῶς ἐμεμνήμην p. 26, A διὰ χρόνου propter longum temporis intervallum bedeute; διὰ mit dem Genitiv zeigt das Hindurchgegangenseyn an, und der Sinn ist nach einer (so langen) Zeit. Eben so was S. 131 zur Erklärung der Worte οὐδ' αὖ τινὸς ἐπίδεῖς ἦν (nämlich τὸ ζῶον) ὀργάνου σχεῖν S. 33, C beygebracht ist: Poterat sic dici: οὐδ' αὖ ἐπίδεῖς ἦν αὐτῷ ὀργάνον τι σχεῖν. Sed casus nominis verbo finito per attractionem accommodatus est atque deinde infinitivus subiunctus, ad quem nominis vis item pertinet. Es ist die ganz gewöhnliche Construction von ἐπίδεῖς, deren sich der Schriftsteller hier bedient: es war keines Werkzeuges bedürftig, und damit verbindet er die andere ebenfalls gewöhnliche: ἐπίδεῖς ἦν ἔχειν, es war bedürftig zu haben. Von Attraction kann nicht die Rede seyn. Ebenfalls Unbekanntschaft mit dem Gewöhnlichen verräth es, wenn S. 98 Οὐρανὸν ὑπὲρ γῆς ἔχομεν εὐ συγκειραμένον als ein Trimeter des Euripides, und S. 105 unter den Beyspielen zur Erläuterung des Gebrauchs der Partikel ἂν in οὐκ ἂν οἶδ' εἰ δυναίμην die Stelle des Demosthenes οὐδ' ἂν εἰς εὐ οἶδ' ὅτι φήσειεν angeführt wird. An anderen Stellen verstößt die Erklärung zwar nicht gegen Grammatik und Sprachgebrauch, aber gegen den Sinn und Zusammenhang, so das die Worte, die an und für sich so verstanden werden können, wie Hr. St. will, doch anders verstanden werden müssen, z. B. S. 19, D, wo Sokrates sagt: τὸ μιμη-

τικὸν ἔθνος οἷς ἂν ἐντραφῆ, ταῦτα μιμήσεται βῆσται καὶ ἄριστα, τὸ δ' ἐκτὸς τῆς τροφῆς ἐκάστοις γιγνόμενον χαλεπὸν μὲν ἔργοις, ἔτι δὲ χαλεπώτερον λόγοις εἰ μιμεῖσθαι, und Hr. St. bemerkt: Dicuntur poetae ea tantum scire imitari posse, quibus quasi innutriti sint: quae ab ipsius vitae usu et consuetudine sint remota, ea vero imitari non posse. Huius enim generis res, quum actione exprimi vix queant, tum oratione omnium difficillime exprimi solere. Eumvero Platonem constat poesin omnem in imitatione positam iudicavisse, de qua re philosophus explicavit Reip. III, p. 392, C. sqq. p. 398, A. al. Jam vero quoniam qui id, quod non didicerunt et cui disciplina non sunt assuefacti, oratione imitari instituant, praeter rerum peritiam etiam eloquentiam habent necesse est, facile est ad intelligendum, quibus causis et rationibus nitatur hoc philosophi iudicium, de quo Proclus rursus multa frustra iugatur. Aber Sokrates hat nicht gefodert, das Thaten verrichtet, sondern Thaten und Reden nachgeahmt, d. h. in der Rede dargestellt werden sollen; und wenn der Dichter Handlung darstellt, so sind die ἔργα, die er erdichtet, eben so das, wodurch er nachahmt, wie die λόγοι, wenn er die Personen reden läßt. Diese Erklärung, die einzige dem Zusammenhange gemäse, giebt Proclus S. 20 und 21, den Hr. St. nicht besser als das, was Sokrates sagt, verstanden zu haben scheint. Dieselbe Bewandniß hat es mit seiner Erklärung der Worte S. 22, B: Solon habe den Aegyptischen Priestern von den ältesten Personen der Griechischen Geschichte erzählt, καὶ τὰ τῶν ἐτῶν ὅσα ἦν οἷς ἔλεγε περιᾶσθαι διαμνημονεύων τοὺς χρόνους ἀριθμεῖν. Hr. St. läßt den Accusativ τοὺς χρόνους von διαμνημονεύων abhängen; denn er übersetzt: et quot iis, de quibus diceret, anni obtigissent, conatum se esse exputare, tempora memorantem, h. e. aetates distinguentem. Aber darauf kam es dem Solon nicht an, zu berechnen, wie alt jeder von den Nachkommen des Deukalion und der Pyrrha geworden; auch läßt sich nicht absehen, wie er durch Angabe der Zeiten oder durch Unterscheidung der Alter dieses hätte finden können; τοὺς χρόνους hängt also von ἀριθμεῖν ab, und der Sinn ist, das Solon durch Angabe der Lebensalter, wie sie überliefert waren, die Zeiten zu zählen, d. h. die Zahl der von jedem der genannten bis auf ihn und seine Zeit verfloßenen Jahre zu bestimmen, versucht habe.

So viel von den Worterklärungen des Hn. St. Was seine Sacherklärungen betrifft, so scheint das Maß derselben von dem seiner Bekanntschaft mit den Sachen und dieses wiederum größtentheils durch die mehr oder weniger ergiebigen Vorarbeiten neuerer Gelehrten bestimmt worden zu seyn. Am ausführlichsten sind sie in dem Abschnitte von der Zusammenfügung der Weltseele, worüber *Boehl* geschrieben hat; sodann in dem, was in die Ideenlehre und andere Theile der Metaphysik einschlägt, wo man öfters die schon in den Prolegomenen meist mit denselben Worten ausgesprochenen Behauptungen wieder findet, und wegen der Begründung gewöhnlich wie dort auf den Commentar zum Parmenides verwiesen wird, mit dem Hr. St. damals eben so sehr wie mit dem zum Timaeus beschäftigt gewesen zu seyn scheint. Zur Erläuterung der astronomischen und eigentlich physikalischen Stellen, die vieles Dunkle enthalten, ist wenig gethan. Von Proclus reichhaltigen Commentarien ist nicht der rechte Gebrauch gemacht. Nicht einmal die Bekkersche Recension der Scholien ist zu Rathe gezogen worden, wie man aus dem zu *Φωρωνεύς* S. 88 und aus dem zu *κατὰ τήνδε τήν χώραν* S. 90 Mitgetheilten sieht. Ein Beyspiel wird genügen, die Auslegungskunst des Hr. St. in's Licht zu setzen. S. 164 soll die *ἐναντία δύναμις* erklärt werden, welche den Planeten Venus und Mercur in Vergleich mit der Sonne bey einerley Umlaufszeit beygelegt wird, und das gegenseitige Er-

greifen und Ergriffenwerden dieser drey Planeten, welches die Folge davon seyn soll. Da sagt Hr. St.: *Cum vero stellae istae parem fere cum Sole conficiant cursum, tamen habent τὴν ἐναντίαν αὐτῶ δύναμιν. h. e. diversum motus principium; quod quale sit, verbis proxime sequentibus declaratur: ὄθεν καταλαμβάνουσί τε κ. τ. λ. Enimvero significantur Veneris et Mercurii intercessionis inter Solem et Terram.* (Diese sind bey der von Plato angenommenen Lage der Planeten unmöglich, indem Venus und Mercur über der Sonne gehen.) *Recte Proclus p. 259 rem explicavit* (Proclus führt aber drey verschiedene Erklärungen der *ἐναντία δύναμις* an, eine astronomische, eine metaphysische und eine physikalische, und scheint sie alle drey zu billigen.) *Recte etiam Gelder ad Tim. Loc. p. 88. „Haec quo melius intelligantur, paucis explicandum est, quid sit κατάληψις et καταλαμβάνειν in Astronomia. Stellae errantes καταλαμβάνειν dicuntur si ita sunt positae, ut unam pluresve alias veluti medias includant, et καταλαμβάνεσθαι, comprehendere, dicitur ea, quae ab aliis includitur. E. g. stellae Martis, Jovis et Saturni si eo ordine appareant, ut media sit Jupiter, haec καταλαμβάνεσθαι dicitur.* Wie stimmt aber das zu der von Hr. St. gegebenen Erklärung von *καταλαμβάνειν*? und wie zu dem, was Timaeus S. 39 C vom Monde sagt: *ἑπειδὴν σελήνη περιελθοῦσα τὸν ἑαυτῆς κύκλον ἥλιον ἐπιναταλάβῃ?*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Erfurt*, in der Expedition der thüringischen Chronik: *Historie vom Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand*. Herausgegeben von Dr. *Döring*. 1840. 72 S. kl. 8. (2 Gr.)

Ebendaf.: *Die wundersamen Märlein vom Berggeist Rübezahl*. Von Dr. *Heinrich Döring*. 1841. 60 S. kl. 8. (2 Gr.)

Ebendaf.: *Tournier- und Ritter-Buch*. Von Dr. *Heinrich Döring*. 1841. 79 S. kl. 8. (2 Gr.)

In der Expedition der von Hn. Dr. *H. Döring* zu Jena herausgegebenen thüringischen Chronik (von *Berlepsch*) zu Erfurt erscheint seit dem Jahre 1840 eine Reihe Volksbücher, von welcher die Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen, die

Märchen von Rübezahl und das Turnier- und Ritter-Buch ein Theil sind. Der Inhalt der beiden ersten Schriftchen ist zu bekannt, als daß wir darüber Etwas zu sagen nöthig hätten, und begnügen uns nur mit der Bemerkung, daß Hr. Dr. *D.* dieselben fleißig und geschickt compilirt hat. Das Turnier- und Ritter-Buch hätten wir vollständiger gewünscht; noch verdienstlicher würde aber eine derartige Arbeit werden, wenn man sich der Mühe unterziehen wollte, genaue Beschreibungen der einzelnen deutschen Turniere zu liefern. Wahrscheinlich ist Hr. *D.* von Seiten des Verlegers auf eine gewisse Bogenzahl beschränkt worden, und daher zu entschuldigen.

Die äußere Ausstattung ist gut.

X. Y. Z.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

O C T O B E R 1 8 4 1.

GRIECHISCHE LITERATUR.

GOTHA u. ERFURT, b. Hennings, LONDON, b. Black u. Armstrong: *Platonis Timaeus et Critias*. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum cet.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ist nun der Werth dieser Ausgabe in jeder Beziehung als ein geringer und das Verdienst des Herausgebers als ein sehr untergeordnetes anzusehen — die Bearbeitung des Critias leidet an denselben Mängeln wie die des Timaeus, und von dem Lokrischen Timaeus, der nicht einmal auf dem Titel erwähnt ist, hat Hr. St. bloß den Bekker'schen Text abdrucken lassen —: so muß der Ton, den er führt, und die Stellung, die er sich anderen Gelehrten gegenüber giebt, doppelt auffallen. Es mag bloße Manier seyn, wenn er den Inhalt und Zweck seiner eignen Noten unter der Form der Prophezeung dessen, was sie bewirken werden, angiebt, wie S. 339: *Pro ἀπ' ἐνδείας ne quis in posterum ὄπ' ἐνδείας requirat, prohibebunt, opinor, quae scripsimus de utriusque praepositionis discrimine ad Euthydem*. p. 380, D. oder S. 239: *πρὶν sine & cum coniunctivo copulatum nemo moleste feret, qui legerit nostra ad Phaedon*. p. 62, C. oder S. 158: *codices nonnulli — ὃν adiiciunt, quo tamen facile carebunt, qui quae ad Apol*. p. 38, A. *Phaedon*. p. 62, A. *Remp*. p. 369, B: *alios locos, de hac participii omissione observavimus, in animum revocaverint*. Aber es ist eine üble Manier, und hätte schon des Beyspiels wegen in einer Schrift, die für Schüler bestimmt ist, vermieden werden sollen. Eben dahin gehören die Triumphlieder, die er anzustimmen pflegt, wenn er eine schwere Stelle glücklich erklärt zu haben glaubt, wie S. 157: *En! superavimus tandem difficultates haud sane exiguas*; oder S. 319: *En habes loci, quantum sciamus, usque ad hunc diem nondum intellecti interpretationem, quae ex ipsis Pla-*
J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

tonis verbis petita est, atque etiam ipsi rei, si quid iudicare possum, prorsus est consentanea, mit welchem Epiphonem die ganz verfehlt erklärte Stelle vom Athmen geschlossen wird. Aber nicht zu entschuldigen ist es, wenn er von den verdienstvollsten Männern in verächtlichen Ausdrücken spricht, die selbst ihre Irrthümer nicht verdienten, geschweige denn Meinungen, deren Unhaltbarkeit er gar nicht nachgewiesen hat, wie die von *Schleiermacher* über den Zusammenhang des Timaeus mit dem Staate, von welcher er S. 22 zu sagen wagt: *Quo commento nihil profecto reperiri potest inanius, siquidem Plato ipse tale quid nusquam significavit*. Freylich wenn Plato selbst den Zusammenhang so angegeben hätte, dann hätte *Schleiermacher* nicht nöthig gehabt, eine Meinung darüber aufstellen. Oder wenn er derjenigen gedenkt, welche meinten, daß Plato unter der Idee des Guten die Gottheit verstanden habe, und S. 47 sagt: *idem recentiore aetate decantant Tiedemannus — Morgensternius — Richter — Tennemannus — Schleiermacherus — Henr. Ritterus — At enim vero haec opinio profecto ipsius Platonis rationi quam maxime adversatur, id quod dudum significavimus Prolegg. ad Phileb. p. XXXIV, et annot. ad Reip. VI, p. 504, E. accuratius etiam docuit nuper vir egregius, C. Fr. Hermannus, Academiae Marburgensis ornamentum insigne, Commentat. Academic. Marburgi 1832 edita*. Und Urtheile wie *quod posuisse est explosisse* (S. 272), oder *quod verbo commemorasse satis est* (S. 290) oder *verum talia opinionum commenta commemorare non attinet, nedum refutare* (S. 318), die kaum der entschiedensten Uelegenheit zugestanden werden, hätte er sich gegen *Ast* und *Lindau* nie erlauben sollen.

Der Druck, dessen Correctheit in dem sehr kurzen Verzeichniß der *Errata* außerordentlich gerühmt wird, verhält sich auf ähnliche Weise wie der Inhalt. S. 98, b steht *πεπραμένας* für *κεαρ*. 101, a, 7 γὲ für δὲ, 103, a, 7 bis 11 ἐστὶ und ἐπιφανομένης und διάβρω-

χοι und καὶ für ἐστίν, ἐπιφαίν., διάβροχοι, η. 104, a, vorl. Z. ἐξημούμενος für ἐξηγουμένους. 105, b, letzte Z. ἀνεξέλειπτα für ἀνεξέδλ. 115, b ταῦτὰ ταῦτὰ für ταῦτὰ. 136, b, 5 v. u. finito für infinito. 146 die Zahl 684 für 648 u. s. w. Anderes ist der flüchtigen Feder des Hn. St. selbst beyzumessen, wie S. 257, a molle autem habetur, quae duro cedunt, 317, a ramusculos, 394, b, 8 v. u. vereor ut für vereor ne, 397, b frugumfera, 337, a ταῖς σάρμασιν.

Breslau.

Schneider.

TOPOGRAPHIE.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg und Sohn: *Die Stadt Braunschweig*. Ein historisch - topographisches Handbuch für Einheimische und Fremde. Herausgegeben von Dr. H. Schröder und Dr. W. Affmann, 1841. XIV und 252 und 220 S. in 2 Abtheilungen. 8. (2 Thlr.)

Die 19te Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche im Nachsommer 1841 in Braunschweig statt gefunden (Vgl. J. A. L. Z. No. 176.), veranlaßte eine Vereinigung mehrerer, durch Bildung und Stellung vorzüglich zu einer solchen Unternehmung geeigneter Einwohner dieser Stadt, um den damals dort zusammenfließenden Fremden eine Uebersicht alles Sehenswerthen, wie des Orts an sich, so der nächsten Umgebung desselben, darzubieten. Sie verfaßten diese Aufzählung mit geschichtlichen und einigen wissenschaftlichen Ausführungen, und lieferten so ein Werk von dauerndem Werthe, sowohl für den Geschichtsforscher, als den Reisenden, und selbst die Einwohner, von denen Wenige nur ahnen dürften, was an Merkwürdigem sie dort umgibt. Auch die Liebe zur Vaterstadt, wie das Vertrauen zu deren Verwaltung und eine dankbare Anerkennung der Fürsorge der herzoglichen Regierung müssen durch diese Arbeit neu belebt werden, indem es wenige Orte in Deutschland geben wird, wo ächter Bürgerfinn, in Vereinigung mit der örtlichen und höchsten Obrigkeit, in gleichem Mase segensreich zusammengewirkt haben.

Dem Ganzen geht, als Einleitung, eine Geschichte der Stadt voran in einer angemessen gedrängten Fassung, um so bemerkenswerther, als Braunschweig eine der ältesten Städte, und immer der bedeutendsten

eine von Norddeutschland gewesen ist, stets und zumal als Quartierstadt des hanseatischen Bundes ausgedehnten Handel getrieben, und lange Zeit hindurch nach Reichsunmittelbarkeit zu streben die Kraft gefühlt hat. Diese Geschichte sollte nur eine gedrängte Uebersicht gewähren, und erfüllt diesen Zweck vollkommen, obwohl sich der örtliche Patriotismus ihres Verfassers bey einigen Anführungen nicht verleugnet, und z. B. die Benennung das i. J. 1235 für den Welfen Otto (*puer*) neuerrichteten Herzogthums „Braunschweig und Lüneburg“ einem Anerkennen der treuen Hülfe beyzumessen wird, welche die gleichbenannten Städte ihrem Landesfürsten in den vorhergehenden Kriegen geleistet hatten; da hingegen jener Name den Hauptburgen entnommen ist, welche damals dem Welfischen Hause noch geblieben waren, und damit dem Gebrauche gefolgt ward, wie er sich u. a. bey Meissen, Brandenburg, Baden angewendet findet. Ungenau ist ebenfalls die spätere Angabe, daß der Stadthauptmann Henning Brabant i. J. 1604 der gemeinschaftlichen Verfolgung geistlicher und adlicher Herrschsucht erlegen sey. Sein Fall war eine gewöhnliche Erscheinung städtischer Parteykämpfe, und mögen auch einige Mitglieder des damaligen Magistrats adlichen Stammes gewesen seyn, so handelten sie doch in dieser Angelegenheit zugleich mit der Mehrzahl ihrer nichtadlichen Collegen und als Bürger der Stadt. Daß Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, bey seiner Nachahmung des großen Preussenkönigs, „ohne von den Fehlern und Schwächen des Menschen angesteckt“ geblieben seyn soll, ist eine Uebertreibung, die der lobenswerthen Dankbarkeit des Braunschweigers gegen einen ausgezeichneten Fürsten nachgesehen werden mag, nur nicht auf Kosten jenes großen Mannes hätte geschehen müssen.

Der Beschreibung der Stadt sind 8 Abschnitte gewidmet, deren Iter die Oertlichkeit derselben zum Gegenstande hat und recht vollständig behandelt. Es hat sich jedoch dem Rec. die Berichtigung aufgedrungen, daß der „Campesche Garten“, vom Geheimenrath v. Schließstädt angelegt und bebauet, erst nach dessen Tode vom Engländer *Drake* zur Anlage einer Brantweinbrennerey erworben, und in seinen Gartenanlagen, wiewohl nur wenig, verändert worden, darauf für einen kurzen Zeitraum an einen Grafen von Lüttichau übergegangen ist, bevor ihn Schulrath *Campe* an sich gebracht und wesentlich verschönert hat; daß ferner

dieser Letzte sich vielleicht bey vorgedachtem Geheimenrath, nicht wohl aber bey dem v. Lüttichau um ein Stipendium beworben haben könne, weil dieser sich nur während einer Zeit in Braunschweig aufgehalten hat, die *Campe* in Dessau und Hamburg der Leitung einer philanthropischen Erziehungsanstalt, nach längst zurückgelegten akademischen Lernjahren, gewidmet gehabt. Das Kreuzkloster vor dem Petrihore wird, wo nicht nach neumodigem Euphemismus, irrig ein Fräuleinstift genannt, da es zu den, wenigstens herkömmlich sogenannten Jungfernkloöstern gezählt, und von dem jetzt einzigen Stifte zu Staderburg durch solche Benennung unterschieden wird.

Der 2te Abschnitt beschäftigt sich mit dem Naturhistorischen und Medicinischen der Stadt, und im 3ten wird von ihren Bewohnern ausführlich gehandelt. Ihrem Handel und Gewerbe, dem Kirchenwesen, dem Rechtszustande sind die drey folgenden Abschnitte gewidmet, und im 7ten und 8ten Abschnitte finden sich vollständige Uebersichten über die städtische Verfassung und Verwaltung, die Armen- und übrigen Wohlthätigkeits-Anstalten, endlich über die vielen gemeinnützigen Vereine, wodurch sich Braunschweig, zumal in der neueren Zeit, auszeichnet. Es findet sich hier ein verdientes Ehrenkenmal der erfolgreichen Amtsthätigkeit des zeitigen Vorstandes der Stadtoberkeit, Magistratsdirectors *Bode*, errichtet, nicht durch Lobpreisungen, sondern durch die Angaben Alles dessen, was von ihm für die Herstellung des städtischen Finanzwesens, einer zweckmäßigen Beaufsichtigung der vielen öffentlichen Stiftungen und die Belebung mancher gemeinnützigen Anstalten u. d. m. geleistet worden ist. Im 9ten Abschnitte, womit die zweyte Abtheilung des Buches, unpaffend ohne besonderen Titel mit erneueter Seitenzahl, beginnt, wird eine geschichtliche Uebersicht des Bürgerichulwesens, und dann der höheren Lehranstalten gegeben, und dabey gezeigt, wie hierin Alles in einander greift, und ein schönes Ganzes bildet, das gewiss selten so vollständig an einem Orte vereint gefunden werden möchte. Der 10te Abschnitt beschreibt die wissenschaftlichen, sowohl der Naturkunde, wie der Literatur gewidmeten Sammlungen, und der 11te handelt von den schönen Künsten, und verbreitet sich nicht bloß über die vorhandenen öffentlichen und Privat-Kunst- und Gemälde-Sammlungen, sondern auch über die Geschichte der Kunst in Braun-

schweig, über das dortige Theater, endlich über die Musik.

Den Beschluß macht im 12ten Abschnitte eine Beschreibung der öffentlichen Gebäude, unter Hinzufügung ihrer Geschichte, besonders der Kirchen, der beiden Rathhäuser und der herzoglichen Schlösser, von denen sich das neue Residenzschloß durch die Schönheit seiner Architectur und den geschmackvollen Reichtum seiner inneren Einrichtung auszeichnet, als solle der Mangel einer merkwürdigen Vorzeit durch Pracht und Luxus ersetzt werden. Möge es einer langen Reihe einheimischer Fürsten zum Wohnsitze dienen, und die schönen Zimmer der Landesfürstin bald für diese Bestimmung benutzt werden!

Ein wohlgerathener Plan der Stadt mit ihren Wallpromenaden bildet eine willkommene Zugabe dieses Buches, welches sich zugleich durch Papier und Druck vortheilhaft auszeichnet.

v — w.

K A T E C H E T I K.

JENA, in der Crökerischen Buchhandlung: *Katechetik* oder Anleitung zum Unterrichte der Jugend in der christlichen Religion, vorzüglich für Volksschullehrer. Von Dr. J. A. G. Hoffmann, Prof. der Theol. an der Universität zu Jena. 1841. X u. 192 S. gr. 8. (18 Gr.)

So wie in den übrigen Schriften des Vf's. so hat Rec. auch in der vorliegenden viel Ansprechendes, Lehrreiches und praktisch Brauchbares gefunden, und da in derselben die Leistungen der Vorgänger mit Fleiß und Umsicht benutzt worden sind, da ferner der Vf. nach eigenen Erfahrungen manches Neue und Eigenthümliche beygebracht hat, so glaubt Rec. mit Recht, dasselbe als eine dankenswerthe Leistung auf dem Felde der hier behandelten Disciplin bezeichnen, und als solche denjenigen anempfehlen zu können, welchen der Anbau dieses großen und wichtigen Gebietes am Herzen liegt.

In der Vorrede bemerkt der Vf. nach gebührender Anerkennung der trefflichen Leistungen seiner Vorgänger, daß er nach neunjährigem Wirken in diesem Fache, als akademischer Lehrer, und nach mehrmaliger Umgestaltung seiner Vortragsweise der Kateche-

tik zu einer von der anderer Lehrer dieser Wissenschaft abweichenden Ansicht von ihrer Bedeutung gelangt sey, und eben hierin, so wie in der dadurch bedingten Verschiedenheit ihrer Behandlungsweise, den Hauptanlaß zur Herausgabe dieses Werks gefunden habe. Er will nämlich unter Katechetik nicht die Anweisung „durch Frage und Antwort zu unterrichten“, sondern *die wissenschaftliche Anleitung zur Ertheilung des christlichen Religionsunterrichts an die Jugend*, verstanden wissen, indem er bey der Begriffsbestimmung der Sache mehr die Grundbedeutung des Wortes *κατηχεῖν* nach älterem und neuerem Sprachgebrauche festzuhalten gesucht habe. Deshalb sey von ihm Manches als wesentlicher Bestandtheil in die Katechetik aufgenommen worden, was man in den übrigen Werken dieser Art theils ganz vermisse, theils nur angedeutet finde, Manches aber auch ausgeschlossen, was mehr in das allgemeinere Gebiet der Pädagogik gehöre. In der Bearbeitung der Sache selbst habe er zwischen trockener Darstellungsweise der einzelnen Regeln und zwischen allzu großer Ueberfüllung des Lehrvortrags durch erläuternde Beyspiele den Mittelweg zu gehen gesucht.

Was die obige Begriffsbestimmung des Vfs. anbelangt, so würde Rec. dieselbe dadurch zu vervollständigen suchen, daß er sagte: Unter Katechetik versteht man die wissenschaftliche Anleitung zur erbaulichen (erbaulich anregenden) Ertheilung des christlichen Religionsunterrichts an die Jugend in Gesprächsform. Bey dieser Fassung der Definition dürfte das Wort *κατηχεῖν* und *κατηχίζειν* noch tiefer in seiner Grundbedeutung erfaßt seyn.

In der Behandlung des Gegenstandes selbst hat sich nun allerdings der Vf. mit unverkennbarem Ernste und nicht ohne günstigen Erfolg darum bemüht, die ihm

vorschwebende Idee zu realisiren, und die Sache höher und tiefer zu ergreifen, als es bisher von vielen Andern geschehen war, und die Ausstellungen, welche wir an der Art und Weise der Ausführung seines Planes etwa zu machen hätten, dürften mehr auf einzelne Punkte, in welchen wir abweichender Meinung sind, als auf die Haupttendenz des Werkes selbst gerichtet seyn.

Nicht in allen Momenten genügend erscheinen uns z. B. die Abschnitte, in welchen die freylich sehr schwache Lehre von der Meditation und von der Disposition abgehandelt ist. — So findet Rec. auch die S. 75 und ff. beyspielsweise aufgestellte Disposition einer katechetischen Behandlung der Unsterblichkeitslehre, bey aller Ausführlichkeit, dennoch in sofern nicht erschöpfend, als darin auf den biblischen und symbolischen Punct der Auferstehung des Fleisches gar nicht Rücksicht genommen worden ist, welches sich doch bey einem höheren Curfus des Religionsunterrichts, auch in Volksschulen, nöthig machen dürfte. So findet ferner Rec. die Disposition zur Behandlung des Satzes: von den Aeußerungen der Dankbarkeit, nicht ganz vollständig. Eine Haupt-Bedingung dieser Tugend, die freudige Erinnerung an die genossenen Wohlthaten, hat der Vf. hier ganz übersehen.

Solche und ähnliche Ausstellungen, welche sich noch weiter im Einzelnen machen ließen, konnten übrigens dem Interesse, mit welchem Rec. diese Schrift gelesen, um so weniger Abbruch thun, je öfter er Anlaß fand, dem Vf. aus voller Seele beyzupflichten,

Die äußere Ausstattung des Buches ist anständig. Doch hätten *errata* wie S. 30 wo Katechet für Katechetik und S. 39, wo für Vortrag Anleitung zu lesen ist, so wie andere, berichtigt werden mögen.

Dr. X.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

d e r

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

S E P T E M B E R 1 8 4 1 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

N e k r o l o g .

Am 17ten Febr. d. J. starb zu Rosleben im Herzogthum Sachsen der ehemalige, um eine große Zahl von Zöglingen hochverdiente Königl. Preuss. Professor und langjährige Rector zu Kloster-Donndorf, *M. Augustinus Magnus Kraft*. Er war geb. den 6 Oct. 1763 zu Niedertrebra, einem Dorfe in Thüringen unfern Eckartsberge, wo sein Vater, *M. Georg Gottlob Kraft*, das Amt eines Predigers bekleidete. Zur Mutter hatte er *Christine Dorothea Brandt*, deren Vater in demselben Orte Prediger war. Da er im väterlichen Hause nur einen mangelhaften Unterricht erhalten konnte, so übergab ihn der Vater den 15 April 1776 der Klosterschule zu Donndorf, deren damaliger Rector ein gewisser *Jassel* war. In Kurzem gewann der Knabe durch ernsten, beharrlichen Fleiß, durch glückliche Fortschritte und ein musterhaftes Betragen den ganzen Beyfall seines Lehrers. Ostern 1779 verließ der hoffnungsvolle Schüler mit guten Vorkenntnissen ausgerüstet das Progymnasium, und trat nach des Vaters Wunsche in Schulpforta als Alumnus ein. Er wurde von dem damaligen Conrector *Becker* während der Rectoratsvacanz — *Grabener* war kurz vorher gestorben, und *Geisler* kam etwas später von Gotha an — am 18 May — geprüft und nach guter, alter Sitte unter die Alumnen feyerlich aufgenommen. Da er gut vorbereitet war, so wurde er in Tertia über 23 andere Mitschüler gesetzt. Schon bey der nächsten Versetzung stieg er nach Untersecunda auf. Bey dem Michaeli-Examen bekam er die ehrenvolle Censur: „Er ist ein Muster seiner Mitschüler.“ Der eigenthümliche Geist und die zwar strenge, aber wohlthätige Disciplin der Anstalt hatten auf die moralische und intellectuelle Bildung des Zöglings einen großen Einfluß; er fühlte sich bald heimisch, und gehoben durch den vorherrschenden, wissenschaftlichen Sinn der Mehrzahl der Schüler entwickelte er sich auf eine höchst erfreuliche Weise. — Der feingebildete *Geisler*, der den rohen Pennalismus zu mildern strebte, der geistreiche, gelehrte, und damals noch kräftige *Barth*, der treffliche *Hildebrand*, dritter

Lehrer an der Schule und der ehrwürdig fromme und vielseitige Mathematiker *Schmidt* erhielten den Ruf der alten Fürstenschule und förderten ihre Blüthe mit glücklichem Erfolg. Mochte auch die alte klösterliche Zucht und der Mangel des Lehrplans das leichtere und stufenweise Fortschreiten der Zöglinge hemmen, so wurde doch dieser Nachtheil durch den ernsten, ungestörten Privatfleiß der Schüler wieder compensirt, und in jener Zeit, sowie noch lange nachher, behaupteten die Porten eine höhere Stufe classischer Vorbildung für die Akademie als die Zöglinge anderer Schulen. Nachdem *Kraft* Primaner geworden war, erhielt er mehr Einfluß auf die jüngeren Mitschüler, sowohl in Hinsicht der von den Oberen auszuübenden Disciplin, als des täglichen Unterrichtes, den sie den Scholaren der unteren Classen ertheilen mußten. In dieser doppelten Hinsicht erfüllte er mit Ernst und Gewissenhaftigkeit seine Pflichten — dem Referent schrieb noch im vorigen Jahre ein hochgestellter academischer Lehrer, daß er sich noch mit großer Dankbarkeit seines zwar strengen, aber um ihn hochverdienten Obergefellen — so hießen die Zellen - Obersten — *Augustinus Magnus Kraft* erinnere. — Nachdem er die gesetzliche Zeit, d. h. 6 Jahre, in Schulpforta ausgehalten hatte, verließ er dankbar und tiefgerührt die *alma mater* und bezog kurz nach Ostern die Universität Leipzig. Der Aufenthalt in dieser Stadt wurde ihm durch den Zutritt in das Haus seines älteren Bruders, *Peter Wilhelm Kraft*, der mit Erfolg ein Handelsgeschäft gegründet hatte, erleichtert und angenehm gemacht. Auch schloß er sich bald an einige der wackersten jungen Studirenden an, welche sich unter der Leitung der ausgezeichneten akademischen Lehrer wie: *Morus*, *Rosenmüller*, *Dathe*, *Platner*, *Beck* u. a. m. für die theologischen, philosophischen und philologischen Disciplinen glücklich ausbildeten. Namentlich gründete der seine Kenner des klassischen Alterthums und geschmackvolle Exeget des N. T. *Christian Daniel Beck* eine philologische Gesellschaft, an welcher die tüchtigsten jungen Männer Antheil nahmen, wie: *Heydenreich*, *Ilgen*, *Sturz*, *Sonntag*, *Becher*

u. a. m. Da es Sitte war, denjenigen Mitgliedern der philologischen Gesellschaft, welche zu einem öffentlichen Amte befördert wurden, im Namen des Vereines ein Zeichen der Theilnahme und der Liebe zu geben, so schrieb *Kraft* bey einer solchen Gelegenheit, hey dem Abgange *Sonntag's* nach Riga, eine Abhandlung: *De notione philosophiae in Platonis ἐπιστολας*, Lips. 1786. Die Abhandlung giebt sowohl in fachlicher als sprachlicher Hinsicht einen ehrenvollen Beweis von den Studien des jungen Verfassers. Als er sein *Triennium* absolvirt hatte, erhielt er bey einem wohlgefinnten und wohlhabenden Kaufmann, Namens *Förster*, eine sogenannte Informatorstelle, wobey er jedoch fortwährend einige akademische Vorlesungen besuchte. In dieser Station blieb er bis Michaelis 1790. Der Oberhofrichter und Administrator der Klosterschule zu Donndorf, Hr. von *Werthern*, dem der junge *M. Kraft* — diese Würde hatte er schon 1787 öffentlich erlangt — auf eine sehr vortheilhafte Weise bekannt worden war, übertrug ihm nach dem Abgange des Rector *Hennicke*, der die Leitung der Domschule zu Merseburg erhalten hatte, die erledigte Stelle an der einer Oberaufsicht anvertrauten Anstalt. Der Zweck dieser Schule war ein doppelter. Sie sollte theils ihre Schüler, die vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre hier unterrichtet wurden, für ein Gymnasium oder eine Gelehrtenschule vorbereiten, theils diejenigen, welche nicht studiren wollten, mit gemeinnützigen Kenntnissen ausrüsten, die ihnen in ihrem folgenden Lebensberufe nöthig waren. In Rosleben und Schulpforta nahm man die Zöglinge der Donndorfer Klosterschule immer gern auf, weil sie gute Vorkenntnisse mitzubringen pflegten. — Am 4 Oct. 1790 trat der neu berufene Schulrector sein Amt an. Ausgerüstet mit gründlichen Kenntnissen und einer trefflichen Gabe des Unterrichts, begeistert für seinen neuen Beruf, und durch keinen fest vorgeschriebenen Lehrplan gebunden und gehemmt, wirkte der junge Schulmann mit dem glücklichsten Erfolge. Wiewohl er mit Ausnahme zweyer Religionsstunden Schreib-, Zeichnen- und Sing-Stunden, den ganzen Unterricht für zwey Classen oder Abtheilungen zu besorgen hatte, arbeitete er doch bey guter Anordnung der Lectionen und gewissenhafter Benutzung seiner Zeit länger als 12 Jahre ohne Amtsgehülfe rüstig, fröhlich und glücklich in dem nicht leichten Amte zu sichtbarem Segen der Anstalt. Er war nicht bloß Lehrer, sondern auch Erzieher; er hatte nicht bloß für die geistigen Bedürfnisse seiner Zöglinge zu sorgen, sondern Alles, was die körperliche und physische Pflege derselben betraf, war ebenfalls einzig seiner Aufsicht und Sorgfalt überlassen. Das Verhältniß, in dem er zu seinen Zöglingen stand, war ein wahrhaft väterliches. Vom frühen Morgen bis zum Abend, wenn die Zöglinge sich zur Ruhe begeben hatten, waltete er wie der sorgsamste und liebevollste Vater unter seinen Kindern. Dabey hielt er streng auf Ordnung

und gute Zucht. Jeder Weichlichkeit, Ueppigkeit und Eitelkeit Feind, entfernte er sorgfältig Alles, wodurch diese Verwöhnungen und Fehler genährt werden konnten. Er selbst war ein Muster der Einfachheit und Genügsamkeit, der Pünctlichkeit und der musterhaftesten Thätigkeit. Dabey zeigte er die größte Gerechtigkeit und Unparteylichkeit gegen alle Schüler, mochten sie arm oder reich seyn. Er lobte mälsig und vorsichtig, tadelte aber auch nur da, wo er es für nöthig hielt, und nie leidenschaftlich. Daher wirkte Beides, das Lob sowohl als der Tadel, desto nachhaltiger. Auch leichtsinnige Knaben mußten es fühlen, daß er nur ihr Bestes wollte. Darum achteten ihn alle; die Meisten liebten ihn wie einen Vater. Auch in späteren Jahren noch sprachen seine Schüler mit der größten Anhänglichkeit und Dankbarkeit von ihrem Rector. Er selbst bewahrte ein lebhaftes Interesse für seine ehemaligen Zöglinge, namentlich die guten, welche ihm in ihren amtlichen Verhältnissen Ehre machten. So lange er allein den Unterricht und die Disciplin in seiner Schule zu besorgen hatte, suchte er durch eine nach der Pfortner Weise eingeführte Ordnung sich Beides zu erleichtern. Am Vormittage wechselten die Lehrstunden zwischen den beiden Abtheilungen der Schüler; während er die eine unterrichtete, arbeitete die andere, im Sommer auf den sogenannten Zellen, im Winter in dem allgemeinen Versammlungszimmer. Des Nachmittags mußten die sämtlichen Schüler sich selbst beschäftigen, und die Arbeiten für die nächsten Tage anfertigen. Die Oberen führten die Aufsicht und waren für Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich. Selbst auf Spaziergängen, die sie oft allein machten, besonders so lange noch kein Col-laborator angestellt war, hatten die älteren Schüler auf Ordnung zu sehen. Die Autorität dieser jungen Aufseher war in der That größer, als man hätte glauben sollen. Ja, in Abwesenheit des Rectors hielt der Primus die Abendandacht, und zwar mit solchem Ernste und Anstand, daß Alles in bester Ordnung vor sich ging. Auch hatten die Oberen die Verpflichtung, die Unteren täglich zu unterrichten und ihre Arbeiten zu beaufsichtigen. Dabey verlor der thätige Mann das Ganze nie aus dem Augen, und überdachte Alles mit seltenem Scharfblick und mit musterhafter Umsicht. Als die Zahl der Schüler bis gegen 40 stark wurde, und die Disciplin schwieriger zu werden anfing, die Anforderungen an den Unterricht sich auch steigerten, da erst erhielt er einen Amtsgehülfen, der ihm einen Theil der Arbeiten abnahm. Dessenungeachtet war er noch den ganzen Tag für die Schule thätig, und widmete alle Zeit und alle Kräfte seinem Berufe. Diese gewissenhafte Amtstreue bewährte er bis zu der Zeit, als er von der Schule schied. Er konnte als Muster eines guten Schulmannes aufgeführt werden. Er lebte nur seiner Schule, das Wohl seiner Schüler ging

ihm über Alles. Er liebte sie als seine Kinder, und sorgte väterlich für ihr körperliches und geistiges Wohl. Ein sprechender Beweis für das Letzte ist wohl der, daß in der langen Reihe von Jahren, während er die Anstalt leitete, keiner seiner Schüler in Donndorf starb. Auch bey der oberen Schulbehörde in Preussen fanden die Verdienste des wackeren Schulrectors Anerkennung, und als ein äußerliches Zeichen derselben erhielt er den ehrenvollen Titel eines Königl. Professors. Schon hatte er bey nahe 49 Jahre in seinem Amte gewirkt, als theils einer gewissen Abnahme seiner geistigen Kräfte, theils äussere Umstände, welche seine Gemüthsruhe störten, den verdienstvollen Mann veranlaßten, bey dem Erbadministrator der Klosterschule, dem Hrn. von *Werther*, um seine Entlassung nachzufuchen. Er erhielt dieselbe nebst einer Pension von 300 Rthlr. Pr. Crt. Zu Pfingsten 1839 legte er sein Amt nieder, und schied kurz nachher von seinem lieben Kloster. Mit welchen Gefühlen der wackere Mann den Ort seiner langjährigen Thätigkeit verlassen habe, läßt sich leichter denken, als mit Worten beschreiben. Ein Trost für ihn war, daß er in einen benachbarten Ort, in das an der Unstrut schön gelegene Dorf *Rosleben*, ziehen konnte, um dort den Abend seines Lebens ruhig beschließen zu können. Hier fand er an der Gelehrtenschule, einer bekannten Klosterschule, welche einst die Hrn. von *Witzleben* gestiftet hatten, nicht nur befreundete Männer, sondern im Orte selbst auch theilnehmende und liebende Verwandte. Die sehnlich erwünschte Ruhe sollte der hochverdiente Mann aber hier nicht lange genießen. Nach einigen Monaten verlor er seine treue Lebensgefährtin, ein Verlust, der den einsam dastehenden Mann tief beugte. Doch überwand er nach und nach diesen Schmerz und fing an, wieder aufzuleben. Er lebte nach seiner gewohnten Weise fort, machte sich täglich Bewegung im Freyen, besuchte die Verwandten fleißig und unterrichtete selbst noch täglich den Sohn eines in Rosleben wohnenden Verwandten, in dessen Hause er die liebevollste Theilnahme und vielfachste Aufheiterung fand. Es schien, als würde er nach wieder erlangter Gemüthsruhe noch eine Reihe von Jahren in der ihm lieb gewordenen Weise verleben. Diese Hoffnung, welche seine Familie, seine Freunde und er selbst gern hegten, sollte nicht in Erfüllung gehen. Kurz nach dem Anfange dieses Jahres wurde er von einem scheinbar unbedeutendem Unterleibsübel befallen, welches er zu wenig beachtete, und leider auch seinem befreundeten Arzte in dem Orte lange verschwieg. Da er fast nie krank gewesen war, so schien er sich gleichsam zu schämen, diese Störung seines körperlichen Wohlfeyns Anderen zu entdecken. So nahm das Uebel mehr und mehr zu, und konnte, weil die ärztliche Hülfe zu spät gesucht wurde,

nicht beseitigt werden. So schied der Edle am Abend des 17 Februar, innig betrauert von Allen, die seine seltenen Tugenden und Verdienste kannten. Diese Gefühle der Achtung und Verehrung sprachen sich auch bey seiner Bestattung aus, welche auf eine würdige Weise von seinen zahlreichen Verwandten und Freunden veranstaltet wurde.

Der Verstorbene hatte sich im Jahre 1800 mit der Tochter eines Kaufmanns in Weissenfels, Namens *Herrmann*, verheyrathet, und lebte mit derselben in einer glücklichen und zufriedenen Ehe. Sie beschenkte ihn mit 3 Kindern, einer Tochter und zwey Söhnen, welche noch am Leben sind, und den Vater durch ihre Liebe beglückten, zumal da auch ihre äussere Lage sich recht erfreulich gestaltete. Durch die Tochter und den älteren Sohn wurde er auch zu einem glücklichen Großvater gemacht. Im häuslichen Kreise fühlte er sich stets wohl und heiter. Er sorgte auf das Liebevollste für das Beste seiner Familie. Alle Glieder derselben zufrieden und glücklich zu wissen, war seine größte Freude. Auch seine Verwandten liebte er aufrichtig und zärtlich, vorzüglich seine Geschwister, die er alle überlebte. — Als Mensch war er einer der achtungswertheften und edelsten Männer, die dem Referenten in seinen nicht eben kurzen Lebenserfahrungen vorgekommen sind. Fern von jedem Stolze, von jeder Eitelkeit, von Egoismus, von Lieblosigkeit und Parteylichkeit, war er gegen Jederman, selbst gegen die Niedrigsten, freundlich und herablassend. Er entfernte sorgfältig Alles, wodurch er nur den Schein der Eitelkeit hätte erregen können. So war er auch ein abgefagter Feind aller Modosucht, und war mit ernster Strenge bemüht, dieselbe von seiner Anstalt fern zu halten. Er strebte nicht nur nicht nach äußerer Auszeichnung, sondern sie war ihm auch nicht einmal erwünscht, wenn sie von selbst kam. Seine Bescheidenheit war musterhaft. In seinem Herzen wohnte stets eine ächte und wahrhaft liebenswürdige Menschenfreundlichkeit, und bey aller, oft großer Sparsamkeit war er doch da freygiebig, wo er glaubte einem Unglücklichen helfen zu können. Haß, Neid, Feindschaft, Rachsucht waren ihm fremd, und er beklagte aufrichtig die, welche sich von diesen Leidenschaften beherrschen ließen. Auch in Hinsicht seines religiösen Sinnes war er höchst achtungswerth. Entfernt von dem falschen Pietismus unserer Zeit hielt er fest an den einfachen Lehren des wahren Christenthums, und bewahrte in allen Verhältnissen seines Lebens den festen Glauben an Gott und dessen väterliche und weise Leitung der menschlichen Schicksale.

Gewiß werden hunderte von seinen dankbaren, weitverbreiteten Schülern die Kunde von dem Hinscheiden des geliebten und verehrten Lehrers mit inniger Rührung und Theilnahme vernommen haben, und das Andenken an den edeln und um sie hochverdienten Mannes segnen.

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

Ankündigung neuer Bücher.

Im *Vandenhoock* und *Ruprecht'schen* Verlage in *Göttingen* sind im Laufe des Jahres 1841 folgende Neuigkeiten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Anecdota, quae processum civilem spectant, ed. *A. Wunderlich. Bulgarus, Damafus, Bonaguida.* 8 maj. lig. 1 Thlr. 12 ggl.

Blohme, H., Versuch zur näheren Erörterung der Mittel, durch welche der Handelsverkehr in den Elbgegenden des Fürstenthums Lüneburg erhalten und gehoben werden kann. gr. 4. 1 Thlr.

Elwers, Chr. Fr., Beyträge zum Wasserrechte H. 1. das Recht des Wasserlaufes nach seinen leitenden Principien und in seinen einzelnen Bestimmungen aus den Quellen des Röm. Rechts dargestellt, nebst einem Anhange über Romagnosi's Schrift vom Wasserrechte. gr. 8. geh. 16 ggl.

Griefebach, A., Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. 2 Bde. mit 2 K. gr. 8. geh. 3 Thlr. 18 ggl.

Grotensend, A., Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die mittleren Gymnasialclassen. Nach dessen Tode fortgesetzt von *A. H. C. Geffers.* 1ster Curfus 2tes Heft. gr. 8. 12 ggl.

Havemann, W., Mittheilungen aus dem Leben von *Michael Neander.* Ein Beytrag zur Reformations- und Sitten-Geschichte des 16 Jahrhunderts. gr. 8. geh. 6 ggl.

Irenäus, Erwiderung auf das Schreiben des Hn. Pastors *Petri* in Hannover, die Mission und die Kirche betreffend. gr. 8. geh. 6 ggl.

Incerti auctoris de figuris vel schematicis versus heroici. Editionem in Germania principem cur. *F. G. Schneidewin.* 8 maj. lig. 12 ggl.

Klenke, H., neue anatomische und physiologische Untersuchungen über die Primitivnervenfasern und das Wesen der Innervation. Mit 1 lithogr. Tafel gr. 8. 21 ggl.

Leist, G., *historia bonorum possessionis secundum tabulas.* 8 maj. lig. 8 ggl.

Liebner, Dr. Th. A., Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Göttingen. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Lücke, Dr. Fr., Missionsstudien oder Beyträge zur Missionswissenschaft. Zwey Reden in dem Missionsvereine zu Göttingen gehalten. gr. 8 geh. 8 ggl.

Mehlford, Dr. H. M., Handbuch der Italien. Umgangssprache. 8. geh. 16 ggl.

Mühlenbruch, Dr. Chr. Fr., rechtl. Erachten, betreffend den gegenwärtigen factischen Besitzstand der Reichsgräfl. Aldenburg-Bentink'schen Fideicommiss'herrschaften Kniphafen und Varel mit Zubehörungen. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Rost, Dr. V. Chr. Fr., Griechische Grammatik. 6te durchaus genau berichtigte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 12 ggl.

Tancredi summa de matrimonio. Ed. *A. Wunderlich.* 8 maj. 18 ggl.

Themis, Zeitschrift für Doctrin und Praxis des Röm. Rechts. Herausgegeben von *Ch. F. Elwers.* Neue Folge 1sten Bandes 3s Hft. gr. 8 geh. 16 ggl.

Zachariä, H. A., Deutsches Staats- und Bundes-Recht, 1te Abtheilung. Allgemeines Lehen- und Verfassungs-Recht der Bundesstaaten. gr. 8. 2 Thlr. 4 ggl.

Bey Aug. Schulz u. Comp. in *Breslau* ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Justin, der Märtyrer.

Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie

von

Karl Semisch

Diakonus zu Trebnitz in Schlesien.

2 Theile. Preis 4 Thlr. 20 Sgl.

In Bezug auf den allgemeinen und umfassenden Werth des vorstehenden Buches erlaubt sich die Verlagshandlung nur den Schluss einer Recension vom Hrn. Consistorialrath Prof. Dr. *Böhmer* anzuführen:

„Vermöge dieser besonnenen, ja sittlichen Haltung der gesammten Arbeit ist dieselbe geeignet, wie der katholischen, so der evangelischen Kirche dadurch einen wirklichen Nutzen zu verschaffen, daß sie in empfänglichen, wissenschaftlichen und praktischen Gottesgelehrten beider, das die gesunde Vernunft vielfach ansprechende, wahre Bild der Dogmatik eines Kirchenlehrers auffrischt, der, je näher er den ewig denkwürdigen Anfängen der christlichen Religion stand, vornämlich dem gegenwärtigen, nach der lautereren, gründlichen und gewissen Erkenntniß des Urchristenthums mit Recht trachtenden Zeitalter um so wichtiger seyn muß.“

I N T E L L I G E N Z B L A T T

d e r

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

O C T O B E R 1 8 4 1 .

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N .

Ankündigung neuer Bücher.

In der *Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller)* in Berlin sind so eben erschienen:

Dante Alighieri, die göttliche *Komödie*. Metrisch übersetzt nebst beygedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von *August Kopisch*. In einem Bande. Mit *Dante's Bildniss und zwey Karten seines Weltsystems*. kl. 4. 65 Bogen. 1842. 4 Rthlr.

Inhalt: Jedem Gefange geht ein gedrängter und erklärender Inhalt voraus, dann folgt der ital. Originaltext und die wortgetreue deutsche Uebersetzung ohne Reim gegen einander über und unter jeder Seite befinden sich sehr reichhaltige Anmerkungen und Erklärungen mit den Zahlenbeziehungen zu den Versen. Nach den drey Abtheilungen des Gedichtes: Hölle, Fegfeuer und Paradies, folgen die 81 eingedruckte Quartseiten starken Abhandlungen: *Dante's Leben* und *über die göttliche Komödie*, und endlich wird das ganze Werk von einem äußerst reichhaltigen Namens- und Sach-Register beschlossen. Ein schönes Portrait des Dante, so wie 2 Abbildungen seines Weltsystems gereichen dem Werke zur Zierde und Erklärung.

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architectur, Sculptur und Malerey, vorzugsweise in Italien vom IV bis zum XIV Jahrhundert. In 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch *F. B. L. G. Seroux d'Agincourt*, nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von *A. Ferd. v. Quast*. In III Abtheilungen: *Architectur, Sculptur* und *Malerey*. — In 4 Bänden brochirt incl. der Einleitungen und Texte in 4to. Preis 33½ Rthlr.

Einzelne Abtheilungen.

I. Abthl.: *Architectur*, mit 1362 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Text in 4to. Brochirt. 9½ Rthlr.

II. Abthl.: *Sculptur*, mit 630 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Texte in 4to. Brochirt. 7½ Rthlr.

III. Abthl.: *Malerey*, mit 1343 Abbildungen auf 204 Kupfertafeln in Folio, Einleitungen und Texte in 4to. Brochirt. 20¾ Rthlr.

Besonders Architecten ist dieses Werk und namentlich die 1ste Abtheilung zu empfehlen. Es möchte wohl kein ähnliches architectonisches Werk existiren, was auf 73 Kupfertafeln zusammengedrängt die Abbildungen aller berühmten Gebäude jener Kunst-Epoche enthält. Der Preis des Werks ist in der deutschen Ausgabe 5 mal geringer als in der franz. und engl., auch sind in jenen Ausgaben die Abtheilungen nie vereinzelt. Ein vollständiges Inhaltsverzeichniß wird auf Verlangen gratis ausgegeben. Eine ausführliche Würdigung des Werks von unserem Professor *Kugler* befindet sich im Kunstblatt Nr. 40 zum Morgenblatt vom 20sten Mai 1841, worauf wir verweisen.

In der *Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller)* in Berlin sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lisco, Dr. Fr. G., *Das neue Testament* nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luther's. Mit Erklärungen, Einleitungen, einer Harmonie der vier Evangelien, einem Aufsatz über Palästina und seine Bewohner, einem Aufsatz über die Apostelgeschichte, und mehreren Registern versehen. Zum Gebrauch für alle Freunde des göttlichen Wortes, insonderheit für Lehrer in Kirchen und Schulen. *Vierte stark vermehrte und verb. Ausgabe*. 84 Bog. kl. 4. 1842. 2¾ Rthlr.

Inhalt: Einleitung in das neue Testament; von den vier Evangelien überhaupt. I. *Geschichtsbücher*: Die vier Evangelien, jedes mit einer besondern Einleitung; Harmonie der vier Evangelien etc; Zeittafel über die Apostelgeschichte; die Apostelgeschichte mit einer besondern Einleitung. II. *Lehrbücher*: Von den Lebensumständen, der Lehre und

dem Leben des heil. Apostels Paulus; die dreyzehn Episteln des Paulus, jede mit einer besondern Einleitung; von den katholischen Briefen im Allgemeinen; die katholischen Briefe, jeder mit einer besondern Einleitung etc. III. *Das prophetische Buch*: Die Offenbarung St. Johannes, mit einer besondern Einleitung; Palästina und seine Bewohner, ein vollständiger geographischer Abriss. Vom Reiche Gottes, ein Aufsatz, auch eine kurze Kirchengeschichte enthaltend; Verzeichniß der Bücher des neuen Testaments nach ihrer wahrscheinlichen Zeitfolge; Verzeichnisse der Gleichnisse Jesu; Verzeichniß der im neuen Testament erzählten, von Jesu Christo und seinen Jüngern verrichteten Wunder; alphabetisches Sachregister; neu - testamentliches Spruchregister; Nachweisung der Evangelien und Episteln. Ueberdies ist der ganze Text des neuen Testaments mit erklärenden und erbaulichen Bemerkungen versehen.

Lisco, Dr. Fr. G., Die Wunder Jesu Christi, exegetisch - homiletisch bearbeitet. gr. 8. 26½ Bogen. 1836. 1½ Rthlr.

Lisco, Dr. Fr. G., Das christlich - apostolische Glaubensbekenntnis. Ein Hülfsbuch für Lehrer beyrn Katechumenen - Unterricht. kl. 8. 17½ Bogen. 1 Rthlr.

Lisco, Dr. Fr. G., Katechismus der christlichen Lehre. Ein Leitfad für den evangelisch - christlichen Katechumenen - Unterricht mit ausgedruckten Bibelstellen. 6 Bogen. *Zweyte vermehrte Ausgabe*. 1842. ½ Rthlr.

Das Glaubensbekenntnis und der Katechismus gehören zusammen, indem ersteres das Hülfsbuch für den Lehrer, letzterer der Leitfad für den Schüler ist.

Lisco, Dr. Fr. G., Das christliche Kirchenjahr. Versuch einer Entwicklung seiner Idee aus den alten Perikopen. Ein homiletisches Hülfsbuch beyrn Gebrauche der epistolischen und evangelischen Perikopen. (*Die zweyte stark vermehrte und verbesserte Ausgabe* behandelt neben den epistolischen Perikopen auch diejenigen evangelischen Perikopen, die nicht Parabeln oder Wundererzählungen sind, ausführlich, so das diese zweyte Ausgabe, vereint mit den selbstständig erschienenen Werken des Herrn Verfassers über die *Parabeln* und die *Wundererzählungen*, ein vollständiges exegetisch - homiletisches Hülfsbuch über die evangelischen und epistolischen Perikopen bildet.) 2 Bände. gr. 8. 66 Bogen (1 ster Band 37½ Bogen, 2 ter Band 28½ Bogen). 1840. 4 Rthlr.

In der *Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin* ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Holäuser's, Dr. C. W. (Rector an der höhern Bürgerchule in Cüstrin) *Lateinisches Lesebuch* zur

Einübung der in *O. Schulz's lateinischer Schulgrammatik* von Seite 247 — 297 enthaltenen syntactischen Regeln aus den *römischen Classikern* zusammengesetzt. kl. 8. 8 Bogen. Preis 10 ggl.

Das Buch ist vom Hrn. Schulrath *Schulz* selbst lobend anerkannt worden.

In der *Enslin'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin* ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorländer, D. Franz, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. 34 Bogen. gr. 8. Preis 2¼ Rthlr.

Wem es um eine klare rationelle und zugleich religiös - sittliche Auffassung des menschlichen Geistes und Lebens zu thun ist, dem empfiehlt sich dieß Buch. Von einem originellen philosophischen Standpunkte aus sucht der Verfasser zu zeigen, wie der freye Geist in der Einigung u. i Gemeinschaft mit Natur, Welt und Gott alle seine Thätigkeiten in fortschreitender organischer Entwickelung hervorbringt.

Bey *Ed. Anton in Halle* ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte. 5 ter Band. Der neuesten Geschichte 1ter Theil. gr. 8. Preis 2 Thlr 15 Sgr.

Im Verlage von *Duncker und Humblot in Berlin* ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Q. Curtii Rufi

De

Gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo.

Mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, besonders zum Schulgebrauch,

herausgegeben

von

Julius Mützell,

Doctor der Philosophie und Prof. am Königl. Joachimthal'schen Gymnasium zu Berlin.

Zwey Theile. Lexicon - Octav. 67½ Bogen. 4¾ Thlr.

Diese Ausgabe des *Q. Curtius Rufus* ist in der Absicht gearbeitet, eine Lücke in der neueren philologischen Literatur auszufüllen. Die gänzliche Umgestaltung des Textes, welche *Zumpt* vorgenommen hatte, legte dem *Lehrer* fast die Nothwendigkeit auf, das weitschichtige, in kostbaren Werken zerstreute kritische Material mühsam selbst zusammenzufuchen; die vorliegende Bearbeitung überhebt ihn derselben und setzt ihn

in den Stand, über jene Textesrecension zu einem selbstständigen Urtheil zu gelangen; sie bietet ihm außerdem das Material, welches für die sprachliche und sachliche Erklärung erforderlich ist, in der nöthigen Vollständigkeit und in übersichtlicher Weise dar. Insofern die Interpretation dabey auf die Methodik des Schulunterrichts berechnet ist, wird das Buch auch *Schülern* mit Vortheil in die Hände gegeben werden können, namentlich wird Repetition und Privatlectüre durch den Gebrauch desselben gefördert werden. Da nun der Herausgeber auch eine ausführliche Untersuchung über das Zeitalter des Curtius beigegeben hat und die sehr bedeutenden Schwierigkeiten kritischer wie exegetischer Art, welche bey dem Studiren des Werkes sich darbieten, auf eine den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Weise zu lösen bemüht gewesen ist, so wird die Ausgabe im weitern Sinne dem Bedürfnisse des *Philologen, Historikers* und *Geographen* entgegenkommen.

So eben ist bey *Ed. Anton* in *Halle* erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blasius, Prof. E., Handbuch der Akiurgie. III Bdes. erster Theil. Neue Aufl. gr. 8. Preis 1 Thlr. 18 $\frac{3}{4}$ Sgl.

In der *Gerstenberg'schen* Buchhandlung in *Hildesheim* ist erschienen:

Hartmann, Dr. J. F. G., geometrischer Cursus für die oberen Gymnasial-Classen, enthaltend Planimetrie, Stereometrie, ebene und körperliche Trigonometrie, mit vielen Übungsaufgaben. Nebst 7 Figurentafeln. gr. 8. 1 $\frac{3}{4}$ Thlr.

Tegner's Frithjofs Sage von Mohnike Taschen-Ausgabe.

Um den vielfachen Aufforderungen zu genügen, habe ich mich entschlossen, von der bey mir erschienenen, anerkannt trefflichen Uebersetzung der

Esaias Tegner'schen Frithjofs Sage
von *G. Mohnike*,

nach der *vierten verbesserten Auflage*
eine

Taschen-Ausgabe

mit erklärendem Wortregister

in dem jetzt allgemein beliebten *Schiller-Format* zu veranstalten und ist solche für den äußerst billigen Preis von 9 *Ggr.* durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Die bisher einzeln, oder als 3r Band der *sämmtlichen Tegner'schen Gedichte* gelieferte Aus-

gabe in 8. mit Anmerkungen, ist auch ferner für den Preis von 1 Thlr. — und die *einzelnen Gedichte* in 2 Bänden, für 2 Thlr. 12 *Ggr.* durch den Buchhandel zu beziehen.

Leipzig im Novbr. 1841.

Carl Cnobloch.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Wiederherstellung der ersten christlichen Gemeinde als ein Mittel zur Vereinigung der verschiedenen christlichen Parteyen, von *Philadelphos*. Zweyte, vermehrte und größtentheils umgearbeitete Auflage. gr. 8. geh. Preis 8 *Ggr.*

Die erste Auflage dieser interessanten Schrift erschien in Hamburg, und wurde dort und in der Umgegend, ohne durch den Buchhandel verbreitet zu werden, verkauft. — Es wird daher diese zweyte, größtentheils umgearbeitete Auflage auch an anderen Orten den verdienten Beyfall finden, und als zeitgemäßes Erscheinen allgemeines Interesse erregen.

Leipzig im Novbr. 1841.

Carl Cnobloch.

Von dem in meinem Verlage erscheinenden Werke:

Aristotelis opera omnia, quae extant, uno volumine comprehensa. Serie operum rectius constituta, textu accurate emendato et indice rerum locuplete adiecto edidit *Car. Herm. Weise*. 4.

sind ausführliche Ankündigungen und Probeblätter durch alle Buchhandlungen unentgeltlich zu erhalten.

Leipzig im November 1841.

Karl Tauchnitz.

In meinem Verlage erschien kürzlich:

Zeitschrift für Civilrecht und Process. Herausgegeben von *von Linde, Marezoll, von Schröter*. 16n. Bds. 1s. Heft. Ladenpreis des Bandes von 3 Heften Thlr. 2 — oder fl. 3. 36 *Xr.*

Inhalt dieses Heftes:

I. Einige Bemerkungen über das vorzugsweise sogenannte *testamentum posterius imperfectum*. Von *Dr. E. Pfotenhauer* in *Halle*. II. Beyträge zur Erklärung einiger für die Praxis wichtigen Novellenstellen. Von *Prof. Dr. Heimbach* in *Leipzig*

(Fortsetzung). III. Betrachtungen über die Lehre von den Parteyen im Civilproceffe. Von *von Lінде* (Fortsetzung.) IV. Wem liegt bey der Klage auf Alimentation der Beweis ob? Von *H. K. Hofmann*, Advocat in *Darmstadt*.

„Herabgesetzter Preis des 1n. bis 10n Bandes
Thlr. 14 — oder Fl. 25. 12 Xr.“

Giefsen im November 1841.

B. C. Ferber.

Im Verlage unterzeichneter Buchhandlung erschienen soeben:

Stunden der Andacht.

Eine Sammlung der vorzüglichsten religiösen
Dichtungen
zur häuslichen Erbauung
von

Baggesen, Bouterwek, Luise Brachmann, Bube, Bürde, Claudius, Conz, Cramer, Cronegk, Demme, Döhlert, H. Döring, Eberhard, v. Eichendorff, Eisenlohr, Engel, Eschenburg, Falk, de la Motte Fouqué, Agnes Franz, Gellert, P. Gerhard, v. Gerstenberg, Giesecke, Gleim, v. Goethe, Grumbach, Hagedorn, Ida v. Hahn-Hahn, Haller, Hauff, Haug, Haugwitz, v. Herder, Hess, Hölderlin, Hölty, Hohlfeldt, Jacobi, Kannegieser, Luise Karfschin, v. Kleist, Klopstock, Knapp, Th. Körner, Köster, Kosgarten, v. Kotzebue, Krummacher, Langbein, Lavater, Luther, Mahlmann, v. Matthiesson, Moser, Mächler, Münter, Neubeck, Neuffer, Neuhofer, Niemeyer, Nöldecke, Nonne, A. v. Nordstern, Novalis, Oesterlein, Oberbeck, Pfeffel, Ramler, Raubach, Elisa v. d. Recke, Lina Reinhardt, Rese, Rochlitz, R. Roos, Rückert, v. Salis, v. Schenkendorff, v. Schiller, Schink, A. W. v. Schlegel, Fr. v. Schlegel, Amalia Schoppe, Schottin, A. Schreiber, Chr. Schreiber, Schubart, St. Schütze, Seume, Sonnenberg, Spener, Spitta, Grf. v. Stollberg, Chr. v. Stollberg, Strack, Theremin, v. Thümmel, Tiedge, Uhland, Unzer, Ufener, Uz, Voss, Weisse, v. Weissenberg, Wieland, Winkler (Th. Hell), Wihof, Witschel, O. L. B. Wolff, Zachariä, Zollikofer und vielen Anderen.

Supplement

zu den

Aarauer Stunden der Andacht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher, von welchen das erste *Gedichte und Lieder auf alle Tage des Jahres*, das zweyte *für die Tages- und Jahres-Zeiten*, das dritte *für alle Fest- und Feyer-Tage*, das vierte *Gedichte für verschiedene Lagen und Verhältnisse des Lebens* enthält, und gicht auf 24 Bogen, 200 gespaltene Quartseiten, beynahe 600 Gedichte.

Der *höchst billige* Subscriptionspreis ist 18 gGr. oder 22½ Sgr., für welchen das Werk durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.
Jena im October 1841.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

So eben ist erschienen und verfannt:

Kant

und

seine Nachfolger

oder

kritische Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neuern deutschen Philosophie

von

E. S. Mirbt,

aufserordentlichem Professor der Philosophie zu Jena.

Erster Band

1 Thlr. 18 ggr. (22½ Sgr.)

Der Herr Verfasser hat sich nicht damit begnügt, in diesem Werke die Hauptsysteme der neuern Philosophie und ihre Urheber darzustellen und zu charakterisiren, sondern er verfolgt die Entwicklung derselben von Stufe zu Stufe, in das Detail eingehend und alle Schriftsteller berücksichtigend, die nur einigermaßen zu deren Fortbildung beygetragen haben, weshalb wir glauben, dasselbe als das vollständigste und ausführlichste, manches neue Resultat bringende und manche neue Forschung anregende, empfehlen zu können.

Jena im October 1841.

C. Hochhausen's
Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

Aesthetik

der Tonkunst

von

Dr. Ferdinand Hand,

Professor und Geh. Hofrath.

Zweyter Theil

40 Bogen gr. 8. 3 Thlr.

Mit diesem Bande hat nun der Herr Verfasser nach jahrelangem Fleisse ein Werk vollendet, welches eine Lücke in der musikalischen Literatur ausfüllt und gewiss allen Musikern und Freunden der Musik, welche tiefer in diese Wissenschaft und ihre philosophische Begründung eingehen wollen, willkommen seyn wird.

Der erste Theil wurde in vielen kritischen Blättern mit Anerkennung erwähnt und beurtheilt und wir zweifeln nicht, dass sie auch diesem zweyten Bande zu Theil werden wird.

Jena im October 1841.

C. Hochhausen's
Buchhandlung.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1841.

REISEBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Bertrand: *Voyage sur la côte orientale de la mer Rouge, dans le pays d'Adel et le Royaume de Choa, par C. E. X. Rochet d'Héricourt, membre de la société de géographie de Paris cet. 1841.* 439 S. 8. Mit Kupfern und Charten.

Während die meisten Europäer, welche bisher Abyssinien besuchten, zuerst zu dem nördlichen Theile des Landes sich wendeten, wo jetzt die Staaten Tigre und Amhara sich befinden, segelte der Vf. der vorliegenden Reisebeschreibung gleich bis zum Ausgange des rothen Meeres an der Küste Adel, landete hier in dem Flecken Tudschurra, und zog dann in südwestlicher Richtung grades Weges in den südlichen Theil Abyssiens, wo jetzt der Staat Schoa besteht. Daher finden wir in seinem Werke die Beschreibung von Gegenden, die bisher noch sehr wenig bekannt waren. Seit mehreren Jahren haben sich Englische und Französische Reisende in großer Anzahl nach Abyssinien begeben. Sie sagen zunächst gewöhnlich, daß sie im Interesse der Wissenschaft das fremde Land untersuchen wollen; andere äußern sich auch wohl dahin, daß sie dem Lande die Wohlthaten der Europäischen Bildung zu führen wünschen. Wer die Geschichte etwas genauer kennt, weiß, daß aus solchen Reisen die Unterdrückung des besuchten Landes hervorzugehen pflegt. Die Reisen von *Elphinstone* und *Burnes* waren die Vorläufer der Englischen Expedition nach Afganistan und Kabul, und der Sultan von Sakkatu in Afrika äußerte sehr richtig gegen die Englischen Reisenden, recht lieb sey ihm ihr Besuch nicht, weil auf die Englischen Reisenden die Englischen Soldaten zu folgen pflegten; auch sey ihm bekannt, daß die Engländer bereits ganz Indien „aufgefressen“ hätten. Oft beginnen die Europäer ihr Auftreten in jenen Ländern damit, daß sie bitten, ihnen nur eine „kleine Factorey“ in dem Lande zu verstaten,

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

wegen des für beide theile überans vortheilhaften Handels. Nachdem die Factorey angelegt ist, erheben sich bald Zwistigkeiten zwischen ihr und den Eingeborenen. Die Eingeborenen denken, daß sie die rechtmäßigen Besitzer ihres Landes sind, und daher auch das Recht haben, die zudringlichen und anmaßenden Fremdlinge wieder wegzujagen, wenn sie sich durch sie verletzt fühlen. Dann aber erklärt die Europäische Aufklärung, solche Barbarey, daß Nichteuropäer gegen Europäer Recht haben wollten, könne nicht geduldet werden, und es erscheint eine Europäische Expedition, welche die bedrohte Factorey in Schutz nimmt, ein Stück Landes dort erobert, und ein Fort erbaut. Nun reden die Fremdlinge dort schon aus einem höheren Tone, und mischen sich in die Regierung des Landes. Der einheimische Fürst meint immer noch, er sey der rechtmäßige Regent seines Landes, und widersetzt sich den Plänen der Fremdlinge. Dann erfolgt eine größere Europäische Expedition, welche sich des Landes bemächtigt, und den Eingeborenen nur das Glück läßt, bey den Europäern die Rolle der Bedienten zu übernehmen. Allmählich erlöscht auch wohl der Stamm der Eingeborenen spurlos, der freylich dann mit seinem Leben nicht viel mehr zu verlieren hat. Ein von einem fremden, überlegenen Stamme unterjochtes Volk gelangt nicht zu höherer Bildung, sondern verdirbt allmählich. Diefs ist die Geschichte aller Europäischen An siedelungen in America, Africa und Asien gewesen. Man kann es daher nichteuropäischen Staaten nicht sehr übel nehmen, wenn sie die zu ihnen kommenden Europäischen Reisenden mit Mißtrauen aufnehmen, und allen Verkehr mit den Europäern möglichst zu verhindern suchen. Diefs ist das einzige Mittel zur Erhaltung ihrer Selbstständigkeit und ihrer Existenz. Hätte nicht Japan in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts alle dort hingekommenen Europäer vertilgt, und sich seitdem gegen das Ausland auf das Strengste verschlossen, so wür-

den längst die Europäer die Herren und Bewohner Japans seyn. China empfindet die Folgen davon, daß es, wenn auch nur in beschränktem Mafse, den Verkehr mit den Europäern gestattete. Auch Abyssinien hat bereits einmal diese Erfahrung gemacht, und sich daher im siebzehnten Jahrhundert der Europäer durch eine gründliche Cur entlediget, worauf die Eingeborenen den Lobgesang anstimmten: „Hallelujah, die Schafe Abyssiniens sind gerettet vor den Wölfen des Abendlandes!“ Die Schuld des damals durch Europäer über Abyssinien gebrachten Unheils darf man grade den Jesuiten nicht beymessen. Denn ob Jesuiten sich dort einnisten, oder Englische Kaufleute, oder Französische Liberale, bleibt sich in Ansehung der Folgen für die Einwohner ganz gleich. Immer gerathen sie unter das Joch der Europäischen Eindringlinge, und verlieren die einem Volke nothwendigsten Güter. Mancher Reisende unternimmt seine Reise gewiß in unschuldiger, vielleicht selbst in wohlwollender Absicht; aber die Folgen dieser Reisen für das Land bleiben immer dieselben. Des von dem Reisenden Erforschten und Berichteten bemächtigen sich sogleich Europäische Politik und Habfucht.

Hr. *Rochet* hält mit seinen politischen Absichten nicht zurück. Er versichert, es sey sein Hauptbestreben gewesen, dem Könige *Sahle Sellasi* von Schoa, welcher einen kräftigen und wohlgeordneten Staat zu besitzen scheint, einen möglichst hohen Begriff beyzubringen von der *grandeur de la France*, und von den Segnungen, welche Abyssinien aus der Anknüpfung eines Verkehrs mit Frankreich schöpfen würde. Er erklärt, es liege ihm Nichts mehr am Herzen, als die Ansiedelung einer ansehnlichen katholischen Mission in Schoa. Er ließ sich vom dortigen Könige Schreiben und Geschenke an Ludwig Philipp mitgeben, und versprach, dafür zu sorgen, daß bald eine gehörige Sendung aus Frankreich anlange. Als er auf seiner Rückkehr in die Nähe von Suez kam, fand er dort bereits drey andere Franzosen vor, die Hn. *Gallinier*, *Feret*, und *Roger*, Officiere im königl. Französischen Stabe, welche auf dem Wege nach Abyssinien sich befanden, und von der Französischen Regierung abgefendet waren. Aber werden die Engländer, welche unweit der Abyssinischen Küste, zu Aden in Arabien, bereits eine feste Burg inne haben, es dulden, daß Französischer Einfluß in Abyssinien sich festsetze? Gewiß werden sie

Alles aufbieten, um die Ausbreitung desselben dort zu verhindern, und sie pflegen in solchen Unternehmungen mehr Geschick und Glück zu haben, als die Franzosen. Hr. *Rochet* ward von dem Könige von Schoa mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, und machte sich dem Könige angenehm dadurch, daß er, als Chemiker, ihm eine Pulvermühle anlegte. Er entwirft von dem Charakter der Abyssinier kein so düsteres Bild, wie manche andere unserer neueren Reisenden uns geliefert haben. Er verkennt ihre Fehler nicht, fügt aber hinzu: Die Aethiopier genießen bey den alten Schriftstellern bekanntlich eines guten Rufes; ihre Nachkommen, die heutigen Abyssinier, können ihn noch in Anspruch nehmen. Der Abyssinier ist mehr ruhig und überlegt, als lebhaft. In seinem Betragen hat er eine solche Feinheit und Gewandheit, daß ein Amhara-Abyssinier aus den vornehmeren Ständen in der gebildetsten Europäischen Gesellschaft ganz an seiner Stelle seyn würde. Der Abyssinier ist arbeitfam und geschickt zu allerley Arbeit; er geht früh zu Bette, und steht um vier Uhr Morgens auf. Der Landmann und der Ackersmann arbeiten den Tag über bis fünf Uhr Abends; um Mittag wird nur einige Minuten geruht, und etwas Unbedeutendes genossen. Mäsig sind sie in hohem Grade; ihre Mahlzeiten finden Statt Morgens vor der Arbeit, und Abends nach Vollendung derselben. Sie lieben die Reinlichkeit, waschen sich oft, putzen Haare und Zähne täglich. Leibesübungen lieben sie sehr, und wetteifern zu Ross mit den geschicktesten Reitkünstlern Europas. In den Wissenschaften sind sie unerfahren, lieben aber ihre vaterländische Literatur und Dichtkunst. Sie haben Volksdichter, welche mehrere Stunden hinter einander Verse aus dem Stegereife sprechen. Auch der jetzige König *Sahle Sellasi* ist Dichter. Der Abyssinier ist von schönem Leibesbau, schlank, kräftig, hat große schwarze funkelnde Augen, und die regelmässige Stirn beschattet dichtes Haar, welches in tausend krausen Löckchen ringsum herabfällt. *Rochet* schätzt die Einwohnerzahl des Reiches Schoa auf ungefähr anderthalb Millionen; die grössere Hälfte besteht aus *Gallas*, welche Heiden sind; die kleinere Hälfte bilden die *Abyssinier*, welche meistens Christen sind; ein kleiner Theil derselben ist mohammedanisch.

Am 1 Juny 1836 verließ *Rochet* den Hafen von Moka in Arabien auf einem Fahrzeuge von *Tudschurra* auf der Abyssinischen Küste, und traf am 4 Juny in

Tudschurra ein. Diefs ist ein Flecken von 500 Einwohnern, unter einem Sultan Mohammed stehend, auf einer dürrer, öden Küste liegend, am Fusse ebenso dürrer, vulcanischer Berge. Die ganze Gegend ist gleichsam ein Bild des Todes, und völlig dazu geeignet, in dem Gemüthe des dort anlangenden Reisenden die düstersten Gedanken zu wecken. Die Einwohner gehören zum Stamme der Danakilen, und sind Mohammedaner. *Rochet* ward dort freundlich aufgenommen, erhielt jedoch gleich die Nachricht, dafs es in der damaligen dürrer Jahreszeit unmöglich sey, die Reise von dort nach Abyssinien zu unternehmen; er müffe warten, bis die Regenzeit eintrete. Er blieb also in Tudschurra bis zum 3 August. Die Hitze stieg dort im Durchschnitt auf 33° Reaumur, und an einzelnen Tagen bis zu 48°. In Gesellschaft einiger Begleiter von Tudschurra schlug er nun den Weg nach dem Königreiche Schoa ein, und zwar in der Richtung auf Südsüdwest. Jeden Abend ward er in den Stunden von sieben bis neun Uhr von den heftigsten Gewitterregen durchnäßt; die Kleider zog er vorher immer aus, um sie trocken zu erhalten; nach neun Uhr funkelten am entwölkten Himmel die Sterne mit blendendem Glanze. Aber das Geheul der Jangülas oder Hyänen, der Leoparden und Löwen beunruhigte oft die Nacht. Je mehr man sich der Gränze Schoas nähert, desto fruchtbarer wird die Gegend. Am 28 September, nach einem Marsche von 100 Lieues, erreichte *R.* Tiannu, das erste Dorf jenes Reiches, welches zur Provinz Efat argüba gehört. Bis dahin hatte er sich in dem Lande befunden, welches wir das *Königreich Adel* zu nennen pflegen; es bildet keinen zusammenhängenden Staat, sondern ist unter kleine Häuptlinge der Danakilen getheilt.

Von Tiannu gelangte *R.* in einigen Tagen nach den Städten Angolola und Angobar, welche die gewöhnlichen Residenzörter des Königs von Schoa sind. In Angolola traf er diesen an, und ward sogleich zu ihm geführt. Es war schon Abend. Die Wohnung des Königs besteht aus mehreren grösseren Häusern auf einem Hügel. Vor denselben liegen drey geräumige, mit hohen Pallisaden geschlossene, Höfe, welche man durchschreiten muß. Diese Höfe waren mit Soldaten, Befehlshabern und Beamten dicht gefüllt, durch welche *R.* sich durchdrängen mußte. Sie bezeugten über diesen Ankömmling grofse Verwunderung. Aus

dem dritten Hofe ward *R.* durch einen Officier abgeholt, und vor den König geführt. Dieser befand sich in einem grofsen kreisförmigen Saale, und safs auf einem Throne, vom Eingange rechts. Um ihn her in einiger Entfernung standen ungefähr 300 Männer, wovon 200 in ihren Händen ungeheure Fackeln hielten. Es herrschte ein solcher Lichtglanz im Saale, dafs *R.* ganz geblendet ward. Die Versammlung beobachtete das tiefste Stillschweigen, und bildete eine Hecke, um den Ankömmling zum Könige hintreten zu lassen. Der König erhob sich, und drückte *Rochet's* beide Hände. Er war 45 Jahre alt, wohlgebaut, mit mildem Ausdruck im Gesicht, gekleidet in ein weisses Gewand, dessen Säume roth eingefasst waren. Nachdem er sich nach des Reisenden Wohlergehen erkundiget, lenkte er die Unterhaltung auf Frankreich, und sagte, wie wenigstens *Rochet* uns versichert: *La nation françoise est une de celles, que j'aime et que j'honore le plus.* In welcher Weise diese Unterhaltung geführt ward, ob mit Hülfe eines Dolmetschers, oder in welcher Sprache, darüber erfahren wir nichts. In wie weit *Rochet* der Landesprache, oder des Arabischen, mächtig gewesen, darüber schweigt er gänzlich, wie die meisten Reisenden diefs zu thun pflegen; denn in der Regel verstehen sie wenig von den Sprachen jener Länder, wollen diefs aber nicht gern ihren Lesern in Europa sagen. Der König befahl endlich, den Reisenden in das ihm bereitete Quartier zu führen. Acht Männer mit brennenden Fackeln brachten ihn in ein geräumiges Haus, welches gleichfalls nur einen einzigen runden Saal enthielt. Der Boden war mit frisch gemähtem Grase und Kraute bestreut. An den Wänden hing eine grofse Anzahl Schilde von Flußpferdleder mit Silber beschlagen, anderthalb Fufs im Halbmesser haltend. In der Mitte des Saales stand ein grofser Tisch, zwey Fufs hoch, und auf demselben fünf Schüsseln mit verschieden zubereitetem Fleische, zwey Töpfe voll trefflichen Honigs, ein Korb voll Bananen, welche einen köstlichen Duft aushauchten, zwey Töpfe mit Hydromel, und ein Korb mit Brod. Die Fleischgerichte waren so fürchterlich gepfeffert, dafs sie dem Reisenden den Gaumen verbrannten; desto besser schmeckten ihm der Honig und die Bananen. Unweit des Tisches auf einem eisernen Herde brannte ein grofses Feuer. Die acht Begleiter standen um den Tisch her, die brennenden Fackeln in der Hand. Diese

Fackeln bestehen aus baumwollenen Tüchern, welche mit Wachs getränkt und dann zusammengerollt sind, so daß sie eine armdicke Stange bilden. Ein außerordentlicher Glanz sprüht aus diesen Riesenfackeln hervor, und spiegelte sich in den hell polirten Schilden, welche an den Wänden hingen. Der ganze Saal flammte von Licht; *Rochet's* Augen waren geblendet; sein Blut kochte ihm in den Adern, und der Kopf wirbelte ihm. Die Anstrengungen der Reise hatten seine Kräfte erschöpft, und endlich sah er sich nun am Ziele seiner Wünsche. Seit zwey Monaten hatte er nur auf dem nackten Felsen geruhet, unter dem Geheule der Hyänen; jetzt sah er ein einladendes Lager von baumwollenen Decken vor sich, und säumte nicht, sich demselben anzuvertrauen.

Der König Sahle Sellassi bewies ihm fortwährend die ausgezeichnetste Güte, und hörte aus *Rochet's* Munde mit großer Theilnahme die Nachricht von dem Tode eines anderen Französischen Reisenden, Mr. *Duffey*, welcher nur vor Kurzem den König verlassen hatte, reich von ihm beschenkt, und auf der Arabischen Küste gestorben war. *R.* mußte dem Könige auch die Französische Verfassung aus einander setzen: der König tadelte daran, daß durch die Verhandlungen in den Kammern und in den Zeitungen die Mafsregeln, welche die Regierung vorbereite, zu schnell veröffentlicht würden, während doch oft das Gelingen der Mafsregel nur durch rasches und selbstständiges Handeln herbegeführt werden könne. Auch die Beschreibung der Dampfmaschinen hörte er mit großem Interesse an. Zum Besuche bey Sahle Sellassi, welcher Christ ist, befand sich damals der Bruder des Räs Ali, jetzigen Königs des Reiches Gondar, welches den mittleren Theil Abyssiens einnimmt; Räs Ali, ein junger Mann von wenig festem Charakter, welcher sich öfters Rath bey Sahle Sellassi holt, liefs diesem nämlich anzeigen, er habe sich aus politischen Beweggründen entschlossen, vom Christenthume zur Mohammedanischen Religion überzugehen. Sahle Sellassi liefs ihm darauf sagen, solches möge er unterlassen. Inzwischen hat Räs Ali einigen Nachrichten zufolge seinen Entschluß dennoch ausgeführt. *Rochet* traf in Angobar den dort angesiedelten Englischen, methodistischen Missionar Mr. *Graph*; er sagt, der König habe diesem Missionar den Aufenthalt dort ver-

stattet, übrigens aber ihn nicht gern gesehen. Nach einigen Tagen lud der König *Rochet* ein, ihn auf einem Zuge nach dem Ufer des Nil zu begleiten, den sie in acht Tagen erreichen würden. Gern nahm der Reisende dieses Anerbieten an.

Am 23 October um sieben Uhr Morgens stellten sich 500 mit Flinten bewaffnete Infanteristen vor den Pallast, und bildeten eine Hecke, um den König zum Heere hin zu begleiten. Um acht Uhr ertönte die Musik, die Thore öffneten sich, und Sahle Sellassi erschien unter seinen Kriegern. Er bestieg ein schönes Maulthier mit reichem Geschirr. Ueber seinem Gewande trug der König ein Löwenfell, und hatte ein äußerst kriegerisches Ansehen. Er begab sich nun vor die Fronte des aufgestellten Heeres, welches aus zwanzigtausend Reitern bestand. Hinter dem Könige ritten zwölf Stallmeister mit silberbeschlagenen Schilden und Lanzen bewaffnet; hinter den Stallmeistern ritten sechs Geistliche, an ihren Turbanen kenntlich, unter ihnen der Beichtvater des Königs. Zur Rechten des Königs befanden sich zwanzig Musiker, Sänger und Sängerinnen, zur Linken vierzig Paukenschläger auf Maulthieren. Dreyhundert Schritte vor dem ganzen Zuge trabte ein kleines Pferd, von einer Abtheilung Infanteristen umgeben; es trug einen Korb, in welchem, von einem rothen Tuche bedeckt, sich die Evangelienbücher der drey Hauptkirchen Angobars, St. Maria, St. Marcus und St. Michael befanden. Es war ein glänzender Anblick, als diese zahlreiche Reiterey sich in Marsch setzte. Die Sonne strahlte hell. Die blitzenden Lanzenspitzen, welche nach den verschiedenen Bewegungen der Rosse sich bald senkten, bald hoben, bildeten eine lange feurige Linie, welche über zwey Lieues lang war. Die weißen Gewänder der Reiter stachen hell ab von dem lachenden Grün der Fluren. Die Vögel und das Wild wurden in zahllosen Schaaren aufgeschreckt. *Rochet* erklärt, der Marsch dieser Abyssinischen Reiterey habe sich viel schöner und malerischer ausgenommen, als die Truppenbewegungen der glänzendsten Paraden Europas. Gegen Abend ward das Lager aufgeschlagen, und die Trompeten riefen die Befehlshaber und Beamten zum Mahle.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1841.

REISEBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Bertrand: *Voyage sur la cote orientale de la mer Rouge, dans le pays d'Adel et le Royaume de Choa*, par C. E. X. Rochet d'Héricourt cet.

(Befchluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Diese Mahlzeiten wurden immer in folgender Ordnung gehalten. Zuerst traten die Oberbefehlshaber ein, stellten sich in einer Linie vor dem Könige hin, grüßten ihn mit einer leichten Verbeugung, und setzten sich dann um die Tafel, wo zahlreiche Aufwärter sie bedienten, und ihnen den Hydromel in gläsernen Pokalen, welche *Birilles* heißen, einschenkten. Nach beendeter Mahlzeit erhoben sie sich, und stellten sich im Saale an den Wänden umher. Die Trompeten ertönten, und die zweyte Gesellschaft, bestehend aus den Unterbefehlshabern, trat ein, grüßte den König, und setzte sich um die von Neuem gefüllte Tafel; ihnen ward der Hydromel in Bechern von Horn gereicht. Nachdem sie gespeiset, entfernen sie sich, und die Trompeten ertönen aufs Neue. Die dritte Gesellschaft tritt ein, bestehend aus Soldaten, Arbeitern und anderen Leuten geringeren Standes; auch diese grüßen, und werden eben so reichlich bewirthet wie die übrigen. Nachdem auch diese sich entfernt haben, bleibt der König noch mit den Befehlshabern einige Zeit im Saale. Auch in der Residenz, wenn der König zu Hause ist, werden diese Mahlzeiten täglich in dieser Ordnung gehalten. Die Tafel bildete ein Kreuz, dem die obere Spitze fehlt. Riesengroße Schüsseln mit Fleisch stehen darauf, welches alles im höchsten Grade gepfeffert ist, und wenig gahr; mitunter wurden auch ganz frisch geschlachtete Rinderkeulen roh aufgetragen, deren Fleisch gleichfalls in Piment getunkt wird. *Rochet* vermochte nicht über ein Paar Bissen davon herunter zu bringen. Getrunken wird blos Hydromel, welcher perlt dem Champagner ähnlich. Die Gäste setzen sich auf den mit fri-

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

schem Grafe bestreuten Boden, mit untergeschlagenen Beinen wie die Türken, da die Tafel nur zwey Fufs hoch ist. Die Speisen werden durch weibliche Sklavinnen des Königes herbegetragen, aber durch männliche bey den Gästen umhergereicht. Jeder legt seine Portion auf einen vor ihm liegenden flachen Brodtkuchen, der als Teller dient, zerschneidet das Fleisch mit einem Messer, tunkt die Stücke in eine gepfefferte Brühe, und führt sie mit den Fingern zum Munde. Der König sitzt auf dem Throne und sieht der Mahlzeit blos zu. Sänger und Sängerinnen stimmen laut ihre Lieder an, Trompeten und Hörner erklingen, so daß ein furchtbares Getöse im Saale erschallt. Der Vf. sagt, er habe sich immer lebhaft unter die homerischen Schmäufe versetzt gefühlt, bey denen auch die Könige, die Hirten der Völker, den Vorsitz führten. Morgens um sechs Uhr hält der König die Gerichtssitzung, und beginnt mit ihr die Reihe seiner Tagesgeschäfte.

Am 30 October erreichte das Heer des Königes den Strom *Abayl* oder *Nil*, im Gebiete des Stammes *Dgerso Daga*. Er floss von Nordost nach Süden, durch ein reich grünendes Land, welches zwey Gebirgsketten einengten. Die Tiefe betrug drey bis vier *Mètres*, die Breite sechszig bis siebenzig. Hohe Bäume beschateten seine Ufer; er floss sehr langsam, und hatte eine gelbliche Farbe von dem thonigen Boden. Der Fluß bildet dort die Gränze zwischen dem Reiche *Schoa* und der Provinz *Kodgeam*, welche wenigstens dem Namen nach zum Reiche *Gondar* gehört. Der König erlaubte daher nicht, daß *Rochet* auf das jenfeitige Ufer hinüberginge. Es hatten sich nun gegen 3000 Reiter vom Volke der *Gallas* mit dem Heere vereinigt. Sie sind nach und nach von Südwesten her in *Abyssinien* eingedrungen, und nach *Rochet's* Schilderung ein sehr schöner Menschenschlag, schlank, mit hoher Stirne, Adlernase, wohlgeschnittenem Munde, kupferbrauner Farbe, und einem edlen Ausdruck im Gesicht; das Haar schwebt in kleine Zöpfe geflochten

um den Kopf, und giebt ihnen ein zierliches Ansehen. Sie sind ebenso gewandt als unerschrocken im Kampf, und arbeitfame Landbauer. Ihre Frauen sind eben so zierlich und hübsch wie die der Arabischen Beduinen. Sie bilden in jener Himmelsgegend Afrikas das größte und mächtigste Volk. Sie verehren nur einen Gott, sind aber sehr abergläubisch. Der Marsch von Angolola zum Nil betrug 42 Lieues.

Als die gewöhnlichsten Krankheiten, welche bey den Abyssiern vorkommen, nennt R. die *Lepra*, die *Luftseuche*, und den *Bandwurm*, und beschreibt zugleich ein dort gegen den Bandwurm gebräuchliches Radicalmittel. Die Zahl der mit der Lepra Behafteten ist übrigens nicht groß; der Vf. leitet dieses Uebel davon her, daß die Abyssinier sich jedem Einflusse des Climas fast ohne irgend eine Vorsicht aussetzen, und viel fast rohes und übermäßig gepfeffertes Fleisch genießen. Sie behandeln die Lepra mit Arsenikschwefelpulver, und es gelingt ihnen öfter, damit die Wunden und Geschwüre zu heilen. Die Luftseuche zeigt sich nur in den mildesten Gestalten; öffentliche Buhlerinnen giebt es dort nicht. Ueber den Bandwurm sagt er Folgendes: „Alle Abyssinier ohne Unterschied werden vom Bandwurm ergriffen. Es kommt dies ohne Zweifel daher, daß sie die im höchsten Grade gepfefferten Speisen im Uebermase genießen, und ebenso das Brod von Tefel, welches sehr zum Schimmeln geneigt ist. Glücklicherweise hat ihnen die Natur zugleich das Heilmittel gegen diese Krankheit gegeben, nämlich die *Blume des Couso*. Vom vierten Jahre an nehmen die Kinder dieses Mittel ein. Man trocknet die Blüten des Cousobaumes stark in der Sonne, nimmt davon vier Gros, und zerstößt oder zerreibt es zu Pulver. Das Pulver wird in ein halbes Litre kaltes Wasser gerührt, und diesen Trank nimmt man mit einem Zuge zu sich. Anderthalb Stunden hernach erfolgen Stuhlgänge; die beiden ersten führen Stücken des Wurmes ab; der dritte bringt den Wurm als Kugel zusammengerollt mit; doch bleibt der Kopf gewöhnlich zurück im Leibe des Patienten. Nachdem der Wurm soweit abgegangen, nimmt man ein Viertellitre lauwarmes Wasser, um den Couso auszubrechen. Gewöhnlich nehmen mehrere Abyssinier gemeinschaftlich diese Cur an sich vor, und man wiederholt die Cur alle zwey Monate. Einst hatten drey meiner Bedienten ihre Cur abgehalten; jedoch war

der Kopf des Wurmes bey ihnen geblieben. Ich gab ihnen daher fünf Stunden nach dem Wegbrechen des Couso nochmals einen Trank mit drey Gros desselben Heilmittels. Zwey dieser Leute hatten nun noch drey Stuhlgänge, und bey dem zweyten Stuhlgange kam der Kopf des Wurmes heraus; der dritte Bediente hat vier Stuhlgänge, und mit dem dritten Stuhlgange erfolgte der Kopf des Wurmes. Folglich ist das Mittel radical. Seit meiner Rückkehr nach Europa habe ich den Couso mehrere Male in derselben Weise angewendet, und stets mit dem vollkommensten Erfolge.“ Unfre Hn. Aertzte und Apotheker werden dieses gewiß beachten.

Am 2 März 1840 verließ *Rochet* den freundlichen Fürsten Sahle Sellassi, reich beschenkt, und zog mit einer Caravane zurück an die Küste des rothen Meeres nach Tudschurra, ungefähr denselben Weg, den er gekommen war. Am 9 April traf er in Tudschurra ein, mußte sich aber nach dem benachbarten Hafen Zeila begeben, um hier ein Fahrzeug zu finden. Zeila ist eine größere und besser gebaute Stadt als Tudschurra. Am 2 Mai gelangte er nach Aden in Arabien, wo er die Englische Besatzung, aus 2000 Mann Indischer Truppen bestehend, in einem traurigen Zustande vorfand; die Fieber und die Krankheit von Jemen rafften die Mannschaft unaufhörlich fort. Vor die Thore der Stadt hinaus darf sie sich nicht wagen, da die benachbarten Araber im beständigen Kriegszustande gegen die Besatzung sich befinden. Er gelangte wohlbehalten nach Paris, und übergab ein Schreiben von Sahle Sellassi an Ludwig Philipp. Angehängt sind Wörterverzeichnisse der Amharasprache und Gallasprache.
G. K.

K I R C H E N G E S A N G.

- 1) STUTTGART, b. Liefching: *Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus Herрман und Ambrosius Blaurer*. Von Dr. K. E. P. Wackernagel. 1841. XXXVI u. 894 S. 4. (6 Thlr.)
- 2) STUTTGART, in der Metzler'schen Buchhandlung: *Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts geschöpft*

und zum heutigen Gebrauch eingerichtet, zugleich als Versuch eines Normal- oder Allgemein-Choralbuchs. Unter Mitwirkung Mehrerer herausgegeben von G. Freiherrn von Tucher. 1840. 60 S. 4. (16 Ggr.)

Es ist sehr erfreulich, daß neben den praktischen Bemühungen um Verbesserung des Kirchengesanges, welche leider nur zu oft — was die Texte der Lieder betrifft — aus engherzig dogmatischen Rücksichten und — was das Musicalische anlangt — aus falscher Ueberschätzung moderner Musik kleinlichen Einseitigkeiten huldigen, die alten Kirchenlieder auch aus rein historischem Interesse zum Gegenstande tief dringender Forschung gemacht werden. Doppelt hoch sind solche historische Untersuchungen anzuschlagen, wenn ihnen der Wunsch beywohnt, der Gegenwart nicht bloß wissenschaftlichen, sondern auch praktischen Nutzen zu bringen. Die beiden hier kurz zubesprechenden Werke verfolgen neben einer historischen auch eine praktische Tendenz, weshalb Rec. namentlich die Geistlichen auf dieselben aufmerksam machen möchte.

Was das Werk des Hn. Dr. *Wackernagel* betrifft: so könnte einer oberflächlichen Betrachtung eine Sammlung alter Kirchenlieder unnöthig zu seyn scheinen, da ja die Werke von *Bunfen*, *Knapp* u. Anderen sich einer besonderen Vollständigkeit rühmen. Genügen denn aber diese? Dem Historiker können sie nicht genug seyn: denn jene Sammler kannten und benutzten nur secundäre Quellen; Gesangbücher größtentheils aus dem vorigen Jahrhundert, in denen die Lieder schon sehr corrumpt erscheinen. Ueber die versuchten dichterischen Verbesserungen wollen und können wir hier nicht aburtheilen. Die Wissenschaft und namentlich die Geschichte macht an solche Sammlungen höhere Anforderungen, als *Bunfen* und *Knapp* befriedigt haben. Den im Norden und Süden des protestantischen Deutschlands niedergesetzten Gesangbuchmachenden Commissionen liegen vor Allem nur enge dogmatische, selten einmal auch ästhetische, am allerwenigsten aber historische Bedürfnisse am Herzen. Die Befriedigung der dogmatisch kirchlichen hemmt aber nothwendig jede freye historische Anschauung. Und so wäre uns denn über allem Verbessern und Verwässern der Kirchenlieder das Ursprüngliche je länger je mehr verloren gegangen, was, wenn es unsere Dog-

matiker und Poeten auch nicht gerührt, doch den Historiker geschmerzt haben würde.

Hr. *Wackernagel* hat nun das unbestreitbare Verdienst, die ursprüngliche Form der alten Kirchenlieder in seiner Sammlung wieder hergestellt zu haben. Er hat damit eine mühevoll und schwierige Aufgabe gelöst: denn gerade der Zeitabschnitt, über welchen seine Sammlung sich verbreitet, ist — was das Kirchenlied betrifft — einer der dunkelsten bisher gewesen. Was bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an geistlichen Liedern in der protestantischen Kirche vorhanden war, wollte Hr. *W.* in der ursprünglichen Form möglichst vollständig geben. Ihm konnte es daher nicht genug seyn, die Lieder eines *Luther*, *Michael Weifs* und Anderer aus Gesangbüchern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zusammenzustellen: er mußte vielmehr die ältesten Gesangbücher unserer Kirche, die bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erschienenen, sich verschaffen. Und dies hat Hr. *W.* mit seltener Ausdauer gethan. Das gegebene Verzeichniß der Quellen möchte wohl zur Vollständigkeit der Gesangbuchsliteratur wenige Einschaltungen dulden. Die Ulmer Quartausgabe des Gesangbuchs der Brüder in Böhmen vom Jahre 1538, welche Hr. *W.* in einem ihm in Berlin gezeigten titellosen und mehrfach defecten Exemplare gesehen zu haben meint (S. 749), hätte er auf der Herzogl. Bibliothek in Gotha vollständig und gut erhalten antreffen können, wofelbst sich auch die Ausgabe vom J. 1539 befindet. Die erste höchst seltene Ausgabe der Böhmischn Brüdergesänge vom Jahre 1531 (Rec. erinnert sich im Augenblicke nicht genau des Druckortes) hat Hr. *W.*, wie es scheint, nicht gekannt, obgleich dieselbe an zwey Orten zu bekommen ist. Von den verschiedenen Leipziger Ausgaben der Lutherischen Lieder ist Hn. *W.* die von 1559 auch wohl entgangen. Ebenso vermißt Rec. die Ausgabe von Luther's geistlichen Liedern, welche 1569 zu Frankfurt an der Oder erschien. Hr. *W.* würde diese seltenen Sachen ebenfalls in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha gefunden haben. Was die Anordnung der Lieder betrifft, so sind die der Lutherischen und reformirten Kirche geschieden; auf die chronologische richtige Zusammenstellung ist die größte Aufmerksamkeit verwandt. Es wäre wirklich zu wünschen gewesen, daß in dieser sonst so vortreflichen Sammlung auch alle Lieder, welche bis um die Mitte

des 15 Jahrhunderts bekannt waren, aufgenommen wären. Rec. vermifst namentlich ungern mehrere wirklich ausgezeichnete Lieder aus den Gesangbüchern der Böhmischn Brüder. Sollte Hr. W. sich nicht entschließen, einen Supplementband noch nachzuliefern? Vollständigkeit ist neben diplomatischer Genauigkeit ein Hauptrequisit aller Sammlungen.

Nun zum zweyten Werke:

Hr. Baron *von Tucher* ist dem musicalischen Publicum bereits durch Herausgabe der „Kirchengänge der berühmtesten älteren Italienischen Meister“ als Kenner classischer Tonwerke rühmlichst bekannt. In dem hier zu besprechenden Werke verfolgt er andere Zwecke, als in seinem früheren. Wie Hr. *Wackernagel* sich die Erforschung der ursprünglichen Form der geistlichen Liedertexte, so hat Hr. v. *T.* sich die Ausmittlung der ursprünglichen Melodienformen der Kirchenlieder mit ihren verschiedenen Stimmführungen zur Aufgabe gemacht. So wie die Melodien in den ersten protestantischen Gemeinden gesungen wurden: so sollen — das wünscht Hr. v. *Tucher* — sie wieder in unserer Zeit in den Kirchen ertönen. Denn in der schlechten Veränderung, welche *alle* — man darf dies getrost behaupten — Kirchenmelodien erlitten haben, liegt der Grund, warum unser Kirchengesang unschön und nur von geringem Einfluß auf das religiöse Leben ist. Der Hr. Herausgeber verspricht deshalb ein Normal-Choralbuch zu geben, in welchem die Melodien ganz getreu, die Harmonien aber nur da verändert erscheinen, wo unser musicalisches Gefühl nothwendig eine Aenderung verlangt. Der Vorläufer jenes Allgemein-Choralbuches ist das hier anzuzeigende Werk, welches außer einer wichtigen Einleitung 42 alte Kirchenlieder zur Probe bietet. Rec., welcher von ganzem Herzen mit Hn. *von T.* sich einverstanden erklärt, wünschte freylich vor allen Dingen zum Gelingen des ganzen Unternehmens dem Herausgeber in der Behauptung beystimmen zu können: daß heutiges Tages „so sehr viel“ über Verfall unseres evangelischen Kirchengesanges geklagt werde. Leider aber ist dem durchaus nicht so! Eine solche Klage würde Einsicht in den traurigen Zustand unseres Kirchengesanges voraussetzen, und ein Verständniß der mit vollem Rechte von Wenigen hierüber erhobenen Klagen mit sich füh-

ren, wodurch das nur Einzelnen nöthig scheinende Bedürfniß einer Reform unseres Choralgesanges zu einem allgemeinen Bedürfnisse erhoben, und eine noththuende Abhülfe in Aussicht gestellt würde. Allein wie steht es um diese Einsicht? Das Volk trägt freylich mehr richtigen Sinn für das Kunstschöne in sich, als Viele sich einbilden: er liegt jedoch bey ihm in einer natürlichen Unmittelbarkeit, die keiner Reflexion fähig ist. Nur von dem intelligibelen Theile der Gesellschaft können also jene Klagen ausgehen, von denen der Herausgeber redet. Sehen wir näher zu! die Musikverständigen von Profession — sie schreiben ja Choralbücher in Menge; Beweis genug, daß sie von der Unzulänglichkeit des heutigen Choralgesanges überzeugt, eine Reform desselben thätig betreiben. Es ist dagegen nur zu erwidern, daß in der Masse moderner Choralbücher die *harmonische* Bearbeitung zur Hauptsache gemacht, dagegen die *Melodien*, deren Verunstaltung die wahre Unschönheit unseres Kirchengesanges herbeygeführt, unverändert so gelassen werden, wie wir sie aus den Händen des vorigen Jahrhunderts schon verschlechtert erhalten haben. Die Geistlichen unserer Tage scheinen zu sehr vergessen zu haben, daß *Luther* „nach der Theologie der Musica den nächsten Locum und höchste Ehr“ zutheilte, um in unseren erbärmlichen Kirchengesang eine Einsicht zu haben! Wo sollen wir bey diesem Zustande der Dinge jene vielen Klagen erwarten, die, wenn sie laut würden, der erste Schritt zum Besseren seyn könnten?

Rec. hat dem Herausgeber nur in *der* Absicht widersprochen, um ihn zur rüstigen Fortsetzung des angefangenen Werkes durch seinen Widerspruch zu veranlassen. Je weniger unsere Zeit fühlt, was ihr fehlt, desto dringender rücke Hr. v. *T.* ihr vor: was die Vergangenheit hatte, was das siebzehnte Jahrhundert verschlechtert; die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform des Kirchengesanges wird sich auch nach und nach schon geltend machen. Mügen beide Werke zur Förderung unseres kirchlichen Lebens recht viel beytragen.

Dr. A. St.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1841.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in der Hinrichs'schen Buchhandlung: *Darstellung der Europäischen Verfassungen in den seit 1828 darin vorgegangenen Veränderungen* von Friedrich Bülow, ordentlichem Professor der praktischen Philosophie zu Leipzig. 1841. IX u. 225 S. (1 Thlr.)

Der verdiente Vf. benennt diese Schrift ein Supplement zu dem bekannten Pölitz'schen Werk, *die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit*, insbesondere desjenigen Theils, welcher einen Abriss des positiven Europäischen Staatsrechts giebt, und bezeichnet, als seinen Zweck, von den seit 1828 vorgegangenen Veränderungen das Wichtige und Charakteristische auszuheben, und mit der nöthigen Kürze die möglichste Vollständigkeit zu verbinden. Diese Aufgabe hat derselbe in der Hauptsache auch genügend gelöst; der reiche Stoff aller Verfassungsänderungen der letzten so sehr bewegten zwölf Jahre ist hier zu einer klaren, gedrängten Uebersicht, zu einem für jeden Staatsmann und jeden Freund der öffentlichen Rechte sehr zweckmäßigen Handbuche zusammengestellt. In der kurzen Zeit von zwölf Jahren sind außerhalb Deutschlands in 4 Staaten durch Revolutionen neue Verfassungen entstanden, in Frankreich, Belgien, Spanien und Portugal, wurden zwey Verfassungen aufgehoben, in Polen und Griechenland, wurde die Verfassung Großbritanniens geändert, in Holland kam eine neue Verfassungsurkunde zu Stande, und selbst in der Turkey wurden gewisse, die Staatsgewalt bindende Grundsätze ausgesprochen; in Deutschland entstanden 11 neue Verfassungen, in Hannover, Sachsen, Kurhessen, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Braunschweig, Lippe-Detmold, Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, in der Schweiz 17 Verfassungsänderungen.

Zum Theil wegen dieses Mißverhältnisses der Zahl der Veränderungen zu der Größe der dieselben betreffenden Gebiete nehmen von den 225 Seiten des Buchs die Verfassungen Deutschlands, Hollands und der Schweiz

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

den bey weitem größten Theil, nämlich 197, ein, und unter den genannten Ländern wieder die kleineren Gebiete den größeren Raum, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Lippe-Detmold, Hohenzollern mehr als Frankreich, Spanien, Portugal und Belgien. Zum Theil scheint aber auch die Ausführlichkeit, welche den Deutschen Angelegenheiten gewidmet wird, aus einer der Ueberschrift nicht ganz entsprechenden Vorliebe des Vfs. für solche hervorgegangen zu seyn.

Zuerst werden die Verfassungsänderungen Großbritanniens auf acht Seiten berichtet, die Emancipationsacte vom 13 April 1829 und die Parlamentsreform 1832 und als Folge von beiden die Englische Municipalreform vom 7 Sept. 1833.

In Folge der Parlamentsreform blieb die Zahl der Mitglieder des Unterhauses unverändert, 57 Flecken aber verloren ihr Wahlrecht, 30 Flecken wurden auf die Erwählung eines Mitglieds beschränkt, und wurden diese 87 Wahlrechte auf andere volkreichere Orte übertragen, ein Ergebnis, das geringer ist als man nach den großen Kämpfen, welche vorhergegangen, zu vermuthen veranlaßt seyn könnte. Denn diese 87 Wahlrechte sind nicht einmal der fünfte Theil der 471 Rechte, durch welche das Unterhaus gebildet wird.

Wenn ferner auch bey dieser Aenderung England 15 Wahlrechte verloren hat, von denen 5 an Wales, 8 an Schottland und 3 an Irland kamen, so blieb doch das Verhältniß Englands zu Schottland und Irland überwiegend, das noch 471 Mitglieder in's Parlament sendet, während Schottland nur 33, Irland nur 103. Diese Verhältnisse muß man im Gedächtnisse haben, um die Geschichte der neuesten Wahlen und die fortdauernde Unzufriedenheit Irlands besser zu begreifen. Das Verdienstliche einer solchen Zusammenstellung er giebt sich aber schon aus diesem Beyspiele.

Bey der Englischen Municipalreform wird bemerkt, wie durch solche zwar die Wahlrechte der Gemeindeglieder erweitert worden, und die Verfassungen eine mehr demokratische Form angenommen haben, zugleich aber

die höheren Befugnisse der Magistrate, die Patronatrechte, die Verwaltung der Stiftungen und die Gewerbepolizey der Magistraten entzogen und dieselbe auf die Verwaltung des Gemeindevermögens mehr beschränkt wurden, weil man die demokratisch gestalteten Magistrate nicht mehr zu Ausübung derjenigen Functionen für fähig hielt, welche man den aristokratisch gestalteten unbedenklich überlassen hatte. Da aber diese den Gemeinden entzogenen Befugnisse den unmittelbaren Organen der Staatsgewalt übertragen wurden, so enthält die Municipalreform unter der Form erweiterter Herrschaft der Demokratie zugleich einen bemerkenswerthen Anfang zu einer erweiterten Centralisation der Staatsgewalt, welche auch in anderen Beziehungen sich zu zeigen scheint, was einen bedeutungsvollen, wenn auch jetzt noch weniger bemerkbaren Wendepunct in der Entwicklung des öffentlichen Rechts in diesem Lande andeuten könnte.

Von Seite 10 bis 15 wird die Revision der Französischen Verfassung, wie solche in Folge der Revolution von 1830 zu Stande kam, berichtet, wobey die Kürze des Vfs. fast zu groß ist, da diese Veränderung die Veranlassung war zu den meisten, welche den größeren Theil des Werks füllen.

Wenn gleich die neue Charte selbst durch ihre Präcision sich auszeichnet, so hätte ihr doch mehr Raum gegeben werden können, im Interesse vieler Leser, dadurch das nicht bloß die einzelnen Abweichungen derselben von der früheren, sondern eine umfassendere Darlegung ihrer Grundsätze und der seit 10 Jahren versuchten, auch zum Theil anerkannten Interpretationen gegeben worden wäre.

Ohngeachtet der Verminderung des Wahlcensus der Wähler von 300 F. auf 200 Franks und der zu Wählenden von 1000 F. auf 500 F. mit der Beschränkung des Zulassungsalters der Wähler auf 25 Jahre, der zu Wählenden auf 30 Jahre, begründet diese Charte bey dem Mangel einer inneren Verbindung der Wahlberechtigten zu dem übrigen Volk und des Einflusses der Gemeindegemagistrate auf solch eine Aristokratie des Reichthums, durch welche 200000 Wählern, ohngefähr dem 70sten Theil aller Familienväter, die Entscheidung über das Schicksal ihrer ärmeren Mitbürger und die Leitung der Staatsgewalt in letzter Instanz überlassen ist.

Bezeichnend ist auch für den Geist des Französischen Volks dessen Gleichgültigkeit und fast Widerwille gegen Fürst und Volk vermittelnde Gewalten,

das mit der Abschaffung der Erblichkeit der Pairswürde das Ernennungsrecht zu allen Pairsstellen ohngeachtet des Mißtrauens gegen die königliche Gewalt doch durch das Gesetz vom 29 Decemb. 1831 lieber der Regierung übertragen wurde, als das durch die Erblichkeit der Pairsstellen der Rest einer zwischen Volk und Staat stehenden Gewalt geduldet, oder die Bildung einer Fürst und Volk auf andere Art vermittelnden Behörde versucht worden wäre. Auch diese Verhältnisse muß man im Gedächtniß haben, um die fortwährenden Zeichen der Unzufriedenheit des ärmeren Theils der Nation gegen die auch durch das Parlament gebilligte Handlungen der Regierung und den Vorzug, welchen die Regierung der Pairskammer bey der Entscheidung über Staatsverbrechen von den Geschwornengerichten giebt, hinlänglich zu begreifen.

Die Verfassung Belgiens vom 3 Feb. 1831, wie solche von Seite 17—28 geschildert wird, hat noch mehr demokratische Richtung als die Französische, indem der Wahlcensus für die Wähler nicht über 100 Fl. betragen darf, für die Wählbarkeit in die Kammer der Abgeordneten kein Vermögensbesitz verlangt wird, auch die erste Kammer vom Volk gewählt wird, dessen Mitglieder aus solchen bestehen müssen, die 40 Jahr alt sind und 100 Fl. directe Abgabe zahlen, weil in allen Criminalsachen, politischen und Prefsvergehen das Geschwornengericht zu entscheiden hat, das Associationsrecht anerkannt, die Censur für immer abgeschafft, auch die Belastung der Verfasser, Verleger und Drucker durch Cautionen verboten ist, ferner eine Bürgergarde besteht, deren Vorgesetzte bis zum Grad eines Kapitäns von den Mitgliedern derselben selbst ernannt werden.

Neben diesen Bestimmungen finden sich einzelne, die an Germanische Institutionen und die Angrenzung an Deutschland erinnern, die Provincialstaaten, das bindende Vorschlagsrecht derselben und der Mitglieder der Gerichte bey Besetzung der höheren Gerichtsstellen, ferner der Rechnungshof, der von der Repräsentantenkammer ernannt wird, und der mit der Prüfung und Justificirung der Rechnungen der allgemeinen Verwaltung und Aller, welche der Staatscasse Rechnung ablegen müssen, beauftragt ist.

Nachdem nun noch die durch das Gesetz vom 2 Sept. 1840 angenommene Verfassungsänderung Hollands berichtet worden, geht der Vf. auf den Deutschen Staatenbund über. Vorangestellt sind die Bundesbeschlüsse

von 1832 und vom 30 Oct. 1834. Dann werden in Betreff Preussens die Erklärungen in dem Landtagsabschiede vom 9 Sept. 1840 für das Königreich Preussen auf die von den Ständen beantragte Einführung einer allgemeinen Verfassung und die Ausführung der Verordnung vom 22 May, ferner die erläuternde Cabinetsordre vom 4 Oct. erwähnt, in welchen Erklärungen auf die allen Theilen der Monarchie verliehene provincial- und kreisständische Verfassung als die auf Deutschem Boden wurzelnde geschichtliche Grundlage der ständischen Gliederung hingewiesen wird, auf eine Verfassung, wobey sorgfältig ein, die freye organische Entwicklung hinderndes Abschließen der natürlichen Stände ebenso wie ein Zusammenwerfen derselben vermieden sey, welches edle Werk immer treu zu pflegen, einer für das geliebte Vaterland und für jeden Landestheil immer erspriesslicheren Entwicklung entgegenzuführen, als eine der wichtigsten Pflichten des königlichen Berufes anerkannt wird.

Nun wird der wesentliche Inhalt der neuen Verfassungsurkunden Kurhessens vom 5 Jun. 1831, Sachsens vom 4 Sept. 1831 und Hannovers vom 26 Sept. 1833 und vom 6 Aug. 1840 berichtet.

Unter diesen Verfassungen hat die Kurhessens die meiste nationale Eigenthümlichkeit durch ein Wahlgesetz, das mittelbare Wahlen vorschreibt, und für die zu Wählenden nicht blofs Vermögensbesitz, sondern auch persönliche Qualificationen bey einer Anzahl derselben durch vorangegangene Bekleidung magistratlicher Stellen verlangt, durch das Einkammersystem und einen ständischen Ausschufs, der die Mitwirkung und Mitaufsicht bey der Verwaltung des Hauschatzes hat, und dem ein rechtsgelehrter, beförderter, lebenslanglich angestellter Landyndicus durch die Wahl der Ständeversammlung beygegeben werden kann. Dabey fehlen keine der gewöhnlichen Bestimmungen zu Sicherung der allgemeinen und persönlichen Freyheit. Merkwürdig ist auch das Recht der Landtagsausschüsse, von den kurfürstlichen Behörden schriftliche Auskunft, und zum Theil unmittelbar auch die persönliche Zuziehung zu den Verhandlungen von den sich dazu eignenden Beamten verlangen zu können. Ausgezeichnet sind die Bestimmungen für die persönliche Freyheit, besonders auch das Recht der Gerichte, bey Fragen über ihre Competenz zu entscheiden, und die Bestimmungen über die Unabhängigkeit der Gerichte. Geringere Eigenthümlichkeit und mehr Uebereinstimmung

mit den übrigen neueren, nach ausländischen Vorbildern geformten Verfassungsurkunden hat die des Königreichs Sachsens, wiewohl dieselbe durch mittelbare Wahlen einem Bedürfnis des Volkes entgegenkommt, ferner durch gestattete Vertretung des Handels- und Fabrik-Standes, auch durch die Zutheilung von mehreren Geistlichen und acht Mitgliedern der Magistrate der gröfseren Städte den Anforderungen der Zeit an die Vertretung aller Interessen, und an eine nicht blofs aus Geburtsadel bestehende Aristokratie, Genüge zu leisten sich bemüht.

Von Seite 59—96 werden die neuen Verfassungsurkunden Hannovers ihrem wesentlichen Inhalte nach angeführt. Die Verfassungsurkunde vom 26 Sept. 1833 enthielt auf mehreren rein Deutschen Grundlagen, einem Wahlgesetz, das mittelbare Wahlen anordnet, und einem Provinzialsystem, das nicht leicht so vollständig in Deutschland sich erhalten hat, auch auf Selbstständigkeit sichernden Städteverfassungen mehrere Bestimmungen, welche an die Englische Verfassung erinnern, und in keiner anderen Deutschen Verfassungsurkunde vorkommen, nämlich aufser dem Zweykanmersystem, der Civilliste und der Verantwortlichkeit der Minister, das Recht der Ständeversammlung, nicht blofs Gesetzesvorschläge zu erbitten, sondern auch solche selbst vorzuschlagen, die Initiation, ferner die nicht blofs alle 2 oder 3 Jahre, sondern die jährlich wiederkehrenden Landtage, wogegen fast jede Spur eines ständischen Ausschusses entfernt war.

Die einseitig, ohne Zustimmung der frühern Stände entstandenen Bestimmungen dieser Verfassung, welche die Schrift aufführt, erscheinen alle nicht von der Bedeutung und das Wesen der Verfassung so bedingend, dafs sie die Veranlassung zum Umsturz derselben hätten geben sollen, wenn gleich in Betreff aller dieser Bestimmungen man einwenden konnte, dafs nur die früheren, nicht die nach dem neuen Wahlgesetz berufenen Stände in dieselbe einwilligen konnten, und dafs die früheren Stände in ihre Auflösung nicht in der Voraussetzung dieser Aenderungen gewilligt haben. Jene verhängnisvollen Aenderungen betreffen den privilegierten Gerichtsstand, das Beschwerderecht, die Pressfreyheit, in Betreff welcher es bis zu Erlassung neuer Pressgesetze bey den bisherigen Vorschriften bleiben sollte, die Beforgung des Armenwesens in den Städten durch eine besondere Verwaltung, die Verwendung des Militärs für ein dem Königreich fremdes Interesse, die Gröfse

und Sicherung der Civilliste, die Entlassbarkeit von Beamten, welche grobes öffentliches Aergerniß geben u. s. f. Einige dieser eigenmächtigen Bestimmungen vermehrten sogar die Rechte der Stände, wie z. B. in Betreff der zu erlassenden Hausgesetze. Die neue Verfassung von 1840 ändert zwar an den eigentlichen Grundlagen der Verfassung, dem Wahlgesetz der Gemeinde und Provinzialverfassung wenig, eben so wenig an der Zusammensetzung der Kammern und dem Verwilligungsrecht derselben im Allgemeinen. Aber sie hebt auf die Civilliste, die Verantwortlichkeit der Minister, die jährlichen Landtage, die Initiative bey der Gesetzgebung und hauptsächlich die ständische Mitwirkung bey der Domänenverwaltung, der auch mehrere indirecte Abgaben, die Sporteln, der Ertrag der Lotterien zugetheilt wurden, während die Wiedereinsetzung des gemeinschaftlich von den Ständen und dem König zu ernennenden Schatzcollegiums und die abgesonderte, denselben anvertraute Landescaffe hinreichenden Ersatz nicht geben kann, und mehr ein Zurückgehen auf die verderbliche, Fürst und Land trennende Ansicht der letzteren Zeit als die reinere früherer Jahrhunderte andeutet.

Die Verfassungsveränderungen in Sachsen-Meinungen vom 23 August 1829, Sachsen-Altenburg vom 29 April 1831, Braunschweig vom 12 Octob. 1832, Lippe-Detmold vom 6 Juli 1836, Hohenzollern-Hechingen vom 1 J. 1835, Hohenzollern-Sigmaringen vom 11 Juli 1833 füllen die Seiten 113 bis 161. Bey diesen kleineren Staaten entwickeln sich, in dem Verhältniß sie weniger im Stand sind, den grösseren Staaten des Auslandes nachzualmen, einige nationale Elemente, welche Aufmerksamkeit verdienen, landständische, für Volk und Fürst zugleich ernannte und verpflichtete lebenslängliche Syndici, Ausschüsse zu Vertretung der Repräsentation u. s. f.

Dänemark, Polen, Turkey und Griechenland konnten auf 3 Seiten abgefertigt werden.

Dagegen nimmt die Eidgenossenschaft der Schweiz den grossen Raum von S. 161 bis 217, also 52 Seiten ein. Nach des Vfs. Bemerkung auf Seite 171 sind diese Verfassungen in politischer Beziehung auf folgende Art zu ordnen: Die rein demokratischen Verfassungen mit alt conservirtem Wesen, Uri und die beiden Unterwalden, sind voranzustellen. Am nächsten schliessen sich dann die beiden Appenzell an. Graubünden gehört derselben Farbe an, hat aber in seinem Föderativsystem etwas Eigenthümliches. Schwytz und

Glarus haben die Formen etwas modernisirt. Zug hat ohne diese Modernisirung die reine Demokratie schon wesentlich aufgegeben. Weiter noch hat sich Solothurn entfernt. Von der anderen Seite her, von dem modernen Systeme aus, suchten namentlich St. Gallen und Basellandschaft auf dieselbe Gestaltung zu kommen. Unter den künstlichen, die repräsentative Demokratie in den Vordergrund stellenden Verfassungen steht die von Thurgau jenen am nächsten, dann folgen Aargau, Waadt, Schaffhausen, Bern, Zürich, Stadt Basel, Luzern, Jessin und Freyburg. Genf und Neuenburg nehmen eine besondere Stellung ein. Viele dieser Verfassungen gewähren aber auch dem aufmerksamen Beobachter ein ganz besonderes Interesse durch ihre, auf alten Erfahrungen beruhenden Wahlgesetze, die Eintheilungen der Gemeinden in Innungen und Bezirke, die darauf gegründete Mittelbarkeit der Wähler und die in solchen Einrichtungen seit Jahrhunderten erhaltenen Elemente einer organischen Gliederung des Volks, in Beziehung auf welche ganz Deutschland bey dem erst wieder darnach entstandenen Bedürfnisse von diesem entäußerten Gränzland lernen kann.

Zum Schluß werden noch die zwey neueren Verfassungen Spaniens vom 10 Apr. 1834 und vom 18 Juni 1837, und die neue Verfassung Portugals vom 4 April 1834 auf acht Seiten abgehandelt, mit einer Kürze, die auffällt, bey diesen unter harten Kämpfen und Strömen von Blut entstandenen Bildungen, die vielleicht aber durch die Ansicht des Vfs. von ihrer kurzen Dauer sich erklären läßt. Die Wahlen in Spanien geschehen direct durch Wähler, deren Recht durch Vermögensbesitz bedingt ist, wobey die sehr zusammengesetzte Wahlordnung der Verfassung von 1812 ganz verlassen worden ist. Die Senatoren müssen ein Einkommen von 50000 Realen haben und werden vom König aus einer von den Wählern vorgelegten Liste ernannt. Der König hat ein absolutes Veto. Die Verfassung Portugals hat viele Aehnlichkeit mit der Spanischen, schreibt jedoch bey gleichfalls directen Wahlen einen höheren Censur für die Wähler vor, und verlangt auch von den zu Wählenden einen ansehnlichen Vermögensbesitz.

Wir schliessen die Anzeige dieser verdienstlichen Schrift mit dem Wunsche, das sie in recht viele Hände kommen möge, wo sie zu einer klaren Einsicht der öffentlichen Zustände unserer Zeit beytragen wird.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1841.

M E D I C I N.

PFORZHEIM, b. Dennig, Fink et Comp.: *Compendiöse Geschichte der Medicin von den ältesten Zeiten bis zum zweyten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts.* Für praktische Aerzte, Nichtärzte und Studierende von Dr. R. H. Rohatzsch. Iten Bandes 1tes bis 3tes Heft. 1839. 458 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Von einer Geschichte der Medicin verlangen wir nicht, wie wir so oft sehen, eine Aufzählung der verschiedenen Ansichten über Medicin in Theorie und Praxis, nicht bruchstückweise Auszüge aus älteren und neueren medicinischen Schriften, auch nicht eine chronologische Aufzählung der medicinischen Autoren und ihrer Werke in den verschiedenen Jahrhunderten, endlich auch nicht eine bloße Kritik über jedes einzelne medicinische System der älteren und neueren Zeit; sondern, was man unter Geschichte einer jeden Doctrin versteht, die Darstellung der allmählichen Entwicklung der Medicin von ihrem Anfange an, bis zur neuesten Zeit, mit Angabe der inneren und äußeren Momente, welche diese Entwicklung zur Folge hatten.

Diesen letzten Anforderungen an eine Geschichte der Medicin hat das gegenwärtige Werk genügend entsprochen. Dieses Werk betrachtet die Medicin als Wissenschaft und Kunst von ihrem Ursprunge an in allmählicher Entwicklung, so daß das Nachfolgende immer als nothwendiges Resultat des Vorausgehenden erscheint. Mit Recht sucht unser Vf. die Wurzeln der ältesten Medicin im ältesten Kultus der Religion. Aber wie anderen Autoren über Geschichte der Medicin, fehlt es unserem Vf. noch an Thatfachen aus dem grauesten Alterthume. Wohl hat Hr. Rohatzsch richtig angenommen, daß die *Indische* Medicin weit älter sey, als die *Aegyptische*, allein, wie allen Anderen, hat es auch ihm an näherer Begründung dieses seines Urtheils

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

gefehlt. Nachdem nun aber des *Susrutās* Ayurvédas im Sanskritorginale vorliegt, so sieht man daraus nur zu klar, daß nicht nur das, was noch von Aegyptischen, Hebräischen u. s. w. Bruchstücken auf uns gekommen ist, sondern daß auch die Medicin des ganzen Orients und der Griechen aus der *alt-indischen* größtentheils hervorgegangen ist. Es würde hier zu weit führen, uns in eine Untersuchung über das Alter des *Susrutās* und über dessen medicinisches System einzulassen; wir werden bey einer anderen Gelegenheit darauf zurückkommen.

Diese Geschichte der Medicin kann bey ihrer Kürze als eine vollständige gelten, weil wir keinen wichtigen Moment in unserer Doctrin ungewürdigt gelassen finden. Dabey ist beständig auf die Quellen verwiesen worden, was für Jeden, der des Einzelne näher verfolgen will, von Wichtigkeit ist. Auch ist es dadurch dem Leser leicht, zu beurtheilen, ob die Raiffonnements unseres Vfs. nach den Quellen richtig sind. Rec. hat die vom Autor citirten Quellen größtentheils selbst verglichen, und muß die Schärfe und Richtigkeit des Urtheils, welches darauf gegründet worden, anerkennen. Bey Angabe der Quellen sollte aber ein Historiker den geringsten Umstand nicht vernachlässigen, wir meinen die Accente, die der Vf. in seinen Griechischen Citaten hinweggelassen hat.

Wie die Medicin der ältesten Völker ihren Ursprung vom religiösen Cultus genommen, wie sie in den Händen der Priester war, wie sie sich durch praktische Beobachtungen, und durch den späteren Einfluß der Naturphilosophen der Ionischen Schule, von dem Göttercultus und den Priestern nach und nach losgeriffen und in die Hände eigentlicher Aerzte gekommen, wie sie sich durch Hippokrates in Theorie und Praxis vervollkommnet, und sich durch ihn zu einer selbstständigen Doctrin erhoben hat, ist mit einer ungewöhnlichen Einfachheit, Klarheit und Kürze von Hr. R. durchgeführt

worden. Bey Hippokrates angelangt, hat der Vf. eine scheinbare Weitläufigkeit angenommen; wir sagen, eine *scheinbare*, denn in der That erfordert das Leben und Wirken des Hippokrates ausführlicher in Betracht gezogen zu werden — des Hippokrates edler Charakter als Mensch und Arzt, dann dessen Grundsätze und Werke werden in klares Licht gesetzt. Bevor der Vf. auf die Schilderung von des Hippokrates Grundätzen und Wissen übergeht, macht er auf diejenigen Schriften aufmerksam, welche von den besten Kritikern als die ächten anerkannt wurden. — Die Kenntnisse des Hippokrates in der Philosophie, Anatomie und Physiologie waren nach unserm Vf. nicht sehr groß. Wir möchten bey unbefangnem Durchlesen der acht Hippokratifchen Schriften glauben, daß demselben doch die Philosopheme der Ionischen Naturphilosophen nicht fremd geblieben sind. Freylich, die anatomischen Kenntnisse des Hippokrates waren äußerst gering, weshalb auch eigentliche Physiologie bey demselben sehr mangelhaft erscheinen muß. Als ein großer Meister in der Pathologie erscheint Hippokrates unserm Vf. mit Recht. Dieser Theil der Medicin beruht vorzüglich auf Beobachtung, worin Hippokrates unübertroffen, ja unerreicht, für alle Zeiten dasteht.

Bey Schilderung von Hippokrates Grundätzen und Wissen, so wie bey Darstellung dessen praktischen Wirkens, hat der Vf. die wichtigsten dahin bezüglichen Stellen aus den Hippokratifchen Schriften selbst angeführt, und dem Leser in gedrängter, aber klarer, Darstellung eine richtige Einsicht in diese Schriften vorbereitet.

Die Hippokratifche Medicin ging nach einiger Zeit in die *dogmatifche* über. Der Vf. hat nachgewiesen, welchen überwiegenden Einfluß die philosophifchen Systeme allezeit auf die medicinischen Doctrinen haben.

Hier aber ist es besonders die *Sokratifch-Platonifche* Philosophie, welche der dogmatifchen Medicin ihren Gang vorzeichnet, so wie es nach unserm Ermessen die *Ionifch-naturphilosophifche* Schule ist, welche der Sokratifchen Medicin zu Grunde liegt. Der Vf. zeigt ununterbrochen und mit tiefer Einsicht in die alten Philosopheme den Einfluß derselben auf den Entwicklungsgang der Medicin, indem er die Grundzüge der großen Lehrer der Philosophie kurz darstellt, um so das Neben- und Ineinanderseyn der Philosophie und Medicin dem Leser stets gegenwärtig zu halten.

Die dogmatifche Medicin ging über dem erdrückenden Einfluße der vielen Philosopheme jener Zeit zu Grunde, d. h. sie artete in Spitzfindigkeiten aus, und der hippokratifche Beobachtungsfinn verschwand fast gänzlich in der Medicin. Mit der Skepsis des Pyrrho in der Philosophie trat auch eine Skepsis in der Medicin ein, woraus die *empirifche* Schule sich erhob. Diese Schule verfluchte nochmals auf den früheren Hippokratifchen Weg einzubeugen. Der Vf. nimmt mit Recht die Hippokratifche Schule als die Basis der empirifchen an. Die Hauptlehren dieser Schule werden auch hier wieder, wie dies bey den vorausgehenden geschehen ist, kurz und doch vollständig, ohne einen wesentlichen Moment zu übersehen, dargestellt.

Methodifche Schule. Die *Epikureifche* Philosophie liegt dieser Schule zu Grunde; Themison von Laodicea ist der eigentliche Stifter derselben; jedoch aber hatte Asklepias mit seiner *atomifch-mechanifchen* Theorie, die dem Epikur entlehnt war, schon vorgearbeitet.

Das Verhältniß der von einander so abweichenden philosophifchen Systeme und Doctrinen dieser Zeit hat der Vf. in Kürze glücklich entwickelt, und so gezeigt, daß er des Materials, welches hier reichhaltig vorliegt, sich bemächtigt hat.

Die *methodifche* Schule zerfällt allmählich, und in Medicin, wie in Philosophie, tritt eine Leere ein. Nur noch einzelne Erscheinungen, wie Aulus Cornelius Celsus in Rom, Aretäus aus Kappadocien, Pedacius Dioscorides von Anazarba in Afrika, Soranus von Ephesus und sein Schüler Mofchion, Kassios der Iatrosophist tauchen als einzelne Meteore aus der allgemeinen Dämmerung auf; bis endlich aber erst in der 2ten Hälfte des 2ten Jahrhunderts nach Chr. mit Claudius Galenus eine neue Aera für die Medicin begann.

Die Verdienste des Galenus um die Medicin sind unberechenbar. Er ist es, der die Hippokratifche Medicin wiederhergestellt und endlich erweitert hat. Der Vf. ermangelt nicht, die Verdienste dieses Koryphäen um die Medicin in das klarste Licht zu stellen. Als willkommene Beygabe finden wir hier sämtliche Galenifche Schriften nach der *Charter'schen* Ausgabe angeführt.

Die Arabifche Schule der Medicin ist eine Nachahmung und praktische Anwendung der früheren Griechifchen. Nach dem Verfall der Römerherrschaft kam Verdüsterung in Wissenschaft und Kunst fast über die

ganze damals bekannte cultivirte Welt. Da erhoben sich die vorher fast kaum gekannten Araber, bildeten einen neuen religiösen Cultus aus, und wurden zugleich auch glückliche Eroberer. Dadurch erwachte dieses Volk aus einem Schlafe einer fast unendlichen Vergangenheit, und strebte nach höheren Dingen. Die zunächst liegenden Geisteserzeugnisse der Griechen wurden aufgegriffen. Besonders waren es die Schriften des Aristoteles, welche allen wissenschaftlichen Bestrebungen dieses Volkes ihren Gang vorzeichneten. Die medicinischen Werke der Araber sind meistens Uebersetzung Griechischer Aerzte, oder Nachahmungen derselben, wobey die Methode der Behandlung fast durchgehends einen Aristotelischen Anstrich hat.

Unser Vf. hat der Arabischen Schule die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet, und die Abhängigkeit derselben von der Griechischen Medicin gründlich nachgewiesen.

Ueberhaupt hat Hr. R. mit der ihm eigenen Unbefangtheit das Charakteristische jeder einzelnen Schule festgestellt, und die Nachweise seines Raisonnements aus reinen Quellen geschöpft, so daß wir diesem Werke, als einem vorzüglich gelungenen, unsere Anerkennung nicht verlagern können.

F. II.

BERLIN, b. Enslin: *Die organischen Knochenkrankheiten* von Dr. A. L. Richter. 1839. VIII u. 208 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

In den letzten Decennien hat die Medicin durch vielfache Monographien ungemein gewonnen, sowohl an innerem Gehalt, als an äußerem Umfang. So weit nun auch die Medicin noch hinter den übrigen Theilen der Naturwissenschaft zurücksteht, so ist doch zu erwarten, daß fortgesetzte Monographien auch sie den übrigen naturwissenschaftlichen Doctrinen näher bringen werden.

Wir betrachten jede gelungene Monographie als ein tüchtiges Baustück zu einem noch unvollendeten großen Bau. So dürfen wir besonders die gegenwärtige, gewiß sehr gelungene, Monographie betrachten. Diese Monographie über die organischen Knochenkrankheiten dreht sich nicht in spitzfindigen Untersuchungen herum, sondern benutzt die über Histologie,

pathologische Anatomie, organische Chemie und Therapie schon vorliegenden Thatfachen zu einem großen praktischen Zwecke, Seit Boyer's Leistungen in dieser Hinsicht machte kein Arzt oder Chirurg die Knochenkrankheiten zum Gegenstande einer *besonderen* Abhandlung. Um so erfreulicher ist die Erscheinung gegenwärtiger Schrift. Diese handelt in 21 Kapiteln von der *Knochenentzündung*, *Knochenhautentzündung*, *Knocheneiterung*, *Knochenverschwärung*, *Knochenbrand*, *Knochenweichung*, *Knochenverhärtung*, *Knochenauflöckerung*, *Knochenmürbheit*, *Knochenwind*, *Knochengewächse*, *Knochenauswüchse*, *Beinhautgeschwülste*, *Balggeschwülste* in den Knochen, *Markschwamm* der Knochen, *Knorpelgeschwulst* der Knochen, *Fleischgeschwulst* der Knochen, *Tuberkelkrankheit* der Knochen, *Fasergeschwulst* der Knochen, *Melanose* der Knochen, *Wassersucht* der Knochen.

Schon diese Uebersicht des Inhalts giebt die Vollständigkeit dieses Werkes zu erkennen.

Besonders erfreulich ist aber die große Ordnung, die in dieser Monographie herrscht. So wird fast jede der genannten Knochenkrankheiten nach ihren *Symptomen*, nach *Diagnose*, *Actiologie*, *Prognose* und *Cur* durchgeführt, so daß jede einzelne Knochen-Krankheit wieder in einer kleinen Monographie vollständig abgehandelt erscheint. Am Ende einer jeden Knochen-Krankheit werden Autoren citirt, in deren Werken genauer von der betreffenden Krankheit gehandelt worden. — Den deutschen Namen der aufgezählten Knochenkrankheiten sind die Griechischen Benennungen derselben beygefügt, und da, wo der medicinische Sprachgebrauch noch keine solche gestempelt hatte, sind neue glücklich versucht worden, als z. B. *Osteopyosis*, *Osteopräthyrosis*, *Osteophyta* u. s. w.

Nicht nur die eigenen, sondern auch alle hierher gehörigen wichtigen Erfahrungen und Behandlungsarten der Koryphäen in der Chirurgie sind uns hier in gedrängter Darstellung mitgetheilt worden.

Besondere Aufmerksamkeit hat Hr. Richter der *Caries* und deren Behandlung in allen ihren Formen gewidmet.

Ueberflüssig wären die Anmerkungen gewesen, welche die Etymologien der Krankheitsnamen enthalten; denn es wird gewiß jeder Arzt so viel vom Griechischen verstehen, daß er z. B. weiß, daß *Exostosis* von $\epsilon\kappa$ —

ἔξ und ὀστέον, oder *Osteopyosis* von ὀστέον und πύδω hergeleitet sey.

Es ist in der That zu bewundern, daß über die Knochenkrankheiten früher ein so tiefes Dunkel herrscht, da doch seit *Haller* die Physiologie so große Fortschritte gemacht hatte. Freylich wurden die *großen Resultate* der Physiologie zunächst auf die Medicin als innere Heilkunde angewendet, und die Chirurgen waren nicht Physiologen genug, um davon Anwendung machen, und praktischen Nutzen ziehen zu können. Den Franzosen gebührt das große Verdienst, auch die Pathologie der Knochen erweitert und die Therapie der Knochenkrankheiten mehr vervollständigt zu haben.

Von den Forschungen und Resultaten der Franzosen in diesem Gebiete haben dann erst die Deutschen Chirurgen Anwendung gemacht. Unserem Vf. aber ist es, wie gesagt, gelungen, alle Ergebnisse im Felde der Knochenkrankheiten in vorliegender Monographie kurz zusammenzustellen, und mit seinen eigenen Erfahrungen zu bereichern.

Möge die Chirurgie mit ferneren tüchtigen Monographien von Hrn. *Richter* bereichert werden!

F. H.

BERLIN, b. Hirschwald: *Synchronistische Tabellen zur Geschichte der Medicin*. Von Dr. M. S. Krüger. 1840. 66 S. gr. 4. (14 Gr.)

Vor anderen Tabellen zur Geschichte der Medicin haben die vorliegenden den Vorzug, daß die wissenschaftlich oder auch nur historisch wichtigen Schriften der bedeutenderen medicinischen Schriftsteller besonders angeführt worden sind. Diefs ist namentlich bey den classischen Autoren geschehen, wo jedesmal nur die besten Editionen erwähnt sind. Wie der Tittel befragt, sind die Tabellen synchronistisch, so daß von den ältesten Völkern, Indiern, Chinesen, Aegyptern, Israeliten, Griechen, Römern u. s. w. die Koryphäen der Medicin und ihre Schriften in chronologischer Ordnung neben einander stehen. Als Hauptabschnitte hat der Vf. die verschiedenen medicinischen Schulen benutzt, z. B.

eleatische, hippokratische, dogmatische, empirische, methodische, pneumatische u. s. w. Schule.

Im Ganzen herrscht Klarheit und Einfachheit; kein wesentlicher Moment in der Geschichte der Medicin ist übergangen; diese Tabellen haben das Glück, zugleich synchronistisch, ethnographisch, und bibliographisch, überhaupt eine in jeder Hinsicht die ganze Geschichte der Medicin veranschaulichende Synopsis zu seyn.

Warum hat aber der Vf. in der Rubrik „Indier“ nicht mehr zu sagen gewußt, als: „Die Arzneykunde in den Händen der Brahmanen — Gebrauch der Staaroperation — Rhinoplastik, Ursprung der Pocken und Luftseuche aus Indien“ (?) —? Hat nicht *Oth. Frank* (*Vjasa* I Band. I Heft. S. 2) schon 1826 gesagt, daß er zu London in der Sammlung des Hr. *H. Th. Colebrooke* 57 medicinische Sanskrit - Werke angetroffen habe? Finden wir nicht schon in *Manu's* Gesetzbuch III, 85 von dem mythischen Götterarzte *Dhanwantari*, der dem *Ayurvêda* des *Sûsrutas* voransteht, Erwähnung gethan? Ist nicht der *Ayurvêda* des *Sûsrutas*, welcher das ausführlichste und älteste System der Hindumedicin im Sanskrit originale enthält, schon seit 1836 in *Calcutta* gedruckt? Wenn nun auch die antiken Werke der Hindu über Medicin dem Inhalte nach nur dürftig bekannt sind, so sollten doch die Historiker den Artikel *Indische Medicin* nicht so ganz ignoriren, gleichsam als Etwas, das nicht auf der Erde existirte. Wir wollen nicht von *Agnivêsa - Vaidyasâstra* und vielen späteren ausgezeichneten Werken im Sanskrit sprechen; sie sind noch nicht hinlänglich bekannt: allein das schon hinreichend Bekannte darf um so weniger von den Historikern übergangen werden, als gerade die Indische Medicin der Geschichte der Medicin überhaupt an die Spitze gestellt werden muß.

Die Chronologie in vorliegenden Tabellen, die kurze Kritik über die einzelnen Systeme der Medicin, die verschiedenen philosophischen Systeme, welche wesentlichen Einfluß auf die Medicin hatten, hat der Vf. mit Genauigkeit, Sachkenntniß und Scharfblick gegeben. Wir können diese Tabellen zu den besten bisher in diesem Gebiete erschienenen zählen.

F. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

N O V E M B E R 1 8 4 1.

G E O G N O S I E.

DRESDEN und LEIPZIG, in der Arnold'schen Buchhandlung: *Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie*, besonders für deutsche Landwirthe u. s. w., von B. Cotta, ph. Dr. Zweytes und drittes Heft. S. 135—464. 8. 1841. (2 Thlr. 12 Gr.)

Wir haben das erste Heft dieses Werkes bereits in No. 12 der A. L. Z. 1840 rühmend angezeigt, und finden die damals für das Ganze gehegten Erwartungen auch im zweyten und dritten Hefte so vollständig erfüllt, dafs wir unser früher ausgesprochenes Urtheil auch auf sie ausdehnen können.

Das zweyte Heft, S. 135—320, enthält das System der Geognosie, das dritte, S. 323—464, die Elemente, die Geschichte und das System der Geologie. Dem Systeme der Geognosie sind wenige geologische Andeutungen vorausgeschickt, die sich fast ausschließlich auf das Verständniß der Terminologie und der die Beschreibung leitenden Principien beziehen. In dieser Hinsicht möchte wohl auch eine Vermischung geologischer und geognostischer Begriffe unvermeidlich seyn.

Die Gesteine werden zuerst in zwey Hauptabtheilungen gebracht, in die der normalen und der abnormen, d. h. solcher, welche geschichtet sind, in einer bestimmten Reihenfolge über einander liegen und Versteinerungen enthalten, und solcher, die meist nicht geschichtet sind, in ihren gegenseitigen Lagerungen keinen so einfachen Gesetzen folgen, dabey aber gewöhnlich krySTALLINISCHERER Natur sind, als die ersten und keine Versteinerungen enthalten. Diesem geognostischen Charakter wird eine geologische Entwicklung des Unterschiedes sogleich zur Seite gesetzt. Die normalen Gesteine werden zuerst abgehandelt, und zwar nach folgender Abtheilung in Gruppen und Formationen:

Erste Gruppe. Alluvial-Gebilde. Mechanische, chemische und organische Formation.

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

Zweyte Gruppe. Diluvial - Gebilde. Ereatische Blöcke, Lösformation.

Molassegruppe. Obere Braunkohlen-, Grobkalk-, untere Braunkohlenformation.

Kreidegruppe. Kreide-, Quader sandstein-, Waldformation.

Juragruppe. Jura-, Liasformation.

Triasgruppe. Keuper-, Muschelkalk-, bunte Sandstein-Formation.

Zechsteingruppe.

Kohlengruppe. Todt liegendes, Kohlen-, Bergkalk-, alte rothe Sandstein-Formation.

Grauwackengruppe. Obere und untere Grauwackenformation.

Die Charaktere dieser Formationen werden in den nachfolgenden Betrachtungen so allgemein wie möglich ausgedrückt. Zur besseren Uebersicht ist jedesmal eine tabellarische Zusammenstellung äquivalenter Gebilde vorangestellt und in der Regel die specielle Schilderung nur von besonders wichtigen deutschen Localitäten, gleichsam als Beyspiel gegeben. Die hervorgehobenen Merkmale sind die Beschaffenheit der vorherrschenden Gesteine, die Verbreitung, die Höhe und Form der einer Formation angehörenden Gebirge. Zuletzt wird aufer der allgemeinen Angabe der organischen Reste für diejenigen Leser, welche nicht blofs einen Ueberblick der Wissenschaft erlangen, sondern sich ernstlich damit beschäftigen wollen, auch noch eine Aufzählung besonders bezeichnender Versteinerungen beygesetzt, wobey die Nomenclatur von *Bronns Lethaea geognostica* zu Grunde gelegt ist. Auch werden die Werke namhaft gemacht, die als Quellen für die Kenntniß einer Gruppe dienen.

Zur genaueren Verständigung der vom Vf. aufgestellten Gruppen und Formationen brauchen wir blofs wenige Andeutungen zu geben. Unter den mechanischen Formationen der ersten Gruppe werden Thon-, Lehm-, Sand-, und Geschiebe-Ablagerungen der Flüsse

in Flußbetten, Landseen, Seifengebirgen und Deltas, jüngste Meeres-Sandsteine und Muschelkalke begriffen; die chemischen Formationen umfassen Kalk- und Kiesel-, Tuff- und Sinter-, Rafeneisenstein-, Salz- und Erdpech-Bildungen, endlich die organischen Formationen Torf und untermeerische Wälder, Korallenfelsen und Infusorienlager. Uebrigens bemerkt der Vf., daß die Alluvial-Gebilde vielfach in die Diluvial-Gebilde eingreifen, und daß zwischen beiden eine scharfe Gränze zuweilen schwer aufzufinden ist. Als aequivalente Glieder der Molassegruppe werden die Süßwasserkalke und Mergel der oberen Brennkohlenformation Böhmens, der Sand und Kies mit Landthierknochen und der Süßwasserkalk des Mainzer und Wiener Beckens, der Süßwasserquarz des Pariser Beckens, und der Bagshotand und Crag von London angesehen. Der Leithakalk, Tegel und Londonthon wird zur Grobkalkformation gerechnet, der weiße Sand des Wiener und der plastische Thon des Londoner Beckens der unteren Braunkohle zugezählt. Indefs sieht der Vf. die Glieder der Molassegruppe als Localformationen an, deren gegenseitige Stellung oft schwer zu ermitteln ist, weil sie in abgeforderten Meeresbecken oder auf ebenen Landstrichen zwar in einer großen Periode, aber doch nicht ganz gleichzeitig entstanden zu seyn scheinen. Der Sächsischen Quadersandsteinformation wird der Upper Greenand, Gault, Lower Greenand und Speetonclay Englands gleichgesetzt, obgleich nach den neueren Vergleichenungen der Petrefacten der Plänerkalk eher dem Englischen Chalk marl zu entsprechen scheint. Die Wealdenformation findet in Deutschland nur in den Niederfchönafchichten und in denen am Osterwalde und am Deister ihre Repräsentanten. Die Darstellung der Jura- und Trias-Gruppe weicht von der herkömmlichen nicht ab. Die Zechsteinformation wird als selbstständige Gruppe behandelt, weil die einzelnen Glieder unter sich in einem innigen Verbande stehen, von den darüber und darunter liegenden Sandsteinen und Conglomeratformationen aber scharf abstechen. Unter der Kohlenformation der Steinkohlengruppe werden die Steinkohlen Englands und Amerikas, mit denen bey Aachen an der Ruhr, bey Ilfeld, Ilmenau, Zwickau, Chemnitz u. s. w. vereinigt. Die Grauwackengruppe wird in eine obere und untere getheilt, welche dem von *Murchison* und *Sedgwick* für England scharf getrennten Silurian- und Cambrian-System entsprechen sollen. In Deutschland ist

die Sonderung noch nicht gelungen. Zur oberen Grauwackenformation möchten indess, wenn auch nicht ganz, doch zum größeren Theil das Rheinische Schiefergebirge gehören, zur unteren müßte der große Grauwackenzug gerechnet werden, welcher sich von der Grafschaft Glatz durch Schlesien und die Lausitz (Görlitz, Camenz) über Großenhayn, dann etwas von Porphyr unterbrochen über Ronneburg durch das Voigtland nach dem Fichtelgebirge und Thüringerwalde hin erstreckt. Auch ein Theil der Härzer Grauwacke dürfte hierher gehören. Unmittelbar daran schließt sich das oberste Glied der abnormen Gesteine, nämlich der versteinungsleere Thonschiefer, welcher dem Clayslate-System *Murchisons* und *Sedgwicks* entspricht. Das Gestein dieser Gruppe unterscheidet sich durch im Allgemeinen krystallinischere Natur, deutlicheres Hervortreten von Glimmer, häufige lineare Fältelung und Streifung, durch den gänzlichen Mangel organischer Reste, sowie zuweilen örtlich durch als zufällig auftretende Gemengtheile von dem ihm ähnlichen unteren Grauwackenschiefer. Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß in einzelnen Fällen die Unterscheidung beider unmöglich ist. Daher sind auf den gewöhnlichen geognostischen Charten beide noch verbunden. Als bewährte Orte in Deutschland, an denen Urthonschiefer vorkommt, nennt der Vf. das Jeschkengebirge in Böhmen nebst seiner Fortsetzung am Süd-Abhange des Riesen- und Erz-Gebirges, die Gegenden von Berggießhübel, Tharand, Nossen, Döbeln, Waldenburg u. a., der ganze südliche Theil des Voigtlandes und ein Theil des Fichtelgebirges.

Die abnormen Gesteine stellt der Vf. unter folgende Uebersicht: 1) Krystallinische Schiefergesteine; 2) krystallinische Massengesteine; 3) krystallinische Ganggesteine. Die Haupt-Gesteine der ersten sind Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiß. Die zweyten zerfallen in die Granit-, Grünstein-, Porphyr-, Basalt- und vulkanische Gruppe, die dritten in die Gruppe der Kalk-, Kiesel- und Erz-Gänge. Alle diese Gruppen sind nicht scharf von einander getrennt, jede umschließt eine Anzahl verwandter Gesteine, von denen einige sich denen einer anderen Gruppe annähern, während etliche sehr charakteristisch und isolirt dastehen. Die gewählte Anordnung obiger Gruppen gründet sich auf Beobachtungen der gegenseitigen Durchsetzung und, wo diese nicht ausreichen, auf geologisch-theoretische An-

sichten, in dem die wahrscheinlich ältesten vorausgesetzt sind. Eine Anzahl dem Texte eingestreuter Holzschnitte dient zur Veranschaulichung der Durchsetzungs- und Einlagerungs-Verhältnisse. Das lithographirte Titelkupfer ist dazu bestimmt, das ganze System der Geognosie mit Leichtigkeit überblicken zu lassen und giebt eine ideale Darstellung der Lagerung der Gesteins-Gruppen, die sich vor ähnlichen Versuchen durch Einfachheit auszeichnet. Die angehängte Tabelle stellt dieselben Verhältnisse für Deutschland im Besonderen dar. Sie nennt zuerst die Hauptglieder und Gesteine der einzelnen Formationen, und die bezeichnendsten organischen Reste (Leitmuscheln.) In den folgenden Spalten ist die mittlere Mächtigkeit angegeben, dann werden die ausländischen Aequivalente normaler Gesteine aufgeführt. In den letzten Spalten findet man die Namen der durchsetzenden Massengesteine.

Das System der Geologie beginnt der Vf. damit, daß er den praktischen und theoretischen Werth derselben in das gehörige Licht stellt, indem er sich einestheils gegen den Vorwurf der Nutzlosigkeit, anderntheils gegen den der Haltlosigkeit zu verwahren sucht. Die geologischen Betrachtungen sind es nämlich, welche dem vorangegangenen Studium der Thatfachen erst eine gewisse geistige Bedeutung und einen besondern Reiz verleihen, indem sie einen allgemeinen Zusammenhang der Ursachen und Folgen herzustellen versuchen. Freylich hat man neuerdings oft und nicht ohne Recht gegen das zu viel Erklärenwollen der Geologen geeifert, aber man ist in diesem Eifer fast eben so viel zu weit gegangen, als früher in den Erklärungen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß uns eine verhältnißmäßig sehr schwache äußere Kruste der Erde zugänglich ist und daß unsere Beobachtungen eine sehr kurze Periode der Erdoberflächenbildung umfassen. Allein dennoch würde es höchst unbefriedigend und dem menschlichen Forschungstrieb zuwider seyn, wenn man die Resultate der bisherigen geognostischen Studien überblicken und ordnen wollte, ohne auf diese gegenseitige Verhältnisse der Bildung und Entstehung Rücksicht zu nehmen. Sobald nur die Grenzen, bis zu welchen uns auf festgestellte Thatfachen gegründete Schlüsse leiten, nicht überschritten werden, und sobald man das theoretisch Erfahrene von den erfahrungsmäßigen gehörig trennt, so daß ihm kein nachtheiliger Einfluß auf die Beobachtung selbst, oder auf die

erste Auffassung derselben gestattet wird, so lange kann nicht allein kein Nachtheil, sondern vielmehr nur Vortheil daraus erwachsen. Diese hier klar ausgesprochene Scheidung der geognostischen und geologischen Interessen hat der Vf. in seinem Werke strenger durchgeführt, als es wohl früher geschehen ist, und gerade darin finden wir einen der Hauptvorteile. Durch diese Art der Betrachtung wird der Leser sogleich auf den rechten Standpunkt gebracht; sein Urtheil bleibt unbestochen. Möge die rein inductorische Methode der Darstellung, welche man hier anerkannt findet, recht viele Freunde gewinnen.

Der Plan, nach welchem die geologischen Betrachtungen geordnet sind, ist folgender: In den Elementen der Geologie wird untersucht, welche Veränderungen noch jetzt mit der festen Erdkruste vor sich gehen, und wodurch sie veranlaßt werden; dabey ergiebt sich mancher Blick in die vorhistorische Zeit von selbst. In der Geschichte der Geognosie wird dann der Weg der Erfahrungen und Ideen gezeigt, der auf den gegenwärtigen Standpunkt geleitet hat. Der Vf. hat ihr die zweyte Stelle angewiesen; denn obgleich ein richtiges Urtheil über den gegenwärtigen Zustand einer Wissenschaft nur aus dem Studium ihrer Entwicklung gewonnen werden kann, so möchte es doch nicht rathsam seyn, mit der Geschichte den Anfang des Studiums zu machen, damit man nicht alle Schwierigkeiten der Entwicklung selbst noch einmal durchzumachen habe, die man dann weit leichter überfiehet, wenn man sich vorher auf den gegenwärtigen Standpunkt versetzt hat. Zuletzt wird ein aus allen in früheren Betrachtungen angehäuften Materialien erbautes System der Geologie in seinen Grundzügen entwickelt. Die chronologische Ausbildungs-Geschichte erfordert natürlich, was die Reihe der Flötzgebirge betrifft, dieselben in umgekehrter Ordnung aufzuführen.

Die Elemente der Geognosie werden der Betrachtung des jetzigen Zustandes der Erdoberfläche und der Veränderungen entlehnt, deren Kunde geschichtlich auf uns gekommen ist. Nur durch diese Betrachtungen wird es möglich, unter Berücksichtigung dankbarer anderer Umstände, einen Schluß auf frühere Zustände zu machen. Die Wirkungen der hier hauptsächlich thätigen Agentien, des Wassers, der vulkanischen Thätigkeit, der Luft und des organischen Lebens, werden unter folgenden Hauptabtheilungen näher betrach-

tet: 1) Zerstörungen und Fortbewegungen durch Wasser; 2) vulkanische Thätigkeit; 3) Einwirkung der Luft; 4) Einwirkungen des organischen Lebens; 5) Einwirkungen der Imponderabilien. Als Quelle haben hier wohl grösstentheils *Lyell's* Schriften gedient, aus denen auch die meisten der angeführten Beispiele entlehnt sind. Als Resultat der Untersuchungen ergibt sich dem Vf., das Wasser und vulkanische Thätigkeit die für äussere Wahrnehmung einflussreichsten Wirkungen sind. Das erste trägt stündlich und an unendlich vielen Puncten zerkleinerte Theile von den Höhen nach den Tiefen, um sie dort schichtweise abzulagern, die letzte erhebt oder versenkt weit ausgedehnte Landstriche und treibt heissflüssige Gesteinsmassen aus dem Erdinnern an die Oberfläche. Zugleich ist die Vulkanität sehr geeignet, die Wirkungen des Wassers bedeutend zu verstärken, und seine Gebilde weiter umzuwandeln. Durch vulkanische Hitze erwärmt und mit Kohlenäure geschwängerte Quellwasser sind dadurch um so geeigneter, bey ihrem Aufsteigen Bestandtheile des festen Gesteins aufzulösen und mit fortzunehmen. Niveauveränderungen des Landes verursachen oft einen anderen Lauf der Gewässer und dadurch grosse Zerstörungen. Erdbeben erschüttern die feste Kruste der Erde, machen sie durch das Wasser leichter zerstörbar und bewirken das Zusammenstürzen

darin ausgewaschener Höhlen oder das Einstürzen steiler Berge, deren Haufwerk wieder Andämmungen des Wassers und später in Folge plötzlichen Durchbrechens grosse zerstörende Fluthen veranlassen kann. Sie regen das Meer in seinen Tiefen auf, so dass es um so kräftiger auf die Ufer wirkt. Vulkanische Eruptionen rufen heftige Gewitter-Güsse und Sturmwinde hervor, wodurch die ausgeflederten lockeren Theile an den Fufs des vulkanischen Berges herabgeschlemmt, oder viele Meilen weit fortgetragen werden, ihre Hitze schmilzt plötzlich den Schnee der Hochgebirge, welcher in gewaltigen Wassermassen herabstürzt. Im Allgemeinen, sagt der Vf. zum Schlusse, ist der Vergleich wohl nicht ganz unrichtig, wenn man sagt, das Land, welches über das Wasser hervorragte, und hier den wechselnden Einflüssen der Atmosphäre ausgesetzt ist, altere. Es zersetzt sich, löst sich auf, und wandert Theilchen für Theilchen dem Meere zu; in welchem es sich gleichsam verjüngt; aus ihm tritt es später durch Hülfe vulkanischer Thätigkeit mit erneuter Jugendkraft hervor, und auf diesem Wechsel scheint die Möglichkeit der ewig dauernden Jugendkraft der Erdoberfläche zu beruhen; die Erde erleidet periodenweise Umgeburten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Hamburg*, in der Herold'schen Buchhandlung: *Nina*. Historische Erzählung. Aus dem Wintergrün. 1840. 1841. 267 S. kl. 8.

Es ist keine leichte Aufgabe, über einen Gegenstand Etwas zu sagen, worüber sich in der That nichts sagen lässt, was selbst für Tadel zu flach und zu flau ist. Eine solche Aufgabe liegt uns hier vor. Was sollen wir mit dieser historischen (??) Erzählung anfangen? Wo ein Fäserchen an ihr finden, an welches sich eine Art von Urtheil andrehen liesse? Da bemerken wir zufällig, dass der Erzähler die Begebenheiten, welche er vorträgt, mit dem ersten Besuche, den er als halbjähriger Pri-

maner in seinem älterlichen Hause macht, beginnt, und vermuthen, dass er wahrscheinlich die Zeit dieser Muse benutzt haben mag, um mit schülerhafter Keckheit in das Gebiet der schönen Literatur zu pflücken.

Da man durch Fallen gehen lernen soll, so lässt sich theils erwarten, dass der Schritt des jungen Mannes mit der Zeit einige Festigkeit gewinnen wird, sicherer jedoch, dass er schon jetzt einige gute Cameraden findet, die ihm ihr: „Bravo!“ zurufen. Wir wünschen, dass ihm diese Befriedigung werde, er geht wenigstens ganz anständig ausstaffirt auf dieselbe los.

W.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

N O V E M B E R 1 8 4 1.

G E O G N O S I E.

DRESDEN und LEIPZIG in der Arnold'schen Buchhandlung: *Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie*, besonders für deutsche Landwirthe, von B. Cotta u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Wirkungen der wichtigsten Agentien werden die verschiedenen Entstehungsarten der Gesteine besonders in's Auge gefasst, nämlich:

- 1) durch chemischen und mechanischen Absatz aus Wasser;
- 2) durch Erkalten heissflüssiger Massen;
- 3) durch Sublimation, d. h. durch Niederfchlag aus Dämpfen;
- 4) durch Anhäufung pflanzlicher Theile;
- 5) durch die Lebensthätigkeit und den Tod von Thieren;
- 6) durch chemische und mechanische Umwandlung schon vorhandener Gesteine.

Bey den durch Erkalten heissflüssiger Massen entstandenen Gesteinen, zu denen vor Allen die Laven gehören, hat man stets beobachtet, daß schnelle Abkühlung glasige und schlackige Natur, hingegen langsame Abkühlung dichte, körnige oder porphyrtartige Textur bewirken. Alle ursprünglichen Absonderungen entstehen durch Volumsverminderung oder Zusammenziehung bey dem Erkalten, sowie die der Flötzgesteine ihre Entstehung einer Zusammenziehung bey dem Austrocknen verdanken. Das Gesetz der Formen ist für beide Entstehungsarten dasselbe, d. h. Zusammenziehung um Punkte erzeugt Kugeln, um Linien Säulen, um Flächen

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

Platten. — Die Schiefergesteine und die körnigen Gesteine (Gneiss, Granit, Syenit u. f. w.) welche wahrscheinlich in den ältesten Zeiten durch Erstarrung entstanden sind, und in den zusammenhängendsten Massen auftreten, setzen die langsamste Erkaltung voraus und zeigen deshalb auch die wenigste Zerklüftung oder regelmässige Absonderung. Grünsteine, auf welche der lange Weg, den sie zwischen Schiefergesteinen emporzunehmen hatten, oft modificirend eingewirkt zu haben scheint, Porphyre und Melephyre, neuer und gewöhnlich in kleineren Massen hervortretend als die Granite, zeigen an sich schon die Spuren etwas schnellerer Erkaltung, weniger körnige Natur, starke Zerklüftung, regelmässige Absonderung und einige Schlackenbildung. Die Basalte und Phonolithe, in noch kleineren Massen und zu neueren Zeiten emporgedrungen, sind auch noch schneller erkaltet, stärker und regelmässiger zerklüftet, als die Porphyre. Eine Ausnahme scheinen für den ersten Augenblick die Trachyte zu machen. Bedenkt man aber, daß sie einerseits meist große zusammenhängende Massen bilden, und andererseits aus leicht flüssigeren Materialien bestehen, als Granite, Porphyre und dergl., so wird es wohl begreiflich, daß sie sich so zeigen, wie sie es thun; denn für einen geringeren Schmelzgrad ist es auch bey gleichförmigerer Masse leichter, eine langsame Erkaltung herzustellen, als für einen höheren. Eine besondere Art von Gesteinen muß natürlich dann entstehen, wenn heissflüssige Massen, bevor sie erkalten, zahlreiche Bruchstücke eines anderen schon festen in sich aufnehmen und breccien- oder conglomeratartig verkiten. Solche Reibungsbreccien und Conglomerate kommen bey älteren plutonischen Gesteinen weit häufiger vor, als bey Laven, wahrscheinlich weil diese auf längst gebahnten Wegen zur Oberfläche kamen, während jene sich stets neue Oeffnungen brachen.

Analog der Entstehung von Torf aus Anhäufung pflanzlicher Theile scheint dem Vf. die von Braunkohlen, Steinkohlen und Anthracitlagern zu seyn, so nämlich, daß diese letzten durch den Druck aufliegender Gebirge in großen Zeiträumen aus ersten sich gebildet haben. Jedoch giebt er zu, daß einige Kohlenlager auch ohne Torfbildung durch Zusammenschwemmen pflanzlicher Theile, oder durch bloße Ueberdeckung lange Zeit mit üppiger Vegetation gefegneter Landstriche entstanden seyen. Besonderes Interesse bieten die in großer Zahl aufgeführten Beyspiele von Veränderungen schon vorhandener Gesteine. Wir können uns nicht enthalten, das von der Hebung des Thüringer Waldes gegebene Bild hier kürzlich mitzuthemen. Ein flacher Porphyrrücken bildete nämlich nach der Ansicht des Vfs. eine von Korallenriffen der Zechstein-Zeit umgebene Landzunge, und wurde nach Ablagerung des Keupers durch Melaphyruptionen so erhoben, daß sich die Schichten zu beiden Seiten oft nicht nur aufrichteten, sondern stellenweise sogar gänzlich über einander beugten, während losgerissene Fragmente zu beträchtlicher Höhe erhoben wurden. Hierauf folgt eine Betrachtung der Gestalten einzelner Gesteinskörper, und der davon abhängenden Form der Erdoberfläche. Der Unterschied zwischen Erhebungs- und Eruptions-Kratern findet darin volle Anerkennung. Eine Skizze von Entstehung und Wechsel der organischen Wesen beschließt die Elemente der Geologie.

Die Geschichte der Geognosie ist sehr kurz meist nach *Fr. Hoffmann's* Geschichte der Geognosie und *Keferstein's* Geschichte der Literatur der Geognosie abgefaßt, giebt jedoch einen guten Ueberblick und hebt die wirklich fördernden Ansichten klar hervor. Sie schließt mit einem sowohl im Allgemeinen, als auch für Geologie ins Besondere sehr wahren Ausspruche. Es ist von jeher, sagt der Vf., eine menschliche Eigenthümlichkeit gewesen, aus einzelnen wichtigen Beobachtungen und Entdeckungen möglichst allgemeine Folgerungen abzuleiten. So hat man aus den Uberschwemmungen des Nils auf die wässerige, aus den Lavaströmen einiger Vulkane auf die feurige Entstehung der Erde und aller Gesteine geschlossen. So hat *Werner* aus der gleichförmigen Lagerung der Flötzgebirge die aller anderen abgeleitet. Als *Davy* die Alkali- und Erd-Metalle entdeckt hatte, sollte die ganze

Erdoberfläche durch ihre Oxydation entstanden seyn. Als *Lyell* wahrgenommen hatte, daß die gegenwärtigen Veränderungen der Erdoberfläche weit bedeutender seyen, als man bisher geglaubt, sollten sie allein den Erklärungsgrund aller geologischen Erscheinungen abgeben. Nach *Ehrenberg's* Entdeckung petrificirter Infusorien sollten überall Infusorien zu finden seyn, ja *Keferstein* sah in der ganzen Erdmasse nur eine Anhäufung von Infusorien. Auch *Agassiz's* Eishypothese liefert ein hierher gehöriges Beyspiel.

Der letzte Theil dieses Heftes, (S. 433 — 464), enthält das System der Geologie, welches der Vf. in anziehender und anschaulicher Weise nach folgenden Grundzügen ausführt. Aus der Gestalt des Erdkörpers, aus der nach dem Mittelpunkt hin zunehmenden Erdwärme, und aus der Natur vieler Gesteine gehet hervor, daß sich die Erdmasse ursprünglich in einem feurig-flüssigen Zustande befunden habe. Durch Wärmeausstrahlung gegen den Weltraum, dessen Temperatur schon damals die noch jetzt waltende niedrige Temperatur gehabt hat, wenigstens liegt kein Grund zu Annahme des Gegentheils vor, erkaltete nach und nach die oberste Kruste. So bildeten sich nach und nach feste Rinden, deren Reihenfolge hauptsächlich durch Schmelzgrad und specifisches Gewicht bedingt zu seyn scheinen. Demnach folgen die Haupt-Gesteinsgruppen ungefähr in folgender Ordnung auf einander: 1) Schiefer- und Granit-Gesteine; sie sind die geognostisch ältesten und zugleich specifisch leichtesten. 2) Porphyre, Grünsteine, Melaphyre. 3) Basalte und dichte Laven. Die durch Erstarrung gebildete erste feste Kruste konnte aber unmöglich sogleich ganz und unzerstört bleiben. Die Bewegung der darunter befindlichen heißflüssigen Masse, welche durch Einwirkung von Sonne und Mond (Ebbe und Fluth) nothwendig und fortwährend veranlaßt werden mußte, so wie die Zusammenziehung durch Abkühlung sprengten die gebildete Kruste, durch die größeren und kleineren Oeffnungen und Spalten drangen flüssige Massen zur Oberfläche empor, welche meist unter unausgesetzter Bewegung krystallinisch und körnig erstarrten, und dabey Schollen jener an ruhigen Stellen fortwährend sich fortbildenden Schiefer-Gesteine einschlossen. Hierher gehören namentlich die Gesteine der Granit-Gruppe. Nach vielem Zertrümmern und Aneinanderkitten der Theile

musste endlich die Kruste einen dauernderen Halt bekommen, d. h. die Zerspaltungen vereinzeln sich mehr und ihre Ausdehnung wurde geringer; es entstand eine feste Oberfläche, auf welcher sich unter dem starken Drucke der damals noch mit vielerley Stoffen geschwängerten Atmosphäre Wasser condensiren konnte, dessen Temperatur vielleicht den jetzigen Siedepunct weit überstieg. Dieses Wasser wirkte dadurch um so auflösender, und durch die vielfache Bewegung, der es örtlich ausgesetzt war, um so zerstörender auf das vorhandene Feste. Es sammelten sich in ihm aufer den chemisch aufgelösten Salzen, von denen der Gehalt des jetzigen Meeres nur als ein schwacher Ueberrest anzusehen ist, viele Theile der zu Tage liegenden Gebirgsarten besonders des Thonschiefers und diese Theile setzten sich an ruhigeren Orten als Grauwacke und Grauwackenschiefer ab. Diese Bildung der Grauwacken-Gruppe, während welcher fortwährend granitische und Grünstein-Eruptionen statt fanden, nimmt offenbar einen sehr langen Zeitraum ein, während dessen die Erkaltung der Oberfläche bedeutend zunahm, so daß sie nun auch für organische Wesen bewohnbar wurde. Hier trifft man nun auf das geheimnißvollste Räthsel, dessen Lösung dem menschlichen Forschungs-Geiste bis jetzt völlig unerreichbar erscheint. Wir können nämlich wohl die äusseren Bedingungen angeben, die unseren Erfahrungen gemäß für das Bestehen der irdischen Organismen erfüllt seyn müssen, aber noch nie ist es gelungen, urfächlich die Entstehung neuer Organismen aufzufassen. Der Vf. hilft sich aber darüber leicht hinaus, indem er die Zauberformel der Natur, das schöpferische Machtwort: „es werde!“ in Anwendung bringt. Soviel Täufchendes solche Redeweisen aber auch haben mögen, wir können in ihnen nur einen Vor-schub für die Trägheit des wissenschaftlichen Verstandes erkennen, und möchten sie wenigstens nicht, wie dies hier geschieht, anderen physikalischen Theorieen gleichstellen. Es heisst nämlich S. 441: Schwere wie alle sogenannten physikalischen Gesetze verrathen nichts über das innerste Wesen der Dinge und Kräfte, sondern sind nur besondere Ausdrücke ihrer äusseren Erscheinung. Das heisst doch wohl so viel, als eine Natur der Natur suchen, ein Leben in der trägen Masse. — Die Verbreitung der ersten Thiere und Pflanzen war eine ganz allgemeine; es gab in Folge der

hohen Temperatur, welche mehr von der Erde als von der Sonne ausging, keine klimatischen Unterschiede. Die Grünsteineruptionen dauerten auch über die Grauwackenbildung noch weiter hinaus, fast durch die ganze Periode der Kohlenbildung hindurch, in welcher die porphyrischen Eruptionen örtlich, aus noch tieferen Regionen kommend, begannen. Ungefähr in derselben Zeitperiode, scheint es, drangen kohlen-saure Kalkerde, Talkerde und Eisenoxydul rein abgefondert in heissflüssigem Zustande an die Oberfläche. Wo sie dabey die Atmosphäre nicht unmittelbar erreichten, blieben sie unzersetzt und bildeten krySTALLINISCHE Massen; wo sie dagegen noch heiss, sich frey an der Oberfläche anhäuften, wurden sie bald vom Wasser aufgenommen und anderwärts als dichter Kalkstein, Dolomit und Thoneisenstein abgelagert. Durch Hinabstürzen des Wassers in geöffnete heisse Spalten, wurde Kiesel-erde aufgelöst und setzte sich wie aus den Quellen Islands nach und nach ab, wodurch Quarz-, Hornstein-, und Achat-Gänge entstanden. Nach der Ablagerung des alten rothen Sandsteins und Kohlenkalksteins, welche sich in anderen Theilen Europas aufer in England nur schwach zeigen, weil dieselben damals flaches Land bildeten, hatte sich die Erdoberfläche mehr befestigt. Es wurden grosse Flächen erhoben, auf denen eine reiche Vegetation gedieh. Noch ragten zwar keine eigentlichen Gebirge hervor, und in Folge davon waren keine Quellen und Flüsse vorhanden. Das Inselfland war vielmehr von stagnirendem Wasser umspült, theils vom zusammenhängenden Ocean, theils von flachen Landseen. In den letzten entwickelten sich bey allmähligem Verdunsten unermessliche Torfbildungen, deren Ränder und später sich befestigende Oberfläche ganze Wälder von baumförmigen Farrenkräutern, Lycopodien und Schachtelhalmen trugen. Durch Erdbeben erzeugte Fluthen und Regengüsse führten von Zeit zu Zeit Sand und Thon in diese Becken, auf deren Decke von Neuem die vorige Vegetation begann, bis das ganze Becken bis zum Rande angefüllt war. So erklären sich die Kohlenbildungen mit ihren Sandstein- und Schiefer-Schichten. Das Rothliegende ist ein Product der Porphyruptionen, es verhält sich zu denselben, wie Trass oder Basalttuff zu den Basalten, Moja oder Peperin zu den Laven. Die darin vorhandenen Pflanzentheile sind Ueberreste

aus der Steinkohlenzeit. Während dieser Bildung schon erschienen Melaphyre und erhöhten die schon von den Porphyren gehobenen Gebirge. Bald nach der Bildung des Rothliegenden dürfte auch die Entstehung einiger Erzgänge fallen, nicht unwahrscheinlich ist es sogar, daß der Kupferschiefer der Zechsteinformation seinen Metallgehalt durch metallische Dämpfe und Quellen, die aus Spalten im Meeresboden hervordrangen, erhielt. Die zahlreichen Fische deuten durch ihre Krümmung und gute Erhaltung auf einen plötzlichen Tod durch Vergiftung und einen augenblick-

lichen Einschlufs in Schlamm hin. Die Gypse, Dolomite und das Steinsalz der auf den Zechstein folgenden Trias sieht der Vf. eher für krySTALLINISCHE Abfätze aus einer Auflösung, als für Eruptionsmassen an. Zu den Korallen, Mollusken, Crustaceen und Fischen treten jetzt nach *Saurier* und sogar vereinzelt Spuren wahrscheinlich von Vögeln und Säugethieren, welche während der Ebbezeit an der Meeresküste entlang laufend im angespülten Thon und Sand Fußspuren hinterließen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

KURZE ANZEIGEN.

PHILOGIE. *Aschaffenburg*, b. Pergay: *Die Episteln des Quintus Horatius Flaccus*, überl. von *Jos. Merkel*, Professor und Hofbibliothekar. 1841. 8. (20 Gr.)

Nachdem wir bereits mit mehreren trefflichen Uebersetzungen der Werke des Horaz beschenkt worden sind, tritt ein in der philologischen Literatur Unbekanntes mit einer neuen Verdeutschung der Episteln desselben auf. Alles, was zur Literatur des Horaz gehört, kann nur willkommen seyn, und deshalb griffen wir auch zur vorliegenden Uebersetzung um so begieriger, als der Interpret gleich in der Vorrede über die bisherigen Leistungen eines *J. Günther*, *Vofs*, *Wieland* u. s. w. den Stab gebrochen, und namentlich *Günther* noch besonders abgefertigt hat. Die Versprechungen, die wir uns von dieser neuen Uebersetzung machten, gingen jedoch nicht in Erfüllung. Von einem Manne, welcher die Uebersetzung des Horaz durch den freylich nun todtten *Vofs* eine seltsame Mischung aus einem kleinen Theile sehr glücklicher und gelungener Ausdrücke und Wendungen und einem großen Theile solcher, die wie eine lächerliche, oft frazenhafte Parodie lauten, nennt, hätten wir wenigstens prompten Stil, Deutlichkeit, richtigen Gebrauch der Wortstellung und elegantes Deutsch erwarten können, wenn wir auch seiner Fertigkeit, Verse zu machen, nicht nahe treten wollten. Allein gleich die ersten Zeilen der Vorrede zeugen genug vom geschraubten Stile, von einer Schwere, sich schriftlich aus-

zudrücken, und von unreiner Behandlung der Satzbildung, indem sie also lauten: „Was die den Freunden des Horatius hier dargebotene Uebersetzung sich zum Ziele gesetzt und zu erreichen gesucht hat, besteht in Folgendem u. s. w.“

Was wir von der Uebersetzung selbst urtheilen, die *H. Merkel* geliefert hat, das können am Kürzesten die folgenden Worte des ersten reitenden Halk'schen Jägers in Wallenstein's Lager erklären:

„Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgezuckt
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist,
Sich nicht auf der Wachtparade weist.“

Uebrigens kann bey einem fortgesetzten eifrigen Studium des Horaz, mit Beyhülfe der trefflichen Vorarbeiten über diesen Meister, der Herausgeber in der Zukunft etwas Vollkommneres als Uebersetzer leisten, nur möge er bey dieser literar. Arbeit statt bey zwey, ebenfalls in der philolog. Literatur unbekanntem Größem, sich bey einem *Kirchner*, selbst bey einem *Günther* berathen, und sich von ihnen helfen lassen.

Uebrigens ist die äußere Ausstattung des Buches sehr gefällig und lobenswerth.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

N O V E M B E R 1 8 4 1.

G E O G N O S I E.

DRESDEN und LEIPZIG in der Arnold'schen Buchhandlung: *Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie* besonders für deutsche Landwirthe, von B. Cotta u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Sandsteine zunächst über und unter dem Muschelkalk enthalten Spuren einer Festlandvegetation, welche sich schon weit mehr, als die der Steinkohlenperiode der heutigen tropischen Flora nähert. Die ganze innere Anordnung der Triasgruppe läßt auf ein allmähliges Sinken und Steigen der Erdoberfläche schließen, so nämlich, daß dieselbe während der Muschelkalkbildung den tiefsten Stand unter einer sehr ausgedehnten Meeresfläche erreichte; an den Ufern dieses Meeres, welches Mitteleuropa umfaßte, z. B. in England, dauerten Sandsteinbildungen durch die ganze Periode fort. Hierauf bedeckte tiefes Meer einen großen Theil des mittleren Europa, aus dem jedoch einzelne Inseln hervorragten, z. B. die Rheinlande. Am Meeresboden erfolgten dünne geschichtete Niederschläge; an dem Gestade bauten fleißig Korallen, so daß der Korallenkalk die Form der Ufer anzeigt. Am Ende der Periode fanden Dampfströmungen statt, in deren Folge Dolomite entstanden, und die Schöpfung in den Soolenhofner Schiefen plötzlich vernichtet wurde. Ammoniten und Belemniten, deren Analoge die Jetztwelt nicht aufzuweisen hat, finden sich sehr häufig. Eng an die Inragruppe schließt sich die der Kreide an. Die Waldgebilde mit ihrer Landvegetation bezeichnen einen Küstenstrich oder Inselzug; anderwärts erfolgten ununterbrochen meerische Bildungen. Unter den Gesteinen der Kreidegruppe verdankt der Quaderstein seine Entstehung wahrscheinlich zerstörten Graniten und Porphyren, in deren Gemengtheilen der Quarz allein erhalten ist, während die

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

übrigen das Material zum Bindemittel hergaben. Pläner und Kreidemergel ging aus zerstörten kalkigen Schichten, vielleicht auch unter Mitwirkung kalkhaltiger Quellen hervor, dagegen die Kreide scheint mehr organischen Ursprungs zu seyn. Das Kreidemeer war tief und sehr bevölkert. Die Organismen nähern sich mehr und mehr der jetzigen Schöpfung. Ammoniten, Belemniten und Crinoideen kommen zum gänzlichen Verlöschen. Mit der Kreide schließt sich ein wichtiger Abschnitt. Die folgenden Bildungen sind localer; unter den Thieren fangen Säugethiere an vorzuherrschen. Braunkohle und Braunkohlensandstein deuten auf ausgedehnte Festlandvegetation. Mitteleuropa war ein von Buchten durchschnittenes Festland, mit Sumpf und Wald bedeckt. In den Buchten setzten sich die muschelreichen Ablagerungen des Grobkalks und Londonthons ab und wurden stellenweise durch einmündende Flüsse mit Süßwasserconchylien versehen; übrigens mag sich das System der Flüsse und Landgewässer erst nach der Melassegruppe vollständig entwickelt haben. Die Meeres- und Süßwasser-Muscheln gehören größtentheils zu lebenden Gattungen, ja sogar Arten; dagegen zeigen sich riesenhafte Säugethiere aus der Familie der Dickhäuter, welche Heerdenweise lebten und nur bey einer üppigen Vegetation bestehen konnten. Sie vermehrten sich, bis ein großartiges plötzliches Naturereigniß sie vernichtete. Die Erdkruste war mittlerweile so dick geworden, daß der Druck des flüssigen Erdinnern nur schmale Spalten verursachen konnte, über deren Oeffnung basaltische Gesteine sich zu kegelförmigen Bergen anhäuften; häufig kamen die Basalte nicht zum Durchbruch, und erhoben nur das Land. Die Gegenden älterer Eruptionen sind gewöhnlich für die späteren am günstigsten. Die Basalte sind die wahren Vorläufer der Vulkane und vermitteln den Uebergang der Laven zu den Eruptionsmassen früherer Perioden. Basaltberge entstanden

durch einmalige Eruption, Vulkane wiederholen Lavaausbrüche und Schlackenauswürfe, sie bauen sich daher höher auf, als Basaltberge. Die Steilheit der Basaltberge läßt auf eine große Zähflüssigkeit der empordringenden Masse, die wenig geänderte Stellung der durchbrochenen Gesteine auf große Heftigkeit des Durchbruches schließen. Durch basaltische Hebungen, Landgewässer und atmosphärische Einwirkung war an der Oberfläche viel lockere Masse angehäuft, Thon und Lehm gebildet worden. Da senkte sich nochmals Europa, so daß nur die Gebirge über die Fläche des Meeres hervorfahen. Das verwitterte Gestein wurde durch Fluthen gleichmäßig über die eingesenkten Landstriche ausgebreitet, und die Schöpfung vernichtet. Die Temperatur erniedrigte sich schnell, ja plötzlich, und machte das Wiederentstehen topischer Organismen im nördlichen Europa unmöglich. Unmittelbar nach der Lösformation erfolgte der merkwürdige Transport großer Felsblöcke. Die ganze Wasserbedeckung war nur von kurzer Dauer, so daß kaum Spuren eines untermeerischen Thierlebens zurückblieben. Nun erst erhob sich durch die letzten plutonischen Kräfte Europa in seiner jetzigen Gestalt aus dem Wasser, bey dessen Abfließen Thäler und Buchten ausgefurcht wurden. Aber es blieben noch viele Wasserbecken (Böhmen, Rheingau), die erst durch spätere Durchbrüche entwässert wurden, und deren Reste noch jetzt als Landseen vorhanden sind. Die Erde war nun fähig zum menschlichen Wohnplatze. Die Folgezeit gehört der Geschichte.

Zur Veranschaulichung der hier kurz, aber doch in ihren wesentlichen Punkten möglichst treu gegebenen geologischen Ansichten des Vfs. dient das lithographische Titelblatt. Den Wechsel und die Stufenleiter der Organismen an der Erde stellt eine angehängte Tabelle übersichtlich zusammen.

Um unser Urtheil über das Ganze zusammenzufassen, müssen wir zuerst die richtige Scheidung der verschiedenen Aufgaben für Geognosie und Geologie, sowie die systematische Anordnung und Vollständigkeit der einzelnen Betrachtungen lobend anerkennen. Die Darstellung vereinigt anziehende und anschaulich klare Darstellung mit gedrängter Kürze und gediegener Gründlichkeit. Das Werk wird vorzugsweise geeignet seyn, dem behandelten Gegenstande Freunde zu gewinnen und Fortbildner zu erziehen.

Die äußere Ausstattung ist elegant. D. E. S.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRIEDLAND, b. Barnewitz: *Predigten für die häusliche Erbauung, über sämtliche Sonn- und Festtags-Evangelien des Jahres*, von J. G. L. Fischer, Pastor zu Schönburg im Fürstenthum Ratzeburg. 1r Bd. XX u. 480 S. 2r Bd. IV u. 557 S. 8. 1838. (3 Thlr. 8 Gr.)

In der gut geschriebenen Vorrede, in welcher treffende Bemerkungen über Popularität des Kanzelvortrags, zweckmäßige Darstellungsweise, Textbenutzung und andere Gegenstände hervortreten, sagt der Vf., daß diese Predigten aus einer Reihe von Arbeiten ausgewählt worden seyen, welche in einem Zeitraum von 24 Jahren vor den Bewohnern einer kleinen Stadt nebst 22 Dörfern gehalten wurden, und daß zwar die hier gegebene Sammlung zunächst für häusliche Erbauung, zugleich aber auch zum Vorlesen vor Landgemeinden berechnet sey. Rec. gesteht mit Vergnügen, daß er sie für beide Zwecke wohl geeignet gefunden hat, wenn er gleich der Behauptung des Vf. widersprechen muß, daß zu letztem Behufe nur wenig Brauchbares vorhanden sey; denn es ist dafür so manche achtbare Leistung z. Th. bereits schon in zweyter und mehrfacher Auflage an das Licht getreten. — Zugleich gesteht der Vf. in Anordnung des Stoffs der *Reinhard'schen* Weise gefolgt, und mehr auf zweckmäßige Hervorhebung und fruchtbare Erörterung einzelner Wahrheiten als auf erschöpfende Ausbeutung der von ihm behandelten evangelischen Perikopen ausgegangen zu seyn, und dabey den Hauptzweck im Auge gehabt zu haben, ohne Rücksicht auf die besondern Tendenzen gewisser einzelner Parteyen, in klarer, würdevoller, rhetorisch belebter Sprache den Glauben zu verkündigen, der durch die Liebe thätig ist; und dies ist ihm denn auch so wohl gelungen, daß er, ohne in den zuweilen bey *Reinhard* bemerkbaren Fehler allzu großer, künstelnder Stoffzerpflückerung zu verfallen, oder sich jener Lässigkeit in der Textbenutzung schuldig zu machen, welche den Grundsatz des Vf. „daß die Predigt nicht um des Textes, sondern der Text um der Predigt willen da sey,“ zumal früher, so oft in höchst verwerflicher Weise outrirte, in reiner, fließender, und wenn auch nicht gerade körnigkräftiger, doch stets gewandter, fast immer edel gewählter und dabey oft blühendchwungreicher

Sprache, allerdings einen reichen Schatz evangelischer Lehren in erbaulich ansprechender Weise dargeboten hat, weshalb Rec. diese gesunde Speise Allen denen bestens empfohlen haben will, welchen der Sinn und die Empfänglichkeit dafür in dieser Zeit des Unglaubens und Ueberglaubens noch frisch lebendig geblieben ist.

Die Predigten des Vf. beginnen bald mit kurzen Sprüchen, bald mit passend gewählten Liederverfen, mit welchen er öfter auch schließt, bald mit Gebeten, welche letzte, wie z. B. gleich das zum Neujahrstage, z. Th. kräftig-einfacher und schwungreicher seyn möchten. Darauf folgt eine kurze Einleitung, dann die Vorlesung des Textes mit Ableitung des Thema, dessen Disposition bald in 2, bald in 3 Haupttheile mit mehreren Unterabtheilungen zerfällt; eine allerdings etwas complicirte, neuerdings immer weniger gebrauchte Form, in welcher sich indess der würdige Vf., dessen Bekanntheit als Homilet uns eben so erfreulich als neu war, mit so großer Gewandtheit bewegt, daß zumal angehende Kanzelredner diese Predigten nicht ohne mannichfachen Gewinn für Erzielung logischer Gewandtheit benutzen werden. Sehr geschickt, oft geistreich, werden die Themata aus den Texten abgeleitet und der aufmerksame Leser wird darin nicht selten lehrreiche, treffliche Züge einer durchgebildeten Meisterhand erblicken, welche, wenn auch nicht genial, keck und kühn, doch rund und glatt ihre Gemälde zu entwerfen und auszuführen versteht, und auch solche Gegenstände dem Interesse nahe zu bringen weiß, welche, wie es bey einem großen Theile der vom Vf. aufgestellten Hauptsätze der Fall ist, bereits von anderen Homileten behandelt worden sind. Bey so vielfachen Vorzügen dieser Predigtsammlung, welche wir in recht vielen Händen zu sehen wünschen, kann es uns nicht einfallen, um Einzelnes mit dem Vf. rechten zu wollen, was uns in Wahl der Themen oder ihrer Dispositionsweise, so wie in der Ausführung, weniger gelungen erschienen ist.

Die äußere Ausstattung des Buches ist weit anständiger, als man es sonst bey Predigtsammlungen gewohnt ist.

Dr. K. S. W.

SCHÖNE KÜNSTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg und Sohn: *Therese's Briefe aus dem Süden*. Herausgegeben von einem Freunde der Verfasserin. 1841. VI u. 291 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Wenn Rec. die Erscheinung dieser Briefe eine willkommene nennt, so soll sein Wort kein Nachbeten anderer bereits über dieselbe gefällten wohlmeinenden Urtheile seyn; es ist vielmehr das Resultat seines eignen Ton- und Tact-Messers. Schön, aber nicht neu erschienen sie ihm nach Inhalt und Tendenz. Was kann überhaupt viel Neues über die meisten Anschaulichkeiten, welche die Vf. berührt und bespricht, gesagt werden, das ihnen nicht bereits abgesehen und worüber nicht bereits gesprochen worden wäre? In unseren Tagen wäre sogar der Versuch, eine neue Reisebeschreibung aus schon vorgeschriebenen zusammenzutragen, eine sehr bequeme Art zu reisen, und von dem Gesehenen zu berichten.

So begegnen wir auch hier, wenn gleich selbst Gesehenem, doch nur einer Variation des mehrmals davon Gelesenen. Selbst die häufig eingestreuten Sentenzen oder Aphorismen schienen uns nicht neu. Diese Briefform duftet etwas nach *Rahels Nachlass*; doch sind einige dieser eingestreuten Gedankenpäne zu schön, um sie nicht mit dankbarer Anerkennung zu würdigen. Die gefühlvolle Leserin, für welche sie eigens geschrieben zu seyn scheinen, wird mit uns einstimmen.

Ueberhaupt steigert sich der Werth dieser Briefe merklich, sobald man sich überreden liefs, daß sie nicht für den Druck geschrieben waren. Der günstig für diesen Glauben gestimmte Leser wird durch kleine, dem Vf. entchlüpfte Aeußerungen, als ob dem nicht so sey, ob doch nicht eine gewisse Berechnung statt gefunden habe, beynahe erschreckt. Da zugleich das Wohlwollen, welches den Herausgeber zwang, diese Mittheilungen einer schönen Seele zu veröffentlichen, sich nicht durchweg bethätiget, so erweckt auch dies einiges Mißtrauen, die von seiner Hand angefügten Noten setzen zuweilen auf eine verletzende Weise in Erstaunen. Dies neben die Briefstellerin Treten, mit Selbstgefälligkeit Bemerken: „Wir haben das auch und mit welchem Blicke gesehen, mit welchem Mafstabe gemessen!“ schien uns bisweilen weder wohlwollend, noch ritterlich. Man weiß nicht, soll es ein Verfech-

ten oder ein Angriff feyn. Jedenfalls zeugen diese Anmerkungen von einer Halbheit des im Vorworte gerühmten Wohlwollens des Herausgebers für die Vf., deren Wirkung stets getheilt bleibt.

Uns that es wehe, unter den schönen Bildern und Redefätzen der Briefstellerin zuweilen einem mattfarbigen oder halbedlen zu begegnen. In guter Gesellschaft von Menschen, wie von Worten, wird der Halbgebildete oder gar Gemeine leicht heraus gefunden. So schien uns S. 64. bey der Schilderung der einbrechenden, noch mit dem Tage kämpfenden Nacht, das Bild, wie der Abend mit seinem lauen Hauche die azurnen Nachtvögel weckt, den Blumen ihren Duft *ableckt*, und sie die Brust öffnen, weil sie schlagende Pulse haben, und der Liebe entgegen streben, ein allzu gesuchtes und darum verfehlt zu seyn. Verschließen die meisten Blumen sich nicht gerade des Nachts? Beugen sie nicht ihre Kronen? Scheint ihr Blutlauf nicht zu stocken? Belebt nicht vielmehr Sonnenlicht und Wärme ihren zarten Staub, heftet ihm gleichsam die Schwinge liebender Sehnsucht an?

Solch und ähnliches Zuweitgehen rechtfertiget zwar die Vf. S. 87 recht schön, mit den Worten; „Es ist eigen, wenn das Wort glüht und die That kalt ist, wenn man ungewiss ist, ob die Stärke der Farben durch die Phantasie, durch die Macht der Stunden, durch guten Willen, durch unbewusste Selbsttäufchung aufgetragen ist,“ und S. 127: „Man muß nie vielen Werth auf einzelne geschriebene Worte legen, denn über Jeden gebietet die Macht der Stunden. Der To-

taleindruck des ganzen Menschen, das Zeugniß der Seele müssen das Urtheil bestimmen.“

Wünschenswerth wäre es, daß der Herausgeber dieser, in vieler Hinsicht schönen Briefe, aus einem der aus Neapel geschriebenen die Stelle, von S. 192—198, nicht veröffentlicht hätte. Ein edler Schmerz verliert seine Weihe, entäußert sich seiner erhabenen Natur, wenn er sich der Anschauung der Menge Preis giebt, oder durch ungeschicktes Enthüllen Preis gegeben wird. Wie auch manch Mutterherz gerade bey dieser Stelle nachtönen, mitweinen wird, so verschleucht doch eben das Einstimmen den Aetherhauch des Schmerzes, den eines Engels Nähe entlockt, welcher mit leisem Flügelschlage nur berühren, nicht verwunden soll. Der Engel wird zum gemeinen Erdensohne, wenn er über die Seufzerbrücken in die Bleykammer tritt, wo Leidensbrüder ihn begrüßen, ihm zurufen: „Wir leiden wie du!“ Mit der Klage legt er das Lichtgewand, das seinen irdischen Theil umschimmerte, ab. Wenigstens soll diese Klage nicht hörbar, nicht weit schallend seyn. Der heiligste Schmerz wohnt nur im Allerheiligsten des Menschenherzens.

Wir schließen unsere Kritik mit einem der Briefstellerin selbst entlehnten Satze: „Es giebt Augenblicke, wo die ganze Kraft des Menschen kaum zum Schweigen hinreicht.“ Es entschuldiget derselbe sie und uns.

Die äußere Ausstattung ist ganz gut.

W.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Wien, b. Gerold: *Carl Guthe*. Eine Geschichte aus dem Wiener Volksleben. Von *Franz Schuselka*. 1841. IV u. 307 S. 8.

Die Bilder, welche ein Wiener uns vom Leben seiner Kaiserstadt hier aufstellt, sind so volksthümlich, daß ihr: *nach der Natur* leicht in die Augen springt, aber dem Schattenflecken anderer großer Städte so ähnlich, daß betäubende Belege ihrer Treue leider überall zu finden sind. Bücher solcher Art sind die unschuldigsten und doch ihren Zweck am leichtesten erfüllenden Unterhaltungsschriften, indem sie ihrer Unterhaltung den Zusatz berauschender, gleich Opium wirkender Mittel, nicht beymischen. Eine ruhige Betrachtung räumt ihnen sogar den Vorrang vor einigen Meteoren der heutigen schönen Literatur ein, die zwar dem Leser mit dem Zauber einer bis ins feinste gebildeten Sprache berücken, mit dem lebendigen Colorit ihrer

Bildwerke fesseln, diesen aber, die sie aus dem Schlamm der *haute volée* schöpfen, nicht die Erquicklichkeit zu geben vermögen, die ein treues Volksbild hat und haben muß.

Es ist zu bedauern, daß unser Urtheil, zwar öffentlich ausgesprochen, dennoch schwerlich von denen gehört werden wird, welche den Büchermarkt, um Einkäufe für ihre Lesekreise zu machen, betreten. Wer sucht die Urtheile über Kleinigkeiten, die wie Wasserblasen aufsteigen und verschwinden? Der Gelehrte selbst ist zu reich an scharfer Urtheilsgabe, um die Winke Anderer zu bedürfen. Der Bücherverleiher aber, welcher von Titeln angezogen wird, fragt nicht darnach, was die gelehrte Welt über den Schutt, der hinter einem imposanten oder schauererregenden Titel aufgehäuft ist, sagt. Gelehrter Blätter Urtheile liegen außer seinem Geschäftskreise.

W.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1841.

P H I L O L O G I E.

BERLIN, Vofs'sche Buchh.: *Sprachwissenschaftliche Untersuchungen* von Dr. Albert Höfer 1839.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur Etymologie und vergleichende Grammatik der Hauptsprachen des Indogermanischen Stammes. Von Dr. A. Höfer, Docenten an der königl. Pr. Friedrich - Wilhelms - Univ. in Berlin, jetzt aufserord. Prof. an der Univ. Greifswald. 1r Bd. Zur Lautlehre. 1839. XX u. 471 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gGr.)

Hr. Dr. Höfer, durch seine Prakrit-Grammatik, seine Uebersetzung der Uvafi und anderer Schriften bereits rühmlich bekannt, erscheint in diesem Werke auf dem unermesslichen Gebiete der Sprachforschung, um die Offenbarung des Geistes im Worte, seine Entwicklung in der Sprache zu verfolgen. Ihm genügt es nicht, diesen oder jenen Begriff des Wortes als den ursprünglichen zu setzen, noch weniger so oder so viele Hunderte von Wurzeln als unergründliches, ja unantastbares Letztes anzunehmen; er kann sich nicht dabey beruhigen, wenn er dieses oder jenes Wort im Sanskrit wiedergefunden hat, denn der Gedanke ist ihm fern und wie er glaubt durch längere Ansicht des Sanskrit selbst entfernt, das, als ob diese Sprache rein und untrüglich wie keine wäre, damit das Heil gewonnen wäre. Wenn die Einen die Sprache für den Ausdruck eines Innerlichen halten, die Andern sagen, sie stelle ein Aeußerliches dar, so schlägt er einen Mittelweg ein, um beide zu vereinigen, wenn er sagt: Die Sprache stellt das Aeußere als ein Inneres dar, das innerlich gewordene Aeußere. Die Wörter, zumal in ihrer späteren fixirten Bedeutung, enthalten ein Innerliches, in ihren Elementen aber, aus denen sie zusammengewachsen, sind sie das Aeußerliche selbst, sein treuester Ausdruck, wie es durch das Innere hindurchging, und im

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

selbigen Momente ein Wort oder zunächst ein Laut ward. Sprechen ist ein lautes Denken, Denken aber ursprünglich innerliches Darstellen des Aeußeren. An unser *sprechen* reihen sich unmittelbar an, lat. *spargere*, — *spergere*, gr. *σπείρειν*, wahrshl. *σπέρχω*, *σπαργάω* und skr. *spriç*, welche *berühren* als den ursprünglichsten Begriff zu erkennen geben, vielleicht ganz in demselben Verhältnisse wie *fäen* und *fagen*, nur das man hier die Bedeutung: *aneinanderreihen*, *verbinden* zum Grunde legen könnte, so das *fagen* eigentlich dem Begriff des Redens entspräche; doch bleibt es zweifelhaft, ob es nicht vielmehr mit *dico*, *δέκνυμι*, *diç* also eine Nebenform von *zeigen* zusammengehöre, und demnach mit *tangere*, *ticken*, *decken*, *denken*, *Σιγγάω* vergleichbar sey. *Rede* ist althochd. *reda*, *redia*, goth. *rathjô*, die Zahl, Rechnung, Herzählung, entsprechend dem lat. *ratio*, zu *reor*, *ratus* gehörig. *Sermo* von *ser-ere* ist Aneinanderfügung, Verbindung, Reihenfolge. *Wort* und *werden* sind gemeinsame Sprößlinge eines Wortes, das vielleicht im skr. *vri*, *var* am treuesten erhalten ist. Dieses *vri* entspricht auch dem lat. *ver-bum* und aus ihm leitet sich skr. *varna*, Vereinigung, Classe, Gestalt, Form, Buchstab ab. *Wurzel* gehört auch hierher. *Laut* führt, da es einen anlautenden Gutturalen eingebüßt hat, direct auf das skr. *çru*, gr. *κλύειν* und heißt also das Gehörte, Vernehmbare wie *lauschen* von derselben Bedeutung: *hören wollen* entspringt. *Kund* und *künden* heißen: bekannt, zu wissen thun, wie *narrare*, dessen Vereinigung mit *gnarus* immer noch am meisten zusagt. Im lat. *intelligere* ist *inter* gewiß gleich *intus* innen: innerlich sammeln, etwa einsammeln, einlegen, nämlich einen Gegenstand nach den innerlich von ihm vorhandenen Vorstellungen, die sich mit seinen Merkmalen decken müssen, um das richtige Verständniß herbeizuführen.

Wie sich der Geist erweitert und entwickelt, so gestaltet sich ihm zur Seite immer als sein treuester Be-

gleiter die Sprache, die als Product einer *geistigen* Thätigkeit dieselben Merkmale mit dem Geiste überhaupt gemein haben muß. Es ist denkbar, daß die Menschen und Sprachen an Einem Orte entstanden sind, also in einer *Ursprache* vereinigt gewesen; doch kann der Mensch unter verschiedenen Himmelsstrichen als ein in seinem Grunde gleiches Wesen entstehen, so konnte auch die Sprache aus seinem Geiste hervorgehen, und wenn nun alle Sprachen so weit zerlegt und begriffen wären, daß die Urelemente derselben deutlich vorlägen, und wenn diese Grundtheile wirklich mit allen anderen Sprachen die vermuthete Einerleiheit aufwiesen, so wäre sie ja als die gleiche Aeußerung des unter ähnlichen Verhältnissen thätigen Einen Menschengeistes immer erklärlich genug. Die Sprache ist ein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung. Es ist wahr, was der große *W. v. Humboldt* sagt: „Auf jedem einzelnen Punct und in jeder einzelnen Epoche erscheint sie gerade wie die Natur selbst dem Menschen, im Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten, als eine unerforschliche Fundgrube, in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken, und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühletes wahrnehmen kann; aber der Mensch bedarf es zur Begeisterung in seinem immer fortarbeitenden intellectuellen Streben und der fortschreitenden Entfaltung seines geistigen Lebensstoffes, daß ihm neben dem Gebiete des schon Errungenen der Blick in eine unendliche allmählich weiter zu entwirrende Masse offen bleibe.“ Wenn die Möglichkeit einer Sprachwissenschaft zugegeben wird, so ergibt sich auch ihre Nothwendigkeit, weil wir an der Sprache das älteste nicht bloß, sondern für die undenklich frühe Zeit des Jugendalters der Menschheit das einzige und wichtigste Denkmal besitzen. Die Sanskritsprachen sind der Mikrokosmos gleichsam der Gesamtwelt der Sprache, und die Sprachforschung hat als *näheren* Zweck die Zurückführung der getrennten Sprachen auf eine möglichst ursprüngliche Grundsprache. Das Sanskrit schon als solche aufzufassen, ist eine verkehrte Ansicht Kurzsichtiger, sie steht zu ihr nur in dem Verhältnisse einer Tochter und demnach zu den verwandten asiatischen und europäischen Sprachen nicht als Mutter, sondern, wenn man will, als eine der Mutter ähnlicher gebliebene Schwester. Der sicherste Weg zur Einheit zu gelangen ist der der Vergleichung. Die Sprach-

wissenschaft zerfällt in Laute, Wort- und Satz-Lehre. Dazu haben Andere noch eine Bedeutungslehre gefordert. Die Sprache ist durch und durch eine *gewordene*, in ihren Lauten, wie in ihren Wortbildungen und von den *kleinsten* und *armseligsten* Anfängen aufwärts bis zur späteren Vollendung fortgeschritten“.

So weit die Einleitung, die mit einer kurzen Betrachtung über die Widerfacher der Sprachwissenschaft schließt. Sie bildet zugleich den Iten Abschnitt des Buches mit der Ueberschrift: *Ueber das Studium der Etymologie und vergleichenden Grammatik im Allgemeinen*.

Der zweyte Abschn. hat den Titel: *Zur Lehre von den Vocalen, mit Untersuchungen über Guna und Vridhhi und über die Declinationsformen der Sanskritsprache*.

Bey der Frage: läßt sich ein *einiger* Urvocal annehmen? neigt sich der Vf. zu der Ansicht, es habe eine Zeit gegeben, wo nur Ein Vocal gesprochen ward, und hat diejenigen auf seiner Seite, welche entweder *a* für den ursprünglichsten Vocal halten, oder, wie Andere neuerdings gethan haben, einen indifferenten Urlaut annehmen, der sich nach *e* hinneige, oder zwischen *e* und *a* laute, ohne ganz weder das Eine, noch das Andere zu seyn. *A* ist nicht selten in *u* und *i* übergegangen. *Bopp* hat ermittelt, daß *a* der stärkste und schwerste, *u* der zunächst folgende, leichtere, *i* endlich der leichteste Vocal sey. Zu demselben Resultate gelangt man vom physiologischen Standpuncte aus. Mit dem Uebergange des *a* in *u* und *i* auf ziemlich gleicher Stufe steht der Wechsel desselben mit *ε* und *δ*; *δ* verhält sich zu *u*, wie *e* zu *i*, nur daß der Uebergang des *a* in *o* eine Trübung des schon aus *a* entwickelten *u* zu seyn scheint, während *e* dem *a* näher steht, und seine Schwächung gleich wie *i* ist. Den so oft in der Composition stattfindenden Umlaut erklärt der Vf. aus dem Ton, der hier von der jetzt unwesentlicheren Stammsilbe ab auf die Silbe gesprungen ist, die sich äußerlich anfügte und insofern wichtiger ward als die erstere, da die neue Bedeutung des Compositums wesentlich durch sie getragen wird. Dem Herabsinken vocalischer Laute gegenüber steht die Verlängerung derselben, oder ihre Verdopplung; aber es findet sich auch eine Rückkürzung der Längen, die langen Vocale gehen wieder in die kurzen über. Die beiden Ordnungszahlen: der *zweyte* und der *dritte* haben im Sanskrit, wo sie *dvitija*, *tritija*

lauten, offenbar dasselbe Suffix, welches sich in den Comparativen *ijas*, *ijam* zeigt. Davon im Prakrit *du-dia* oder *vidia* und *taia*. Dadurch stimmt nun die Endung genau zu dem lat. *Tertius*, bey *quartus* ist eine Form *quartjus* vorzusetzen. Mit demselben Rechte, wie man *tertius* für einem Comparativ halten könnte, kann man auch *medius* dafür nehmen, so das nun unser einmal organisches Doppel-t in *mitte*, alth. *mitti* sich aus *tj* durch Assimilation entwickelt hat, und zu *medius*, sk. *madhja* grade so steht, wie *dritte* zu *tertius*. Diese Vergleichung lässt sich auf *melius*, *major*, selbst auch auf *pejor*, *minus* und A. anwenden, in denen *rus* (= *jor*, = *us*) sich eben so aus einem in Ssk. - *ijas* deutlicheren *ius* entwickelt hat. Augenscheinlich ist die Uebereinstimmung in den alten röm. Accusativen mit *s* für *r*, z. B. in *mag-nus*, *mah-at*, *μέγ-ας*; *maiozem* ist eigentlich *magiosem* = *mahî-j-ân-sim*, hat also *i* verkürzt und aus *magjorem* das *g* schwinden lassen, gleichwie das gr. *μετ-ζων*, das nur *μεγi-* zu *μετ-* contrahirt, die Endung *iân* aber in *ζων* verändert hat. Das Umgekehrte, nämlich der Wegfall des *j* bey bleibenden Consonanten des Stammes, zeigt sich in *minus*, A. *vana*, woher skr. *ûna*, gr. *μινός* und *wen-ig* neben *min-d-er*; *minus* ist also eigentlich *minius*, *minjus*. So liegt uns denn *melius* vollständiger vor = *varijas*, *meliose*. In *melius* stünde demnach *m* für *v*, *b*, wie auch *belle* wahrscheinlich macht, doch ist noch zu erwägen, ob man etwa *madhu* (dann also *melior* = *madhijas*) mit *Benary* vorziehen wolle. *Phirinus* ist *pulu-simus*, Sskr. *pura* und *puru*, prakr. *pulu*. *Pejus* wird als eine directe Nebenform zu *κακτων* angenommen.

Wir übergelien als keines Auszuges fähig, die speciellen Untersuchungen über Saaskritformen, und heben von § 15 dieses Abschnittes an Einiges hervor, was für die lat. Etymologie nicht unwichtig ist.

Das *ae* in *aeger* scheint dem Vf. gleich dem skr. *ati* zu seyn und demnach *übermächtig*, *sehr* zu bedeuten, — *ger*, *gro* aber mit *garu* (*gravis*) zu vereinigen, also das *aeger* etwa *überbeschwert* bedeutete. *Aegrotus* könnte sich vielleicht zu *gravis*, *garu*, *gravatus* verhalten wie *lotus* zu *lavatus*, *lutus*, *lu*. *Aerumna* könnte der Bedeutung nach zu *aeger* gezogen werden; doch bleibt noch eine zwiefache Möglichkeit es zu erklären: entweder kann man es mit *ira* in ein verwandtschaftliches Verhältniß setzen, wozu man *picus*

und *picumnus*, und wegen des *ae: i aem — utor* und *im — itor* vergleichen dürfte, oder es enthält die gleichfalls mit *ae*, *ati* verbundene Wurzel *rug aegrotum esse* oder *rusch*, die beide der Bedeutung nach trefflich stimmen würden; von Seiten der Form hätte man wohl auch hier nichts einzuwenden, da sowohl *s* als *g* vor *m* öfter im Lat. ausgefallen sind. *Ἐλεγεῖα* zieht der Vf. mit *Riemer* zu *ἄλγος*, eigentlich Drangsal, Beschwerde. Nichts anders als *Unleichtigkeit* ist *ἄλγος* sowohl als *ἔλγος* = *ἔλεος*, und *ἐλεγεῖα*, so das wir hier eine Nebenform von *ἐλαχός* (*levis* = *leguis*) finden, dessen erstes *é* freylich hier kein negatives, sondern von besonderem Ursprunge ist. Im Sanskr. heisst das Negativum von *laghu* leicht, *a — laghu* gewichtig, schwer, ernst, feyerlich, stürmisch. Daher *ἄλγος* der Schmerz, Kummer, *ἀλεγειῶ* besorgt seyn, *ἔλεος* Mitleid, Theilnahme. So könnte denn *ἐλεγεῖα* allerdings ursprünglich *gravis*, dann *Klagelied* heissen. Wie *ἐλαφρός* und *ἐλαχός* zu *ἄλγος*, verhalten sich wieder *ἐλέφας* und *ἐλαφος* zu einander: in beiden zeigt sich die unorganische Aspirate *φ* für *χ*, in *ἐλέφας* aber = *ἐλάφας* ist es aus einem *ἀ priv.* erwachsen und heisst das Wort also *schwer*, *unleicht*. In der Note wird auf *barrus* zusammenhängend mit *βαρύς* *gravis* verwiesen, der *schwere*, wenn man es nicht lieber nach skr. *bhara*, Last, als Lastthier, der Belastete, fassen wolle. *Balaena* könnte aus *balamina*, der grosse, starke Fisch, contrahirt seyn; doch spricht auch manches für die Vergleichung mit *vâri*, Wasser, wonach es etwa *Wasserschlamm* heisse. In *ἀνιγγμα* scheint die Grundbedeutung *dunkel*, *versteckt* zu seyn, doch weiß der Vf. nur an jenes *ati* (= *ai*) und den Namen des lat. *necto* zu erinnern. *Aeguis* hat man auf Wurzel *ix* zurückgeführt. Als ersten Bestandtheil möchte Hr. H. *sa* annehmen, *vaxas* = *aeguis* so *sehend*, *zusammen*, *gleichsehend*, *eben*, *gleich*, *billig*. *Naenia* wird zu skr. *nae* gestellt, *naevus* zur W. *gna-* (*gnaivos*, *Cnejus*) gezogen, und das lat. *nativus* darin erkannt. Bey *severus* wird an skr. *sen*, *venerari*, gedacht, wovon *severus*, der Gestrenge. *Saeculum* ist ein Compositum aus *çati-kala*, das wäre hunderttheilig, *çati-câla* Hundertzeit, oder man vergleicht es mit skr. *sakalam*, *sikal-jam*, das Ganze, das Zusammen, die Vereinigung der Theile. *Taedium* wird mit *Pott* aus *ti — ad*, das Uebereffen gedeutet, wenn nicht *antiadisch* zu denken sey, wobey *Tuedium* das Aufhören, Entfagen, Verlassen wäre. Ein

Gegenstück zu *Taedium*, Ueberessen, Ueberdrufs, findet sich in *ebrius* aus *ati* ($\alpha\iota$, $\alpha\iota$, e) und der W. $\pi\iota$, *bi-be*, eigentlich *übertrinkend*. Das *e* in *ebrius* verhält sich wie in *supremus*, *extrémus* aus *supra-t-imus*, *extra-t-imus*, wo das *t* ausgefallen ist. Im Griech. entspricht das η oftmals einem θ und ι anderer Sprachen $\xi\upsilon\tau\alpha\varsigma$, $\eta\rho\omega\varsigma$ und $\kappa\acute{\alpha}\rho\iota\omicron\varsigma$, mit *herus*, *hehr*, *i. e.* nehd. *hér*, wovon der *Herr* eigentlich Comparativ ist, vergleichbar; $\eta\lambda\iota\omicron\varsigma$, *súrjas*, *súras*, *sol*; $\zeta\upsilon\lambda\alpha$, wovon $\tau\acute{\alpha}$ $\kappa\eta\lambda\alpha$, *Keule*, wie *clava*; $\upsilon\sigma\chi\alpha\varsigma$, *aufschafu*, $\eta\omega\varsigma$, $\alpha\upsilon\beta\omega\varsigma$, *aurora* u. s. w. In *obedio* (für *obodio*) ist *o* vielleicht in Folge des nächsten *i* zu *e* geworden. Das *e* in lat. Wörtern vor dem Suffix *bro*, *bra* wird man als eine Schwächung des *us* zu *es*, *e* anzusehen haben. Wie $\alpha\upsilon$ zu η werden möchte, zeigt sich bald. Nämlich theoretisch, wenn dergleichen Formen auch minder deutlich vorliegen, muß der zweyte Bestandtheil des Diphthongen zu *i* gesunken seyn und in seiner Verschmelzung mit *a* den Laut η erzeugt haben. So wird aus $\hat{a}=aa$ dann ein $\hat{a}i$, \hat{e} , oder aus \hat{a} ein *au*, \hat{o} . $\beta\lambda\acute{\epsilon}\varphi\alpha\rho\omicron\nu$ könnte man wörtlich mit skr. *blérubhara* übersetzen; doch scheint lat. *palpebra* vielmehr verwandt zu seyn; $\beta\lambda\acute{\epsilon}\pi$, *Blick*, *palp* gehören zu $\beta\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\iota\nu$. *Wimper* verhält sich formell zu *Wintbraue* wie *Jungfer* zu *Jungfrau*. Der Hauptbegriff liegt hier in *Wint-*, da *prauua*, *brâwa* an und für sich *Braue*, *Wimper* und *Augenlied* bezeichnet, und *Wint-* ist nicht mit *Wind*, *ventus*, sondern lieber mit *Winde wenden* zusammenzustellen. In *Augenlied* steht das ältere *Lied* für *Glied*. *Cilium* hat den Stamm $\kappa\upsilon\lambda\text{-}cil\text{-}$, der in $\kappa\upsilon\lambda\text{-}i\upsilon\delta\omega$ und reduplicirt in $\kappa\upsilon\text{-}\kappa\lambda\text{-}\omicron\varsigma$ liegt, man könnte also *cilium* getreuer durch *Augenrundung-*, *wölbung* wiedergeben, wovon *Augenbewegung* nicht sehr fern liegt.

Wir übergehen als ein tieferes Eingehen in die Sprache erfordernd die Betrachtung des Guna und Vriddhi im Sanskrit (§ 16), die Frage: Wo findet sich Guna im Sanskrit? (§ 17) und § 18. Vom Vriddhi

der Sanskritsprache, und wenden uns zu § 19: Ueber den Wechsel der Laute *u*, *o*, *au* besonders im Lateinischen.

Der Fall von $\omicron\delta\alpha$ W. $\iota\delta$, verglichen mit $\zeta\omicron\alpha\beta\iota$ mag man als Guna gelten lassen, ebenso vielleicht $\epsilon\iota\mu\iota$, $\zeta\alpha\beta\iota$. Das Verhältniß von $\varphi\epsilon\upsilon\gamma\omicron\mu\epsilon\nu$ und $\lambda\epsilon\iota\pi\omicron\mu\epsilon\nu$ zu $\xi\lambda\iota\pi\omicron\nu$, $\xi\varphi\upsilon\gamma\omicron\nu$ muß man gleichfalls für ein mit dem Guna des Sanskrit übereinstimmendes ansprechen, nur hat man sich zu hüten, das dem stammlhaften *z*, *v* vorausgehende ϵ für einen den dort, wie man annahm, vorgeschlagenen *a* gleichen Einschub anzusehen. Das Vriddhi in *plaustrum*, *claustrum* u. s. w., bezweifelt der Vf. wegen den Nebenformen *plostrum*, *clostrum*.

Neben dem *au*, *o*, welches seinen Ursprung allerdings einem *u* verdankt, geht nun im Lat. nicht selten eine Form mit *âu*, *âv* erbrechen, dem ein Vocal folgt: *clau-do*, *clûsor*, *cludo*, welches als Simplex neben *claudo* bestand und dessen *u* etymologisch wohl der wahrere Laut ist, ferner *clâ-vis*; das diese Wurzel mit *schliessen* identisch ist, steht fest. In $\kappa\lambda\eta\tau\varsigma$, $\kappa\lambda\eta\tau\text{-}ζω$, $\kappa\lambda\alpha\acute{\iota}\omega$ ist vor den *z* wohl ein Digamma ausgefallen. *Navis* ist das *fließende* oder *schwimmende*, was skr. *plava*, dem unser *Floß*, gr. $\pi\lambda\omicron\iota\omicron\nu$, entspricht, aus der Wurzel *snâ*, für die auch *suu* anzunehmen ist. Bey dem lat. *prâvus* wird an *para* gedacht, so daß nur der Begriff des Entgegengesetzten, *perverse*, darin läge, oder es steht auf einer Linie mit *fraus*, *frustra*, dem skr. *vrithâ* nahe liegt. Guna ist in *lautus* neben *lû* (*soluo*) *lavare*, in *cantus* neben *eu* (*acumen*) *cavere*, *cavea*. In *Hut* liegt das entsprechende deutsche Wort vor; *cavea* hängt aber mit der Bedeutung *spitz*, *hohl*, *leer* zusammen, und hilft nun dem Begriffe *hüllen* zum Daseyn. Der Zusammenhang von *cantus* und *acutus* wiederholt sich in *custod* und *cuspid*, denen schon eine Form wie *cut* unterliegt. *Laudare* gehört zu skr. $\zeta\upsilon\upsilon$, gr. $\kappa\lambda\upsilon$, auch unser *rühmen*, *Kuhm*.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1841.

P H I L O L O G I E.

BERLIN, Vofs'sche Buchh.: *Sprachwissenschaftliche Untersuchungen* von Dr. Albert Höfer. 1839.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur Etymologie und vergleichende Grammatik der Hauptsprachen des Indogermanischen Stammes. Von Dr. A. Höfer.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In § 20 Ueber einzelne Erscheinungen aus dem Gebiete der Deutschen Vocal-Verhältnisse wird *J. Grimm* getadelt, wie es neuerdings mit dem Sanskrit ergangen, die Gothische Sprache zu unbedingt als älteste oder treueste Gestaltung an die Spitze gestellt zu haben. Sie ist nicht schlechtweg in das bekannte Prioritätsverhältniß zu der im sogenannten Althochdeutschen vorliegenden Gestaltung unserer Muttersprache zu setzen, obwohl ihr natürlich das höchste Alter nicht streitig gemacht werden kann. Aber beide stehen nicht auf so gerader Linie, als man gewöhnlich annimmt. In wenigen einzelnen Puncten, bey gewissen Endungen z. B. wo die althochdeutsche Form nimmermehr aus der Gothischen kann entstanden seyn, ist das zugestanden: wenn es aber für einige Fälle sicher steht, so darf man dasselbe wohl für mehrere in Anspruch nehmen. Es folgt eine Tabelle, auf welcher die Hauptstufen aus dem reichen Vocalleben des Deutschen Sprachstammes nach seinen älteren und jüngeren Zweigen verzeichnet sind.

In § 21 kommt der Vf. zu den Vocalverhältnissen der Romanischen Sprache. *Fr. Diezen's* treffliche Grammatik wird mit Recht gerühmt. Alle abgeleiteten Sprachen, sowie Dialecte und Volkssprachen sind einer viel größeren Aufmerksamkeit werth, als man ihnen meist zu widmen geneigt ist. Etymologisch stehen jüngere abgeleitete Sprachen in der Regel un-
J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

endlich tief unter den Muttersprachen; gleichwohl pflegen sie sich weit darüber zu erheben, was die Ausbildung der begrifflichen Seite anbelangt. Nach dieser Seite hin offenbart sich ein wirkliches Fortschreiten, indem sich der Begriff unabhängig von der Form, die zurücktritt, selbständiger zu entwickeln pflegt: die Form hingegen ist im Rückschreiten begriffen.

Es folgt als dritter Abschnitt dieses ersten Bandes: *Die Geschichte der Liquidä oder die flüssigen Laute in ihrem Verhältnisse zum Vocal und Consonanten.*

Unter dem Ausdrucke „flüssige Laute“ begreift der Vf. nicht bloß die vorzugsweise so genannten *l, m, n, r*, sondern alles, was in den verschiedenen Sprachen als *literae liquidae, semivocales, ὑγρά στοιχεία, ἡμίφωνα* Halbvocale, Spiranten u. s. w. bezeichnet ist. Mithin fallen auch *j* und *v*, zum Theil auch *h* und *x*, besonders *f* und *v*, welche die Römer den *semiplenis* oder *semivocalibus* bezählten, in den Kreis dieser Untersuchung. Die *Semivocales* stehen den *mutis* entgegen. Jene sind die halbvocalischen, die flüssigen, deren Flüssigkeit sich eben in dem ihnen anhaftenden nicht ganz zu sondernden Vocallaute zu erkennen gibt, der gleichsam vortönt und ihr Ansatz ist; außerdem aber ist die Flüssigkeit am meisten noch in dem Forttönen ihrer selbst begründet, sie sind dehnbar, wie die Stimme sie zu dehnen vermag, während die *Mutae* stumm sind und abreißen, schnell und kurz abspringen, ohne nur eine Spur jener Dehnbarkeit, oder nur einen solchen Vocallaut zu besitzen. Die Liquidä sind in mancher Beziehung die charakterlosen unter den Lauten. Denn indem sie zwischen Vocal und Consonanten mitten inne stehen, scheinen sie einen Theil des vocalischen und einen Theil des consonantischen Wesens in sich zu vereinigen, ohne gleichwohl eines oder das andere ganz zu seyn. Dieses, was eine Eigenthümlichkeit ihrer flüssigen oder zähen Natur bildet, macht es erstlich an und für sich denkbar, daß die Liquidä da, wo sie

als solche auftreten und bewahrt werden, doch den individuellen Theil ihres Selbst aufgeben, und mit einem andern vertauschen. Diese einfachsten und gar nicht seltenen Wechsel der Liquidä unter einander, natürlich je nach den Richtungen, in welchen sie sich eben enger an einander anzuschließen schienen, kann man im Grunde gar nicht anders betrachten, als den Wechsel der Diphthongen oder der Aspiratä. Wie in diesen liegt in jenen gleichsam ein Zwiefaches, ein Gemeinfames und ein Eigenthümliches, und nun ist es hier aus mehreren Gründen möglich, daß eins über das Andere die Ueberhand gewinnt, den übrigen Theil undeutlich macht, und damit der Gefahr aussetzt, in einen andern Laut umzuschlagen. Am leichtesten und natürlichsten werden solche Veränderungen immer da seyn, wo noch ein anderer Laut im Spiele war, eine Muta mit (im Inlaute) vorangehender oder mit folgender Liquida. Den Mutis schmiegen sich die Liquidä zumeist enge an, ja sie fließen mit ihnen eines Theils zusammen, daß ihr noch selbstständiger Theil eben hier am leichtesten eine Veränderung erdulden muß.

Die Veränderungen erstrecken sich weiter, indem sie wirklich, je nachdem die eine oder die andere Seite ihrer dualistischen Natur mehr oder minder scharf hervortritt, geradezu ihr Allgemeines fahren lassen und als entschiedene Vocale oder Consonanten aufzutreten scheinen. Die größtmögliche Veränderung, die sie erfahren können, ist, wenn sie gänzlich verschwinden, was nicht sowohl inlautend geschieht, wo sie zwischen zwey Vocalen oder andern verwandten Buchstaben stehen, als vielmehr anlautend, wenn ihnen eine Muta vorangeht, und ihr Seyn gleichsam verschlingt. Will man dieses Zusammenstoßen als einen Kampf beider Laute auffassen, so sind nun nach den beiderseitigen Streitkräften verschiedene Stufen desselben denkbar, und nicht immer ist hier das Ende vom Liede das zum Nichtseyn gesteigerte Unterliegen der Flüssigen. Ohne Rücksicht auf das Verschwinden, welches später immer noch Statt finden kann, offenbaren sie ihr Wesen hier noch auf eine zwiefache Weise, indem einmal der ihnen vortönende vocalische Laut festeren Fuß gewinnt, und gleichsam als Vermittler zwischen Muta und Liquida tritt; oder der sie umwebende Hauch zeigt sich an der Muta, die dadurch zu einer Aspirate verwandelt wird. Da jene Erscheinung nun aber nicht auf das Zusammentreffen mit Consonanten beschränkt

werden kann, so thut man nicht recht, sich dieselbe als Folge eines Streites vorzustellen; man darf das Erscheinen des Vocals nicht als wirkliches schlichtendes Mittelglied, die Aspiration der Tenuis nicht als eine unmittelbare Folge der Unverträglichkeit beider Laute darstellen, sondern hat es nur als ein Selbstständigwerden der in den Liquidis liegenden Keime zu betrachten, welches eben so gut im reinen Anlaute sich zeigen kann (als Vocal und Spiritus) wie im Inlaute zwischen Vocalen in der Verlängerung derselben. Endlich ist noch der Fall zu erwähnen, wo sie von neuem entstehen und einen Vorschlag abgeben oder einen Einschub, oder was sonst.

Unter der Ueberschrift: Wo und unter welchen Umständen sehen wir, daß sich liquide Laute neu entwickeln? handelt § 27 von den Lautverbindungen der Nasalen und Mutä im Inlaute und § 28 von den Dentalen mit vorausgehenden Nasalen. Skr. *bhid* (*bhin-a-d-mi* ich trenne, *bheda* der Bruch, *bhin-na* gespalten) lat. *find-o*, *fid-i*, *fissum* = *fidsum*, *fid-es* die Saite, *sis-tula*; *finis* = *fid-ni* die scheidende, die trennende, die Mark. Im Deutschen entspricht *beißen*, *bit-ru*, ahd. *pizan*. Skr. *vid* (*vinadmi* ich scheide, *veda* der Bruch, *vinna* gespalten) lat. *scind-o*, *scidi*; deutsch *scheiden*, ahd. *scridan*, die *Scheide*, viell. die *Saite*; deutlicher *schinden*, *scindula*, *Schindel*; gr. *σχίζω*, *σκηδάω*. Skr. *vid* sehen, *wissen*, *oīda* zu *Fid*, *id* gehörig, in einer andern Gestalt, *vind*, *vindāmi* erlangen, deutsch *finden*. Ob auch lat. *vid-ere* und *vind-ex* als Richter sich so verhält? Neben *kath*, *gad*, *vad*, sagen, sprechen, findet sich im Skr. *vand*, Präf. *vandē* ich lobe, welches *Bopp* mit *laudare* verglichen hat. Dagegen möchte aus dem Lat. eher *vad*, *vadis* mit demselben Gelehrten hierher zu nehmen seyn und möglicherweise *spondeo*. Skr. *īad* verbergen, bedecken, im Lat. mit *n* in *abscondere*, auch hängt damit wohl *Schade* und *Schande* (neben *schä-men*) zusammen, *fondern* oder *fundar*, *Wunder* ahd. *wuntar*. Skr. *tud*, Präf. *tudāmi*, im Skr. ohne *n*, *stōzan*, *tundere*; viell. *dauthus* der Tod. Skr. *mud*, munter, *Wonne*? Skr. *bhand* oder *bandh*, *binden*, aber ohne *n* lat. *fas-cis* = *fad-ci*? Skr. *bādth*, *bhād*, *fendo*, *fes-fus* = *fed-fus*, *rexatus*. Skr. *budh*, *bhnd* ist *πυρδάωμαι*, viell. *putare* und *bielen*, i. e. anordnen, wissen lassen. Auch im Skr. steht hier schon ein *bundh* als *hören* gegenüber. Skr. *sud* gehen und *sandjan* senden, *sint* die

Reise sind nicht zu trennen. Hierher gehören noch in der Sanskritgrammatik die dritten Personen des *pluralis praesentis* und *Imperativi*, welche zum Unterschiede von den gleichen Personen des Singularis vor den Endungen *ti, tu* den Nasalen haben, und zweitens die Participia Präsens, die mit Beybehaltung der Classeneigenthümlichkeiten und also auch des *n*-Augments theils *at*, theils *ant* als Thema haben: sg. *tudati, tundit*, pl. *tudanti, tundunt (i)*, Imp. *tudatu, tundito*, und *tudantu: tundunto*; gr. λεγε-τ-ι, und λέγουσι = λέγοντι. Es bedarf keines Beweises, daß die Bildung der dritten Personen im Singular wie im Plural ganz dieselbe ist, daß das einzig Unterscheidende, was sie ursprünglich aufweisen, nur ein lautliches und äußeres Merkmal ist. Für das Partic. nimmt der Vf. in Uebereinstimmung mit den ind. Grammatikern gegen Bopp die Form auf *t (a)* ohne *n* als die geschichtlich und etymologisch erste an, aus der sich die andere in den verwandten Sprachen durchgedrungene und da nur allein bestehende erst entwickelt habe. *Wind, ventus* gehört zu skr. *vā*, we-hen, welche Wurzel mit *dhmā, flū-re blāsen* verwandt seyn möchte; in dem entsprechenden skr. *vātas* d. h. der wehende, der Wind, tritt *tas* als Suffix deutlich hervor, mithin ist in *ventus, Wind, n* zu dem *t* gehörig und nicht wurzelhaft. Davon ist der Winter, die Windzeit, die stürmische, was in *hiems* nach dem Schnee und Froste bezeichnet ist. *Venter* führt unmittelbar auf Wurzel *gā*, die im Lat. freylich schon, dem skr. *ga-m* entsprechend, *venire* lautet, und also ein *n* hat. *Centum*, zu vergleichen mit einer Form *kata*, lautet im Skr. *ḡalam*, und hat ein *n* wie auch die Nebenform *genti*, — *centi*, ferner gr. — κοιντα, gegenüber dem — κοσι-οι, die sich zu einander verhalten wie *εκατόν* und *έικοσι* = *vingati, viginti*. Im Deutschen hat das *n* Ueberhand genommen, so daß es durchgängig sowohl in *hundert* als in der Nebenform *tau-send* (i. d. goth. — *hund, -hunda* und *thū-sundi* = 10 hundert); es wäre wohl möglich, daß der Nasal etymologische Bedeutung hätte, und also da wo er nicht erscheint, erst fortgefallen wäre. Uebrigens wird kurz daran erinnert, daß die Zahlen 10 und 100 hier wiederum in einer Form liegen, *de-cem* = *cen-tum*, *da-ḡa* = *ḡa-ta*, und also *vi-ginti* (2. 10) = *du-centi* (2. 100). wie Bopp schon skr. *ḡata* als eine Nebenform von *daḡata* erklärt hat. Diesem *daḡata* (im Sanskrit soll die Form *duḡati* wirklich 100 heißen),

welches eigentlich Zehnheit, Zehnzehn = 100 seyn möchte, entsprechen dann auch genauer als dem gewöhnlichen *ḡata, centum*, im Griech. *εκατόν*, im Deutschen aber neben *zig* (= *dae*) *tigus*, altn. *tigir*, die Form *tēhund*, die nebst *taihun zehn* bedeutet. Auch darf man *δεκάς* (*decudi*) wohl mit jenen *daḡati* vergleichen.

Lat. *anti* in *antigerio* würde als dem alten *ati* entsprechend ebenfalls ein Beispiel für das Zwischentreten des *n* seyn. Man kann es mit dem gr. *ἀντί* sowohl wie mit *ἐτι* und lat. *et*, mit deutsch *ent* wie mit *und* vergleichen.

§. 29. *M* vor Labialen. Mit skr. *ḡp*, in *ad-ḡp-ḡci* enthalten, wird *impetrare* zusammengestellt. *Api-s* faßt Hr. H. als die Bewegliche, Schnelle, Fliegende aus *a-c, aqi-api*. Die Wz. *Kap* erscheint als Verb. nur in der Form *kamp*. Das *m* entbehren *κῆπος, κῆπος* und skr. *kapi* = *Affe, āpe*. *Api* und *kapi* wären etwa die *Beweglichen, Schnellen*. Die Wz. *kap* erscheint im Skr. noch in vielen andern Formen, *kup, irasci, gup maledicere, ḡap, id. exsecrari*. Verglichen werden *κάπος, caper, aper, eber, bān, borg; kapi, κῆπος, κηφήν*, die Drohne, *apis, āpe* (Affe), *impi, bēe, pia, pini*, Birne. Zu *kap, kamp* wird unser *Kampf, Kamp* gezogen, zu *cupere hōpen, hoffen, Dampf, Damp* zu *tup, tepere, τασ* gestellt und *Glimpf, glimpflich*, ahd. *kalimpfun* mit *Liebe, libet, libet, erlauben*, skr. *libh* verglichen. Die neudeutschen Wörter *dumm, tumpt, tumper* (taub) und *stumm, stump, stumpf, stümper* weisen alle gleich auf *stup-co* hin. *Stup* selbst ist übrigens *stu-p* zu trennen und mit *stare* irgendwie zu vereinigen. Daher auch *stunnen* (vgl. *stau-en*, goth. *stanjan*) wie *θαμβέω* und *θαυμάζω* hierher gehören: *Stamm, Stumpf, Stummel, Stab, stampfen* gehen auf *stup, stā* zurück, *Ramm* = *Krampf*, krimpfen, rümpfen auf *repere, ἔρω*; skr. *śrip*; ahd. *dam*, der Damm, scheint zu *dam, domare, δαμᾶν* zu gehören; *Lamm, lamb*, das Leckende, Saugende zur Wz. *lab*, lat. *lambo*. *Wimmeln* und *Gewimmel*, wie *Wimpel* führen auf *vēp, vap* sich bewegen. Ob *lampe*, der Hase, nichts anderes ist als *lepus, λαγώς*, skr. *laghu*, wovon *langhē*, ich eile, laufe, bleibt noch zu untersuchen. *Nubo* und *νύμφη* stehen in einiger Beziehung; *n-ūbo* ist vielleicht eine Contraction aus *a-nugup*, worauf das pers. *نوبختن* (*nubusten*) führt, oder aus *un-vap*, umhüllen, verbergen. *Cubare*, dessen Composita, *accumbo, decumbo*, ein *m* aufweisen, ist offenbar eine

Nebenform von *sofire*, λαμπρός und λάμπας hat Hr. H. Luft unmittelbar mit *tap* zusammenstellen, auch *fax* hat den Begriff des Hellenden, Brennenden. Ob *limpidus* hierher zu rechnen sey, wie *Pott* es unter *W. dip* aufführt, oder ob der Begriff das Flüssige vorherrschende und es zu *lip*, *liqu-or* gehöre, kann, wenigstens gezweifelt werden. Ἀμφί, *abhi*, *amb*, *amb-ire* und ἄμφω zu *ubhan* sind längst verglichen. *Umbra*, *umbiliens* scheinen mit *Nebel*, *nubes*, *nabhas* und mit *Nebel*, δμφαλός verwandt zu seyn, jene, das Hüllende, Deckende, diese das Eingehüllte, Verdeckte zu bedeuten. Verba, die sich wie λάμπω auf μβ, μπ, μφ endigten, sind im Gr. selten, nur ἀτέμβω täufchen, verletzen, βέμβω drehen, πέμπω senden, μέφομαι, tadeln, von denen sich βέμβω vielleicht mit *wirb*, *wirbel* vereinigen läßt. Sollte *nempe* mit *vai*, *nae* zusammenhängen, und *semper* vielleicht eine adverbiale Bildung von *saepe* seyn? *Saepe* selbst scheint nichts anderes zu bedeuten als 100 Mal. Es ist *fae-pe* zu trennen und seinem ersten Theile nach

für eine Contraction von *çati*, *fati* (Nebenform von *centum*, wie *fundi* in *thûsfundi* neben *hundi*) zu halten; *pe* möchte dem skr. *ka* in *çati-ka*, oder dem *que*, *pe* in *nempe* u. s. w. oder endlich dem skr. *ças* (*çataças* hundertfach) entsprechen: die Redensart *saepenumero*, die noch auf den bestimmten Zahleninhalt hinweist, fügt sich aber trefflich als: 100 an der Zahl, und *semper* wäre: öfter, eigentlich öfter als 100 mal, zu oft.

In *ng* gehört *n* ianiger und fester zu *g*, es scheint mehr guttural zu werden als *n* dental ist vor *d*, *m* labial vor *b*; *ng* bilden einen entschiedener einigen Laut, der sich bald mehr als gutturales *n*, bald mehr als *g* ausspricht: daher eben die verschiedene Schreibart *gg*, *ng*, daher auch der Mangel des nun überflüssig scheinenden Zeichens. Wo *gg* geschrieben ward, ohne vollkommen Assimilation des *ng*, oder Geminatio des reinen *g* zu seyn, dürfen wir annehmen, daß *ng* mehr als unfer *ng* nach *g* hintönte.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke).

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Kiel*, Schwers'sche Buchhandlung: *Antonello*. Gedicht in vier Gefängen von *Gustav Gardthausen*. 1841. 125 S. 8. (20 Gr.)

Ein schönes sinnvolles Gedicht, voll tiefempfundener Wahrheit und geläuterter Anschauung. Der Vf. ist durchdrungen von seinem Gegenstand, durchdrungen von Begeisterung für seinen Helden und reißt uns mit sich in ein farbenvolles, reiches Leben. Der Orient öffnet sich unseren Blicken: die Wunder desselben steigen vor uns empor. Charaktere, stolz und finster, sanft und liebevoll, kühn und hochbegeistert gehen an uns vorüber. Zuerst der Pascha, der finster brütende, wild vor sich hingestarrte, in Liebesgluth zu *Fatime* entbrannte, dann *Fatime* selbst, eine bezaubernde Erscheinung, erblühete Jungfrau und dabey noch Kind, dann *Antonello* der Hauptcharakter, eine stolze, kraftvolle, von christlicher Begeisterung durchdrungene Natur, deren Parole heißt: Sieg dem Krenze! Wie keck und gewaltig tritt er im ersten Gesänge als Gefangener dem Pascha entgegen! *Antonello* ist aber auch Krieger. Nachdem er sich mit Hülfe *Fatime's* befreit hat, verlangt er von Venedigs Admiral ein Schiff. Dieser verweigert's ihm. *Antonello* geht schweigend von ihm, veräußert einen kostbaren Stein und erhandelt ein Kauffahrtey-

schiff. Sein Plan ist auf des Paschas Arsenal und Flotte gerichtet. Er will beide durch seinen Brander vernichten. *Fatime* unterdessen auch dem liebelehenden Pascha entronnen sieht am Ufer ein ankerndes Schiff. Es ist *Antonello's*. Dieser trägt die in Ohnmacht gesunkene Geliebte in sein Boot. Das Arsenal wird in Brand gesteckt, dann die Flotte, *Antonello* aber gefangen und vor den Pascha geführt. *Fatime*, die herbeystürzt, *Antonello* zu retten, wird von dem Geliebten mit eigener Hand getödtet, und dies bewirkt auch *Antonello's* Tod. So einfach auch dieser Vorwurf des Gedichtes an sich ist, so malerisch und farbenreich ist dasselbe bis zum Schlusse durchgeführt. Sämmtliche darin auftretende Charaktere sind gut gezeichnet, und bewegen sich, wie geschichtlich klare Gestalten. Ueberhaupt breitet sich die Klarheit eines südlichen Himmels über das Ganze aus, und läßt alle Gegenstände in den schärfsten Umrissen erkennen. Trefflich vor Allem ist der Brand des Arsenals und der Flotte geschildert. Man glaubt mitten in der prasselnden Feuergluth zu stehen. So viel zur Empfehlung dieses auch im Aeußeren freundlich ausgestatteten Gedichtes, dessen Vf. fortfahren möge, uns ähnliche lebensvolle Gemälde zu bieten.

Ad. B...

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

NOVEMBER 1841.

P H I L O L O G I E.

BERLIN, Vofs'sche Buchh.: Sprachwissenschaftliche Untersuchungen von Dr. Albert Höfer. 1839.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur Etymologie und vergleichenden Grammatik der Hauptsprachen des Indogermanischen Stammes. Von Dr. A. Höfer.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Sagen und fingen sind verwandt, *s* ist eine frühe Entartung des dentalen Anlautes und *ſag* ist zu *teg* i. e. goth., *teihan*, *zeihen*, *zeigen*, *dic-o*, *δειννυμι*, skr. *diç* *dêç-a* zu stellen und zu *leg-o*, *λέγω*, *λόγ-os*. *Signum* liegt von *dico* nicht weiter entfernt, als *Zeichen* *têk-en* von goth. *teihan* und *ſagen*, oder skr. *cihna* (*ſchih-na*) von skr. *dik*, *diç*. *Dec-et* ist was sein Object zeigt, ihm entspricht, gemäß ist, Wahrheit ist, daher *decet me*. Auf den ausgebildeten Begriff des *decet* geht *dignus* (nicht: auf den man zeigt) als das Schickliche, oder es ist in jener Weise passive zu fassen, also *dignus-me* gezeigt durch mich, von mir. *Te indignum est*, ist was du nicht zeigen sollst, was deinem Wesen nicht entspricht, ihm widerspricht. In einem gleichen Verhältniß stehen *klingen* und *klagen*, *bewegen* und *winken*, *wanken*, *schwingen*, *ſinken* und *ſeicht*, vgl. auch *ſacken*, die vielleicht zu *ziehen*, *duc-o*, in analoger Beziehung stehen, wie *ſagen* zu *zeigen*, *dico*. Ganz ähnlich stehen *ſahen* und *ſangen*, nchd. *gühren* und *gangen*, vielleicht auch *hoch*, *höhen* und *hangen*, nach, nahe und *langen*, *erlangen*, *ge-lingen*, mit denen man *λαγχάνω* und *nanc-isci* vergleichen dürfte, die zu *ἐλαχον*, *λάχος*, *nactus* gehalten das Wechſeln des *n* zeigen. Es ſchlieſſen ſich hier eine Anzahl Verba an, die ſich um die Wurzel

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

form *nae* vereinigen, lat. *ne-o* = *nec-o*? *nexus*, *neceſſitas*, die Verbundenheit, Folge, Zwang, *nec-tere*, *νέω*, *νήθω*, deutsch *näher*, ahd. *nâhen* (*ſuere*), und *neigen*, *neien*, skr. *nah*, wozu *nâtha* gehört; mit *longus*, *lang*, vergleicht ſich skr. *lag-n-a*. Dieſes, das *Hangende*, wie jenes, das *Lange*, werden nur durch Verbindung möglich. Der Vf. verſucht beide mit der Wurzel *tan* zu vereinigen. *Tangere* iſt nicht zu trennen von *te-gere*, das mit dem deutſchen *decken*, *Dach*, *tectum*, auf das griech. *στέγω*, skr. *ſthag* gehen. *Trinken* verhält ſich zu *trah-ere*, wie *ſugen*, *ſaugen* zu *duh*, *duco* ziehen. *Lingua* (*dîngua*) skr. *gihvâ*, *tuggô*, *tunge*, Zunge haben mit *lecken*, *lingo* nichts zu ſchaffen. *Anguis* skr. *ahi*, *ἔχis*, *ὄφις* zeigen auf eine Wurzel *a-c*, von der abgeleitet ſie *agilis* oder *acutus* heißen würden, am wahrſcheinlichſten die *ſchnelle*; *ἄγγελος* als *Eilbote* könnte möglicherweiſe auch dahin gehören. Das *Nafalaugment* iſt der zwiſchen Vocal und Conſonanten verlaufende Hauch oder Ton, der zumeiſt zwar auf die Rechnung des Vocals kommt, ſich aber an die Muta hinanzieht, und ſich in treuer Anſchließung an ſie, die die folgende Silbe beginnt, als ein *Nafal* ausprägt, während er im *Guna* rückwärts zu dem *Vocale* zu gehören ſcheint. Das Gegentheil iſt, wo *nicht* der *Nafal*, ſondern die folgende Muta der *lautlich* erzeugte, etymologiſch unwichtigerer Theil iſt. Dahin gehört *ndr* ſtatt *nr*. So in *mînder* ahd. *mînniro* aus einem *minre*, *miner* entwickelt. Zu den Fâllen, wo ſich in der Nachbarschaft des *t* ein *s* erzeugt, rechnet der Vf. skr. *haſta*, Hand, lat. *haſta* Spiels, goth. *handus* Hand aus der skr. Wurzel *han*, die ſowohl *tödt*, *ſchlagen*, als *halten* heißt. Für den *Arm* nimmt er die Wurzel *ri*, *ar ar-m* an, ſo daß es eigentlich *Ge- lenke*, den *Ellenbogen* bedeute, für *brachium* die Wurzel, welche im Deutſchen *biegen* und lat. *ſrangere* liegt. *Monſtrum* und das davon abgeleitete *monſtrare*

hat Pott schon berührt. Die Wurzel ist *man*, wovon unser *meinen*, skr. *man* denken, *moneo* denken machen, *i. e.* erinnern, *mens.* — An *moneo* schließt sich *monstrum* enge an. Das Suffix ist *tru-m* und *s* ist vor *t* erzeugt. So ist *monstrum* das Ungeheuer eigentlich ein Denkkettel, Erinnerungsmittel.

Der Lautverbindung *ndr* ganz analog geht *mbr*. Wo ursprünglich *m* und *r* zusammentreffen, schiebt sich unwillkürlich, wenn *m* bewahrt wird und nicht selbst in *n* übergeht ein *b* ein, z. B. $\alpha\text{-}\mu\text{-}\beta\text{poros}$. *Membrum* faßt Pott für *meme-brum*, Gangmittel, eigentlich Gehendes, Bewegliches, Glied, Leib, von der in *meare* steckenden Wurzel. Unser *Arm* ist von der Wurzel *ar, ri* gehen und von dieser gr. $\alpha\rho\sigma\rho\nu$ und in genauerer Uebereinstimmung *artus*, goth. *lithus* und *lid*, ahd. *G-lid*, die sich an *leiten* anschließen.

In den Wörtern *October*, *December* nimmt Hr. H. (*b*) *ri* als Suffix an, welches an die im Lateinischen auf *m* ausgehenden Grundformen *septem*, *novem*, *decem* getreten ist, und eben so an *octo*, so daß *b* in *October* entweder nur nach Analogie jener Wörter, oder unter dem Einflusse des vorhergehenden *o*, cf. *octavus*, entstanden ist für *octo-ri*, so wie aus *for-inus* die Form *sobrinus* wird. *Tenebrae*, *terebra*, *cerebrum* scheinen den skr. Wörtern *tamas* Finsterniß, *tiras* etwa Wendung, Drehung? *çiras* Kopf zu entsprechen, und Suffix *ro, ra* zu enthalten, welches hier aber schon mit *b* verbunden seyn könnte vgl. skr. *ta-mis-ra* = *tenebrae*. *Cerebrum* ist *ge-hirn* oder was im Kopfe ist. Skr. $\text{çi}\text{nsi}\text{māi}$, ist lat. *qui-es* und *ia-ceo* und *iacio* sind als reduplicirte Formen zu *qui* zu stellen. *Sino* gehört auch hierher. *Numerus*, Frz. *nombre*, *nonomen*, würde etwa *Nenner* seyn, eine durch Suffix *ra* vollzogene Bildung. *Zimmer* ist etymologisch dasselbe mit lat. *templum*. Die Wurzel steckt in τέμνω , schneiden, behauen, bearbeiten. *Tempus* liegt näher als *unbegrenzte Zeit* (*Zeit: ziehen?*) zu Wurzel *ten, tan*, das sich Ausdehnende, *Unbegrenzte*, zu welcher Wurzel auch *tempora* die Schläfe sehr gut passen würde, das Zarte, Feine, Dünne. *Combuero* steht für *com-uro*; *b* hat sich aus *m* entwickelt. In *tendo*, Wurzel *ten*, wird das *d* den Werth eines Suffixes, aber vielleicht dem *n* zu Liebe sich angefügt haben.

Die Liquidae treten im Anlaute zuweilen auf, ohne etymologisch begründet zu seyn, vor Vocalen als Hauch-

vorschläge *h, j, v*; eben so erscheinen sie inlautend. Den Eiferern gegen das im Deutschen eingefohlene *h* hält der Vf. einen Satz entgegen, der das Ergebniss einer philosophischen Schule ist: daß was *ist, wirklich* ist, auch *gut* ist.

Der Hiatus im Römischen hebt sich einmal, indem die Vocale zusammenfließen, ferner dadurch, daß die Vocale *i* und *u* zu den Semivocalen *j, v* werden und consonantisch lauten, hin und wieder auch wohl ausfallen. Es begreift sich von hier aus, wie es scheint, das Gesetz: *vocalis ante vocalem brevis*, am allereinfachsten.

Die Liquidae entstehen durch Erweichung der Mutae. Eine reiche Quelle, aus der eine Menge unserer Laute entlossen scheinen, tragen die Tenues der gutturalen und dentalen Reihe in sich, besonders die Erscheinung des Römischen Lautes *qu*. Es muß die Ansicht aufgestellt werden, daß *qu* aus *k* entstanden sey, daß die gutturale Tenuis eine gewisse Beziehung zu dem Laute *u* hat, die es möglich macht, daß sich *u* aus und neben derselben entwickle.

Die Laute *u, v* entwickeln sich nach Gutturalen. Das Sanskrit weist noch einige Wörter auf, in denen *ku* einem *k* entspricht, z. B. die Wurzel *kvan* überhaupt einen Laut geben, tönen. Die Familie Hund, Hahn, Schwan und andere ähnliche Sänger verdanken ihr ihre Benennungen, insbesondere die Wörter *çvan, canis, kun-d, κῶων* können gar nicht passender untergebracht werden: sie heißen Beller oder Schreier.

Die Laute *i, j* entwickeln sich nach Dentalen. Der Vf. erklärt daraus den im Deutschen durchgängig gewordenen Wechsel des *t* mit *sz, ff, s*, wo ein früheres *j* anzunehmen wäre. *Vid, videre, weten* lautet jetzt *wiszen* oder *wissen*, Nebenform ursprünglicher *witz*. Die Uebergänge waren ungefähr folgende: *vid* oder *vit, vitj, vils, vitz* und neben beiden *wiszen* und *wissen*.

Das Goth. *dags* zieht der Vf. zu Skr. *dah* brennen, und möchte auch $\eta\mu\alpha\rho, \eta\mu\epsilon\rho\alpha$ Tageslicht, Tagessgöttin, wie Skr. *ahan, ahav*, Tag, daraus erklären. Da die Wurzel *luc* mit *da-h, dju* vergleichbar erscheint, so betrachtet er *Dia-na* als dem Zñ-vos verwandt, auch *Lu-na*, die glänzende, helle, als hierher gehörig, auch wohl *Janus*. Mit der Wurzel dieser Wörter

die im Skr. auch als *dju-t* erscheint und namentlich *glänzen* heißt, hängt die Wurzel *div*, welche *spielen* bedeutet, eng zusammen. Dazu *iocus*, *iuvenis*, *ludo*, goth. *linthôn* singen, *lucrum*, Spielgewinn. In der Betrachtung des *qu* der lat. Sprache bespricht der Vf. auſer ſämtlichen ſich an *qui*, *quod* anſchließenden Pronominalformen die Zahlwörter *quatuor*, und *quinque*, *quar-tus* = *quatur-tus*, *quaeso*, *quaero*, *quatio*, *colere*, *colonus*, *inquilinus*, *torqueo*, *in-quam*, *queo*, *quatum*, *quasillum*, *quercus*, *querquera*, *inquino*.

Die Laute *k*, *ç*, *s*, *h* entsprechen einander. Zu der Wurzel *svan* im Skr., lat. *sonare*, gehört das Deutsche *hana*, der *Hahn*, der *Sänger*; lat. *gallus* ist als Nebenform zu *cano* zu stellen; Skr. *hanſa* ist *Gans*, *anser*, *χην*. *Schwan*, eigentlich der *singende*, *Schwan*, Skr. *svan*: *kvan*, lat. *olor* = *odor* = *ὀδός*, *δοιδός*, *Κύκνος* ist reduplicirt. Form = *κν-κν-ος*, so daß *κν* der eigentliche Stamm ist, entsprechend dem Stamme *κων*, *κων*; ähnlich steht das lat. *ci-con-ia* gleichfalls reduplicirt. *Κύκνος* ist also ebenfalls der *Schwan* als der *Singende*.

Equus, *ἵππος*, gehört zum Angelfächl. *ehu*; *aquila* mag der *Schnelle* heißen. *Aal* entspricht dem Skr. *ali*, lat. *anguilla*, *agilis*. Indem die Bedeutung der eiligen, raschen Bewegung im Raume auf die Zeit übertragen wird, wird das Schnelle ein *bald* in unserm heutigen Sinne; so gehören *acu* mit *ç* = *ἀκός* hierher und lat. *cito*, ein Ablativ-Adverbium, mit *Schnelle bald*. Durch Uebertragung anderer Art werden durch das Wort für *Schnelle* auch die *Schärfe* und *Spitze* ausgedrückt, z. B. schneidende Instrumente, et. skr. *paraçu* = *πέλεκτος* eig. *sehr scharf*, dem *Bäl* verwandt seyn kann, *axis*, *Art*, ahd. *achus*, *acer*, *acetum*, *oculus*, skr. *aksha*, *ἀκούειν*, *acuere*, *çwèta* (*white*). Zu *acu*, *axis* fügen sich *asi*, *ensis*, *Sense*, übereinstimmend mit *secare*, *securis*. Nebenform zu *svap*, *schlafen*, sind auſer *cubo* vielleicht *κύν-τω*, *sich bücken*, *supinus* und *ὑπιος*. Die Wurzel *sup* in dem bey Festus als veraltet aufbewahrten *supare*, *werfen* und *ſip* in *disſipare* *auseinanderlegen*, *zerstreuen* gehört auch hierher. Skr. *hrîd* = *hard*, *cor* (*cordis*), *καρδία*, deutsch *haintô*, *herte*, *herz* leitet Hr. II. von der Wurzel *krit*, *scheiden*, *spalten* ab, auch *ja-krit*, *je-cur*, *Leber*, *ἥπαρ*, die nur reduplicirte Formen jener Ausdrücke für *Herz* seyn möchten und ihrer Function, die Galle abzufon-

dern, gemäß so schön wie sicher zu *krit*, *sondern*, bezüglich sind; ferner *çakrit* skr. *Koth*, *excrementum*.

Die Lautverbindung *hv* entspricht in ihrem letzten Grunde einem *k*, *qu*; goth. *hva*: *ka-s*, *quis*, *hwathar* i. e. *weder*, zu vergleichen mit *katara*, gr. *πότερος*, *hvar*, *wo*, mit *war-um*, *vheila* mit skr. *kâla* die *Zeit*. Eben so entsprechen die Lautverbindungen *çv*, *ſv*, *schw* dem alten *kv*, vgl. zend. *khatna* = skr. *svapna*, *Schlaf*, *khanha* = *svasâ* *Schwester*.

Der Laut *sw* entspricht insbesondere dem *sc* und scheint auf mannigfache Weise entstanden zu seyn. Man soll dem Vf. nicht die Absicht unterlegen, daß *sw* immer mit Gutturalen in Verbindung stehe. Es kann zumal da, wo *s* der voranstehende Laut ist, Composition alter Präfixe vorliegen, sowie auch ein mundartlicher unorganischer Vortritt des *s* durchaus nicht abzuleugnen ist. *Schwan*: *cano*; *Schwiele*: *callus*; *schwül*: *calor*; *schwer* verglichen mit *garu*; *Schwert* mit *Gêr*, die sich nebst *Sper* um skr. *khara* vereinigen und nur den Begriff der Schärfe enthalten; *schwellen* und *quellen*; bey *schwîndeln* ist undeutlich, ob es zu dem in *wenig*, *κενός* liegenden Stamme oder zu *spenden* gehört; *schwingen* und *schweben* führen zunächst auf *v-Anlaut*: auch skr. *vah*, *vêp*; andere dagegen auf *s*, *h*, *ç*. *Schweiß* und *sudor*, neben denen sowol *ὑδωρ* als *ιδρώς* verglichen werden kann; der Stamm ist derselbe, der in *humidus* und *gießen* liegt. *Swigen* geht, zumal im Altdeutschen *dagên*, *dagen* daneben besteht, directe auf *tacere*, *σιγᾶν* zurück, vielleicht mit dem Grundbegriffe des Deckens, Verbergens; zwar *ſilere*, welches zweifelhafter ist, weist wie *ſilex* auf *çi*, *si ruhen*, *liegen*, und wenn *δάκρυ* als Reduplication von *cu*, *fru*; *iaceo* als reduplicirte Form von *çi* anzusehen, so könnte man wohl annehmen, *ta-ce-re*, *da-ge-n*, *σι-γᾶ-ν* wären selbst durch Reduplication aus *çi* oder der denselben unterliegenden Wurzel entstanden und hätten die erste Bedeutung *ruhen*, dann *still seyn*, *schweigen*; nun verhielte sich *ſi-lere* ganz so zu *σι-γᾶν* und *tacere* wie *ſilex* zu *κάχληξ* und *kifel*. Das deutsche *ſwarz*, *ſwart* hat man gut zu *sordidus* gestellt; an *ſordes* aber schließt sich lat. *paedor* genau an und dieses führt wieder, da *παρδ*, *pedere* nicht zu trennen ist, auf die Wurzel *krit* *auscheiden*.

Der Laut, durch welchen das Zend den skr. Laut *çv* ersetzt, ist *çp*; *çva* wird *çpa*. Der Vf. vergleicht

acus, acutus mit *spiefs, spitz, vespa* als die *spitze, stehende, spelunca* etwa mit skr. *evabura, Schlupfwinkel wilder Thiere, σπένδω, spenden* mit *giefsen*, Nebenform *fundo*; *spondeo* mit *quithan sprechen*, als zu *kath, gad* gehörig, *Speise* mit skr. *khad* essen; *Spor, Sporn* mit dem in *cal-car* liegenden Stamme *car*; *-spicio* mit skr. *spac* und zugleich mit dem Deutschen *sehen, saihvan*.

Zu der Lautverbindung *sk, st* wird angeführt *spuma*, zu *spu* gehörig, ohne dafs es deshalb das Ausgespiene heifsen müfste, dem skr. *phèna* analog *schùm, Schaum*, das gr. *κῦμα, spic-io, σκοπέω*, skr. *pac, saihv-an*, skr. *skandha* gr. *σπάση, Schulterblatt* und *Schulter* selbst, ahd. *scultra, scando*, skr. *skand*. Wie *sk* auch in solchen Fällen entstanden sey, so ist doch soviel gewifs, dafs *k* selbst ein vollkommener Guttural war, und darum wieder im Lateinischen in *sq* übergehen konnte.

Rec. ist dem Vf. mit Aufmerksamkeit gefolgt und

hat die Resultate seiner etymologischen Forschungen auch da, wo er ihnen nicht beystimmt, bis § 41 dargelegt. § 42 handelt vom *P* als Nebenform gutturaler und palataler Laute, zunächst im Sanskrit, § 43 von *P* im Latein als Stellvertreter gutturaler und verwandter Laute, § 44 vom *V* im Latein und sonst entsprechend den Lauten *k, g, ç, s, p* u. f. w. der zweyte Abschnitt der zweyten Abhandlung: Von den Wechselfeln und Uebergängen der flüssigen Laute, der dritte: Vom gänzlichen Verschwinden der Liquidae, der vierte: Von den Liquidis als vocalischen Lauten, der fünfte: Von den Liquidis rücksichtlich ihrer spirituellen oder Hauchlautnatur!

Möge der scharfsinnige Vf., der jetzt auf einer wissenschaftlichen Reise in England begriffen ist, uns bald mit dem zweyten Theile dieser sprachwissenschaftlichen Untersuchungen erfreuen!

C. in H.

K U R Z E A N Z E I G E N.

JUGENDSCHRIFTEN. Berlin, b. Enslin: *Biblische Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testamente* nach Johann Hübnner, mit Fragen zum Nachdenken, nützlichen Lehren, gottseligen Gedanken und Bibelsprüchen von Dr. Sam. Chr. Gottfried Küster (weil. Superint. und Prediger in Berlin.) 13te durchgegebene Auflage. 1840. X u. 386 S. 8. (9 ggr.)

Wohl scheint bey einem Werkchen zum Gebrauch der Jugend, welches nun schon die 13te Auflage erlebt hat, also gewifs in mehrerer Tausende Händen in der Schule sich befindet, die Kritik schweigen und sich auf eine blofse Anzeige beschränken zu müssen. Indessen läfst sich die Sache auch von einer anderen Seite betrachten. Man kann sagen: Je gröfser die Zahl der Kinder ist, welche ein solches Schulbuch gebrauchen, und je gröfser das Glück ist, welches dem Verfasser und dem Verleger darin zu Theil wurde, desto billiger ist die Anforderung, dafs das Buch in den ferneren Auflagen von allen den Fehlern befreyt werde, welche der Förderung der Wahrheit in den kindlichen Gemüthern hinderlich sind. Zu solchen Mängeln des gegenwärtigen Werkchens rechnet Rec. hauptsächlich Folgendes: 1) Unter den Fragen, die doch zum Nachdenken führen sollen, sind zu viele, die die Kinder nur mit Ja oder Nein beantworten können. — Ganz lassen sich solche hier nicht vermeiden, wie man es wohl sonst beym katechetischen Religions-Unterrichte verlangt —; denn dadurch würde man den Kindern die Sache zu schwer machen. Aber so häufig, wie hier, dürfen sie doch gleichfalls nicht vorkommen, zumal da durch eine solche Anleitung auch manche Lehrer verleitet werden, sich solche Fra-

gen häufiger zu erlauben. 2) Auch in den nützlichen Lehren wäre wohl Manches zu verbessern, was der verewigte Vf., auf seinem Standpuncte, nicht bemerken mochte, z. B. wenn so häufig von der Tugend *in abstracto* gesprochen, auch S. 161 ein Reich des Todes erwähnt und die Himmelfahrt Eliä nicht als ein Wunder, sondern als etwas einem jeden Frommen Zuzuschreibendes dargestellt wird. Anderer kleiner Urrichtigkeiten nicht besonders zu gedenken. Endlich 3) anstatt mancher unbedeutender Gefangverse, oder hinzugesetzter Bibelsprüche, z. B. zur 43 Erzählung eines aus dem apokryphischen Buche der Weisheit, wäre ein kurzes Gebet — wie unter anderen in dem Pfaffschen Bibelwerke nach jedem Capitel, — sehr zu empfehlen gewesen, damit sowohl Lehrer als Schüler besser angeleitet werden, mit Rücksicht auf das *Wort Gottes*, auch aus dem Herzen zu beten.

So achtungswerth nun auch der Platz ist, den diese *biblischen Geschichten*, neben denen eines *Rauschenbusch, Trefurt, Zahn* u. A. und den zu Calv erschienenen, ziemlich schlichten, aber durch die Bilder anziehenden, noch immer einnehmen: so fordert es doch — wie bemerkt — die gute Sache des Religions-Unterrichts, dafs einmal eine gründliche Revision und Verbesserung derselben vorgenommen werde, welche gewifs sowohl den Schulen, wo sie eingeführt sind, oder vielleicht noch eingeführt werden, als auch dem Verleger oder den Erben des Vfs. zum Besten gereichen wird.

Ph. G. B.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 4 1.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Barth: *Zeitschrift für die historische Theologie*. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. *Christian Friedrich Illgen*, ord. Prof. der Theol. zu Leipzig. Neue Folge. 1838. 8. Zweyten Bds. 1 Stück. 187 S. 2 Stück 233 S. — LEIPZIG, b. Cnobloch: *Zeitschrift u. s. w. Jahrgang* 1839. 1 Hft. 189 S. 2 Hft. 168 S. 3 Hft. 182 S. 4 Hft. 148 S. *Jahrgang* 1840. 1 Hft. 164 S. 2 Hft. 255 S. 3 Hft. 158 S. 4 Hft. 149 S. 8.

[Vgl. Ergänz. Bl. zur J. A. L. Z. 1837. No. 21.]

Auch diese Fortsetzung der historisch-theologischen Zeitschrift ist reich an interessanten Mittheilungen, deren Reiz dadurch erhöht wird, daß mehrere neuere und neueste kirchliche Ereignisse betreffen, und eine gründliche und lehrreiche Schilderung derselben aus glaubwürdiger Hand mittheilen, über welche in andern öffentlichen Blättern nur unbefriedigende Nachrichten vorhanden waren. Dieß wird um so mehr dieser Zeitschrift dauernden Werth verleihen, als sie dadurch die Stelle eines Archivs für die neueste Kirchengeschichte einnimmt, und auch der würdige Herausgeber im vierten Hefte des letzten Jahrganges S. 149 die Nachricht mittheilt, daß er immer mehr von denkwürdigen religiösen und kirchlichen Ereignissen der neuesten Zeit treue und glaubwürdige Schilderungen liefern werde. Um so sehnlicher wäre zu wünschen, daß diese Zeitschrift von Seiten des lesenden Publicums auf eine ihrem wissenschaftlichen Werthe angemessene Weise unterstützt werden möchte, und wir hoffen dieß mit Zuversicht bey der Uneigennützigkeit und Beharrlichkeit, womit Hr. Dr. *Illgen* für die Fortsetzung derselben Sorge trägt. Um nun unsere Leser abermals

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

von der Reichhaltigkeit dieser Jahrgänge zu überzeugen, heben wir die ausführlicheren und wichtigeren Aufsätze besonders hervor; einige der minder wichtigen wird es genügen nur namhaft zu machen.

Im Jahrgange 1838 2 Bds. 1 St. finden wir zuerst einen Aufsatz über die *Theologie Zoroasters*, nach dem *Zend-Avesta*, von *Arnold Hölty*, Archidiakon zu Uelzen im Hannoverischen. Der Vf. sucht aus den kritisch geprüften Quellen zu zeigen, daß der ursprüngliche Charakter der Religion Zoroasters in theoretischer Hinsicht Dualismus, in praktischer Polytheismus sey, daß dieser Dualismus später theilweise in Monotheismus oder vielmehr Pantheismus übergegangen und unter seinen Anhängern Spaltungen veranlaßt habe. Die Vergleichung der Lehre Zoroasters vom höchsten Wesen mit der Lehre des Judenthums, des Heidenthums und Christenthums S. 12 fg. ist in ihrer Einfachheit recht anziehend. — Der folgende kürzere Aufsatz (S. 39 — 47) hat zum Gegenstande: *Die sogenannte Räubersynode zu Ephesus im J. 449*; eine übersichtliche Darstellung von Dr. *Ernst Anton Lewald*, ord. Prof. der Theologie zu Heidelberg. Diejenigen, welche mit der Geschichte des Nestorianischen und Eutychnianischen Streites nicht genauer bekannt sind, wird dieser Aufsatz nicht ganz befriedigen. Wenigstens hätte der Lehrbegriff des Eutyches, der keineswegs so stumpfsinnig war, als ihn seine Gegner geschildert haben, ausführlichere Darstellung verdient. — Einen mit kritischer Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Beytrag zur Geschichte der Griechischen Kirche im Mittelalter theilt Hr. Kirchenrath und Prof. Dr. *Engelhardt* zu Erlangen über die *Arsenianer und Hesychasten* S. 48 — 135 mit. Durch Berücksichtigung der politischen Geschichte, welche vorangeschickt wird, sowie durch Benutzung einiger handschriftlicher Quellen aus der Münchener Bibliothek, stellt derselbe die, für uns im Allgemeinen weniger interessante Streitig-

keit in ein helleres Licht. Lehrreich wird jedoch diese ausführlichere Darstellung insofern, als sie uns zeigt, zu welchen unnützen Untersuchungen speculative Fragen über Glaubenssachen Veranlassung geben können, welche für unser christliches Leben gar keinen Werth haben. — Die folgende Abhandlung enthält einen *Nachtrag* zu dem im vierten Bande dieser Zeitschrift S. 166 fg. mitgetheilten Aufsätze über *Bartholomeo de las Casas*, hauptsächlich nach *Quintana's* Biographien berühmter Spanier, aus dem Beyblatte zur Preussischen Staatszeitung 1835 entlehnt von Hrn. Pfarrer *Weise* zu Wansleben bey Halle. Auch dieser Auszug, der über einige Theile des edlen Wirkens des *de las Casas* neues Licht verbreitet, vermehrt die Achtung, welche wir jenem biederem Manne schuldig sind. — Zur Charakterisirung des Geistes im Reformationszeitalter theilt uns Hr. Conf.-Rath Dr. *Grüneisen* zu Stuttgart S. 156 fg. einen nicht unwichtigen Beytrag mit, unter der Aufschrift: *Comödie von der Reformation*, gespielt zu Paris im J. 1524. In einem Vorworte stellt der Vf., welcher den Originaldruck auf der Münchener Bibliothek entdeckt hatte, dieser Comödie eine ähnliche Erzählung, die sich auf Kaiser Karl V bezieht, an die Seite. Während in dieser letzten Reuchlin, Erasmus, Luther, ein angefehener Mann in der Kleidung des Kaisers und Leo X als handelnde Personen auftreten, und zwar vor dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand, agiren in jener in Gegenwart des Papstes und seiner Prälaten Reuchlin, Erasmus, Hutten, Luther und eine Anzahl Mönche. Beides sind wohl nur satirische Erzählungen, um den Kampf der päpstlichen und weltlichen Macht gegen die Sache der Reformation lächerlich zu machen, und wir finden es nicht so wahrscheinlich als der Vf., daß die hier mitgetheilte Comödie wirklich zu Paris vor Franz I gespielt worden seyn möge. — Den Beschluß dieses Hefes macht ein Aufsatz *über das Fest des Todau-treibens und des Sommerfingens*, in Deutschland und anderen Ländern. Von Dr. C. H. *Friedr. Kruse*, k. ruff. Hofrath und ord. Prof. der Gesch. zu Dorpat. Der Vf. vermuthet, daß dieses eigenthümliche, in so verschiedenen Ländern vorkommende Fest, wobey in manchen Gegenden ein Strohmann herumgetragen und unter Singen und Lärmen ins Wasser geworfen wird, sich eigentlich auf die Feyer des neu ankommenden Frühlings oder Sommers bezogen habe, und daß es

daher keinesweges bloß christlichen Ursprungs sey, vielmehr in seinem ersten Entstehen auf Indien hinweise. — Das zweyte Heft enthält aufser zwey kleineren Aufsätzen von Hrn. Prof. M. *Redslob* zu Leipzig über *den Grundcharakter der Idce vom Scheol der Hebräer*, aus der Etymologie des Wortes entwickelt, und von Hrn. M. *Leopold*, Lehrer am Gymnasium zu Annaberg, über *die Ursachen der verdorbenen Latinität bey den Schriftstellern nach dem Zeitalter des Kaisers Augustus*, hauptsächlich bey den Kirchenvätern, mit besonderer Rücksicht des Tertullian, — zwey ausführlichere Abhandlungen, deren zweyte noch dadurch an Interesse gewinnt, daß sie ein oft entstelltes Ereigniß der neuesten Kirchengeschichte unparteylich darstellt, welches nunmehr erst, wie wir aus den neuesten Tageblättern ersehen, durch die höchste Entscheidung der betreffenden Behörde seine Erledigung gefunden hat. Die erste Abhandlung, ein historisch-dogmatischer Versuch von Hrn. Prof. Dr. *Beckhaus* zu Marburg, handelt über *den im Heidelbergischen Katechismus ausgedrückten Lehrbegriff*. Wenn wir auch in unserer Zeit, nachdem genaueres und unbcfangeneres Studium der heiligen Schrift zu klarerer Erkenntniß der reinen Schriftlehre geführt hat, keinen so großen Werth auf die ins Kleinliche sich erstreckende Ermittlung des Lehrbegriffs der symbolischen Bücher zu legen haben, so behauptet dennoch eine Darstellung, wie sie der Vf. hier giebt, ihren relativen Werth, einerseits, um mehrere irrige Ansichten, die sich über einzelne Lehren des Heidelbergischen Katechismus verbreitet haben, zu berichtigen, andererseits, um der allgemeineren Einführung und Befestigung der Union der beiden Schwesterkirchen immer mehr Vorshub zu leisten. In erster Hinsicht sind auch wir der Meinung, daß der Katechismus in der Antwort auf die 37te Frage die Allgemeinheit der Wohlthaten des Leidens Christi mehr begünstige, als den Particularismus Calvin's; und darin lag ohne Zweifel der Grund, warum die Prädestinationslehre nur gelegentlich berührt, und zwar auf eine Weise berührt wird, welche der angegebenen Lehre von der Erlösung mehr entspricht. Sehr richtig ist S. 84 die Bemerkung, daß die eigentliche Meinung des Katechismus über die Art und Weise der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl nicht so leicht zu ermitteln sey, daß man jedoch aus anderweitigen Gründen vermuthen dürfe, der

Katechismus habe die *Calvinische* Theorie mehr hervorheben, dagegen die *Zwinglische* in den Hintergrund stellen wollen: für uns ein wichtiger Beweis von der Unzweckmäßigkeit symbolischer Schriften, deren eigentliche Meinung so zweydeutig und verhüllt, während die reine Schriftlehre so einfach und klar ist. — Nachdem nun der Vf. S. 95 fg. den Lehrbegriff des Heidelberger Katechismus mit dem der symbolischen Schriften der verwandten Kirchen verglichen, gelangt auch er S. 105 zu dem Ergebnisse, daß derselbe weder der Sache der Union, noch der Freyheit der theologischen Forschung hinderlich erscheinen könne. So wahr dieses ist, so verharren wir doch bey unserer Ueberzeugung, daß eine wahre und dauernde Union zwar die noch bestehenden symbolischen Bücher berücksichtigen, daneben aber auf die reine und lautere Schriftlehre zurückgebracht werden müsse. — Die zweyte sehr ausführliche Abhandlung (S. 106—233) enthält: *Zuverlässige Mittheilungen über Joh. Heinr. Schönherr's Leben und Theosophie*, sowie über die durch die letzte veranlaßten sectirerischen Umtriebe zu Königsberg in Preussen. Nach einem Vorworte des Herausgebers ist der Vf., der aus triftigen Gründen seinen Namen für jetzt noch verschwiegen wissen will, ein sehr geachteter und wahrheitsliebender Theolog; und dies ist auch aus Gang und Inhalt dieser höchst interessanten Mittheilung ersichtbar. Schon aus der Einleitung (S. 107—111) erkennt man, daß der Vf. mit dem Wesen der christlichen Kirchengeschichte wohl bekannt ist; dies zeigt sofort die sehr wahre und lehrreiche Bemerkung, womit er diese Einleitung eröffnet. „Diejenigen Zeiten der christlichen Kirche, sagt derselbe, in welchen diese Kirche einer neuen Entwicklung entgegenstreitet, sind von jeher auch dadurch ausgezeichnet gewesen, daß in ihnen viele sectenartige Erscheinungen sich zeigen.“ Und eben so richtig und beachtungswerth, namentlich von Seiten solcher, welche in unnützen metaphysischen Speculationen oder theosophischen Träumereyen ihr Heil suchen, bleibt die Behauptung, welche der Vf. am Schlusse der Einleitung ausspricht, daß es eigentlich außerhalb des Evangeliums und seiner Kraft keine Macht gebe, die im religiösen Leben etwas Neues hervorbringen könne, wenigstens nichts von der Art, das zum Heile und zur Ruhe der Seelen führe. In diesem Geiste schildert nun auch der Vf. jene so merkwürdige Er-

scheinung, und zwar im *ersten Kapitel den Meister J. Heinr. Schönherr*; im *zweyten* dessen *System*; im *dritten* die *Schule* desselben; und obschon er selbst in der Einleitung gesteht, daß wegen der Verborgenheit und Heimlichkeit der ganzen Sache so manche Frage, die man aufwerfen könne, habe unbeantwortet bleiben müssen, so gewährt doch die ganze Darstellung einen in der Hauptsache vollkommen befriedigenden Aufschluß. Sie zeigt uns abermals, wohin es führe, wenn ein Mann, ohne gründliche wissenschaftliche Bildung, wie der im Nov. 1771 zu Memel geborene und im Oct. 1826 in der Nähe von Königsberg verstorbene *Schönherr*, sich an die Lösung der schwierigsten Aufgaben über den Ursprung der Welt u. s. w. wagt, die nothwendig Kenntniß der Philosophie und ihrer Geschichte, sowie genaue Bekanntschaft mit dem Grundtexte der heiligen Schrift, voraussetzen. Der Haupt- und Grundsatz seines Systems (S. 139) war, daß es von Ewigkeit her zwey unerhoffene, von einander unabhängige und substantiell verschiedene Urwesen gebe; die Natur des einen sey Feuer oder Licht, die des anderen Wasser oder Finsterniß; durch das Zusammentreffen dieser Urwesen sey zuerst das Ur- oder Schöpfungs-Wort entstanden; aus ihm die Himmelfeste, die Lichter des Centrums, die Thiere und der Mensch. Den Schlusstein des ganzen Systems bildet (S. 181) die Lehre von dem tausendjährigen Reiche, in welchem sich die Herrschaft Jehovahs durch Erhebung zur Oberherrschaft über das zweyte Urwesen im Menschen und durch ihn dann im Univerfum vollenden werde. Der Vf. vergißt nicht, darauf aufmerksam zu machen, wie dieses System in mehreren Theilen den religiösen Ansichten der altkirchlichen Manichäer entspreche; und um so mehr war es zu verwundern, daß wissenschaftlich gebildete Männer, die mit den Wahrheiten der christlichen Religion bekannter seyn mußten, als der sonst gutmüthige *Schönherr*, wie z. B. die beiden Prediger *Diefel* und *Ebel* zu Königsberg, sich jenen Ansichten anschließen und sie zum Gegenstande separatistischer Umtriebe machen konnten, und zwar auf eine Weise, welche der Sittlichkeit gefährlich und daher Veranlassung zu einer gerichtlichen Untersuchung wurde.

In dem *ersten* Hefte des folgenden Jahrganges theilt uns Hr. Dr. *Aug. Schröder*, Prof. an der Ritterakademie und Oberdompred. zu Brandenburg, einen historischen Versuch über die Frage mit: *Welchen Auf-*

schlufs giebt die Reformation über die Natur des Christenthums? Der Vf. gesteht zwar selbst, nur seine über die Reformation gewonnenen Ansichten niederlegen zu wollen, ohne darauf Anspruch zu machen, die Aufgabe zu erschöpfen; es ist ihm jedoch, bey seiner genauen Bekanntschaft mit der Kirchengeschichte, auf eine höchst anziehende Weise gelungen, die allgemein anerkannten Principien des Christenthums, sowie die Uebereinstimmung derselben mit denen der Reformation, nachzuweisen. Die Vergleichungspuncte in Beziehung auf Begriff, Zweck und Nothwendigkeit der Reformation mit den Verhältnissen des Urchristenthums sind vortreflich durchgeführt, und als Resultat wird S. 50 die grosse welthistorische Wahrheit aufgestellt, das ächt geistige, vom Christenthume tief durchdrungene Gestaltungen des christlichen Lebens und Seyns nicht können unterdrückt, nur eine Zeit lang aufgehalten, aber wesentlich nicht in ihrer Entwicklung erstickt werden. Nur in Einem Puncte scheint uns der Vf. noch besagen zu urtheilen. Wenn er nämlich zuweilen (z. B. S. 32) einen schielenden Seitenblick auf den Rationalismus wirft, ihm auch wohl der Kälte hinsichtlich der religiösen Ueberzeugung beschuldigt, so dürfte er wohl unbeachtet gelassen haben, das es demjenigen Rationalismus, der nur in der heiligen Schrift die christliche Wahrheit sucht und findet, und es für seine heiligste Aufgabe hält, christliche Religion und Kirche im Geiste des reinen Urchristenthums wieder herzustellen, das es diesem, also dem rein biblischen Rationalismus, keineswegs an Begeisterung und Wärme gebricht. — Es folgt der Aufsatz: *Leipzigs religiöses Leben bis zum Anbruche der Kirchenreformation im J. 1517*, eine Vorlesung von M. Rud. Lorenz Gräfe, Nachmittagsprediger an der Universitätskirche und Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig. Diese Abhandlung ist ein Abschnitt des Werkes, welches der im May 1838 verstorbene Vf. über die Sächsische Reformation in den Albertinischen Landen herauszugeben gedachte, und die Art, wie derselbe die, obschon zum Theil bekannten Thatfachen über den Verfall des kirchlichen Lebens vor der Reformation zusammengestellt hat, machte dieselbe der Mittheilung werth. Das Tezel ein geborener Leipziger war, findet auch hier seine Bestätigung

(S. 65). — Einen sehr interessanten Beytrag liefert uns Hr. Prof. Dr. C. R. Hagenbach zu Basel, unter der Aufschrift: *Johann Jacob Wettstein, der Kritiker, und seine Gegner*; ein Beytrag zur Geschichte des theologischen Geistes in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Während der Name und die Verdienste *Wettstein's* um Erklärung und Kritik des N. T. noch überall in dankbarer Erinnerung gepriesen werden, sind die Namen seiner erbitterten Gegner, eines *Frey, Iselin* u. a., längst der Vergessenheit anheimgefallen. Kaum sollte man glauben, wie es diesen, durch Persönlichkeiten gereizten Männern gelingen konnte, bey der Tagsetzung eine Klage wider *Wettstein*, welcher damals Diakonus an der Leonhardskirche zu Basel und eben mit der Herausgabe seines N. T. beschäftigt war, anzubringen, in welcher derselbe beschuldigt wird, eine Ausgabe des Griechischen N. T. vorzuhaben, welches nach dem Socinianismo rieche, und diese Anklage namentlich darauf gestützt zu sehen, weil *Wettstein* in der Stelle 1 Tim. 3, 16 im Cod. Alexandr. statt der herkömmlichen Lesart $\Theta\epsilon\omicron\varsigma$ wolle $\delta\varsigma$ gefunden haben. Man blieb aber dabey nicht stehen, sondern leitete einen förmlichen Ketzerprocess ein, indem man denselben wegen mehrerer Aeußerungen auf der Kanzel, im Unterrichte der Katechumenen, im Privatgespräche, sowie in seiner Privatcollegien (S. 110), zur Verantwortung zog. Die Folge war, das *Wettstein* den 13 März 1730 seiner Stelle entlassen wurde. Zwar wurde ihm später 1744 Genugthuung dadurch zu Theil, das er als Professor der Griechischen Sprache gewählt wurde; allein er zog es vor, in Holland zu bleiben, wo er bekanntlich den 9 April 1754 starb. Wahrhaft empörend ist es, wenn wir lesen, das der genannte Prof. *Frey* sogar das Andenken des Todten zu verunglimpfen suchte. — Einige kleinere Aufsätze machen den Beschluß dieses Hestes: Hr. Prof. *Köllner* zu Göttingen theilt biographische Notizen über den den 18 Octob. 1838 zu Göttingen verstorbenen Dr. *Pott* mit; Hr. Diakonus M. *Pescheck* zu Zittau kirchengeschichtliche Miscellen, und Hr. M. W. *Bruno Lindner* zu Leipzig einen Auszug aus *Pinkerton's Russia* über die Württembergischen Chiliaften in Rußland.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 4 1.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Barth: *Zeitschrift für die historische Theologie*. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. Christian Friedrich Illgen u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In einem kleineren Aufsatze, womit das zweyte Heft dieses Jahrganges beginnt, und der die Ueberschrift führt: *Zur Beurtheilung der Hebräischen Tempelmusik*, stellt Hr. Prof. M. Redstob zu Leipzig einige sehr interessante und höchst wahrscheinliche Vermuthungen über diesen Gegenstand auf. Das Resultat ist (S. 8), daß die Instrumentalbegleitung des Gesanges im Oriente nicht harmonischer, sondern melodischer Art gewesen sey; das Instrument sey allemal nach einer gewissen Melodie und in eine gewisse Melodie gestimmt worden; die einzelnen Saiten hätten die hervortretendsten Töne der zu singenden Melodie selbst enthalten, und zwar so, daß man nur die Saiten habe durchzugreifen brauchen, um sogleich die Melodie des zu begleitenden Liedes zu erkennen. Diese Vermuthung wirft allerdings einiges Licht auf die verschiedenen Ueberschriften der Psalmen. — Die folgende ausführlichere Abhandlung (S. 50 — 60) enthält Bemerkungen über die Kirchengeschichte des Eusebius, von Dr. C. Reinhold Jachmann, Licent. und Privatdocenten der Theologie zu Königsberg. Der Vf. mußtert zuerst die Quellen, aus denen Eusebius schöpfte, zeigt sodann, in welcher Art und nach welchen Grundsätzen er von diesen Quellen Gebrauch gemacht, wie er sich insbesondere dabey Nachlässigkeiten mancherley Art, sowie absichtliche Entstellungen, habe zu Schulden kommen lassen, und thut zuletzt durch mehrere Beyspiele dar, daß Eusebius den Vorwurf der Unkritik, eines mangelhaften Urtheiles über Werth und Geltung der Quellen, und der Leichtgläubigkeit bey Benutzung derselben verdiene. Ob schon wir nun über die Quellen und Glaubwürdigkeit der Kirchengeschichte des Eusebius mehrere schätzbare Monographien besitzen, so verdient dennoch diese Abhandlung Beachtung, theils wegen der Klarheit und Gründlichkeit, womit der Vf. seine Beweise durchführt, theils wegen der Neuheit einiger Bemerkungen. — Von Hrn. Dr. und Privatdocenten der Theologie C. Schmidt zu Straßburg erhalten wir einen kürzeren Aufsatz (S. 61 — 66) über den wahren Verfasser des dem Mytiker Sufo zugeschriebenen Buches von den neun Felsen. Urkundlich weißt der Vf. nach, daß der Bürger und Stifter des Johanniterhauses zu Straßburg, Rulman Merswin (geb. 1308 und gest. 1382), ein Mitglied der geheimen Gesellschaft der Gottesfreunde, die genannte Schrift verfaßt habe. — Den Beschluß dieses Heftes macht ein sehr ausführlicher Aufsatz des Herausgebers über die religiösen Wahrheitsfreunde oder Philalethen in Kiel; mit besonderer Berücksichtigung der von ihnen und ihren Gegnern herausgegebenen Schriften. Der Herausgeber schickt zunächst eine geschichtliche Uebersicht der Versuche voraus, welche von Deisten und Naturalisten gemacht wurden, eine selbstständige Religionsgesellschaft zu bilden. Er ziehet daraus die Folgerung (S. 75), daß sich ein Deismus, aller sein Gezeiten begünstigten glücklichen Zeitumstände ungeachtet, nimmermehr in größeren Kreisen und im weiteren Umfange Bahn brechen, und auf die Dauer bestehen könne, weil er der, eines völlig sicheren Leitsternes, einer mächtigen Stärkung der moralischen Kraft und eines ganz zuverlässigen himmlischen Trostes bedürftigen Menschennatur vollkommen und auf dem ganzen Pilgerwege des Lebens zu genügen nicht im Stande sey. Darauf folgt ein beurtheilender Auszug aus den Schriften der neuesten Philalethen, zuerst aus dem „Entwurfe einer Bittschrift an deutsche Fürsten“ (Kiel 1830). Nach unserem Dafürhalten ist es allein Mangel

J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

an Kenntniß des wahren biblischen Christenthums, welcher die Philalethen zu ihrem Entschlusse bewegen konnte, und darum ist nichts sehnlicher zu wünschen, als daß man endlich einmal in der evangelischen Kirche über die Frage, was eigentlich Christenthum sey, völlig ins Klare zu kommen suche. Wird einst diese Frage entschieden seyn, und danach der Unterricht der Jugend in der Religion eine festere Grundlage bekommen, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß der Samen des reinen Evangeliums in den jungen Gemüthern festere Wurzeln fassen und dauernde Früchte bringen werde. Dies scheint auch der richtigste Weg zu seyn, um der kirchlichen Sectirerey für immer Einhalt zu thun. Der Herausgeber, als Kirchenhistoriker, wird gewiß mit uns in der Ansicht übereinstimmen, daß immer die sogenannten Sectirer in der christlichen Kirche einen Theil der christlichen Wahrheit erkannten und festhielten. Wenn nach den einfach-erhabenen Ausprüchen Christi nicht das Herr- Herr- Sagen, sondern die Erfüllung des göttlichen Willens, uns zu Bürgern des göttlichen Reiches macht; wenn nur diejenigen Christi wahre Jünger sind, welche Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, wenn also unser Verhältniß zu Gott ein moralisches seyn, und sich in Beziehung auf unsere Mitmenschen namentlich in allgemeiner Menschenliebe bewähren soll: so haben wir nicht zu befürchten, dem Christenthume etwas zu vergeben, wenn wir die religiösen Grundsätze der Philalethen, wie sie nach einer zweyten Schrift derselben S. 88 fg. auszugsweise geschildert werden, zum Theil für christlich anerkennen. So stellen sie als erste Forderung der Religion an das Leben den Satz auf, daß dieses Leben der reinsten Sittenlehre gemäß seyn müsse; als Grundlage der Sittenlehre sehen sie an: Anerkennung der Selbstständigkeit in Freyheit aller Menschen, allgemeine Menschenliebe, und unbedingte Unterwerfung unter das Staatsgesetz. Dasselbe gilt von der Art ihrer Gottesverehrung; sie soll bestehen aus einer stillen Andacht, aus einigen von der Gemeinde gesungenen Liedern, aus einem von dem Geistlichen vorgetragenen Gebete, aus einer von demselben angestellten erbaulichen Betrachtung, zuweilen in Verbindung mit einer religiösen Katechisation der Schuljugend. Man sieht, was auch der Herausgeber nicht zu bemerken vergißt, daß dies Alles nur Nachahmung des christlichen Cultus ist, und muß sich um so mehr verwundern, warum die Phila-

lethen aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche auszuschneiden gedachten. Fast berechtigt dieser Umstand zu der Vermuthung, daß die Sache wohl nicht so ernstlich gemeint seyn mochte. Von S. 103 giebt der Herausgeber beurtheilende Auszüge aus den gegen die Philalethen erschienenen kleineren Schriften und Aufsätzen. — Im dritten Hefte begegnet uns zuerst eine, die Geschichte der Religionsphilosophie betreffende, sehr umfassende Abhandlung (S. 1—98), deren Fortsetzung und Schluß das folgende Heft enthält (S. 1—98). Sie ist überschrieben: *Ueber die neuesten Gegensätze in Auffassung der Alexandrinischen Religionsphilosophie*, insbesondere des jüdischen Alexandrinismus. Eine historisch-theologische Untersuchung von *J. Chr. Ludwig Georgii*, Pfarrer zu Dörrenzimmern im Württembergischen. So gern wir den Fleiß und Scharffinn anerkennen, womit der Vf. die in neuerer Zeit über die Alexandrinische Religionsphilosophie von *Mosheim*, *Grosßmann*, *Dähne*, *Ritter*, *Baur* u. a. aufgestellten Ansichten vergleichend beurtheilt, so hätte derselbe doch weit kürzer zu seinem Ziele gelangen können, wenn er sich nur an die Hauptsache gehalten hätte. Warum wollen wir da eine Menge Voraussetzungen machen, wo Inhalt und Zweck der Schriften eines Philo hinreichenden Aufschluß gewähren, und die Geschichte der Religionsphilosophie älterer und neuerer Zeit analoge Erscheinungen uns darbietet? Das Wesen der Alexandrinischen Religionsphilosophie, wie wir den Einfluß derselben auf das Judenthum bey dem Philo, auf das Christenthum bey den Gnostikern und ihren philosophirenden Gegnern, deutlich wahrnehmen, war offenbar *Eklekticismus*; ein Eklekticismus, der nothwendig in seinem Verhältnisse zu einer positiven, auf höhere Offenbarung gegründeten Religion die allegorische Erklärung der diese Offenbarung enthaltenden Schriften zur Folge haben mußte. Der Vf. beschäftigt sich sehr lange mit der Frage, ob man dieses Allegorisiren nicht für eine absichtliche Täuschung oder Betrug anzusehen habe. Wir halten die Antwort nicht eben für so schwierig. Der Allegorist ist von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit seines Verfahrens fest überzeugt; es scheint ihm dasselbe der Ehre Gottes und seiner Offenbarung vollkommen angemessen, und deshalb hält er sich selbst eben so sehr der Frage nach der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens überhoben, als man ihm Un-

recht thun würde, wenn man ihm eine abfichtliche Täufchung nur anfinnen wollte. — Uebrigens enthält der Auffatz einige sehr lehrreiche Bemerkungen für die Gefchichte der Religionsphilosophie überhaupt. — Der folgende Auffatz dieses Heftes behandelt die Frage: *Warum blieb Desiderius Erasmus, Luthers freysinniger Zeitgenosse, Katholik?* Eine unparteyische Untersuchung von *Wilh. Ernst Eberhardi*, Diakonus zu Vacha und Pfarrer zu Unterbreitzbach im Großherz. Weimar. Unter den hier recht gut entwickelten Gründen möchten wir obenan den Umstand stellen, daß Erasmus zu sehr eine ruhige wissenschaftliche Beschäftigung liebte, und auf diesem Wege der Welt nützlicher zu werden glaubte, als wenn er thätigen Antheil an öffentlichen Angelegenheiten hätte nehmen wollen. Wäre er Protestant geworden, so würde er nothwendig in den großen Kampf mit hineingezogen worden seyn, und davor scheuete er sich eben so sehr, als vor jeder bürgerlichen Unruhe, immer in dem Walne befangen, daß eine Reformation auch ohne eine Störung der öffentlichen Ruhe werde zu Stande kommen können. Was der Vf. übrigens über die schriftstellerischen Arbeiten und Verdienste des Erasmus bemerkt, ist zwar dankenswerth, gehörte aber strenggenommen nicht zu seiner Aufgabe. — In dem folgenden Aufsatze: *Die Volksbildung in Schweden, besonders die geistliche*, historisch dargestellt von Dr. *Er. Gust. Geijer*, Prof. der Geschichte zu Upsala (in der von demselben herausgegebenen Monatschrift: *Litteatur - Bladet* Apr. 1838), deutsch von Dr. *Gottl. Mohr*, Confist. und Schul-Rath und Superintend. der Stadt Stralsund, ist es erfreulich, zu sehen, wie sich in jenem Reiche, ob schon unter vielen Schwierigkeiten, das Volksschulwesen gehoben hat, und wir theilen ganz des Vfs. Ansicht, daß Freyheit der Presse, wenn sie sich von selbst nur auf das Zweckmäßige beschränkt, das kräftigste Förderungsmittel der Volksbildung seyn werde. Ist diese Erwartung vollkommen gegründet, so wird dieß noch gewisser der Fall seyn, wenn einst die Presse (S. 173) die Brücke zu der künftigen Monarchie in Europa schlagen wird, nämlich zu der constitutionellen, oder derjenigen Monarchie, die allein stark seyn will durch das Gesetz, aber es auch kann, sowie sie desselben bedarf, um es zu seyn. — Den Beschluß machen: *Kirchengeschichtliche Miscellen*, von M. *Chr. Ad. Pescheck*, Diakonus zu Zittau. — Das letzte Heft dieses Jahr-

ganges enthält, nächst dem Schlusse des *Georgiuschen* Auffatzes über die neueste Auffassung der Alexandrinischen Religionsphilosophie, eine ausführliche Abhandlung des *Herausgebers*, unter der Ueberschrift: *Ein Beytrag zur Geschichte der Wolfenbüttelschen Fragmente*, aus *Wilhelm Körte's* Darstellung von *Albrecht Thaer's* Leben mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet. Der Auszug, welchen der Herausgeber aus der *Körteschen* Schrift über *Thaer's* Leben und Wirken über die Erziehung und religiösen Ansichten dieses letzten uns mittheilt, verdient den Dank aller Leser. Auch für Rec., dem die genannte Schrift von *Körte* noch nicht in die Hände gekommen war, war die Nachricht von großem Interesse, daß die von *Lessing* herausgegebene Schrift: *Die Erziehung des Menschengeschlechtes*, nur eine Uebearbeitung und weitere Ausführung einer Abhandlung von jenem berühmten Landwirthe ist. — Im zweyten Theile dieses Auffatzes (S. 120—148), über die Autorschaft der Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten, stellt der Herausgeber mit ungemeiner Sorgfalt alle Gründe zusammen, welche für oder gegen die herkömmliche Meinung, daß *H. Sam. Reimarus* der Vf. jener Fragmente sey, angeführt worden sind. Dadurch wird das höchst wahrscheinliche Resultat gewonnen, daß die Behauptung, *Reimarus* sey der Wolfenbüttelsche Ungenannte, noch immer der Evidenz ermangle (S. 147), und daß höchstens diejenigen Theile jener Sammlung, welche von der Verschreyung der Vernunft auf den Kanzeln und von der Duldung der Deisten handeln, mit den religiösen Grundfätzen des *Reimarus* vereinbart werden könnten.

Den Hauptinhalt der ersten beiden Hefte des folgenden Jahrganges machen die Vorträge aus, welche bey Gelegenheit der Feyer des Stiftungsfestes der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig den 22 und 23 Sept. 1839 gehalten worden, und die nach den Gesetzen unseres Instituts außer dem Bereiche unserer Anzeige liegen. Wir begnügen uns, im Allgemeinen auf dieselben aufmerksam zu machen. Auf die Beschreibung der Festfeyer folgt die *lateinische Eröffnungsrede*, gehalten von dem Herausgeber, als Stifter und Präses der genannten Gesellschaft. An diese schliessen sich an die Vorträge vom Prof. und Universitätsprediger Dr. *Krehl* über Luthers Begriff von der Kirche, vom Prof. Dr. *Hermann* über das Thema:

Exam ante Adamum creatam esse, sive de communi quodam apud Mosem et Hesiodum errore circa creationem generis humani, und vom Kirchen- und Schul-Rathe Dr. Meissner über das *kirchliche Symbol im Verhältnisse zu dem gegenwärtigen Zustande der Kirche*. — Das folgende Heft enthält noch vier hierhergehörige Vorträge: vom Superintend. Dr. Spieker zu Frankfurt a. d. O. über *den Bischof Anselm von Havelberg*, nebst einigen Bemerkungen über die Kirchengeschichte von Brandenburg; wozu noch als schätzenswerther Anhang aus einer Berliner Handschrift das lateinische Sendschreiben des Bischofs mitgetheilt wird an den Abt Egbert von Huisburg über das Verhältniß der Mönche zu den regulirten Domherrn. Dann folgt ein sehr ausführlicher Vortrag des Licent. und Privatdoc. der Theologie zu Leipzig M. Goldhorn über *die Christuspartey zu Korinth im Zeitalter der Apostel* (S. 121 — 175). Ort- und zweckgemäßer erschien uns die Rede des M. Löhn, Schloß- und Stadt-Predigers zu Hohenstein bey Stolpen, über Dr. Caspar Cruciger, als Versuch einer kurzen Darstellung seines Lebens und Wirkens. Den Beschluß macht ein kürzerer Vortrag des Licent. und Privatdoc. der Theologie zu Leipzig M. W. Br. Lindner: *de lege, quam dare solent, historiae ecclesiasticae scriptorem liberum esse debere a partium studio, recte intelligenda*. — Neben diesen Vorträgen, in welchen durchgängig die Verdienste des würdigen Herausgebers theils durch die Stiftung und Leitung der historisch-theologischen Gesellschaft, theils durch die Herausgabe dieser Zeitschrift, gerechte Anerkennung finden, enthält das erste Heft zwey interessante Abhandlungen. Die erste führt die Ueberschrift: *Hermes Trismegistus: an die menschliche Seele*; aus dem Arabischen übersetzt von M. Heinrich Leberecht Fleischer, Prof. der oriental. Sprachen in Leipzig. Bereits Reiske hatte vor hundert Jahren dieses asketisch-paränetische, unter dem Namen des Hermes Trismegistus vielleicht von einem Christen in Aegypten verfaßte Sendschreiben aus einer auf der Rathsbibliothek zu Leipzig befindlichen und vor ungefähr dreyhundert Jahren geschriebenen Handschrift ins Lateinische übersetzt. Diese Uebersetzung hat Hr. Prof. Fleischer der seinigen zu Grunde gelegt,

und der an einfachen und erbaulichen Gedanken reichhaltige Aufsatz war der öffentlichen Bekanntmachung vollkommen werth; der Zweck desselben ist nämlich, wie der unbekante Vf. in der Vorrede (S. 91) sich darüber ausspricht, „den Menschen zurückzuhalten, daß er sich nicht in das Getümmel dieser vergänglichen Welt stürze, und sich nicht in ihre Täuschungen verstricken lasse, dagegen ihn zur Uebung des Guten hinzulenken und zum Fleiße darin, sowie zu Allem anzutreiben, was die Seele ihrem Schöpfer näher bringt, inniger mit ihm verbindet, und ihren Dank für seine unwandelbare, unendliche Güte ausdrückt.“ — Der zweyte Aufsatz, von Hn. Pfarrer Tim. Wilh. Röhrich zu Strafsburg, liefert einen schätzbaren Beytrag zur Kenntniß des religiösen Volkslebens im Mittelalter; er hat zum Gegenstande: *Die Gottesfreunde und die Winkeler am Oberrhein*. Der Vf. benutzte zum Theil handschriftliche Quellen, und bestätigt durch dieselben die Nachricht, daß es bereits im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts zahlreiche Waldenser in und um Strafsburg gab, welche lehrten, daß der Papst, wie jeder andere Mensch, irren könne, daß die Ehe Allen erlaubt sey, und daß man Gott allein durch Christum im Geiste und Glauben anbeten müsse. Harte Verfolgungen nöthigten viele zur Rückkehr zur römischen Kirche. Zu ähnlichen Grundätzen bekannte sich eine andere Secte um dieselbe Zeit, welche von einem gewissen Ortlieb von Strafsburg den Namen *Ortlieber* erhielt. Rec. würde aber, Bedenken tragen, ihnen mit dem Vf. (S. 125) einen „vagen Deismus“ oder pantheistischen Mysticismus beyzulegen (S. 127). Beide Begriffe widersprechen sich eben so, als die über diese Secte von ihren Gegnern uns erhaltenen Nachrichten. Wir halten sie unbedenklich für Sprößlinge der Waldenser. Eine andere Bewandniß hat es jedoch mit den, im folgenden Jahrhunderte vorkommenden und sich weit, in Klöstern, Schlössern u. s. w. verzweigenden, sogenannten *Gottesfreunden*, welche, wie hier näher gezeigt wird, durch das Band herzlicher Religiosität verbunden, sich nicht von dem Lehrbegriffe ihrer Kirche loslagten. Zu ihnen gehörte auch der wackere *Tauler*.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 4 1.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Barth: *Zeitschrift für die historische Theologie*. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. Christian Friedrich Ilgen u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von diesen verschieden sind die sogenannten *Winkeler* (S. 144 fg.), über welche der Vf. aus einer im alten Kirchenarchive zu Strafsburg befindlichen, aus dem Jahre 1400, wie der Vf. vermuthet, herrührenden Handschrift neue interessante Aufschlüsse mittheilt. In ihren Grundfätzen erkennt er selbst die Ansichten der Waldenser, der Protestanten des Mittelalters, wie S. 144 mit Recht gesagt wird, wieder, und nur aus Vorsicht, wie S. 149 sehr richtig vermuthet wird, mochten die Winkeler diesen Namen angenommen haben. Ihre Schicksale zu Strafsburg werden aus der genannten Urkunde geschildert. Um das Jahr 1400 traf dieselben eine harte Verfolgung, wodurch sie zerstreut, aber nicht völlig ausgerottet wurden. — Der Verwandtschaft des Gegenstandes wegen verbinden wir hiermit die Anzeige eines Aufsatzes, welchen das dritte Heft dieses Jahrganges (S. 31 — 73) enthält. Er handelt über *die Secten zu Strafsburg im Mittelalter*, und hat Hrn. Prof. Dr. Carl Schmidt zu Strafsburg zum Vf., welchem ebenfalls noch unbenutzte Nachrichten zu Gebote standen. Aus diesen Angaben wird noch zuversichtlicher, dass die im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts zu Strafsburg verfolgten Ketzler wirklich Waldenser waren. Wenn aber auch hier den Ortliebem unsittliche pantheistische Grundfätze beygelegt werden, so geschieht dies ebenfalls nur nach den Berichten ihrer Gegner. Und worin mag wohl der

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

Grund liegen, dass die Quellen über eine wirkliche Verwandtschaft derselben mit den Brüdern und Schwestern des freyen Geistes nichts berichten? Wir treten daher mit mehr Grund der Vermuthung bey, welche der Vf. S. 54 ausspricht, dass die Vermischung nur die Folge einer Verwechslung von Seiten einzelner Inquisitoren oder Berichterfatter seyn könne. Erst später verbürgen glaubwürdige Berichte (S. 60) das Erscheinen der Begharden oder der Brüder und Schwestern des freyen Geistes in jenen Gegenden; und unter ihnen finden wir allerdings Bekenner unsittlicher pantheistischer Grundfätze: ein wichtiger Beweis, wie leicht der Pantheismus für Moralität verderblich werden könne. — Die Winkeler (S. 69) erklärt der Vf. ebenfalls für Anhänger der Lehren der Waldenser.

Unter den übrigen Abhandlungen des *dritten* Hefes gewähren die unter No. IV und V mitgetheilten ein besonderes Zeitinteresse. Die erste stellt dar: *den Kampf der Principien im Kanton Zürich im J. 1839*, von einem Augenzeugen; die zweyte: *die Gründe, welche den Lutherischen Geistlichen J. Jac. Max. Oertel bewogen haben, katholisch zu werden* (Newyork 1840). Mitgetheilt von D. J. G. V. Engelhardt, Kirchenr. und Prof. der Theol. zu Erlangen. — Der Vf. des ersten Aufsatzes behandelt seinen Gegenstand in vier Abschnitten: 1. die Basis, 2. der Hebel; 3. die Opposition auf dem Wege und in den Schranken des Gesetzes; 4. Ausbruch der Revolution. Zwar ist nicht zu verkennen, dass derselbe zu den Gegnern der radicalen Partey gehört; allein Parteylichkeit hat er sich deshalb nicht zu Schulden kommen lassen, und was die Erwähnung der Folgen betrifft, welche die von jener Partey durchgesetzte Berufung des Dr. Straufs als Professor der Theologie nach Zürich hatte, so bestätigt sich dadurch auf's Neue die wichtige Erfahrung,

dafs für das Wohl des Volkes treues Festhalten an dem göttlichen Worte, ein christgläubiger Sinn, weit heilsamer und willkommener erscheine, als eine angeblich wissenschaftliche Aufklärerey, welche den Verstand blendet, und dem Herzen keine Nahrung verleiht. Da der Vf. gegen den Schluß des Aufsatzes selbst bemerkt, dafs der ganze Kampf nichts weniger als beendet sey, so würde er gewifs manchen auswärtigen Leser sich zum Danke verpflichten, wenn er eine Fortsetzung dieser Angelegenheit liefern wollte. — Der folgende Aufsatz, betreffend den Uebertritt des Predigers *Oertel* zur katholischen Kirche, ist ein Auszug aus einer Schrift, welche dieser über seinen Entschluß im Monate März 1840 zu Newyork hatte bekannt machen lassen. Man sieht aus dieser Selbstschilderung, dafs es dem Convertiten an gründlicher Kenntniß der heiligen Schrift und der Kirchengeschichte gebrach, um die in ihm aufsteigenden Zweifel über die nothwendige Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit und Apostolicität einer wahren christlichen Kirche lösen zu können. Warum fragte er erst nach den Kennzeichen der wahren Kirche, ehe er wufste, worin nach Christi und der Apostel Lehre das Wesen der Kirche bestehe? Er behauptet, dafs, weil die Lutheraner in ihren Ansichten nicht übereinstimmen, ihre Kirche nicht die wahre seyn könne; dagegen soll sich dieses Merkmal in „strahlendem Glanze“ am Busen der katholischen Kirche finden: denn diese nehme, was keine andere thue, das hohe Vorrecht der Infallibilität in Anspruch, und darum könne der aufrichtige Wahrheitsforscher in ihr allein Einheit zu finden hoffen. Es ist im hohen Grade zu bedauern, wenn ein gewesener Lutherischer Prediger über das Wesen seiner Kirche so schlecht unterrichtet worden ist, dafs er daneben noch die Behauptung hinzustellen sich nicht schämt, der protestantische Grundsatz erlaube jedem Einzelnen, die Bibel nach eigener Laune auszulegen und jede Religion aus ihr zu holen, nur die römisch-katholische nicht, oder gar keine, wenn es ihm so beliebe. Nicht aber blofs von gänzlicher Unkenntniß des Wesens der protestantischen Kirche, sondern selbst von Mangel an gesundem Menschenverstande zeugt es, wenn der Vf. die Heiligkeit und Allgemeinheit der römischen Kirche dadurch bewiesen zu haben glaubt, weil diese Kirche heilig sey in ihrem Haupte Christus, in ihren Gründern den Aposteln, in ihrer Lehre und

ihrer Zucht; weil sie immer bestanden habe, alle Völker lehre und das Senfkorn sey, das zum Baume erwachse und allen Völkern der Erde Schutz gebe. — Die Mittheilung dieses Aufsatzes durch Hn. Dr. *Engelhardt* verdient um so mehr den Dank der Leser, als derselbe abermals die alte Wahrheit bestätigt, wie leicht blinde Anhänglichkeit an das alte mißverständene Lutherthum zum Papstthume verleiten könne. *Oertel* nämlich ist der Sohn des in mehrfacher Hinsicht verdienten und bekannten Prof. Dr. *Oertel* zu Ansbach; er studirte zu Erlangen und trat in die Dienste der evangelischen Missionsgesellschaft zu Barmen, um das Evangelium unter Deutschen Protestanten in den vereinigten Staaten zu predigen. — Die übrigen, in diesem Hefte enthaltenen, ebenfalls lehrreichen Abhandlungen begnügen wir uns, blofs namhaft zu machen, da sie uns zu besonderen Bemerkungen keine Veranlassung gaben. Es sind deren drey: 1. *Der heilige Nikolaus und das Nikolausfest*, von Dr. *W. A. van Hengel*, ord. Prof. der Theol. zu Leiden; aus dem Holländischen übersetzt von *J. H. Costers*, aus Gronau im Münsterischen Candid. des Predigtamtes. 2. *Die welthistorische Bedeutung des Convents zu Schmalkalden im J. 1537*. Eine Vorlesung von Dr. *Chr. Ziemsen*, Pastor zu St. Marien in Stralsund. 3. *Ueber das Verhältniß des Protestantismus zur Kunst*; Darstellung und Würdigung der Ansichten *Grüneisen's* hierüber von *C. Barthel*, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Weinhelm im Großherzogthume Baden.

Das vierte Heft eröffnet eine Vorlesung über den *Unsterblichkeitsglauben der alten Hebräer*, sofern er in der Vorstellung vom Scheol und einigen verwandten Ansichten sich kund geben soll; gehalten in der philomathischen Gesellschaft zu Breslau von Dr. *Heinr. Rhode*, Licent. und Privatdoc. der Theol. zu Breslau. Der Vf. erklärt mit *Redslob* für die ursprüngliche Bedeutung des Hebräischen Wortes Scheol (als eines Derivatum von שָׁעוֹל oder שְׁעוֹל, synonym von שְׁוֹר und שְׁוֹרָה) die, wonach es eigentlich *Grube, Grab, Grabhöhle, Gruft*, bezeichne; er führt dann aus einzelnen Stellen den Beweis, dafs man nicht nöthig habe, an den Begriff eines Schattenreiches, einer Unterwelt, zu denken, und bemerkt insbesondere sehr scharfsinnig (S. 13) über die *Rephaim* Psalm 88, 11, dafs man dabey nicht

an schwebende Schatten, sondern an daliegende Leichen zu denken habe, und dafs viele andere Stellen nur als dichterische Bilder zu verstehen seyen. Daraus zieht er das Resultat, dem wir vollkommen beystimmen, dafs Scheol nur eine poetische Vorstellung vom Grabe, einer allgemeinen Ruhe- und Friedensstätte der Verstorbenen innerhalb der Erde, sey, welche Vorstellung sich ohne allen Einfluß von Griechenland und Aegypten her sehr füglich unter den Hebräern selbst habe entwickeln können. — Durch gleichen Scharfsinn zeichnet sich der folgende Aufsatz aus; er handelt über fünf neuerlich erschienene angebliche Reden des Joh. Chrysoftomus, von Dr. Joh. C. Eduard Schwarz, Kirchenrathe, Superintend. und ord. Prof. d. Theol. zu Jena. Der Vf. beweist, dafs die von M. Becher im J. 1839 herausgegebenen fünf Homilien des Chrysoftomus theils schon edirt waren, theils untergeschoben zu seyn scheinen. — Einen schätzbaren, auch in psychologischer Hinsicht sehr beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte der neuesten religiösen Schwärmerey liefert der folgende ausführliche Aufsatz (S. 52 — 129). Er enthält: *Zuverlässige Nachrichten von der Kloßianischen Schwärmerey* in einigen Gegenden des Königreichs Sachsen und von der dadurch veranlafsten schrecklichen Mordthat in der Obermühle zu Beiersdorf bey Leisnig. Von M. Friedr. Christ. Gelpke, evang. Pfarrer zu Wermsdorf mit Hubertsburg. Es ist Schauder erregend, wenn wir hier lesen, wie die sonst brave und verständige Frau eines Müllers, durch den Wahnglauben an göttliche Offenbarungen und an das leibhaftige Wohnen des Teufels in bösen Menschen verleitet, auch ihren Mann und einige andere dahin bringen konnte, einen ehrlichen Nachbar auf die unmenfchlichste Weise um das Leben zu bringen, weil sie in ihm den Teufel zu erblicken fest überzeugt waren, und so den Teufel für immer unschädlich machen wollten. Die Veranlassung zu dieser Schwärmerey hatten die Conventikel gegeben, welche ein gewisser Kloß, erst Dienstknecht, dann Häckelschneider und zuletzt Leineweber, zu halten pflegte. Dieser Kloß erscheint sonst als ein gutmüthiger und redlicher Mann. Um so mehr Grund, alles Conventikelwesen streng zu unterfagen, oder wenigstens unter Aufsicht zu stellen; daneben aber, wie auch der Vf. S. 115 bemerkt, in Schulen und Kirchen richtige Religionsbegriffe zu ver-

breiten. Der Müller und dessen Frau wurden in eine Irrenanstalt gebracht, und aus derselben nach mehreren Jahren wieder entlassen, betreiben sie jetzt, wie erzählt wird, ihre Wirthschaft als verständige, thätige Leute. — Den Beschluß dieses Heftes macht ein Aufsatz über *den gegenwärtigen Zustand des Unterrichts der katholischen Geistlichkeit in Europa und Nordamerika*, nach Berichten katholischer Schriftsteller, von D. J. Chr. Kröger, Katecheten am Waisenhanse zu Hamburg. Der Vf. stellt aus der *Dublin University Review*, aus der *Revue catholique d'Irlande* und der *Revue Britannique* die Grundsätze zusammen, nach welchen die Ultramontanen die Unterrichtsanstalten beurtheilen und eingerichtet wissen wollen, auch dieselben, wo es gehet, darnach einzurichten suchen. Die Verdienste der Jesuiten und bischöflichen Seminarien werden natürlich am meisten hervorgehoben.

L. L.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) HAMBURG, b. Kniefch: *Predigten bey dem Hauptgottesdienste in der Kirche zu St. Petri in Hamburg* gehalten von Joh. Karl Wilh. Alt, Dr. der Phil., Hauptpastor und Scholarch. 1r Bd. 224 S. 2r Bd. 192 S. 3r Bd. 144 S. 4r Bd. 208 S. 8. 1835 — 1836. (2 Thlr.)
- 2) Ebend., b. Herold: *Predigten beym Hauptgottesdienste u. s. w.* von Alt u. s. w. 208 S. 8. 1836. (12 Gr.)
- 3) Ebend.: *Predigten über die Sonn- und Festtags-episteln u. s. w.* von Alt u. s. w. 4 Bde., jeder zu 192 S. 8. 1837. (2 Thlr.)

In diesen 3 Predigtammlungen, von welchen auch die beiden größeren keinen vollständigen Jahrgang enthalten, giebt der überaus fruchtbare Vf., von welchem mittler Weile wiederum eine ziemliche Anzahl anderer Kanzelvorträge erschienen ist, im Ganzen 109 über die gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Abschnitte gehaltene Reden. Jede derselben füllt, bald engeren, bald weiteren Druckes, einen Bogen, und man erkennt daraus leicht, dafs der

Vf., nach der in Hamburg üblichen Sitte, seine Kanzelvorträge, wie sie eben gehalten waren, in den Druck gegeben hat, welches bey manchen derselben, inneren Merkmalen zufolge, sogar schon vor der öffentlichen Abhaltung der Fall gewesen seyn mag, so dafs sie unmittelbar nach Beendigung des Gottesdienstes ausgegeben werden konnten. Ein solches Verfahren hat zwar in sofern sein Gutes, als dadurch die Zuhörer in den Stand gesetzt werden, das flüchtig am Ohr vorübergegangene Wort der Predigt sich alsbald aufs Neue lebhaft zu vergegenwärtigen und die empfangenen Eindrücke zu fixiren; allein dieser Vortheil wird leicht dadurch aufgewogen, dafs sich dabey der Prediger einer schärferen Beurtheilung unterstellt, als sie ihn bey dem blossen lebendigen Vortrage einer Predigt betreffen kann. Dieses schärfere Urtheil wird aber um so weniger stets zu seinem Gunsten ausfallen können, je rascher seine Kanzelvorträge auf einander folgen, und je schneller sie unter die Presse kommen. In diesem Falle wird auch der Tüchtigste neben manchem Guten manches Mittelmässige auf den literarischen Markt bringen und kaum im Stande seyn, auch das Bessere mit Fleifs und Sorgfalt unter die Feile zu nehmen, und es in vollendeter Abrundung dem Publicum zur schärferen Betrachtung vorzulegen. Es ist dies eine, seit *Reinhardts* Zeit so vielfach besprochene und anerkannte Wahrheit, dafs sie durchaus keiner weiteren Erhärtung bedarf.

Den eben erwähnten Uebelständen ist nun auch, trotz seiner anerkannten homiletischen und literarischen

Gewandtheit, Hr. Dr. *Alt* nicht entgangen. Nur wenige der hier gegebenen Predigten tragen das Gepräge der Vollendung an sich, und genügen nach allen Seiten hin den höheren Anforderungen der homiletischen Kunst; viele aber zeigen einen Mangel an innerer Gediegenheit und formaler Abrundung, welcher sich bey dem Talente dieses sonst rühmlich bekannten Homileten nur aus der Kürze der Zeit erklären läfst, binnen welcher sie concipirt und dem Drucke übergeben wurden. Es finden sich häufig Unebenheiten im Bau der Perioden, in der Wortstellung, in der Haltung der Sprache, in der Wahl des Ausdruckes, welche es uns auch dann, wenn wir überall die Anordnung und Eintheilung des Stoffes billigen könnten, welches nicht der Fall ist, unmöglich machen, diese Predigtsammlungen zumal angehenden Kanzelrednern unbedingt zu empfehlen, während sie für den Erfahrneren dennoch als Fundgrube gelten mögen, in welcher der wohlbegabte Vf., dessen allzu grosse literarische Fruchtbarkeit seinem Ruhme eher hinderlich als förderlich zu werden droht, so manches Goldkörnlein, so manche reiche Erzstufe niedergelegt hat, an der sich Geist und Herz wohl erfreuen mag, wie wir denn auch gar nicht daran zweifeln, dafs sich die vorliegenden Predigten bey der lebendigen Vortragsweise des Vf. in bey Weitem höherem Mafse geltend gemacht haben, als es bey einer kritisch aufmerksamen Lectüre der Fall ist. — Die Ausstattung dieser Sammlungen ist anständig; doch finden sich viele zum Theil sinnentstellende Druckfehler.

N. N.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1841

M E D I C I N.

HALLE, b. Anton: *Handbuch der Akiurgie zum Gebrauche bey Vorlesungen und zum Selbstunterricht* bearbeitet von *Ernst Blasius*, Dr. der Med. und Chirurgie, ord. öff. Prof. der Chir. an der Universität zu Halle u. s. w. 2te vermehrte und mit der Literatur verfehene Auflage. 1ster Bd. 1839. VIII u. 525 S. 2ter Bd. 1840. 514 S. 3ten Bds. 1ster Theil. 1841. 441 S. 8. (5 Thlr. 15 Sgr.)

Da die nach 10 Jahren nöthig gewordene 2te Auflage des *Blasius'schen* Handbuches der Akiurgie in der Anlage und Manier der Behandlung des Stoffes der ersten ganz gleich geblieben ist; so verweist Rec. der 2ten um so lieber auf die Recension der 1sten Auflage in No 164 der Jen. Allg. Literat.-Zeitung Septbr. 1831 und in No. 166 Septbr. 1835, als er sich dadurch der Inhalts-Anzeige des Werkes überheben darf. Die anzuzeigende 2te Auflage ist mit vollem Rechte eine vermehrte zu nennen, da nicht nur die Vergleichung der Seitenzahlen dies auffallend beweiset, (der 1ste Band der 1sten Aufl. enthält 408, der 2te Band 369 S.); sondern weil auch der Inhalt wirklich vermehrt ist. So hat z. B. Hr. *B.* die Zahl der Unterbindungen der einzelnen Gefäße fast um das Doppelte erhöht, die von *Thierry* und *Amussat* erfundene Torsion der Arterien angegeben, die Operation der Narben, die Myotomie und Tenotomie hinzugefügt (ausgenommen die *Myotomia ocularis*, welche zu der Zeit als der 1ste Band der 2ten Auflage erschien, noch nicht bekannt war), — und die Operationsverfahren bey den verschiedenen Polypen vollständiger mitgetheilt, als in der früheren Ausgabe geschehen war. Dazu kömmt noch, daß der neuen Auflage die Literatur über die einzelnen Operationen beygegeben worden ist, wodurch das Werk wesentlich an Brauchbarkeit gewonnen hat, indem der Leser auf diese Weise mit Leichtigkeit in den

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

Stand gesetzt wird, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Angaben hin und wieder zu prüfen. Für diese Zugabe glaubte Hr. *B.* wieder eine Wegnahme stattfinden lassen zu müssen, welche möglicherweise seinen akiurgischen Abbildungen den Absatz noch mehr als bisher sichern würde. Während er nämlich in der 1sten Ausgabe zur Erläuterung des Textes auf die akiurgischen und akologischen Abbildungen von *Bierkowsky*, *Bell*, *Froriep*, *Ott*, *Krombholz*, *Leo* u. a. hinwies, und dadurch den Besitzern einzelner dieser Werke einen wesentlichen Vorschub leisteten, citirt er in der neuen Aufl. nur *seine* Tafeln, — wobey unbezweifelt der Verleger und Autor derselben in materieller Hinsicht nur gewinnen, — das Werk selbst aber an Gemeinnützigkeit und theilweise auch an reinen Quellen verliert. Rec. will damit nicht sagen, daß die oben angegebenen Autoren sämmtlich als Quellen anzusehen wären, — nichts weniger. Einige derselben aber, besonders einer derselben, nämlich *Krombholz*, hat die Quellen über Instrumentenlehre tüchtig studirt und gewissenhaft angegeben, — und es ist nicht genug zu beklagen, daß er seine Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten Akologie nicht fortgesetzt und beendet hat, weil sie unbestritten die für Chirurgen und Instrumentenmacher zugleich vorzüglich brauchbaren Darstellungen enthalten, während die Mehrzahl der übrigen nur oberflächliche, unbrauchbare Copieen liefern, nach denen selten der Künstler arbeiten kann.

Dem Angegebenen zufolge hat Hr. *B.* diese 2te Aufl. seines Handbuches über Akiurgie nicht nur mit Zusätzen und Literatur vermehrt, sondern auch durch Weglassung der Citate anderer Abbildungen als der unter seiner Leitung edirten sogar verändert und gewissermassen den Inhalt desselben vermindert. — Es ist sehr zu beklagen, daß derselbe im Verlaufe von 10 Jahren nicht im Stande gewesen ist, diesem Werke eine eigentliche *innere Verbesserung* ange-

deihen zu lassen, deren es doch in so vielfacher Hinsicht, ganz besonders aber rücksichtlich des allgemeinen Theiles, der Darstellung der einzelnen Operationen und der Stilisirung bedurfte. Dem allgemeinen Theile fehlt nämlich jetzt, wie früher, jede organische, harmonische Einheit, wodurch die einzelnen Glieder zu einem Ganzen vereinigt werden. Darin allein ist ja nur ein Verdienst des Zusammenstellens zu suchen und zu finden, daß die dissimilären Einzelheiten entweder durch scharfe, logische Gegenätze getrennt, oder besser noch die similären vereinigt und durch ein gemeinschaftliches Band zusammengehalten werden. Hätte nun Hr. B. z. B. nur die Subjectivität und Objectivität als Basis des allgemeinen Theiles gewählt, und dem gemäß zuerst von dem gesprochen, was sich auf die Subjectivität des Operateurs bezieht, und dann von dem was zur Objectivität der zu unternehmenden Handlung, der Operation, gehört: so würde der ganzen Behandlung des Stoffes wenigstens eine allgemeine wissenschaftliche Idee zu Grunde gelegen haben. Dafür begnügt er sich aber fortwährend damit, nur die alten trivialen Distinctionen beizubehalten: Umstände, welche *vor*, *während* und *nach* der Operation zu berücksichtigen sind, — wie sie auch schon in der 1829 erschienenen 2ten Uebersetzung und Bearbeitung des Averill'schen Werkes, und zwar in weit gewandterer und concinuerer Diction als bey Hr. B. vorkommen, welcher Ausgabe des Averill derselbe deffenohngeachtet in der ersten Auflage seines Handbuches der Akiurgie S. 115 mit den Worten: „die 2te sehr vermehrte Ausgabe (1829) ist weit weniger zu loben, als die erste“ — ohne weiteres das *Delectur* aufzuheften sich nicht scheute. — Warum ist denn diese 2te Ausgabe des Averill weniger zu loben als die 1ste? — Etwa darum, weil der Herausgeber derselben eine allgemeine Operationslehre hinzufügte, die zwar kurzgefaßter und angenehmer geschrieben ist, als die 1830 von Hn. B. fast ganz in derselben Reihenfolge der hervorgehobenen Momente in breiter, ermüdender Weise wiedergegebene Darstellung? — Es scheint fast so. — Wenn der Vf. zu fragen ein Recht hat, warum eine Verbesserung der Darstellungsweise der einzelnen Operationen wünschenswerth erscheine: so dürfen wir ihm den Grund für diese Behauptung um so weniger vorhalten, als wir die Hoffnung hegen, daß er sich, wenn anders eine 3te Aufl. vom Verleger verlangt

werden sollte, dadurch bestimmen lassen werde, diesen gerechten Anforderungen Gehör zu leihen. —

Die Darstellung hat eine der alten *Zang'schen* ähnliche, für ein Handbuch insipide, schulmäßige, aber zugleich unlogische, schlechte, didaktische Form. —

Nachdem er nämlich jedesmal die Begriffsbestimmung einer Operation vorangeschickt hat, läßt er ohne weiteres sogleich die Indicationen und Contraindicationen für dieselbe im Texte folgen, während die sogenannte *therapeutische Würdigung* in Form einer Anmerkung mit kleinen Lettern und in enggedruckten Zeilen nachgeschickt wird. Hier fehlt alle logische Verbindung und physiologische Basis. Nächst der Begriffsbestimmung der Operation muß zunächst die physiologische, pathologische und therapeutische Wirkung des operativen-Eingriffes erörtert, und daraus erst mit Bezugnahme auf krankhafte Zustände die Indication entwickelt werden.

Gründliche Untersuchung und Erläuterung der physiologischen und pathologischen Wirkung eines operativen Eingriffes ist die Hauptsache, die Basis, auf welche nicht nur die Indicationen und Contraindicationen zurückgeführt werden müssen, sondern aus welcher auch die Kritik über die Operationsmethoden hervorgeht, und die Wahl des Operationsverfahrens im einzelnen Falle richtig bestimmt werden kann. — Manchmal schiebt nun der Vf. die Geschichte der therapeutischen Würdigung der Operation voran, manchmal umgekehrt. Durch diese Inconsequenz beweist derselbe zur Genüge, daß ihm der Nutzen und die Bedeutung dieser beiden sehr heterogenen Bestandtheile völlig unklar geblieben sind. Dies geht aber auch aus der ganzen Art und Weise der historischen Darstellung der Operationen hervor. Was findet man hier anders, als Excerpte aus *Sprengels*, *Bernsteins* und *Heckers* Aufsätzen? — Von eignen historischen Untersuchungen, von Quellen-Studium ist keine Spur vorhanden, noch viel weniger irgendwo eine Andeutung zum Versuche der Entwicklung der inneren Nothwendigkeit geschichtlicher Facta, von der sogenannten inneren Geschichte der operativen Chirurgie, wie sie von einem akademischen Lehrer doch erwartet werden dürfte.

Da es nicht möglich ist, alle Sätze dieses bogenreichen Werkes einzeln durchzunehmen, so wollen wir, zur Bestätigung der oben ausgesprochenen Rüge mangelhafter Stilisirung, nur folgende zwey Hauptsätze

aus dem 1ten Theile des 3ten Bandes, also aus der neuesten Lieferung, S. 159—161, die Definition des Bruchschnittes und den Anfangsatz der therapeutischen Würdigung dieser Operation enthaltend, hier wörtlich wiedergeben, um daraus einen Schluss auf das Uebrige ziehen zu können.

„*Operation der Brüche, Bruchschnitt. Herniotomia, Kelotomia.* Es ist die Eröffnung einer Bruchgeschwulst mittelst des Schnittes, Zurückführung der vorgefallenen Theile in ihre normale Lage nach Beseitigung der Hindernisse dafür, namentlich der Einklemmung, und Verhütung ihres Wiedervortretens mittelst Vernichtung der Bruchfackmündung, oder wo die Zurückführung nicht thunlich oder zweckmäßig ist, möglichste Beseitigung der Einklemmung und der durch sie und die Vorlagerung bewirkten Zustände.“

„*Therapeut. Würdigung.* Kern u. A. haben die Operation für gefahrlos ausgegeben, und den häufig nach ihr eintretenden Tod allein den durch die Verhältnisse des Bruches gesetzten Zuständen zugeschrieben; aber dieß ist unrichtig, und die Operation hat allerdings Gefahren, die jedoch andererseits viel zu hoch ange schlagen werden, so daß in neuerer Zeit *Amussat* sogar die Operation eingeklemmter Brüche mit wenigen Ausnahmen ganz verwirft.“

Wie kann ein Professor nach 10jähriger Revision eine solche Definition der Herniotomie unverändert stehen lassen, ohne beym Durchlesen derselben zu erröthen!

Fühlte er nicht, daß er einfach sagen konnte: der Bruchschnitt oder die Herniotomie besteht in der kunstgemäßen Eröffnung der Bruchgeschwulst bis auf die vorgefallenen Eingeweide, in der Erweiterung der Bruchpforte durch mechanische Mittel und womöglich auch in gleichzeitiger Reduction der vorgefallenen Theile nebst organischer Verschließung der Bruchfackmündung. —

Wie kann man aber vernünftigerweise mit der oberflächlichen Angabe der heterogensten Ansichten zweyer Autoren beginnen, um die Dignität eines operativen Eingriffes auf eine physiologische, logische oder didaktische Weise darstellen zu wollen!

Bey weitem weniger unphysiologisch und unlogisch nahm sich diese Stelle in der ersten Auflage aus, wo der Vf. seine der Kern'schen entgegengesetzte Ansicht wenigstens sofort mit physiologischen Gründen zu un-

terstützen sich bemüht, und keine Sprachfehler sich zu Schulden kommen läßt, wenn er sagt; „aber dieß ist unrichtig, und die Operation hat allerdings Gefahr, indem durch sie außer den äußeren Bruchhüllen und sehnichten Theilen das Bauchfell verletzt, die Bauchhöhle eröffnet wird, das Vorgefallene die schädliche Einwirkung der Luft, Instrumente und Finger erleidet, und diese Schädlichkeiten krankte, gereizte, entzündete Theile eines durch das indicirende Leiden schon kranken und verwundbaren Organismus treffen.“ —

Möchte doch der Vf. einmal zu der Ueberzeugung kommen, daß ein akademischer Lehrer nur gut und gediegen schreiben soll, daß geistlose Compilationen, Redactionen von Uebersetzungen und Wörterbüchern, überhaupt alle feichte, nutzlose Polygraphie seiner völlig unwürdig sind, — selbst abgesehen davon, daß er dadurch sogar in den Augen seiner besseren Schüler sich nur herabwürdigt. —

Wenn man übrigens von den gerügten wesentlichen Mängeln des *Blaf.* Handbuches der Akiurgie abstrahirt, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß viel Belehrendes darin zu finden, und daß derjenige, welcher sich über die Art und Weise des Vortrages, der Darstellung und des Stils hinauszusetzen vermag, dasselbe nicht ohne Nutzen brauchen wird.

Eine wahrhafte Verbesserung hat das Werk durch das lobend anzuerkennende Opfer der *Anton'schen* Verlagsbandlung erfahren, welche die Kosten für besseres Papier und schärferen Druck nicht scheute, wozu in Deutschland immer noch viele speculante Buchhändler wenig Lust zeigen.

— α —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Max u. Comp.: *Was ich erlebte.* Aus der Erinnerung niedergeschrieben von *Heinrich Steffens.* 1840—41. Erster Band 366 S. Zweyter Band 339 S. Dritter Band 360 S. Vierter Band 439 S. kl. 8. broch. (6 Thlr.)

Ein Schriftsteller, welcher seit vier oder fünf Jahrzehenden sich nicht nur im Gebiete der schönen Literatur, sondern fast in allen Fächern, welche wissenschaftliches Leben anregen, heben und fördern, theils forschend, theils selbstthätig erwiesen hat, kann aus dem Schatze seiner Selbst- und Welt-Beobachtungen uns nur

geistvolle Ansichten, treffende Bemerkungen, scharfe Schlussfolgen, wichtige Resultate mittheilen.

Man fühlt sich geneigt, zu behaupten, daß St. erst in dieser Autobiographie die Form gefunden habe, in welcher er, wie sich selbst, so das Höchste und Tiefste zugleich, was würdig ist, einen denkenden Geist anzuregen, unmittelbar, rein und ungehemmt darlegen konnte. Er führt uns hier gleichsam in die Schatzkammer seines in seinen anderen Werken nur angedeuteten oder in Bruchstücken gegebenen eigentlichen Reichthums. Er weiß Vieles von diesem mittelst seiner gewinnenden Sprache zum Gemeingute derer zu machen, die der Richtung seiner Gedanken und Schlüsse mit Aufmerksamkeit folgen. Seine uns hier erschlossenen Besitzthümer geben zugleich dem, vor welchem er sie auslegt, den Begriff ihrer vollkommenen Sicherheit, da er in der Nachweisung ihres Erwerbs, so wie im Aufzählen seiner Mittel zu demselben, aufrichtig, klar und gewissenhaft ist.

Im ersten Bande begegnen wir interessanten Schilderungen seines geistig einsamen Knaben- und Jünglings-Lebens. Gefühlvolle Leser, welche gern und mit Rührung bey Andeutungen weilen, wie eine von äußeren Umständen gedrückte, von fördernder Pflege vernachlässigte Knospe sich dennoch durch die ihr inwohnende Kraft erschließt und zu vollkommener Blüthe gestaltet, finden hier, was sie wünschen und was schon allein sie befriedigen könnte. Ihre Liebe für den reichbegabten, aber nicht immer verstandenen Knaben keimt und wächst mit seiner Entwicklung. Er gewinnt schon in dieser Zeit viele Herzen, die das Mitleid erweicht hatte. Sie begleiten ihn zu den Träumen seines Jünglingsalters, sie theilen alle Empfindungen, sein Heimweh, die Freuden des Wiedersehens, jeden reinen Genuß der Natur mit ihm; er weiß ihn zu dem ihrigen zu machen. Biographien solcher Art bearbeiten das Gebiet geistiger Verwandtschaftlichkeiten, erweitern und befriedigen es. Mancher glaubt, im lebhaft vor ihm hingestellten Bilde

sich und seines Geschickes Aehnlichkeit wieder zu finden. Der Autor hat gewonnen, der mit der Umrahmung, in welcher er sich selber zeigt, fremde Spiegelbilder, ohne daß er die Absicht dazu hegte, umfaßt. Schmeichelndes Selbstvertrauen schiebt nur zu gern die eigene Persönlichkeit an die Stelle des Urbildes.

Im zweyten Bande, der des Vfs. *Universitätsleben, literarisches, wissenschaftliches, politisches Treiben, sein einsames Leben und die letzten Tage in Kopenhagen* schildert, beginnt das Interesse des denkenden Beobachters schon stärker abzuregen. Es verläßt den Biographen nicht wieder, es folgt ihm willenlos, aber freudig auf allen seinen Wegen, allen Reisen zu Wasser und zu Lande.

So gelangt man mit immer gespannteren Erwartungen, immer regerer Theilnahme zum dritten Bande, welcher über *Seereisen, über Bergen, die Reise an der Nordwestküste Norwegens, über die letzten Tage in Bergen, die (zweyte) Seereise nach Bergen, über einen erlittenen Schiffbruch, dann über Hamburg, Rendsburg, Kiel und Holstein* sich verbreitet. Das Interesse des Wissenschaftsverwandten wird auch in diesem Bande vielfach angeregt, und zu vermehrter Steigerung derselben für den vierten Band vorbereitet.

In diesem finden wir: *Die Reise nach Jena.* — Reise in das Thüringer Waldgebirge. — *Jena. 1799. Reise nach Freiberg.* Berlin. Freiberg. — *Dresden. Die Rückkehr in das Vaterland.*

Wo auch die Welt- und Lebens-Ansichten des Lesers sich von denen des Vfs. trennen möchten, wird jener doch gern diesem, den Nebenpfad, welcher endoch zu einem Ziele führen möchte, als ebenfalls wohl gewählt zugestehen. Jedenfalls wird kein denkender Leser ohne irgend eine, sicherer noch ohne mehrfache freudige Befriedigung gefunden zu haben, das *Steffens'sche* Werk aus der Hand legen.

Die äußere Ausstattung ist sehr gut.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 4 1.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

PFORZHEIM, b. Dennig, Fink u. Comp.: *Das Kirchenjahr in seinen mannigfaltigen Mahnungen an den Bekenner Jesu.* Geistliche Reden über Glaube, Hoffnung, Liebe nach den Evangelien. Gabe christlicher Liebe für alle Verehrer des Herrn, welche Licht und Wärme gleichmäfsig suchen. Von Dr. Johann Jacob Kramm. 1841. Erste Abthlg. VIII u. 396 S. Zweyte Abth. VI u. 342 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 Ggr.)

Ein langer Titel, der sich in den ganz kurzen auflösen läßt: Predigten über die Evangelien des christlichen Kirchenjahres. Hr. K. ist hinlänglich als Vielschreiber bekannt, was er auch selbst zu fühlen scheint, indem er den Lesern nicht erst sagt, was er ist, und wo man ihn zu suchen hat. Niemand falle uns hier ins Wort und spreche, ein Prediger muß er doch wohl seyn, denn dann berufen wir uns sofort auf Laien, welche Predigten und Predigtentwürfe geliefert haben. Doch dies möge hingehen, wenn wir nur sonst etwas Tüchtiges geleistet finden, und zwar so, daß wir entweder von Predigten sprechen können, die den besten Mustern zur Seite stehen, oder gar noch durch Originalität über manche von ihnen hinausreichen. Mittelgut ist doch in ziemlicher Menge vorhanden, und auch für das Bedürfnis der wirklichen Erbauung ist längst durch sehr gelungene Arbeiten gesorgt worden, nicht zu gedenken, wie sehr man in unseren Tagen einem solchen Bedürfnis sogar durch Veranstaltung neuer Auflagen von älteren Erbauungsschriften zu Hilfe kömmt. Fangen wir nun mit der beygegebenen Uebersicht an, so ist nicht zu leugnen, daß in dem vor uns liegenden Buche die Hauptsätze den Pericopen mit Geschick entnommen sind, und daß sie sich, wenn auch nicht durch den Reiz der Neuheit, doch durch edle Einfachheit auszeichnen. Man nehme einmal gleich folgende: Johannes im Gefängnis — Wer bist

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

du? — Der Heiland ist geboren. — Der Glücksstern. — Das Unkraut. — Die Verklärung. Weniger paßt für den Sonntag nach Weihnachten: Christus im Kampfe mit der Welt: denn hiervon ist im Texte nicht einmal die Rede, sondern der Heiland erscheint in ihm noch als Kind. Der Jahreschluss verlangt ja auch sein Recht. Warum nicht lieber: Die Verwunderung, oder: Der Christ kommt nimmer vom Tempel und dergl. Ausnahmen von der oben angegebenen Regel machen einzelne Themata, welche nicht richtig ausgedrückt worden sind. Dahin gehört das am 2ten Weihnachts-Feyertage: Welche Wirkung soll des Festes Stimme auf uns machen: Der Heiland ist geboren? Eine Stimme kann wohl einen Eindruck, aber nicht eine Wirkung auf uns machen. Dagegen ist die Eintheilung an diesem Festtage ganz natürlich und richtig. Sie *wunderten sich, priesen Gott, behielten die Worte und suchten Alles weiter auszubreiten.* Wir bemerken hierbey, wie sich die Mehrzahl der Vorträge durch gute logische Anordnung auszeichnet, wo dann freylich im Einzelnen auch Ausnahmen, wie es bey dem eben gerügten Hauptsätze der Fall war, vorkommen. Einen formellen Mangel erwähnen wir noch. Die Predigten brechen mit dem 2ten Trinitatis ab. Der Grund 2te Abth. S. 12, genügt nicht, denn sonst müßte auch der 6te Epiphaniastag fehlen.

Was die Sprache anbelangt, so muß man ihr, mit wenigen Ausnahmen, Klarheit und Würde nachrühmen, und von dieser Seite der Aeußerung des Vfs. in der Vorrede bestimmen, es werde sich gewiss in seinen Leistungen das Streben nach höherer Vollkommenheit herausstellen. In den jeder Predigt voranstehenden Gebeten, deren Maafs an eine glückliche Mitte erinnert, dürfte der Ton nicht selten ein Verlassen der kräftigen Kirchensprache bekunden, und zu sehr an das Moderne anstreifen.

Hiermit sind wir nun bey dem Inhalt unserer Predigtensammlung angekommen. Es gilt aber die Beant-

wortung der beiden Hauptfragen, ob er im Sinn und Geist einer guten Predigt erschöpft, und dann ob er auch der christlichen Kirche völlig angemessen ist. Auf den letzten Punct kommt ungemein viel an, da diese Predigten das Kirchenjahr an ihrer Stirn tragen.

Ueber die gehörige Ausdehnung und Umspannung des Inhalts glauben wir uns am besten aussprechen zu können, wenn wir aus vielen Beyspielen die beiden Predigten: Der gute Hirt, Mis. Dom. und — der Sarg, 16 Trinitatis — genauer ansehen. In beiden Fällen haben wir Bilder vor uns, und in der gehörigen Auffassung und Durchführung solcher Bilder wird sich die homiletische Kunst am meisten bewähren.

In Ansehung der zuerst genannten Predigt erregt es schon gute Erwartungen, dafs der blofse Inhalt des bekannten 23 Psalms die Stelle des gewöhnlich einleitenden Gebetes eingenommen hat. Diese Erwartungen werden indess schon merklich durch den geringen Umfang der Predigt herabgestimmt, indem sie — die Pericope ist auch, wie in allen Fällen, vollständig abgedruckt — noch nicht 11 Seiten einnimmt.

Rec. provocirt auf das Urtheil aller uneingenommenen Leser, wenn er behauptet, Hr. K. habe die Züge des Bildes nur sehr schwach aufgefaßt, und in dem bey weitem grössten Theile der Predigt ganz fallen lassen. Das Meiste konnte auch an jeden anderen Text angereicht werden.

So erfährt man Vieles über die Art, wie Jesus den Vater kennt, sieht aber nicht, wie dieses mit dem Begriffe des guten Hirten zusammenhängt. Der Vf. schneidet sich freylich die rechte Fassung eines solchen Begriffs von vornherein selbst ab, indem er an die Stelle des guten Hirten (S. 3) viel zu schnell einen guten *Lehrer* hinsetzt. So ist, um zu einem Endresultat zu kommen, von dem Bilde nicht einmal ein Zug richtig gefaßt, geschweige denn das Bild selbst hinreichend erschöpft worden.

Den *Sarg* (S. 255, ff.) — beide Predigten befinden sich in der 2ten Abth. — finden wir 1, als Lehrer, 2, als Tröster behandelt. Der Uebergang erwähnt einen *finstern* Sarg, was offenbar nicht für das Zeitalter des Jünglings zu Nain paßt. Rec. fiel hierbey eine in seiner Nähe befindliche Dorfkirche ein, wo es einem ehemaligen Maler beliebte, die Mutter des Herrn in ziemlich grossen Strümpfen und nicht minder grossen Schuhen bildlich darzustellen.

Sonst wird es auch diesmal nicht so genau genommen, und der Sarg, den wir S. 258 mit der Todtenbahre identificirt finden, soll uns lehren: *a*, wie oftmals die grösste Freude einer Mutter die bittersten Leiden werden können; *b*, dem Tode sind alle unterworfen, selbst die blühende Jugend nicht ausgenommen. Offenbar mußten beide Unterabtheilungen umgestellt werden. Was aber sonst zu lesen ist, hat nichts mit dem Sarge, als folchem, zu thun, wie denn das unter *a* Gesagte auf hundert andere Betrachtungen bezogen werden kann. Im zweyten Theile soll der Trost zur Erwähnung kommen, und dann wieder ganz unzuweckmäfsig die beiden Unterabtheilungen *a*, Trost, *b*, Hoffnung. Sonst gelten ganz die Ausstellungen, welche auch den ersten Theil angingen. Hr. K. hat darum noch stark die Feile anzulegen, ehe seine gutgewählten und einfachen Hauptsätze die entsprechende Ausführung erhalten. Um ihm aber in Ansehung der christlichen Färbung seiner Predigten kein Unrecht zuzufügen, wollen wir abermals auf ein Paar ganz verschiedene seiner Arbeiten etwas genauer eingehen.

Die Verklärung (I, S. 203) mag des Vfs. Ansichten über die Person und Geschichte Jesu herausstellen. Die Geschichte wird offenbar alterirt, wenn Vf. es wagt, die ganze Sonne entweder aus der untergehenden Abendsonne, aus einem Blitz, der durch die Wolken fuhr, oder aus einem inneren Vorgange im Herzen zu erklären. Die Person Christi kommt aber mit ihren Eigenthümlichkeiten ganz in den Hintergrund zu stehen, indem der Meister mit seinen Jüngern durchaus auf eine und dieselbe Linie gestellt wird. So scheiden sich auch der erste und zweyte Theil nicht wesentlich von einander.

Nicht anders verhält es sich mit der Himmelfahrtspredigt (2, 44 ff.). Das Ganze löst sich hier in Redensarten, in allgemeine Lehren und Ermunterungen auf, und einzelne Bruchstücke aus der Geschichte des Erlösers sollen nur als Folie dienen, um dem Feste noch einen feyerlichen Anstrich zu geben. Auch *Schleiermacher* rationalisirt ziemlich stark; aber wie gehaltreich ist dennoch die Dogmatik in seinen christlichen Festpredigten!

Gegen die äussere Ausstattung des Werks mögen wir nichts einwenden.

Dr. Sz.

OLDENBURG, in der Schulz'schen Buchhandlung: *Neue Postille oder Predigten auf alle Sonn- und Festtags-Evangelien eines Kirchenjahres* von Dr. G. G. Meyer. I Theil. 1838. 717 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Rec. hat zwar längst schon den engherzigen Pedantismus, welcher sich seit geraumer Zeit in die Homiletik eingeschlichen und auf ihrem Gebiete ziemlich breit zu machen gewußt, in seiner Verwerflichkeit anerkannt, und die Nothwendigkeit eines freyeren Entwicklungsganges des evangelischen Predigtwesens auf's Lebhafteste gefühlt; allein wie sehr er auch jenem homiletischen Liberalismus huldigt, den ein jeder Prediger als ein von den Aposteln ererbtes, unantastbares Recht in Anspruch zu nehmen hat, jenem Liberalismus, nach welchem es jedem Verkündiger des Evangeliums vergönnt seyn soll, die christlichen Ideen ihrem ganzen Umfange nach, in derjenigen Form darzustellen, welche aus seiner eigenen vom Geiste des Evangeliums durchdrungenen Individualität sich frey entwickelt und herausbildet: so wenig verkennt er doch auch die Grenzen, welche dieser homiletischen Freyheit durch die Gesetze der Logik, durch die Regeln der Sprache, der Rhetorik u. s. w., wie durch die Anforderungen des guten Geschmacks gesetzt sind, und nimmer wird er sich ganz mit denjenigen Homileten befreunden können, welche aus irgend einer Ursache den köstlichen Most des Evangeliums in mangelhafte, übelzuzammengeschnittene Schläuche fassen. Hält Rec. diesen Maßstab an die vorliegende „Neue Postille,“ das erste homiletische Product, welches ihm von dem ihm persönlich ganz unbekanntem Vf. vor die Augen gekommen, so kann er nicht ungerügt lassen, daß sich derselbe doch allzu häufig die homiletische Freyheit zum Deckmantel sprachlicher und rhetorischer Fehlerhaftigkeit und Geschmackwidrigkeit gemacht hat, welches um so mehr zu beklagen ist, je mehr sich in den hier von ihm gegebenen Predigten ein reiches kräftiges Gemüth beurkundet, welches von der Göttlichkeit der christlichen Heilsanstalt und ihres erhabenen Stifters auf's Tiefste durchdrungen, und von der wärmsten Begeisterung für das Evangelium erfüllt ist.

Der Vf. bietet hier einen vollständigen Jahrgang von 65 Predigten, welchen großentheils die gewöhnlichen evangelischen Perikopen, z. Th. aber auch frey gewählte Texte zum Grunde liegen. Die Themata sind, der überwiegenden Mehrzahl nach, wohl gewählt und aus ihren Texten abgeleitet. Einige enthalten, wel-

ches wir nicht, wie manche Andere, geradezu mißbilligen mögen, zugleich die Disposition, wie z. B. das am II Sonntage nach Ostern: „Ein Hirt, eine Heerde soll werden, wird werden, wird,“ oder das für das Trinitatisfest: „Des Geistes neue Geburt in ihrem Beginnen und Fortgange und anstreberender Vollendung“ wobey zu bemerken ist, daß im letzten Falle, wie es überhaupt öfter bey den Dispositionen des Vfs. vorkommt, die beiden letzten Abtheilungen zusammenfallen, denn der Fortgang ist ja auch wohl schon eine anstrebernde Vollendung. Die Hauptsätze des Vf. sind in der Regel klar und einfach gefaßt, und tadelnswerth ist nur die Einrichtung des Druckes, vermöge welcher Alles, Thema Theile und Ausführung, ohne Absätze und auszeichnende Hervorhebung des Einen oder des Anderen, in Einem Zuge fortläuft, ein Uebelstand, durch welchen schon das Lesen dieser Predigten, geschweige denn das etwaige öffentliche Vorlesen derselben bey dem Gottesdienste, sehr erschwert werden muß. So wie nämlich bey dem lebendigen Vortrage einer Rede das Ohr, so will auch bey dem Lesen das Auge seine Ruhe- und Halte-Puncte haben, wenn nicht Alles unter einander zu einem unklaren Blick verschwimmen soll.

Mit der streng logischen Ausführung seiner nicht selten sehr große und weite Partien umfassenden Dispositionen nimmt es der Vf. leider oft nicht allzu genau. Die meisten Ausstellungen lassen indess seine Arbeiten in sprachlicher Beziehung zu, und es ließe sich in dieser Hinsicht mit leichter Mühe ein sehr großes Sündenregister aufstellen. Oft findet sich, selbst auch in den Gebeten, mit welchen der Vf. sämliche Vorträge beginnt, ein gewisser lästiger, breiter und leerer Wortschwall. Sein Periodenbau ist im Allgemeinen zu kurz gehalten, um rhetorisch schwunghaft zu seyn, und die ganze Darstellungsweise hat dadurch oft etwas Zerhacktes angenommen. Es zeigen sich nicht selten ganze Reihenfolgen von Perioden, welche theils kaum eine Zeile und selten über drey umfassen. Sehr oft stößt man auf überflüssige und falsche Beyworte, wie S. 2 „*einſame* Einſamkeit“, S. 13 „*fromme* Heiligen“, S. 420 „*ſchrecklichſte* Erschrecklichkeit“, S. 429 „*gedoppelt*“ veraltet für doppelt. Nicht selten trifft man auf unnöthigen Wortkram oder auf Weitſchweifigkeiten, wie z. B. S. 428: Wo etwas beginnt, da nimmt es seinen Anfang. Wo aber etwas seinen Anfang nimmt, da muß zu allererst der Grund, ein Grund, des möglichen Werdens zunächst in ihm selbst vorhanden seyn,

oder S. 39 — — — wie groſſe Weiſen die Vorwelt ſah — — die nach dem Guten und Göttlichen ſtreben, aber in Irrthum befangen, beides in ihrer (*ſeiner*) ganzen Fülle und himmliſchen Reiheit nicht *umfaſſten*, *erfaſſten* und *auffaſſten*.“ Der Vf. braucht oft unnöthiger Weiſe neue Wörter für alte gewöhnliche, wie z. B. *Gleichbild* für *Ebenbild*, oder alte in ungewöhnlicher Bedeutung, wie z. B. *Vorleſung* für *Troſt*. Er hat ſehr oft falſche Wortſtellungen und Tempora; Beyſpiele davon finden ſich in jeder Predigt, und zuweilen hat er ganz unverständliche Sätze.

Dabey fehlt es endlich auch nicht an ſchiefen Behauptungen wie S. 2 „da, als der groſſe Ewige (Gott) war in leerer, einfamer Einfamkeit etc.“ Von dieſer leeren, einfamen Einfamkeit Gottes weiſſt weder eine gefunde Theologie, noch Philoſophie etwas. Sie iſt ein Traum des Vfs. S. 61 heiſt es: Der Herr war

nämlich nicht geboren, auf daſſ er werde auf Erden ein vollkommener Menſch, nicht damit er die volle Menſchlichkeit in ihrer Göttlichkeitsfülle ſich auf Erden erſt aneignete. Er trug die vollendete Menſchheit und Göttlichkeit ſchon in ſich. Er brauchte ſie ſich nicht mehr zu erwerben im Kampf mit Welt, Sünde, u. ſ. w. Dieſe und zum Theil auch die hierauf folgenden Behauptungen ſind offenbar nicht in der heiligen Schrift begründet.

Bey allen dieſen Ausſtellungen, welche wir, wenn wir noch tiefer in Einzelnes uns einlaſſen wollten, um ſehr viele vermehren könnten, empfehlen wir dennoch dieſe Poſtille — nicht zum öffentlichen Vorleſen — ſondern für erleuchtete Chriſten, welche die Spreu von dem Waizen (und des ächten Waizens hat der Vf. gar manches Korn aufzuweiſen) zu ſondern wiſſen, mehr zum Privatgebrauche.

Die äußere Ausſtattung iſt nicht übel.

Dr. K. S.

K L E I N E S C H R I F T E N.

PHILOSOPHIE. *Dresden* und *Leipzig*, in der Arnold'schen Buchhandlung: *Seelenlehre für Lehrer und Erzieher, ſo wie für jeden Gebildeten*, bearbeitet von *Ernst Adolph Eduard Cathlich*, Vice-Seminar-Director zu Friedrichſtadt-Dresden. 1841. VIII u. 120 S. (12 Gr.)

Richtig wird im Vorworte dieſer Schrift bemerkt „daſſ; da ſich die Wichtigkeit der Seelenlehre für Erziehung und eigene Bildung jetzt immer mehr herausſtelle, der Vf. ſich als Lehrer derſelben auch berufen fühlen müſſe, die Reſultate ſeines Unterrichts durch den Druck zu veröffentlichen, um damit etwas zur Förderung dieſer wichtigen Angelegenheit beyzutragen. Die Schrift ſelbſt entſtand aber, wie der Vf. berichtet, aus ſeinen Vorträgen über Seelenlehre für die erſte Seminarclaſſe, und zwar ſo, daſſ was hier in Kürze mitgetheilt iſt, dort mündlich weiter ausgeführt wurde. Obgleich dieſen Vorträgen *Schulze's* Handbuch phyſiſcher Anthropologie zum Grunde gelegt war, ſo ſuchte ſich doch dabey der Vf. ſeine Eigenthümlichkeit zu bewahren, indem er manches dort Ausführlichere abkürzte, aber auch manches dort Fehlende hinzusetzte. Auch *Herbart's* und *Benecke's* neueſte Unterſuchungen und Reformen auf dem Gebiete der Seelenlehre blieben von ihm nicht unberückſichtigt, konnten ihn aber nicht beſtimmen, der mathematiſchen Methode des Erſten, noch der dem eingeführten Sprachgebrauche Entgegenſtehenden des Letzten zu folgen. Die Schrift ſollte nicht eine ſtreng wiſſenſchaftliche, ſondern eine populäre und praktiſche ſeyn. Sie zerfällt aber in zwey Theile, wovon der erſte in 6 Abſchnitten: Bewußtſeyn, Erkenntniſsvermögen, Einbildungskraft, höheres Erkenntniſs-Gefühlsvermögen, enthält. Ueber die Einbildungskraft, als Gegenſtand der Erziehung wird S. 14 für den Lehrer bemerkt: „wie er durch Anſchauungs- und Denk-Übungen dahin ſtreben ſoll, daſſ in der kindlichen Seele die Bilder mit möglichſter Treue und Deutlichkeit eingepägt; fal-

ſche Vorſtellungen der Kinder entfernt, bey überſinnlichen Wahrheiten ihnen aber ſolche Bilder gegeben werden, die ſie für das Gute gewinnen. — Die Wichtigkeit der Ausbildung des *religiöſen Gefühls* (S. 38) namentlich in unſerer Zeit ergibt ſich, wenn man bedenkt, daſſ die menſchliche Seele jetzt mehr von irdiſchen Dingen, allerdings groſſartigen Erfindungen bewegt wird, als eine den Ideen eines groſſen Gottesreiches und einer darin Alles überſtrahlenden Herrlichkeit. Der Erzieher ſuche die Reinheit dieſes Gefühls zu erhalten, vor Schwärmerey zu bewahren, den eignen religiöſen Sinn in Bewunderung der Werke Gottes zu zeigen, in der Anerkennung der wunderbaren Verkehrung der menſchlichen Schickſale und der Erhebung des Gemüths über Grab und Tod darzulegen; verbinde auch damit Gebet, Geſang in der Religionsſtunde und gewöhne zur Ehrfurcht für heilige Orte! — Ein in der That hochwichtiger Punct der Beachtung in gegenwärtiger Zeit bey einer der Verſinnlichung zu bedenklich hingegebenen Jugend!

Der zweyte Theil der Schrift, als die *beſondere* Seelenlehre, handelt vom Angeborenen der menſchlichen Seele; von Dingen, welche auf die Entwicklung der menſchlichen Seele Einfluß haben; von gewiſſen Zuſtänden der Seele (z. B. Schlaf, Traum) und deren krankhaften Zuſtänden (Wahnſinn).

Sollen wir unſer Urtheil über die Schrift kurz zuſammenfaſſen, ſo geht es dahin: daſſ wir dieſelbe in Anſehung der Anordnung für vollſtändig und gut abgefaßt halten, und daſſ ſie hin und wieder einzelne ſeltenere phyſiologiſche Erſcheinungen mittheilt, die den Beobachter aufmerkſam machen werden. Was die Darſtellung betrifft, ſo iſt ſolche im Ganzen einfach und edel, wie die Sprache, die ſich nicht über den Lehrton erhebt. An manchen Orten würde aber das Ganze durch mehr Lebendigkeit der Einkleidung unſtreitig nicht wenig gewonnen haben.

D. R.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1841.

M E D I C I N.

ZÜRICH, b. Meyer u. Zeller (vormals Ziegler u. Söhne):
Die Krankheits-Familie Typhosis (Wechselfelkrankheiten) beschrieben von Dr. *Eisenmann*. 1839. XII u. 670 S. (nebst 4 S. Druckfehler.) 8. (2 Thlr. 10 Gr.)

Wir haben den eigenthümlichen Weg, den der geniale Vf. bey seinen nosologischen Untersuchungen eingeschlagen, bereits kennen gelernt, (vgl. Jen. A. L. Z. 1831, E. B. No. 30; August 1835, No. 144 u. 145; 1838, E. B. No. 64; 1839, E. B. No. 29; 1840, E. B. No. 59 u. 60; dann auch die Typhusfamilie näher beleuchtet, können uns darum hier Wiederholungen ersparen, und sogleich zum Inhalte wenden.

In der Vorrede beklagt der Vf. sich einerseits, daß er bey Naturforschern, die er um Untersuchungen über die aus verschiedenen, mit süßem und mit Salzwasser befeuchteten Bodenarten sich entwickelnde Electricität zu festerer Begründung seiner Lehre von den verschiedenen Modificationen der Luftpolelectricität als Krankheitsursache gebeten hatte, keine Unterstützung fand; andererseits rühmt er aber auch die Dienstbereitschaft, die er in literarischer Beziehung von Deutschland, Frankreich und Italien aus erfahren, ein sicherer Beweis von der Theilnahme der Gelehrtenwelt an den Unglücklichen, wovon freylich die gelehrten Infusionstherien ausgeschlossen sind. So allein war es dem Vf. möglich, die darauf bezügliche Literatur sehr umfassend, doch nicht ganz vollständig, zusammenzustellen. Ergänzungen liefert die ältere Journalistik von *Baldinger* u. a. m.; dann *Ploucquet*, *Callisen*, *Engelmann* (*Biblioth. med. chir.*), auch *Moron* (*Directorium med. pract.*) Die „Geschichte“ beginnt mit *Hippokrates*, schließt mit *Schönlein* und hebt mehr die allgemeinsten Ansichten, wie sie gang und gebe waren, heraus. Diese Art der Bearbeitung solches Gegenstan-

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band*.

des ist denn freylich sehr ungenügend, da dem Wechselfieber selbst eine mehr welthistorische Bedeutung, namentlich in seinem Verhältnisse zu den höheren Krankheitsformen der Art, zugestanden werden muß, und sohin die Epidemiegeschichte hier am Orte gewesen wäre. Was der Vf. unter „Begriff“ sagt, hätte füglich wegbleiben dürfen, da ja, wie er selbst schon oft bemerkt hat, Krankheitsprocesse nicht definiert werden können. Unter „*Synonyma*“ rechtfertigt er die Wahl seiner Benennung „Typhosen“, die aber, sofern ein specifischer Krankheitsproceß mit Typizität damit gemeint ist, eben so wenig richtig ist, da ja das Gesetz der bestimmten Periodicität für eben diesen specifischen Krankheitsproceß nicht allein gegeben ist. (Vgl. u. a. *de Neufville Diss. de indole morborum periodica ex labe qualicumque viscerum hypochondriacorum derivanda. Gottingae 1784*; dann noch *Gaab D. de morbis periodicis. Tubingae 1783* und *Duncker de typo morborum. Gottingae 1789*.)

Wichtiger sind des Vfs. Untersuchungen über „*Actiologie*“. Sofern die Menschen von je und allezeit durch das Gangliensystem unter tellurischem Einflusse stehen, und von der steten tellurischen Metamorphose allgemeine Gesundheit und Krankheit (im weitesten Sinne) abhängen, sind wir auch alle diesem Krankheitsproceß, jedoch gradweise nach unserer Individualität, zugänglich, und diese Individualität wird im Allgemeinen bedingt von der Constitution überhaupt, von Geschlecht, Alter, Heimath und Wechsel des Aufenthalts, von den physiologischen Verrichtungen und deren Praevalenz, von bereits überstandenen Wechselfiebern, vorhandenen anderen Krankheiten und von der Lebensweise, welche Momente einzeln gewürdigt werden. Die Krankheitsursache selbst bezeichnet der Vf. als primäre, traditionelle und contagiose Genesis und dann als Entwicklung aus anderen Krankheiten, was wir näher betrachten wollen.

Anlangend die primäre Genesis, so kömmt hier, wie sich von selbst versteht, das Wechselfiebermiasma im Allgemeinen Sumpfmiasma genannt, zur Sprache. Man hat sich schon viel bemüht, der materiellen Seite der Miasmen auf die Spur zu kommen, und durch die bekannten Versuche *Moscatti's* und Anderer glaubte man zum Ziele gekommen zu seyn, was aber vom Vf. recht schön widerlegt wird. *L. G. Wagner*, (über das epidemische Scharlachfieber von 1782 — 83 im Frankfurter medic. Wochenblatte, XXIII Stück, 1782) sagt: „Es ist nur ein einziger allgemeiner Urstoff, der durch verschiedene Modificationen zu dieser oder jener Epidemie specificirt wird.“ Hiemit stimmen denn die Resultate der angestellten Untersuchungen genau überein. (Vgl. *Neumann*, Das Anabain und Zusatz von Dr. *Jahn* in *Hohnbaum's* und *Jahn's* medic. Conversationsblatte, 1830, No. 48; dann *Jahn*, Winke zur Erforschung des Contagiums und des Miasma der Cholera. Ebendaf. 1832, No. 1.) Auch *Hirschel* (Briefe über Gegenstände aus dem Gebiete der AW. 1769) spricht sich in verwandtem Sinne hierüber aus: „Vielleicht sind die epidemischen Gifte nicht so weit von einander unterschieden, sondern alles kömmt auf die Beschaffenheit der Luft und der Säfte der Einwohner an, wodurch das epidemische Gift auf verschiedene Art ausbricht.“ Es liegt hierin viel Wahres; nur müssen wir unter Luft die tellurische Atmosphäre verstehen, und dann stimmt auch *Eisenmann* damit überein, wenn er nachweist, daß stagnirende Gewässer einen Thongrund zur Erzeugung des Wechselfiebermiasma nöthig haben, daß Torf- und Sand-Grund selbiges ausschließen, daß die stagnirenden salzigen Gewässer weit mehr es begünstigen, als die süßen, daß aber auch ohne diese das Miasma sich entwickelt. Inletzter Hinsicht möchte die Möglichkeit zur genauen Bestimmung der Grenzen der Wechselfieber gegeben seyn, wenn die orognostischen Untersuchungen weiter gediehen wären, und die Epidemien auch hiernach erwogen würden. *A. Hoffmann* hat z. B. „Grundlinien zu einer Geschichte des Fränkischen Keupergebirges im mittleren Maingebiete“ (Würzburg 1835) gegeben; würde man hiernach die geographische Verbreitung der Wechselfieber vom Jahre 1803 etwa (nach *Horsch* Topographie der Stadt Würzburg) und nach *Eisenmann* von den Jahren 1825 — 27 zu ermitteln suchen, so wäre allerdings, wenigstens approximativ, die Wahrheit des

Gefagten zu begründen und festzustellen, wenn die Aerzte in dieser Art der Untersuchung zusammenwirken. Daß die Electricität das Agens im Miasma ist, haben wir bereits früher (vgl. Jen. A. L. Z. 1832) erwähnt, und stimmen hierin mit *Eisenmann* sofern nicht überein, als wir die Hauptrolle dabey dem Tellurismus zuschreiben, und unser Vf. der Luftpolelectricität. Daß es nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, hierüber noch Licht zu bekommen, wollen wir hoffen, aber nicht von *denen* Naturforschern, die unser Vf. vergebens darum gebeten. Nur mag das Wie im tieferen Dunkel bleiben, wenn uns nicht weitere Fortschritte der Physik und der Orognozie heraus helfen. Die physikalischen Apparate, wie wir sie haben und noch bekommen, müssen in der Natur gegeben seyn, und so auch die tellurischen electro-galvanomagnetischen in der Orognozie. Im Uebrigen hat der Vf. das Miasma mit vieler Umsicht abgehandelt. Daß es zur Einwirkung desselben auf den Organismus der vermittelnden Momente bedarf, die nämlich dessen Reactionskraft schon so in Anspruch genommen haben, daß der gehörige Grad von Renitenz gegen das einwirkende Miasma nicht mehr statt finden kann, liegt in dem allgemeinen Verhältnisse des Organismus zur Außenwelt. Was von einer traditionellen Genesis gesagt wird, nämlich der unmittelbaren Uebertragung einer Krankheit von der schwangeren Mutter auf den Fötus oder von der säugenden Mutter auf den Säugling, ohne Vermittelung eines Contagiums, dürfte wohl auch als eine psychische Uebertragung zu betrachten, und insofern ihr auch eine weitere Macht auf Erwachsene einzuräumen seyn. Wie der Anblick eines epileptischen Paroxysmus im Waisenhaufe zu Leyden diese Krankheit auch bey den anwesenden Kindern hervorrief, so giebt es auch eine psychische Ansteckung bey dem Wechselfieber. Eine eigentliche Contagion bey unserer Krankheit statuirt unser Vf. mit Recht nicht. Was uns aber besonders wichtig erscheinen muß, die Entwicklung aus anderen Krankheiten, diese hat der Vf. am wenigsten hier gewürdigt. Wir hätten sehr eine Zusammenstellung der höheren bezüglichen Fälle gewünscht, da diese gewis sehr viel zur genaueren Kenntniß dieses Krankheitsprocesses und anderer beytragen müssen. *Poupart* (*Traité des dartres. Paris 1782*) erzählt z. B. den interessanten Fall von verschieden typischem Intermittens nach Krätze, darauf folgenden

Flechten, diesen nachfolgendem anhaltendem, zur Fäulnis sich neigendem Fieber und hierauf wieder zum Vortheile kommenden Flechten. Fälle dieser Art leuchten der Pathogenie mehr, als alle herumfappelnde Speculation. Ueberhaupt wäre es wichtig, dieses Capitel monographisch zu bearbeiten. *Neufville*, dann *Moron* haben schon eine ziemliche Zahl hieher gehöriger Fälle.

Die *Nosologie* beginnt der Vf. mit deren historischer Entwicklung. Bey *L. W. Sachs* ist dessen Schrift: Die China und die Krankheiten, welche sie heilt, abgedruckt aus der Arzneimittellehre, nicht erwähnt. Bey Anführung der *Schönlein'schen* Meinung (Affection der peripherischen Gangliennerven) haben wir zu bemerken, dafs, wenn wir uns anders recht erinnern, diese dahin lautete, dafs eine Form (die *benigne*) von der peripherischen (Präsumtion einer Hautgangliennervenprovinz?), die andere (*maligne*) von den Gefäfsgangliennerven ausging, welche letzte *Mahlmeister* allein nennt, wie der Vf. die erste. Ferner vermiffen wir *Jahn's* Ansicht, nach welcher das Wechselfieber ein Cyanosenfieber ist (vergl. dessen *Naturheilkraft*. 1831). Betreffend die Periodicität, so wäre hier im Allgemeinen, wie im Besonderen anzuwenden, was *Jahn* (Phyfiatrik, Bd. 1. § 103 — 113) über den Typus der Krankheit sagt. Als Krankheit des Gangliensystems wird das Wechselfieber nicht mehr bestritten, und das Gangliensystem eben so wenig als Dirigent des vegetativen Lebens. Nun hat aber alle lebendige Thätigkeit ihre Pausen und Steigerungen, folglich auch zunächst aller Lebensprocefs im Ganglienbereiche, der gesunde wie der kranke, und es ist diese Periodicität darum das Hauptmerkmal aller Ganglienthätigkeit. Irrig beurtheilt hiernach der Vf. ein Wechselfieber bey Phthifen, bey Syphilis, die er als Beyspiel anführt, dafs man nicht jedes Wechselfieber als eine Neurose betrachten dürfe, als wenn jede Neurose eine Krankheit seyn müfste, und nicht auch eine *reactionäre* Bedeutung haben könnte, indem ja die Reaction so gut, als die Krankheit, ihren Typus hat, und, wo dieser nicht ausgeprägt ist, auf eine gröfsere In- und Extensität auf beiden Seiten oder auf einer von beiden geschlossen werden darf, und dahin oft auch zu beziehen, was der Vf. selbst von einem anhaltenden Typus des Wechselfiebers sagt. Wenn er übrigens hieraus, wie aus den Folgen der vorgeschrittenen Wechselfieber, das Neurotische derselben wegemonstriren will, so dürfte er unserer An-

sicht nach irren, indem die neurotische Bedeutung einer Krankheit im Gangliensysteme eine andere ist, als die einer Krankheit im trigeminus z. B. oder einer psychischen Neurose. Man verliere dessen hohe Bedeutung für das vegetative Leben nicht aus dem Auge; die nahe Möglichkeit vegetativer Aberrationen liegt vor uns, obwohl das Neurotische immer im Vordergrund steht, wenn wir auch alle Krankheitsproceffe des Gangliensystems perlustriren. Was der Vf. ferner gegen die Oertlichkeit der Krankheit beanstandet, fällt dadurch weg, dafs, wie die Cerebralnerven verschiedene Provinzen bilden, so auch bey dem Gangliensysteme es der Fall ist, daher sich die Zweifel über die eigenthümlichen Körperchen in der Milz und Leber wohl leicht lösen dürften, und die Folgekrankheiten der Wechselfieber in diesen Organen klar werden, ohne deren Oertlichkeit zu beeinträchtigen.

Nach diesen Vorbemerkungen glauben wir uns bey des Vfs. Demonstration des typhösen Krankheitsprocesses kürzer fassen zu können. Wie er als Glied der Kette der epidemischen Ganglienkrankheiten zu betrachten, wie eben darin ein Affinitätsverhältnifs zu den übrigen Gliedern der Kette begründet ist, Alles dies ist schon vielfach besprochen, aber weder hier, noch sonst wo, so durchgeführt, wie wir es wünschten. Es gehört dazu eine *Pathologia generalis, specialis, specialior* und *specialissima*, die Physiologie des Gangliensystems aber dabey nicht zu vergessen, und eine ganz geschickte Feder eines grofsen und scharfen Beobachters. Unser Vf. wäre wohl dazu der Mann, aber ihm entspricht leider! nicht seine Lage. Freye Naturanschauung und Gefängniswandbetrachtung, welcher himmelweiter Abstand! Er unterscheidet, wie wir bereits wissen, die plastische und die reactive Seite des Krankheitsprocesses. Die Betrachtung jener beginnt er also: „Jene Kräfte, die ich bey der Aetiologie als Miasmen bezeichnet habe, gelangen durch die Respirationsorgane, zum Theil wohl auch durch die äufsere Haut, in das Blut, und mit diesem in die Capillarität. Hier bringen sie in jenen Gangliennerven, welche mit dem Blute die Capillarität bilden, eine krankhafte Stimmung und sohin eine Anomalie in den Functionen derselben vor.“ Zunächst müssen wir hier fragen, wie und auf welchem Wege wirkt die Electricität auf uns? Haben wir zu ihrer Einwirkung der Haut- oder Lungen-Respiration nöthig? Sind dies die Perceptionswege des Gangliensystems, oder giebt es überhaupt deren wel-

che? Haben Kräfte zu ihrem Uebergange auf andere Körper einen materiellen Weg nöthig, namentlich bey solchen Körpern, welche bey aller Integrität selbst von solchen Kräften wesentlich abhängen? Bestimmt sich die Thätigkeit des Gangliensystems je selbst, oder wird sie schon nach der Bedeutung der steten Metamorphose stets von Außen bestimmt? Diese und noch andere mehrere Fragen dürften hinreichen, den Vf. mit seiner oben aufgestellten Behauptung in Verlegenheit zu bringen, und uns nicht anzulocken, der Natur mit unseren Erklärungsversuchen zu nahe zu Leibe zu rücken, und ihr eine Illusion abzudringen. Was die Vegetation im Allgemeinen bestimmt, bestimmt auch das vegetative Leben des thierischen Organismus. Haben wir nicht Beyspiele genug, das Miswachs in der Landwirthschaft und Epidemien zusammengetroffen sind? So wie aber die Einzelleben vom Totalleben isolirt sind, so auch diese bestimmende Kraft von der allgemeinen, immer aber von dieser bestimmt in quantitativer und qualitativer Beziehung und eben so bestimmend. Da aber die bestimmende Eigenschaft auch Bestimmbares voraussetzt, und je nach dessen quantitativem Verhältnisse diese auch mehr centralisirt seyn muß, so ist gar nicht abzusehen, warum nicht das Gangliensystem das Centralisierungsorgan, nach seiner Lage und Ausbreitung, allein seyn, und warum das Blut diese Herrschaft mit ihm theilen soll, zumal da ja das Blut als Bethätigtes die nächste Rolle nach der Perception und Affection des Gangliensystems im Vegetationsproceß zu spielen hat. Nach diesen Andeutungen, sowie nach früheren bey des Vfs. vegetativen Krankheiten (vgl. Jen. A. L. Z. 1840, E. B. N. 59) wird obige Erklärungsweise widerlegt seyn. Nehmen wir hiezu noch, das nach den verschiedenen Ganglienprovinzen ohnehin schon, den verschiedenen organischen Functionen entsprechend, auch verschiedene Modificationen der vegetativen Lebenskraft gegeben sind, und bedenken wir die verschiedenen Modificationen der tellurischen Electricität, so wird auch klar, wie sich der Wechsel der Oertlichkeit bey Epidemien nach diesen Modificationen richtet, indem dieselben normal schon im Organismus ihre Oertlichkeit haben, aber durch die äußeren Modificationen eine + oder — excessive Richtung bekommen. So und nicht anders können die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Epidemien bedingt seyn, worüber fernere Erfahrungen den noch

mangelnden Nachweis liefern werden. Der Haupteinwurf gegen unfers Vfs. Theorie werden wir hiemit gemacht haben, und wenn er weiter folgert, das in der Capillarität anomale Stoffe nach der angegebenen Weise gebildet werden, die daraus in's Blut übergehen und dieses verändern, so können wir nach unserer aufgestellten Ansicht auch hierin nicht mit ihm übereinstimmen, indem ja die Blutbildung, zum Vegetationsproceß gehörig, unter dem Ganglieneinflusse steht, sohin verändert da vor sich geht; wo die Modification des Vegetationsprocesses statt gefunden; und je nach der Dignität des in seinen Verrichtungen modificirten Organs in seinem Verhältnisse zum Organismus wird dann die Gesamtblutmasse der mehr oder minder stärkeren Einwirkung der örtlichen ausgesetzt. Ueber die Veränderungen des Blutes selbst, die dasselbe unter den erwähnten Einflüssen erleidet, wissen wir so viel und so wenig Specielles, als über die Einflüsse. Haben wir diese als electriche Modificationen bezeichnet, so sind damit die Verwandtschaftsverhältnisse der Electricität zum Galvanismus und Magnetismus, als eben so modificirt mitwirkend, nicht mit ausgeschlossen, da sie sogar es sind, deren genauere Kenntniß uns noch abgeht, und die darum unsere Untersuchungen in diesem Betreffe erschweren müssen. Was der Vf. sonst über die plastische Seite des typischen Krankheitsprocesses sagt, zeugt von seiner bekannten großen Umsicht, mit der er im Gebiete der Krankheitsforschung zu Werke geht, und eben so ist auch die reactive Seite behandelt. Sehr genau sind die Merkwürdigkeiten des Fiebertypus, deren keine andere Krankheit so viele darbietet, verzeichnet. Die Ursache davon haben wir oben schon berührt, und der Vf. stimmt im Wesentlichen damit überein, mit dem Unterschiede, das er der Periodicität der anomalen Stoffbildung die Ursache des Fiebertypus zuschiebt, während doch selbst der normale Stoffbildungsproceß auch seine Periodicität hält, und nicht selten febril sich äußert. Wir erinnern dabey an das sogenannte Ochsenfieber nach dem Mittagmahle. Die örtliche Reaction geht vom Gefäße (Stase) und vom Nerven (Neurose und Narcose) aus. Des Vfs. Ansicht hierüber haben wir bey seinen vegetativen Krankheiten kennen gelernt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 4 1.

M E D I C I N.

ZÜRICH, b. Meyer u. Zeller (vormals Ziegler u. Söhne):
Die Krankheits-Familie Typhosis (Wechselkrankheiten) beschrieben von Dr. Eisenmann u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nach dem, was wir oben über das Verhältniß der Wechselfieber zu anderen Krankheiten schon angedeutet, muß es ein weit verzweigtes seyn, da, so zu sagen, fast alle Krankheiten vegetative sind, sohin in das Bereich des Gangliensystems gehören. Der Vf. hat eine Zusammenstellung hierüber versucht; manchmal jedoch dürften wir uns in Verlegenheit befinden, das primäre und secundäre dabey richtig zu unterscheiden. Diese Verhältnisse selbst sind darum verschiedenartig, und der Vf. distinguirt Combinationen, Complicationen, Associationen und Exclusionen. Was damit gesagt seyn soll, wird auf den ersten Blick verständlich seyn. Die Verbreitung im Thierreiche betreffend, so ist darüber wohl kein Zweifel, und wir setzen nur Eins hinzu. Wir haben nämlich 1835 im Herbste bis zum Frühlinge in der Würtemberg'schen Taubergegend den Abdominaltyphus öfter beobachtet, und zur selben Zeit auch Lungentuberkeln bey Hasen. Sollen diese sich nicht aus Intermitteis entwickelt haben, da bey Menschen und Thieren nicht gerade gleichzeitig gleichartige Krankheiten vorkommen, sondern in der Regel nur verwandte? — Auch was über Heimath und Vorkommen der Typhosen gesagt wird, ist sehr beyfallswerth, und darauf folgen dann die Krankheitsbilder, Dauer der Krankheit, Ausgänge, Necropsie, Diagnose, Prognose und Therapie, diese von S. 203 bis 345, also gewiß Alles, was noch darüber gesagt und gethan wurde.

Wir kommen nun zum speciellen Theile, und zählen die Krankheitsformen auf, wie sie der Vf. giebt. Sie zerfallen in drey Reihen, vasculose und neurose
J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

Typosen und typose Cachexieen. Die erste Reihe bildet sieben Gruppen nebst einem Anhang. I) *Typhosen des Cerebro-Spinal-Systems.* 1) *Ophthalmotyphosis, i. q. Ophthalmia intermittens.* 2) *Kephalotyphosis* mit 9 Arten, auch Cerebralintermittentes genannt. 3) *Myelotyphosis* mit 3 Arten, die Rückenmarksintermittentes. 4) *Ischiotyphosis, i. q. intermitt. Ischiadik.* 5) *Arthrototyphosis, auch Intermittens arthritica.* II) *Typhosen der Respirationsorgane.* 1) *Rhinotyphosis, i. q. Coryza interm.* 2) *Tracheotyphosis, interm. Croup.* 3) *Pneumotyphosis i. q. febris interm. catarrh. und Pneumonia interm.* III) *Typhosen des Circulationsystems.* 1) *Cardiotyphosis, interm. Ohnmacht.* 2) *Angiotyphosis, in Gefäßwandungen, besonders der Venen haftend, noch problematisch.* IV) *Typhosen des Reproductionsystems.* 1) *Stomatotyphosis, interm. Salivation.* 2) *Isthmotyphosis, interm. Angina* mit 3 Arten. 3) *Gastrototyphosis* mit 5 Arten, das häufigst vorkommende Wechselfieber. 4) *Ileo-typhosis, interm. Kolik und Diarrhöe, mit 5 Arten.* 5) *Colotyphosis, interm. Ruhr, mit 4 Arten.* 6) *Typhosis cholericæ, interm. Cholera, mit 4 Arten.* V) *Typhosen des uropoëtischen Systems.* 1) *Nephro- und 2) Cystotyphosis, interm. Nieren- und Blasen-Leiden.* VI) *Typhosen des Genitalsystems.* 1) *Metrotyphosis vulgaris, interm. Hysterie.* 2) *Metrotyphosis puerperarum, interm. Kindbettfieber* mit 4 Arten. VII) *Typhosen des Hautsystems.* 1) *Dermatotyphosis, f. Intermittens exanthematica, das Erythem, Pseudoerysipelas, Urticaria, Petechien, Friesel, Pemphigus, ein blatterähnliches Exanthem und eine Art Phthiriasis* sind die einzelnen Formen. 2) *Telotyphosis, eine Art Phlegmasia alba dolens.* 3) *Traumatotyphosis, die febris interm. traumatica.* Der Anhang enthält die *intermittirenden Blutungen* aus der Nase, den Lungen, das Blutbrechen, die blutige Diarrhöe, das Blutharnen und den Gebärmutterblutfluß.

Die zweyte Reihe bildet fünf Gruppen. I) *Neurosen der Sinnesorgane.* Die *Amaurose* steht hier als

einzig Gattung. *Meissen (Diff. de auditus diminutione et abolitione. Berol. 1825)* führt S. 23 auch eine *Surditas intermittens*, von *Lanzoni* beobachtet, an, und *Ohlhauth (D. de organi acustici vitii ac morbis. Wirceb. 1829)* erwähnt ihrer S. 55. II) *Neurosen des Gehirns*. 1) *Kephalalgia*, 2) *Phrenesia*, 3) *Lethargus*, 4) *Apoplexia*, 5) *Epilepsia*, 6) *Catalepsia intermittens*. III) *Neurosen der Empfindungsnerven*. 1) *Neuralgia intermittens trigemini*, a) *oculi*, b) *supraorbitalis*, c) *dentalis*, d) *infraorbitalis*, e) *facialis*, f) *auris*. 2) *N. brachialis*; 3) *N. ischiadica*; 4) *N. peronealis*; 5) *N. cruralis*; 6) *N. coeliaca*; 7) *Anaesthesia intermittens*. IV) *Neurosen der Bewegungsnerven*. 1) *Tetanus*; 2) *Rigor oculi*; 3) *Rigor colli et nuchae*; 4) *Scelotyppe (Veitstanz)*; 5) *Paralyfis intermittens*. V) *Neurosen der Brustnerven*. *Asthma intermittens*.

Die chronischen Krankheitsformen, welche das Wechselfieber-Miasma nach längerer Einwirkung erzeugt, führt der Vf. in der dritten Reihe auf. Dafs sie noch zu wenig erforscht, ist zu bedauern, und darum auch des Vfs. Darstellung nur unvollständig. Vorzüglich drey Hauptformen werden angeführt: 1) Die *Typofis vulgaris* in den Schleimhäuten des Auges, der Lungen und des Darmkanals, in der Milz, in den serösen Häuten, auf der äufseren Haut; 2) Eine *Typofis scorbutica* und 3) eine *Anhaemia typofis*. Wünschenswerth wäre gewesen, wenn der Vf. hier die Chinafieber angereiht hätte, welche zur Intermittensfieber oder Cachexie sich verhält wie die Quecksilberfieber zur Syphilis. Von diesem Gesichtspuncte aus bearbeitet würde dieses Capitel eine etwas andere Gestalt bekommen haben; auch wäre bey der Behandlung keine Rede von der China gewesen.

So sehen wir den Intermittensprocefs wie eine der grössten Wucherpflanzen vor uns, und kein anderer Krankheitsprocefs spricht so deutlich für unsere aufgestellte Behauptung als dieser: dafs nämlich Krankheiten des Gangliensystems zwar diese primär afficiren, von ihm aber auf jeden Theil des Organismus überwiesen werden können, ohne aber als rein örtlich vom primär ergriffenen Centrum abgeschnitten zu seyn, was von grosfer Wichtigkeit für den Heilplan ist. Jammersehade, dafs unserem Vf. als einem so genialen Krankheitsforscher die eigene Beobachtung zu sehr abgeht.

Bfs.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) DRESDEN, b. Blochmann: *Sendschreiben des Königlich Sächsischen Alterthums-Vereins an die Freunde kirchlicher Alterthümer*. Mit 4 lithograph. Blättern. 1840. 44 S. 8. (8 Gr.)
- 2) ALTENBURG, in der Hofbuchdruckerey: *Statuten der geschichts- und alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes*. 1839. 8. 8 S.
- 3) Ebendasselbst: *Erster und zweyter Bericht über das Bestehen und Wirken der geschichts- und alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes in den Jahren 1840 und 1841*, erstattet vom Geschäftsführer und Sekretär der Gesellschaft Dr. *Karl Back*, Landesregierungs- und Confistorial-Rath zu Altenburg. 94 S. 8.

Alterthumsvereine, wie sie in neuerer Zeit fast in allen Gauen Deutschlands entstanden sind, haben vorzüglich drey Zwecke: zunächst Geschichtsforschung, namentlich specielle, zu fördern, durch welche die allgemeine bedingt wird; dann alterthümliche Gegenstände aller Art zu sammeln, damit sie nicht vereinzelt oder verloren gehen, und in einem passenden Locale zur Vergleichung und Belehrung aufzustellen; und endlich, wenn die Kräfte erstarken, alte Baudenkmale zu erhalten und wieder herzustellen.

Diesen letzten Zweck hat insbesondere der *Königl. Sächs. Alterthumsverein* zu Dresden im Auge, nachdem er sich seit einigen Jahren mit der *Gesellschaft der Sächs. Alterthumsfreunde* daselbst vereinigt hat, indem er das oben genannte *Sendschreiben* an die *Freunde kirchlicher Alterthümer* im Königreich Sachsen erliess. Schon hat dieser Verein, nachdem jene Gesellschaft beygetreten war und sich völlig mit ihm vereinigt hatte, aufser was durch seine Vermittelung bey dem Dome zu Freyburg geschehen ist, Restaurationen im Geiste alterthümlicher Kunst in den Kirchen zu Zwickau, Glaslütte, Leuben, Langenhennersdorf, Boritz, Buchholz und anderen auf seine Kosten veranstaltet, oder wenigstens begonnen, nicht, um eigene Sammlungen dadurch zu bereichern, sondern um jene Denkmäler am Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung zu erhalten, den Sinn für Kunst und Alterthümer im Vaterlande zu erregen und für ihn zu wirken.

Da aber schon viele Beyträge zu einer Kunststatistik Sachsens vorhanden sind, und um die übrigen Denkmäler kirchlicher Baukunst und kirchliche Alter-

thümer im Lande kennen zu lernen, fordert der Verein in diesem Sendschreiben alle Freunde kirchlicher Alterthümer und namentlich die Geistlichen des Landes auf, denen er dieses Schriftchen hat zukommen lassen, nach Anleitung desselben eine genaue Beschreibung ihrer Kirchen und deren Inhaltes zu liefern.

Die zu diesem Behufe gegebenen Andeutungen entsprechen ganz ihrem Zwecke, und die hinzugefügten architektonischen Zeichnungen machen das Angedeutete erst recht anschaulich, so dafs alle, denen Hülfsmittel nicht zu Gebote stehen, sich über den Baustil zu verschiedenen Zeiten zu unterrichten, in diesem Schriftchen erwünschte Auskunft finden werden; es ist eine kurze Anweisung, wie alte Bauwerke geprüft und beurtheilt werden müssen.

Es werden in Beziehung auf den Baustil drey Hauptformen angenommen, die aber in den Uebergangsperioden sich oft vermischen. Zuerst der *Rundbogenbaustil*, in Deutschland seit Carl dem Grofsen bis bis zur Mitte des 13. Jahrhundert vorherrschend, welcher der *Byzantinische*, auch der *vorgothische* Baustil genannt wird, dem die erste Tafel mit 24 Zeichnungen gewidmet ist. Ein Zeuge dieser Bauart ist unter andern, wie S. 9 erwähnt wird, die *Capelle auf der Wartburg* bey Eisenach, welcher Burg seit 1839 neue Aufmerksamkeit zugewandt wird. Dann der *Spitzbogenstil*, welcher bis in das 16. Jahrhundert hinreicht, auch der *Gothische*, richtiger der *Germanische* Baustil genannt, dem die zweyte Tafel mit 19 Zeichnungen gewidmet ist. Endlich der *Stil der wieder aufgenommenen Antike*, die s. g. *Renoissance*, eine Nachahmung der Römischen Bauwerke, dem die dritte Tafel mit 18 Zeichnungen gewidmet ist.

Um die oft sehr dunkelen Inschriften auf Glocken, Grabsteinen, Taufbecken u. s. w. zu entziffern, sind auf einer vierten Tafel die s. g. grofsen und kleinen Buchstaben in alter Mönchschrift, sowie die Zeichen für die Zahlen und die Arabischen Ziffern, beygefügt. Nur wäre zu wünschen gewesen, dafs auch einige Abbreviaturen, z. B. für *us, pro, per, prae* u. s. w. erklärt worden wären.

Die Umschriften auf den alten Taufbecken zu entziffern, wird die meisten Schwierigkeiten verursachen, dergleichen, wie Seite 34 erwähnt wird, zu *Medingen* und *Zehista* sind, und wie Rec. eins zu *Schreibitz* bey Oschatz mit neun verschiedenen, mehrmals wiederkehrenden Schriftzeichen gesehen hat.

Möchte doch in jedem Deutschen Lande mit solchem Eifer für Erhaltung und Wiederherstellung alter Baudenkmale in gewisser alterthümlicher Kunst gewirkt werden!

Dafs im J. 1839 in *Altenburg* ein neuer Alterthumsverein entstanden ist, der sich den 29 Alterthumsvereinen in Deutschland, wie sie im *Convers. Lex. der Gegenwart* (Lpz. Brockhaus 1838. 1s Heft S. 130) aufgeführt werden, als der dreyfsigste würdig anreihet, davon zeugen die oben unter Nr. 2 genannten *Statuten*, nach welchen diese geschichts- und alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes, die ihren Sitz in Altenburg hat, „ein freyer Verein von Männern ist, welche sich die Erforschung der vaterländischen Geschichte und Alterthümer und die Sorge für Erhaltung und Aufbewahrung der darauf bezüglichen Denkmäler zur Aufgabe gestellt haben.“

Die übrigen Bestimmungen sind der Art, dafs sie einen erwünschten Erfolg versprechen, und stimmen im Allgemeinen mit dem überein, was *Ludwig Bechstein* in seinem Werke: *Wanderungen durch Thüringen* (Leipz. S. 32) über die Alterthumsvereine in Deutschland überhaupt sagt: „Die zahlreichen historischen Vereine Deutschlands, welchen partiellen Namen sie immer führen mögen, haben alle den gleichen löblichen Doppelzweck: *Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Geschichte und Erhaltung der Geschichtsdenkmäler.*“

„Den wahren wissenschaftlichen Nutzen der ersten Beziehung können nur die verneinen, welche aus gewissen Motiven das Kind mit dem Bade ausschütten, und gar keine Geschichte mehr gelten lassen wollen, und die zweyte Beziehung kann nur rohe Barbarey tadeln; denn in ihren weiten Bereich gehören alle Schätze des Kunstfleisses der Vorfahren, und viele von ihnen werden da zur Geschichtsquelle, wo Schrift oder Urkunden schweigen oder ganz fehlen. Nicht um zu sammeln, sammeln die Vereine, sondern um an und von dem Gesammelten zu lernen, und hier gewinnt selbst ein anscheinend geringfügiger Gegenstand Werth und Bedeutung.“

Der unter Nr. 3 aufgeführte *erste* und *zweyte Bericht* giebt nähere Auskunft, was bis jetzt dieser Verein geleistet hat, dessen Protectorat der *Herzog von S. Altenburg* nicht nur gern angenommen, sondern ihm auch seine Theilnahme, wenn sich ihm irgend die Füglichkeit darbietet, zusichert.

Aus diesen Berichten geht hervor, dafs von dem nun verstorbenen General-Superintendenten *Hefekiel* zu Altenburg auf dem Rathhausarchive daselbst noch nicht mitgetheilte Briefe von *Luther* (der älteste vom 17. Apr. 1522), *Melanchthon*, *Spalatin* u. a., meistens von dem Stadtrath daselbst aufgefunden worden sind, welche beweisen, wie doch so mancher Brief von jenen Reformatoren, so sehr man ihnen auch nachgespürt hat, namentlich in Stadtrathsarchiven verborgen liegt.

Derselbe hat ferner eine von *Spalatin* geführte, mit Inschriften und Randbemerkungen desselben versehene *Bibel* ebendasselbst aufgefunden, die nicht minder merkwürdig ist.

Von den Alterthümern, welche der Verein erhalten hat, wollen wir nur den *Burgpfennig* von *Orlamünde* und die nahe der alten Sorbenburg bey Saalfeld gefundene ächte *Framea* erwähnen.

Dieser Doppelbericht hat 13 Beyfugen, welche einige in den Zusammenkünften mitgetheilte Vorträge, so wie einige Urkunden, vor Allem die Gründung des St. Georgenstifts auf dem Schlosse zu Altenburg betreffend, enthalten.

In Beziehung auf die Bemerkung Seite 16, dafs das in der Urkunde vom J. 1278 erwähnte Dorf *Lotfchen* (*Lotfecn*) im Amtsbezirke Roda liege, glaubt vielmehr Rec., dafs es das vermuthlich von den Hufsitzen zerstörte Dorf *Lutfschen* zwischen Löberschütz und Graitzschen im Amtsbezirke Thalbürgel sey, zumal das Kloster Lausnitz ganz in der Nähe die Dörfer *Löberschütz* und *Jenalöbnitz* besafs, und nicht bekannt ist, dafs *Lotfchen* bey Roda dem Kloster Lausnitz gehört habe.

Die Güter dieses Dorfes nämlich sollten nach dem *Recht der Franken*, wie es in den Landen der Hn. von Lobdeburg gelte, beurtheilt werden, über welchen Gegenstand der Herausgeber, Hr. Dr. *Back*, am 18 Nov. 1840 einen Vortrag gehalten hat, der aber in den Beyfugen nicht mitgetheilt ist.

Bey dieser Gelegenheit kann Rec. nicht unterlassen, zu erwähnen, wie wünschenswerth es sey, wenn auch in Thüringen, und namentlich im Großherzogthum S. Weimar-Eisenach, ein solcher Verein bestünde, der die Zwecke zu erreichen suchte, welchen die meisten Alterthumsvereine Deutschlands vor Augen haben.

Hinreichende Veranlassung bietet sich allenthalben dazu da. So manche Urkunde liegt noch in den Ar-

chiven der Aemter und Stadträthe verborgen, die nicht wenig zur Aufhellung der speciellen Geschichte Sachsens beytragen würde, während sie so unbeachtet vermodert oder verschleudert wird. Und gewifs ist die Idee nicht unausführbar, die der verstorbene Großherzog Carl August hatte, deren Ausführung aber wegen anderer Schwierigkeiten unterblieb, die Urkunden der verschiedenen Sächsischen Archive des Gesamthauses Sachsen chronologisch herauszugeben.

Was den zweyten zu Anfang angedeuteten Zweck der Alterthumsvereine betrifft, alterthümliche Gegenstände zu sammeln, so ist es so oft der Fall, dafs sie häufig in die Hände derer gerathen, die ihren Werth nicht zu beurtheilen verstehen, und durch sie verloren gehen.

So wurden vor ungefähr 20 Jahren eine große Anzahl Brakteaten bey Rothenstein gefunden, welche bis auf 6 bis 8 in den Schmelztiegel eines Jenaischen Goldschmids gerathen sind. Die wenigen geretteten Münzen lassen aber sehr bedauern, dafs die übrigen nicht erhalten worden sind, da sie für die alte Münzkunde der Gegend von Jena von großem Werth sind. Vor ungefähr 10 Jahren fand ein Bürger von Remda einen Flamburg, geflammtes Schwert, in einer benachbarten Burg. Ohne auf den seltenen Werth zu achten, ließ er sich, da es von gutem Stahl war, ein nutzbares Instrument daraus machen.

Was endlich den dritten Zweck betrifft, alte Baudenkmäler in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erhalten und wo möglich wieder herzustellen, so wäre gewifs eines solchen Vereins dankenswerthe Aufgabe gewesen, den alten *Fuchsthurm* bey Jena bey seinem Ausbau in seiner alterthümlichen Gestalt und mit freyer Umsicht auf seiner Zinne zu erhalten, und nicht durch ein darauf gesetztes Häuschen zu modernisiren, wobey das Gewölbe in demselben durchgebrochen wurde, welches Prof. *Wiedeburg* bey dem Ausbau des Thurmes im J. 1784 mit allem Fleiß zu erhalten suchte (S. dessen Nachr. v. Fuchsthurm. S. 61). Und noch könnte ein solcher Verein bey Wiederherstellung des alten bekannten, seiner völligen Zerstörung entgegengehenden Wandgemäldes in der Ziegenhainer Kirche sich wirksam beweisen, wie denn eine Abtheilung des Alterthumsvereins in Dresden unter *von Quandt's* Leitung das Altargemälde in der Kirche zu Zwickau wiederherstellen liefs.

D. D.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1841.

P A T R I S T I K.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Das Sendschreiben des Apostels Barnabas*, auf's Neue untersucht, überfetzt und erklärt von Dr. Carl Joseph Hefele, aufs. Prof. an der kathol. theol. Facultät in Tübingen. 1840. X u. 267 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 ggl.)

Der durch seine zu Tübingen 1839 erschienene Ausgabe der PP. Ap. bekannte Vf. war gewiss am ersten befugt, die gegenwärtige Monographie über den Brief des Barnabas zu liefern, zumal wenn man hiermit die Aeußerungen in der Vorrede des zu beurtheilenden Werkes vergleichen will, welche ein rühmliches Zeugniß von mannichfachen und ernstlichen Vorstudien ablegen. Wir wollen nun erst den Inhalt des Buches angeben, und dann hervorheben, was wir besonders näher zu besprechen gedenken. Einleitung, Biographie des Apostels Barnabas, S. 1—47. *Erste Abth.* Uebersetzung und Erklärung des Briefes, S. 48—126. *Zweyte Abth.* Kritische Untersuchung des Briefs, S. 127—262. Erstes Kapitel. Lehre, Zweck und Abfassungszeit des Briefes. Zweytes Kapitel. Form und Sprache des Briefes. Drittes Kapitel. Untersuchung der Authentie. Viertes Kapitel. Integrität. Fünftes Kapitel. Gebrauch der heiligen Schrift im Briefe Barnabä. Sechstes Kapitel. Lehrgehalt des Briefes.

Kann man auch die Untersuchung eine ihren Gegenstand begreifende und umfassende nennen, so will doch die Form der Eintheilung nicht recht genügen. Wie kann man z. B. von dem Zweck, von den Lesern und der Abfassungszeit einer Schrift sprechen, bevor man Form, Sprache, Gebrauch der heiligen Schrift und den Lehrgehalt einer gründlichen Untersuchung unterworfen hat? Schlimm genug, daß wir solchen Willkürlichkeiten fort und fort begegnen, wenn wir eine Einleitung in's A. oder N. T. in die Hände nehmen. J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

men. Jede gründliche Erörterung des Einen muß stets mit innerer Nöthigung auf das Andere überleiten.

Die Uebersetzung wollen wir mit Stillschweigen übergehen, uns dagegen am meisten bey der Aechtheit des Briefes, und endlich auch noch etwas bey einigen anderen Punkten aufhalten.

Aus dem Gefagten wolle Niemand den Schluss ziehen, als stehe die Uebersetzung gar nicht an ihrem Orte; im Gegentheil halten wir dafür, daß sie auch hier das Ihrige zur Bekanntschaft mit dem Briefe, der uns eben angeht, beytragen könne. Da die angedeutete Aechtheit unfehlbar das Wichtigste ist, so muß ihr auch vorzugsweise der Raum gewidmet werden.

Was der Vf. bezweckt, darüber finden wir S. 176 die erwünschte Auskunft. „Doch nur in einem uneigentlichen Sinne wird hier der Ausdruck *Authentie* identisch gebraucht mit dem passenderen *apostolischen Ursprung* des Briefes. Nirgends nämlich giebt sich der Vf. desselben für den apostolischen Barnabas aus, und der Brief ist darum kein *ψευδενιγραφον* und kein Werk eines Betrügers, wenn er auch aus der Feder eines Anderen geflossen ist. Er kann einen jüngeren Barnabas oder sonst einen uns unbekanntem Mann zum Vf. gehabt haben, der nicht im Geringsten den Namen eines Apostels zu mißbrauchen versuchte, dem aber die unglückliche Hypothese eines Späteren seine Autorschaft entzog, und sie dem heil. Barnabas ohne sein eigenes Verschulden und Gelüsten ertheilte.“ Abgesehen von dem Schwankenden, woran diese Ansicht leidet, wie will sie der Vf. rechtfertigen, und was glaubt er mit ihr für einen besonderen Vortheil zu erreichen? Wo soll gleich der jüngere Barnabas herkommen? Und wenn wir uns so seine kritische Nerven zutrauen, denen allegorische Uebertreibungen lästig sind, warum wollen wir sie nicht auch den Kirchenlehrern der früheren Zeit zutrauen? So ganz leicht ließen sie sich gewiss nicht die Schrift irgend eines Barnabas als

die Schrift eines apost. Vaters, der gleichen Namen führte, aufbinden. Hr. *H.* scheint seine Sache nicht mit günstigem Erfolg zu führen, weil er sich immer so geberdet, als müsse man die Authentie des zur Sprache gekommenen Briefes verloren geben, und als thue es doch auch wieder weh, sich ganz und gar von Barnabas zu trennen. Diefs führt uns sofort auf eine Hauptausstellung, wo wir bey der in unserer Schrift geübten Kritik ein sicheres Princip und eine wissenschaftliche Methode vermissen. Es herrscht viel zu viel Subjectivität, wenn einzelne Gründe der Vertheidiger der Aechtheit gebilligt, andere wieder verworfen werden. Das nennen wir kein Grundprincip, zu sagen, so würde ein Apostel nicht gegen den *νόμος* polemisirt, somit nicht eine Allegorie u. s. w. ausgefponnen haben. In einer Zeit, wo die Geister sich frey und ohne dogmatische Begränzung bewegen, wo die Lebensfrische sich getrieben fühlt, eine möglichst weite Bahn des Wirkens aufzufuchen, läßt sich nie ein so knapp zugemessenes Mafs für bestimmte Lehrformen und Lebensäufserungen ausfindig machen. Aus diesem Grunde z. B. konnte nie das Urtheil eines Luther über den Brief Jacobi und über die Offenbarung Johannis allgemeinen Anklang und Eingang finden. Da höchst namhafte Männer in der eigenen Kirche des Vfs., sowie in unserer protestantischen, sich für die Aechtheit des unter dem Namen des Barnabas bekannten Briefes ausgesprochen haben, so mußten die historischen, exegetischen und anderen Gründe und Gegengründe nicht blofs, wie es jetzt vorliegt, in einer beliebigen Reihe aufgestellt, sondern nach einzelnen Abtheilungen gruppiert, geprüft, und auf diesem Wege Resultate verbreitet werden, welche einen baldigen Abschluß der Acten erwarten liefsen. In negativer Hinsicht können wir uns mit Hr. *H.* lange noch nicht befreunden.

Wir gehen nun zu seiner positiven Behauptung über S. 176: „Der Brief trägt sichtlich die Spuren der ersten Hälfte des zweyten Jahrhunderts an sich, und ist von einem Zeitgenossen des heiligen Ignatius und des Verfassers der Epistel an Diognes zum Theil auch des heiligen Justins geschrieben“ — und säumen keinen Augenblick, zu gestehen, daß sie uns manche Furcht eingeflößt hat, wenn wir auch gern in der Argumentation mehr wissenschaftliches Fortschreiten, als in dem vorhin Besprochenen anerkennen. Die antijüdische Richtung, die Art und Weise, wie vom

Sabbathe und Sonntage gesprochen wird, die Häretiker, welche der Brief bekämpft, Aehnlichkeit mit Justin und Tertullian, sind die Hauptstützen für die oben ausgesprochene positive Behauptung. Unsere Furcht ist nur eben die, es dürfte Hyperkritikern nicht schwer fallen, mit Hülfe eines ähnlichen Verfahrens andere neutestamentliche Briefe verdächtig zu machen. Und sie dürfte auch gar nicht so ungegründet erscheinen, wenn wir nur darauf achten, wie Hr. *H.* nicht eben abgeneigt ist, mit Dr. *Baur* gemeinschaftliche Sache in Rücksicht auf die sogenannten Pastoralbriefe zu machen. Vgl. S. 161 Note 46.

Die *Schenkel'sche* Hypothese von Interpolationen hat der Vf., wie schon früher, auch hier verworfen und die Integrität wird hinlänglich vertheidigt, S. 196 — 215. In dem Kapitel, welches von dem Gebrauch der heil. Schrift im Briefe des Barnabas handelt, ist Hr. *H.* wenig über *Landner* hinausgekommen.

Zuletzt ist es dem Vf. noch darum zu thun, sich über den Lehrgehalt des Briefes zu verbreiten, was man mit allem Dank erkennen muß, wenn wir gleich auch diesmal eine bequemere und zugleich schärfere Eintheilung des Ganzen gewünscht hätten. Nach unserem Dafürhalten mußten die Stellen, welche auf die Person Christi gehen, den ersten Rang einnehmen; an sie liefs sich dann gleich das Dogmatische, das sonst noch vorkommt, anreihen, und zwar so, daß man, was Barnabas mit Mehreren gemein hat, von dem, was ihm allein angehört, schnell scheiden kann. Allerdings läßt auch Hr. *H.* die Untersuchung in dogmatische und moralische Punkte zerfallen.

Da wir auf einzelne Partien dieser Schrift nicht näher eingehen wollten, so möge Niemand den Schluß ziehen, als sey uns die hier gelieferte Biographie des Barnabas uninteressant vorgekommen.

Eben so folgt aus dem Bisherigen noch lange nicht eine Ueberzeugung von der Aechtheit des Briefes von unserer Seite, sondern wir wünschten uns nur darüber auszusprechen, daß den von Hrn. *H.* aufgestellten Gründen noch sehr die beweisende Kraft abgehe.

Die Ausstattung ist nicht glänzend, jedoch genügend.

Dr. Sz.

NEUERE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Triglotte ou Dictionnaire du commerce en trois langues, français, anglais, allemand; contenant tous les termes propres, usités dans le commerce, les manufactures, la navigation et le Droit* par le Docteur J. G. Flügel, consul des Etats-Unis. 1840. 3ter Theil. Französisch-Englisch-Deutsch. 358 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1839. No. 39.]

Bey unserer früheren Beurtheilung dieses Werkes, das streng genommen drey verschiedene Werke bildet, deren jedes seine besonderen Schwierigkeiten darbietet, nahmen wir Gelegenheit, neben der gebührenden Anerkennung der verdienstlichen Seite auch manche schwache Stellen anzudeuten, freylich in der einzigen Absicht, den in dem Fache übrigens sehr bewanderten Vf. auf das aufmerksam zu machen, was bey einer künftigen Auflage wünschenswerth erscheinen dürfte. Das wesentlichste Verdienst bey Werken dieser Art besteht in der Vollständigkeit der Artikel und der Bedeutungen der einzelnen Artikel. Fehler und Mißgriffe können im Allgemeinen bey dem Reichthum an Hülfsmitteln nicht vorkommen. Rec. kann daher nur auf diesen Punct sein Auge richten, um danach zu urtheilen; aber auch da gibt es viele verschiedene Ansichten. Was gehört in das Bereich der kaufmännischen, manufacturischen, marinischen und juridischen Ausdrücke? (man entschuldige diese der Kürze halber analog gebildeten Wörter.) Wir glauben, alle, welche den Nicht-Eingeweihten der Regel nach nicht geläufig sind, so das sie auch nicht immer in allgemeinen Wörterbüchern in den eigenthümlichen Formen und Bedeutungen vorgefunden werden, folglich ein Particular-Wörterbuch für sie nöthig ist. Selbst wenn die gewöhnlichen WB. sie haben, sind doch Mißgriffe leicht möglich. Benennungen von Waaren und Thätigkeiten, die jedoch ganz allgemein bekannt sind, können dann wegbleiben. Was gehört in diese Kategorie, was nicht? Eine schwer zu beantwortende Frage; Willkür ist fast unvermeidlich. Am Zweckmächtigsten bildet sich ein Urtheil durch Vergleichung mit dem, was in ähnlichen Werken bereits früher geleitet worden. Das *Flügel'sche* zeichnet sich an Fülle des Materials vor vielen anderen aus; um so mehr müssen wir uns wundern, das so viele wichtige Ausdrücke ausgefallen sind, während eine große Zahl min-

der wichtiger, das heißt, leicht von selbst zu findender, Aufnahme gefunden haben. Zur Probe gehen wir mehrere Seiten durch. Es fehlen S. 22 *Article se dit, des clauses et conditions portées dans les sociétés et les traités*; 2) *des differens chefs portés dans les Ordonnances* etc.

As, division de la livre etc.

Asphalte, in neuerer Zeit doch nicht gleichgültig.

Aspirer, terme de Doreur

Asple, sorte de tambour dans les moulins a tordre le fil ou la soie etc.

Affiente ou Affiento

Affiette 1) *terme de Doreur*, 2) *de commerce de bois*.

S. 24. *Bey Attache, terme de Bijoutier*

Atelier, Attelle, Attelles

S. 32. *Baroque, Barracau, Barrefort, Barfes Barutines.*

S. 33. *Bafane, Basse-lesse*

S. 49. *Cardasse, Carde, Cardée, Carder, Cardier, Cardinal*

S. 50. *Carette, Carlette, Carlin, Carmin, Carpette.*

S. 51. *Carrelé, Carrelet, Cartel (mesure), Cartelade Cassin*

S. 120. *Demonter (terme de manufacture); Deneral*

S. 121. *Dentelles*

S. 124. *Deprier*

S. 127. *Dette ancienne (en matière d'hypothèque)*

S. 129. *Devoir (droits qui se levent pour le roi)* in mehreren Zusammensetzungen.

Wir haben uns eine große Menge solcher, lediglich die industrielle und commerciale Welt interessirender Ausdrücke angemerkt, deren Bedeutung der Suchende hier vermisst (die der Marine sind dem Rec. weniger zugänglich), und was die juridischen Kunstausdrücke betrifft, so darf Rec. die Versicherung geben, das man sich bey rechtswissenschaftlichen Arbeiten in Französischer Sprache völlig verlassen sehen würde, und es dürfte schwer halten, auch nur eine Octavseite einer Rechtserörterung, bey welcher die Kunstsprache vielfach angewendet wird, mit Hülfe dieses Wörterbuches zu verstehen. Den Beweis kann man sehr leicht mit Hülfe eines juridischen Buches sich selbst liefern.

Die meiste Schuld trägt die gar zu große Kürze der Angaben selbst bey den Wörtern, Phrasen und Bedeutungen, die sich vorfinden; und wir glauben, das man mit jedem WB. von größerem Umfange nament-

lich dem *Mozinschen*, viel weiter kommt. Dafs eine Sprache mehr beygegeben ist, hindert mehr, als es nützt; besser wäre es gewesen, lieber 6 Theile zu machen, als 3, und jede Sprache mit *einer* zusammenzustellen, was den Raum vielleicht gar nicht vermehrt hätte, da ohnehin der splendide Druck fast $\frac{1}{3}$ mit Spaticn der unvollendeten Zeilen wegnimmt.

Sollte das Werk eine zweyte Auflage erleben, so wird es, um seinem Zwecke gehörig zu entsprechen, auf allen Seiten bedeutend ergänzt werden müssen.

J.

LEIPZIG, in Commiff. b. Fritzsche: *Praktischer Wegweiser, die Französische Sprache binnen acht Monaten richtig und geläufig sprechen, und in derselben correspondiren zu lernen, bestehend in 60 Aufgaben.* Bearbeitet nach einer neuen, leicht faßlichen Methode zum Schul-, Privat- und Selbst-Unterricht, auch zur Wiederholung manches Vergessenen, für Herren und Damen, von Dr. C. Lohmann, Lehrer der Englischen und Französischen Sprache in Leipzig. Auf Kosten des Verfassers. 1841. VIII u. 251 S. kl. 8. ($\frac{1}{3}$ Thlr. netto.)

Der lange Titel zeigt den Zweck des Vfs. hinlänglich an. Da die Absicht der Meisten, welche die Französische Sprache erlernen, nicht blofs dahin geht, die in derselben geschriebenen Bücher zu verstehen, sondern vorzugsweise Französisch sprechen zu lernen: so ist der Vf. hauptsächlich darauf bedacht gewesen, ein reichhaltiges Material, das insbesondere auf das Leben und den geselligen Verkehr Einflufs hat, zur praktischen Uebung vorzulegen. Ein geschickter Lehrer wird dabey nicht ganz entbehrt werden können, schon der richtigen Aussprache wegen: jedoch wird jeder Scholar sich sehr gefördert sehen, wenn er auf dem praktischen Wege, den der Vf. eingeschlagen hat, wöchent-

lich einige von den hier gegebenen Französischen Aufsätzen schriftlich in's Deutsche übersetzt, dann ohne Hülfe des Buches wieder ins Französische bringt, und vom Deutschen auf Französisch auswendig herfagt. Ueberall ist durch Auswahl der Aufgaben mit Einsicht dafür geforgt, dafs die Lernenden zur Führung einer künftigen Correspondenz geschickt gemacht werden, und im Erzählen eine Geläufigkeit gewinnen. Die Stufenfolge vom Leichterem zum Schwereren ist auf die Grammatik gegründet, so dafs mit der Declination der Artikel und der Substantiven der Anfang gemacht wird. Bey der Lehre von den vier regelmässigen Conjugationen hat der Vf. ein blofses Schema aufgestellt, durch die Erfahrung belehrt, dafs vier ganz durchconjugirte Zeitwörter geringen Nutzen zeigen, weil der Schüler dadurch den Stamm von der Endung nicht gehörig trennen lernt, sondern oft einen Theil des ersten von einem Zeitworte in das andere bringt. Deshalb hat er es vorgezogen, auf die Endungen ein besonderes Gewicht zu legen, und sie isolirt hinzustellen, damit der Lernende sie fest in's Gedächtnifs präge, und ihm daran gezeigt werden könne, wie Stamm und Endung aller Zeitwörter zu verbinden seyen. Bey den unregelmässigen Zeitwörtern sind nur diejenigen Formen aufgestellt, die wirklich unregelmässig sind, und Alles das ist weggelassen, was entweder der regelmässigen Form angehört, oder doch auf analoge Weise sofort aus der unregelmässigen gebildet werden kann.

So ist Alles mit Zweckmässigkeit angeordnet, und auf Erleichterung des Erlernens berechnet. Man erkennt in dem Vf. einen Mann, der über sein Fach nachgedacht, und was er hier mittheilt, auf reife Erfahrung gegründet hat. Eine nach gleichen Grundsätzen bearbeitete Schrift über die Englische Sprache, welche er am Schlusse der Vorrede verspricht, kann nur mit Vergnügen von ihm erwartet werden.

Bdf.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1841.

P Ä D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Georg Wigand: *Die Rathsfreyschule in Leipzig, während der ersten fünfzig Jahren ihres Bestehens*; von M. Johann Christian Dolz, Director derselben. 1841. 148 S. 8.

Mit bewegtem Gemüthe legt Rec. diese Schrift aus der Hand, welche die lebhafteste Erinnerung an eine merkwürdige, vielfach veränderte Zeitperiode in ihm erweckt hat. Als Jüngling sah er in Leipzig die berühmte, höchst wohlthätige Lehr- und Erziehungs-Anstalt, deren fünfzigjährigem Jubiläum diese Schrift gewidmet ist, in ihrem Entstehen; vertraut mit den ersten an ihr angestellten Lehrern, von denen nur noch Einer, der verdienstvolle Vf. dieser Schrift, unter den Lebenden ist, befreundet mit den edeln, unvergesslichen Gründern der Anstalt, dem Geh. Kriegsrath Müller und dem Superintendenten Dr. Rosenmüller, fand er oft Gelegenheit, die großen, jetzt vielleicht unglaublich scheinenden Hindernisse in der Nähe zu beobachten, wodurch man bald aus Unwissenheit bald aus Bosheit die Gründung zu verhindern beflissen war. Als Mann nahm er mit Freuden wahr, wie schnell und glücklich die Fortschritte waren, welche diese Anstalt, aller Hindernisse ungeachtet, machte, und wie segnet die Wirkungen, welche sie in der Nähe und Ferne hervorbrachte; jetzt als Greis empfindet er diese Freude zwiefach, da er sieht, wie fest nummehr die Schule begründet, wie unermüdet thätig die Lehrer, wie wohlwollend die Vorsteher sind, und welche bedeutende Veränderung des vaterländischen Schulwesens durch dieselbe nicht bloß in Leipzig, sondern auch außerhalb dieser Stadt bewirkt worden ist. Erfreudend ist es uns insbesondere, daß es dem würdigen Dolz noch in seinem drey und siebenzigsten Lebensjahre vergönnt war, das erste Jubelfest dieser Freyschule einzuleiten, ihre Geschichte zu beschreiben, und ihre innere und äußere Einrichtung zu schildern.

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

Niemand war dazu mehr befähigt als Er, welcher seit der Stiftung der Schule im J. 1793, erst als freywilliger Mitarbeiter, dann seit 1800 an der Seite des ihm gleichgesinnten und mit ihm einmüthig wirkenden, nun verewigten Plato als Vicedirector, und seit 1833 als Director, derselben seine ganze Thätigkeit gewidmet, und sie durch seltene Einsicht und pädagogische Erfahrung, sowie durch musterhafte Treue und liebevolle Anhänglichkeit, nicht ohne manche Aufopferung, zu der Stufe der Vollkommenheit erhoben hat, auf welcher wir sie gegenwärtig erblicken.

Sehr zweckmäsig beginnt der Vf. mit einer Schilderung des „Zustandes, in welchem sich das Schulwesen in Leipzig vor der Stiftung der Rathsfreyschule befand.“ Dieser Zustand war im Ganzen ein trauriger. Denn wenn es auch schon früher in Leipzig nicht ganz an solchen Anstalten fehlte, wo für den Unterricht armer Kinder, die kein Schulgeld bezahlen konnten, gesorgt wurde: so waren dieselben doch weder lang fortbestehend, noch zweckmäsig eingerichtet; es wurde in der Regel weder der Denkgeist geweckt, noch praktisches Christenthum gelehrt; nur das Gedächtniß ward geübt durch mechanisches Auswendiglernen der Hauptstücke des lutherischen Katechismus, der Fragen und Antworten aus dem Dresdner, durch Auswendiglernen der Bußpsalmen, der Evangelien u. dgl. Der erste bedeutende Schritt zur Verbesserung des Volks- und Bürger-Schulwesens in Leipzig ward durch die oben genannten zwey hochverdienten Männer gethan. Der ehrwürdige Rosenmüller wirkte theils von der Kanzel durch nachdrückliche, oft wiederholte Vorstellungen in seinen Predigten, theils durch den Einfluß, den er auf die Gebildeten in Leipzig gar bald gewonnen hatte. Müller, damals das Alles vermögende Oberhaupt des Stadtmagistrats, dem Leipzig auch seine vielfachen Verschönerungen verdankt, schritt rasch zur That, welche ihm durch seine Verschwägerung mit dem Mi-

nister von *Gutschmidt* gar sehr erleichtert wurde: er selbst gab der durch den berühmten Baudirector *Danthe* neubauten Schule, in welcher einige hundert Kinder unermöglicher Eltern unentgeltlich Unterricht erhalten sollten, den Namen *Freyfschule*, nachher zum Unterschied der schon bestehenden, aber beschränkteren *Wendler'schen Freyfschule*, den Namen *Rathsfreyfschule*, unter welchem sie auch ihre Celebrität gewonnen hat. Es fügte sich damals sehr glücklich, daß *Müller* in genauer Verbindung mit einsichtsvollen Freunden, *Platner*, *Weisse*, *Dumont*, *Hansen* u. A. lebte, mit denen er seine Ideen austauschen, und durch deren Rath und Beyhülfe er etwas Tüchtiges ausführen konnte. Auftrag zur Ausarbeitung eines Schulplanes bekam von *Rosenmüller* sein durch gute Kenntnisse und Gewandtheit im Denken ausgezeichnete Hauslehrer, *Karl Gottlieb Plato*, welcher einer der ersten Lehrer an dieser Schule wurde. Ihm war die Aufgabe gestellt, die in Privatschulen verwilderte Jugend zu wecken, zugleich auch geschickte Lehrer zu bilden. Leipzig segnet sein Andenken, weil er diese Aufgabe glücklich gelöst, und durch Einführung einer geistweckenden Methode und humanen Disciplin die Bahn zur besseren Gestaltung des Schulwesens gebrochen hat.

Was unser Vf. im zweyten und dritten Abschnitt, unter den Rubriken: „*Ein Blick auf die Stiftung der Rathsfreyfschule*“, und „*Wachsthum, weiteres Bekanntwerden der, aber auch angefochtenen, Freyfschule*“ behandelt hat, ist sehr lehrreich und grosentheils nachahmungswürdig. Lehrreich ist besonders auch die überall von großer Belesenheit zeugende Hinsicht auf ähnliche, theils ältere theils gleichzeitige Institute, und die Vergleichung, welche er zwischen den verschiedenen Unterrichtsmethoden und der Handhabung der Disciplin anstellt. Denkwürdig für jene Zeitperiode bleiben aber auch die vielfachen Anfechtungen, welche die neue Anstalt erfuhr. In den Augen derjenigen, welche in ihren religiösen Ansichten bey dem Buchstaben des symbolischen Lehrbegriffs der Kirche streng beharrten, wurden Alle, welche diese Ansichten nicht theilten, mit dem Namen Heterodoxen, Neologen, auch wohl Socinianer, ja selbst Naturalisten, belegt, und da *Zollikofer*, *Spalding*, *Jerusalem*, *A. W. Teller*, *Rosenmüller*, *Henke*, *Marezoll* damals von Vielen als Irrlehrer bezeichnet wurden, so kann man leicht erachten, wie man von deren Jüngern und Anhängern urtheilte. Rec.

erinnert sich, daß damals selbst von einer Kanzel in Leipzig die neue Lehr- und Erziehungs-Anstalt verdächtig gemacht wurde. *Rosenmüller* mußte sogar bey der höchsten kirchlichen Behörde darauf antragen, daß die älteren Freyfschüler und Freyfschülerinnen, um die ihnen beygebrachten Lehren und Grundsätze kennen zu lernen, von einem anderen, nicht in gleichem Rufe der Heterodoxie stehenden Professor in seiner Facultät öffentlich geprüft würden. Diese, in Beyseyn des Vorstehers der Freyfschule, einiger Deputirten des Magistrats und mehrerer Gelehrten, Studirenden, Kaufleute u. A., vorgenommene Prüfung über die gesammten Lehren der christlichen Religion, und insbesondere über die Unterscheidungslehren derselben, fiel zu völliger Befriedigung aus, und so schwiegen allmählich die Verleumdungen.

Den vierten Abschnitt: „*Hinweisung auf das glückliche Zusammentreffen einiger für diese Schule günstiger Umstände*“, benutzt der Vf., um den nach *Müller's* Ableben eingetretenen Vorstehern oder Gönnern der Schule, *Hansen* d. Aelt. *Gehler*, *Seeburg*, *Wendler*, *Hermann*, *Einert*, *Siegmann*, *Sickel*, *Deutrich* u. A., welche zum Theil durch Legate sich um dieselbe verdient gemacht, desgleichen den nach *Rosenmüller's* Abscheiden angestellten trefflichen Schul-Ephoren, *Tzschirner* und *Großmann*, und mehreren akademischen Lehrern, welche bald durch Vermächtnisse, bald auf andere Art ihre Schätzung der Freyfschule zu erkennen gaben, ein wohlverdientes, dankbares Andenken zu stiften. In der That, man kann den in Leipzig herrschenden Gemeinfinn und die öffentliche Theilnahme an wohlthätigen Anstalten nicht genug preisen, wenn man die lange Reihe edler Männer und Frauen (S. 94—98) überschaut, welche durch zum Theil sehr ansehnliche Stiftungen die Gründung und Erhaltung dieser Anstalt möglich gemacht, und in Bezug auf Lehrer und Lernende zu immer höherem Flor gebracht haben.

Im fünften Abschnitte „*Jetziger Zustand und dermalige Verfassung der Rathsfreyfschule*“ und im sechsten: „*Unmittelbare und mittelbare Wirkungen derselben*“ vernimmt man die Stimme eines denkenden und erfahrenen Pädagogen über die *Postalozzi'sche* Methode, und den *Bell-Lancafterianismus*; man nimmt überhaupt mit Vergnügen wahr, daß diese Schule den als wahr anerkannten Grundsätzen und Ueberzeugungen nie ungetreu geworden, dem sogenannten *Stabilitätssystem* eben so wenig als der politischen *Maxime*, den

Mantel nach dem Winde zu hängen, gehuldt hat, dabey aber immer bemüht gewesen ist, mit den als wirkliche Verbesserungen erkannten Fortschritten der Zeit gleichen Schritt zu halten, bemerkte Lücken auszufüllen und wahrgenommene Mängel zu verbessern. Wie vertraut der Vf. mit den neuesten Forschungen im Gebiete der Pädagogik, der Sprachlehre, der Naturkunde, der Erdbeschreibung u. s. w. sey, ersieht man aus vielen Stellen dieser Schrift, aus deren angeführten Abschnitten überhaupt diejenigen, welche mit gleicher Besonnenheit und mit gleichem Eifer ihr Werk an anderen Schulen betreiben, viel Nützliches schöpfen können. Wie umfangreich die Wirkungen dieser Schule sind, davon legt unter Anderem folgende Nachricht (S. 119) ein sprechendes Zeugniß ab: „Jüngeren Lehrern oder den jungen Männern, die sich zum Schulamte vorbereiten wollen, geben der, von dem auch als ordentlichem Lehrer und Directorialassistenten an der Rathsfreyschule angestellten, Prof. *Plato*, einem würdigen Sohne des oben erwähnten Directors, gebildete, pädagogisch-katechetische Verein, von welchem mehrere der jüngeren Lehrer der Rathsfreyschule Mitglieder sind, neben den akademischen Vorlesungen, die derselbe über Pädagogik und Katechetik hält, sowie die von ihm geleiteten praktisch-katechetischen Uebungen mehrerer Studirenden Gelegenheit zur Vervollkommnung ihrer Lehrfähigkeiten.“

Den Schluß der Schrift machen vier „*fromme Wünsche*“, welche sich auf ein besseres und geräumigeres Local für die Schule, auf reichlichere Befoldung der Lehrer (der uneigennützig Vf. leistet für seine Person auf Gehalts-Erhöhung Verzicht), auf eine besondere Pensionsanstalt für Wittwen und Waisen derselben, und auf eine innigere Verbindung der häuslichen Erziehung mit dem Schulunterricht beziehen. Sämtliche Wünsche sind so gerecht und mit so überzeugenden Gründen hier vorgelegt, daß wir ihnen volle Beherzigung wünschen.

E.

LITERATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Bröner: *Carl Sigonius, einer der größten Humanisten des sechszehnten Jahrhunderts*, ein Vorbild aller Studirenden, geschildert von Dr. *Joh. Phil. Krebs*, Herzogl. Nass. Ober-Schulrath. 1840. X, 82 und 36 S. 8. (18 Gr.)

Der ehrwürdige Vf. dieser Schrift gab schon im

J. 1837, kurz vor seiner ehrenvollen Entlassung von dem 42 Jahre lang rühmlichst verwalteten Schulamte in Weilburg, eine *Vita Caroli Sigonii* mittelst eines Schulprogrammes heraus, das wir in diesen Blättern (1838 No. 39) angezeigt haben. Wir äufserten in unserer Anzeige den Wunsch, daß derselbe diese Lebensbeschreibung, neu bearbeitet, durch den Buchhandel gemeinnütziger machen möchte, und freuen uns, diesen Wunsch jetzt erfüllt zu sehen. Der Vf. hat aber diesmal die Deutsche Sprache gewählt, weil er die Schrift „dem Andenken an das den 15 Octob. 1840 begangene dreihundertjährige Stiftungsfest des Gymnasiums zu Weilburg“ weihen wollte, und mit Recht wünschte, „daß sie als ein lehrreiches und allen Studirenden nützlich Werkchen auch da Eingang finden möchte, wo man entweder nur noch mit Mühe lateinische Schriften liest, oder durch längeres praktisches Leben mit der fremden Sprache unbekannt und ihr fast abhold geworden ist.“

Die neue Bearbeitung ist nicht bloß in der Erzählung der Lebensschicksale des *Sigonius* weit vollständiger, als die frühere lateinische, sondern sie enthält auch durch die reichhaltigen Anmerkungen, in welchen sich die Belege für die angegebenen Facta und Data finden, hinreichende Beglaubigung. Ueberdies liefern diese Anmerkungen sehr viele und schätzbare Notizen über die Männer, welche mit *Sigonius* in Verbindung standen, oder sonst gelegentlich erwähnt werden.

Wenn daher diese Schrift zunächst jungen Studirenden angelegentlich empfohlen zu werden verdient, welche sich an *Sigonius* ein Vorbild gründlicher Studien vor Augen stellen wollen: so wird auch der Literaturhistoriker hier reichen Stoff finden, seine Kenntniß einzelner Gelehrten jenes Zeitraums, ihrer Schicksale und Werke zu vermehren. Man hat demnach gleiche Ursache, die pädagogische Einsicht des Vf's. und dessen Literaturkenntniß und Belesenheit rühmend anzuerkennen.

Begierig war Rec. auf neue Gründe, welche etwa der Vf. mittlerweile zu der von ihm unternommenen Vertheidigung des *Sigonius* in Betreff der bekannten *Consolatio* aufgefunden haben möchte. Aber er bekennt selbst in der Vorrede (S. VIII), daß er nicht im Stande gewesen, das Dunkel, in welchem die Geschichte des Streites mit *Riccobonus* über die vorgeblich Ciceronische Trostschrift noch immer eingehüllt ist, durch

die von ihm gebrauchten Hilfsmittel zu zerstreuen, noch viel weniger den wahren Verfasser auszumitteln. Rec. kann daher seinen in der früheren Anzeige schon dargelegten Glauben, daß *Sigonius* wirklich Verfasser der *Consolatio* sey, auch jetzt noch nicht aufgeben.

Ein schätzbarer Anhang dieser Schrift enthält einige sehr merkwürdige lateinische Briefe des *Sigonius*, welche sich in der Mailänder Gesamtausgabe seiner Werke nicht finden: wobey der würdige Vf. den Wunsch äußert, den wir gern durch weitere Bekanntmachung unterstützen, daß ihm von theilnehmenden Gelehrten freundlichst mitgetheilt werden möchte, wo etwa noch andere Briefe, vorzüglich noch ungedruckte, verborgen sind.

E.

G E S C H I C H T E.

STUTTGART, in Wachendorf's Verlagsbuchhandlung:
Napoleon. Von *Alexander Dumas.* Aus dem Französischen überetzt von Dr. *Gottlieb Fink.* 1841.
387 S. 8. (18 Gr.)

Theilen auch die uns hier gebotenen Notizen über das Leben und Thun des Helden einer jüngst verfloßenen großen Zeit uns nichts eigentlich Neues mit, nichts, was nicht dem, welcher mit Besonnenheit dem Gang der Völkergeschichte folgt, schon bekannt geworden wäre, so ist doch das Dargebrachte mit so unverkennbarer Liebe gesammelt, daß diese allein hinreichend wäre, einen Kreis gleichgestimmter Zuhörer zusammenzubringen. Das hier aufgestellte Bild ist zwar mit einer Art von Haß entworfen, welche den Beschauer mehr beunruhiget, als erfreut, dennoch ist es lebenswarm, und dies söhnt wieder mit der Flüchtigkeit der Zeichnung aus. Jedes mit Liebe entworfene Bild hat eine Anziehungskraft, welche das Gefühl, dem es sein Entstehen dankt, bewirkt. Die Liebe, in welcher Gestalt sie sich auch bethätige, ist ein reines Naturkind, das selbst dem Verkünsteltesten gefällt, ihn oft bewältigt. Der Vf. hat das Bild seines oder vielmehr des Helden unseres Jahrhunderts größtentheils zwischen die Pole seiner schwindelnden Höhe und seines tiefen Sturzes gedrängt, an welchen beiden

Enden er selbst zur persönlichen Anschauung des Merkwürdigen gekommen zu seyn uns erzählt. Seine Liebe für denselben ist daher mehr das Resultat geistiger Betroffenheit, als allgemacher Gewöhnung. Der Kreis derer, welche dieselbe auf gleiche Weise empfinden, ist nicht gering. Das Buch wird daher willkommen seyn, obgleich die Haß des Erzählers gerade diesen Theil der Leser am Unbefriedigtesten lassen wird. Liebe mag gern bey dem Gegenstand, welcher sie gewonnen hat, weilen, die unbedeutendste Handlung desselben in gehöriger Breite besprochen hören. Flüchtige Andeutungen beunruhigen sie. Ihre Natur erlaubt ihr nicht, sich damit zu begnügen. Sie würde sich vielleicht eine weniger genaue Aufzählung der taktischen Größen und Gewandtheiten ihres Helden haben gefallen lassen, als anderen Details aus seinem Leben vermiffen. Am Befriedigtesten wird sie sich von dem Abschnitt S. 214 ff., *Napoleon auf der Insel Elba, und die hundert Tage*, finden. Ein in melancholischem Halbdunkel gehaltenes, aber mit blendenden Lichtstreifen durchwobenes Bild ist eines auffallenden Effectes sicher. Des Gemüthes des Lesers sich völlig bemächtigend sind auch die aufgestellten Reihen der großen Schöpfungswerke, welche in den friedlichen Jahren des Helden entstanden. Zu dem Gefühl des Erstaunens, der Bewunderung gefellt sich eine die Tiefe des Eindrucks begünstigende Wehmuth, indem zugleich angedeutet wird, wie viel noch Größeres mit dem großen Manne unterging, und nun auf immer ungeschehen bleibt. Wenn man das Land, welches sein starker Arm mit einem Ruder aus ungeligen Schranken in's Gleichgewicht brachte, jetzt auf's Neue jener Zerrissenheit, die er allein zu hemmen verstand, wieder Preis gegeben sieht; wenn man erwägt, was er, der Proteus unserer Zeit, in der Zeit, wo er an eine öde Felsenklippe geschmiedet war, hätte schaffen können, geschaffen haben würde: dann muß tiefe Trauer sich an sein Andenken knüpfen, und ernsthafte Betrachtungen müssen sich des Gemüthes des nachdenkenden und wohlwollenden Weltbürgers bemächtigen.

Die Uebersetzung lies't sich gut. Die Verlagshandlung hat dem Werkchen, wenn auch nicht die möglichste, doch eine gute Ausstattung gegeben.

W.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1841.

T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Klinkhardt: *Collectio Confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum*. Edidit Dr. H. A. Niemeyer. 1840. LXXXVIII u. 851 S.

Nebst einem Anhang unter diesem Titel:

Collectionis Confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum Appendix, qua continentur Puritanorum libri symbolici. Edidit u. s. w. VI u. 113 S.

Es war ein höchst verdienstliches Werk, welches der verstorbene Prof. Rüdiger unternahm, und das nun durch Hrn. Niemeyer zu Ende gebracht worden ist, eine kritische Ausgabe der verschiedenen Confessionen und öffentlichen Bekenntnisschriften der reformirten Kirche zu veranstalten. Die älteren Ausgaben, wie die *Harmonia confessionum* 1581 und das *corpus et syntagma* 1612 — denn beide Werke sind, wie *praef.* VI ff. richtig nachweist, nicht mit *Augusti* für eins und dasselbe zu halten — und die neueren Sammlungen: *Sylloge confessionum* Oxford 1804 und das von *Augusti* besorgte *Corpus librorum symbolicorum* 1827 waren weder vollständig, noch kritisch genug. Es kann in der That das Studium der wieder ins Leben gerufenen Symbolik nur durch kritische und vollständige Ausgaben der Symbole unterstützt werden; nur so kann die Kenntniss und Einsicht in das Wesen jener Bekenntnisschriften einer glaubensfeurigen Zeit gewonnen werden. Zumal die Confessionen der reformirten Kirche, deren so viele sind, von so verschiedenen Verfassern, aus so verschiedener Zeit von 1531 — 1675 und von so mannichfaltigen, oft geradezu entgegengesetzten Tendenzen ausgehend, bedurften endlich einer strengen, gründlichen Revision, damit ihr Verschiedenes und ihr Gemeinsames erkannt, und immer mehr zu Tage gebracht werde, das jene Schwesterkirche von Haus aus auf demselben Grunde wie die unsere steht, und damit das Werk der Union nicht länger an der Halsstarrigkeit derer scheitere, die

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

sich an das Einzelne klammern, ohne den gemeinsamen Geist des Ganzen erfassen zu wollen. Sie nun mögen kommen und zusehen, ob nicht auch aus dießen Symbolen ein ihnen zusprechender Geist entgegenkommt, sie mögen durch ein eifriges Studium derselben endlich begreifen lernen, das, was bey uns Veranlassung war, das Alte umzuwerfen und ein Neues zu beginnen, auch in der reformirten Kirche Grund und Anlaß zur Reformation gab, das auch die Art der Polemik hier wie dort dieselbe war, derselbe Eifer, dieselbe Klarheit, derselbe Zweck, und das erst im Laufe der Zeit durch das Mißverständniß des Buchstabens und durch eine bis auf die Spitze getriebene Dialektik jene unseligen Differenzen sich entwickelten, die unsere an Extremen krankende Zeit noch nicht überwunden hat. Es enthält aber diese Ausgabe theils mehr als alle früheren, theils ist sie durch die kritischen Bemühungen der Herausgeber so gesichert, das sie auf lange Zeit volle Befriedigung gewährt. Man hat es sich weder Zeit noch Mühe verdriessen lassen, nach den bewährtesten Ausgaben und handschriftlichen Urkunden zu suchen; ja, es gelang Hn. Niemeyer, die *confessio Puritana*, die er aufzufinden schon angezweifelt *praef.* XV, nebst zwey Katechismen derselben puritanischen Partey aus der Berliner Bibliothek wider Erwarten ans Licht zu ziehen und in einer Appendix hinzuzufügen. Die Anordnung im Einzelnen ist ganz dieselbe geblieben, wie sie der selige Rüdiger angelegt hatte, und so umfaßt das Ganze folgende Bestandtheile: 1. *articuli LXVII Zwinglii* 1523 abgedruckt nach der vom Rath zu Zürich 1523 veranstalteten Ausgabe; 2. *Theses Bernenses*, zu Grunde gelegt einer zu Bern 2 Jan. 1528 gehaltenen Disputation, durch welche in Bern die Reformation eben so gefördert wurde, wie in Zürich durch die *articuli*; abgedruckt aus den Acten der Disputation, die noch 1528 erschienen. *Zwinglii fidei ratio*, wie Zwingli sagt, überschickt *ad Carolum Romanorum imperatorem Germaniae comitia Augustae celebrantem*, abgedruckt nach der

im Juli 1530 erschienenen *editio princeps* und verglichen mit der in Zwingli's Werken sich befindenden Textrecension; 4. *Zwinglii fidei expositio*, an den König Franz von Frankreich 1530 gesendet, und erst 1536 durch den Druck veröffentlicht. Bisher kannte man bloß die in Bullinger's Ausgabe der Werke Zwingli's sich findende Recension Tom. II. fol. 550. b. Durch Fritzsche in Zürich erhielt Hr. Niemeyer eine Collation einer von Bibliander 1532 nach dem Autographum des Verfassers gefertigten Abschrift und verbesserte nach derselben die von Bullinger willkürlich gemachten Veränderungen. So verdanken wir dem vorliegenden Werke die erste kritisch gesichtete Ausgabe dieser Schrift. 5. *Basileensis prior confessio*, nach Einigen 1530 zu Augsburg dem Kaiser Karl übergeben, nach Anderen von Oswald Myconius 1532 in die Form einer Bekenntnisschrift gebracht und vom Rath der Stadt Basel den Bürgern als Glaubensnorm aufgestellt, jedenfalls aber 1534 veröffentlicht. Abgedruckt ist die Ausgabe von 1647. 6. *Helvetica prior sive Basileensis posterior* vom J. 1536, deutsch abgedruckt aus einem Baseler Codex, den Fritzsche mit einem Züricher verglichen hat, und lateinisch aus demselben Cod., wie es p. XXXVII heißt. Welcher aber ist gemeint? Der Zusammenhang weist auf den Baseler eben so wie auf den Züricher. 7. *Catechismus Genevensis* 1536, von Calvin für die Genfer Kirche französisch ausgearbeitet, 1538 in lateinischer Sprache herausgegeben, und dann öfters überarbeitet. 8. *Consensus Tigurinus*, bekanntlich aufgesetzt, um die Uebereinstimmung der Genfer Kirche mit den übrigen reformirten Cantonen in der Abendmahlslehre zu bewähren 1549. 9. *Consensus Genevensis*, auf Veranlassung einer über die Prädestination in der Genfer Kirche angeregten Controvers entstanden, und wahrscheinlich 1554 von den Schweizerischen Kirchen unterschrieben. Der lateinische Text ist abgedruckt aus Calvins Werken. 10. *Confessio Gallicana*, 1559 aufgesetzt in Paris, um Franz II übergeben zu werden, und, wie Hr. Niemeyer p. XLIX mit Recht gegen Winer und Guerike bemerkt, wahrscheinlich von Chandieu, Calvins vertrautem Freund, verfaßt, lateinisch herausgegeben 1566. Den französischen Text, der beygegeben ist, entlehnte man aus der Ausgabe, die in Montpellier erschien 1825, den lateinischen aus der *edit. princ.* 11 und 12. *Confessiones Scoticae*, deren erste 1568 erschien, die zweyte, die eine Bestätigung der ersten ist, und Rücksicht nimmt

auf die *erronea et sanguinolenta concilii Tridentini decreta* 1581. Ueber die Geschichte dieser Confessionen ist zu wenig bekannt. Auch die neueren Geschichtschreiber lassen uns hier im Stiche. 13. *Confessio Belgica*, nach dem Muster der Gallicanischen verfaßt. Ueber ihre Abfassungszeit schwanken die Urtheile; auf der Dortrechter Synode wurde sie revidirt und allgemein anerkannt. Hr. Niemeyer hat jedoch die ältere Recension, wie sie Festus Hommius nach Vergleichung der ältesten Exemplare 1618 herausgab, abdrucken lassen; Augusti dagegen hatte die Dortrechter Recension aufgenommen. Jenes gewiß mit Recht; wir wollen ja die ältesten Urkunden, nicht die überarbeiteten und verbesserten. 14. *Catechesis Palatina*, auf Befehl Friedrichs III von der Pfalz verfaßt und von einer zu Heidelberg gehaltenen Synode gebilligt, erschien zuerst 1563. Für die beste der häufig auf einander folgenden Ausgaben gilt die von Ursinus besorgte 1595. Aber eine lateinische Ausgabe existirte schon 1584, und diese ist auch hier wiedergegeben; der deutsche Text dagegen aus der Ausgabe des Jahres 1563. 15. *Confessio Helvetica posterior*, von Heinrich Bullinger zu Zürich 1562 aufgesetzt (nicht erst 1564 oder 1565, wie Andere behauptet haben p. LXIII). Auf die Bitte Friedrichs III, der eine Formel wünschte, um die Schmähungen der Lutheraner unterdrücken zu können, überschlückte ihm Bullinger jene schon früher aufgesetzte Confession. Der Kurfürst wollte sie auch ins Deutsche übersetzen lassen, und die Züricher namentlich brachten sie zu einer allgemeineren Anerkennung. Sie erschien deutsch und lateinisch 1566, und fand großen Beyfall. Abgedruckt ist der Text der 2ten Ausgabe 1568, mit Vergleichung eines Züricher von Fritzsche collationirten Cod. und der neueren Abdrücke. 16. *Confessio Czengeriana*, über welche Bossuets Urtheil p. LXIX berichtigt wird. Abgedruckt ist die erste Ausg. vom J. 1570. 17. *Consensus Poloniae* 1570 aufgesetzt, 1586 deutsch und polnisch herausgegeben. In unserer Ausgabe findet sich der Text der Thorner Ausgabe nebst den *Actis Synodi Thorunienensis* und einer Collation der Heidelberger Ausg. 1605. 18 und 19. *Confessiones Anglicanae*, theils die 42 zu London 1553 publicirten Artikel, theils die 39, auf einer von Elisabeth 1562 nach London berufenen Synode gebilligt. Die ersten sind nach der Züricher Ausg. 1553 wiedergegeben, über den Text der 2ten Conf. hat der sonst genaue Herausgeber nichts bemerkt. 20. *Repeti-*

tio Anhaltina abgedruckt nach der Ausg. 1581. Das von Rödiger p. XIII noch versprochene *Bekenntniß der anhalt. Theologen von den fürnehmsten Hauptartikeln der christlichen Lehre* konnte Hr. Niemeyer eben so wenig erhalten als die aus 28 Artikeln bestehende Glaubenschrift Johann Georgs, Fürsten von Anhalt. 21 — 23. *Confessiones Marchicae*, nämlich *confessio Sigismundi* 1613, *colloquium Lipsiense* 1631, *Declaratio Thorun.* 1645. 24. *Canones Dordraceni* promulgirt 1619. 25. *Formula Consensus Helvetica* vom J. 1675, nicht, wie Haller meint, 1676 p. LXXXI. 26. *Confess. Tetrapolitana* von den Deputirten der Städte Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau 1530 zu Angsburg Karl V übergeben, über deren Titel p. LXXXIV ein Weiteres gehandelt wird. 27 u. 28. *Confessiones Bohemicae*, deren es eine große Menge gab. Die eine hier aufgenommene wurde von den Böhmischem Brüdern 1535 dem Könige von Böhmen überreicht, und ist aus dem *corp. et syntagma* abgedruckt, die andere vorzugsweise so genannte wurde 1575 Maximilian und 1608 Rudolph II überfendet. Sie erschien zuerst 1619. Endlich sind in einer besonders herausgegebenen *Appendix* die oben erwähnten Conf. und 2 Katechismen der Puritaner hinzugefügt.

Aus dieser in der Kürze gegebenen Uebersicht ist zur Genüge klar, daß das vorliegende Werk sowohl eine größere Gründlichkeit als auch ausgedehntere Vollständigkeit angestrebt und erreicht hat, und daß alle früheren Ausgaben nothwendig durch diese verdrängt werden müssen. Wir wissen es allen denen großen Dank, welche die Herausgeber dabey unterstützt haben, und glauben kaum, daß von diesen selbst zur kritischen Sichtung und zu größerer Vervollständigung ein Mehreres habe geschehen können. Aber über die Anordnung des Ganzen und die Aufnahme der ersten Stücke kann man mit Recht anderer Meinung seyn. So angenehm es Manchem seyn mag, die sub I—IV aufgeführten Schriften in dieser Sammlung sogleich zur Hand zu haben, so wenig gehören sie in eine *collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarum*. Denn die Artikel Zwingli's, die einem am 29 Jan. 1523 veranstalteten Gespräche zu Grunde gelegt wurden, sind nie zur öffentlichen Anerkennung einer größeren Kirche gekommen; sie wurden nur von dem Rathe der Stadt Zürich den Predigern zur Beachtung anempfohlen, und gaben in noch geringerem Maße dort einen Anstoß

zur Reformation, wie in Deutschland Luthers Theses. Ganz mit demselben Rechte müßten auch diese zu den Symbolen unserer Kirche gerechnet werden, was noch von Niemand geschehen ist. Und eben so hätte dann auch die zur ausführlichen Erläuterung jener Artikel von Zwingli verfaßte *explanatio articulorum* 1523 aufgenommen werden müssen. Statt der *Theses Bernenses* oder wenigstens neben denselben hätte aber so gut das von Farel 1535 aufgesetzte und von allen Bürgern Genfs beschworene Glaubensbekenntniß eine Stelle verdient. Noch mehr als diese ist die *fidei ratio* eine bloße Privatchrift Zwingli's, zu seiner, nicht zu der Kirche Rechtfertigung aufgesetzt, daher er auch von sich, nicht von dem Glauben der Kirche redet, wie der Anfang beweist: *primo igitur et credo et scio*, wogegen die Bekenntnißschriften die gemeinsame Sprache reden: *credimus, docemus et confitemur*, wodurch ihr Urtheil als das einer Gesellschaft aus der Bescheidenheit des subjectiven Meinens heraustritt. Und statt bestimmender Unterschriften finden wir dort den demüthigen Schluß: *Tuae majestatis et omnium fidelium deditissimus Huldrychus Zwinglius*. Das Gleiche gilt von der *fidei expositio*. Auch hier spricht Zwingli als Gelehrter, nicht einmal als Repräsentant einer kirchlichen Gemeinschaft. Doch ist seine Sprache bereits eine gemeinsamere (*credimus et docemus*), er steht nicht mehr allein, erhebt sich aber auch nicht zu dem gemeinsamen *confitemur*, und die Schrift ist und bleibt eine gelehrte Darlegung seiner Glaubenssätze, keine für das Volk berechnete und im Namen desselben aufgesetzte Bekenntnißschrift. Daher auch dieselbe Unterschrift, wie oben. Denselben Anspruch auf Aufnahme in diese Sammlung hätte Zwingli's *commentarius de vera et falsa religione* gehabt, und Melancthons *loci* hätten sich mit noch größerem Rechte eine Stelle in unseren Symbolen anmaßen können. Und wenn dies Letzte auch bisweilen geschehen ist, wie im *corpus Misnicum* und *Norimbergense*, weil Melancthons Schrift in unserer Kirche eine weit größere Geltung erhielt, als in der Helvetischen irgend eine Zwingli's: so hat doch ein richtiger Sinn dieselbe in dem Concordienbuche verschmäht. Kurz, diese Privatchriften gehörten streng genommen nicht in eine Sammlung öffentlicher Bekenntnißschriften.

Aber auch die Anordnung dieser selbst hat uns nicht gefallen. Es scheint nämlich die chronologische vorherrschend zu sollen; doch wird diese namentlich

durch die Theilung in 2 Hälften, denen als Anhang No. 26 — 28 beygegeben ist, unterbrochen. Der erste Theil führt den Titel: *pars I, confessiones ac declarationes fidei, quibus consensus ecclesiarum reformatarum constitutus mutatusque probatur*, und umfaßt No. I — XV, soll also die Hauptconfess. enthalten; der zweyte Theil *confessiones ac declarationes fidei, quae sunt secundi ordinis*, No. XVI bis zum Schluß. Aber diese Theilung ist eben so willkürlich als in sich unwahr. In den ersten spricht sich die Uebereinstimmung der reformirten Kirche und die Veränderung ihres Lehrbegriffs nicht stärker aus, als in den in die zweyte Abtheilung gebrachten, und in diesen wiederum hat sich ein eben so großes Gemeingefühl zu Tage gelegt, als in jenen. Auch kann man diese nicht *secundi ordinis* nennen; sie alle waren für die betreffenden Länder eben so wichtig, als die Bekenntnisschriften des ersten Theiles. Die Ungarische hat auf die Verhältnisse jenes Landes ebenso gewirkt, als die *Conf. Belgica* auf Belgien. Der *Consensus Poloniae* hat denselben Einfluß geübt, als der *Consensus Genev.*, der im ersten Theile steht. Beide sollten obwaltende Differenzen ausgleichen. Weiter haben die *confessiones Anglicanae*, namentlich die 39 Artikel, das Fundament der anglicanischen Kirche, noch größere Folgen in England gehabt, als in Schottland die *sub No. 11 u. 14* aufgeführten *confess. Scoticae*. Die *Confessio Anhaltinorum*, neben welcher die schon im *corpus* u. *syntagma* sich findende *Conf. Palatina* wohl einen Platz verdient hätte, steht zwar passend neben den 3 *Conf. Marchicis*, weil alle die Calvinischen Dogmen zu mildern versuchten; aber um so unpassender neben der Synode von Dortrecht, welche jede freyere Bestimmung vernichtete. Endlich hat die *Formula consens. Helv.* zwar nie große Geltung erhalten, aber sie ist der nothwendige Schluß des Calvinischen Lehrgebäudes, die Spitze, in welche jene kalte Dialektik ausgehen mußte, und verdiente, wenn irgend eine andere Confession, in den ersten Theil aufgenommen zu werden. Die als *Addit. I* hinzugefügte *Confess. Tetrapolitana* ist zwar nur Territorialkirchenschrift, aber eben so die *Conf. Basileensis*, die als erste Confession im ersten Theile steht. Am Ehesten mochten sich noch die *Conf. Bohemicae* diese Stellung gefallen lassen. So aber hat diese Anordnung weder ei-

nen inneren noch äußeren Grund. Will man keine bloß chronologische eintreten lassen, die freylich das Mißliche hat, daß oft sich widerstrebende und einander bekämpfende Elemente neben einander gestellt werden würden, wenn man ferner auch jene von *Winer* beliebte Theilung in nichtcalvinische und von Calvinismus beherrschte nicht annehmen will; endlich auch die Scheidung in mehr oder weniger anerkannte mißlich erscheint: so theile man lieber so, daß das Dogma von der Prädestination als Wendepunct erscheint. Dieses giebt uns 4 Abschnitte: 1) solche Confessionen, in denen jenes gar nicht erwähnt wird; 2) in denen es im Calvinischen Geiste vorgetragen erscheint; 3) in denen Milderungen angebracht sind; 4) in denen es mit allen seinen dialectischen Consequenzen auf die Spitze getrieben ist. Denn in der That hat sich so das Lehrgebäude jener Kirche entwickelt, und nach diesem Lehrsatze hat sich auch das Wesen der Bekenntnisschriften modificirt.

Die lateinisch geschriebene *Praefatio* giebt Nachricht über die Veranlassung, den Ursprung und die Ausgaben der verschiedenen Confessionen mit großer Gründlichkeit und Verbesserung manches bisher irrig Gelaubten. Die Latinität ist klar, verständlich und meist richtig. Das *curae cordique p. XIV* dürfte sich nicht rechtfertigen lassen; eben so wenig *mutationes — nunc non moror*, bey Veränderungen sich nicht aufhalten, statt *immoror*. Denn *morari c. Acc.* heißt eine Sache zurückhalten, *retinere*. Noch schlimmer steht es um *sine omni mutatione p. LXI*, und *sine omni exacerbatione p. LXII*. Unclassisch ist auch *notitia p. LXIX* gebraucht für unser *Notiz*; dergleichen das nur bey Juristen vorkommende *transactiones p. LXX*. Auch die Verbindung mit *reliqui fecerunt — ut p. LXXIV* müchte nicht leicht aufzufinden seyn. Tacitus läßt *quominus* folgen, Cäsar *ad*.

Der Druck ist gut und ziemlich correct; doch steht *p. XXXV latinam* st. *latinum*, *p. LXIV accerbissimo*, *LXV celerrime*, *LXXXIII Fascic.* st. *Fascic.*, *p. 69 interaretur* st. *iteraretur*, *p. 73 dinge* st. *digne*. Eine falsche Ueberschrift findet sich über S. 122, auf derselben S. im Texte *ad-hominabile*, *p. 171 caelam* st. *caelum*, *p. 614 ux* st. *lux*, *p. 629 nomiatur* st. *nominatur*, *p. 633 figuraris*.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1841.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Noch sind durch Zufall in diesen Blättern mehrere Schriften über *Goethe* unangezeigt geblieben, die zwar nunmehr durch vielfältiges Besprechen in den Tageblättern auch denen, die sie nicht gelesen, bekannt genug sind, welche aber von einem Institute, zu dessen Gründung und Befestigung *Goethe* so unermüdlich mitwirkte, auch bey veränderten Zeitumständen nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Diese Lücke könnte aus der angeführten Ursache sogar Mißdeutungen veranlassen.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832*. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzogl. Sächf. Hofrath und Bibliothekar. Sechs Bände. 1833 und 1834. gr. 8. (12 Thlr.)

Bekanntlich entstand die Verbindung zwischen *Goethe* und *Zelter* dadurch, daß Jener Lieder dichtete, welche Dieser in Musik setzte. Diefs veranlaßte einen wo nicht lebhaften, doch zusammenhängenden Briefwechsel. Im Nov. 1812, als *Zelter* das unglückliche Ende seines Stiefsohns an *Goethe* berichtet hatte, gab Dieser, innig gerührt, eine schnelle Antwort, die Jenen wie einen Schicksalsbruder mit dem vertraulichen Du anredete. So ward das Band der Freundschaft immer fester geknüpft, der Briefwechsel häufiger und anziehender. *Zelter* war ein derber Naturmensch, ausgestattet mit einem klaren Verstande und gerader Sinnesart. Solche Menschen, so lange sie nicht die Schranken der Ehrfurcht überschritten, mochte *G.* wohl leiden. „Ich höre es gar gern, schrieb er schon zu Anfang 1812 an *Zelter*, wenn Sie von der Leber weg referiren und urtheilen.“ Er benutzte daher *Zelter's* Talent und Dienstwilligkeit, um sich zunächst über Leben und

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

Kunst in Berlin Bericht erstatten zu lassen. Mit je größerer Unbefangenheit der Freund seine Ansichten und Urtheile mittheilte, desto willkommener waren sie ihm. Begreiflicher Weise kommen im Fortgange des sechs und dreißigjährigen Briefwechsels bald auch andere Gegenstände zur Sprache, die ihm vorzügliches Interesse verleihen, weil sie über das Leben, Denkweise, Thätigkeit beider Freunde vielfaches Licht verbreiten. Es vereinigt sich mit mannichfaltigem Sachinteresse noch das sehr anziehender und origineller Persönlichkeiten; aber was die Hauptfache ausmacht und der Herausgeber in der lesenswerthen Vorrede richtig bemerkt, in keiner anderen Correspondenz *Gs.* findet man so vertrauliche Mittheilungen seines Gemüths über das, was seine innerste Ueberzeugung war, was ihn erfreut und gesehmerzt, was er gewollt, beabsichtigt, erreicht oder verfehlt zu haben glaubte, in keiner so viel augenblicklich guten Humor, so viel liebenswürdige Laune, in keiner endlich so treuherzig innige Zuneigung. Denn je mehr sich *Z.* in den mit schwärmerischer Unterwerfung von ihm allbewunderten *G.* gleichsam hineinlebte, so daß sogar sein Stil Jenes Manier abspiegelt, desto vertraulicher wurde *G.* gegen ihn; jedoch so daß er nie vergaß, wie hoch er über ihm stehe, und immer eine, nicht stolze, aber vornehme Haltung bewahrte. Wir können kaum glauben, daß *G.* Wohlgefallen fühlen konnte, wenn *Z.* ihn seinen göttlichen, seinen angebeteten, seinen unsterblichen Freund nannte, wenn er das Haus seiner Eltern in Frankfurt als das Haus auf dem Hirschgraben bezeichnet, worin der Heiland geboren, wenn er *Goethe's* Divan zu seiner Bibel erhebt, in deren Anbetung er täglich mehr versinke u. s. w.: aber *Goethe* ließ den Freund, dessen treues Herz er kannte, gewähren, und wenn Jener im Uebermase der Zärtlichkeit ihn „lieber Junge“ anredet, so offenbart die Erwiederung durch „lieber Freund“, „mein theuer-

fler Freund“, deutlich genug, wie *Goethe* Solcherley aufnahm, und selbst diese Aufnahme zeigt von seinem liebenswürdigen Charakter.

Dafs übrigens *Goethe* selbst auf diese Mittheilungen, die er bis an sein Ende gesammelt hatte, und von dem ihm befreundeten Herausgeber mit Sorgfalt zurecht legen liefs, einen besondern Werth setzte, erhellt aus mehreren Stellen derselben. „Diese Sammlung (schreibt er unter Anderem im Januar 1830, V. S. 383) gewinnt ein so hübsches Ansehen, dafs ein Ägyptischer königlicher Bücherfreund sie in seine Sammlung aufzunehmen kaum verschmäht hätte“.

Kein Leser wird sie ohne hohen Genufs aus den Händen legen. Erfreuen wird ihn und mit sich fortreissen die Lebendigkeit und Beweglichkeit, welche in den Briefen aus den ersten Jahren herrscht. Später, als *Zeller* nicht mehr Reisen nach Holland, Herrnhut, Böhmen machte, *Goethe* nicht mehr Italien, selbst nicht mehr die Böhmischn Bäder besuchte, tritt auch in den gegenseitigen Mittheilungen, besonders in den *Goethe'schen*, eine erquickende Ruhe ein. Der inwohnende Genius verleugnet sich jedoch so wenig als die sittliche Kraft, selbst da nicht, als die Lebenssonne sich zu neigen begann: überall erblickt man die Früchte eines reichen, glücklichen und dabey durch strenge Grundsätze geregelten, sowie durch das Ringen nach dem Höchsten mühevollen Lebens.

Wollten wir nun noch auf so viele merkwürdige Aeusserungen und Urtheile, die sich zumal in *Goethe's* Briefen finden, aufmerksam machen: so würde unsere Anzeige die ihr angewiesene Grenze weit überschreiten müssen. Denn, um nur bey den letzten Bänden stehen zu bleiben, wer wird nicht begierig lesen, was *Goethe* selbst über seinen Faust, über die Wanderjahre, über Dichtung und Wahrheit, über *Schlegel*, *Kotzebue* u. A. vertraulich dem Freunde mittheilt? Mit wie rührender Fassung drückt er seinen Schmerz über den Verlust des einzigen Sohnes, über das Hinscheiden seines grossen fürslichen Freundes aus! Wie besonnen und aus reifer Erfahrung geschöpft sind die Urtheile über moderne Frömmigkeit, über mißverständene Originalität, über die einengenden Regeln pedantischer Kunstrichter! Aber auch *Zeller's* Gemüthlichkeit in den letzten Lebensjahren ergreift das Gemüth. Wie

tief empfunden ist, um nur Einer Stelle zu gedenken, was er im December 1830 an *Goethe* schrieb: „Ich empfehle Dir meine unverheiratheten Töchter, Doris und Rosamunde, zu gleichen Theilen, da sie mir beide stets kindlich ergeben gewesen und geblieben, und beide nicht von allzu festem Korne sind. Fromm, ehrbar, wirthschaftlich und allgemein geschätzt tragen sie meine heranwachsenden Jahre mit Geduld, und ich wüßte nicht zu sagen, wie ich glücklicher leben könnte, es müßte denn die Sorge seyn, diese treuen Wesen etwas sorgenfreyer hinterlassen zu können. Ich schreibe dieses in gemäfsrer Bewegung, da ich nicht verhehlen kann, dafs Einer von Uns beiden sich hier allein finden wird, weil ich wünschen darf, mit Dir zu seyn, wo Du bist, und zu gehen, wohin Du gehst.“ — Bekanntlich ist dem wackeren Manne sein Wunsch erfüllt worden; er ist seinem über Alles geliebten Freunde gar bald in die Ewigkeit gefolgt.

Unter den vielen Tadlern, welche dieser Briefwechsel sich zugezogen, ragt an Talent und geistreicher Darstellungsgabe Einer hervor, dessen Schrift mehr enthält, als ihr Titel verheifset:

LEIPZIG, b. Engelmann: *Ueber den Goethe'schen Briefwechsel*. Von *Gervinus*. 1836. II u. 185 S. 8. (1 Thlr.)

Seine Absicht spricht der Vf. selbst S. 6 in folgenden Worten aus: „Ich habe in meinem Aufsatze gesucht, *Goethen* als Mittelpunkt zu nehmen, den Standpunct so viel als möglich in Weimar zu behaupten, den Dichter im Laufe der Zeit abwechselnd bald dieser, bald jener bedeutenden Persönlichkeit gegenüber zu betrachten, und dabey blofs die literar-historischen Interessen zu berücksichtigen, und selbst die verwandten artistischen, musikalischen und dergleichen nur gelegentlich zu berühren.“ Man findet demnach hier Fragmente, aus denen man *Goethe* und seine Umgebung näher kennen lernt. Sie sind auf der einen Seite mit der grössten Verehrung und Bewunderung desselben geschrieben; auf der andern Seite aber hat der Vf. *Goethe'n* unseres Bedenkens sehr Unrecht gethan, indem er theils einzelnen, bekannt gewordenen Aeusserungen von ihm zu viel Gewicht beylegt, und den Mann aus denselben beurtheilt, theils auf dessen amtliche Stellung und auf die verschiedenen Zeitverhältnisse, in de-

nen er lebte, zu wenig Rücksicht nimmt. Gern wird man unterschreiben, was er S. 85 über *Goethe* sagt: „Er war als ein Meisterstück unter den Händen der Natur geboren, die Natur hatte ihn zu Allem bestimmt, was Verhältnisse, Zeiten, Schickfal in ihm reifen wollten, und dies ist überall das rechte Kennzeichen des eigentlichen Genies.“ Wenn er aber ihm vorwirft, daß von der Zeit an, als er von Anschauung und Betrachtung mit des Menschen handelnder Natur zur allgemeinen Contemplation der Dinge überging, er einen merkwürdigen Rückgang von der Mannichfaltigkeit eines überreichen Lebens zur Einheit in sich selbst, von Sinnlichem zum Ueberfinnlichen gemacht; daß er die Leser seiner Schriften fast neckend, allerhand Weisheit in dieselben versteckt habe, die nicht herausgefunden werden könne; daß er mysteriös, abstrus, auch wohl in trockenem Canzleystil u. s. w. geschrieben habe u. s. w.: so wird Niemand ihm beystimmen, der, wie *Eckermann*, auf eine psychologisch richtige Weise sich die Denkart des Mannes, und selbst die Widersprüche zu erklären weiß, die in seinen letzten Decennien auffallen. — Ueber den Briefwechsel mit *Zeller* urtheilt Hr. G. streng, aber zu hart; mit mehr Achtung behandelt er *Bettina's* Correspondenz, über deren Charakter und Verhältniß zu *Goethe* er überhaupt sinnreiche Betrachtungen anstellt.

LEIPZIG, in d. Weidmannschen Buchhandlung: *Briefe von Goethe an Lavater*. Aus den Jahren 1774 bis 1783. Herausgegeben von *Heinrich Hierzel*. Mit einem Anhang und zwey Facsimile. 1833. VI u. 174 S. 8. (1 Thlr.)

Diese mit unveränderter Orthographie und Interpunction abgedruckten Briefe, ziemlich flüchtig in genialer Kürze geschrieben, können dormalen nur als Erläuterung zu dem, was in *Goethe's* Selbstbiographie über *Lavater* hie und da vorkommt, und als Beweis, wie sehr Jener sich für die Physiognomik seines Freundes interessirte, einigen Werth behaupten: sonst hätte das Publicum nichts verloren, wenn sie ungedruckt geblieben wären. Den Anhang machen drey Briefe von *Goethe* an den Buchhändler *Reich* in Leipzig aus den Jahren 1770 und 1775 aus, mit welchem er, während die Physiognomik gedruckt wurde, fortwährend in Briefwechsel stand. — Die Facsimilien sind sehr gelungen.

1) DARMSTADT, b. Diehl: *Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen*. Mit *Mercks* biographischer Skizze herausgegeben von Dr. *Karl Wagner*, Lehrer am Großherzogl. Gymnasium zu Darmstadt. 1835. VI u. 528 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

2) Ebendasselbst: *Briefe an und von Joh. Heinr. Merck*. Eine selbstständige Folge der im J. 1835 erschienenen Briefe an *J. H. Merck*. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. *Karl Wagner*. 1838. XII u. 313 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Diese, gleich bey ihrem Erscheinen mit vieler Theilnahme aufgenommenen werthvollen Mittheilungen werden jetzt, nachdem Hr. *Adolph Stahr* in verwicklenem Jahre *Merck's* ausgewählte Schriften herausgegeben, und das Bild des merkwürdigen Mannes, dessen literarischer und moralischer Charakter seither in einer ziemlich ungewissen Beleuchtung dastand, „im Lichte der Liebe aufzustellen“ versucht hat, neues und größeres Interesse erregen. Und in der That, sie verdienen es. Die erste Sammlung, welche 261 Briefe ausgezeichneter Menschen an *Merck* (unter diesen auch von der Herzogin *Amalie*, dem Herzog *Carl August* von Weimar, dem Herzog *Ernst II* von Gotha, *Tischbein*, *Wille*, *Camper*, *Sömmering*, v. *Dohm*, *Claudius* und Anderen auf dem Titel nicht genannten) dann 15 Fabeln von *Merck* und eine kurze historische Einleitung über ihn enthält, ist um so anziehender, da die Mittheilungen nur vertraulicher Art sind, und das Gepräge der innersten Empfindung an sich tragen, indem die Verfasser dieser Briefe eine dereinstige Bekanntmachung derselben nicht im Entferntesten beabsichtigten. Der Inhalt ist überhaupt ein dreyfacher, oder, wie Hr. *Wagner* sich ausdrückt, die Correspondenten reihen sich in drey Gruppen. Für die erste ist *Weimar* mit seinen in der bürgerlichen und geistigen Welt hochgestellten Notabilitäten der Mittelpunkt, der durch die vielen auf ihn fallenden Strahlen in helles Licht gesetzt wird. Für die zweyte bilden die *zeichnenden Künste*, für die dritte die *Naturkunde* den Vereinigungspunct. In jener erregt vor Allem *Tischbein* durch seine künstlerische Tendenz und die Einfachheit einer wahrhaft kindlichen Natur besonderes Interesse; in dieser erscheint *Camper* zugleich groß als Naturforscher und voll Humor im

gefelligen Leben. Aber auch andere Naturforscher, wie *Sömmering*, zeigen sich hier, man möchte sagen, in Natur und Wahrheit. Selbst von dem Philologen *Schneider*, der ohne alle fremde Anweisung sich in Frankfurt an der Oder durch das Studium der Naturgeschichte zu erheitern und Zufriedenheit mit seinem Schicksale zu erringen suchte, weil er (wie er S. 502 schreibt) „als Professor der Beredsamkeit dort das fünfte Rad am Wagen war“, findet man hier einen merkwürdigen Brief, mit welchem er *Mercken* seine Uebersetzung von *Monro's* Werk über die Fische zueignete. Ueberhaupt führen diese Briefe, in anmuthigem Wechsel, bald zu hohen Fürstenhöfen, bald machen sie uns zu Vertrauten großer Geister und Dichter, um dann wieder in die Werkstätte geistvoller Künstler oder in die Cabinete großer Naturforscher zu geleiten. Ueberall aber sind anschauliche Bilder aufgestellt, aus denen *Merck's* wunderbare Natur, zugleich aber sein vielseitiger Geist, scharfer Blick, männlicher und entschiedener Charakter, der bekanntlich auch auf *Goethe'n* großen Einfluß übte, wohlthuend hervorleuchtet.

Da der Herausgeber mit Aufrichtigkeit gegen die Lebenden und Zartgefühl gegen die Verstorbenen verfuhr, so blieben von den durch seinen Vater, den Kirchen- und Schul-Rath Dr. *Wagner*, ihm mitgetheilten Briefen gegen hundert ungedruckt, und in den gedruckten fielen einzelne Abschnitte aus, was durch eine Lücke mit — — bezeichnet wurde. Doch sind diese Stellen größtentheils in Nr. 2, S. 286 ff. nachgetragen und ergänzt worden. Denn, sagt er, „der Einsichtsvolle weiß, wie sich in jener genetischen, oder Sturm- und Drang-Periode Vieles schroff und eckig darstellt, was sich später glättet und abschleift.“

Diese in No. 2 veröffentlichten Briefe, von deren Existenz man keine Ahnung hatte, wurden durch ein günstiges Geschick aus dem Nachlasse des jüngsten Sohnes von *Joh. Heinrich Merck* an's Licht gezogen, und Hr. *Wagner* hat sich durch sorgfältige Herausgabe derselben (nur die orthographischen Versehen einiger Correspondenten, und was sonst die Eile verschuldete, wurde berichtigt) ein neues bedeutendes Verdienst erworben. Sie werden, wie die in No. 1 ge-

sammelten, allen Verehrern ihrer ausgezeichneten Verfasser, wie denen willkommen seyn, die hochgebildete Menschen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu erkennen, und deshalb deren vertraulichste Aeußerungen zu erfahren begierig sind. *Merck* selbst erhält aus dieser Briefsammlung als Kritiker, Naturforscher, Kunstkennner und Mensch eine höhere Bedeutung, wie solche sich denn auch durch die oben erwähnte neueste *Stahrische* Schrift vollkommen bewährt hat. *Goethe*, der als Jugendfreund desselben die Tage des Glücks und Frohsinns mit ihm getheilt hatte, und auch in späteren Jahren bemüht war, des alten Genossen düstere Stimmung durch männlichen Rath und Trost zu verschuchen, pflegte ihn einen wunderlichen, bedeutenden, einen höchst vielseitigen Menschen zu nennen; ja er urtheilte einmal: „Ein Mensch, wie *Merck*, wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, so würde die Welt ihn anders ziehen.“ „Das soll, sagt Hr. *W.* mit Recht, doch wohl heißen: Ein mit solchem Verstand und Erfolg zu Schöpfungen anregender, die Entwicklung einer geistreichen Blüthe fördernder Mensch ist eine vielleicht einzige Erscheinung.“ Noch als Greis gedachte *Goethe* gern seines frühe dahin geschiedenen Freundes, und mochte wohl manchmal sich des Gefühls nicht erwehren können, das ihm hier und dort ein durch Geist imponirender, durch verständigen Rath zum Heilsamen lenkender Genosse, wie *Merck* war, gefehlt habe. Auch von dem genialen *von Einsiedel* theilt Hr. *W.* in der Vorrede Urtheile mit, welche Beiden zu gleicher Ehre gereichen. Gegen dieselben stehen freylich *Böttiger's* Aeußerungen in den „Schilderungen oder literarischen Zuständen und Zeitgenossen“ sehr grell ab. Wenn aber Hr. *W.* seine Indignation darüber zu Tage legt, so hätte er sie weniger gegen den schreibseligen, immer mit Collectaneen, deren Zweck und künftige Bestimmung ihm oft selbst nicht klar war, bewaffneten *Boettiger*, als gegen dessen Sohn, den unberufenen Promulgator dieser Klätschereyen, die zum Theil den Weimarischen Hof treffen, dem Er doch Dank schuldig war, mit Fug und Recht richten sollen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 4 1.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) DARMSTADT, b. Diehl: *Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen*. Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner u. s. w.
- 2) Ebendasselbst: *Briefe an und von Joh. Heinr. Merck*. Eine selbstständige Folge der im J. 1835 erschienenen Briefe an J. H. Merck. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. Karl Wagner u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Man hat, wie bekannt, oft behauptet, daß Goethe seinen Freund Merck in dem Mephistopheles copirt habe. Dagegen behauptet Hr. W. sehr richtig, und stützt seine Behauptung auf den Grund dieser Briefe, daß aus Merck's Eigenthümlichkeit zu dem lebensvollen Charakterbilde des menschlichen Mephistopheles, wie er in Goethe's ursprünglicher Zeichnung erscheint, nur das Wesen des alle menschlichen Luftgebilde verneinenden Geistes, das Element des Witzes und der geistreichen Ironie, des von aller Schwärmerey zum Thunlichen hinziehenden Verstandes und der kecke, frische und derbe Ton, in welchem er sich aussprach, genommen seyn konnte. Andere Züge mögen aus Anderer Natur übertragen, oder vom Dichter geschaffen seyn. Das Gespenstliche, Teuflische in Mephistopheles ist bekanntlich Zugabe der zweyten Bearbeitung, ein Gebilde des schöpferischen Geistes des in metaphysischen Reflexionen sich mehr fallenden Dichters, der inzwischen tiefere Blicke in den Umfang und die Gewalt des Bösen gethan hatte.

Zu den bedeutendsten Correspondenten, deren Briefe hier vereint sind, sind wohl zu zählen Goethe's Vater und Mutter, Goethe selbst, Herder, Fr. und G. Jacobi, Lavater, Wieland (von diesem die meisten, vorzüglich J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band*).

in Bezug auf seinen Merkur), *Amalie* von Weimar (3), *Carl August* von Weimar (9), *G. Schlosser*, *Tischbein*, *Simmering* (5), *Camper*, *Ernst* von Gotha (2), *G. Forster*, *S. la Roche*. Von Merck selbst haben nicht mehr als 13 Briefe mitgetheilt werden können, in denen aber sein Geist und Athem weilt.

Eine schätzenswerthe Zugabe sind die mit täuschender Aehnlichkeit gemachten Facimilien der Handschrift von *Goethe*, *Herder*, *Wieland*, *Carl August* und *Amalia* von Weimar, *W. Tischbein*, *Claudius*, und *Merck*.

LEIPZIG, b. Weidmann: *Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahr 1776*. 8. 16S. (4 Gr.)

Diese Schrift haben wir nicht ohne Widerwillen gelesen. Es wäre ohne Zweifel besser gewesen, wenn *Klopstock* auch hier seine Gewohnheit beobachtet, und sich nicht „unaufgefordert in das gemischt hätte, was Andere thun;“ aber da er nun einmal durch den vorgeblichen „Beweis seiner Freundschaft“ *Goethe'n* zu der Anmahnung veranlaßt hatte: „Verschon Sie uns künftig mit solchen Briefen! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden:“ wer theilte dem Herausgeber das Recht diese dréy Briefe dem Publicum Preis zu geben? Oder würde Jemand die Stirn gehabt haben, noch bey Lebzeiten des Herzogs *Carl August* und *Klopstock's* und *Goethe's* die von dem Ersten so sehr begünstigte Censurfreyheit auf solche Art zu mißbrauchen? Oder — um eine dritte Frage hinzuzufügen — haben wir bloß das Machwerk eines schadenfrohen Falsarius vor uns? — Der Herausgeber trete auf, nenne seinen Namen, sage, woher ihm die Briefe zugekommen, und wer ihn zur Herausgabe derselben beauftragte. Dann wollen wir weiter mit ihm verhandeln.

- 1) PRENZLAU, mit Ragoczy'schen Schriften: *Ueber Goethe's Harzreise im Winter*: als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Einladungs-

- schrift von *K. L. Kannegiefer*, Dr. der Philos. und Rector des Gymnasiums zu Prenzlau. 1820. 21 S. 8.
- 2, BERLIN, b. Logier: *Commentar zum zweyten Theile des Goethe'schen Faust*, von Dr. *C. Loewe*. Mit zwey Charten: vom alten Griechenland und von der alten Welt, und mit einer genealogisch - mythologischen Tabelle. 1834. 109 S. 8. (8 Gr.)
- 3, NÜRNBERG, b. Schrag: *Commentar zu Goethe's west-östlichem Divan*, bestehend in Materialien und Originalen zum Verständnisse desselben, herausgegeben von *Ch. Wurm*. 1834. VIII und 282 S. 8. (16 Gr.)
- 4, MERSEBURG, b. Kobitzschens Erben: *Ueber Goethe's Lehr- und Wander - Jahre Wilhelm Meisters*. Jahresbericht über das Domgymnasium zu Merseburg — von *Carl Ferdinand Wieck*, Rector und Professor. 1837. 62 S. 4.

Diese vier Schriften tragen mehr oder weniger zum leichteren Verständnisse der *Goethe'schen* bey, über die sie geschrieben sind. No. 1 enthält eine gute, den Dichtergeist glücklich auffassende Erläuterung des bekannten *Goethe'schen* Gedichts, das in hoher Begeisterung, fast in Pindarischen Fluge verfaßt, nicht Schülern allein (denen Hr. *K.* seine Schrift zunächst bestimmt hat) vielfache Schwierigkeiten darbietet. Der Vf. hat nicht bloß einzelne Worte und Gedanken erklärt, sondern vorzüglich auch den oft raschen Gedankengang zu verfolgen und festzuhalten gesucht.

Nr. 2 beschränkt sich größtentheils auf den wörtlichen Sinn des *Faust*, ohne Deutung des Allegorischen, das vorherrschend in dem *Goethe'schen* Werke und zum Verständnisse des Dichters am wichtigsten ist. Neben vielem Bekannten aus der griechischen Mythologie und Geschichte findet man auch Manches, was nicht von Allen so klar begriffen seyn möchte, als der Vf. es hier entwickelt, z. B. über den *Homunculus* und dessen Generation S. 24 ff., wo Hr. *L.* sehr zweckmässig die Erläuterung aus Theophrastus Paracellus Werken schöpft.

No. 3 geht tiefer in die vom Dichter behandelte Materie ein, und kann jedem, der mit der orientalischen Literatur weniger vertraut ist, und dennoch die Gedichte im west-östlichen Divan gehörig verstehen will, als ein dankenswerther Commentar mit Recht empfohlen werden. Da diese Gedichte von zweyerley Art sind, theils Originale, auf morgenländischem Boden vom westlichen Dichter hervorgebracht, theils Kopieen vom

Morgenlande nach dem Abendlande verpflanzt (woher auch die Sammlung ihren Namen bekommen): so hat der Vf. bey den letzten das Original angeführt, und dadurch eine lehrreiche Vergleichung bewirkt; zugleich aber hat er bey denselben, wie bey *Goethe's* eigenthümlichen Gedichten, über Wörter, Gebräuche, Geschichte und Mythe die nöthige Auskunft gegeben, zuweilen ausführlich, wenn es bedeutendere Eigennamen und Gegenstände betraf. Hie und da ist auch, um den Leser mit *Goethe's* Dichtungsweise vertrauter zu machen, auf Parellelen in dessen übrigen Schriften hingewiesen. Fleiß, genaue Bekanntschaft mit *Goethe's* Werken, Vielseitigkeit und gefundes Urtheil hat Hr. *W.* überall bewährt.

In Nr. 4 liefert uns Hr. *Wieck* einen inhaltreichen Commentar zu *Goethe's* Lehr- und Wander - Jahren, gegründet auf sorgfältiges Studium des Dichters und mit feinen psychologischen Wahrnehmungen durchwebt. Der Vf. versteht die Kunst, ins Innere einzudringen, und manches Räthsel zu lösen, dessen Entzifferung der Dichter nach seiner Weise dem Scharffinne seiner Leser überlassen hat. Bekanntlich nannte er Willh. Meisters Lehrjahre selbst „eine der incalculabelsten Productionen.“ Wir wissen nicht, ob Hr. *W.* diese Arbeit (wie er in der Einleitung hoffen läßt) fortgesetzt hat: gern möchten wir ihn, wenn es nicht geschehen ist, dazu ermuntern.

St. PETERSBURG, in der Buchdruckerey der kaiserl. Akademie der Wissenschaften: *Johann Wolfgang Goethe*. Vortrag, gehalten in der feyerlichen Versammlung der kaiserlichen Universität Dorpat, den 20 November 1832, von Dr. *Karl Morgenstern*, Ruff. kais. Staatsrathe und Ritter, ordentl. Professor und Bibliothek - Director zu Dorpat, Ehrenmitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg u. s. w. 1833. 52 S. 8.

Der berühmte Vf., bekannt mit allen über *Goethe* früher erschienenen Schriften, giebt in diesem beredten Vortrage nur eine Skizze zur Erinnerung an Hauptpuncte in dessen Leben, mit etwas längerem Verweilen bey einigen damals weniger allgemein bekannten Umständen. Er führt die Schriften desselben der Reihe nach auf, und begleitet das Verzeichniß mit treffenden Urtheilen, nicht bloß über *G's* poetischen Erzeugnisse, sondern auch über seine übrigen Werke. So commentirt er gewissermassen *Schelling's* Ausspruch über den

großen Mann der, wie Jener sagte, „auch rein wissenschaftlichen Männern ein verehrtes Vorbild ist und bleibt; dem Naturforscher, wegen des freyen, gleichsam den Weg der Natur selbst verfolgenden Blickes; dem Philosophen wegen des Ernstes und der unablässigen Bemühung, womit er auch als Dichter nur jene Wahrheit gesucht und hervorgehoben, die überall und allein fähig ist, Geist und Gemüth dauernd zu bewegen: dem Alterthumsforscher als lebendiges Beyspiel, an welchem er das Geheimniß der unerforschten Kunst jener großen Schriftsteller, und somit den ganzen Sinn des Alterthums, zu ergründen vermochte.“ Den Schluß macht Hr. M. mit Bemerkungen, zu denen er durch G's. Schriften und derselben Schicksal, in Hinsicht der sogar bey einem so hellglänzenden Gestirne des literarischen Horizonts ungleichen Urtheile schon damals laut gewordener Zeitgenossen sich veranlaßt sah. Ueber *Wolfgang Menzel*, „den selbst gar nicht talentlosen Kritiker“ und über „den politischen Cyniker“ *Börne* wird scharfer Tadel ausgesprochen.

JENA, in der Bran'schen Buchhandlung: *Goethe und sein Jahrhundert*. 1835. 113 S. 8. (8 Gr.)

Auch der Vf. dieser Schrift, ein kenntnißreicher und vielseitig ausgebildeter Mann, mustert die *Goethe'schen* Productionen einzeln durch, und sucht die Eigenthümlichkeiten derselben zum Theil aus seiner Persönlichkeit und Stellung zum Weimarischen Hofe zu erklären; aber nicht mit der Gunst und Bewunderung für *Goethe*, wie der Vf. der vorher angezeigten Schrift, und wohl nicht ohne vielfaches Verkennen dessen, was *Goethe* gewollt und geleistet hat; im Ganzen aber ist das Buch so geschrieben, daß man die Einsicht des Vf., dessen Urtheilskraft und große Belesenheit in den verschiedensten Werken der neueren Literatur, und nicht bloß der Deutschen, anerkennen muß.

JENA, b. Frommann: *Goethe in amtlichen Verhältnissen*. Aus den Acten, besonders durch Correspondenzen zwischen ihm und dem Großherzog *Carl August*, Geh. Rath v. *Voigt* u. A. dargestellt von seinem letzten Amtsgehülfen Dr. *C. Vogel*, Großherz. Sachsen - Weimar - Eisenach'schem Hofrath, Leibarzt u. s. w. 1834. VII u. 423 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Der vorher angeführte Kritiker hat in seiner Schrift S. 41 folgendes Urtheil niedergeschrieben: „Aus *Goethe* auch einen Geschäftsmann zu machen, konnte nicht

gelingen. — Die Darstellung seiner spätern Verhältnisse zu Jena von der Hand eines warmen Freundes und Verehrers beweist, daß er kein Geschäft anrühren konnte, ohne es zu verderben. Wer die Thätigkeit Anderer leiten will, muß nicht seine Gedanken stets in sich verschließen, um die Menschen in Abhängigkeit von sich zu halten, sondern sich ihnen mittheilen, damit sie in seinen Sinn eingehen, und so ihm zu Hülfe kommen können. Der Großherzog zeigte, daß er es besser verstand, als sein Freund, da er diesem, auf seine Bitte um eine angemessene Stellung, die Ehre einer Aufsichtscommission ertheilte, welche die Augen offen, aber keine Hände haben sollte, und die Autorität einer andern Behörde lassen mußte.“ — Wenn diese Stelle sich, wie es scheint, auf das von uns anzudeutende Buch des Hr. Geh. Hofr. *Vogel* bezieht (doch hat auch früher schon Hr. Canzler *von Müller* die amtliche Thätigkeit *Goethe's* in einer interessanten Schrift zu schildern gesucht: so wird aus dem angeführten Buche ein Confectarium gezogen, das der Verfasser gewiß nicht zugeben wird, zumal da er versichert, daß unter den lebenden Zeitgenossen ihm, als dem letzten Amtsgehülfen des Verewigten (soviel Rec. bekannt, in der Oberaufsicht der wissenschaftlichen Anstalten zu Weimar und Jena), genugsame Gelegenheit vergönnt gewesen sey, die Weise zu erkunden, in welcher *Goethe* in amtlichen Verhältnissen sich bewegte. Hr. V. suchte daher die Eigenthümlichkeit *Goethe's* durch Actenstücke (Berichte an den Großherzog, Communicate an seinen treuen Amtsgenossen, den Minister *von Voigt*, Briefe an Untergebene u. s. w.) darzustellen, von denen die meisten noch nicht bekannt waren. Wenn man nun auch nicht ableugnen kann, daß die Umständlichkeit und steife Förmlichkeit, mit welcher *G.* solche Geschäfte einzuleiten und auszuführen gewohnt war, nicht Jedem zusagen dürfte, der in ähnlichen Fällen rascher zu Werke geht, und mehr durch die That als durch die Feder bewirkt: so muß man doch die große Gewissenhaftigkeit, Ordnungsliebe und Pünctlichkeit anerkennen, welche *Goethe* den von seinem Fürsten ihm anvertrauten Geschäften, sofern er ihnen gewachsen war, widmete. Uebrigens machen auch die Antworten und Entscheidungen des Großherzogs, der immer mit seltenem Scharfblick den rechten Fleck zu treffen wußte, sowie die Mittheilungen des sel. *Voigt* dieses Buch zu einer sehr angenehmen Lectüre.

BERLIN, b. Duncker und Humblot: *Mittheilungen über Goethe*. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherz. Sächs. Geh. Hofrath und Ober-Bibliothekar. 1841. Erfter Band XXXII u. 496 S. Zweyter Band 728 S. gr. 8. (5 Thlr.)

Unter allen Schriften, welche über *Goethe* nach seinem Hinscheiden erschienen sind, ist diese die ausführlichste; auf keine ist die vorlier erregte Erwartung in höherem Grade gespannt gewesen. Und in der That, Wenige unter den Mitlebenden dürften so befugt und befähigt seyn, über *Goethe* zu schreiben, und ihn von seiner literarischen, bürgerlichen und ethischen Seite zu schildern, als der Vf. dieses Werkes, welcher dreyßig Jahre lang mit ihm verbunden war, indem er (wie er selbst im Vorworte S. IX sagt) in ihm „zuerst einen Patron“ (er war Hauslehrer seines einzigen Sohnes), dann „einen amtlichen Chef“ (bey der Weimarischen Bibliothek), und „durchaus einen wohlwollenden und wohlthätigen Gönner“ verehrt hat. Die Verbindung erstreckte sich namentlich auf das Literarische. Denn der Vf. war viele Jahre lang „von *Goethe's* literarischer Thätigkeit durchgängig Zeuge, Mitgehülfe, gelegentlich auch Begutachter, zum wenigsten Monent, Corrector und Revisor der Manuscripte (S. XVII). Er fühlte daher mit Recht sich verpflichtet, unter denen zu erscheinen, welche dem Andenken des Verewigten dankbare Weihespenden widmeten. „Dieser Verpflichtung, sagt er, würde ich früher nachgekommen seyn, hätte ich nicht geglaubt, den Vortritt denen einräumen zu müssen, welche dem Verewigten ebenbürtiger an Geist und betrauter in jedem Sinne mehr geeigenschaftet waren, etwas Seiner und ihrer Würdiges darzubringen, als ich, dem weder die erforderliche Auffassungs- und Darstellungs-Gabe verliehen ist, um einen Mann zu schildern, dessen geistige Gröfse, obschon von den Besseren der Gegenwart mit Bewunderung anerkannt, sich doch erst im Fortschritt der Zeit zu einer völlig klaren ungetrübten Erscheinung herausstellen, und dadurch zu einer allgemeineren Segenswirkung gelangen dürfte.“

Wir wollen die letzte Aeußerung, obgleich wir nur mit Einschränkung ihr beypflichten können, nicht bestreiten; auch wollen wir gern die in unsern Tagen immer feltener werdende Pietät, welche der Vf. gegen seinen Freund und Gönner laut und herzlich an den Tag legt, ehrend anerkennen: aber widersprechen müssen wir

dem Vf., wenn er sich selbst die erforderliche Auffassungs- und Darstellungs-Gabe abspricht, von welcher das ganze Werk das vollgültigste Zeugniß ablegt. Nur Zweyerley möchten mir an der Darstellung tadeln: erstlich, daß sie im Ganzen zu rhapsodisch, ohne inneren Zusammenhang ist; sodann, daß der Vf. sich zu oft und ohne Noth ausländischer Worte bedient, welche seinem sonst reinen, sehr bezeichnenden, nur zuweilen durch verwickelten Periodenbau schwerfälligen Stil ein buntscheckiges Ansehen geben. Sonst empfiehlt sich das Buch durch viele scharfe Beobachtungen und geistreiche Bemerkungen, durch eine ausgebreitete, zweckmäfsig angewendete Belesenheit in den Werken Alter und Neuer, insonderheit aber durch manche höchst interessante Aufschlüsse über die Eigenthümlichkeit des Mannes, mit welchem der Vf. so lange in genauer Verbindung stand.

Ein unglücklicher Umstand hat dem Werke geschadet, und die günstige Aufnahme desselben behindert: es ist mehrere Jahre zu spät im Publicum erschienen. Gleich nach *Goethe's* Hinscheiden würden dessen Freunde und Feinde dem Vf. die oft sehr harten Angriffe zu Gut gehalten haben, welche er sich bald gegen das Deutsche Publicum überhaupt, bald gegen Einzelne erlaubt: die Freunde im ersten Gefühle des großen Verlustes, welchen die Nation durch den Tod dieses Einzigen erlitten, die Feinde, weil sie sich sagen mußten, daß sie selbst durch ihre rohe Leidenschaftlichkeit zu dem polemischen Tone Veranlassung gegeben. Jetzt hat die Zeit Vieles ausgeglichen; viele persönliche Sympathieen und Antipathieen sind erloschen; man ist zu einer besonnenen und ruhigeren Würdigung des Verdienstes gelangt, und daher fällt es jetzt doppelt auf, wenn Hr. R. so übelwollend, ja feindlich auftritt, und gegen die theils verschollenen, theils umgestimmten Gegner *Goethe's* das Rachechwert zieht.

Wie sehr dies ihm in öffentlichen Blättern zum Vorwurfe gemacht worden, ist bekannt. Namentlich hat man es ihm nicht verzeihen mögen, daß er unsere Nation des Undanks gegen *Goethe* deshalb anklagt, weil sie *Schillern* über ihn gestellt haben soll. Hr. R. ist sehr beflissen gewesen, *Schillern* überall, offen oder versteckt, besonders aber in den langen, ja überlangen, mit Reflexionen begleiteten Auszügen aus dem Briefwechsel beider Männer herabzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1841.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Duncker und Humblot: *Mittheilungen über Goethe*. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension)

Eine pragmatische Lebensbeschreibung kann man Hr. R's. Werk nicht nennen; für eine solche giebt er sie auch nicht aus: es sind, wie wir schon oben andeuteten, rhapsodische oder fragmentarische Mittheilungen, wie sie, zum Theil noch bey Lebzeiten *Goethe's*, allmählich entstanden und von dem Vf. zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben seyn mögen. Auf eine lesenswerthe, obwohl grosentheils polemische Einleitung folgen nun die einzelnen Aufsätze, aus deren Zerstückelung man sich ein Ganzes zusammensetzen muß. Wer dies un bequem findet, der wird dem Vf. wenigstens die Kunst zugestehen, Alles mit *Goethe's* eigenen Aeußerungen zu belegen, die er aus dessen ihm in frischester Erinnerung lebenden Schriften überall zu Gebote stehen. So folgt nun unter

II. ein Abschnitt über *Johannes Falk*, streng tadelnd, oft herabwürdigend: uns scheint jedoch Hr. R. den Mann und sein Streben und Wirken in Weimar richtiger aufgefaßt und dargestellt zu haben, als viele seiner Zeitgenossen. An der Wahrheit dessen, was er angeblich aus *Goethe's* Gesprächen veröffentlicht hat, hat auch Rec. immer gezweifelt.

Hierauf ein Abschnitt unter III über *Bettine Brentano*, besonders in Bezug auf den von ihr herausgegebenen *Briefwechsel G's mit einem Kinde*. „Das Ganze, sagt Hr. R. I. S. 32, ist mit einem Wort ein Roman, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehnt, dessen Heldin aber Bettine, in eingebildeter, mehr mystisch - phantastischer als in wirklicher Liebe zu G., wenn sie ihn bald vergöttert und anbetet, bald schilt und persiflirt, bald Liebespuk mit ihm treibt, und sich

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band*.

nächtliche Besuche, Promenaden und Mantelscenen mit ihm ausdenkt. G. erscheint daher auch nicht als ein Liebender, sondern als ein Angelielter (*adamatus*), der sich diese Anliebe mit guter Art gefallen läßt, wie jene Marmorbüste, welche die Liebende so lange küßt, bis es ihr gelingt, das lebendige Original eifersüchtig darauf zu machen. Das gelingt ihr nun aber nicht. Er läßt sie, wie ein Kind gewähren, so lange bis sie ihm lästig wird, und ihn compromittirt; da es in seiner Art lag, aus herkömmlicher Dankbarkeit auch unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie es ihm nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen.“ Was die Sonette betrifft, die Bettine sich *bona fide* als an sie gedichtet und gerichtet aneignet, so behauptet Hr. R. dafs G. solche weder an sie noch auf sie gedichtet habe, doch sey möglich, sogar gewifs, dafs er eins oder das andere an sie gesendet, da er einmal gern das Neueste seinen Freunden und Freundinnen mittheilte, entweder vorlesend, oder bey intimerem Verhältniß auch wohl abschriftlich. — Dafs die Angeschuldigte gegen solche Behauptungen die Feder, soviel uns bekannt, seither hat ruhen lassen, scheint einen Mangel an Gegenbeweisen zu verrathen.

IV. *Persönlichkeit*. „G's. Persönlichkeit erklärt Alles, was man in seinen Schriften und in seinem Leben Eigenthümliches und Besonderes wahrnimmt. Man muß ihn gesehen und gehört haben, um sowohl den Adel seiner Seele, die Tiefe und Innigkeit seines Gemüths, die Liebe, Güte, Milde, Sanftmuth, Schonung und Duldsamkeit seiner Natur zu empfinden, als den guten Humor, den heiteren Scherz, die feine Ironie und das gutmüthige Sichselbst zum Besten haben darin wieder zu erkennen, und sogar Tadel und Rüge, wenn auch zuweilen heftig, nur gerecht, nicht grämlich zu finden.“ Schwerlich wird Jemand, der G. gesehen und gehört hat, sich finden, der diesem Urtheile nicht mit Ueberzeugung beystimmte.

V. *Constitution.* Neu war uns, was wir hier lesen, daß G., den man sonst als den Immerglücklichen preisen hörte, von vielen und wiederholten Schlägen des Schicksals, die ihn durch sein ganzes Leben hindurch geistig und körperlich meist zugleich trafen, ausgesetzt gewesen, denen er früher unterliegen mußte, wenn nicht sein Geist und der Talisman seines Talenten ihn aufrecht erhalten hätten.

VI. *Charakter.* Durchaus treu und wahr, wie in seinen Dichtungen, so im Leben und Handeln, nur immer die Wirklichkeit, nicht im gemeinen Sinne, sondern den Geist der Gegenstände ins Auge fassend.

VII. *Gefinnung.* Jung, schön, wohlhabend, mit allen Gaben des Körpers und des Geistes ausgestattet, hatte er schon in sich den meisten und besten Vorhub einer edeln Natur, um die Menschen mit Wohlwollen anzusehen, auch wenn sie ihm nicht mit Liebe und Enthusiasmus entgegen gekommen wären. Bey dem größten Zartgefühl befaß er doch bey Verlust und Schmerzen eine Gefasstheit und Ruhe, welche diejenigen, die ihn nicht näher kannten, ihm oft übel genommen haben. So ungeduldig-lebhaft und für Alles empfänglich er war, so stand doch das dunkelgefühlte Bedürfnis nach Ruhe wie ein letztes Ziel aller dieser Bewegungen in seiner Seele. Doch konnte es ihn, wo nicht aus der Fassung, doch aus dem Humor bringen, wenn die Umgebung ihn nicht anmuthete, besonders wenn gewisse impassible oder impassibel scheinende Personen anwesend waren, die den Verdacht heimlichen Aufpassens durch ihr schweigfames Benehmen rechtfertigten. „Eine solche Figur war z. B. *Franz Passow*“ (S. 89).

Auch von G's. Uneigennützigkeit, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit werden höchst rühmliche Beyspiele angeführt. Besonders ist aber den Zweiflern zu empfehlen, was über G's. Religiosität, Aristokratismus, Deutschtum mit so einleuchtenden Gründen beygebracht wird, daß nur Unverstand oder Bosheit bey den ihm oft gemachten Vorwürfen beharren kann. Nur Eine Stelle aus Hn. R's. Buche möge hier Platz finden, auch der schönen Form wegen: „Goethe war zwar kein Christ im gewöhnlichen Verstande, sondern dem Sinne und Gemüthe nach in seiner humanen Denk- und Handlungs-Weise, doch auch kein Heide nach dem gemeinen Sprachgebrauche, etwa in dissoluter Sitte und schwelgerischem Lebensgenusse. *Goethe'n* konnte der allgemeine Kirchenglaube nicht genügen, er mußte darüber hinausgehen, und sich zu Vorstellungen erheben,

welche mit Geschichte, Natur und Vernunft übereinstimmender sind, als die kirchlichen Dogmen, die zum Theil auf strittiger Ueberlieferung, zum Theil auf dialektischer Ausfönnung der zur Hand liegenden Voraussetzungen beruhen. — Sein äußerer und innerer Gottesdienst bestand darin, daß er, wie jener Goldschmied zu Ephesus, in seiner Werkstatt sitzend, treu und fleißig an der Nachbildung des wundervollen Gürtels arbeitete, der die Natur, das heilige Gewand der Gottheit, umschloß, und so sein kunstreiches Streben in frommen Wirken durch das Leben leitete, ohne sich durch das Geschrey draussen von einem speculativen Gott, hinter des Menschen alberner Stirn, im geringsten stören zu lassen.“ Wir übergehen, was uns Hr. R. von G's. Thätigkeit, Gegenständlichkeit des Denkens (mit welchem Ausdrucke *Heinroth* G. auf einmal über sich selbst aufgeklärt haben soll), über dessen Benutzung zufälliger Ereignisse, Benutzung Anderer, Nachahmer so umständlich als lehrreich berichtet. Ueberall werden interessante Facta angeführt, und alle diese Erörterungen befördern zugleich das richtige Verstehen der G. Schriften. Man überfieht dabey gern die Zerstückelung sowohl als die oft unlogische Eintheilung der zusammenhängenden Materien, und läßt sich gefallen, daß nun noch

IX ein besonderer Abschnitt folgt, mit der Ueberschrift: *Totalität Goethe's*, als Mensch und Autor, die sich in keinem seiner Werke so entschieden und vollständig ausspricht, wie im *Faust*: sein Innen und sein Außen; sein Jünglings-Streben, sein Mannes-Vermögen, seine Greises-Weisheit; sein Empfundenes und Erlittenes, sein Erfahrenes und Gedachtes; es ist, sagt Hr. R., sein Selbststoff und seine Selbstform, oder:

„Der Gehalt in seinem Busen,
Und die Form in seinem Geist.“

Unterhaltender, als die seither behandelten ernstesten Gegenstände, wird für Viele der folgende Abschnitt

X. *Eigenheiten* seyn, unter denen sich das vorzüglich auszeichnet, was man an G. Liebe zum Geheimniß genannt hat, und was, im Leben und in Schriften, Lust am Incognito war, die G. selbst als seinen realistischen *Tik* zu bezeichnen pflegte. Die Motive seiner Handlungen, der Sinn seiner Dichtungen blieben oft denen verborgen, die ihn nicht näher kannten; da kein Positives ausgesprochen war, so ließen sie auch die Möglichkeit einer anderen Erklärung und Deutung zu.

Was hierauf von G's. Discretion, Laune, Witz (den der Vf. ihm angelegentlich vindicirt), Ironie, Unmuth erzählt, und durch interessante Facta bestätigt wird, darauf können wir nur aufmerksam machen.

XI. *Fehler*. Mit großer Unparteylichkeit wird hier von den Fehlern gesprochen, die man G. gewöhnlich zur Last legt, unter den Rubriken: Eitelkeit, Selbsturtheil, Parteylichkeit für und wider (hier besonders S. 333 eine höchst ungünstige Diatribe gegen *Boettiger*, den Hr. R. auch in vielen anderen Stellen seines Werkes von einer sehr verächtlichen Seite schildert), Neid-sucht, Bequemlichkeit.

XII. *Häuslicher Zustand*. Ob sich wirklich (wie wir neulich in einem öffentlichen Blatte, von einem Weimaraner, wenn uns nicht alles trügt, der *Falk's* Freund gewesen, geschrieben lasen) „noch lebende Weimaraner aus jener Zeit finden, welche den tiefen Schatten zu dieser Skizze von G's. häuslichem Glücke liefern könnten?“ Wir wissen es nicht, und fürchten es nicht. Sonst wäre es allerdings besser gewesen, wenn der Vf. die dort empfohlene Maxime befolgt hätte, von solchen Dingen, die man nicht entschuldigen, nicht rechtfertigen kann, das Vergessen nicht zu stören.

XIII. *Reisen*. Doppelt anziehend, weil der Vf. ihn auf mehreren begleitet hat. Sowie auf Reisen und an fremden Orten, so war auch G. nicht minder lebenswürdig zu Hause als Wirth bey sich, als Selbstgast in den Gesellschaften Anderer. Dazu Belege in der „*Gesellschaft*“ überschriebenen Unterabtheilung, an die sich unter

XIV der Abschnitt *Fremde* anreihet, in welchem namentlich über die Besuche von *Arendt*, *Oehlen-schlüger*, von Franzosen und Engländern gesprochen wird.

Schlimm ergeht es unter No. XV den *Juden*, am schlimmsten *Boerne'n*, den Hr. R. als den „bornirtesten Egoisten“ vorführt, ein Charakterbild der Nation, „der dieser *Börne* mit Leib und Seele angehört, und die von jeher die anders Denkenden gehasst hat.“

XVI. *Freunde*. Ueber G's. allmählich abgekühltes Verhältniß zu *Lavater*, *Stolberg*, *Jacobi* werden hier Aufschlüsse gegeben, die wenigstens uns zum Theil neu waren. Auch *Knebel's* anfangs unbilligen, ja ungerechten Urtheile über G's. Naturell, Charakter und Schriften werden erwähnt: der Vf. sucht sie durch *Knebel's* von Hause aus unruhiges, weder durch ein ei-

gentlich entschiedenes Talent, noch durch eine bestimmte Thätigkeit fixirtes Wesen, seine durch eine stärkere Wahlverwandtschaft seiner lyrischen Natur zu *Herder* und *Paul Richter*, deren Einflüsse er sich nicht ganz zu entziehen wußte, bestmöglichst zu entschuldigen. *Herder's* ungleiches Benehmen leitet Hr. R. nicht ohne Bedauern und Mitleid aus dessen krankhafter Natur her, und schiebt einen großen Theil jener Mißstimmung auf seine körperlichen Uebel oder auf seine Umgebung „hinter der Kirche“, wie in anderen Stellen angedeutet wird. *Schillers* Verhalten zu G. wird hier nur kurz berührt, weil unmittelbar darauf ein besonderer Aufsatz: *Goethe und Schiller*, und im zweyten Bande eine besondere Abhandlung über *Goethe's Verhältniß zu Schiller* und ein langer Auszug aus dem *Briefwechsel* beider Männer (S. 339—516) folgt. Zu welchem Zwecke, haben wir oben bemerkt. Wir ehren die treue, dankbare Gefinnung, welche Hr. R. gegen *Goethe* bewahrt hat, und die ihn zu unbedingter Verehrung und Bewunderung des großen Mannes hinreißt; getrauen uns aber nicht ihn gegen diejenigen zu vertheidigen, die ihm ein ungerechtes Urtheil über *Schiller*, das oft auf wunderlichen Gründen beruht, vorgeworfen haben. Eine Erwägung des Einzelnen würde uns weit über die Grenze dieser Anzeige hinausführen.

Die letzten, nicht minder interessanten Capitel dieses Bandes haben die Ueberschriften: XVII *Umgebung*, *Verehrer*, XVIII *Ruhm*, XIX *Publicum*. Diese Ueberschriften lassen leicht errathen, was nach dem durch Obiges dargelegten Zwecke und Plane des Vf's. hier zu suchen sey. Nachdrückliche Stellen kommen hier auch gegen die „*neugebornen Autochthoneen* (das junge Deutschland) vor, sowie über die Ursachen, aus denen *Goethe*, später auch *Schiller*, einen so „*niederträchtigen*“ Begriff von dem Deutschen Publicum bekommen hatte.

Ueber den zweyten Band dieses Werkes können wir uns kürzer fassen, theils weil die Tendenz und Manner des Vf's nun bereits aus dem, was wir über den ersten Band berichtet haben, klar seyn wird, theils weil derselbe größtentheils historischer Art und der Inhalt schon durch die Ueberschriften hinlänglich bezeichnet ist. Es sind folgende:

I. *Weimarische Zustände*. Vorzüglich interessant, da hier die Periode von *Anna Amalia*, *Carl August* und *Louise* ins Auge zu fassen war. Damit hängt ge-

nau zusammen II. *Goethe's Leben und Wirken in Weimar*. Der Schlüssel zu Allem, was in diesen Bereich gehört, liegt in den Worten, die G. an *Lavater* schrieb: „Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander täglich verbundener.“ III. *Goethe's Reise nach Italien* (1786 — 1789). Sie war ganz geeignet, seinem Körper die volle Gesundheit und frühere Beweglichkeit wiederzugeben, sein Gemüth zu *heiterer Stimmung* und williger Theilnahme an Allem aufzurichten, den Blick seines Geistes zu erweitern und ihm neue Ansichten zu eröffnen. IV. *Goethe nach seiner Rückkunft*. Er folgt zuerst seinem Fürsten in die Cantonirungsquartiere in Breslau, begleitet ihn dann auf einer Luftfahrt nach den Salinen von Wieliczka, zuletzt auf einem Gebirgs- und Land-Ritt über Adersbach, Glatz u. s. w. und kehrt durch Sachsen über Dresden, die dortige Bildergalerie noch zuletzt als doch einigen ästhetischen Genuß mitnehmend, nach Weimar zurück, um seine durch diese Reise mehr als die Musischen Geschäfte angeregten und beförderten Naturstudien weiter fortzusetzen.

V. *Goethe's Verhältniß zu Schiller*. VI. *Goethe's und Schiller's Briefwechsel*. Von Beiden schon oben. Die Auszüge aus dem letzten sind so vollständig, daß man allenfalls das Werk selbst entbehren kann, das den Titel führt:

STUTTGART und TÜBINGEN, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805*. Drey Theile. 1827. 1828. 1829. kl. 8.

VII. *Goethe's Schriften*: die poetischen und profaischen sind, der leichteren Ueberficht und schnelleren Auffassung wegen, in alphabetischer Ordnung zusammengestellt. Dem Vf. gebührt Dank für die hier mitgetheilten näheren sehr lehrreichen Notizen über Entstehung, Tendenz und Schicksal derselben, Dank auch dafür, daß er theils des Dichters Urtheile darüber gesammelt, theils seine eigenen beygefügt hat, welche im Ganzen gewiß als treffend anerkannt werden müssen.

VIII. *Goethe's Urtheile* über Dichter, alte und moderne, über Künstler, Kunstkenner, Naturforscher, Philosophen, Regenten und Staatsmänner. Die meisten Urtheile sind aus *Goethe's* Schriften gezogen; neu dagegen und so belehrend als erquicklich sind IX. *Goethe's Tischreden*, in denen *Goethe* sich zum Theil mehr kund

giebt, als in dem, was er selbst über sich in Druck gegeben. Möchte der Vf., sein so vieljähriger Tischgenosse, mehrere gesammelt haben!

Das *Schlusswort* bezieht sich auf *Goethe's* letztes Lebensjahr. Von seinem Absterben weniger als wir erwarteten; doch Eine merkwürdige Notiz: „Was Wenigen begegnen möchte, den Tag ihres Scheidens, dem Datum nach zu erfahren, das sollte dem bis zum letzten Augenblicke besonnenen, sich selbst bewußten, Geiste kein Geheimniß bleiben Er erkundigte sich nach dem *wievielsten* des Monats mit vernehmlicher Stimme; man sagte ihm, es sey der 22 März, und nach Verlauf von etwa einer Stunde, im Halbschlummer zugebracht, hatte er aufgehört — sterblich zu seyn.“

Das Aeufere des Werkes entspricht seinem inneren Gehalt: es ist anständig und einladend.

M. — h.

LEIPZIG, b. Engelmann: *Goethe's Friederike*. Von *Freimund Pfeiffer*. Anhang: *Sesenheimer Liederbuch* 1841. VI u. 155 S. gr. 8. (21 Gr.)

Rec. nahm vorliegendes Büchlein, das durch Druck und Papier recht freundlich ausgestattet ist, mit großen Erwartungen in die Hand, da ihm dasselbe, dem Titel nach, Aufklärungen und Berichtigungen versprach über eine der interessantesten Perioden in *Goethe's* Jugendgeschichte. In diesen Erwartungen fand sich Rec. jedoch größtentheils getäuscht. Zwar ist er weit entfernt, den Fleiß verkennen zu wollen, den der Vf. bey Benutzung mannichfacher Quellen und literärischer Hülfsmittel bewiesen. Namentlich gilt dies von des Dichters Briefen an *Merck* und *Lavater*, an die Gräfin *Auguste von Stolberg* und von den aus dem Morgenblatte 1838, No. 25 — 28 bekannten Briefen *Goethe's* an seinen Jugendfreund, den Actuarius *Salzmann* in Straßburg, der aber von Hrn. *Pf.* in seiner Schrift gar nicht genannt ist. Gleichwohl enthält dieselbe im Allgemeinen nur eine geschickte Zusammenstellung des längst Bekannten, was *Fr. Laun* und *A. Weill*, jener im Morgenblatte (1840 No. 212 — 217), dieser in der Zeitung für die elegante Welt (1840, No. 199 — 200) und *H. Döring* in seiner Schrift *Goethe* in Frankfurt a. M. (Jena 1838) und in seiner neuesten Biographie des Dichters (Jena 1840) über *Goethes* Jugendliebe mitgetheilt haben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E C E M B E R 1 8 4 1.

V E R M I S C H T E S C H R I F T E N.

LEIPZIG, b. Engelmann: *Goethe's Friederike*. Von *Freimund Pfeiffer*. Anhang: *Sesenheimer Liederbuch* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Etwas befremdend ist der Eingang des Büchleins. Nichts ist natürlicher, als das *Goethe* „in dem langen blauen Oberrock oder in dem Schlafrock von gelbem Nanking“, worin ihn Hr. *Pf.* in spätern Jahren gesehen zu haben scheint, sich ganz anders ausgenommen haben muss, als damals, wo er noch „im galonirten Rock aus Lyon“ einherstolzirte, oder auch „im nachlässig geknüpften grauen Biberfrack in der streichenden Februarluft umherwandelte, nicht rechts und links fragte, und den kommenden Frühling in tausend quellenden Liedern ahndete“. Seine Studien, sagt Hr. *Pf.* in Bezug auf jene Periode (S. 8) „sind eben so bunt: Das ist ein junger Mediciner; er besucht die Anatomie und das Klinikum bey dem Doctor Ehrmann. — Er ist ein Jurist; emsig memorirt er Joachim Hoppius. — Er ist ein Architekt, Risse liegen um ihn verbreitet, Zirkel und Winkelmaß, und er führt die Kreide mit geschickter Hand. Ach, die armen Eltern! mag eine Philisterseele ausrufen, das ist ein schöner Geist, ein galanter Taugenichts, er trägt die Odysee und den Ossian in der Tasche“. Das ist, wie Hr. *Pf.* sich ausdrückt, „mit wenig Pinselstrichen, der Straßburger *Goethe*, der keimende Dichter, der keimende Naturforscher, der keimende Pan“.

In ziemlich geschraubter Sprache sind alle übrigen Abschnitte des Büchleins gehalten, in welchem allerley zierliche Floskeln und Redewendungen, auch mancherley Epifoden, die gar nicht zur Sache gehören, keinen Ersatz dafür bieten, das wir über das Verhältniß des Dichters zu der lebenswürdigen Tochter des Pfarrers *Brion* in *Sesenheim* wenig Neues erfahren. Eine wunderliche Idee leitete den Vf., als er in dem zwey-

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

ten Abschnitte seines Buchs, *Straßburger Societät* überschrieben, einzelne Jugendfreunde des Dichters, *Jung - Stilling*, *Lerfe*, *Weyland*, *Lenz*, *Meier*, *Engelbach* u. A. nach den in *Goethe's* Selbstbiographie gegebenen Notizen redend einführt, und durch dieses dramatische Gemälde, oder vielmehr durch *Goethe* selbst, *Herders* Eintritt in jenen Kreis ankündigt. Die hierauf folgenden Briefe von *Friederike Brion* aus den Jahren 1770 und 1771 enthalten, bey aller Redfeligkeit, doch einzelne charakteristische Züge in Bezug auf *Goethe*, „den charmanten Freund, der mit *Weyland* nach *Sesenheim* gekommen“.

„Glaube nicht“, schreibt *Friederike* unter andern S. 21, „das ich seine Braut bin; solche Geheimnisse könnte ich vor den lieben Eltern nimmer verantworten. Lieb hab' ich ihn von ganzem Herzen. Wenn er auf den Spaziergängen oder bey dem Vorlesen seine herrlichen Gedanken mittheilt, weiß ich nicht, ob Bewunderung oder Liebe mir das Herz sprengen möchte. In die Linde am Brunnen hat er unser Beider Namen eingesehnt, und mit ein paar allerliebsten gemalten Bändern mir ein selbstgedichtet Lied geschickt. Sein geliebtes Leben heiß' ich drin. Ich bin ja zu glücklich; das ich auch reimen kann, wußte ich früher nicht. Die Tante will uns durchaus mit nach *Straßburg* haben, alles Sträuben hilft nichts. Hätte *Goethe* nicht geschrieben, das er in langer Zeit nicht hinauskommen könne, ich liefse mich nicht von meinen lieben Blumen und Bäumen losreißen“. — Auf einem andern Blättchen heiß es: „Wie die vergnügten Schäfer bey *Gesner* haben wir gelebt. Das Kleinste, wie das Höchste, weiß *Goethe* gleich göttlich zu befeelen, das braune Würmchen, wie den gelben Vollmond. Wenn ich zu seinen großen Augen hinauffah, hätt' ich jedesmal vor Wonne vergehen mögen.“

Mit Recht bedauert der Vf. S. 25, das sich von dem Briefwechsel *Goethe's* mit *Friederike*, alles Nachsuchens ungeachtet nichts gefunden. Er nimmt an-

dafs jene Correspondenz vernichtet worden, als *Goethe* vor der Abreise nach Italien (1786) mehrere seiner Papiere verbrannte. Zugleich erfahren wir, dafs dieses Schicksal auch einige dreysig Briefe *Goethes* getroffen, die er nach Seseenheim geschrieben. Friederikens Schwester, Sophie, soll jene Briefe, aus Unmuth über das aufgelöste Liebesverhältnifs, den Flammen übergeben haben. Für diesen Verlust sucht der Vf. uns zu entschädigen durch einen abermaligen Abdruck des aus dem Morgenblatt 1838 bekannten Briefe *Goethes* an den Actuarius *Salzmann* in Strafsburg. Diese Schreiben sind aber, zumal in ihrer fragmentarischen Kürze, von geringem Belange, und für das Lebensverhältnifs selbst von keiner Wichtigkeit.

Von Friederikens Vater weifs Hr. *Pf.* nach seinen eigenen Aeußerungen (S. 29) wenig zu berichten. „Pastor *Brion*,“ sagt er (S. 30) „hatte eine einträgliche Stelle, wie alle Landpfarrer haben sollten, damit diese *Ritter der Idylle* auch idyllisch Küche und Keller, Garten und Feld frohen Gästen und stillpoetischen Träumern(?) öffnen könnten. Mit einem *Paulus* oder *Röhr*, oder was du sonst für einen unserer kritischen und hermeneutischen Operateurs(?) substituiren willst, möchte der Seseheimer Gottesmann sich schwerlich verständigt haben. Ein Bischen orthodoxer Natur scheint er gewesen zu seyn. Als *Goethe*, gestochen von den garstigen Schnaken, die die lieblichen Rheinufer auf so unerträgliche Weise verleiden, über diese Störer in gotteslästerliche Reden ausbrach, und endlich gar versicherte, diese Thiere allein schon könnten ihn von dem Gedanken an einen guten und weisen Welterschöpfer abbringen, rief der ehrwürdige Mann ihn ernstlich zur Ordnung, und verständigte ihn, dafs diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Fall unserer Eltern entstanden, oder wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummt und nicht gestochen hätten u. s. w.“

Ueber Friederike's Mutter äufsert sich der Vf. S. 31: „Das Sprichwort sagt: Vom Stamm hat der Apfel seinen Schmach; das wäre Zeugnißes genug für diese treffliche Frau. Ihr Gesicht wird uns regelmäfsig, und der Ausdruck desselben verständig genannt. Zur Zeit der *Goetheschen* Hausfreundschaft war ihre Gestalt lang und hager, doch nicht mehr, als es ihren Jahren gezieme, und dafs sie in ihrer Jugend eine schöne Frau gewesen, läfst sich gar wohl erkennen. Ihres ruhigen

edlen Betragens wie ihrer Würde thut *Göthe* oft Erwähnung, und versichert, man habe sie nicht ansehen können, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen. — Das waren Friederikens Eltern. *Göthe's* Unsterblichkeit ist ihnen ein unverletzliches Ehrendenkmal.“

Fast allgemein Bekanntes und wenig Neues enthalten die folgenden Abschnitte des Buchs, in denen der Vf. des Dichters Liebesverhältnifs in seine Einzelheiten zergliedert bis zur Trennung von *Friederike Brion*, sodann seiner Doctorpromotion und seiner weitem Schicksale gedenkt, bis wir den Dichter, nach *Hrn. Pf's* Werke, „am Weimarischen Hofe wiederfinden, nicht mehr den Doctor J. U. sondern *den wirklichen Geheimen Rath von Goethe*“ (S. 60). Er schließt seine Bemerkungen im zwölften Abschnitt mit den Worten: „*Goethe* steht in der dritten Periode seines Dichterlebens, die sich im Verhältnifs zur ersten oder sentimentalen Kraftperiode die *elegante* nennen läfst, wie die zweyte, in welcher *Iphigenie*, *Tasso*, *Hermann* und *Dorothea* geschaffen wurden, die *ideale*. Der Sprudelgeist schaffender Kraft ist versiegt. Die *Wahlverwandtschaften* sind ein letztes wunderbares Phänomen an diesem Horizont. Der Dichter des *Werther* überfetzt jetzt den *Mahomet* und *Tancred Voltaires*, schreibt die marmorglatte und marmorkalte *Eugenie*, worin, statt Personen von Fleisch und Blut, wesenlose Abstracte auftreten; statt der innigen Lieder, die im einfachsten und natürlichsten Ausdruck die tiefsten Geheimnisse der Seele offenbaren, schreibt er gereimte Komplimente in die Albums der Hofdamen und der ihm aufwartenden Hochgeborenen Hafenfüfse, er ordnet Maskenzüge und schreibt Briefe voll ministerieller Feierlichkeit in langweiligem Canzleystil. Da geschehen keine Keulenschläge auf die Häupter der *Philister* mehr. Wer fragile *Majolika-Sammlungen* pflegt, muß fein ruhig seyn. Das ist der *Goethe* des letzten Stadiums.“ Mit diesen Worten schließt der Vf. (S. 52) seine Bemerkungen über *Goethe*, auf den er jedoch späterhin wieder zurückkommt, um den Contrast zwischen des Dichters Liebesverhältnifs zu *Friederike Brion* und seiner Verheirathung mit *Christiane Vulpius*, der Schwester des gleichnamigen Bibliothekars zu Weimar, mit einigen sarkastischen Bemerkungen hervorzuheben. Diesem Rath *Vulpius*, sagt der Vf., dem theueren Freunde meiner besten Wandertage, muß ich hier ein paar Zeilen widmen. *Vulpius* ist der Verfasser des *Rinaldo Ri-*

naldini, ohne den ich nicht in jene seligen Tage zurückblicken könnte, an denen wir im schauerlich wehenden Tannenwalde mit funkelnden Augen das berühmte Rinaldo - Lied fangen, und uns Glieder seiner kühnen Bande zu seyn einphantasirten. Ach, einen Knaben, der nicht eine Periode seines Lebens hat, wo er lieber Räuberhauptmann als Geheimerath werden möchte, sollte man je eher je lieber an die Chinesen verhandeln!“

Doch genug von diesen Invectiven und faden Bemerkungen. Dem Herzen des Vfs. macht es dagegen alle Ehre, dafs er (S. 115) es unternimmt, Friderikens Unschuld in's reinste Licht zu stellen, und sie zu rechtfertigen gegen die Beschuldigungen des Professor *Näke* in seiner 1838 herausgegebenen Schrift: *Wallfahrt nach Sesenheim*. Was wir, bey manchen interessanten Einzelheiten, an dem Büchlein des Hn. *Pf.* tadeln müssen, sind die vielen Epifoden, die mit dem Gegenstande, auf den der Titel hinweist, nur in einer äusserst lockeren Beziehung stehen. Dahin wären vorzüglich die *Elfasser Briefe* zu rechnen, in denen der Vf. (S. 56 u. f.) „seiner wertheften Tante“ allerley kleine Reiseabenteuer berichtet, und dabey flüchtig der Orte Stralsburg und Sesenheim gedenkt. Einen Anhang zu seiner Schrift bildet das *Sesenheimer Lie-derbuch*, das kleine Gedichte von Goethe an Friderike enthält, die jedoch schon zum Theil bekannt sind aus *H. Döring's* Schrift: *Goethe in Frankfurt am Mayn* (Jena 1839). Uebrigens findet sich unter diesen Poesieen, neben manchem Gehaltvollen, auch viel Mittelmässiges und Unbedeutendes.

D. G.

LITERATURGESCHICHTE.

ILMENAU, b. Voigt: *Neuer Nekrolog der Deutschen*. Sechster Jahrgang. 1828. I u. II Theil. 1830. Achter Jahrgang bis siebzehnter Jahrgang, von 1830 bis mit 1839. Jeder Jahrgang aus 2 Theilen bestehend, und mit einem wohl gelungenen Kupferstich eines Fürsten oder einer anderen ausgezeichneten Person geziert. 1832 — 1841. 8.

Wir haben bey Anzeige der ersten 8 Jahrgänge dieses Nekrologs (der sechste war uns damals nicht zur Hand) in den Ergänzungs - Blättern unserer A. L. Z. 1840, No. 92 den Zweck und Werth der sehr verdienstlichen

Unternehmung aus einander zu setzen, und das Publicum zu einer lebhafteren Theilnahme aufzumuntern gesucht, so dafs wir jetzt, bey fortgesetzter Anzeige, entweder den Inhalt jedes einzelnen Bandes angeben, oder bey einer nochmaligen allgemeinen Empfehlung des Werkes es bewenden lassen müssen. Das Erste ist in unseren Blättern nicht möglich, weil es die uns vorgesteckte Grenze zu weit überschreiten würde; das Zweyte aber halten wir um so mehr für Pflicht, da die grosse Reihe von Bänden, welche vor uns liegen, es von Neuem bestätigt, mit wie unverdrossenem und uneigennützigem Eifer der wackere Herausgeber und Verleger, Hr. *Bernhard Friedrich Voigt* in Weimar, das ihm immer lieber gewordene Product seines Verlages pflegt und unterhält. Denn Alles spricht dafür, dafs er keine Mühe, keinen Fleifs und keine Kosten scheuet, dasselbe immer mehr zu einem Stamm- und Familien - Buche Deutscher Nation zu stempeln. Sowie die Anzahl tüchtiger Mitarbeiter mit jedem Jahre wächst, so schärft sich auch der prüfende Blick des Herausgebers, und so muthig und siegreich kämpft er gegen alle Schwierigkeiten, welche sich ihm bey der fortdauernden Theilnahmlosigkeit des gröfseren Publicums entgegenstellen. Wenn man erwägt, welche Bücher gewöhnlich in den weiten Kreisen der Leihbibliotheken circuliren, und welcher Bücher Anschaffung hie und da durch landesherrlichen Befehl auf die Regiekosten der Behörde angeordnet wird: so mufs man in der That die Beharrlichkeit und Ausdauer bewundern, mit welcher Hr. *Voigt*, dem keines dieser Beförderungsmittel zu gute kam, nichtsdestoweniger sein rühmliches Ziel verfolgt.

Betrachten wir nun die stattliche Reihe von Bänden, welche wir hier summarisch anzeigen, so lassen sich wohl gegen den Plan des Herausgebers und dessen Ausführung überhaupt zwey Bedenklichkeiten erheben. Einmal könnte es scheinen, dafs er sein Mausoleum zum Theil auch weniger bedeutenden Personen eröffnet habe, welche sich neben so vielen Notabilitäten der Nation etwas wunderbar ausnehmen, und sodann wird vielleicht der ungleiche Stil auffallen, der sich durch das Ganze zieht. Wenn aber Hr. *V.* sich rechtfertigend erwiedern sollte, dafs in einem solchen Werke des Guten eher zu viel als zu wenig zu leisten sey, und dafs bey der sehr grossen Menge der Mitarbeiter eine Gleichheit der Darstellung und Schreibart nicht erzielt werden könne: so wüsten wir in der That

nicht, was wir ihm mit Fug und Recht darauf antworten sollten. Und so möge denn sein patriotischer Eifer nicht erkalten! Möge aber auch die nachdrückliche Ermahnung nicht ungehört im Publicum verhallen, mit welcher er den zweyten Theil des letzten Jahrganges geschlossen hat!

L. M.

ALTENBURG, b. Pierer: *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit, oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe*, bearbeitet von mehr als 220 Gelehrten, herausgegeben von H. A. Pierer, Herz. Sächf. Major a. D. Zweyte, völlig umgearbeitete Auflage. (Dritte Ausgabe.) Erstes bis fünf und vierzigstes Heft. 1840. 1841. gr. 8. (Preis des Heftes 3 gr.)

Da wir den Plan dieses Werkes und dessen treffliche Ausführung bereits bey Anzeige der ersten Hefte in diesen Blättern (1833 No. 220) hinlänglich dargelegt haben, und nach dem Zwecke unseres Instituts in eine genaue Kritik der einzelnen Artikel nicht eingehen können: so wird es hinreichend seyn, das Publicum auf den raschen und glücklichen Fortgang des Werkes mit wenigen Worten aufmerksam zu machen. Die Schnelligkeit, mit welcher ein Heft dem anderen folgt, loben wir, weil bey so umfangreichen Werken es immer bedenklich ist, wenn man fürchten muß, daß ein Menschenalter zu ihrer Vollendung nicht ausreichend seyn werde (das letzte Heft, das wir vor uns haben, geht bis *Detarium*); glücklich aber nennen wir die Fortsetzung des Werkes, weil man, bey verschiedenartiger Behandlung der Materien, doch überall Einsicht, Fleiß, Beurtheilungskraft entdeckt. Manche Artikel, besonders die historischen, sind musterhaft bearbeitet, mit sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Quellen. Ueberhaupt kommt dem Werke der Umstand zu Statten, daß es unter den encyclopädischen Wörterbüchern, welche seit dem Brockhaus'schen Conversationslexikon erschienen sind, das letzte ist, und wir tragen kein Bedenken, es auch im Ganzen für das vollständigste

und beste zu erklären, dessen Anschaffung vor anderen zu empfehlen ist. Auch der mehreren Heften beygefügte Atlas der Abbildungen, welche eine Gratiszugabe zu dem Werke ist, erhöht das Verdienst des Herausgebers, und muß den Absatz des Werkes befördern.

Bf.

T H E O L O G I E.

JENA, b. Mauke: *Anleitung zum Studium der christlichen Theologie, nach den Grundfätzen des biblischen Rationalismus*. Von Lobegott Lange, der heil. Schrift Doctor, Professor an der Großherz. und Herzogl. Sächsischen Gesamt-Universität Jena. 1841. 282 S. 8. (18 Gr.)

Der Zweck dieser Schrift ist gleich in der Zueignung derselben an den Hn. Gen. Sup. Dr. Röhr in Weimar kurz und deutlich in den Worten ausgesprochen: „sie ist bestimmt, junge Theologen auf die rechte Bahn des biblischen Rationalismus zu leiten.“ Diesen biblischen Rationalismus sieht der Vf. mit Recht als Fortbildung und Vollendung des Protestantismus an; daß er von der Wahrheit desselben nach eifrigem Forschen auf das vollkommenste überzeugt, daß er begeistert sey für die Sache eines vernunftgemäßen Christenthums, davon liefert die Schrift auf jeder Seite den Beweis. Wenn daher schon die Hauptgrundfätze des Vf's. mit denen ganz übereinstimmen, welche der mit ihm befreundete Röhr so oft und so nachdrücklich ausgesprochen und vertheidigt hat: so glauben wir überhaupt die Schrift nicht besser charakterisiren zu können, als wenn wir sie in Bezug auf Klarheit der Ideen und Bestimmtheit des Ausdrucks den *Röhrischen* an die Seite setzen. Es thut wohl, in unseren von theologischem Schwindel so ergriffenen und von pseudophilosophischem Nebel umdüsterten Tagen solche Vorzüge einer lichtvollen Darstellung und bündigen Ideen-Entwicklung wieder zu finden, zumal wenn sie, wie hier der Fall ist, von gründlicher Gelehrsamkeit unterstützt und mit einer reichen Belesenheit verbunden sind.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DECEMBER 1841.

T H E O L O G I E.

JENA, b. Mauke: *Anleitung zum Studium der christlichen Theologie, nach den Grundsätzen des biblischen Rationalismus.* Von Lobegott Lange u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wie der Vf. überhaupt seinen Stoff behandle, kann man schon aus der sehr reichhaltigen *Einleitung* ersehen, in welcher er den Begriff und Zweck des biblischen Rationalismus entwickelt. Er geht auf die Zeiten der Reformation zurück, und zeigt wie eben dadurch politische und kirchliche Selbstständigkeit erungen worden, dass man, mit Verwerfung der kirchlichen Ueberlieferung und der Autorität einer infallibel seyn wollenden katholischen Kirche, ihrer Synoden und Päpste, der heiligen Schrift allein in Feststellung der christlichen Glaubenslehren und in Entscheidung der darüber etwa entstehenden Streitigkeiten das höchste Ansehen beylegte. Der Reformator Luther wird hier mit dem ehrenden Namen eines Rationalisten belegt, weil er durch Anwendung des freyen Nachdenkens, durch Forschen und Prüfen sich zur Kenntniss der Wahrheit empor arbeitete, weil er aus Gründen der heil. Schrift, der Kirchengeschichte und der gefunden Vernunft sich von der Nichtigkeit des bloßen Autoritätsglaubens überzeugte, und so den christlichen Glauben wiederum auf die freye Ueberzeugung zurückführte. Man erkennt bald, in welchem Sinne der Vf. das in unserer Zeit fast anstößig gewordene Wort *Rationalismus* gebraucht, und wie er denselben mit dem Protestantismus in unmittelbare Verbindung setzt. Er sieht von der Streitigkeit über Rationalismus und Supernaturalismus um so mehr ab, da „durch die Erscheinung der *Grund- und Glaubens-Sätze* von Röhr diese Streitigkeit zum Heile der gesamten evangelischen Kirche ihre letzte Entscheidung gefunden habe.“ — Hierauf zeigt er, dass der so bestimmte Rationalismus mit dem Christenthum im Geiste des Neuen Testaments

J. A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

übereinstimme, d. h. dass die christliche Religion freye Ueberzeugung aus erkannten und geprüften Gründen, aber nicht unbedingten, blinden Glauben an ihre Wahrheit und Güttlichkeit verlange. — Wenn auch hier nichts Neues gesagt werden konnte, so ist doch das Bekannte mit großer Bestimmtheit entwickelt. Ueberhaupt darf man nie vergessen, dass diese Schrift zunächst der Belehrung junger Theologen bestimmt ist. Diese finden hier treffliche, den Zeitumständen ganz entsprechende Lehren, z. B. ob und wiefern der christliche Theolog die Erkenntniss der christlichen Glaubenslehren von einem philosophischen System abhängig machen dürfe; treffende Warnungen vor einer angeblich absoluten Philosophie, die sich anmaßt, ein neues philosophisches Christenthum zu gestalten; sie lernen hier den Umfang der theologischen Wissenschaften kennen, und erhalten die zweckmässigste Anleitung, wie Hermeneutik (S. 58), biblische Theologie (S. 113), Kirchengeschichte und Symbolik (S. 164), eigentliche wissenschaftlich-gelehrte Theologie (S. 235) und die praktischen Disciplinen (S. 179), wenn Gründlichkeit Statt finden soll, auf Universitäten studirt werden müssen.

Um die theologische Denkart des Vf's. und die Grundsätze, nach denen er seine Wissenschaft behandelt wissen will, näher zu charakterisiren, theilen wir hier einige Stellen aus seiner Schrift zur Probe mit. Die erste aus dem Abschnitt „*Hermeneutik*“, in welchem Hr. L., ohne durch neumodische Phrasen nach dem Ruhme der Neuheit zu streben, die Begriffe von grammatischer und historischer Interpretation, von *significatio* und *sensus* u. s. w. mit der Klarheit und in der Weise entwickelt, wie *Ernesti* und seine Nachfolger sie ehemals bestimmten, wo er die Accommodation von Seiten Christi und seiner Apostel in gehörigen Grenzen anerkennt, zugleich aber die Willkühr der sogenannten mythischen Erklärung verwirft, und den einzig richtigen Grundsatz vertheidigt: „Der Interpret muß

ganz unbefangen an die Erklärung gehen; die Bibel gilt ihm zunächst soviel, wie jedes andere Buch, und es bleibt ihm, als Interpreten, gleichgültig, ob der zu findende oder gefundene Sinn mit der Vernunft übereinstimmt oder nicht. Und sollte derselbe zu dem Ergebnisse gelangen, daß die ganze Bibel, richtig erklärt, lauter vernunftwidrige Lehren enthalte, was kann das ihn kümmern? Die Bibel also vernunftgemäß erklären, kann nur heißen: die von der Vernunft (nach den Gesetzen des menschlichen Denkens und Sprechens) gebotenen Regeln der Erklärung unbefangen und genau befolgen, um den einzig richtigen Sinn, den grammatischen nämlich, zu finden. Vernunftwidrig ist und war es daher, wenn die Erklärer, theils wegen der Lehre von der Inspiration, theils um die positiven Lehren der heiligen Urkunden mit einer auf Moralität gegründeten Religionsphilosophie zu vereinigen, theils wegen des in sich zusammenhängenden Gesamthaltens und Zweckes dieser Urkunden, von der Voraussetzung ausgingen, man müsse die Bibel allegorisch, typisch oder mystisch, oder moralisch, oder panharmonisch erklären.“ Bekanntlich hat die letzte Erklärungsweise in unseren Tagen vorzüglich *Germa* empfohlen; aber Hr. L. erinnert mit Recht, daß sie nur ein Theil der grammatischen Methode, und nur unter gewissen Voraussetzungen anwendbar sey. — Mit gleicher Besonnenheit und Mäßigung erklärt sich Hr. L. in dem Abschnitte „*biblische Theologie*“ über die Widersprüche, welche nicht bloß zwischen einzelnen biblischen Schriften, sondern selbst zwischen dem ganzen Alten und Neuen Testamente Statt finden. „Der neuere Rationalismus that in dieser Hinsicht nicht minder einen Fehlgriff, als die frühere Orthodoxie, welche durch Anerkennung solcher Widersprüche das Dogma von einer unmittelbaren Inspiration und übernatürlichen Offenbarung gefährdet glaubte. Der neuere Rationalismus verwarf z. B. die Weissagungen des A. T. und den auf dieselben im N. T. gegründeten Beweis für die Messianische Würde Jesu, und glaubte durch die Annahme einer Accommodation die Schwierigkeiten beseitigen zu können. — Allein jene anscheinenden Widersprüche lassen sich durch die geschichtliche Betrachtung auf eine Weise beleuchten, wodurch weder die Würde der heil. Schrift und ihrer Verfasser, noch die Beweiskraft, welche im N. T. der Erfüllung der Weissagungen beygelegt wird, Eintrag geschieht.“ — Um dies

durchzuführen, nimmt Hr. L. freylich an, daß man die Christusideen der Propheten und Apostel nicht bloß jüdisch verstehen müsse, und daß ein großer Irrthum in der Behauptung liege, Messias oder Christus bezeichne den von Gott gesandten König der Juden aus Davidsstamme, der das jüdische Reich wieder herstellen, und die von den Propheten verheißene äußerliche Theokratie in ihrer ganzen Herrlichkeit aufrichten werde. Indes lenkt Hr. L. insofern wieder ein, daß er zugiebt, nicht alle Propheten, nicht alle Apostel haben die höhere Idee von dem Messias, als dem beglückenden Begründer einer geläuterten Religion (*ὁν ἔχρισεν ὁ θεὸς πνεύματι ἀγίῳ καὶ δυνάμει*) gefaßt. —

Auch in dem, was der Vf. im 4ten Abschnitte über das Studium der *Kirchengeschichte* und den Nutzen desselben mitgetheilt, hat er immer den Standpunct des biblischen Rationalismus vor Augen behalten, der keinen Symbolzwang aufkommen läßt. Mit Freymüthigkeit vertheidigt er die Reformatoren. Wem anders (heißt es S. 181) verdanken wir es, daß wir in unseren Tagen zu richtigerer Erkenntniß der reinen Schriftlehre kommen; daß wir frey und ungehindert in der Kirchengeschichte forschen, daß wir die Rechte der gefunden Vernunft wieder geltend machen konnten? Sie waren es doch eigentlich, die uns die Bahn gebrochen, auf welcher wir nunmehr zu der klaren Erkenntniß gelangt sind, daß Protestantismus nur Rationalismus seyn könne, daß die Dogmen von einer Dreypersönlichkeit Gottes, von den beiden Naturen in Christo, von der Erbsünde, der stellvertretenden Genugthuung, von der Gegenwart der Substanz des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle, von einer unmittelbaren Inspiration und Offenbarung n. a. weder durch klare Schriftbeweise, noch durch Vernunftgründe gerechtfertigt werden können, daß Gebräuche im christlichen Cultus, wie die Taufe der Kinder, als ein *Opus operatum* anzusehen und zu verwerfen, und daß überhaupt eine gänzliche Wiedergeburt der evangelischen Kirche und Theologie zu erwarten seyn dürfte, durch welche erst der Sieg des reinen Evangeliums über Menschenfatzung und Werkheiligkeit vollkommen wird entschieden werden.“ Diese Erwartung hat auch der ehrwürdige *Planck* in seiner letzten Schrift wie mit Seherblick ausgesprochen.

Kürzer, in Vergleich mit den ersten vier Abschnit-

ten, ist der fünfte über *systematische Theologie*, mit besonderer Rücksicht auf *Apologetik*, ausgefallen. Der langjährige Streit in der evangelischen Kirche über Rationalismus und Supranaturalismus wird hier (S. 247) richtig gewürdigt; es wird gezeigt, wie gegen die Prüfung der Lehren der biblischen Theologie, z. B. von der Wassertaufe und dem Abendmahle (S. 248) auch der biblische Rationalist nichts einzuwenden habe, daß aber auf der anderen Seite die biblische Theologie dem Dogmatiker Lehren darbiete, deren Gründe und Begriffe sich in der heiligen Schrift nur angedeutet finden. „Noch sind (heißt es unter Anderem S. 254) bis heute die Philosophen nicht einig darüber, ob sie die Erkenntniß des Daseyns Gottes auf eine angeborene, im Gefühle, im ursprünglichen Bewußtseyn ruhende Idee zurückführen, oder aus Gründen der nachdenkenden Vernunft herleiten sollen. Der biblische Rationalist, als christlicher Dogmatiker, huldigt einem besonderen Skepticismus, und darf es hier wagen, seine eigene philosophische Ansicht geltend zu machen. Er hat aus der Geschichte der Philosophie die Ueberzeugung gewonnen, daß da, wo die Philosophie zwischen zwey Extremen schwankt, die Wahrheit gewöhnlich in der Mitte liege. Daher behauptet er, daß allerdings der erste Grund, wodurch der Mensch gedrungen wird, die Idee Gottes zu entwickeln, in der ursprünglichen, angeborenen Einrichtung seiner inneren Natur zu suchen; er leugnet aber, daß diese Idee selbst angeboren sey, weil Erfahrung und Geschichte das Gegentheil beweisen. Er behauptet demgemäß, daß die Idee nur durch vernünftiges Nachdenken über die Natur in und außer uns zu klarem Bewußtseyn gebracht werden könne, und darf sich deshalb auf das Ansehen Paulinischer Stellen berufen. Darin findet er auch den Grund, warum Dogmatiker, wie *Schleiermacher*, welche das Daseyn Gottes aus einem unmittelbaren Selbstbewußtseyn, einem schlechtlinigen Abhängigkeitsgeföhle, herleiten, zu einer eigentlichen Idee von Gott gar nicht kommen, und sich in der Erklärung und Eintheilung der Eigenschaften Gottes, sowie in der Lehre von dem Verhältnisse Gottes zur Welt, als Schöpfers, Erhalters und Regierers, immer in Kreisen bewegen.“ — Zuletzt werden noch über die systematische Bearbeitung der *christlichen Moral*, welche bekanntlich erst spät, erst durch Calixtus, zu einer selbstständigen, von der Dogmatik getrennten Wissenschaft erhoben worden, lehrreiche Winke gegeben,

und einige Bemerkungen über das Studium der *christlichen Apologetik* hinzugefügt.

Der sechste und letzte Abschnitt: „*Praktische Disciplinen*“ (Katechetik, Homiletik und Liturgik) ist der kürzeste und vielleicht für Viele der am wenigsten befriedigende. Diefes erklärt sich wohl nicht bloß daraus, weil diese Disciplinen nicht unmittelbar Gegenstand der wissenschaftlichen Theologie sind, sondern auch daher, weil der gelehrte Vf. ihnen überhaupt ferner steht, als den übrigen, welche er durch Schriften sowohl, als durch akademische Vorträge aufzuhellen unablässig bemüht ist.

St...z.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Ueber den Protestantismus in seiner ursprünglichen Bedeutung, insbesondere für die christliche Kirche.* Von Dr. Jonathan Schuderoff, Herzogl. Altenb. Geh. Confist. Rathe, Superint. in Ronneburg und Ehrenbürger daselbst und in Eisenberg. 1842. VIII u. 82 S. S. (12 Gr.)

Wer die Befürchtung hegt, der Protestantismus werde, wie Alles, was die Zeit erzeugt hat, Auflösung und Ende finden, und es könne finsternen vereinten Mächten noch gelingen, die protestantische Kirche der römischen einzuverleiben, der hat entweder unsere Zeit nicht begriffen, oder den Begriff des Protestantismus nicht in seiner höheren und allgemeineren Geltung gefaßt. In diesen wenigen Worten glauben wir das Thema dieser Schrift ausgedrückt zu haben, welche als ein Wort zu rechter Zeit gesprochen erscheint, und dieselbe Bündigkeit der Ideen-Entwicklung, dieselbe Klarheit des Vortrags, dieselbe Freymüthigkeit beurkundet, die der ehrwürdige Veteran (er schrieb, wie es selbst am Schluffe der Vorrede sagt, dieses Büchlein im 76 Jahre seines Alters) in allen seinen früheren Schriften zu Tage gelegt hat. Er geht von der Frage aus: Was ist Protestantismus? Wenn der sich seiner selbstbewußte Mensch sich nie wird abhalten lassen, wo nicht in Worten und Werken, doch im Geheimen und für sich selbst gegen Alles zu protestiren, was er als unvereinbar mit seiner Natur und Bestimmung drückend empfindet: so kann er auch auf dem Felde des Wissens und Glaubens nicht anders als gegen Alles protestiren, was seinem Inneren und seiner Ueberzeugung widerstreitet. So entstand Protestantismus in Bezug auf die römische

Kirche, wo Luther's, Zwingli's und Chauvin's Protestationen gleich gelten. Aus diesem Gesichtspuncte vertheidigt und preiset der Vf. auch die von Friedrich Wilhelm III. empfohlene Union, welche nur (wie er sich S. 69 äußert) theils an den finanziellen Rückfichten der Lutheraner und Reformirten scheiterte, theils an der Art und Weise, wie sie in's Werk gerichtet ward, theils aber auch an dem Starrsinn übel geleiteter Gemeinden und an der symbololatrifchen Abgötterey ihrer Führer, mitunter wohl auch an der Eitelkeit der Herren, die sich gern breit und groß machen mochten.“ Hierauf entwickelt Hr. Sch. sehr schön das Verhältniß des Protestantismus zum Christenthume; er wehrt die falsche Beschuldigung ab, daß derselbe nur immer verneine, setzt dessen Verhältniß zum vulgären und tieferen Rationalismus ins Licht, zugleich auch dessen Alter, Berechtigung und Würde. Als Steine des Anstoßes und Behinderungen des freyen Protestantismus bezeichnet er den Pietismus, Mysticismus, römischen Katholismus und Jesuitismus: dann drohen ihm Gefahren im eigenen Hause: Geistesbeknechtung, Symbolzwang, Neuevangelische, Hegelthümer, Philosophaster, zu denen auch noch große, aber berückte Herren und befehlshaberische Commanditen kommen. Wir stoßen hier auf treffende, mit jugendlicher Frische ausgeführte Gemälde, z. B. 32, wo der Vf. unter den Angriffen auf den Protestantismus, welcher nach seinen Ansichten dem Rationalismus gleich steht, das „rein unverständliche und seiner selbst weder mächtige, noch sich selbst klare *Hegellhum*“ nennt. Denn (fährt er fort) „dieses war doch, um die Sache beym rechten Namen zu nennen, nichts weiter als eine auf Stützung der alten kirchlichen Dogmatik zugeschnittene Philosophasterey mit der All-Eins oder der Identitäts-Philosophie theils an der Spitze, theils im Hintergrunde. Und aus dieser läßt sich nicht bloß ein X für ein U, sondern Alles und Allerley machen. — Auf die, den Aberglauben stützenden, und den Unglauben Thür und Thor öffnenden, einzelnen Sätze dieser hohen Weltweisheit einzugehen, liegt meinem Ziele zu fern; interessant ist's mir jedoch immer gewesen, diesen erhabenen Geistern zu folgen, und das Alte bewährt zu sehen: *Mundus vult decipi: er-*

go decipiatur!“ — Mit gleicher Freymüthigkeit läßt der erfahrungsreiche Mann sich S. 35 über die Vernunftbeleidigungen aus, welche von den Großen der Erde und von einflußreichen Männern ausgehen. „Sie besitzen Macht, Ansehen und Geld, wenigstens so viel, als vonnöthen ist, um ihre Entwürfe durchzusetzen, und ihren Willen den Menschen in gewichtiger Weise zu empfehlen. Zurücksetzung, wenigstens Nichtbeachtung vernünftiger Männer, besonders wenn sie im Geruche des von Tausenden gar nicht gekannten Rationalismus stehen, welcher die Hochgestellten als Popanz und Scheufal zu erschrecken pflegt; Beförderung und Auszeichnung ihrer Erkorenen durch Titel und Orden; ernstliche, aber in Liebe und bestechendem Vertrauen zu erkennen gegebene Wünsche; gleichgültige, wenn nicht gar verächtliche Behandlung der Verdächtigen; eröffnete angenehme Ausichten; Zugeständnisse, deren sich eigentlich bloß durch Rang und Stand Hervorragende zu erfreuen haben; gnädige Winke und herablassende Zusprachen: dieß Alles thut seine Wirkung, und thut sie auf Familien, auf Gemeinden, auf ganze Generationen. Werden nun noch die Landescollegien, insbesondere die Consistorien eingeschüchert, lassen Bischöfe und Generalluperintendenten sich berücken und blenden, und werden aus den Kirchenobern unterthänige Diener und servile Befehlsausrichter, so geht es nothwendigerweise mit Geschwindschritten abwärts mit der protestantischen Kirche.“

Gern erwähnten wir nun noch, was der Vf. über die Hindernisse im Schoofse der protestantischen Geistlichkeit, über die Richtung des Zeitalters, über die Ergebnisse aus der Verschmelzung des Protestantismus mit dem Ultramontanismus u. s. w. aus reicher Fülle der Erfahrung sagt: aber der Raum in diesem Blatte ist uns recht eigentlich zugemessen. Der würdige Vf., überzeugt daß der Protestantismus aus allen ihm bereiteten Gefahren siegreich hervorgehen werde, schließt mit Bitten an Fürsten, an das Deutsche Volk und dessen Lehrer, dessen Erfüllung jeder Gutgesinnte von Herzen wünschen muß.

St . . z.

I N T E L L I G E N Z B L A T T

d e r

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

D E C E M B E R 1 8 4 1 .

L I T E R A R I S C H E N A C H R I C H T E N .

Vermischte Anzeigen.

E r k l ä r u n g

*auf die in Richter's Jahrbüchern 1841 über
mein Werk „Gerechtigkeitstheorie“ erschienene
Recension.*

In den bemerkten Jahrbüchern hat Hr. *Richter* von einem gewissen Dr. jur. *Röder* eine Recension über mein Werk „Gerechtigkeitstheorie“ aufgenommen, worin nicht allein der bemitleidenswerthe Unverstand mit der seltensten Unverschämtheit gepaart ist, sondern worin auch ganz wahrheitswidrige Behauptungen vorkommen. So heisst es unter Anderem: ich hätte *Minssinger* in zwey Gestalten auftreten lassen, einmal als *Mins*, und das andere Mal als *Minssinger*. Wenn es auch an sich verzeihlich wäre, einen minder bedeutenden Schriftsteller nicht gekannt zu haben: so ist es doch gewiss schon unverschämt, einen Tadel in einer Sache auszusprechen, worin man nichts versteht; dieses aber so weit zu treiben, und es in einer Schrift zu thun, welche man dem Publicum übergiebt, charakterisirt schon ganz das Subject, welches hierzu fähig ist. Denn wer nur *Kappler's* Handbuch der Literatur des Criminalrechts zur Hand nimmt, kann sich leicht überzeugen, das diese zwey Personen, welche er für Eine hält, wirklich zwey Personen sind (S. 403, No. 3364 und No. 3368), und ferner: ich hätte im Jahr 1835 „der *Mittermaier*“ geschrieben. Wiewohl es nun keineswegs in die Recension über eine Schrift, welche 1839 erschienen, gehört, was ich 1835 geschrieben, so ist doch auch selbst dieses eine unverschämte Lüge. Ich habe weder 1835, noch in der betreffenden Schrift „der *Mittermaier*“ geschrieben. Ferner hat *Röder* die früheren Recensenten meiner Schriften, wie Hn. Geheimenrath *Mittermaier* und andere anerkannt achtungswerthe Rechtsgelehrte geradezu beschuldigt, das sie, durch beltechende Rückfichten bewogen, mein Werk günstig aufgenommen hätten.

Um seine Gelehrsamkeit hat sich *Röder* unendliche Mühe gegeben, die Druckfehler dieses Werkes aufzudecken. Wie wenig er aber auch selbst hierzu im Stande war, wozu doch sonst Jeder im Stande ist, welcher die Schulen durchlaufen hat, habe ich in einer ausführlichen Erklärung, welche ich Hn. *Richter* zur Aufnahme in die Jahrbücher geschickt, dargethan. Er hat diese Erklärung aber nicht aufgenommen, wiewohl ich ihm wiederholt geschrieben und ihn darauf aufmerksam gemacht habe: das, wenn er ein Mann wäre, welcher Interesse für Wissenschaft hätte, ihm selbst eine solche Antikritik willkommen seyn müßte, worin Ansichten, welche in einer Recension ausgesprochen, mit Gegengründen zu widerlegen versucht würde; so hohe Erwartungen hätte ich mir aber von ihm nicht gemacht. (Denn was läßt sich auch von Jemand erwarten, der überhaupt eine solche Arbeit aufnimmt?) Ich hätte aber wenigstens geglaubt, das er ein Mann von Ehre sey, der nicht absichtlich Lügen in das Publicum sprengt. Ob nun, nachdem Hr. *Richter* auch diesen Erwartungen nicht entsprochen, vielmehr in Vereinigung mit *Röder*, welchem schon von dem Hessischen Gouvernement, als er Privatdocent zu Gießen war, das Lesen der meisten Collegien verboten wurde, weil man ihn hierzu für unfähig hielt, und der sich deswegen in Heidelberg, wo man nachsichtiger gegen ihn war, niederließ, als seinem würdigen Consorten solche unverschämte Lügen in das Publicum bringt, würdig ist, öffentlicher Lehrer und Redacteur einer vom gelehrten Publicum gelesenen Zeitschrift zu seyn, überlasse ich jedem zu beurtheilen.

Dr. Frh. v. *Preuschen*.

E r k l ä r u n g .

Durch weitere Versuche über den von dem Herrn Prof. *Liebig* dargethanen Ammoniakgehalt

des Regen- und Schnee-Wassers habe ich mich davon überzeugt, dafs meine S. 1339 erwähnten Versuche gegen den Ammoniakgehalt keine Beweiskraft haben, und dafs das mit Chlorbaryum versetzte meteor. Wasser, wenn man das Destillat davon in mit Salzfäure gefäueretes Wasser eintreten läfst, an dieses Ammoniak abgiebt, und aus dem Destillat dann Salmiak erhalten werden kann. Ich trete daher den Ansichten *Liebig's* über das Ammoniak des Regen- und Schnee-Wassers u. s. w. vollkommen bey.

Greifswald den 17ten März 1842.

Hünefeld.

Kaltwasserheilanstalt.

Dafs ich auch in diesem Jahre meine Kaltwasserheilanstalt Anfangs Mai eröffnen werde, erlaube ich mir hiermit ergebenst anzuzeigen, und erliche Diejenigen, welche die Kaltwassercur unter meiner Leitung gebrauchen wollen, sich gefälligst zeitig bey mir zu melden. Die glücklichen Curen, welche schon in meiner Anstalt vollbracht worden sind, die günstige Lage und Vergrößerung derselben, berechtigen mich, zu glauben, dafs Kranke, welche die Kaltwassercur hier in Anwendung bringen, dieselbe nicht ohne Nutzen verfallen werden.

Lanzenberg im März 1842.

Dr. med. *Blau.*

L I T E R A R I S C H E A N Z E I G E N.

Ankündigung neuer Bücher. u. s. w.

In meinem Verlage erscheint binnen 14 Tagen das wohlgetroffene, gut gearbeitete

P o r t r ä t

des geheimen Hofrathes, Comthur u. s. w.

Dr. Eichstädt

zu Jena,

worauf wir vorläufig seine zahlreichen Schüler, Freunde und Verehrer aufmerksam zu machen uns erlauben.

Jena den 16 April 1842.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

Vor Kurzem ist erschienen und verandt:

K a n t

und

seine Nachfolger

oder

kritische Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neuern deutschen Philosophie

von

E. S. Mirbt,

aufserordentlichem Professor der Philosophie zu Jena.

Erster Band.

1 Thlr. 18 gGr. (22½ Sgr.)

Der Herr Verfasser hat sich nicht damit begnügt, in diesem Werke die Hauptsysteme der neuern Philosophie und ihre Urheber darzustel-

len und zu charakterisiren, sondern er verfolgt die Entwicklung derselben von Stufe zu Stufe, in das Detail eingehend und alle Schriftsteller berücksichtigend, die nur einigermaßen zu deren Fortbildung beygetragen haben, weshalb wir glauben, dasselbe als das vollständigste und ausführlichste, manches neue Resultat bringende und manche neue Forschung anregende, empfehlen zu können.

Jena im April 1842.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

Ueber die Fährten-Abdrücke im bunten Sandsteine bey Jena

von

Prof. Dr. *Carl Koch*

und

Dr. Ernst Schmid.

Mit 4 Steindrucktafeln.

Wir machen die Freunde der Geognosie auf eine Abhandlung aufmerksam, die einen interessanten Beytrag sowohl zur Palaeontologie, als auch zur genaueren Kenntniss des bunten Sandsteins liefert. Das Vorkommen der Fährten-Abdrücke stellt sich mehr und mehr als eine Eigenthümlichkeit des bunten Sandsteines heraus, in dem hier die Hefsberger Vorkommnisse von einer anderen Stelle in derselben Formation beschrieben werden, wo sie sich zugleich mit 3 neuen Fährten-Arten vorfinden. Der neue Fundort ist überdiess wichtig, weil das Auftreten jüngerer Glieder der Trias ein bestimmtes Urtheil über das

relative Alter der Schicht gestattet, an deren Unterflüche sich die Fährten-Abdrücke befinden.
Jena, im April 1842.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

**Aesthetik
der Tonkunst**

von

Dr. *Ferdinand Hand*,
Professor und Geh. Hofrath.

Zweyter Theil.

40 Bogen gr. 8. 3 Thlr.

Mit diesem Bande hat nun der Herr Verfasser nach jahrelangem Fleiße ein Werk vollendet, welches eine Lücke in der musikalischen Literatur ausfüllt und gewiß allen Musikern und Freunden der Musik, welche tiefer in diese Wissenschaft und ihre philosophische Begründung eingehen wollen, willkommen seyn wird.

Der erste Theil wurde in vielen kritischen Blättern mit Anerkennung erwähnt und beurtheilt, und wir zweifeln nicht, daß sie auch diesem zweyten Bande zu Theil werden wird.

Jena im April 1842.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

In demselben Verlage erschien:

Gedichte und Lieder

in den verschiedenen deutschen Mundarten.

Herausgegeben

von

Dr. *J. Günther*.

8. Preis 18 gGr.

T a b e l l e n

der Kirchen- und Dogmengeschichte

in übersichtlicher Zusammenstellung der Hauptereignisse, mit besonderer Rücksicht auf Studierende. Von Prof. Dr. *L. Lange*.

4. 1841. Preis 1 Thlr.

So wenig der Vf. dieser in eigenthümlicher Art und Weise bearbeiteten, die *Hauptereignisse*

der Kirchen- und Dogmen-Geschichte, wie schon der Titel bemerkt, in pragmatischem Zusammenhange darstellenden Tabellen die Brauchbarkeit ähnlicher neuerer Arbeiten zu verkennen gefonnen seyn kann: so hat ihn doch die Erfahrung überzeugt, daß geschichtliche Tabellen, welche entweder *zu viel*, oder das, was sie enthalten, *zu zerstückelt* geben, ihrem wahren Zwecke nicht so vollkommen entsprechen. Er war deshalb bemüht, seinen Tabellen eine solche Anordnung zu geben, wodurch Uebersichtlichkeit des Einzelnen gewährt, und doch der Zusammenhang des Ganzen nicht aus den Augen gesetzt würde. Die geschichtliche Darstellung wird daher bis zur Zeit der Reformation in *fünf*, und von da an in *vier* Rubriken gegeben, deren Stellung und Ueberschriften je nach der Wichtigkeit des Inhaltes wechseln. So enthält in den ersten Jahrhunderten Rubr. I. die Angabe der römischen, später auch der griechischen Kaiser, II. die Litteratur, III. Ausbreitung und äußere Schicksale der Kirche, IV. Geschichte der Lehre, und V. Geschichte der kirchlichen Verfassung. Seit der Reformation I. Angabe der Regenten Deutschlands, Frankreichs und Englands, II. Geschichte der deutschen Reformation (seit dem 17. Jahrh. unter der Ueberschrift: Geschichte der lutherischen Kirche), III. Geschichte der Reform. außerhalb Deutschland (später: Gesch. der reformirten Kirche), IV. Geschichte des Papstthums und der päpstlichen (oder katholischen) Kirche. Die Tabellen sind nach Jahrhunderten eingetheilt, und so gewährt diese Anordnung den großen Vortheil, daß man von Jahrhundert zu Jahrhundert den Verlauf der Hauptbegebenheiten im Zusammenhange verfolgen und leicht überblicken kann.

Ferner ist erschienen:

P a u l i n e.

R o m a n

aus dem Französischen

des

A. Dumas.

12. 1841. Preis 1 Thlr. 6 Gr. od. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Dieser höchst interessante Roman schließt sich auf eine würdige Weise den früheren und späteren Geistesproducten des genialen Verf. an.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage in den July-, August-, September-, October-, November- und December-Heften der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 48—76 Schriften recensirt worden find.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numern des Stückes, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt, der Beyfatz EB. die Ergänzungsblätter.)

- Anton in Halle 197.
 Arnold'sche Buchh. in Dresden und Leipzig 136. 158. 188—190. 198. EB. 64.
 Aue in Altona 165.
 Bädöcker in Essen 125.
 Balz'sche Buchh. in Stuttgart 133.
 Barnewitz in Friedland 190.
 Barth in Leipzig 194—196. EB. 62—64.
 Baur in Basel 134.
 Beck'sche Buchh. in Nördlingen EB. 56.
 Bertrand in Paris 184—185.
 Birner in Bayreuth 132—133.
 Black und Arnstrong in London 177—183.
 Blochmann in Dresden 200.
 Bornträger, Gebrüder, in Königsberg EB. 66—68.
 Bran'sche Buchhandl. in Jena 205.
 Brockhaus in Leipzig 161. EB. 56.
 Brönner in Frankfurt a. M. 202.
 Buchdruckerey der kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg 205.
 Bureau de l'echo de France in Paris 129.
 Campe in Nürnberg 141—142.
 Cast'sche Buchh. in Stuttgart 143. 145.
 Cotta in Stuttgart und Tübingen 180—181.
 Creutz in Magdeburg 146—147.
 Cröker'sche Buchh. in Jena 183.
 Dennig, Finck u. Comp. in Pforzheim 150. 187. 198. EB. 57.
 Diehl in Darmstadt 160. 204. (2).
 Duncker u. Humblot in Berlin. 140. 204. 205.
 Dyk'sche Buchh. in Leipzig 152.
 Edler'sche Buchh. in Hanau 142.
 Eichler in Berlin 143.
 Elwert in Marburg u. Leipzig EB. 57. 59.
 Engelmann in Leipzig 204. 206. EB. 54—55.
 Enke in Erlangen EB. 50.
 Enslin in Berlin 187. 193.
 Expedition der thüringischen Chronik in Erfurt 182. (3).
 Expedition d. Gewerbebl. f. Sachsen in Chemnitz 120.
 Ferber in Gießen 139.
 Fest'sche Verlagsbuchh. in Leipzig 165.
 Fischer in Bern 120. 145.
 Fleckeisen in Helmstädt 160.
 Fleischer, G., in Dresden und Leipzig 152.
 Förstner in Berlin EB. 57.
 Fritzsche in Leipzig 201. EB. 53.
 Frommann in Jena 205.
 Georgi in Bonn 132—133.
 Gerold in Wien 190.
 Gottlund in Runola 176.
 Grau in Hof u. Wunsiedel 122.
 Groos in Heidelberg 133.
 Groos in Karlsruhe 143.
 Haas in Wien 128.
 Hammerich in Altona 165. EB. 50.
 Harsloch in Wiesbaden. EB. 75.
 Heinrichshofen in Magdeburg 147. 154. EB. 53.
 Hennings in Gotha und Erfurt. 177—183.
 Herold'sche Buchh. in Hamburg 183.
 Herold u. Wahlstab in Lüneburg 161. EB. 75.
 Heymann in Berlin 122.
 Hinrichs'sche Buchh. in Leipzig 186. 201.
 Hirschwald in Berlin 187.
 Hochhausen in Jena 148. EB. 55.
 Hoffbuchdruckerei in Altenburg 200 (2).
 Hoff in Mannheim 127—158.
 Hoffmann in Frankfurt a. d. Oder EB. 59.
 Hoffmann'sche Buchh. in Stuttgart 134. EB. 50 (3).
 v. Jenisch u. Stage'sche Buchh. in Augsburg 135. 143. 148.
 Klinkhart in Leipzig 139. 203.
 Kniefisch in Hamburg 196 (3).
 Köhler in Leipzig 172—176. EB. 74. 75.
 Kobitzschens Erben in Merseburg 205.
 Kollmann in Leipzig 131.
 Krieger'sche Buchh. in Cassel 133.
 Kummer in Leipzig 124.
 Langewiesche in Barmen 174.
 Laupp in Tübingen 201.
 Liesching in Stuttgart 185. EB. 76.
 Lippert in Halle 121—125.
 Lit.-artif. Institut in Bamberg 165.
 Logier in Berlin 205.
 Lucas in Mitau EB. 56.
 Luckardt'sche Hoffbuchh. in Cassel EB. 56.
 Macken jun. in Reutlingen 136.
 Mauke in Jena 207—208. EB. 61.
 Max u. Comp. in Breslau 156—157. 197.
 Meline, Cans u. Comp. in Brüssel u. Leipzig EB. 60.
 Metzler'sche Buchh. in Stuttgart 135.
 Meyer sen. in Braunschweig 137—138.
 Meyer in Cottbus 139.
 Meyer in Guben u. Cottbus 143.
 Meyer u. Zeller 199—200.
 Mohr in Heidelberg EB. 58—59.
 Morin in Berlin EB. 64.
 Müller in Rudolstadt 143.
 Norstedt u. Sohn in Stockholm 166.
 Oehmeu. Müller in Braunschweig 153.
 Oehmigke in Berlin 170.
 Orel, Fätsli u. Comp. in Zürich 162—163.
 Palm'sche Buchh. in Erlangen EB. 58.
 Palm'sche Verlagsbuchh. in Landshut 158.
 Pergay in Aichaffenburg 189.
 Plötz in Halle 132—133.
 Raw'sche Buchh. in Nürnberg 152. 165.
 Reichardt in Eisleben 152 (3). EB. 76.
 Reimer in Berlin EB. 51—52.
 Rieger u. Comp. in Stuttgart und Leipzig 141—142. 153.
 Rohrmann in Wien EB. 50.
 Rubach'sche Buchh. in Magdeburg 120.
 Sauerländer in Aarau EB. 55.
 Sauerländer in Frankfurt a. M. 164—165.
 Schaiba in Posen EB. 48—50.
 Schaumburg u. Comp. in Wien 157.
 Scheitlin u. Zollikofer in St. Gallen EB. 65 (2).
 Schieferdecker in Zeitz 145.
 Schmuth'sche Buchh. in Amberg 173.
 Schrag in Nürnberg 205.
 Schreck in Leipzig 147. 168.
 Schulbuchhdlg. in Braunschweig 176.
 Schultheis in Zürich 165.
 Schulze in Berlin EB. 52.
 Schulz u. Comp. in Breslau EB. 61.
 Schulz'sche Buchh. in Oldenburg 198.
 Schweizerbarts Verlagsbuchhdlg. in Stuttgart 154—155.
 Schwers'sche Buchh. in Kiel 192.
 Seidel in Sulzbach 134.
 Seyfert in Zittau 132—133 (2).
 Stackebrandt in Berlin 169.
 Steinkopff'sche Buchh. in Stuttgart 159—161.
 Taubstummeninstitut in Schleswig 132—133 (2).
 Theiffing'sche Buchh. in Münster 149—152.
 Treuttel u. Würtz in Stralsburg u. Paris 126.
 Vandenhök u. Ruprecht in Göttingen 155.
 Varrentrapp in Frankfurt a. M. EB. 63.
 Verlagsexpedition des Wochenblatts in Dresden EB. 61.
 Vieweg u. Sohn in Braunschweig 144—145. 163. 167—171. 183. 190. EB. 76.
 Voigt in Weimar 135—136. 207.
 Vofs'sche Buchh. in Berlin 157. 191—193.
 Wachendorf's Verlagsbuchhandl. in Stuttgart 202.
 Wagner'sche Buchh. in Ulm 179.
 Wagner in Neustadt 203.
 Weber in Leipzig 134. 153. 172.
 Weidmann'sche Buchhandl. in Leipzig 204. 205.
 Wienbrack in Leipzig EB. 55 (2).
 Wienbrack in Torgau 146.
 Wigand, G., in Leipzig 202.
 Wigand, O., in Leipzig 148. EB. 69—74.
 Wöllner in Leipzig 148.
 Zeh'sche Buchh. in Nürnberg EB. 73.

ERGÄNZUN

J E N A

A L L G E M E I N E N L

1 8

S P R A C H K U N D E . . .

POSEN, b. Schaiba: *Matris flavicae filia erudita, vulgo lingua graeca, seu Grammatica cunctorum flavicarum et graecarum dialectorum in suis primitivis elementis et inde constatis organicis formis exhibita, gallicae, italicae et latinae linguae habita ratione.* Auctore Gregorio Dankowsky, litterarum graecarum in r. Academia Posoniensi professore. Liber I. 1836. IV u. 140 S. Liber II. 1837. 171 S. gr. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Wenn es ein bedeutender Verdienst unseres glossologischen Jahrhunderts ist, die Geschichte der *Germanischen*, wie der *Lateinischen* und *Griechischen* Sprache sprachlich, vermittelt des ihnen allen verwandten *Altindischen* erkannt zu haben, so ist es gewiss auch einer besonderen Anerkennung würdig, einem anderen Sprachkreise Europa's ebenfalls seine geschichtliche und verwandtschaftliche Stellung sprachlich bestimmt anzuweisen, zumal derselbe keinen unbedeutenden Theil unseres Erdtheils einnimmt. Es hängt mit dieser Bestimmung die völlige Lösung der Aufgabe über die sprachliche Verwandtschaft der Völker ganz Europa's so innig zusammen, daß man alsdann nur noch kleinere Landtheile in dieser Hinsicht zu bestimmen hätte, welche wenig Gewicht in die Waagschale des Ganzen legen würden.

Man sieht leicht, daß Rec. unter diesem anderen Sprachkreise nur den *Slawischen* verstanden haben kann: also Sprachen, wie die *Russische*, *Polnische*, *Böhmische*, *Slowakische*, *Serbische*, *Krainische* u. a. Man studirte und erforschte das Altindische, das Persische und manche andere Sprachen Asiens; da war es doch gewiss auch an der Zeit, uns dem Wohnsitze nach viel nähere Sprachen in ihrer Wesenheit kennen

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Zweyter Band.

ofser Wichtigkeit gewesen; die Sprachwissenschaftliche Welt hätte mit vollster Zuversicht noch auf die Resultate auf diesem Felde der Vergleichung Seiten *Bopp's* hoffen dürfen. Auch unterläßt *Grimm* in seiner Deutschen Grammatik, IV Band, häufig auf verschiedene Slawische Dialecte Rückzu nehmen.

Ungeachtet unserer beschränkten Anführung von Männern, welche den Stamm des genannten Sprachzweiges gefördert haben, dürfen wir doch noch *einen* Mann nicht unerwähnt lassen, welcher zwar weniger durch eine lange Reihe von Resultaten auf dem Felde der *Vergleichung* um das Slawische als Wissenschaft Verdienst hat, als vielmehr durch eine genaue Darstellung der Altflawischen Grammatik in allen ihren Theilen, so wie durch manche wohl erforschte historische Angaben und selbst einzelne Vergleichen. Dieses ist der wohlbekannte, fleißige Grammatiker *Josef Dobrowsky*; das auf unseren Gegenstand bezügliche, berühmt gewordene Werk heißt: *Institutiones linguae Slavicae dialecti veteris, quae cum apud Russos, Serbos aliosque ritus Graeci, tum apud Dalmatas Glagolitas ritus Latini Slavos in libris sacris obtinet.*

Bis dahin hatte man sich mehr mit der Darlegung bloßer Verwandtschaft beschäftigt, als das man zugleich von der Bestimmung des *Grades* gesprochen hätte. Diese Aufgabe setzte seinen Forschungen der Verfasser desjenigen Werkes, welches uns hier zur Beurtheilung vorliegt.

Aehnlichkeit in Wörtern und Formen Slawischer Zunge mit Griechischen veranlaßten Hn. *Dankowsky*, die Sprache und Geschichte der Slawen wie der Griechen näher zu erforschen. Die Frucht dieser Forschungen waren die beiden bekannten Werkchen „*Urgeschichte der Völker Slawischer Zunge*“ (Petersburg 1825) und „*Die Griechen als Stamm- und Sprach-Verwandte der Slawen. Historisch und philologisch dargestellt.*“ (Petersburg 1828). Ja, in Wien erschien von demselben Autor ein in seiner Art nicht unwichtiges Werk unter dem Titel: *Homerus slavicus dialectis cognata lingua scripsit. Iliados liber I, versus 1—303. Slavice et Graece idem sonans et significans, adjecta nova versione latina et commentario graeco-latino.*

Was hier von Griechischer Verwandtschaft behauptet wird, ließe sich leicht auf ein Verhältniß zu

den anderen Indo-Germanischen Sprachen reduciren, und machte demnach diese einseitige Vergleichung mit dem Griechischen keine hemmende Einwirkung auf die Erkennung der Verwandtschaft Slawischer Sprache im Allgemeinen.

Hr. Dankowsky fuhr in seinen Forschungen immer fort, besonders liefs er es sich angelegen seyn, sich *alle* Slawischen Dialecte zu eigen zu machen. Dieses Studium führte ihn endlich zu dem Schlusse, den er in vorliegendem Werke zu beweisen sucht: „*dafs nämlich die Slawische Sprache in einem mütterlichen Verhältnisse zu der Griechischen stehe, letzte sey jedoch gegen die Mutter eine erudita filia, und zwar quia lingua slavica penes formas primitivas formas evolutas, quae una graecae formae sunt, in suis dialectis complectitur. Formae enim primitivae ruditatem quandam referentes necessario formis inde evolutis et perpolitis priores sunt.*“ Gleich darauf heifst es weiter: *quodsi tamen quis tantae antiquitati labii slavici invidus slavam linguam sonoram Orphei, Homeri etc. matrem negaverit, id saltem inficiari haud poterit, slavicam et graecam linguam esse sorores germanas, quarum altera indolem primitivam matris maximam partem conservavit, altera vero, videlicet graeca, eandem suaviores reddidit, ita ut illa plebeja, haec vero culta eruditaeque soror merito vocetur.*

Wenn Hr. D. hier die Benennungen *Schwester* und *Tochter* mit einander vertauschen kann, nur um einem vorurtheiligen Aristokratismus zu genügen, so müssen wir ihm völlig Unrecht geben, da ein *schwesterliches Verhältniss* unter den Sprachen, wie sonst, ein ganz anderes ist als ein *töchterliches*. Wir wiederholen in dieser Beziehung, was wir an einem anderen Orte sagten:

„Unserer Meinung nach stehen diejenigen Sprachen in einem gleichmütterlichen, d. h. schwesterlichen Verhältnisse, welche von gleicher Grundlage in innerer, wie äufserer Wortbildung sind, und sich, jede individuell, historisch weiter gebildet haben. Sobald aber eine von den Schwestern aufhört, in dem genannten Geleise zu bleiben, und, historisch oder sonst veranlaßt, eine neue Richtung nimmt; dann ist das neue Gebilde als *töchterlich* gegen das frühere zu betrachten, und zu den Schwestern derjenigen, aus welcher sie entsprungen, halbtöchterlich. So ist die Französische Sprache eine Tochter der Altrömischen, die Deut-

che eine Schwester derselben Römischen, Griechischen, dagegen gleichsam eine Tante der Italiänischen, Französischen, Spanischen und anderer Sprachen, eben weil das Deutsche in seinem eigenen Leben bleibt u. s. w.“

Man sieht aus der Angabe dieser zwey verschiedenen Verwandtschaftsverhältnisse, dafs sie keineswegs mit einander vermengt werden können. Es käme nun also darauf an, aus einer Sprachvergleichung darzuthun, wie sich das eigentliche Sprachverhältniss, des Griechischen wie des Slawischen, gestaltet hat. Denn die Beweisführung einer nahen Verwandtschaft wird als bekannt vorausgesetzt. Ist die *suavitas* und *rudititas*, durch welche sich nach Hr. D. beide Sprachen von einander unterscheiden sollen, wirklich vorhanden, und zwar so sehr, dafs wir dann jene *suavitas* aus dieser *rudititas* sich entwickeln sehen: so ist die so umgestaltete Sprache gegen die in der *rudititas* beharrende oder seyende im Töchter- oder Nichten-Verhältnisse, weil die Richtung eine ganz neue ist. Diese Richtung besteht dann nach dem Vf. darin, dafs sie alle sonst weitläufig erkennbaren, neben einander stehenden Flexions-Bildungen unkenntlich zusammenzieht und verschwinden läfst: eine *Aenderung*, welche wohl eine *neue Richtung* genannt werden dürfte. — Finden sich aber im Slawischen die ursprünglichen Formen (nämlich die von der *rudititas* befangenen) neben den daraus entsprungenen (edleren, *suaviores formae*), wie sich dieselben in Griechischer Zunge erkennen lassen: so kann man nur ein *schwesterliches Verhältniss* beider Sprachen annehmen, wo dann die *nicht völlige* Entwicklung aus der *rudititas* die *schwesterliche* Verschiedenheit ausmachte. Nach dieser Auseinanderlegung ergiebt sich zur Genüge, wie Hr. D. das schwesterliche und töchterliche Verhältniss in den Sprachen unrichtig fafst, ja, fast mit einander verwechselt.

Es wäre gut gewesen, wenn wir bey der Besprechung des Unterschiedes von *rudititas* und *suavitas* der Sprachen vorher genau erfahren hätten, was man nach dem Vf. darunter zu verstehen habe. Rec. hat — offen gestanden! — in keinem ihm bekannten Slawischen Dialecte einen Charakter wahrgenommen, welcher irgend eine *rudititas* gegen das Griechische rechtfertigen könnte. Weder in dem Verhältnisse der Consonanten und Vocale unter sich oder unter einander hat Hr. D. einen solchen Charakter nachgewiesen, da er sich in dieser Beziehung in keinen Vergleich einläfst, noch

steht ein solcher unmittelbar damit im Zusammenhange, daß auszudrückende Verhältnisse in ihrer Reihenfolge neben einander einzeln ausgedrückt werden. Es kommt darauf an, wie die Ausdrucksweise ist. Nicht immer deutet die Kürze eines Ausdrucks auf eine größere *suavitas*; der zusammengezogene Ausdruck (das darf man dabey nie vergessen) hat dann auch meistens seine Natürlichkeit verloren; er giebt das zu Bezeichnende gleichsam nur conventionell wieder. Es scheint dem Vf. eben in einer von ihm erkannten weitläufigeren, häufig mehrwortigen Ausdrucksweise die genannte *ruditas* zu liegen, welche durch eine Verschmelzung zur *suavitas* gelangte. Hiebey ist nun gerade zu untersuchen, in wie fern wirklich die eine Form aus der anderen entstanden ist, und wie sehr dieses auf Kosten des eigentlichen inneren Verständnisses geschah. Ist Erstes, nicht Letztes der Fall, und hat der anfängliche Ausdruck (*primitiva forma*) für das Ohr etwas Rauh klingendes, Unbeholfenes; bekundet dagegen die neue Form ihren erkennlichen Sinn durch schöne Klänge: dann kann man von einer wirklichen *suavitas* als Tochter einer *ruditas* sprechen — sonst in keinem Falle. In wie fern dieses Verhältniß zwischen der Slawischen und Griechischen Zunge Statt finde oder nicht, werden wir in einer kurzen Betrachtung des von Hn. D. in diesem Werke Aufgestellten näher ersehen.

Das ganze Werk soll sich in drey Bücher (*libri*) abtheilen; zwey von ihnen sind bis jetzt gedruckt, und liegen dem Rec. vor. Der Inhalt des ersten ist auf dem Titelblatte folgendermaßen bestimmt:

De literis flavo-graecis earumque pronuntiatione. De origine verbi substantivi flavo-graeci. De origine conjugationis seu verborum flexionis flavo-graecae generis activi. Conjugatio prima generis activi flavo-graeca qua basis reliquarum conjugationum.

Den Inhalt des zweyten Buches besagt das bezügliche Titelblatt:

Conjugatio prima generis medio-passivi flavo-graeca, praemissa conjugatione generis activi vulgaribus grammaticis graecis accommodata.

Hiernach läßt sich leicht bestimmen, welche Sprachtheile in dem noch fehlenden Buche behandelt werden müssen.

Bey der Betrachtung der Buchstaben geht der Vf. keineswegs darauf aus, eine nach seiner Sprachmeinung richtige Aussprache der Griechischen Buchstaben anzugeben, und dann die derselben im Slawischen entsprechenden gegenüber zu stellen und auf diese Weise darzulegen, wie sich die Laute der Griechen aus den Slawischen, um zur *suavitas* zu gelangen, entwickelt haben *). Es werden vielmehr die nach ihm sich entsprechenden Buchstaben und Buchstaben-Verbindungen, wie sie in Aehnliches bezeichnenden Wörtern vorkommen, neben einander gestellt, und dann müssen die Griechischen ohne Gnade und Barmherzigkeit gerade so ausgesprochen seyn, wie die neueren Slawischen. Höchstens machen hievon diejenigen Slawischen Buchstaben eine Ausnahme, welche im Griechischen nicht vorkommen. Auf diese Weise beweist Hr. D. aber höchstens verschiedene Schreibweise derselben Laute; am allerwenigstens ein mütterliches Lautverhältniß. Anstatt durch Angaben zu beweisen, setzt er das zu Beweisende voraus. So, wenn er bey Gelegenheit des Digamma, das bey ihm nur wie *j* ausgesprochen worden seyn kann, während aber ein *spiritus lenis* eben diesen Digamma-Laut, ein β und *ov*, vertritt (§ 41), sagt: *Cum nomen graecum janaks (ἰανᾶξ) et slavicum janák idem, nempe vivum nobilem, heroem significat, Digamma ut j in latino jacio sonuisse citra dubium est* (§ 3, nota). Wenn die Uebereinstimmung beider Wörter in ihrer Herkunft richtig wäre, so wäre es doch ein bedeutender Fehler, weil die Tochter so spricht, zu schließen, daß die Mutter ebenso gesprochen. Eher ließen sich solche Behauptungen rechtfertigen, wenn ein schwesterliches Verhältniß Statt finden sollte. Uebrigens würde auch dann eine solche Beweisführung Nichts beweisen. Aehnlichen Beweisen verdankt α die Aussprache von *ai* und *ja*, ϵ die von *e* und *je*, ϵ die von *je*, o die von *o* und *i* (*graecum oī (ei) Serbi joi (ei) pronuntiant, Bohemi oī (ei) scribunt gj (joi) et pronuntiant ji (ei)*) u. v. A. Die Verkehrtheit ist leicht einzusehen:

*) Bey allen lebenden Sprachen giebt es eine Geschichte der Laute in ihren Veränderungen — wie viel mehr muß eine solche bey zwey Sprachen hervortreten, die in mütter- und töchterlichem Verhältnisse stehen sollen!

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1.

S P R A C H K U N D E .

POSEN, b. Schaiba: *Matris slavicae filia erudita, vulgo lingua graeca: seu Grammatica cunctarum flavicarum et graecarum dialectorum in suis primitivis elementis et inde conflatis organicis formis exhibita, gallicae, italicae et latinae linguae habita ratione. Auctore Gregorio Dankowsky u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In § 29 wird vom Altflawischen Buchstaben Ci = unferem Z gesprochen: da heißt es denn: *slavicae matris filia erudita hunc sonum horret et TC aut in tt aut in CC convertit aut ex τσ omisso τ solum σ retinet aut ex τσ omisso σ solum τ retinet.* Wenn sich in denjenigen Wörtern, welche gleichen Slawischen entsprechen, die angegebenen Verschiedenheiten wirklich vorfinden, wer beweist denn bloß hiedurch zugleich, daß diese Verschiedenheiten historische Entwicklungen, und dazu gerade in dieser und nicht in der entgegengesetzten Reihenfolge sind? Bekanntlich sind unter Anderem z. B. die ff und z Entwicklungen aus t in den Deutschen Sprachen *Water = Wasser, Holt, Toll = Holz, Zoll (τέλος)* und viele andere.

Die Bemerkung des § 44, wo *de apostropho* kurz gesprochen wird, ist richtig, wenn das *Jer*-Zeichen der Slawen (Ъ) in seiner inneren Bedeutung mit dem Apostrophe verglichen oder vielmehr zusammengestellt wird: *quod signum flavicis grammaticis (ЄРЪ) jer vocatur, poniturque in sine vocalium aliqua omissa e. g. Graecum 'ECT illyricum ЄCTЪ pro 'ESTI.* Wir wollen nur wünschen, daß dieser wahre Sinn der *Jer* in der Folge, unter Anderem bey der Declination, und im Allgemeinen bey dem Nomen nicht unbeachtet gelassen werde.

Von § 45 bis § 56 (excl.) findet sich die Entstehung des Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Zweyter Band.

lung und Verwandtschaft des *verbum substantivum* bey den Griechen und Slawen. Um die Betrachtungsweise des Hn. D. deutlich vor Augen zu stellen, wollen wir die ganze Bildung dieser Art näher betrachten, damit wir uns für die Folge ähnlichen Weitläufigkeiten entheben.

§ 45 stellt uns unter der Aufschrift: „*Formae primitivae flavo-graecae; tempus praesens*“ folgende Formen vor: *Je-sa-mi ιε-σα-μι ie-se-mi ιε-σε-μι ie-fi-mi ιε-σι-μι sum, sum; Je-sa-me ιε-σα-με sumus, sumus; Je-sa-tsi es, sis; Je-sa-tse estis, sitis; Je-sa-ti est, sit; Je-sa-oni-ti sunt, sint; Je-sa-ma nos duo sumus, sumus; Je-sa-mie nos duae sumus, sumus; Je-sa-tsa (tse) vos duo (duae) estis, sitis; Je-sa-ta (tie) hi duo (hae duae) sunt, sint.*

Aus diesen gingen folgende gebrauchte Formen hervor:

bey den Slawen:	bey den Griechen:
<i>Jesmi, ήσμι, είσμι, έσμι</i>	<i>Jemi, ήμι, ειμι, έμμι</i>
<i>Jesm', ήσμ', είσμ', έσμ'</i>	<i>Jem', ήμ', ειμ', έμμ'</i>
<i>Jesme, έσμέ</i>	<i>Jesmen, έσμέν, jemen, ειμέν</i>
	<i>sumus</i>
<i>Jessi, έσσι</i>	<i>Jessi, έσσί es</i>
<i>Jeste, έστέ</i>	<i>Jeste, έστέ estis</i>
<i>Jesti, έστί, jest έστ'</i>	<i>Jesti, έστί, jest', έστ' est</i>
<i>Jesu, είσού</i>	<i>Jesi, είσί sunt</i>
<i>Jesta, έστά</i>	<i>Jeston, έστόν vos duo estis</i>
<i>Jesta, έστά</i>	<i>Jeston, έστόν hi duo sunt.</i>

Jene *formae primitivae* sind nur vom Vf. so angenommen, um die gebräuchlichen Formen erklären zu können. Warum er sie gerade so wählte, werden wir gleich näher sehen. An sich wären solche Veränderungen, die hier mehr Verstümmelungen sind, als um eine *ruditas* in *suavitas* zu verwandeln, nicht unerhört: wenn man die Urformen nur wirklich anträte, und die einzelnen Glieder derselben einzeln in dem

erklärten Sinne *Urformen* wären. Hier bey den Zusammenziehungen sehen wir schon, welcher Gebrauch von der Lesung der Vocale ϵ , $\epsilon\iota$, η gemacht wird; nach welchen näheren Regeln ist denn z. B. *je* wie ϵ und $\epsilon\iota$ zu lesen? warum erheischt *jesti* die Lesung $\epsilon\iota\sigma\iota$, und *jesti* die von $\epsilon\sigma\tau\iota$? warum muß man *Jemi* wie $\epsilon\iota\mu\iota$, *Jesmen* aber wie $\epsilon\sigma\mu\acute{\epsilon}\nu$ lesen?

Das ganze *verbum subst.* conjugirt sich meistens aus der Zusammenziehung von *drey* Wörtern, wie man es oben aus den angegebenen Abtheilungen leicht erkennen kann. Das erste der ständigen Wörter *je* ist dem im Homer, *Jl. I.*, 236 vorkommenden ξ , welches, wie dieses Pronomen bey Herodot und Homer, statt wie bey den Attischen Prosaikern reflexiv zu seyn, dem $\alpha\upsilon\tau\omicron\varsigma$ in den *cas. obl.* entspricht, gleich gesetzt, und bedeutet demnach *id. Sa*)*, *se* oder *si*, dieser zweyte Theil des Stammes, ist dem Tone nach, und also auch der Wirklichkeit, dem Dative des *pron. reflex.* theils im Slowakischen, theils im Krainischen, theils im Böhmischem gleich, und heisst eigentlich *sibi*. Die auf diese zwey Theile folgenden Silben in obigen *formae antiquae* sollen die einzelnen Pronomina der Person bezeichnen. So hiesse also die erste Person *id sibi ego*; wie durch diese drey Wörter der Sinn *sum* richtig und natürlich ausgedrückt werden kann und worden sey, kann sich Rec. bis jetzt noch nicht erklären. Gefetzt aber, es liesse sich so erklären, oder man erwiderte uns, über die Mittel der Ursprache zu solchen Bezeichnungen stehe uns kein sicheres Urtheil zu, weil wir uns nicht mehr in einem gleichen, warmen Sprachgefühl befänden; dann müßte uns der Vf. doch genau die Urform dieser Wort-Theile darlegen. Da würde aber bey dem ersten darin gefehlt seyn, daß es *nicht Slawisch*, als der Urform am nächsten, sondern *Griechisch* wäre: der zweyte Wort-Theil verlöre dadurch an seiner Alterthümlichkeit, daß diese Form für *sibi* schon eine *verstümmelte* ist, der eben die dative Bezeichnung fehle.

Bey der genauen Vergleichung der Schluß-Pro-

*) Der Kürze wegen setzen wir in dieser, wie in den folgenden Personen nur die Formen mit der Silbe *sa* ($\sigma\alpha$) ohne die von *se* und *si* ($\sigma\epsilon$ und $\sigma\iota$), wie es in dem Werke geschieht, zu wiederholen. Wir unterlassen also z. B. in der ersten Person Plural. noch besonders $\epsilon\sigma\epsilon\mu\epsilon$ und $\epsilon\sigma\iota\mu\epsilon$ hinzuzufügen; eben so wollen wir auch die Umschreibung in Griechische Buchstaben unterlassen.

nomina würde sich auch noch Manches anders herausstellen, wiewohl auch wir die Pronominal-Bedeutung eben dieser Endungen gar nicht in Abrede stellen wollen. Vor Allem heben wir als besonders fehlerhaft die erste Person des Pluralis heraus. Im Wendischen heisst *mé wir*, in der Griechischen Endung $\mu\epsilon\nu$ muß also das ν als etwas Unnützes angehängt seyn. Es heisst in der Beziehung § 48: *e quibus primitivis formis a, e, i elisis enatum est apud Bohemos jesmé, εσμέ, quod Graeci litera N more suo claudentes ajunt jesmen, εσμέν.* Besteht in diesem *mos* etwa auch eine *suavitas*? Der Vf. scheint darin nicht genau unterscheiden zu können, *ob etwas nur in seltenen Fällen (und in welchen) oder durchgehends geschieht.*

Da bey dieser Erklärung wie Auffassung des in Rede stehenden Zeitworts die Fürwörter eine bedeutende Rolle spielen, so scheint dem Rec., es wäre eine unablässige Nothwendigkeit gewesen, diese in einem Capitel vor den Zeitwörtern genauer zu betrachten, und zwar in *ihrem Leben, ohne willkürliche Zusätze oder Abwerfungen anzunehmen.*

Es ist wohl überflüssig, hier die eigentliche bekannte, natürliche Bildung des *verbum subst.* aus dem Stamme des Lebens oder Seyns *s* mit einem ihm vor- oder nachtretenden Vocale (denn sonst liesse sich das *s* nicht wiedergeben) und den angetretenen Fürwörtern zu erörtern. Die Abtheilung in *Drey* ist eine überflüssige. Der vor- oder nachtretende Vocal gehört mit dem *s* dem Stamme. Dann findet sich unter Anderem $\epsilon\sigma\mu\acute{\epsilon}\nu = \epsilon\sigma\mu\epsilon\varsigma$ zu vergleichen dem $\epsilon\sigma + \alpha\mu\epsilon\varsigma = \textit{sumus}$, so daß das ϵ oder ν ihre passenden Deutungen finden.

Wozu hilft nun die Annahme der Urformen? Keine Slawische Sprache weist sie auf; die Sinn-Erklärung ist unpassend; die einzelnen Theile sind keine Urformen. Wie kann nun noch die Folgerung gemacht werden: *linguam slavicam esse matrem filiae graecae eruditae?* wenigstens aus der Bildung dieses Zeitworts, welches sonst einen Urtypus vor vielen anderen Zeitwörtern an sich trägt, nach unserer Meinung nicht.

Stellt man dieses *verbum subst.* irgend einer Slawischen Zunge, z. B. des Altflawischen, mit dem Griechischen vergleichend zusammen:

f.	<i>jesm'</i>	$\epsilon\sigma\mu\iota$
	<i>jesti</i>	$\epsilon\sigma\iota$
	<i>jest'</i>	$\epsilon\sigma\tau\iota$

pl. <i>jesmy</i>	ἐσμέν
<i>jestę</i>	ἐστέ
<i>jūt'</i>	εἰσί
d. <i>jeswa (e)</i>	
<i>jestę (e)</i>	ἐστὸν
<i>jestę (e)</i>	ἐστὸν

so sieht man eicht, das man gar keiner weitläufigen Zusammenfetzung bedarf, die innige Verwandtschaft liegt auf der Hand; die Verschiedenheit besteht in einem Abfalle im Slawischen *jesma*, *jestę* und selbst (aber weniger wichtig) *jesm'*, *jest'*. Diese letzte Bemerkung liefse gewiß kein mütterliches Verhältniß des Slawischen Zeitworts gegen das Griechische wahrnehmen, eher dürfte etwas Umgekehrtes geahnt werden. Da jedoch das Griechische auf gleiche Weise Verstümmelungen wie ἐστέ für ἐστέες (*estis*), εἰσί für ἐσεντί (*estinti*) und noch mehr in spätere Form εἰμί, εἰς, wo εἰ eine von dem nicht mehr ausgesprochene *s* hervorgerufene Ersatz-Vocal-Erweiterung ist, vorkommen: so kann man diese Sprachänderung keiner Sprache als besonderen Vorwurf oder als vorzügliches Lob anrechnen, es tritt durch dieses gleichmäßige Verfahren vielmehr ein schwererliches historisches Moment auf.

Wenn wir die Einzelheiten *N verbum subst.*, wie sie der Vf. aufführt, übergehen, so geschieht das nur, um nicht weitläufig zu werden, und nicht durch manche andere Ungereimtheiten, wie wenn wir den Coniunctiv auf folgende Weise erklären, zu ermüden: Τῷ *jemi*, εἰμί ἐμί *adnexa interjectione* ᾧ o. *conflata est coniunctivi forma jemi ὁ, εἰμί ᾧ, ἐμί ᾧ, ex quo mi ejecto evasit jeo, εἰω, ἐω*. Solche Aeufserungen verrathen am Mindesten ein Gefühl vom Leben einer Sprache, wie die Griechische ist.

Mit besonderer Weitläufigkeit wird das Zeitwort in seiner Coniugation abgehandelt; als ein Beyspiel für alle diene nur die Angabe der Entwicklung des Präsens Act. Ind. § 56 spricht von den *formae primitivae flavo-graecae juxta priscam orthographiam*. § 57 behandelt *formae plenae flavo-graecae e formis primitivis enatae juxta recentiore orthographiam*. Inhalt des § 58 ist: *formae contractae flavo-graecae e formis plenae ejecto je enatae*. § 59 giebt an: *formae contractae flavo-gr. e formis ejecto a enatae*. § 60, 61 und 62 haben folgende Ueberschrift: *ex tot flavo-graecis formis sequentes apud graecos scriptores profuicos sunt maxime vulgares, earumque orthographia*

grammaticorum industria defixa. Nach einer so langen Entwicklungsangabe kommt vom § 63 die *commentatio* und dauert fort bis zum § 72 (*excl.*). § 72 und 73 sprechen vom Coniunctive. Wie der Vf. zu der ganz bestimmten Aeufserung: *industria grammaticorum factum est, ut formae indicativi a formis coniunctivi scribendo saltem distinguerentur, nam in loquendo aequaliter sonant*, kommt, begreift Rec. nicht, und selbst wenn auch alle angeführten Indicativ- und Coniunctiv-Verwechslungs-Beispiele der *verschiedenen* Dialecte richtig wären. Hr. D. muß das höhere Leben der Vocale zu einander nicht kennen, wie es als Hauptcharakter der Indo-germanischen Sprachen vorwaltet.

Es führte zu weit, die Unrichtigkeiten der Formbildungen nachzuweisen; sie laufen meistens auf dasselbe hinaus, wie bey dem *verb. subst.* Gleichfalls wäre es Raum- und Zeit-Verfchwendung, nun alle Formen in ihrer Bildungsweise anzuführen; wir müssen uns auf die Anführung weniger Formen beschränken. Auch diese werden eine genaue Einsicht in des Vfs. Behandlungsweise gewähren. Als Paradigma-Zeitwort ist *μαζάω* gewählt. Hievon lautet die *forma primitiva I pers. praes. ind. act.*: *Maza-ic-mi*, daraus entsteht nun nach und nach: *mazájemi, mazámi, mazjèmi, mazjm', mazáio, mazò*, es heißt ursprünglich *ego id linimentum*.

Praet. imperf. I pers.: *mazaie-l-ch-iemi* (*linimentum id ille habeo [hab-id-ego]*), *mazaie-ch-iemi, mazaçhon* (*μαζαίον*) *mazáhjen, maza, mázje, jemazaion* (*ἐμαζαίων*). Das der letzten Form vorstehende *je* soll das Griechische Augment vorstellen; dasselbe ist nach § 91 die Slawisch-Griechische Form *jê=η̄* (Coniunctiv ist nach Hn. D. mit Ind. Eins) = *est*. Sonderbar! dieses *est* gilt für *alle Personen*; wenn im Verlaufe des § angeführt wird, daß dasselbe auch im Slawischen vorkomme, aber nur in der *dritten* Person, so bleibt diese *verstümmelte* mit einem Particip *neben* einander gesetzte Form der dritten Person des *praes. verbi subst.* doch etwas ganz Anderes, und verführte den Vf. vielleicht nur sein Schreibsystem, wo *ε, η, εἰ = je* ist. Wo also im Slawischen *je* steht, kann er beliebig *ε, η* oder *ε* setzen, oder umgekehrt. Dann kann endlich natürlich Alles mit einander verwechselt und die Gleichheit des Heterogensten bewiesen werden.

Merkwürdig ist die *Dankowsky'sche* Futurbildung.

Die Slawischen Sprachen, wie sie sich uns darbieten, drücken meistens durch Präsensformen gleich den früheren (und noch jetzt geschieht es oft) Germanischen Sprachen das Futurum aus, allein Umschreibungen kommen bey ihr auch nicht selten vor; das geschieht unter Andern auch mit einem Worte, das im Russischen z. B. *chotschü* heisst, und *ich will* bedeutet. Es wird dieses *umschrieben*, wie auch das oben besprochene *praes. imperf.* Weil nun das Griechische aus dem Slawischen entstanden seyn muss, muss die Urform der ersten Sprache aus einer Zusammenzwingung, Verschmelzung, Abwerfung endlich zu der gebräuchlichen Griechischen Form (ganz anderen Ursprunges) eskamotirt werden. Wie wenn man behaupten wollte: *ich werde haben, sey zu habebo die Urform*; das liesse sich eben so leicht, beweisen, zuerst käme dann *habenwerde* in einem Worte heraus; *rde* am Ende lautet zu rauh (*ruditas*) *habenwe* wirft *n* weg, *b* und *w* wechseln oft, und *b* hat lieber *o* als *e* nach sich; dann sehen wir *habenwe* zu *habebo* umgestaltet. Wie leicht und bequem ist eine solche Herleitung!!!

Die Urform des Futurums heisst also: *mazaietfichotseimi*; nach und nach entstehen daraus *mazatjxen'* oder *mazjetjxjem'* *) (*μαζησηξειμ'*) *mazatjxü*, *mazaxu*, *mazaffo*, *mazaso* (*μαζασώ*), *mazáso* (*μαζάσω*).

Im Slawischen wird eine Form (*by*) des Zeitworts *byty* zuweilen den Conjunctionen beygezählt, da dieselbe zum Zeitworte im Particip mit angefügtem Personalpronomen einen Wunsch, kurz die conditionale Zeit ausdrückt. Folglich muss dieses Wort auch zur Bildung des Griechischen Optativ gedient haben. So entstand aus *mazal-obi-chjemi*, *mazaiojemi* nach Ausstofsung von allerhand Unverträglichem, und das kann nach des Vfs. Griechischer Umschreibung recht gut *μαζαιοτημι* (*μαζαιοτην*, *μαζωοτην*, *μαζωρην*) heissen.

Wie in den *Activformen* die an einigen Stellen nachgewiesene Verfahrensweise statt findet, ebenso ist es in den *Formen des Medio-Passivums*. Es erreichen die letztgenannten daher keine besondere Berührung.

Wenn wir zum Schlusse nun auf das Resultat einer solchen Betrachtungsweise sehen, so muss uns dasselbe schon im Voraus etwas verdächtig vorkommen. Anstatt direct zu beweisen, scheint überall *angenommen* zu seyn, dass die Griechischen Formen von den Slawischen hergeleitet werden *müssen*; Erklärungsversuche der Griechischen Formen früherer angestellter Forschungen sind gar nicht berücksichtigt, geschweige denn widerlegt worden. Und bekanntlich ist die neueste Zeit nicht arm an glücklichen Erklärungsweisen der Formenbildungen Indo-Germanischer Sprachen. Hätte Hr. D. solche Untersuchungen geprüft, so würde er einfache Tempusbildungen gewiss nicht von denjenigen Formen hergeleitet haben, welche die Zeit mehr umschreiben. Solche *umschreibende* Zeitangaben sind ja schon eben wegen ihrer Beziehung *späteren Ursprungs*, wie es uns die Geschichte Indo-Germanischer Sprachen deutlich lehrt. Die Umschreibung tritt erst mit dem Zeitpunkte ein, wo die einfachen Formen theils in ihrer einfachen Gestalt, theils in ihrem gefühlten Sinne untergegangen sind.

Und würde nun das Griechische die mehreren umschreibenden Formen erst haben zusammensetzen, d. h. in Eins verbinden müssen, dann aus- und abwerfen; so wäre alle diese Arbeit, um aus der durch die *Zusammensetzung erst hervorgerufenen ruditas* zu einer *suavitas* zu gelangen, auf Kosten des wahren Sinnes geschehen, und man könnte das Griechische keineswegs mehr zu denjenigen alphabetischen Sprachen zählen, welche neben einer schönen Form in vielen Fällen den inneren Sinn noch in der Form bekunden.

*) Das Alles lautet freylich recht barbarisch und verräth *ruditas!*

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 4 1.

S P R A C H K U N D E.

POSEN, b. Schaiba: *Matris slavicae filia erudita, vulgo lingua graeca, seu Grammatica cunclarum flavicarum et graecarum dialectorum in suis primitivis elementis et inde constatis organicis formis exhibita, gallicae, italicae et latinae linguae habita ratione.* Auctore Gregorio Dankowsky u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Diese Umschreibung des Slawischen zeigt offenbar eine Lebensperiode, welche unserer Zeit näher liegt, als diejenige Periode, in welcher das Griechische seine meisten Formen des Zeitworts *einfach* bildete. Dies berechtigt uns also, eher dem Slawischen ein Tochter- oder Nichten-Verhältniß zur Griechischen Zunge anzuweisen, als ein umgekehrtes. Da es jedoch mehrere Indo-Germanische Sprachen giebt, welche in der Tempusbildung nicht so weit vorgeschritten sind, oder nach dem Verlaufe der früher gebräuchlichen Formen zu Umschreibungen ihre Zuflucht nehmen mußten, nebenbey aber in ihren anderen Bildungen gleichstufig mit dem Griechischen, Lateinischen wenigstens so weit blieben, daß man ihnen, wenn auch eine größere Abgeletheit, keineswegs aber eine neue Bildungsweise, ein neues Leben zuschreiben könnte, das zu einem wüthlichen Verhältnisse berechtigte: so dürfen wir auch ein Gleiches in Bezug auf die Griechische Sprache und die Slawischen Zungen thun, ohne von früheren Annahmen abzuweichen.

Der Vf. hat mit seinem Werke jedenfalls seinen Zweck nicht erreicht; weder ist durch dasselbe ein mütterliches Verhältniß des Slawischen nachgewiesen, welches an sich auch nicht statt findet, noch ergibt sich aus den Zusammenstellungen ein Schwester-Verhältniß

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

der beiden besprochenen Sprachen. Es ist schade, daß Hr. Dankowsky so viel Zeit und Fleiß auf einen Gegenstand verwendet hat, der vom höchsten Interesse gerade in unserer heutigen Sprachstudiumstellung ist, ohne denselben auf eine richtige Weise so zu behandeln, daß der zu beweisende Satz wenigstens für jeden Glossologen klar und unwiderleglich daraus hervorgehe. Aus dem Ganzen ist nicht zu verkennen, daß H. D. die Verwandtschaft selbst recht gut erkannt hat; es fehlte ihm nur der richtige Blick, um sich dieselbe in allen ihren Punkten erklären zu können.

Die zum Beginne des zweyten Buches stehende Dedication an den Bischof *Vurum* in Griechischer und Slawischer Sprache, geschrieben mit Lateinischen und Griechischen Buchstaben, ist eine willkürliche Schreibung und eine Zusammenfassung aus den verschiedensten Dialecten, so daß diese kleine Probe von eigener Arbeit des Vfs. keinen sonderlichen Werth für einen Sprachkenner hat, höchstens den Halbwisser durch auf genannte Weise hervorgerufene Gleichheiten verführen und bestechen kann.

E. R.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

WIEN, b. Rohrmann: *Ironie des Lebens.* Novelle von Adolph Ritter von Tschabuschnigg. 1841. Erster u. zweyter Th. zusammen VIII und 429 S. in 8.

Die Grundlinien zu dem durch den Titel bezeichneten Werke sind im ersten Theile S. 83 u. fgg. angegeben. „Die Ironie des Lebens“ heißt es da, „ist der schöne reizende Aufwand unserer Hirngespinnste, das bunte, goldglänzende Gewand einer Seifenblase; — die Ironie der Natur ist der Frühling, diese Pracht

ohne Grenzen und ohne Gehalt; die Weinrebe, der Waizen blühen nur still und ungefehen, die Rose aber trägt dann eine Dornfrucht. Wozu diese tausend Blumen ohne Erfolg, die tausend Lieder ohne Text, die tausend Farben ohne Zeichnung? Die Ironie des Wissens ist der Glaube und die Hypothese, die des Willens der edle Entschluß, — die Ironie des Lebens ist die Liebe! Wozu der tolle, morgenländische Pomp um das gemeine Geheimniß unserer Genesis? Lernt von den Thieren die kluge Oekonomie eurer Triebe, die Redlichkeit des Zugeständnisses eurer Absichten! Wer die hohe Schwärmerey einer ersten Liebe sieht, das Wonneleben, die Jubelthänen der taumelnden Herzen; der macht sich gefaßt, daß die glänzende Scene jetzt und jetzt hinter Rosengewölke entschwebe, aber nicht auf die gemeine Versenkung in's Brautbett.“

Mit Geist und Seele werden diese und entgegengeetzte Aeufserungen von der jugendlichen Gesellschaft, in der sie geschehen, beleuchtet und bestritten, und die folgende Geschichte giebt einen so vielseitigen, als lebendig unterhaltenden Commentar zu ihnen ab.

Ein Theil des zweyten Bandes bietet ein recht gemüthliches Reiseleben, wenn schon durch bekannte Gegenden, dar. Der Vf. weist ihre mannichfachen Reize und Vorzüge theils durch einnehmende Schilderungen derselben zu erheben, theils mitunter sehr gehaltreiche Bemerkungen über das Vorkommende einzuflechten. Wo man auch nicht mit ihm und den Trägern seiner Urtheile, über sein Hauptthema sowohl, als über das gelegentlich abgehandelte Wesen der Prosa und Poesie der jetzigen Periode sich einverstehen kann, wird man ihn doch, wegen seines für alles Schöne und Edle offenen, empfänglichen Sinnes lieb gewinnen. Ein mit glanzvollen Blüten und Früchten zuweilen fast allzu üppig prangender Stil ertheilt seinen Schilderungen fesselnden Reiz. Nur selten thut zu große Vertiefung in die besprochenen Gegenstände der anmuthigen Rapidität des Laufes der Darstellung einigen Abbruch.

Um so mehr wünschte man auch freylich die hie und da erscheinenden Sprachirrhümer aus dem Eigenthümlichkeit besitzenden Vortrage hinweg. So heist es im ersten Theile S. 75: „Der Bauerknabe war vor dem alten Herrn *gestanden*; S. 78: der Mond *scheinte*

nicht; S. 139: es *kam* einem dabey ein Mährlein zu *Sinne*; S. 144: der Magister wird *seltsam* (statt selten) bey uns; S. 209: Abel hatte *auf* Adlerhorst vergessen, anstatt: er hatte Adlerhorst vergessen.

Wir brechen hier mit Aufführung von Proben an sich wenig bedeutender Unregelmäßigkeiten ab. Unser Zweck dabey war nur, den wackeren Vf. darauf hinzuweisen, daß er sich vor ähnlichen Verstößen künftig sehr zu hüten habe. Zu seiner Entschuldigung noch die Bemerkung: Schon der längst verstorbene *Alxinger* klagte in der Vorrede zu einem seiner Heldengedichte über die ungemene Schwierigkeit für einen in Wien einheimischen Schriftsteller, seine Werke von Sprachirrhümern frey zu erhalten, da die dortige Umgangssprache, fogar der Gebildetsten, mit dergleichen allzu sehr überladen sey.

Noch befremdete uns an einer Stelle des Buchs, „die Häslein mit *klugen* Ohren durch den Schloßbereich springen“ zu sehen. Sollte man die zu große Furcht, die dem Hasen die Ohren fast immer zuspitzt, nicht eher *Unklugheit* als Klugheit nennen können?

— e.

STUTT GART, in der Hoffmann'schen Verlags-Buchhandlung: *Touffaint*. Ein Roman von *Theodor Mügge*. 1840. Erster Theil 441 S. Zweyter Theil 498 S. Dritter Theil 338 S. Vierter Theil 345 S. 8. (5 Thlr.)

Einer der merkwürdigsten Männer, welche die Menschen- und Völker-Geschichte aufzählt, wird uns hier als der Träger eines Romanes, und somit in vielseitiger Anschaulichkeit vorgeführt. Sein Leben, das große Werk der Freymachung seiner schwarzen Brüder, so weit diese zu vollenden ihm gestattet wurde, in jeder Beziehung auszulegen, ist die Aufgabe, welche sich der Vf. gestellt, und mit anerkennungswerthem Geschicke durchgeführt hat. Des Lesers Doppelinteresse wird auf das Lebhafteste in Anspruch genommen; das Grauen an wirklich geschehenem Gräßlichen wird durch der Liebe Lust und Leid — das Element des Romanes — getheilt und gemildert; das traurig Wahre mit erfreulichen Möglichkeiten, ein dunkeler, blutgefärbter Grund, ist mit lebensfrischen Phantasieblumen durchwirkt, und man fühlt den schönen Enthusiasmus heraus, der diese erzeugt hat. Er ge-

wimmt den Leser, wie für den Helden, so für die an denselben geknüpften Ereignisse, oder von ihm verfochtenen Rechte; ein Gewinn, den natürlich jeder, der historische Romane schreibt, vor Augen haben muß. Zwar liegt weder die Zeit der hier geschilderten Ereignisse, noch die in dieselben verwebten historischen Personen uns in der Ferne, aus welcher der Erzähler auf die ihm günstige Illusion des Lesers rechnen kann; doch umfaßt der Schauplatz der Handlung des Fremdartigen und Wundervollen genug, welches die Meisten sich mehr im Glauben als im Schauen vergegenwärtigen können, und ist somit wohl gewählt. Wer, der seinen Blick über die Scholle, wo er vegetirt, hinaus streifen läßt, heftet ihn nicht gern auf ein Land, dessen üppige Pflanzenwelt allein ihn zu fesseln vermöchte? Die jener reichen Natur abgelaufchte Farbenfrische, mit welcher der Vf. seine Local-Bilder ausmalt, die Sicherheit seines Griffels, welche genügende Kenntniß des dargestellten Gegenstandes bethätigt, gewinnen Glauben, und wo dieser waltet, fördert er Befriedigung. Weßhalb jedoch der Vf. seinen Helden mit dem Stempel der Widerlichkeit prägt, die mehr von ihm abstößt, als für ihn einnimmt, verstehen wir nicht, da andere Erzähler berichten, daß der Adel der Gesinnung auch die schwarze Maske desselben durchleuchtet und modulirt habe. Ein Bild, welches wir lieb gewinnen sollen, uns zuerst als abschreckend zeigen, ist eine gelinde Mißhandlung unserer Gefühle. Die Wahrheit, an welche hier die Romantik ihre Gebilde knüpft, enthält schon in sich des Grauenhaften zu viel, als daß, um gehörig zu erschüttern, dies noch erdichteter Mittel bedürfen möchte. Auch stößt man, doch selten, auf einige allzu gesuchte Verzierungen des Stiles; übrigens ist dieser jedoch frisch, bemittelt, gewinnend. Eingewebte Dialoge erläutern die Gesinnungen der handelnden Personen, ohne die Handlung selbst durch lästige Länge und Breite aufzuhalten.

Es wird dieser Roman allen denen, welche merkwürdige Begebenheiten auf eine mehr unterhaltende als belehrende Art sich einprägen wollen, eine leichter verdauliche Speise, als trockene, oft nur zu herbe Wahrheit seyn, und er ist deshalb als eine nützlichere Lectüre, als viele ähnliche Bücher dieser Art, zu empfehlen.

Die äußere Ausstattung ist sehr gut. W.

STUTT GART, in der Hoffmann'schen Verlags-Buchhandlung: *Der Traumdeuter*. Ein Roman von Ernst Willkomm. 1840. 366 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Es geschieht zuweilen, daß Tonkünstler, die sich bedeutame Aufgaben stellen könnten, von einer flüchtigen, bizarren Idee ergriffen, diese zum Thema einer weit ausgeprägten Variation machen, und durch Aufwand mancher ihnen zu Gebote stehenden Mittel dem Ephemeren den Anhauch eines festgehaltenen Grundgedankens zu geben wissen. Auch Sprachkünstler erlauben sich solches, und der Vf. des vorliegenden Romanes möchte nicht der Erste seyn, der sich auf solche Weise umtummelt. Vielleicht würde er, auf's Gewissen gefragt, uns sogar ein hochgefeiertes Musterbild seines Unternehmens nennen müssen. Er variirt zwar die Idee, welche er sich zum Thema seines Vortrags gewählt hat, mit vieler Gewandtheit, giebt ihr hie und da den Anstrich eines wirklichen Studiums, erlaubt sich gewagte Sätze, löst diese wieder in sanfteren Gängen auf, streift an das Erhabene, sinkt aber eben so oft in das Flache zurück, so daß endlich der Zuhörer mehr aufgeregt, als befriedigt fragt: „Wozu dieser Aufwand von Anklängen oder Situationen?“ Da jedoch das gewählte Thema zugleich eine Volksmelodie ist, so möchte ihm einige Anerkennung nicht zu verlagen seyn.

Die typographische Ausstattung ist splendid.

W.

STUTT GART, in der Hoffmann'schen Verlags-Buchhandlung: *Viel Köpfe, viel Sinne*. Eine Zauber Geschichte von Leopold Schefer. 1840. 147 S. kl. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Nicht ohne große Erwartungen schlägt man ein Buch auf, dessen Vf. einen oft und rühmlich genannten Namen trägt. Diese Erwartung wird noch gesteigert, wenn man einem nicht nur ausnehmend sauberen, sondern absichtlich so gedehnten Drucke begegnet, daß derselbe vorzuhaben scheint, etwas Bedeutendes aus etwas Unbedeutenden machen zu wollen. Ohne Zweifel hat auch der geachtete Vf. hinter dem Unbedeutenden etwas Bedeutendes zu verstecken gesucht; wir wüßten sonst kaum, wie er und dies Märchen zusammen gekommen wären. Ohne Zweifel wird es Leser geben, die dies Bedeutende herauszufinden ver-

stehen. Dafs Rec. bis zu diesem Verständnisse nicht gekommen sey, gesteht er aufrichtig; er hat vom ächten Volksmärchen eine diesem ganz unähnliche Vorstellung, will jedoch denen, die es befriedigen könnte, oder die mehr dahinter finden als er, den Genufs durch Zergliederung der ihm nicht zufagenden Wunderlichkeiten nicht rauben.

W.

ALTONA, b. Hammerich: *Des Spielers Traum* oder *Satanas und seine Genossen*. Ein Roman in sieben Büchern, aus dem Englischen übersetzt von Dr. Georg Nicolaus Bürmann. 1840. 3 Theile. 809 S. 8. (3 Thlr.)

Dieser Traum eines Spielers, welcher, durch Geldverlust und Weinrausch abgesspannt, in Schlaf verfällt, läßt uns zu London in dem Weinkeller einer Englischen Hölle, d. i. eines Spielhauses, sechs Teufel und eine Teufelin als Repräsentanten der Engländer, Deutschen, Franzosen, Türken, Russen und Neger in den Britischen Colonien erblicken. Diese Teufel erzählen

sich ihre Wirkksamkeit unter den genannten Nationen auf anziehende Weise. Sie enthalten dabey vielen Humor und eine große Menschenkenntniß. Nur, wenn sie von Deutschen reden, zeigen sie, dafs sie weder unsere Sitten, noch Gebräuche genau kennen gelernt haben; doch wird die Neigung der Deutschen Gelehrten zu philosophischen Speculationen sehr gut persiflirt. Bisweilen sind ihre Schilderungen allzu grell, das Gefühl des gebildeten Lesers tief verletzend, wahrhaft teuflisch, wie z. B. in der sechsten Erzählung, wo eine Polnische Edelfrau, von Kosaken genozhüchtigt, ihre Verderber ermordet, sodann ihren verwundeten Gemahl in einem Lazareth findet, und ihm ihre Entehrung erzählt, so, dafs er darüber in Raserey verfällt, und sich den Kopf an der Wand zerfchmettert.

Die Uebersetzung des auch unter dem Namen Simplicius bekannt gewordenen Hn. Dr. Bürmann in Hamburg ist gelungen zu nennen.

Druck, Papier und sonstige äufsere Ausstattung sind zu loben.

Ad. B . . .

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Erlangen, b. Enke: *Denkschrift für das Jubelfest der Buchdruckerkunst zu Bamberg am 24 Juny 1840*. Von Heinrich Joachim Jaeck, k. Bayer. Bibliothekar. Mit XIX Schriftmustern, der Abbildung der Bibliothekgebäude, der Jubel-Medaille und dem Portrait des Autors. 1840. (1 Thlr. 6 Gr.)

Diese Denkschrift eines Bamberger Patrioten soll als Spiegel der allseitigen Bildungsverhältnisse in Bamberg seit dessen geschichtlicher Periode gelten. Der Vf. nahm daher nicht allein auf die großen Verdienste des Albrecht Pfister, des ersten Bamberger Druckers, seiner Eleven, Nachahmer und Nachfolger in Rücksicht, sprach nicht allein von der Holz-Zink-Schneide-, Steinschreib-Druck-, Kupfer-Stech-Aetz- und Druck-Kunst in Bamberg, sondern er verbreitete sich auch über die Verhältnisse der berühmten Bamberger Bibliothek, die Bücherfammlungen in Bambergs Umgebungen, über die anderen wissenschaftli-

chen und artistischen Sammlungen, über die Bildungsanstalten Bambergs, den Stand der Bildung, über die Literaten Bambergs u. s. w.; ja sogar die religiösen Zustände, die Wohlthätigkeitsanstalten, die alten politischen Verhältnisse Bambergs und deren Repräsentanten u. s. f. vergafs er nicht anzuführen. Der Vf. hat mit seiner Denkschrift das Jubelfest der Buchdruckerkunst würdig gefeyert, und seiner Vaterstadt zugleich ein ehrenvolles Geschenk gemacht.

Die Schriftmuster Bamberger Druckwerke von Albrecht Pfister und dessen ersten Nachfolgern (1454—1494) sind sehr interessante Beylagen. Das dem Titelblatte vorge setzte Portrait des rühmlich bekannten Bibliothekars Jaeck ist nicht gut getroffen. Die übrigen Beygaben zur Denkschrift sind dankenswerth.

Auch die äufsere Ausstattung dieser Schrift ist recht lobenswürdig.

Dr. Schn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Reimer: *Girolamo Savonarola*, aus großen Theils handschriftlichen Quellen dargestellt von *Fr. Carl Meier*, außerordentlichem Professor der Theologie zu Jena. Mit dem Bildnisse und Facsimile der Handschrift Savonarola's. 1836. 8. (2 Thlr.)

Zwey Anforderungen sind, wie an jeden guten Geschichtschreiber, so auch an jeden guten Biographen, vor Allem zu richten. Die eine ist, daß er äußerlich in den Stand gesetzt sey, alle auf seinen Gegenstand bezüglichen Quellen und Hilfsmittel zu kennen und zu benutzen; die andere, daß er innerlich befähigt sey, den vorhandenen Stoff gehörig zu umarbeiten und ergreifend darzustellen. Beiden Anforderungen genügt der Biograph, dessen Namen oben bezeichnetes Werk führt. Rückfichtlich der ersten Anforderung zeigt er eine genaue Kenntniß nicht nur aller der Schriften, welche über *Savonarola* erschienen sind, indem er zum Schluffe seines Werks die Stimmen über *Savonarola* von *Pico della Mirandola* an bis auf *Rudelbach* herab bündig charakterisirt, sondern auch der eigentlichen Quellen seines Stoffs, von denen er ein Verzeichniß dem Werke vorausschickt, und aus denen er im Werke selbst viele Belege anführt. Zu Statten kam ihm hiebey die besonders günstige Gelegenheit zu gründlichem Quellenstudium, die ein längerer Aufenthalt in Florenz ihm darbot. Dort wurden ihm außer den reichen Sammlungen der öffentlichen, so wie einiger Privat- und Kloster-Bibliotheken auch die großherzoglichen Archive zu freyer Benutzung für seinen Gegenstand geöffnet, und er fand, wie er selbst schreibt, „in den Briefen, Instructionen und Declarationen der Signoria die zuverlässigsten Urkunden für den bedeutendsten und ge-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

schichtlich dunkelsten Zeitraum des Lebens und Wirkens *Savonarola's*. Auf dem Grunde dieser und einiger anderer, bisher unbekannter Quellen, fährt er fort, wurden nicht nur manche neue Data gewonnen, sondern die Geschichte sowohl der letzten drey Jahre seines Lebens im Allgemeinen, als seines Verhältnisses zum Papste insbesondere durchweg berichtigt. Von nicht geringerer Bedeutung sowohl für die Geschichte, als namentlich für die Darstellung der Theologie *Savonarola's* war eine möglichst vollständige Sammlung seiner zahlreichen und zum Theil seltenen Schriften, die ebenfalls nur in Italien einigermaßen erreicht werden konnte.“ Das Fehlende wurde ihm noch durch Mittheilungen von den Bibliotheken zu München und Gotha ergänzt. Somit war der Vf. ganz vorzüglich begünstigt, um seine Biographie gründlicher, treuer und wahrer darzustellen, als Andere, die denselben Gegenstand bearbeitet haben. Er war aber auch ganz vorzüglich begabt, den gefundenen Stoff gehörig zu verarbeiten. Das ganze vorliegende Werk zeigt, wie er mit kritischem Fleiße zu sammeln, mit scharfsichtiger Genauigkeit zu sichten, mit logischer Klarheit lichtvolle Ordnung zu schaffen und strenge Unparteilichkeit zu handhaben wußte. Je unvollständiger bisher bey Unkenntniß ausreichender Quellen *Savonarola's* Geschichte beschrieben; je ärger sie bisher durch partyische Vorliebe für *S.* oder durch zelotischen Haß gegen ihn entstellt, und je verschiedener bisher bey theologischer Befangenheit seine Lehre beurtheilt worden ist: desto dankenswerther ist die geläuterte Biographie, die unser Vf. geliefert hat, die sich überdies durch eine edle, klare und gefällige Schreibart empfiehlt. Besonders ist des Vfs. Unparteilichkeit zu rühmen. Denn ist es gerade bey Behandlung der Kirchengeschichte sehr schwer, ganz frey von Parteilichkeit

zu bleiben, da sie in allen ihren Theilen Parteyfachen vorführt, da ihre Tendenz in früheren Zeiten fast nur polemisch war, und in neueren Zeiten öfters das Streben hervortritt, die jetzige Glaubensweise in den früheren Zeiten begründet zu finden: so ist das ganz besonders auch bey der Geschichte S's. der Fall, der vor und nach seinem Tode, als geistlicher und als politischer Volksführer, verketzert, oft auch zu hoch gestellt wurde. Der Vf. hat aber diese Schwierigkeit glücklich überwunden, und sich so viel als möglich von Parteylichkeit frey erhalten.

Seinen Stoff theilt er in zwey Haupttheile. Im ersten redet er vom *Leben*, im zweyten von der *Theologie S's.* Jenen Theil beginnt er mit einer Einleitung, in welcher er „Andeutungen zur vorläufigen Zeichnung des 15 Jahrhunderts“ giebt, — kurze, kräftige Züge, die einen guten Grund zu den weiteren Ausführungen im Folgenden liefern. Dann schildert er in sieben Capiteln das Leben S's. mit steter Berücksichtigung der auf dasselbe bezüglichen politischen Geschichte. Die Hauptmomente dieser Lebensgeschichte sind folgende: *Girolamo Maria Francesco Mattheo Savonarola* war am 21 September 1452 zu Ferrara geboren. Sein Großvater, *Michele Sav.*, der Sprößling einer adelichen Familie zu Padua, berühmt als Arzt und Schriftsteller, und achtbar und geachtet als Mensch, unterrichtete ihn frühzeitig in den Anfangsgründen der Grammatik und Lateinischen Sprache, wobey er treffliche Anlagen entwickelte. Nach dem Tode seines Großvaters, den er schon im J. 1462 verlor, besuchte er die öffentlichen Lehranstalten seiner Vaterstadt, wobey er noch besonders unter Leitung seines Vaters, *Nicolo Sav.*, Logik und Philosophie studirte. Eifrig an seiner Bildung arbeitend, zeichnete er sich bald durch Kenntnisse und treffendes Urtheil aus. Außer Aristoteles (mit Plato wurde er erst später bekannt) zog ihn besonders Thomas von Aquino durch seine Klarheit und Tiefe an. Bis in sein zwanzigstes Jahr setzte er die medicinischen Studien, denen er frühzeitig bestimmt war, mit allem Ernste fort. Doch trat er, aus Verlangen nach Ruhe und Freyheit, am 25 April 1475 in das Kloster des heil. Dominicus zu Bologna. In demselben empfahl er sich durch Sittenstrenge und Gelehrsamkeit. Er wurde daher zum Predigen und zu philosophischen Vorlesungen gebraucht. Das Predigen mußte er bald aufgeben, doch fuhr er fort, sich mit

theologischen Studien zu beschäftigen. Im J. 1482 wurde er in ein Kloster nach Ferrara versetzt, und bey einer Kriegsdrohung Venedigs noch in demselben Jahre nach Florenz in das Kloster San Marco. Auch hier erregte er Aufmerksamkeit durch seine Bestimmtheit und Klarheit; seine Predigten aber, zu denen man ihn nöthigte (1404), fanden wegen des unangenehmen Vortrags keinen Beyfall. Nachdem er, in die Lombardey zurückgekehrt, in verschiedenen Klöstern, wie früher, hauptsächlich die Jüngeren unterrichtet hatte, kam er 1485 nach Brescia, wo er die Apokalypse erklärte, wiederum und mit Beyfall predigte, und wahrscheinlich auch seinen Abriss der Logik, Physik und Ethik nach Aristoteles schrieb. Durch dieß Alles, so wie namentlich durch seine Disputationen auf einem Convente des Dominicaner-Ordens der Lombardey (1487) verbreitete sich sein Ruf weit umher, und besonders wurde man in Florenz auf ihn aufmerksam, wo *Lorenzo von Medici* der kräftige und talentvolle Führer der Republik war (1472 — 1492). Im J. 1489 traf S. in Florenz ein, und hielt philosophische und theologische Vorlesungen mit großem Beyfalle. Bey der Erklärung der Apokalypse führte er, wie schon früher, mehr noch nachher die drey Hauptgedanken durch: 1) die Kirche bedürfe der Erneuerung, 2) ganz Italien werde gezüchtigt werden, 3) Beides stehe nahe bevor. Nun predigte er auch mit dem größten Beyfall, und erwarb sich so hohe Achtung sowohl durch die rücksichtslose und unerschrockene Freymüthigkeit, die er besonders gegen *Lorenzo di Medici* äußerte, als auch durch den religiösen Ernst, der ihn bewog, eine neue strengere Congregation der Dominicaner zu bilden, wozu er am 22 May 1493 die Bestätigung vom Papste erhielt. Noch höher stieg sein Ansehen und Einfluß, als er anfang, öffentlich von der Nothwendigkeit einer politischen Reform der Republik zu reden, und mit seinem klaren, sicheren Blicke in Staatsverhältnisse das Erscheinen einer fremden Kriegsmacht in Italien verkündigte, ehe noch ein Grund zu solchen Befürchtungen vorhanden zu seyn schien. In der That nahm Karl VIII von Frankreich auf seinem Zuge nach Neapel (1494) auch Florenz ein. Zu dieser Zeit der Noth war S. die Stütze der Republik, während der verhasste *Pietro di Medici* fliehen mußte. Nach Karls VIII Abzuge empfahl S. Volksregierung, Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, allgemeinen Frieden der Bürger als Grund-

bedingungen einer neuen Staatsordnung, und erwirkte, daß auf diesem Grunde das große Rathscollégium gebildet wurde (1494). Von nun an häuften sich aber auch die Anfeindungen gegen ihn. Er wurde von den erbitterten Großen verleumdet, als wolle er, ein Mönch, die Republik beherrschen; er wurde bey dem Papste angeklagt, als predige er gegen Kirche und Papst. Nichtsdestoweniger stellte er (nach Reformirung seines Klosters und des Staates) einen dritten reformatorischen Plan auf, betreffend die allgemeine Erneuerung der Kirche, des Lebens, der Sitte und Zurückführen zur ersten Einfachheit, Einheit und Reinheit. Der Papst ladet ihn 1495 zum ersten Mal nach Rom mit verstellter Höflichkeit. *S.* erscheint nicht, und entschuldigt sich mit Kränklichkeit, Gefährlichkeit der Reise und dringenden Staatsgeschäften. Aus dem ersten Grunde predigt er eine Zeit lang nicht; doch schon vom 10 October 1495 an tritt er mit neuer Kraft auf, und predigt gegen alles Gottlose mit dem glänzendsten Erfolge. Da er sich zugleich freymüthig rechtfertigt, den Cardinalshut ablehnt, den 80 Psalm gegen den Papst auslegt (die Römische Kirche von deren Vertretern streng unterscheidend), steigt der Unwille des Papstes aufs Höchste, und er erläßt ein Schreiben, in welchem er *S.* das Predigen untersagt, und ein hartes Breve gegen den Convent von San Marco. *S.* vertheidigt sich und die Congregation, doch seine Lage verbessert sich dadurch nicht. Verschlimmert wurde sie hingegen durch die Partey der Unzufriedenen in Florenz selbst, die hauptsächlich durch *S.*'s moralische Strenge gegen ihn eingenommen waren. Eine solche Partey war auch in der Signoria. Eine neue Signoria nimmt sich seiner wieder an, liefert ihn nicht an den Papst aus, wie sie sollte; doch kann sie weder den Haß des Volkes dämpfen, das schon am 4 May 1497 einen Angriff auf *S.* versuchte, noch die Excommunication verhindern, die am 12 May erfolgte. Sie nimmt sich aber seiner gegen den Papst an, und er fährt fort, unter großem Zulaufe über die Irrungen des Papstes und von den Schändlichkeiten der Römischen Geistlichkeit zu predigen. Da nun der Papst mit dem Interdicte drohet, und am 1 März 1498 eine neue Signoria zusammentrat, die gegen *S.* war, so wurde ihm das Predigen untersagt. Am 7 April 1498 hielt er zum letzten Male von der Kanzel herab eine kurze Rede an das Volk,

als sein Freund *Domenico da Pescia* gegen *Francesco di Puglia* die Feuerprobe bestehen wollte, die aber von den Franciscanern durch unnütze Streitigkeiten verhindert wurde. Das Volk war dabey in der größten Aufregung, und stürmte am 8 April die Kirche und das Kloster San Marco, und nahm *S.* nebst *Domenico da Pescia* und *Silvester Maruffi* gefangen. Der Papst freute sich über dieses Ereigniß, das er vielleicht selbst veranlaßt hatte, und die Signoria verletzte bey dem Proceße, den sie über die Gefangenen verhängte (namentlich heimliche Führung eines falschen Protocolls), alle Formen des Rechts und alle Pflichten der Menschlichkeit. Sie verurtheilte alle Drey zum Feuertode, den diese am 23 May 1498 erleiden mußten. *S.* erschien sehr gefaßt und standhaft, wahrhaft groß und erhaben in seinem Leiden.

Dieses die Hauptfacta von *S.*'s Leben, wie sie in diesem Buche dargestellt sind. Zweckmäßsig nicht nur, sondern auch höchst nothwendig war es, was der Vf. mit großem Geschicke gethan, daß der Lebensgeschichte *S.*'s die gleichzeitige politische Geschichte von Florenz eingeordnet wurde, da diese mit jener auf's Innigste verwebt ist, indem *S.* in eigentlichsten Sinne eine Zeit lang das Haupt der Republik Florenz war. Ebenso ist es zu billigen, daß sich der Vf. für *S.*'s *Theologie*, die im zweyten Haupttheile abgehandelt wird, eine systematische Ordnung schuf, da *S.* „noch zu sehr mit dem äußeren Leben der Kirche verwickelt war,“ als daß er zu einer Systematisirung seiner theologischen Ansichten hätte kommen können. Einige der wichtigsten Grundzüge seiner Lehre sind kurz folgende: Das Christenthum ist die vorzüglichste Religion; es kann zwar eine vollkommeneren Religion kommen, doch darf sie dem Christenthum nicht widersprechen, weil sie, wie diese, nur von Gott kommen kann. Die Grunderkenntnisse der natürlichen Einsicht sind wahr, aber weiter führt der Glaube, der übernatürlichen Ursprungs ist. Die Philosophie giebt keine Gebote, die das Christenthum nicht auch hätte. Die Philosophie läßt wichtige Lehren ganz ungewiß und zweifelhaft, welche die Theologie leicht und befriedigend löst. Jene geht den Weg der Analysis, diese den der Synthesis; jene wird durch diese gehoben, diese wird durch philosophische Floskeln erniedrigt; doch hat ein philosophischer Theolog vor dem unphilosophischen den Vor-

zug. Die heilige Schrift ist göttlich, stammt vom heiligen Geiste, — Alles, das A. und N. T., geht auf Christus. Wer die heilige Schrift verstehen will, muß reines Herzens seyn. Sie hat einen buchstäblichen und einen mystischen Sinn. Die Stufen der Gotteserkenntnis sind natürliche Einsicht, Glauben, Schauen. In der Lehre von der Erbsünde hält sich S. zwischen Augustin und Pelagius, ein Gefühl der Gnade setzend. Auf Wunder legt er keinen großen Werth, mehr auf ein gutes Leben. Er nimmt eine Rechtfertigung ohne Verdienst an, doch hält er die Gnade nicht für unwiderstehlich, und fodert ein Entgegenkommen durch Glauben, der in Liebe thätig ist. Die Kirche will er zum Geiste und Wesen der apostolischen Zeit zurückgeführt wissen; die Wirkung der Sacramente macht er abhängig von der Gemüthsverfassung des Empfangenden. Er fodert das Abendmahl unter beiderley Gestalten; bey der Buße setzt er die Reue als Hauptsache fest. Er glaubt an Auferstehung des Fleisches, weil sonst keine vollkommene Vergeltung Statt finden könnte. — Wie in der theoretischen, so durchdringt sich auch in der praktischen Theologie S's. das speculative und mystische Element gegenseitig.

Noch sind die wichtigsten Einzelheiten über S's. Charakter-Wirkksamkeit und Lebensschickal herauszuheben.

Rücksichtlich seines *Charakters* wird S. vom Vf. gerechtfertigt gegen den Vorwurf, daß er ein leidenschaftlich aufgeregter und aufregender politisch-religiöser Schwärmer gewesen sey. Die Sucht nach Märtyrertum liegt zwar scheinbar in einigen seiner Reden, z. B. S. 82: „Ja, ich wende mich zu dir; laß mich dein Opfer werden. Gieb mir die Kraft, daß ich gern alle Schmach, alle Schande und alles Ungemach ertrage, daß ich deinetwegen von Allen als Thor gescholten werde. Wir stehen auf dem Schlachtfelde; aber zweifelt nicht, daß wir am Ende in jeder Weise,

selbst sterbend, siegen und im Tode noch erfolgreicher kämpfen werden, als im Leben.“ S. 112, wo S. den Cardinalshut mit den Worten ablehnt: „Ich will keinen anderen rothen Hut, als den des Märtyrertumes, der mit meinem eigenen Blute gefärbt ist.“ Oder S. 150: „Der Herr thue, was ihm gefällt. Je schwerer der Stand hier unten, desto herrlicher die Krone dort oben.“ Doch verliert sich dieser fanatische Schein, hält man sich an die Schilderung des Charakters von S., die der Vf. feststellt. Nach derselben ist in jenen Aeußerungen nichts zu finden, als die Festigkeit, mit der S. auch den Todesgefahren Trotz bot, die Gewisheit, mit der er sein trauriges Ende vorher sah, die Zuversicht, mit der er auch bey einem solchen Ausgange seines Lebens auf den Sieg seiner guten Sache hoffte. Zu weit scheint S. darin gegangen zu seyn, daß er (S. 103) die außerordentliche Menge unsittlicher und luxuriöser Gegenstände, die in Folge seiner Predigt von den Eigenthümern derselben an ihn abgeliefert war, verbrennen ließ, und der Vf. giebt selbst zu, daß dies nicht ohne Grund als übertriebener Eifer ausgelegt werden könnte. Doch bemerkt er entschuldigend, daß man nicht nach dem Maßstabe unserer Zeit darüber urtheilen könne, und daß es für die Menge ein Schauspiel war „zu einigem Ersatz für die gewohnten, jetzt unterbliebenen Carnevalsbelustigungen.“ Es ließe sich dafür wohl auch noch das bemerken, daß außerordentliche Umstände außerordentliche Maßregeln fodern, daß diese öffentliche Vertilgung der Luxusgegenstände einen wohlthätigen Eindruck auf die Armen machen mußte, daß im Falle des Verkaufs jener Gegenstände ihr Gebrauch nicht verhindert wurde, der doch einmal als schädlich dargethan war, und daß auch die Propheten des A. T. solche sinnliche Demonstrationen für moralische Zwecke liebten und übten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Reimer: *Girolamo Savonarola*, aus grossen Theils handschriftlichen Quellen dargestellt von *Fr. Carl Meier* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die *Wirksamkeit S's.* stellt der Vf. in ihrer edlen Erhabenheit dar, ohne jedoch die Verleumder desselben durch übertriebenes Lob beschwichtigen zu wollen. Gegen diese nimmt er ihn zwar öfters in Schutz, aber immer nur durch einfache klare Darlegung der Wahrheit, namentlich indem er *S.* sich selbst über seine Handlungen und deren Motive rechtfertigen lässt. So gegen den Vorwurf (S. 78), dass *S.* als Mönch die Republik beherrschen wolle (S. 91), dass er als politischer Unruhestifter zum Kriege reize (S. 108), dass er ein Ketzer sey (S. 135), dass er trotz des Verbotes nicht schwieg, wobey *S.* das Wort: *Loqui prohibeor, tacere non possum* herrlich durchführt. Ueberhaupt erscheint die Freymüthigkeit, mit welcher *S.* gegen *Lorenzo d. Med.* (S. 48 ff.) u. A. auftrat, ehrenwerth selbst da, wo sie in so schroffen Worten sich äussert, wie (S. 51) gegen die Fürstin Bentivogli, die den Gottesdienst nur zu oft absichtlich störte und auf die *S.* endlich von der Kanzel herab mit den Worten hinwies: „Sehet, da kommt der böse Geist, Gottes Wort zu stören!“ Staunenswürdig ist die grosse Wirkung seiner Predigten (S. 101 ff.) und seine reformatorische Wirksamkeit in Betreff des Staates, der Klosterzucht, der öffentlichen Sittlichkeit und des kirchlichen Lebens. Seine Reden gegen die Pracht des Gottesdienstes und gegen den Luxus überhaupt (S. 25 u. 89) sind ergreifend, und bleiben noch immer beherzigenswerthe Worte, namentlich für alle Katholiken.

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. *Dritter Band.*

Gross ist gewiss auch für den Biographen *S's.* die Versuchung, seine reformatorische Wirksamkeit in Betreff der Lehre in allzu nahe Vereinigung mit *Luther's* Reformation zu bringen. Hatte er doch Vieles ausgesprochen, was negativ gefasst und angewendet der katholischen Kirche reformatorisch entgegentritt; hatte er doch den eigentlichen Kern der Reformation, die Lehre von der Rechtfertigung ohne Verdienst der Werke, durch Gnade, im Glauben so bestimmt erfasst, dass *Luther* selbst die kurze Andeutung derselben in seiner Auslegung des 51 Psalmes „ein reines, schönes Exempel evangelischer Lehre und christlicher Frömmigkeit“ nennt. Doch hat der Vf., wie er S. 215 verspricht, keine grössere Annäherung an die Reformation zu erkünsteln gesucht, als wirklich gegeben ist.

In Bezug auf die *Lebensgeschichte S's.* finden wir bey dem Vf. nicht nur das Einzelne veranschaulicht durch den Pragmatismus seiner Erzählung, und durch trefflich ausgewählte Citate aus *S's.* Schriften, die er einwebt, sondern auch das Dunkle und Zweifelhafte in *S's.* Lebensereignissen aufgeklärt und berichtet. Aufklärung giebt er namentlich über *S's.* erste Vorladung nach Rom (S. 97 f.), indem er nicht nur die rechten Gründe seines Nichterscheinens nachweist (die übrigens schon *Gieseler* K. G. II, 4, S. 473 zum Theil angiebt), sondern auch beweist, dass *S.* von 1495 bis Mitte 1496 noch nicht „zu wiederholten Malen unter Androhung der Excommunication das Predigen untersagt worden wäre“; — ferner über die Feuerprobe 1498 (S. 157), indem daraus hervorgeht, dass *S.* zwar gegen dieselbe war, doch nicht etwa, um seinen Freund zu retten, Streitigkeiten angefangen babe, sondern dass diese von den Franziskanern gesucht worden seyen (was auch *Leo* Geschichte von Italien V, S. 121 andeutet). Berichtigt hat der Vf. die Angabe, dass des

Papstes zweytes Schreiben an *S.* mit dem Breve an den Convent zu San Marco nicht im Oct. 1497, sondern 1496 erlassen (S. 115), und das Schreiben der Signoria für *S.* an den Papst nicht am 4 May, sondern am 4 März 1497 abgefaßt war (S. 124). Ueber den Inquisitionsproceß der Signoria (S. 163 ff.) giebt der Vf. zwar nach Möglichkeit befriedigenden Aufschluß, doch ist zu bedauern, daß es auch ihm nicht gelungen ist, das ursprüngliche Verhör selbst aufzufinden. Nicht völlig klar ist Rec. geworden, woher der häufige Wechsel einer bald für, bald gegen *S.* gestimmten Signoria (S. 119, 124, 125, 139, 146) in den Jahren 1496 und 1497 kam; auch möchte Rec. wissen, mit welchem Rechte S. 145 gesagt wird, *S.* habe zum ersten Male die Kanzel des Domes bestiegen (am 1 März 1498), da es doch S. 154 heißt, er habe am 7 April 1498, dem Tage der Feuerprobe, eine feyerliche Messe in der Kirche San Marco gehalten, darauf die Kanzel bestiegen und in einer kurzen Rede das Volk ermuntert, im Glauben zu beharren, und S. 158, daß er am 8 April noch einmal in derselben Kirche aufgetreten sey. Vielleicht rechnet Vf. die beiden letzten Vorträge, die *S.*, durch Umstände genöthigt und wahrscheinlich unvorbereitet, hielt, nicht mehr zu den regulären Predigten.

Als Anhang (S. 329—393) giebt der Vf. einen Abdruck der wichtigsten, zum Theil bisher unbekannt, Originalactenstücke von *S.* (Briefe und Gedichte), dem Papst, der Signoria und der päpstlichen Commisariaten in Florenz. Diese, so wie die zahlreichen Anführungen von Stellen aus den Predigten, Reden, Briefen *S.*'s. u. A. machen das Buch vorzüglich werthvoll, — besonders auch im zweyten Haupttheile, wo Stellen wie S. 208, 288, 299, 306, 313 die Theologie *S.*'s. sehr veranschaulichen. Von S. 393 bis 401 ist ein Verzeichniß sämtlicher Schriften *S.*'s. beygefügt. Nicht ganz passend findet es Rec., daß in den Noten so viele Italiänische Citate vorkommen; denn manche sind ganz unnöthig, da sie nichts Anderes besagen, als was schon im Texte Deutsch zu lesen war, wo sie aber Anderes und Wichtiges enthalten, entgeht doch dem, der dieser Sprache nicht mächtig ist, zu viel. Dagegen ist es zu billigen, daß die Beylagen in dieser Originalsprache gegeben sind, besonders die Gedichte, die durch Uebersetzung nur verlieren würden.

Zu rühmen ist schließlich noch die Bescheidenheit

des Vfs. überhaupt, und insbesondere seine Humanität gegen *Rudelbach*, der zuletzt vor ihm eine Biographie *S.*'s. schrieb. Sowohl mit seiner subjectiven Klarheit und rationellen Denkweise, als auch mit seinem objectiven Wissen steht der Vf. weit über *R.*, aber dennoch wirft er äußerst selten einen Seitenblick auf diesen, und behandelt ihn mit der zartesten Schonung (vergl. S. 58 f., Note 1, S. 132 f., Note 2, S. 272, Note 1).

Dr. M. Sch.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Schultze: *Klio*. Eine Sammlung historischer Gedichte mit einleitenden, geschichtlichen Anmerkungen von Dr. *Adolf Müller*, Professor. 1840. (1 Thlr. 16 Gr.)

Hr. *Müller* sagt in der Vorrede, er habe bey seinen Vorlesungen und bey seinem Unterrichte in der Geschichte die Wahrnehmung gemacht, daß diejenigen Begebenheiten, welche er neben der geschichtlichen, auch in poetischer Form der Anschauung seiner Zuhörer und Schüler nahe gebracht habe, bey einer später vorgenommenen Wiederholung sich dem Gedächtnisse vorzüglich tief eingepreßt gezeigt hätten, und daß er deshalb diese Sammlung veranstaltet, aber nicht die Absicht damit verbunden habe, durch sie Geschichte zu lehren. Diese historischen Gedichte sollen vielmehr das Studium nur vorbereiten, ein Interesse dafür erwecken, oder die Betrachtung einer geschichtlichen Thatfache dadurch vervollständigen, daß sie dieselbe, von Seiten des Gefühls aufgefaßt, vor Augen stellen. Er führt zu diesem Behufe *Goethe* an, welcher sagt: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt“, und meint, daß diese Wirksamkeit eines historischen Stoffes, die begeisternde Anregung des Gefühls nämlich für das Edle, Große und Ruhmwürdige eben so sehr, ja vielleicht noch stärker hervortrete, wenn uns dieselbe in poetischer Form dargereicht wird.

Wir theilen diese Ansicht, und geben deshalb eine Anzeige des Inhaltes, den wir mit einigen beurtheilenden Bemerkungen begleiten wollen. Die Geschichte des Israelitischen Volkes von Abraham bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus (S. 1 bis 20) eröffnet das Werk. Die Zusammenstellung ist durchaus lobenswerth, doch glauben wir, daß einige der dem alten Testa-

mente entlehnten poetischen Stücke in metrischer Bearbeitung noch mehr Eindruck machen würden. Die Griechische Geschichte (S. 20 bis 59) ist sehr vollständig und lehrreich, besonders weil sehr viele Begebenheiten derselben durch Hellenische Geistesproducte selbst repräsentirt werden. Wir finden hier mehrere gutgewählte Stellen aus der Ilias, den Tod des Ajax von Sophokles, ein Kriegslied des Tyrtäus, die goldenen Sprüche des Pythagoras, eine Beschreibung der Schlacht von Salamis von Aeschylus, überhaupt von 78 Gedichten zur Griechischen Geschichte 37 in Uebersetzungen aus dem Griechischen. Weit weniger befriedigend ist die Römische Geschichte (S. 59 bis 96), wiewohl auch hier sich manches ursprünglich Römische darbietet. Es haben Virgil, Ovid, Horaz und Lucan beygesteuert und außerdem manche Griechen aus der Römischen Periode, allein es ist weder der Stoff an sich so poetisch, noch ist auch die Darstellung so künstlerisch, wie meist bey den Hellenen. Fehlt es daher an vorzüglichen darstellenden Gedichten, so findet sich dagegen viel des Epigrammatischen, das eine wohlgewählte Stelle einnimmt. Nächst der Jüdischen, Griechischen und Römischen Geschichte folgt der Orient (S. 96 bis 124), wozu auch das Byzantinische und das heutige Türkische Reich gezogen ist. Nach des Rec. Ansicht hätte das letzte wohl einen eigenen Abschnitt verdient, und zwar theils, weil es, obgleich Orientalischen Ursprungs, dennoch seine weltgeschichtliche Bedeutung hauptsächlich aus den Beziehungen zum Abendlande erhält, theils weil es dann ausführlicher hätte behandelt werden können, wozu die Gedichtsammlung von *Slieglitz* zahlreiche Beyträge geliefert haben würde. Nach dem Orient folgt die Geschichte des Frankenreiches von Chlodwig 486 bis zur Theilung des Carolingischen Reiches zu Verdün 843 (S. 124 bis 135). Es ist zu loben, daß diese Zeit weder zur Geschichte Frankreichs noch Deutschlands gezogen ist, da vor 843 diese Länder wirklich nur unselbstständige Theile eines größeren Ganzen, des Frankenreiches, waren. Die Gedichte zur Geschichte des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation von 843 bis zur Gründung des Rheinbundes durch Napoleon 1806 (S. 135 bis 230) sind, wie es in der Vorrede heißt, deshalb besonders zahlreich, weil dazu mehrere Vorarbeiten vorhanden waren, und weil die Deutsche Literatur am reichsten an solchen Gedichten ist, welche Stoffe der vaterländi-

schen Geschichte zum Gegenstande haben. Rec. giebt dieß zu, möchte aber doch einige Einschränkungen wünschen. Wenn von *Walther von der Vogelweide* 8 und von *Ulrich von Hutten* 12 Gedichte aufgeführt sind, so scheint dieß Rec. zu viel, besonders was die Satiren von *Hutten* betrifft. Einige dieser Gedichte aufzunehmen, war so zweckmäßig, daß die Sammlung durch sie und ähnliche von anderen Zeitgenossen einen vorzüglichen Werth erhält; allein der herrschende Zeitgeist des Reformations-Zeitalters würde auch aus zwey oder drey dieser Gedichte zur Anschauung gebracht werden. Besonders möchte es zu tadeln seyn, daß öfters dasselbe historische Factum in verschiedenen Gedichten dargestellt wird, ohne daß diese verschiedene Seiten der geschichtlichen Begebenheit zur Darstellung brächten, wie z. B. in den Gedichten: Von dem Römischen Wesen, die Indulgenzen Julius II, auf den Ablass Julius II, Wider Julius II, Alles zu Rom ist käuflich, sämmtlich von *Hutten*; oder: Kaiser Karl V auf *Luthers* Grabe von *Hagenbach* und Kaiser Karl V an *Luthers* Grabe von *Hohlfeld*. So ist es noch manchmal, aber in der Regel sind allerdings bey gleichen oder ähnlichen Ueberschriften die Gegenstände ganz andere oder doch von einer ganz anderen Seite aufgefaßt, wie z. B. in der Griechischen Geschichte, wo sich zwey Gedichte auf *Cassandra*, von *Schiller* und *F. L. v. Stollberg*, zwey auf *Homer*, von *Goethe* und *Philippos*, zwey auf *Polykrates*, von *Wernike* und *Schiller*, zwey auf die Spartanische Mutter, von *Erykios* und *Dioskorides*, zwey auf *Themistokles*, von *Weber* und von *Herder*, zwey auf *Sophokles*, von *Simonides* und *Platen*, fünf auf *Diogenes*, von *Hoffmann*, *Wernike* und *Leonidas*, und zwey auf die Zerstörung *Korinths*, von *Herder* und *Polystratos*, vorfinden. — Auf die Geschichte des Deutschen Reiches folgen die Gedichte zur Geschichte des neueren Deutschlands seit 1806 (S. 230 bis 247). Hiernach die Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft (S. 247 bis 262) und der Niederlande (S. 262 bis 276). In beiden Abschnitten sind die Dichter des dargestellten Volkes mehrfach benutzt. Dann Italien seit dem Untergange des Weströmischen Reiches 476 (S. 276 bis 302), dessen großen Dichtern, Malern und Bildhauern mit Recht vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet ist, da sich die Appenninische Halbinsel in der christlichen Zeit vielmehr durch künstlerische als politische Bestrebungen ausgezeichnet

hat. England seit der Eroberung durch Wilhelm den Eroberer 1066 (S. 302 bis 341) ist vortrefflich ausgestattet, und es gehört dieser Abschnitt zu den besten des Buches. Dürftiger erscheint Frankreich, das hierauf folgt (S. 341 bis 388), und gänzlich lückenhaft ist die Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel (S. 388 bis 406), obwohl man glauben sollte, daß das Vaterland der Romanze, das schöne Land des Weins und der Gefänge, wie *Goethe* Spanien nennt, einen reicheren Stoff hätte darbieten sollen. Einen eigenthümlichen Reiz gewinnt Portugal durch die Bruchstücke aus den *Lusiaden* des *Camoens*, die im Ganzen so unbekannt sind. Die Gedichte zur Geschichte des Scandinavischen Nordens und Ostens von Europa (S. 406 bis 427) führen uns nur wenige vereinzelte Hauptmomente aus der Dänischen, Schwedischen, Norwegischen, Russischen und Polnischen Geschichte vor, doch mag hier auch das Feld sehr unfruchtbar und eine Vervollständigung äußerst schwierig seyn, wenigstens wußte *Rec.* nicht zu helfen, was er doch bey den übrigen Abschnitten hier und da im Stande zu seyn glaubt. Die Neugriechische Geschichte (S. 428 bis 439) gewährt eine gute Uebersicht und erregt durchaus das diesem Volke so nöthige Interesse. Die Brandenburgisch - Preussische Geschichte (S. 439 bis 481) macht den Schluß. Sie ist bis zur Geschichte des großen Kurfürsten auch sehr lückenhaft, doch ist dieses nicht nur natürlich, sondern selbst wünschenswerth, da die frühere Brandenburgische Geschichte an welthistorischen Begebenheiten sehr arm ist. Dagegen sind alle bedeutsamen Begebenheiten seit dem großen Kurfürsten vertreten. Eine besondere Schwierigkeit scheint die Zeit seit 1806 dargeboten zu haben, indem die Geschichte Preussens mit der Deutschlands fast untrennbar zusammenfällt, doch ist die Schwierigkeit im Ganzen sehr glücklich überwunden.

Neben dem ethnographisch geordneten Inhaltsverzeichnisse findet sich am Ende des Buches ein alphabetischer Index der Namen der Dichter, der die Benutzung sehr erleichtert. Man ersieht auch daraus leicht, wie viel von den berühmtesten Dichtern beygesteuert ist. Man findet von *Goethe* 42, von *Schiller* 36, von *Shakespeare* 34, von *Rückert* 46, von *Byron* 22, von *Petrarca* 2, von *Dante* 2, von *Tasso* 2, von *Ariost* 5,

von *Wilk. Müller* 3, von *Anathafius Grün* 10, von *Körner* 11, von *A. W. v. Schlegel* 19 Gedichte. Von *Herder* sind 27, doch ist viel Mittelmäßiges darunter, das wohl nur dem berühmten Namen seines Verfassers die Aufnahme zu danken hat.

Was diese Sammlung nun, abgesehen von ihrer eigenthümlichen Tendenz, vor anderen Büchern ähnlicher Art auszeichnet, und die angenehmste Ueberraschung bewirkt, ist das Verständniß, das einzelne Gedichte durch die Stellung, die sie einnehmen, erhalten. Wenn *Goethe* es nöthig fand, zu seinem Gedichte: die erste Walpurgisnacht, einen kleinen erläuternden Aufsatz zu schreiben, so erscheint dies überflüssig, wenn man es hier unter den Kämpfen Karls des Großen mit den Sachsen eingeordnet findet. Seine Stelle ist die beste Erläuterung. So folgen in der Geschichte Italiens nach der Krönung Karls des Großen, welche als die Basis der ganzen Entwicklung des Mittelalters sowohl hinsichtlich der Kirche wie der Papstgewalt dargestellt ist, folgende 2 Gedichte von *Goethe*:

Weltlich Regiment.

So kommt zuletzt das Herrlichste zu Stande,
Wonach die Welt im Ganzen immer strebt;
Der Friede herrscht im unbegrenzten Lande,
Wo Niemand mehr vor seinem Nachbar bebt,
Nun liebt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frey, wenn er gebündigt lebt;
Nun will er selbst, er will den Herrn erwählen,
Dem aber soll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

Geistlich Regiment.

Mit Allem soll sich auch die Schwester schmücken,
Doch Demuth soll ihr höchstes Kleinod seyn,
Sie geht mit freundlich halbgesenkten Blicken,
Und mit sich selbst so ruhig überein;
Doch würde sie der erste Platz beglücken:
Dem Hochmuth ist die zweyte Stelle Pein.
Sie scheint der Schwester Hoheit nachzufinnen,
Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Die Anmerkungen, und zwar sowohl diejenigen, welche die Einleitung in die ganzen Geschichtsabschnitte bilden, als die, welche den einzelnen Gedichten vorgesetzt sind, können wir nur billigen. An den letzten ist rühmlich, daß sie dem Dichter Nichts vorwegnehmen, d. h., daß sie Nichts von dem Inhalte ausplaudern, sondern bloß auf den historischen Standpunkt stellen, von dem aus der Stoff angesehen seyn will.

Die Ausstattung ist sehr gut, und der Preis unverhältnißmäßig gering.

K. G. M. in B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fritzsche: *Geschichte der Juden in Sachsen mit besonderer Rücksicht auf ihre Rechtsverhältnisse*. Zum Theil nach archivalischen Quellen bearbeitet von C. Siodori. Mit einer Vorrede vom Professor Friedrich Bülow. 1840. XXII u. 152 S. 8.

Als im Jahre 1829 Rec. in seiner Recension von Jost's Geschichte der Israeliten (A. L. Z. 1829, October, S. 77) die Worte niederschrieb: „Das Königreich Sachsen ist das einzige, welches die Verfügungen des Mittelalters noch nicht zu verändern für gut gefunden hat,“ da ahnete derselbe noch nicht, was das darauf folgende Jahr diesem Lande für Veränderungen bringen, und welche Umgestaltungen auch die Verhältnisse der dortigen Israeliten erleiden würden. Vieles hat in dieser Zeit eine andere Gestalt gewonnen; geordneter und in bestimmtere Formen gebracht mußte bey einem neuen Staatsleben auch der Zustand des Volkes werden, das in so manchen anderen benachbarten Staaten sich einer geregelten Verfassung erfreute. Sind nun gleich durch die neueste Gesetzgebung dieses Staates nicht alle Hoffnungen und Wünsche der Bekenner des Mosaischen Glaubens in ihm vollkommen befriedigt worden; hat eine völlige, vielfach begehrte, aber auch zahlreich, und wohl nicht ohne Grund, verbetene Emancipation bis jetzt noch nicht Statt gefunden: so sind doch Fortschritte zum Besseren unleugbar geschehen, und wir zweifeln nicht, daß es nun bloß von der Haltung der Israeliten in diesem Staate selbst abhängen wird, je länger desto mehr sich den christlichen Glaubensgenossen gleichgestellt zu sehen.

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Am gediegensten erschien uns an diesem Werke die Vorrede des Hn. Prof. Bülow. Mit gewohntem Scharf Sinne sehen wir hier aus den Verhältnissen des Mittelalters den Zustand der Judenschaft in neuerer Zeit entwickelt. Vom politischen Standpunkte aus hält er die Emancipation derselben für völlig gerecht und unbedenklich, aber vom theologischen dagegen muß er sich gegen sie erklären. Treffend sagt er S. XIV und XV: „Durchdränge das Christenthum in der reinsten Entfaltung und dem wärmsten Ergüsse seines innersten Wesens unser ganzes Staats- und Volks-Leben, wären alle unsere Gesetze, unsere Einrichtungen, unsere Mafsregeln aus diesem Borne geschöpft, in diesem Feuer getauft, eine Ausschließung der Juden von dem Wirken im Oeffentlichen würde dann nothwendig seyn, nicht in Folge von Haß, Verachtung oder Mißtrauen, sondern weil sie unfähig wären zum Wirken darin, weil sie nicht Christen wären, wo gerade Christen gebraucht würden. Aber wer glaubt noch, daß unser Staatsleben so wäre? Es ist nicht widerchristlich, es würde in vielen Dingen anders seyn, wenn es nicht von Christen gebildet wäre, aber es ist ausserchristlich, es hat mit dem Christenthume, mit der Religion überhaupt nur wenig zu schaffen. Es hat für seine Bedürfnisse aus ganz anderen Gesichtspuncten gesorgt, aus dem juristischen, dem politischen; der christliche hat nur auf Einzelnes primären Einfluß gehabt.“ Wie viel ist nicht in diesen wenigen Worten enthalten! Politische Verbindungen von Christen sind unsere Staaten, nicht aber christliche Staaten.

Was nun das Schriftchen des Hn. S. anlangt, den seine gereizte Sprache schon als Israeliten bezeichnet, wenn auch die Vorrede uns hierüber keine Gewißheit

gegeben hätte, so finden wir darin den Erstlingsversuch eines jungen Schriftstellers, der aber seinem Stoffe bey weitem nicht gewachsen war. Er ergießt sich häufig in Klagen über den Druck seiner Volksgenossen, aber er vergiftet gänzlich die sittliche Entartung derselben, die selbst der tief eindringende *Foß* nicht in Abrede zu stellen vermochte. Sein Standpunct ist ein einseitiger; er blickt nur ergrimmt über erlittene Drangsale von unten hinauf, während es als Geschichtschreiber seine Pflicht war, das, woran das Mittelalter die Schuld trug, nicht dem Sachsenlande allein aufzubürden. Man findet zwar sorgsam gesammelte Notizen, vergeblich sieht man sich aber nach einem gereiften Urtheile, einer unbefangenen Würdigung verfloßener Zeiten um. Dabey sind die Citate sehr ungenau, und dem Nachschlagenden ist doch wirklich ein großer Spielraum der Thätigkeit eröffnet, wenn man z. B. S. 4 auf *Ditmar Lib. VI*, oder S. 16 auf *Andreas Moller's* Freybergische Annalen verwiesen wird.

Hr. S. theilt die Geschichte der Juden in Sachsen in vier Zeiträume. Der *erste* reicht „vom ersten vermutheten (warum nicht vermuthlichen?) Aufenthalt(e) der Juden in Sachsen um's Jahr 1000 bis zur Verbannung durch die Reformation 1550;“ der *zweyte* „von da bis zur ersten Gemeindevertretung im Jahre 1733;“ der *dritte* „von da bis zu den Verhandlungen über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im Jahre 1834;“ und der *vierte* „von da bis auf unsere Tage, oder bis zur Ertheilung bürgerlicher Rechte unter Beschränkungen.“ Warum Hr. S. nicht lieber den dritten Zeitraum bis 1772, wo die erste Judenordnung in Sachsen erschien, bestimmte, und den vierten von da bis zu unseren Tagen herab sich erstrecken ließe, da, nach seiner Abtheilung, der vierte doch nur ein Zeiträumchen von noch nicht 6 Jahren umfaßt, können wir nicht absehen, wenn auch S. 73 dagegen angeführt wird, daß die 1772 erlassene Judenordnung, als der erste *Marktstein* (wohl *Markstein*) der Constituirung im Verhältnisse zum Staate, gar nicht so wichtig erscheine, als man gewöhnlich vorgäbe, weil die feste Niederlassung der Juden immer noch auf Concessionen beruhe. Wenn der Versicherung nach in gegenwärtiger Schrift die Epochen der innern Geschichte der Juden in Sachsen vorzüglich berücksichtigt werden, so war es doch jene Vorschrift, welche die innere Organisation der

Gemeinde, wie Hr. S. S. 95 selbst zugiebt, wesentlich regelte und ordnete.

I Zeitraum, bis zur Reformation 1550. Gerade in diesem Abschnitte hat Hr. S. die Quellen am wenigsten benutzt, ja nicht einmal den von ihm selbst zuerst angeführten *Ditmar* ausgebeutet. So gedenkt dieser *Lib. VI (Leibnitii Script. rer. Brunsv. T. I, p. 380)*, daß der Kaiser Heinrich II, dem *antistiti Wigberto* (zu Merseburg) *mercatores et Judaeos, a Gifilero primitus acquisitos, ac diu commutatos, reddidisse*, erwähnt (*ib. p. 393*) bey Gelegenheit der Beschreibung der Begräbnisfeierlichkeiten des Erzbischofs *Waltherd* zu Magdeburg unter den anwesenden Leichenbegleitern auch *Judaeorum synagoga magna* u. s. w. Recgetraut sich zu den frühesten Verhältnissen der Juden in Sachsen aus den *Scriptt. rer. Germ.* noch eine reiche Ausbeute zu liefern.

II Zeitraum, bis 1733. Ist schon im ersten Zeitraume der Abschnitt mit der Reformation nicht zu verwerfen, so läßt sich doch nicht einsehen, warum 1550 gerade das Scheidejahr bilden soll. Die Reformation war doch ihren Grundlagen nach bereits festgestellt, und wir würden um so eher das Beginnen dieser Periode mit dem Jahre 1517 erwartet haben, da sich S. 39 die vorhergehende mit Nachrichten von 1431 schließt, und Betrachtungen über die Reformation S. 40 die gegenwärtige eröffnen. Ueberdies ist es nur eine sehr fragmentarische Darstellung, die hier die Stelle pragmatifcher Geschichte vertreten muß.

III Zeitraum, bis 1834. Chronologisch unrichtig ist, daß Friedrich August III 1796 die Regierung angetreten habe, da dies schon das Jahr zuvor geschah, nachdem sein Oheim Xaver bereits seit 1763 das Land in seinem Namen verwaltet hatte. Dieser Abschnitt zeichnet sich durch Genauigkeit vor den anderen aus, wenn auch manche bittere Bemerkung über jenen, um Sachsen hochverdienten, Regenten hätte unterdrückt werden können.

IV Zeitraum. Von 1830 bis auf unsere Tage. Der Vfr. scheint gänzlich vergessen zu haben, daß er, sowohl in der Angabe der Zeiträume bey dem Beginne seines Werkes, als auch in der Ueberschrift des vorigen Abschnittes, das J. 1834 als dasjenige bezeichnet hat, in welchem die vorige Periode sich endigt und die gegenwärtige beginnen soll. Genug, es hat ihm

gefallen, mit Sachsens Constitution zu beginnen, während er im vorigen Abschnitte die Geschichte seines Volkes in Sachsen bis zu den Verhandlungen der Stände im Jahre 1834 hatte fortführen wollen. Auf den Landesversammlungen von 1833 und 1837 ward viel für und wider die schon 1831 vom Hn. Prof. *Krug* vorgeschlagene Emancipation der Juden gestritten, bis das Gesetz vom 16 August 1838 ihre Verhältnisse fest ordnete und regelte, und ihre Schulen und Synagogen unter das Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts gestellt wurden. Das Kritifiren einzelner Aeußerungen der damaligen Landesabgeordneten hätte füglich unterbleiben können. Wird der Vf. in Zukunft mit mehr Vorbereitung und in ruhigerer Gemüthsstimmung an die Abfassung eines anderen Werkchens gehen, so zweifeln wir nicht, daß er etwas Brauchbares werde liefern können.

Druck und Papier sind ohne Tadel.

1018.

P Ä D A G O G I K.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Anleitung zum Sprech- und Sprach-Unterrichte taubstummer Kinder*, für Volksschullehrer, von *C. W. Sögert*, (erstem Lehrer an der Taubstummen-Schule zu Magdeburg). Erster Curfus nebst Materialien und Sprachtafeln. 1840. XVI u. 262 S., nebst 80 Sprachtafeln. (1 Thlr. 6 gGr.) (Letzte auch besonders zu haben für 10 gGr.)

Die Hilfsmittel zum Taubstummen-Unterrichte in Deutschland mehren sich sehr. Auch die gegenwärtige Schrift ist ein solches. Mit Recht lobt der Vf. in der Vorrede das Viele und Große, das in der neuesten Zeit für jenen Zweig des Schul- und Erziehungs-Wesens geschehen ist. Auch pflichtet ihm Rec. in der Entscheidung bey, daß ein gleichzeitiger Unterricht vollsinniger und taubstummer Kinder nur in solchen Lehrgegenständen Statt finden könne, welche nicht nothwendig sprachliche Mittheilung erfordern, wie im Schönschreiben, Zeichnen und Tafelrechnen. Ueberhaupt scheint, nach des Vfs. Erfahrung, die Bildung des Taubstummen im Allgemeinen nie den Grad zu erreichen, den die des Vollsinnigen erreicht.

Hierauf verbreitet sich Hr. S. in drey Abschnitten:

1) als Einleitung, über das Wesen des Taubstummen und das Eigenthümliche seines Unterrichts im Allgemeinen; 2) über den Sprachunterricht des Taubstummen im Allgemeinen, über die Vorstellungen, die Sprachzeichen und den Sprach- und Abseh-Unterricht selbst, sowie auch über die Verbindung des Unterrichts in den Vorstellungen und Sprachzeichen, und über die Eintheilung und Anordnung des gesamten Sprachunterrichts; und 3) über den ersten Sprachcurfus — näher betrachtet. — Gegen diese Anordnung des ganzen Werkchens möchten wir einwenden, daß danach schon *in der Einleitung* die Natur des Taubstummen hervorgehoben, da hingegen das mehr Allgemeine über die Sprache und Vorstellungen des Menschen erst im zweyten Abschnitte abgehandelt, und hier mit dem Eigenthümlichen des Taubstummen zu nahe verbunden, ja fast *promiscue* dargestellt ist, was offenbar mit den Regeln einer richtigen Systemsbildung streitet.

Die *Vorstellungen* des Menschen unterscheidet der Vf. (im 2 Cap. des 2 Abschn.) mit allgemeiner Hinweisung auf *Zerrenner's* Grundätze der Schulerziehung u. s. w. in Vorstellungen des niederen Erkenntnisvermögens und Vorstellungen des höheren Erkenntnisvermögens, zu welchen letzten er die Begriffe, Urtheile und Schlüsse rechnet, wobey wohl nichts zu erinnern ist. Ueberall wird auch die Anordnung und der Umfang des Unterrichts in diesen verschiedenen Zweigen gezeigt, wo sich der Vf. nicht selten (z. B. § 25, wo von der Ordnung der Anschauung die Rede ist) als ein gebildeter und erfahrener Schulmann bewährt. Auch wird in der Lehre von den *Urtheilen* der Unterschied nach Quantität, Qualität u. s. w. — wie in einer Logik — gehörig beachtet. Daß die Lehre von den menschlichen *Sprechorganen* und ihrer Thätigkeit, den *Sprachlauten* u. s. w. erst im 3 Capitel *dieses* Abschnittes vorkommt, scheint Rec. — wie bemerkt — etwas unsystematisch. Dagegen ist die Anwendung des Mechanismus auf die Unterweisung des Taubstummen (§ 56) und vorzüglich die Auffassung der Organthätigkeit u. s. w. sehr zweckgemäß dargestellt, so wie auch zu dem Schreib- und Lese-Unterrichte auf den verschiedenen Stufen § 64 u. ff. sehr gute Anleitung gegeben wird. So hält der Vf. es z. B. für gut, die erneuerten sinnlichen Vorstellungen jeder Art zuerst an ein Schriftzeichen zu knüpfen und dann nach-

sprechen zu lassen. Im 5 Cap. endlich wird von Eintheilung und Anordnung des gesammten Sprachunterrichts gehandelt, und zwar wird § 76 von dem eigentlichen Sprachunterrichte gesprochen, welcher in verschiedenen Curfen auch die etymologischen und grammatischen Regeln umfassen, aber nie so weit getrieben werden soll, wie bey Vollstündigen. Ja, es glaubt der Vf. den Taubstummen, da ein solcher meistens nur ein Handwerk erlernt, in seiner Sprache hinlänglich ausgebildet zu haben, wenn er so weit gekommen ist, wie Hörende von 10—12 Jahren in einer guten, zweckmäßig geleiteten Volksschule, worin auch Rec. mit ihm einverstanden ist.

Im dritten Abschnitte wird der erste Sprachcurfus näher in's Licht gesetzt. Die Lehrform soll hier vorherrschend die des Veranschaulichens und Vorzeigens seyn; und in Absicht der Reihenfolge der Uebungen soll man vom Erkennen und Benennen des Sinnlich-Anschaulichen zum Abstracten, vom einzelnen Sachnamen — richtiger Hauptworte — zum ganzen Satze u. s. w. fortfchreiten; dann die praktische Anleitung zu den einzelnen Uebungen selbst, wo von der Kenntniß verschiedener Gegenstände, ihrer Eigenschaften und Veränderungen gesprochen wird. Hier glaubt Rec. nur noch die sehr zweckmäßige Darstellung der Raum- und Zeit-Verhältnisse der Dinge, mit Hülfe der Vorsetzwörter bemerklich machen zu müssen, übrigens aber dem Vf. in's Einzelne nicht folgen zu können.

Uebrigens möchte im Allgemeinen wohl das zu erinnern seyn, daß des Vfs. Darstellungsart nicht immer deutlich und gemeinfasslich genug ist. Es werden zu oft abstracte wissenschaftliche Ausdrücke gebraucht, z. B. Causalitäts-Verhältniß u. dergl.; daran möchten wohl nur wenige Taubstummen-Lehrer gewöhnt seyn, noch weniger gemeine Volksschullehrer, für welche das Buch doch zunächst bestimmt ist. Solches würde also der Vf. in einer etwaigen neuen Ausgabe möglichst zu verbessern haben.

Auch die hinzugefügten *Materialien*, auf die gewöhnliche Weise geordnet: Sach- und Begriffs-Wörter, Eigenschafts-Wörter, ferner Zustände und Thätigkeiten der Dinge (Zeitwörter) u. s. w., und an die Hauptparagraphen der obigen Theorie angeknüpft, sind sehr reichhaltig; daher sie von dem Taubstummen-Lehrer wohl nicht gerade erschöpft werden können, noch sollen, sondern nur ein reicher Vorrath sind, woraus der Lehrer nach seinem Gutbefinden schöpfen mag, mit Rücksicht auf den Bildungsstand der Zöglinge.

Aehnlich verhält es sich mit den noch leichter trennbaren 80 Sprachtafeln, welche dem Werke beigegeben sind. Dieselben bestehen in zahlreichen Fragen zu den verschiedenen §§ der Theorie — auf mancher Tafel, z. B. auf der 11 Tafel (zu § 88 — Gebrauch der Negation u. s. w.): „Ist das Brot ein Getränk? Ist die Semmel ein Gemüse?“ u. s. w. Hier und da sind die Fragen aber wohl nicht richtig gebildet, z. B. auf der 3 Sprachtafel: „Wie ist die Flinte? — wie ist die Pistole?“ statt: Von welcher Art? oder: wie beschaffen ist solches?

Schließlich zweifelt Rec. sehr, ob bey dem Streben, die taubstummen Kinder und jungen Leute, auch in Bezug auf Religions-Natur und andere gemeinnützige Kenntnisse selbst, auszubilden, Zeit genug zu einem so fein geregelten Sprachunterrichte übrig bleiben würde. Es würde daher jeder Lehrer — wie auch schon oben angedeutet worden — die nöthige Vereinfachung eintreten lassen müssen. Ueberhaupt sollte man, wie Rec. glaubt, lieber mehr Taubstummen-Institute errichten oder *successive* mehr Zöglinge in die einzelnen schon bestehenden aufnehmen, als in diesen mit einem so großen Zeit- und Kosten-Aufwande verfahren. Dadurch könnte die Wohlthat des Taubstummen-Unterrichts, deren jetzt noch viele Hunderte entbehren müssen, ungleich allgemeiner gemacht, und doch für das Wesentliche der Christen- und Menschen-Bildung schon viel gewonnen werden.

Ph. G. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

M A T H E M A T I K .

LEIPZIG, b. Engelmann: *Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien* von K. G. Wunder, Professor der Mathematik und Physik an der königl. Landesschule St. Afra zu Meißen. 2 Theil. Die allgemeine Arithmetik. XIII u. 346 S. gr. 8. (2 fl. 42 Kreuzer.)

[Vgl. Ergänz. Bl. zur J. A. L. Z. 1839. No. 52 u. 53.]

Der Vf. giebt in diesem 2 Theile eine Fortsetzung der mathematischen Disciplinen, welche auf Gymnasien gelehrt werden sollten. Ob er aber das Material nicht zu sehr gehäuft und mehr in jene zieht, als in Bezug auf Wissenschaft und Pädagogik, auf die übrigen Lehrstoffe und die geistige Reife der Jünglinge in dieselben gehört, kann Rec., der sich bey Anzeige des ersten Theiles über das Ganze und über die wissenschaftlichen, praktischen und pädagogischen Gesichtspuncte schon erklärt hat, nicht allgemein günstig entscheiden, da für die Mathematik an den Gymnasien in den verschiedenen Staaten Deutschlands sowohl die Zeit, welche ihrem Unterrichte gewidmet wird, als auch die Ausdehnung, in welcher die mathematischen Disciplinen betrieben werden, mehr oder weniger beschränkt ist. Seine Ansichten können sich daher nur auf ein allgemeines Maß beschränken und gehen dahin, daß der Vf. zu viel giebt und dem jugendlichen Geiste mehr abverlangt, als er vollkommen verarbeiten kann, was er bey Beurtheilung der einzelnen Materien näher beleuchten wird.

Dieser 2 Theil zerfällt in zwey Curse, deren erster aus zwey Abtheilungen in neun Capiteln, der zweyte aus fünf Capiteln besteht. Jener enthält Ergänzungen der Potenzlehre, Logarithmen, arithmetische und geometrische Progressionen nebst Anwendung und Theorie der quadratischen Gleichungen, die Elemente der Combinationslehre und Reihenentwicklung; dieser die Ergänzung der Lehre von den Reihenentwicklungen und algebraischen Gleichungen. Ein Anhang giebt die Entwicklung allgemeiner Formeln zur Berechnung des Logarithmen für den Sinus und Cosinus irgend eines Bogens.

trische Progressionen nebst Anwendung und Theorie der quadratischen Gleichungen, die Elemente der Combinationslehre und Reihenentwicklung; dieser die Ergänzung der Lehre von den Reihenentwicklungen und algebraischen Gleichungen. Ein Anhang giebt die Entwicklung allgemeiner Formeln zur Berechnung des Logarithmen für den Sinus und Cosinus irgend eines Bogens.

Nach des Rec. Ansicht entspricht die Anordnung der mathematischen Disciplinen dem wissenschaftlichen Charakter der Arithmetik nicht, ist also die Wissenschaft selbst nicht gefördert und dem Jünglinge kein consequent geordnetes System dargeboten. Hiervon liefert schon das 1 Capitel einen Beweis darin, daß es Ergänzungen aus der Lehre von den Potenzen enthält, weitläufig zu beweisen sucht, daß $a^n - b^n$ stets durch $a - b$ theilbar ist; daß sich $\sqrt{a \pm \sqrt{b}}$ in eine Summe oder Differenz zweyer Wurzeln umwandeln läßt, was doch erst Folgerung der Auflösung quadratischer Gleichungen ist; daß die Progressionen vor der Theorie dieser Gleichungen vorgetragen sind, obgleich verschiedene Formeln für die Bestimmung der Größen jener auf dieser Theorie beruhen; daß die Kettenbrüche von den gemeinen Brüchen getrennt sind u. dgl. Es liegen in dem Ideengange des Vfs. manche Inconsequenzen und Unterbrechungen, welche weder wissenschaftlich, noch pädagogisch zu entschuldigen sind.

Rec. hat bey Beurtheilung des 1 Theiles einen Ideengang vorgezeichnet, nach welchem die arithmetischen Gesetze vorgetragen und auf einander bezogen werden müssen. Die Veränderung, Verwandlung nebst Vergleichung und die Beziehung der Zahlen beherrschen jenen Ideengang, in welchem weder Unterbrechungen noch Anticipationen vorkommen. Die 2 Ab-

theilung des ersten Curfes und der ganze 2 Curs gehören zur sogenannten Analysis oder Entwicklung von Gefetzen mittelst analytifcher Gleichungen. Ein großer Theil diefer Disciplinen gehört übrigens in die Veränderung der Zahlen, z. B. der binomifche und polynomifche Lehrfatz macht einen wefentlichen Theil des Potenzirens aus und ergiebt fich dem Lernenden gleichfam von felbft. Die Analysis goniometrifcher Functionen dürfte den Jünglingen eben fo fremd bleiben, als die Behandlungsweife der Summirung höherer Reihen und die Zurückdrängung der höheren Gleichungen, befonders der kubifchen und biquadratifchen; auch der Vortrag über jene Reihen verdient wenig Beyfall, da diefe Theorie von den quadratifchen Gleichungen zweckwidrig getrennt wird.

Ueberhaupt hält es Rec. für einen großen Fehler gegen die Klarheit, Bestimmtheit und Confequenz der Gleichungslehre, wenn ihre Gefetze von den einfachen bis zu den zufammengesetzten Gleichungen nicht im Zusammenhange vorgetragen werden. Der Anfänger lernt bey folchen Unterbrechungen den 2 Hauptgefichtspunct der Zahlenvergleichung nie genau und in der inneren Confequenz der einzelnen Theile gegründet kennen. Die unbestimmten Gleichungen befehen eigentlich in Aufgaben und follten daher als Anwendung der Gleichungslehre auf bestimmte und unbestimmte Aufgaben vorkommen. Zugleich follten die Anwendungen, oder Aufgaben für die einzelnen theoretifchen Erörterungen von diefen getrennt und als angewandte Arithmetik zufammengestellt feyn, damit bey etwaigen Vergleichungen dem Anfänger eine einfache und klare Ueberficht der Behandlungsweifen fich ergebe.

So wie alfo Rec. in wiffenschaftlicher und praktifcher Hinficht mit den Anfichten des Vfs. nicht überall einverftanden feyn kann, eben fo vermifst er auch, von dem pädagogifchen Standpuncte aus betrachtet, gar manche Gefichtspuncte, welche zum guten Gedeihen des Vortrages und zum Auffaffen der Lehren mit lebendigem Bewußtfeyn gehören, wenn der Schüler für das mathematifche Studium gewonnen und in ihm jene Liebe zur Wiffenschaft hervorgerufen, belebt und unterhalten werden foll, durch welche allein ein ficheres Fortfchreiten möglich ift. Einen Hauptmangel findet Rec. darin, daß aus allgemeinen und umfassenden Erklärungen keine bestimmten Sätze, Grundfätze, abgeleitet find, welche wegen ihres elementaren Charakters

von jedem fogleich aufgefaßt, begriffen und in vor kommenden Fällen mit Bewußtfeyn der Gründe ohne Schwierigkeit angewendet werden. Diefes Verfahren, welches mit der heuriftifchen Methode Vieles gemein hat und nach des Rec. vieljährigen Erfahrungen im Lehramte am Leichteften, Zweckmäßigkeit und Sicherften zum Ziele führt, nämlich zum klaren und bewußtvollen Auffaffen und felbftändigen Ableiten der Gefetze führt, hat der Vf. meiftens vernachlässigt, daher den pädagogifchen Gefichtspunct des mathematifchen Unterrichtes nicht gehörig berücksichtigt, wie fich aus einzelnen Bemerkungen ergeben wird.

Das Gefetz, daß für die Multiplication in gleichartigen Potenzgrößen die Exponenten addirt werden, beweift der Vf. in die Länge und Breite, ohne daffelbe kurz und einfach nach der angegebenen Weife auszusprechen. Die dafür mitgetheilten Uebungen entfprechen wohl den Anforderungen, werden aber einfach nach jenem Gefetze behandelt. Ebenfo verhält es fich mit allen anderen Gefetzen für Potenzgrößen. Am Wenigften gelungen findet Rec. die Rechnungen in Wurzelgrößen und die Wegfchaffung der irrationalen Größen aus dem Nenner. Der Beweis, daß $[\sqrt[n]{-b}]^n = -b$ ift, wird vom Vf. außerordentlich breit und umftändlich geführt. Rec. weist auf das Gefetz hin, daß einen Radikanden zur fo vielen Potenz erhoben, als der Wurzelexponent anzeigt, jenen felbft giebt, oder daß $\sqrt{-b} + \sqrt{-b} = (\sqrt{b}\sqrt{-1}) (\sqrt{b}\sqrt{-1}) = b(\sqrt{-1})^2 = b - 1 = -b$ ift, und behauptet, daß des Vfs. Darstellungsweife weder der Wiffenschaft, noch der Auffassungsgabe des Schülers entfpricht. Zugleich findet er eine Inconfequenz darin, daß die Potenz- und Wurzel-Gefetze des imaginären Factors $\sqrt{-1}$ am Ende diefer Lehre dargethan find, obgleich die Multiplications- Divifions-Gefetze u. f. w. auf ihnen beruhen. Die Entfernung imaginärer Ausdrücke aus Divifionen und das Potenziren zufammengesetzter imaginärer Größen find übergangen, was Rec. eben fo fehr mißbilligt, als die Vernachlässigung der Potenzirung von Wurzellummen und Wurzeldifferenzen.

Die Theorie der Logarithmen ift gut behandelt; aber die logarithmifchen Gleichungen find vernachlässigt. Eine Progreffion ift eine Zahlenreihe, deren Glieder nach einem bestimmten Gefetze, zählenden oder melfenden, zu - oder abnehmen, wodurch des Vfs.

wortreiche Erklärung einfach gegeben ist. Der Beweis für das allgemeine Glied der arithmetischen Reihe ergibt sich aus dem Wesen der Reihe selbst. Wenn der Vf. nach der summatorischen Formel in Betreff der übrigen Formeln bemerkt, daß manche Gleichungen gemischte quadratische seyen, deren ausführliche Betrachtung bald folgen werde, so macht er selbst auf sein inconsequentes Verfahren aufmerksam, welches er vor der Wissenschaft eben so wenig, als vor der Pädagogik verantworten kann. Die mechanische Behandlung der Gleichung $x^2 + px = q$ ersetzt den Mangel nicht, welcher hier statt findet. Auch werden die aus jener Gleichung abgeleiteten Formeln gewiß nicht nach des Vfs. Angabe geschrieben; indem $x = \frac{-p \pm \sqrt{p^2 + 4q}}{2}$

wird. Nun erscheinen die Gleichungen auch unter den Formen $x^2 - px = \pm q$, wofür also der Schüler keinen Mechanismus kennt. Die 20 Formeln für arithmetische Reihen giebt der Vf. wohl an, aber ihre directe und indirecte Ableitung bleibt jenen dunkel. Aehnliche Bemerkungen lassen sich für die geometrischen Reihen nicht unterdrücken. Für beide Reihenarten erscheint die Bezeichnung des allgemeinen Gliedes mit m statt mit t oder u nicht sehr zweckmäßig; sie ist im Vortrage störend.

Die Anwendungen der Potenzen, Logarithmen und Progressionen auf zusammengesetzte Zins- und Renten-Rechnung verdienen im Allgemeinen Beyfall; im Besonderen aber wäre es zweckmäßig, wenn die Formeln auf die Einheit bezogen und z. B. $\frac{100 + c}{100} = 1 + 0,01 \cdot c = p$ gesetzt wäre. Die Entwicklung vieler Formeln und die Behandlung allgemeiner Aufgaben, woraus sich die Gesetze für die Auflösung besonderer Aufgaben meistens von selbst ergeben, läßt gar Manches zu wünschen übrig, welches Rec. jedoch nicht speciell ergänzen kann.

Die unreinen höheren Gleichungen sind entweder vollständige oder unvollständige; die Auflösung der unrein - quadratischen ist nicht klar dargethan; die Behandlung einiger vollständiger Gleichungen, z. B. $x^2 + 6x + 9 = 64$, oder $x^2 - 10x + 25 = 48$, oder allgemein $x^2 + 2ax + a^2 = b$ würde ganz einfach zum Ziele geführt haben. Es kömmt Alles darauf an, dem Schüler den Charakter und die Entstehung des fehlenden Gliedes, welches das Ergänzungsglied wird, recht klar

vorzustellen; alsdann entwickelt er das ganze Verfahren von selbst, und unterfucht aus der allgemeinen Form $x^2 \pm px \pm q$ oder $x^2 \mp px = \pm q$ den Charakter der beiden Werthe der Unbekannten selbst. Der Lehrer hat dabey nur nothwendig, ihm Gleichungen für die Verfinlichung der allgemeinen Gesetze zu geben und ihn diese behandeln zu lassen.

Daß die Gleichungen mit zwey und mehr Unbekannten übergangen sind, kann wohl den Beyfall keines Lehrers erhalten. Auch sind die sparsam mitgetheilten Aufgaben nicht geeignet, diese Disciplin in praktischer Hinsicht zu empfehlen; die Hinweisung auf die Sammlung von *Maier Hirsch* genügt darum nicht, weil für die Bildung der Gleichungen aus den Bedingungen der Aufgaben die erforderlichen Gesichtspuncte nicht hervorgehoben sind. Die Gleichungen mit zwey Unbekannten bieten mittelst der indirecten Auflösungs-methode, wonach man nicht die einzelnen Unbekannten, sondern ihre Summe und Differenz 'zu bestimmen sucht, außerordentlich viel Stoff zur geistigen Uebung und Stärkung dar, weil sie jeden Mechanismus entfernt hält und allein den Verstand und das Urtheil beschäftigt. In pädagogischer Beziehung läßt daher die Behandlung der ganzen Materie sehr viel zu wünschen übrig.

Die Stellung der Elemente der Combinationslehre hat des Rec. Beyfall nicht, weil sie mit den synthetischen Gleichungen nichts gemein hat und bloß auf analytischen Gleichungen beruht. Uebrigens ist die Sache selbst gut behandelt, und wird der Anfänger, wenn man die weitläufigen und sehr wortreichen Erklärungen abrechnet, in das Wesen derselben Anfangs elementar, dann mehr wissenschaftlich eingeführt, und verdient überhaupt diese Materie den meisten Beyfall. Ob übrigens die Combinationslehre in der mitgetheilten Ausdehnung in die Schule gehört, möchte Rec. sehr bezweifeln; nach seiner Ansicht geht der Vf. zu weit und giebt Manchen, denen das mathematische Studium ein Dorn in den Augen ist, oder welche dasselbe wesentlich beschränkt wissen wollen, Ursache zu gerechtem Tadel wegen Uebertreibung. Rec. behauptet, daß die Mehrzahl der Schüler einer Anstalt (und auf diese muß es doch immer abgesehen seyn) in diese weitläufig behandelte Lehre nicht mit klarem Bewußtseyn eindringt, sondern an der Oberfläche hängen bleibt. Lehrer und Sachverständige namentlich solche,

welche schon einen mathematischen Unterricht genossen haben und in die Combinationslehre tiefer eingehen wollen, werden die Darstellungen mit Vergnügen und mehrseitiger Belehrung lesen; aber für den Anfänger eignen sie sich nicht, so sehr auch die Beyspiele zu Anwendungen für das Anziehen gewählt sind.

Aehnliche Bemerkungen muß Rec. über die umständliche Behandlung der Producte binomischer Factoren und des binomischen Lehrsatzes machen. Dieser wird vom Vf. auf eine Art behandelt, die in pädagogischer Hinsicht durchaus verwerflich ist; der Lernende erkennt vor lauter Nebensachen die Hauptsache nicht und wird durch jene zu dieser auf großen Umwegen geführt. Für die Schule läßt sich der Satz an die Gesetze des Erhebens der Größen zu Potenzen so einfach und leicht anschließen, daß dem Schüler nichts dunkel bleibt. Geht der Lehrer von der Nullpotenz zu den folgenden Potenzen, etwa bis zur 6 oder 8, über und läßt die Schüler die ersten durch allmähliges Multipliciren entwickeln; deutet er auf das Gesetz der Exponenten beider Binomialtheile hin und zeigt er, wie aus der Summe je zweyer Coefficienten stets ein Coefficient in der nachfolgenden Potenz erwächst; zeigt er endlich, wie jeder folgende Coefficient ein Product aus dem vorhergehenden in den Exponenten des 1 Binomialtheiles im fraglichen Gliede ist, getheilt durch die Anzahl der Glieder, und führt er die Schüler nach und nach vom Besonderen zum Allgemeinen über, so veranschaulicht er diesen das Wesen des Satzes auf eine Weise, welche sein Vortrag niemals erweisen wird. Sie sehen Alles entstehen, entwickeln die Gesetze selbst und gehen mit freudiger Zuversicht zu ihren Kräften und zu ihrem Wissen zu den Folgerungen für die Entwicklung des Polynomialsatzes, für negative und gebrochene Exponenten und zu den unendlichen Reihen über. Den größten Theil aller Gesetze, welche der Vf. mittheilt, entwickeln die Schüler selbst und werden dabey von der Freude befeelt, aus eigenen Kräften zu denselben gelangt zu seyn.

Möge der Vf. hieraus ersehen, daß sein Vortrag den pädagogischen Anforderungen, welche die Schule an mathematische Darstellungen macht, nicht gleichmäÙig entspricht, und daß diese keinen besonderen Gewinn aus diesem zieht. Der Hauptzweck des mathematischen Unterrichtes an Gymnasien geht auf Entwicklung, Stärkung und Gewandtheit des Geistes, auf ein richtiges und consequentes Denken, auf ein selbstthätiges Ableiten von Wahrheiten und auf ein besonnenes Urtheilen und Schließen. Dieser wird allein durch Berücksichtigung der pädagogischen Anforderungen und durch den an dem binomischen Lehrsatz bezeichneten Weg, aber nicht durch den streng wissenschaftlichen Vortrag erreicht. Rec. könnte diese Behauptung an den meisten anderen Materien, z. B. an der Entwicklung der unbestimmten Coefficienten und wiederkehrenden Reihen, an den Kettenbrüchen u. dgl. bekräftigen, wenn er den gegebenen Beweis nicht für hinreichend halten und mehr in das Einzelne eingehen würde, was er wegen der zu großen Ausdehnung dieser Beurtheilung unterlassen muß.

In wissenschaftlicher Beziehung hat er weniger auszusetzen; würde das Buch für Vorträge an Universitäten, oder für solche Individuen bestimmt seyn, welche das mathematische Studium nach seinem Inhalte und Umfange kennen lernen, also zu Lehrern in der Wissenschaft, oder für solche Fächer sich ausbilden wollen, welche auf jener beruhen, so würde Rec. es der Bestimmung weit entsprechender finden; allein der Vf. bestimmt es für Schulen, deren wenigste Schüler in jene Classe übergehen; mithin mußte er seinen Bearbeitungen einen ganz anderen Zweck unterlegen, als er verfolgt hat. Der pädagogische Gesichtspunct sollte überall vorherrschen; dieser sollte den wissenschaftlichen und praktischen durchdringen, um dem jugendlichen Geiste die mathematischen Materien zugänglicher zu machen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

M A T H E M A T I K .

LEIPZIG, b. Engelmann: *Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien* von K. G. Wunder u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ein Kettenbruch besteht aus einer Reihe von Brüchen, deren folgender vom vorhergehenden abhängt, wie die Entwicklung des gemeinen Bruches in jenen und die Ableitung der Partialbrüche einfach befagt. Ob der Vf. nicht zweckmäßiger vom Besonderen zum Allgemeinen übergegangen wäre und den Lernenden die allgemeinen Gesetze selbst hätte finden lassen, will Rec. nicht absolut behaupten; nach seinen Erfahrungen im Lehramte gelangt der Lehrer auf dem Wege des Vfs. nicht so schnell und sicher zum Ziele, als nach dem bezeichneten Verfahren. Die Anwendungen der Kettenbrüche auf das Ausziehen der Quadratwurzeln, deren jede stets einen periodischen Kettenbruch giebt, und die geschichtlichen Bemerkungen liest man mit Vergnügen, wenn gleich die letzten nur sparsam sind und in ihnen nicht berührt ist, worin die Bereicherungen bestehen, welche diese Lehre nach und nach erhalten hat.

Der 2 Curs beginnt im 1 Capitel mit dem allgemeinen Beweise und mit Anwendungen der binomischen Formel, mit der Darstellung, daß für $(a+x)^n$ die Reihe stets unendlich wird, wenn n keine ganze positive Zahl ist u. s. w. Sowohl diese als auch die meisten anderen Materien überschreiten die Anforderungen der Schule und gehören daher nicht in den für sie bestimmten Unterricht, z. B. die Bestimmung des Verhältnisses zwischen a und x , welches statt finden muß, damit die Reihe für $(a+x)^n$ allzeit wenigstens von einem beliebigen Gliede an convergire. Der Vf. geht auch hier

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

zu weit und ist in dieser Hinsicht nur dadurch zu entschuldigen, daß diejenigen Materien, welche für eine oder die andere Anstalt, oder für die Fähigkeiten von Schülern nicht geeignet erscheinen, übergangen werden können. Für die Wissenschaft hat eine solche umfassende Behandlung der Reihen allerdings sehr viel Interesse; allein für die Schule treten andere Verhältnisse ein, welche durchaus zu berücksichtigen sind, wenn auf ihr der mathematische Unterricht gedeihen soll.

Gleiche Bemerkungen gelten für die Materien des 2 Capitels, in welchem nach klarer, jedoch viel zu umständlicher und weiterschweifiger Erklärung der Begriffe der exponential-logarithmischen und goniometrischen Functionen diese selbst betrachtet, und ihre Entwicklungen in Reihen gezeigt werden. Zuerst giebt der Vf. an, wie die Größe a^x stets in einer nach Potenzen von x fortlaufenden Reihe sich darstellen lasse, dann entwickelt er die Gleichung selbst, und leitet aus ihr manche lehrreiche Folgerungen ab. Die Reihen für den Ausdruck $\log.(1+x)$; die natürlichen Logarithmen; den Uebergang von diesen zu denen irgend eines anderen Systemes nebst der Ableitung anderer Reihen, welche für die wirkliche Berechnung der Logarithmen bequemer sind, betrachtet der Vf. gründlich und umfassend, wodurch er sich um die wissenschaftlichen Darstellungen in so fern noch besonderes Verdienst erwirbt, als er für die ganzen Zahlen von 2 bis 10 die natürlichen und gemeinen Logarithmen wirklich berechnet, und noch einen Beweis für den Satz nachträgt, daß für große und wenig von einander verschiedene Zahlen a, b, c die Proportion gilt $(a-c : b-c = (\log. a - \log. c) : (\log. b - \log. c))$. Uebrigens sollte dieser Beweis den logarithmischen Functionen vorausgehen, und manches Gesetz auf ihn gebaut seyn.

Den Begriff der goniometrischen Functionen setzt er als bekannt voraus, um sie als Zahlen hier behandeln zu können. Nachdem er 17 der wichtigsten Formeln angegeben und bemerkt hat, daß hinsichtlich jener Functionen auch der Bogen, welcher einen Winkel mißt, wenigstens sehr oft in Theilen des Radius ausgedrückt seyn müsse, entwickelt er die Formeln für $\cos. x$ und $\sin. x$, und wendet sie nach Berechnung der Zahl π geschickt an. Wenn Rec. schon die meisten der genannten Materien als zum Vortrage auf Schulen für ungeeignet erklärt hat, so muß er sich entschieden gegen den Beweis der Formel $\cos. z = \frac{e^{z\sqrt{-1}} + e^{-z\sqrt{-1}}}{2}$ u. a. erklären, weil er die Fassungskräfte der Jünglinge übersteigt, und diesen weder in formeller, noch in materieller Hinsicht besonderen Nutzen bringt. Die Umwandlung der Reihen für $\cos. x$ und $\sin. x$ zur bequemeren Berechnung bleibt von jenem Tadel nicht ausgeschlossen, der zugleich manche Materien des 3 Capitel trifft, welches von Reihen handelt, die durch Addition oder Subtraction der Glieder einer gegebenen Reihe abgeleitet werden. Die hier eingeschobenen Bemerkungen über die höheren arithmetischen Reihen konnten mit den Betrachtungen der gewöhnlichen arithmetischen Progressionen verbunden werden. Der Vf. stellt Alles zusammen, was man darüber gesagt hat, und trifft keine gute Auswahl, welche die Schule unabänderlich fodert, da für sie gar viele mathematische Disciplinen nicht passen. Die von ihm benutzten Quellen gehen zwar hie und da noch weiter; allein sie sind auch nicht für den Unterricht an Gymnasien bestimmt.

Das 4 Capitel beschäftigt sich mit den höheren Gleichungen, wozu man gegen die Ansicht des Vfs. schon die quadratischen rechnet. Sie sind entweder vollständige, wenn sie alle Potenzen der Unbekannten enthalten, oder unvollständige, wenn dieses nicht der Fall ist; jene sind rational, wenn sie Producte von zweygliederigen Summen- oder Differenz- Factoren sind, woraus zugleich folgt, daß nicht jede Gleichung eine imaginäre Wurzel haben müsse. Ist die Gleichung irrational, so wird gewöhnlich nur ein Werth gesucht. Für die Behandlung höherer Gleichungen empfiehlt Rec. noch die Schriften von *Eytelwein* und *Gräfe*, welche der Vf. entweder übersehen zu haben oder nicht zu kennen scheint. *Fourier's* und *Cauchy's* Darstel-

lungswesen scheinen der Arbeit des Vfs. zum Grunde zu liegen; wenigstens verräth der ganze Ideengang viel Aehnlichkeit. Die Beweise für einige Eigenschaften der höheren Gleichungen, besonders hinsichtlich der Vorzeichen der Glieder und der daraus abgeleiteten Beschaffenheit für die Werthe der Unbekannten enthalten zwar nichts Neues, sind aber doch elementarer und einleuchtender gegeben, als es gewöhnlich geschieht, wesswegen das Nachlesen und Studium derselben zu empfehlen ist.

Die Elimination einer Unbekannten aus zwey Gleichungen, welche hinsichtlich jener von gleichem Grade sind, und mehrere andere Materien gehören abermals nicht in die Schule, und die allgemeine Auflösung der Gleichungen des 3 und 4 Grades ist dem Vf. eben so wenig gelungen, als seinen Vorfahrern. Die umständliche Entwicklung der cardanischen Formel kann Rec. nicht billigen; die meisten Untersuchungen anderer Mathematiker, deren Ergebnisse der Vf. mittheilt, werden unfehlbar von der Schule entfernt gehalten, wenn man das Maß des für sie bestimmten Unterrichtes nicht überschreiten will. Für den Lehrer und Sachverständigen haben sie manches Interesse; allein für diese ist das Buch nicht vorzugsweise geschrieben; es ist für die Schule bestimmt; entspricht aber dem Wirkungskreise derselben wiederholt nicht.

Das 5 Capitel handelt von den unbestimmten Gleichungen des ersten Grades, (warum nicht auch von denen des zweyten, aus welchen sich so interessante Gesetze ableiten lassen?) Was der Vf. giebt, betrifft nichts wesentlich Neues. Die Darstellungen sind allgemein gehalten, würden aber unfehlbar der Bestimmung des Buches besser entsprochen haben, wenn mehr auf das Besondere gesehen, und aus diesem das Allgemeine abgeleitet worden wäre. Die wenigen Anwendungen entsprechen der praktischen Richtung anderer Materien nicht. Der Anhang bietet noch einige allgemeine Formeln zur bequemen Berechnung des Logarithmen für den $\cos.$ und $\sin.$ irgend eines Bogens nebst einigen Anwendungen und wirklichen Berechnungen des natürlichen und gemeinen Logarithmen von $\cos.$ und $\sin.$ 4°30' dar.

Blickt Rec. auf das Ganze der Darstellungen, so bieten sie für die Wissenschaft wohl nicht viel Neues dar, und hat diese durch jene keine wesentlichen Fortschritte gemacht. Dagegen sind viele Materien besser

und einleuchtender behandelt, als in anderen Schriften, und bieten die Anwendungen viel Nützliches dar. Dafs der Vf. fast überall zu viel gegeben, und das Mafs für den Schulunterricht überschritten hat, wird er selbst fühlen, und dafs er nicht für besseres Papier Sorge trug, ist nicht zu loben. Möge er die wissenschaftlichen und pädagogischen Winke als blofs die gute Sache fördernd ansehen, und bey den folgenden Theilen das Mafs nicht wieder zu sehr überschreiten.

R.

S C H Ö N E K Ü N S T E .

JENA, b. Hochhausen: *Gedichte und Lieder in verschiedenen Deutschen Mundarten*, herausgegeben von Dr. J. Günther. 1841. X u. 292 S. 8. (18 Gr.)

In der Deutschen Sprache giebt es, wie in jeder anderen Sprache, verschiedene Mundarten oder Eigenheiten und Abweichungen einzelner Gegenden von der allgemeinen Sprache des Landes. In diesen Abweichungen und Eigenheiten offenbaren sich öfters die Individualitäten der verschiedenen Deutschen Volksstämme bis in die feinsten Schattirungen ihres Lebens und Treibens. Die Erkenntnis und Vergleichung solcher sprachlichen Eigenthümlichkeiten hat daher von früher Zeit nicht allein für den Sprachforscher vom Fach, sondern auch für jeden nur einigermaßen Gebildeten viel Anziehendes und Belehrendes gehabt. Alle diese Eigenthümlichkeiten aber stehen in mehr oder minder naher Beziehung zu den zwey Hauptmundarten, welche die Deutsche Sprache schon von den früheren Zeiten her besitzt. Diese zwey Hauptmundarten sind die Oberdeutsche oder Allemannische und die Niederdeutsche, auch Sächsische, gewöhnlich Plattdeutsche genannt. Die Oberdeutsche, welche vorzüglich in Oesterreich, Baiern, Schwaben und Franken herrschend ist, unterscheidet sich von der Niederdeutschen in dem ehemaligen Niedersachsen, Westphalen und am Niederrhein durch eine dumpfere, härtere, gedehntere Aussprache der Mitlaute. Sie wird hauptsächlich in der vorliegenden Sammlung repräsentirt. Sogleich der erste Abschnitt derselben enthält (S. 3—39) „Plattdeutsche Gedichte und Lieder“, darunter mehrere sehr alte, wie z. B. Stöffische Fehde 1519, die Schlacht am Kremmerdamm, und Wiben Peter 1539.

Daran reihen sich (S. 39—83) „Thüringische Gedichte und Lieder“ in Thüringischer, Sächsischer, Altenburger, Voigtländischer, Erzgebirgischer, Jenaischer, Hohensteinscher und anderer Mundart. Einige davon rühren von neueren Dichtern her und erscheinen hier zum ersten Mal. Auszeichnung dürfte unter ihnen der kranke Hund nach *Gellert* in Altenburger Mundart von *F. Ulrich*, das Koburger Nachtwächterlied nach *Hebel* von *Fr. Hofmann* und der Bauer in der Komödie zu Weimar verdienen. Auf diese Thüringischen Gedichte und Lieder folgen (S. 83—103) „sechs in der Hochdeutschen Volkssprache des Schwarzwaldes“, darunter der König von Mailand und Graf Friedrich aus alter Zeit. Sodann erscheinen (S. 103—129) „Schwäbische Gedichte und Lieder“, bieder, treuherzig, lebens- und liebeluftig. Aehnlich ertönen auch (S. 129—153) die „Schleifischen und Hochländischen Gedichte und Lieder“, deren Natur die frische, freye Bergluft, in der sie entstanden, nicht verleugnet. Auch die Baierschen Gedichte und Lieder, die nun (S. 153—181) folgen, sind von mannichfachem Reiz und Interesse. Wir erhalten deren hier unter anderen von der Unter-Ilser, Ober-Ifar und dem Untermain, sowie von den Baierschen Alpen. Auch von dem Nürnberger Naturdichter *Grübel* werden uns mehrere Gedichte in dem Volksdialekte seiner Vaterstadt geboten, z. B. das bekannte Lied von dem Rauchtak. Nicht minder bekannt ist ein großer Theil der „Oesterreichischen Gedichte und Lieder“ (S. 181—215), wie z. B. Mein Schatz ist a Reiter, a Reiter muß seyn, Wenn ich halt frua aufsteh und zu mein Dirndl geh, Chimmt a Vogerl geflogen, setzt sich nieder auf main Fuß u. s. w. Dasselbe ist auch in Betreff der „Tyroler und Steirischen Lieder“ der Fall (S. 215—229). Selbst das Tanzlied: Zu Lauterbach hab' ich mein Strumpf verloren, findet sich hier. Der letzte Abschnitt, der umfassendste von allen, ist (S. 229—291) „Schweizerliedern“ gewidmet, unter denen mehrere nach den Melodien der Kuhreihen der Appenzeller, Basler, Siebenthaler, Oberländer, Emmenthaler und Berner gedichtet sind. Auch das von *Beethoven* meisterhaft componirte Lied von *J. R. Wyls*, in welchem sich das Schweizer Heimweh so innig und rührend ausspricht: Herz, mys Herz, warum so trurig? hat hier mit vollem Rechte eine Stelle erhalten. Ebenso findet sich *Goethe's* Schweizerlied: Ufem Bergli bin i g'fässe, hier ganz an seinem Platze.

Ueberblicken wir nun nochmals die ganze Sammlung, so müssen wir den Wunsch aussprechen, daß der Herausgeber den einzelnen Gedichten und Liedern, um das allgemeine Verständniß derselben zu erleichtern, hier und da noch einige Erläuterungen und Erklärungen mehr, als geschehen, beygefügt haben möchte. Im Ganzen aber finden wir, daß sich die Sammlung durch zweckmäßige Auswahl, Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit der Stücke vor anderen Sammlungen dieser Art, namentlich vor einer schon früher von *Radlof* herausgegebenen, vortheilhaft auszeichnet, und in ihrer gefälligen äußeren Ausstattung nicht nur Sprachforschern, sondern Gebildeten überhaupt empfohlen werden kann.

Ad. B...

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Der Fluch*. Ein romantisches Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts von *Wilhelmine Lorenz*. 1840. 2 Bände. Erster Band 292 S. Zweyter Band 273 S. kl. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Der mittelalterliche Stoff dieses Romans wurde bereits von einer Meisterhand benutzt, doch hier mit eben so guter Kenntniß der Zeitereignisse und Personalitäten als Geschicklichkeit, diese in ein romantisches Gewand zu kleiden, behandelt. Zwar ist im Aufputze, vorzüglich im öfteren Gebrauche des Diminutivs, die Frauenhand nicht zu verkennen, auch wenn dieselbe sich nicht selbst zum Werke bekannt hätte; weiß übrigens diese sich ihres Stoffes nur sonst zu bemächtigen, so stören die Verzierungen, die sie ihm anfügt, wenig. Weit störender fanden wir die der Vf. beliebige Rede-weise, in welcher sie sich erlaubt, die, nach angenommenem Sprachgebrauche, einen Redesatz schließenden Zeitwörter in die Mitte des Satzes zu bringen. Allzu häufig angebracht, bewirkt dies eine gewisse Holprigkeit des Stils, die den Leser ermüdet. Wir erinnern uns nicht, in der Prosa eines unserer Deutschen Classikers, die wir doch als Musterbilder einer guten Sprache betrachten dürfen, auf ähnliches Durcheinanderwerfen der Schlusssteine, so daß diese zu Steinen des Anstoßes würden, gestossen zu seyn. Als einen Beleg für hunderte gelte Bd. 2, S. 118 der Schluss eines Satzes, wo es heißt: „ . . . bahnte sich

einen Weg durch die Menge, um zu gelangen zu dem Ritter, an dem er hing mit heifser Sehnsucht.“

Liebenswerth in weiblicher Eigenthümlichkeit zeigt die Vf. sich am Schlusse der Erzählung. Ein wenig necken, erschrecken, mögen Frauen, wie auch Kinder thun, gar gerne, doch sind auch sie mit einem: „So schlimm war es nicht gemeint“ schnell bey der Hand. Das verfühnende Ende ist ganz fraulich, wenn auch auf zu guten Glauben rechnend.

Vom Drucke und Papiere ist nur Gutes zu sagen.
W.

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Die Dioskuren*. Novelle von *G. O. Marbach*. 1840. 2 Theile. Erster Theil 220 S. Zweyter Theil 194 S. kl. 8. (2½ Thlr.)

Aus ein wenig Chemie und Alchemie, aus Krieg und Frieden, Natur und Unnatur, Möglichkeiten und Unschicklichkeiten zusammengetrieben, erhalten wir hier ein auf gelindes Entsetzen des Lesers berechnetes Unterhaltungsbuch, dem wir — wenn es nicht jener ist — weder den Zweck absehen, noch auch über die Betitelung uns klaren Wein einschenken können. Der im Buche selbst vom Vf. uns gebotene, ist etwas zu trübe. Es halten jedoch einige gesunde Gedanken den Zusammenhang möglichst an einander. Sie besprechen mindestens den Unwillen, mit welchem man außerdem geneigt seyn möchte, die ganze Novelle für den verfehlten Versuch einer solchen zu halten. Jedenfalls gehört Zeit dazu, die man sich nicht selten vom Besseren abmüßigen muß, um einige unter einem Haufen Wildkorn verstreute gute Fruchtkörner auszufuchen. Inhaber letzter würde sicher sich mehr Dank verdienen, wenn er dieselben Korn an Korn neben einander reihete, und dem wilden Säemann, der, Unkraut streuend, vielen Romanschreibern zwischen die Finger läuft, somit den Weg versperren wollte.

Rec. kann auch dies, so wie überhaupt Bücher dieser Art, nur mit dem Wunsche seinen Rundlauf beginnen sehen, daß das darin gehäufte Wildkorn durchaus ohne fruchtbringende Kraft seyn möge.

Der Druck ist sorgfältig, das Papier gut.

W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) KASSEL, in d. Luckardt'schen Hofbuchhandlung: *Predigten über selbstgewählte Stellen der heiligen Schrift*; zum Vorlesen bey öffentlichen Gottesverehrungen, an Sonn- und Fest-Tagen, so wie zur häuslichen Erbauung, von Dr. Ch. F. W. Ernst. (.) Ober-Consistorialrath, Oberhofprediger und Superintendent (en) zu Kassel. *Zweyte* vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 1839. 282 S. 4. (1 Thlr. 8 Gr.)
- 2) NÜRDLINGEN, in der Beck'schen Buchhandlung: *Predigten auf alle Sonn- und Fest-Tage des katholischen Kirchenjahres* von J. A. Biggel, ehemaligem Pfarrer zu Zöbingen. Zugleich ein Erbauungsbuch für das Volk. 1840. X u. 539 S. gr. 8. broch. (1 Thlr. 12 Gr.)
- 3) AARAU, b. Sauerländer: *Die Allmacht Gottes in den Werken der Natur*. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß Gottes, wie zur möglichsten Verhütung des Aberglaubens, der Sectirerey und des Mi(y)sticismus. Zur Belehrung für alle Stände ohne Unterschied der Confession in funfzig religiösen Betrachtungen. Wohlfeilste, für unbemittelte Volksclassen bestimmte Original-Auflage. 1840. 380 S. Lexicon-8. (8 Gr.)

I. Hr. Dr. Ernst würde den Werth seiner Predigten noch bedeutend erhöht haben, wenn er das *erbauende* Moment mehr hätte hervortreten lassen wollen. Sie tragen zum Theil zu sehr den Charakter der *Abhandlung* an sich, was wenigstens von jedem ersten Theile dieser Predigten gilt, indem der Vf. seinen sämtlichen Kanzelvorträgen eine zweytheilige Disposition zum Grunde gelegt hat, so dafs er im *ersten* Theile

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

explicativ und demonstrativ, dagegen im *zweyten* Theile explicativ und paränetisch zu Werke geht. Kurz, es fehlt diesen Predigten an der, das Herz durchdringenden, Wärme. Sonst ist in ihnen eine bedeutende Masse des Stoffes angehäuft, dem aber hin und wieder die Auseinanderlegung der einzelnen Bestandtheile fehlt. Dabey darf aber gar nicht in Abrede gestellt werden, dafs der Vf. die zum öffentlichen Vortrage gewählten Gegenstände mit tiefer Einsicht in die verschiedenen Lebensverhältnisse des Menschen behandelt, in seiner Explication und Demonstration mit Klarheit zu Werke geht, und hauptsächlich nachzuweisen sucht, was unserer Zeit in sittlich-religiöser Hinsicht Noth thut; nur schade, dafs das Ganze nicht noch mehr von einem erwärmenden christlichen Lebenshauche durchweht wird.

Diese Predigtammlung enthält 60 Vorträge, und zwar *erste* Abtheilung: *Advents-, Passions- und Fest-Predigten* mit 20, *zweyte* Abtheilung: *Predigten vermischten Inhalts* mit 40 Vorträgen. Als interessante Themata bezeichnen wir aus der *ersten* Abtheilung folgende: Predigt 1: *Wie edel und liebenswürdig der Erlöser in seinen Thaten erscheint*, über Matth. 11, 4, 5. Predigt 9: *Jesus bey allem unserem Leiden ein seliger Mensch*, über Matth. 26, 53. Predigt 12: *Das Niedrige und Verächtliche in dem Betragen der Römischen Krieger gegen Jesum*, über Matth. 27, 31. Predigt 15: *Die Aehnlichkeit zwischen Tod und Schlaf*, über I Korinth. 15, 20. Predigt 18: *Wodurch siegte das Christenthum über die Welt*, über 1 Joh. 5, 4. Predigt 20: *Wie sehr das Christenthum die Welt verändert hat*, über 2 Korinth. 5, 17. Aus der *zweyten* Abtheilung heben wir folgende Themata aus: Predigt 23: *Ueber den inneren Krieg*, über Galat. 5, 17. Predigt 27. *Ueber das Weltgericht*, über 2 Korinth. 5, 10. Predigt 40: *Die Macht und Gewalt des Menschen über die Natur*,

über Pfalm 8, 4. Predigt 49: *Ueber den Tod Abels*, über 1 Mosis 4, 8. Predigt 55: *Wie thöricht es ist, diejenigen zu beneiden, die alle Tage herrlich und in Freuden leben*, über Luc. 16, 19.

Wo der Vf. den strengeren abhandelnden Ton verläßt, und der Phantasie etwas mehr Spielraum gestattet, weiß er das Gemüth sehr anziehend zu fesseln, wie dies in Predigt 22: *Der Mensch eine Blume*, über Pfalm 103, 15, 16, und in Predigt 34: *Unser Leben eine Reise*, über Hebr. 13, 14 der Fall ist. Was Rec. über Einzelnes noch bemerken möchte, besteht in Folgendem: Ob es zweckmäßig und rathsam sey, gerade auf der Kanzel über pflichtvergeffene Geistliche und zwar in solcher Art zu reden, wie der Vf. S. 9, 18 und 167 thut, möchte gar sehr in Frage zu stellen seyn, einmal, da dem Ansehen und der Würde des geistlichen Standes dadurch zu nahe getreten wird, dann, da der würdige Geistliche solcher Mittel nicht bedarf, um sein Ansehen im Vergleiche gegen andere dadurch bey der Gemeinde zu heben. Eben so wenig ist das öffentliche Polemifiren gegen einzelne kirchliche Dogmen auf der Kanzel zu empfehlen, was leicht Anstofs erregen kann und muß, wie z. B. das, was der Vf. S. 2 über die Wunder Jesu sagt. Wie verschieden urtheilt der Vf. S. 13 über die *Kometen* gegen den Vf. des unter No. 3 anzuzeigenden Buches S. 72 ff. Auf die stilistische Darstellung hat der Vf. den gehörigen Fleiß verwandt. Doch schreibt er S. 127 unrichtig: während *seinem* irdischen Leben statt: seines irdischen Lebens.

2. Der in den besten Jahren seines Lebens verstorbene Vf. vorstehender Predigten unter No. 2, welcher sich auch durch ein *Gebet- und Erbauungs-Buch* und einen *Katechismus* bekannt gemacht, hat sich in diesen Predigten ein schätzbares Denkmal gesetzt. Sie zeichnen sich alle durch einen frommen Sinn, genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und der Lebensverhältnisse, durch hohen Eifer für die Sache des Herrn und im Ganzen durch eine edle Sprache aus. Der Vf. spricht nicht in allgemeinen Sätzen, welche dem Seelenheile des Zuhörers so wenig nützen, sondern er stellt überall die praktische Seite des Dogma's vor die Seele des Zuhörers, wie dies selbst bey den der katholischen Kirche eigenthümlichen Dogmen, z. B. S. 500 ff. *am Feste Allerheiligen* und S. 596 ff. *am Feste Allerseelen* der Fall ist. Ueberhaupt steht dem

Vf. die Kunst des Individualisirens sehr zu Gebote; er setzt Dogma und Leben nach Verschiedenheit des Alters und der Stände der Menschen in beständige Wechselwirkung, so daß diese Predigten vorzüglich jüngeren Geistlichen sehr zur Lectüre empfohlen zu werden verdienen. Ist es dem verstorbenen Vf. auch nicht um eine auffallende Originalität hinsichtlich der vorgetragenen Materie zu thun, so ist doch die Wahl seiner Themata zum Theil interessant. Dabey disponirt er sehr einfach, so daß diese Predigtsammlung der katholischen Christenheit wegen ihrer populären Darstellung, sowohl in materieller als formeller Hinsicht, mit vollem Rechte empfohlen werden kann.

Diese Predigtsammlung enthält zusammen 72 Predigten. Obgleich sie sämmtlich von mäßiger Länge sind, so wird doch die vorgetragene einzelne christliche Wahrheit hinlänglich veranschaulicht. Findet sich in diesen Predigten mehr eine einfache, populäre, als bilder- und phantasiereiche Sprache, so spricht sie doch zu dem Herzen auf eine anziehende Weise, und hält das *erbauende* Moment im Ganzen fest. Um einen Begriff von den behandelten Materien zu geben, führen wir einige als interessante und gut ausgeführte Hauptsätze an. Predigt am Sonntage nach Weihnachten: *Der letzte Tag des Jahres hat viel Aehnlichkeit mit dem letzten Tage des Lebens*, über Sprüche Salom. 19, 27. Predigt am Neujahre: *Den besten Wunsch zum neuen Jahre können nur wir uns selbst bringen*, über III Johannis 2 (nicht Joh. III, 2). Predigt am zweyten Sonntage in der Fasten: *Suche dich selbst, und nicht deine Lage zu ändern*, über Evangel. Matth. 17, 1—9. Predigt am Charfreitage: *Was heißt mit Christo sterben?* über II Timoth. 2, 11. Predigt am Ostertage: *Was heißt mit Christo leben?* über Römer 6, 8. Predigt am 15 Sonntage nach Pfingsten: *Ueber die Reden der Todten an die Lebenden*, über Evangel. Luc. 7, 11—16. Wie sehr der Vf. sich als einen unbefangenen Freund der Wahrheit charakterisire, ergiebt sich aus Stellen, wie S. 106, wo er gegen *Ablafs* und *Wallfahrten* spricht.

Die *formelle* Seite dieser Predigten ist lobenswerth. Auf die sprachliche Darstellung ist viel Fleiß verwandt; nur hie und da laufen einzelne Provinzialismen mitunter, z. B. S. 103 und sonst: „verhilfflich.“ S. 121: „sich beflaisen.“ So schreibt der Vf. S. 46: „Unbild“ statt Unbill. S. 75: „Ungeftümen“ st. Ungeftüm. Un-

deutlich ist es, wenn S. 28 die Worte Jesaias 40, 4: Alle Thale sollen erhöht werden u. s. w. als Worte des *Weisen*, und nicht als Worte des *Propheten* Jesaias, und S. 47 die Worte Sprüche Salom. 10, 27 ebenfalls als Worte des *Weisen* der Vorzeit, und nicht als Worte des *Salomo* angeführt werden.

Der Druck des Buches ist gut, nur sollte das Papier etwas weißer seyn.

3. Die in diesem Buche dargebotenen *funfzig religiösen Betrachtungen* können mit Fug und Recht „Naturpredigten“ genannt werden. Denn es wird kein Naturgegenstand vor die Seele geführt, ohne das nicht auch derselbe zugleich unter einen sittlich-religiösen Gesichtspunct gestellt würde. Die Gegenstände der Betrachtung sind die drey *Naturreiche, der gestirnte Himmel, die Tages- und Jahres-Zeiten, der Mensch* ganz insbesondere. So wie der Vf. überall gründliche Kenntniss der behandelten Materien an den Tag legt, die interessantesten Erscheinungen in der Natur und im Menschenleben vor die Seele führt, in seinen Zusammenstellungen oft höchst überraschend ist, so das sein Hauptthema: *Die Allmacht Gottes in den Werken der Natur* — die ganze Darstellung beherrscht: so weifs er auch auf das Herz des Lesers einen lebendigen Eindruck zu machen. Dabey beherrscht er die sprachliche Darstellung in einem hohen Grade. Und gewifs wird Niemand dieses Buch unbefriedigt aus den Händen legen. Als höchst interessant, ja als höchst ausgezeichnet mus Rec. die Betrachtungen 33 und 34, S. 120—127, bezeichnen, wo die Göttlichkeit des Christenthumes im vollen Himmelsglanze dargestellt wird. Einzelnes des Ausgezeichneten und Trefflichen als Probe anzuführen, wird kaum nöthig seyn. Nur Folgendes will Rec. noch bemerken: Einzelne Ausprüche und Ansichten des Vfs. erscheinen hin und wieder nicht als völlig motivirt, z. B. was S. 10 über die toden Mauern der Schulen und der Kirchen, S. 113 über das Vermögen mancher Thiere, zu sprechen, S. 122 über die Veränderung der Religionsbegriffe nach den verschiedenen Altern des Menschen gesagt wird. Hin und wieder hätte das göttliche Bibelwort wohl noch etwas mehr in Anwendung gebracht werden können. Mus die Sprache des Vfs. oft erhaben genannt werden, so fallen Wendungen, wie folgende (S. 121),

um so mehr auf: „der Mensch ist gleichsam bestimmt, der Nachäffer der ganzen Natur zu seyn.“ Der Vf. schreibt *Misticismus, Miriaden* statt *Myfticismus, Myriaden*.

Druck und Papier sind lobenswerth.

D. St. Z.

MITAU, b. Friedrich Lucas, LEIPZIG, in Commission b. Brockhaus: *Gute Botschaft von Christo*. Eine Sammlung *Predigten*, gehalten von *Eduard Neander*, Pastor zu St. Trinitatis in Mitau. 1839. VIII u. 350 S. 8.

Es giebt Predigten, welche sich besser lesen lassen, als hören, und welche wegen ihres gedankenreichen Inhalts zum Druck recht geeignet und bestimmt sind, wie die von *Marheineke*. Andere dagegen sind mehr auf den Moment gestellt, auf die Gemeinde berechnet, Erzeugnisse eines innigen Zusammenlebens des Geistlichen mit der Gemeinde, geboren aus dem vollen Predigerherzen, das eindringen will in die ihm theuern, ihm anvertrauten Seelen, voll Wärme der Empfindung und des Ausdrucks, jedoch zunächst nur auf die bestimmten näheren Kreise berechnet, ohne eigentlichen Beruf zu einer allgemeinen Verbreitung, ohne besondere Berechtigung zum Drucke. Dahin möchte Rec. diese Predigtsammlung zählen, welche er hier des Raumes wegen nur im Allgemeinen zu charakterisiren versuchen will. Der Leser wird in dem Vf. ein ächt geistliches Gemüth, ein inniges Glaubensleben, ein für das Christenthum begeistertes Herz, eine rechte Liebe zu dem Herrn, eine Durchbildung und feste Gestalt seiner theologischen Rechtgläubigkeit und Ueberzeugung erkennen, und sich von der in ihnen wehenden Wärme des Gefühls und dem Ausdrucke treuer Herzlichkeit und regen Predigereifers innig angesprochen fühlen. Gewifs hat der Vf. eine ihn liebende Gemeinde, und für diese sind auch die hier mitgetheilten Predigten wahrhaft die Erbauung fördernd, und das flüchtige Wort nicht ohne Seegen und Erfolg bindend, da sie das Glaubensleben der Gemeinde anregen und stützen werden. Auch für Deutsche Geistliche ist es nicht ohne Interesse, zu vernehmen, wie das Wort vom Kreuze in einzelnen Lichtpunten jetzt in der Deutschen Kirche der Russischen Ostseeprovinzen gepredigt wird, zumal

da eine Predigt, überschrieben: „*der evangelische Gottesdienst*“, auch die Form des dafigen Gottesdienstes, welcher in seinem liturgischen Theile der nach der Preussischen Agende eingerichteten Gestalt desselben sehr ähnlich zu seyn scheint, bis auf einige geringe Modificationen in einzelnen Collecten und Responsorien, zur Anschauung bringt. Dem ganzen Charakter dieser Predigten gesteht Rec. gern und freudig das Lob der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit zu; aber dennoch muß er, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sein Urtheil dahin abgeben, daß sie schwerlich in der homiletischen Literatur sich eine Stelle sichern, und sich in der Fluth derselben Raum schaffen werden, da sie sich, aufer durch ihre Gesinnung, eben nicht durch Fülle und Tiefe des Geistes, durch Originalität und Kraft des Gedankens auszeichnen. In Deutschland aber fodert man bey dem jetzigen Standpuncte der christlichen Bildung mit Recht von *gedruckten Predigten* noch mehr als eine gute christliche Gesinnung und eine Innigkeit des Glaubens; man will Eigenthümlichkeit, Gedankenreichthum, die Kraft originaler christlicher Glaubensanschauung und Tiefe, die Flamme des Genius oder mindestens bedeutenden Talentes. Nun aber dürften die vorliegenden Predigten sich in dem ziemlich gewöhnlichen mitunter etwas breiten und ausgetretenen Bette der in unserer Zeit, Gott sey Dank! wieder nicht seltenen und mit christlicher Begeisterung gepflegten Kanzelberedsamkeit halten, und daher weder durch tiefere lichtvolle Entwicklung der Lehre, noch durch Kraft und originale selbstständige Strömung des Gefühls, noch durch eindringende Schärfe des Gedankens sich auszeichnen. Ueberhaupt dürfte dem Vf. der Vorwurf zu machen seyn, daß er der Lehre und dem Gedanken zu wenig Raum gegeben, zu sehr fast nur das praktische Moment des Nützlichen und Erbaulichen erfaßt habe. Er gehört zu den eindringenden und daher anzuerkennenden Buß-Predigern.

Die Gabe der Klarheit und Popularität hat der Vf. in vorzüglichem Grade; und, zu verkennen ist es nicht,

daß solche faßliche populäre, etwas breit ausgesponnene, übrigens herzliche und innige christliche Predigten am meisten nützen, und eigentlich recht für die Masse des Volks bestimmt und geeignet sind, da sie, ohne zu versuchen, die Gemeinde zu dem Standpuncte des Predigers zu erheben und hinaufzuziehen, sich ganz der Bildung der Gemeinde anschließen, und zu dem Bedürfnisse des Volks herablassen. Der Vf. versteht es, die Gebrechen der Zeit lebendig und abschreckend zu schildern, und feurig und beredt zur Buße zu mahnen. Sollte auch dem logischen Elemente nicht überall sein Recht geschehen, die Fassung der Themata nicht überall gelungen, zuweilen ohne Einheit und in zwey Hälften aus einander fallend, zu lang, weitfchichtig und nicht präcis genug seyn (wie in der Introductionspredigt S. 4): so thut das vor der Gemeinde der Eindringlichkeit der Predigt im Allgemeinen meist wenig Eintrag. Zuweilen dürfte auch der Text mehr berührt, als in seiner Tiefe erfaßt und recht ausgelegt und erschöpft seyn. Das Inhaltsverzeichniß bietet folgende Materien: 1) *Introductionspredigt*. 2) *Die Zukunft des Herrn zum Gerichte*. 3) *Bereitet dem Herrn den Weg*. 4) *Die Flucht nach Aegypten*. 5) *Vom Unkraute unter dem Weizen*. 6) *Vom Sämann und mancherley Acker*. 7) *Wisset Ihr nicht, weß Geistes Kinder Ihr seyd?* 8) *Der evangelische Gottesdienst*. 9) *Petri reicher Fischzug*. 10) *Der bußfertige Zöllner*. 11) *Der barmherzige Samariter*. 12) *Die Fülle der Gottheit in Christo*. 13) *Seyd barmherzig, wie Euer Vater im Himmel barmherzig ist*. 14) *Am Todtenfest*. Das Inhaltsverzeichniß wird zeigen, wie der gewählte Titel der Predigten nicht im engeren, eigentlichen, sondern im weiteren, allgemeineren Sinne zu nehmen ist.

Druck und Papier sind schön.

A. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

M E D I C I N .

BERLIN, b. H. Fürstner: *Handbuch der praktischen Arzneimittellehre*, für angehende praktische und Physikats-Aerzte, so wie als Leitfaden für den academischen Unterricht. Von Dr. *Joseph Friedr. Sobernheim*. Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Physiologie der Arzneiwirkungen, gestützt auf die neuesten Erfahrungen der Entwicklungsgeschichte der Physo-Pathologie und organischen Chemie. 1841. gr. 4. (in gespaltenen Columnen). VIII u. 87 S. Desselben Werkes zweyter Theil 4 Auflage. Enthaltend die *besondere Arzneimittellehre*. (Bis jetzt 240 S.) (4 Thlr. 12 Gr.)

Das *Sobernheim'sche* Handbuch der Arzneimittellehre trug vor ungefähr fünf Jahren über eine ziemliche Anzahl gleichnamiger Schriften nicht allein nach dem Urtheile des Publicums, sondern auch in Bezug auf seinen überaus bedeutenden Absatz den Sieg davon. Das Werk verdient diese Auszeichnung. In den beiden ersten Auflagen war von einem ersten oder zweyten Theile nicht die Rede, die dritte erst kündigte sich auf dem Titel als „zweyter oder specieller Theil“ an, der *erste* aber holt den ihm vorangegangenen zweyten Theil erst bey dieser vierten Auflage des letzten ein. Es kommt dem Rec. nicht in den Sinn, über diesen zweyten Theil, der sich längst in den Händen der meisten Aerzte, besonders der Studirenden befindet, ein ausführliches Urtheil abzugeben, so sehr er vielleicht dazu durch den täglichen Gebrauch des Werkes, nach welchem er seit dessen Erscheinen die Arzneimittellehre vorträgt, in den Stand gesetzt wäre; er hat hier zunächst den erst jetzt erschienenen ersten Theil in's Auge zu fassen.

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

Rec. gesteht, dafs er in diesem ersten Theile etwas ganz Anderes gefunden hat, als er erwartete, so vortreflich an sich das wirklich Geleistete auch ist. Er erwartete eine *allgemeine Heilmittellehre*, wie ja schon aus dem Zusatz auf der dritten Auflage („Specieller Theil“) hervorging. Ja, er erwartete, als er bereits den ersten Theil in den Händen hatte, immer noch die Fortsetzung desselben, bis ihm das Erscheinen des zweyten Theils den Beweis lieferte, dafs der erste beendet sey. Auf dem Titel des letzten findet sich zwar der Zusatz: „Allgemeiner Theil“ nicht, nichtsdestoweniger scheint ihm mit der Physiologie der Arzneiwirkungen das, was der allgemeine Theil eines *praktischen* Handbuchs begreifen will, nicht erschöpft zu seyn. Er vermisst mit einem Worte noch die allgemeine Eintheilung der Arzneimittel, die Bestimmungen ihres Verhältnisses zu den *Heilmitteln*, die Lehre von den Einverleibungsorganen, von den Dosen, von den Reactionen des Organismus im Allgemeinen und Besonderen (nach Geschlecht, Alter u. s. w.), mit einem Worte Alles, was aufer der Physiologie der Arzneiwirkungen, dem allerdings wichtigsten Theile, in die allgemeine Arzneimittellehre gehört.

So sehr man zugeben muß, dafs dieser Punct begründet ist, so sehr muß eingeräumt werden, dafs dieser erste Theil, wie er nun einmal ist, *vortreflich* bearbeitet worden. Es ist das unglückliche Schicksal der Recensenten, an Allem *ex officio* makeln zu müssen. Der Vf. hat sich seine an sich überaus schwierige Aufgabe dadurch noch schwerer gemacht, dafs er seinem Werke einen sehr großen Wirkungskreis anwies, und es sowohl zu einem *Lehr-* als *Hand-Buche* bestimmte (Vgl. den Titel). So nahe der Vf. im Allgemeinen der Lösung dieser überaus schwierigen Aufgabe im zweyten Theile gekommen ist, so sehr müssen wir zweifeln, dafs

er für den ersten eben so glücklich gewesen sey. So vortrefflich die Untersuchungen desselben über „Leben, Gesundheit, Krankheit, Theorie der Arzneywirkungen“ *an sich* sind; so sehr sie vielleicht das Beste sind, was wir gegenwärtig über den neuesten Stand der Physiologie, und besonders ihrer Anwendung auf die allgemeine Pathologie besitzen; so sehr die hier niedergelegten Untersuchungen den gereiften Arzt anziehen, fesseln und belehren: so sehr zweifelt Rec., daß sie sich in gleicher Weise für den „angehenden Arzt“ und besonders für den „akademischen Unterricht“ eignen. Alle dort zu rühmenden Vorzüge werden hier zu Mängeln, wenn dieses Wort da passend ist, wo man uns des Guten zu viel bietet. Rec. muß gestehen, daß er mit dem lebendigsten Interesse dem unermüden und scharfsinnigen Vf. gefolgt ist, daß er ihm reichliche Belehrung verdankt, daß er aber seinen Zuhörern eine so ausführliche Arbeit nur mit der lebhaftesten Beforgnis, sie zu verwirren, in die Hände geben würde.

Es ist unnöthig, in das Detail der Untersuchung einzugehen. Sie ist überaus gründlich, und die mühsame Frucht der andauerndsten und umfassendsten Studien. Möchte sie dazu beytragen, die Kluft auszufüllen, welche noch zwischen der Physiologie und Pathologie liegt und — ewig liegen wird. Niemand kann pharmakologische Studien, wie z. B. die *Mitcherlich's*, *Simon's* u. s. w., höher verehren, als Rec.; Niemand ist inniger überzeugt, als er, daß unsere Pharmakologie einem Märchen der *Sheherazade* ähnlicher als einer Wissenschaft seyn wird, so lange wir nicht die Wirkungselemente *aller* Arzneyen ungefähr so kennen, wie die des Bleyes, der Säuren und Alkalien; aber Niemand verhehlt sich auch weniger als er, daß wir das X, das große Unbekannte — das *Leben* nie, weder in dem Reagenzglas, noch auf dem Objectträger, noch am Elektrometer, werden fixiren können.

Den zweyten Theil des Werkes glaubt Rec. so genau, als irgend Jemand zu kennen. Ein ausführliches Urtheil würde zu spät kommen. Nichtsdestoweniger glauben wir einige Bemerkungen nicht unterdrücken zu dürfen, die wir um deswillen hier öffentlich aussprechen, weil sie mit denen mehrerer das Buch täglich gebrauchender Collegen zusammentreffen. Es mag sonderbar klingen: Rec. hält die *erste* Ausgabe für die beste. Der schöne Eifer, sein Werk der Vollendung näher zu führen, hat den Vf. vermocht,

dieses nicht allein (wie billig und löblich) durch die Fortführung und Ergänzung des thatfächlichen Theils seiner Arbeit zu thun, sondern ihn auch zu einer Weiterschweifigkeit der Auseinandersetzung, namentlich in den Rubriken: „Wirkungsweise und Krankheitsformen,“ besonders der ersten, verleitet, die wir für keinen Vorzug halten; ein Uebelstand, der sich auch im ersten Theile zuweilen recht fühlbar macht. Die praktischen Aerzte bedienen sich des Werks neunmal unter zehn Fällen zum *Nachschlagen*; sie werden meistens Belehrung in den Rubriken: „Physiographie“ und „Formulare“ suchen und finden. Dagegen ist der sich dieses Werks bedienende Lehrer und Schüler weit mehr, ja ganz besonders auf das Rubrum: „Wirkungsweise und Krankheitsformen“ angewiesen, und für diese sind Vollständigkeit, vor Allem aber möglichste Prägnanz und Deutlichkeit, Hauptfordernisse. Diese letzten fehlen den genannten Abschnitten in der Regel, und das ist ein großer Uebelstand, der in den neueren Auflagen immer mehr zugenommen hat. Wir unterlassen es, die Belege zu liefern, weil uns das viel zu weit führen würde. Ein fernerer Mangel des Buches, besonders als *Lehrbuch* betrachtet, ist die beynahe gleichmäßige Empfehlung aller Arzneyen, und ein gewisser Mangel an Kritik, in so fern als der Schüler, folgt er allein dem Vf., einen viel zu vortheilhaften Begriff von einer großen Menge Arzneyen bekommt, von denen wir Anderen recht gut wissen, wie es mit ihrer Wirksamkeit steht. Ein Uebelstand, der freylich wohl mit der (überaus zweckmäßigen) tabellarischen Form in Verbindung steht. Ein fernerer Mangel wird von vielen Anderen wahrscheinlich weniger, als vom Rec. empfunden werden. Es ist die häufig geringe Ordnung, mit welcher sich die Krankheiten in der Rubrik „Krankheitsformen“ folgen, ein Rubrum, welches freylich die größten Schwierigkeiten darbietet, und für welches es einer haarfcharfen Kritik bedarf. Ferner würde es gewiß sehr zweckmäßig seyn, wenn in künftigen Auflagen die einzelnen Classen, und besonders die einzelnen Mittel (denn die Folge der ersten ist im Ganzen gleichgültig) in besserer Form neben einander ständen. So z. B. sollten auf die Säuren die Alkalien, und dann erst die Neutral- und Mittel-Salze folgen. Noch besser wäre es, wenn nach den ätherischen Oelen das Ammonium, dann die Kalien, die Säuren, und zuletzt die Salze folgten. Passender wäre es ferner wohl, statt

mit den narkotischen Mitteln, mit den *Metallen* zu beginnen. Ferner kann wohl gefragt werden, wie es zugehe, daß unter den narkotischen Mitteln die *Belladonna* und nicht das *Opium*, unter den scharfen die *Senega* und nicht die *Canthariden*, unter den Balsamen die *Afa foetida* und nicht der *Terpenthin*, unter den Metallen das *Gold* und nicht das *Eisen* oder das *Quecksilber* als die Repräsentanten der betreffenden Classen den Anfang machen, daß z. B. das *Ol. anim. foetidum* hinter seinem Destillate, das *Kreosot* gänzlich vom *Holzessig* getrennt steht u. s. w. Das sind Bemerkungen, die gewiß nicht ganz grundlos sind, und den nützlichsten Gebrauch des Buches, als Leitfaden in den Vorlesungen, eben weil sie sich auf Aeußerlichkeiten beziehen, sehr erschweren. Rec. könnte ferner den Beweis führen, daß in der 4 Auflage nicht allein fast alle Fehler, auch Druckfehler der dritten stehen geblieben sind, sondern auch, daß auf sehr wichtige neuere Erfahrungen weniger, als zu wünschen war, Rücksicht genommen worden ist; so z. B. auf *Newmann's* bekannte und, besonders wegen ihrer kritischen Tendenz, sehr ehrenwerthe Schrift. Die Angabe kleinerer Fehler halten wir hier dem Publicum gegenüber für unnöthig; dem Vf. würden wir mit einem Verzeichnisse derselben gern dienen. Spasphaft ist es, wie sich ein sehr verzeihlicher und unbedeutender Irrthum nunmehr bereits durch alle vier Auflagen hinzieht. S. 14 nämlich, Columnne 2, Z. 14 v. u. läßt der Vf. unseren Landsmann, Hrn. Apotheker *Cerutti*, in dem Städtchen *Camburg* bey *Jena*, seine Versuche zum Anbau des *Opiums* in — *Cambridge* anstellen! Der Grund der meisten übrigen Fehler liegt wohl in der großen Schnelligkeit, mit welcher der dritten die vierte Auflage folgen mußte. Der wackere Verleger, Hr. *Förstner*, wird nicht mit uns einstimmen, wenn wir dem Vf. für die gründliche Revision der fünften Auflage eine recht ruhige Muse wünschen.

H. H.

SCHÖNE KÜNSTE.

PFORZHEIM, b. Dennig, Finck u. Comp.: *Tausend und eine Nacht*. Arabische Erzählungen zum ersten Male aus dem Arabischen Urtexte treu übersetzt von Dr. *Gustav Weil*. Mit einer Vorhalle von *August Lewald* und zweytausend Bildern und Vignetten von *F. Groß*. 1839. Zweyter Band

(in 12 Lieferungen) 942 S.; dritter Band (in 12 Lieferungen) 958 S. Schmal 4. (Jede Lieferung vier Kreuzer oder ein Groschen.)

[Vgl. J. A. L. Z. 1839. No. 223.]

Was schon bey der Erscheinung des 1 Bandes in diesen Blättern über diese neue Verdeutschung (?) eines alten Märchenbuches und dessen Verherrlichung gesagt worden ist, müssen wir auch bey dem vorliegenden zweyten und dritten Bande wiederholen, denn es tragen diese beiden Bände die Anmuth wie die Makel des ersten. Noch immer überweht uns aber, wie als wir zu allererst aus dem Zauberquelle dieser Märchen-Sammlung nippten, jene Betroffenheit — Trunkenheit möchten wir es nicht gerade nennen, — die für den Moment das klare Urtheil gefangen nimmt, und von dem fremdartigen Flimmer geblendet wird. Entging denselben doch selbst das sonst helle Auge des Vfs. der dem ersten Bande beygegebenen Vorhalle nicht. Wir müssen dem, was darin gesagt wird, eben so, wie schon einmal geschehen, widersprechen. Alles Wohlgefallen am Uebernatürlichen gleicht dem Genuße des *Opiums*: es berauscht nur momentan, und alles Zauberwerk verliert seine Kraft, sobald es sich immer in ähnlichen Erscheinungen wiederholt. Diese Märchen bleiben, so hoch man Erfindung und Ausstattung derselben auch stellen und treiben mag, eine dem *Zuckerbrote* ähnliche Lectüre, von der man zwar naschen, aber sich nimmer sättigen kann; es sind artige Erscheinungen, die immer wieder an das *Belagen* erinnern, mit welchem sie beym ersten Genuße unseren Gaumen kitzelten, die aber stärker gewordenen *Geschmacksnerven* nicht mehr reizen können. Das Bestreben unserer Zeit, im Aufsuchen der Gegenstände, welche durch *Monumente* geehrt werden können und sollen, sich zu überbieten, spricht sich auch in der Art aus, wie dieses Märchenbuch verherrlicht worden ist. Es scheint uns, daß jedes Monument solcher Art eine *Bild- und Kehr-Seite* habe, und daß letzte des Begründers *Eigenliebe* sey, obwohl der auffallend niedrige Preis dieses Märchen-Monumentes zu verrathen scheint, daß nur *Interesse* für die Sache es begründet habe. Die es verzierenden *Holzschnitte* sind hier und da zum *Bewundern* fein, vorzüglich in den *Arabesken*. Was über die Mangelhaftigkeit dieser Bildnercy in größeren, eine geistige Feinheit bedingenden Darstellungen schon früher gelagt wurde, müssen wir nachsprechen. Es kann

zuweilen bis zum Schmerze verletzen, so ehrwürdige Gegenstände, als das schöne Menschenangeſicht, auf eine Art, wie hier nicht ſelten Statt findet, dargeſtellt oder verſtellt zu ſehen. Soll die Jugend durch Bilder gereizt werden, ſo wäre es doch beſſer, ihr keine, als ſolche zu geben, die ihr Schönheitsgefühl nicht heben, ſondern drücken. Der erſte Eindruck, welchen wir von einer Sache erhalten, iſt oft der bleibende. Dieſs jedoch nur beyläufig, da die übrigen Bilderchen, welche dieſs Mährchenbuch ſchmücken ſollen, es wahrhaft thun, auch ſonſt an demſelben alles Augenfällige ſo zur Befriedigung beſchäftigt iſt, daſs der geringe Preis deſſelben nur zwiefache Lockung, es ſich anzuschaffen, ſeyn kann.

W.

MARBURG u. LEIPZIG, b. Elwert: *The Vicar of Wakefield, a Tale of Oliver Goldsmith.* With a prefatory Memoir by Sir Walter Scott. Von Neuem durchgesehen und mehrfach berichtet von Dr. Carl Franz Chr. Wagner, Kurheſſiſchem Geh. Hofrath, der Griech. u. Röm. Literatur ordentl. Profefſor an der Univerſität zu Marburg. 1841. X u. 298 S. (ohne die nicht paginirten Notes.)

Hr. Dr. Wagner, ein gründlicher Kenner der Engliſchen Sprache, und als Grammatiker und Herausgeber einiger Engliſcher Klaffiker auch in England mit Recht geachtet, ſchickt in der Vorrede einige intereſſante Nachrichten von den ſonderbaren Schickſalen des vorliegenden trefflichen Romans voraus. „Goldsmith verfaſte ihn in der größten Bedrängniſs; erſt durch ſeines Freundes Johnson Fürſprache und Empfehlung fand dieſer nun überall ſo beliebt und ſo oft wieder herausgegebene Roman an dem Buchhändler Newsbery einen Käufer, der ihn jedoch, weil er ſich nicht viel von demſelben verſprach, erſt dann unter die Preſſe brachte, als Goldsmith's Ruf durch die Erſcheinung ſeines Gedichtes *the Traveller* (1765) feſt begründet war. Auch in Anſehung der Sprache und des Aus-

drucks hat dieſes Werk bis auf die neueſten Zeiten herab, ungeachtet es nicht durch Abſchreiber, ſondern durch die Preſſe vervielfältigt worden iſt, groſſe Veränderungen erlitten, ſo, „daſs, wie Hr. W. ſich ausdrückt, den Philologen bange werden muſs, die bey den alten klaffiſchen, nur durch Abſchriften auf uns gekommenen Werken, des Geiſtes nicht ſonderlich achtend, nur darnach ſtreben, auszumitteln und zu beſtimmen, was ihre Verfaſſer ſelbſt geſchrieben haben.“ Die letzte Reviſion des *Vicars* übernahm Sir W. Scott; auch ſpäter ſind noch einige Verbeſſerungen hinzugekommen. Aber noch immer giebt es Stellen, wo man richtigen Zuſammenhang und genaue Befolgung der jetzt feſtgeſetzten grammatiſchen Vorſchriften vermiſst. Auf einige derſelben machte Hr. W. bereits in ſeiner im J. 1828 mit Anmerkungen erſchienenen Ausgabe, unter Hinzufügung ſeiner Verbeſſerungsvorſchläge aufmerkſam, und wurde angenehm überrascht, als er fand, daſs in einigen, nachher auch in England erſchienenen Ausgabe dieſe ſeine verſuchten Berichtigungen als *beſſere Lesarten* dem Texte ſelbſt einverleibt waren. Fortgeſetztes Studium dieſes Werkes führte ihn auf noch mehr Veränderungen, die er bey dieſer neueſten Ausgabe angebracht hat, und die den Beyfall der Sachkundigen gewiſs erhalten werden. Einige Proben theilt er uns in der Vorrede mit.

Dem Werke voran ſtehen ſchätzbare biographiſche Nachrichten über den wackeren Dichter von Sir Walter Scott unter der Aufſchrift: *Prefatory Memoir by Sir Walter Scott.* G. war geboren zu Pallas den 29 Nov. 1728, und ſtarb ſchon am 4 April 1774 zu London. Die ſchöne Lateiniſche Inſchrift an dem ihm in der Weſtmünſter-Abtey errichteten Monumente von Dr. Johnson findet man S. 21 mitgetheilt. Dem ſorgfältig abgedruckten und mehrfach berichtigten Engliſchen Texte ſind belehrende *Anmerkungen* angehängt; auch das Aeufſere dieſer neuen Ausgabe iſt empfehlenswerth.

Ki.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

G E S C H I C H T E .

HEIDELBERG, b. Mohr: *Die Sage vom Tell* auf's Neue kritisch untersucht von Dr. Ludwig Hüfner. Eine von der philosophischen Facultät der Universität Heidelberg gekrönte Preisschrift. XIV und 110 S. 8. 1840. (18 Gr.)

Diese kleine Schrift ist zwar schon in diesen Blättern von einem anderen Mitarbeiter beurtheilt worden (1840. Aug. No. 159). Aber das mannichfaltige Interesse des Gegenstandes wird es entschuldigen, daß noch ein Anderer das Wort für eine Sache nimmt, welche der frühere Rec. doch allzu schnell aufgegeben hat. Ohne dem Vf. das Lob einer fleißigen und geschickten Zusammenstellung aller Gründe abzusprechen, welche die Geschichte von Tell's Schuß nach dem Apfel auf seines Kindes Haupt zu einer Sage ohne historischen Grund herabsetzen sollen, muß der neuere Rec. doch seine Ansicht dahin aussprechen, daß diese Gründe lange nicht von dem Gewicht sind, als ihnen in der neueren Zeit beygelegt worden ist, und daß die historische Gewisheit der Erzählung im Wesentlichen noch keineswegs aufgegeben zu werden braucht, oder durch jene Gründe nur einigermassen erschüttert worden ist.

Die Sache hat jetzt eine etwas andere Bedeutung gewonnen, als im J. 1760, da der Pfarrer *Uriel Freudenberger* in seinem Schriftchen: *Guillaume Tell, fable danoise* (wieder abgedruckt in *Breyer's* historischem Magazine, Jena 1805) die Erzählung mit manchen sehr leichtfertigen Gründen angriff. Ihn trieb wohl nur die Lust, etwas Neues zu sagen, und eine feststehende Ansicht als Irrthum darzustellen. Jetzt aber wird damit in Verbindung gesetzt, nachdem *Kopp* in seinem Werke: „*Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde*. Luzern 1835. 8.“ der Geschichte des Aufstandes der *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.*

Schweizer gegen die Oesterreichischen Vögte eine ganz andere Gestalt zu geben versucht hat; ob denn überhaupt an der ganzen Erzählung etwas Wahres, und wenn kurz vor oder nach 1300 (denn die Angaben schwanken von 1296 bis 1314) die Ermordung eines Oesterreichischen Landvogts vorgefallen, ob diese durch Ungerechtigkeit der Vögte, besonders Gewaltthaten gegen das weibliche Geschlecht, veranlaßt worden, und ob sie auf die Empörung des Volkes in den Waldstädten einen bedeutenden Einfluß ausgeübt habe, also als eine wichtige Thatfache zu betrachten, und wie die ganze Stiftung der eidgenössischen Bünde als eine That des Muths und rechtmäßiger Freyheitsliebe zu rühmen sey?

Schon *Afchbach* hat in der Recension des *Kopp'schen* Werkes (Heidelberger Jahrb. d. Literat. 1836. S. 276 fg.) bemerkt, daß durch die darin bekannt gemachten Urkunden für den Hauptpunct des Vfs. nichts gewonnen werden kann. Denn über Bedrückungen und Gewaltthaten, wie sie den Oesterreichischen Amtleuten und Statthaltern einstimmig von den Geschichtschreibern zum Vorwurf gemacht werden, pflegt man keine Urkunden in die Archive zu legen, und wenn es wahr wäre, daß die Vögte dem Volke neue unrechtmäßige Abgaben und Frohdienste auferlegt hätten, so würden sie sich wohl gehütet haben, in den deshalb erlassenen Befehlen diese Unrechtmäßigkeit, und daß es Neuerungen seyen, selbst einzugehen. Das Stillschweigen der Urkunden hierüber beweist also gar nichts. Das Zweyte aber, worauf *Kopp* seine Vertheidigung des Kaisers Albrecht und seine Anklage gegen die Schweizer stützt, nämlich das schon bestehende landesherrliche Recht Oesterreichs (die Landgraffschaft) über die drey Waldstädte, welche unmittelbare Reichsunterthanen seyn wollten, ist durch die Ur-

kunden nicht erwiesen worden, und wird schwerlich jemals erwiesen werden können. *Kopp* sucht diesen entscheidenden Umstand nur aus anderen Urkunden als wahrscheinlich vorzustellen, welchem aber immer entgegensteht, daß Oesterreich selbst sich nie die Landgrafschaft beygelegt hat. Endlich aber, der Geschichte vom Tell meint *Kopp* dadurch ein völliges Ende gemacht zu haben, daß er bey einer Urkunde vom 13 May 1302 nachweist, wie die Vogtey Küfsnacht 1302 und noch 1314 bey einer Familie von Küfsnacht gewesen, dann an Walther von Totikon, an Heinrich von Hunwile, und endlich 1402 an das Laud Schwyz gekommen, niemals aber bey einem Gefslern gewesen sey. Dies ist auch für Hn. *Afchbach* so entscheidend, daß er hinzufügt: „Dieser Umstand benimmt der Sage von Tell, welche *Joh. v. Müller* noch zu retten sucht, jede historische Wahrscheinlichkeit; so daß man nunmehr, mit allem Fug und Recht, ungeachtet der Tellskapelle und der Tellenplatte Tell's Geschichte unter die Volksmärchen rechnen kann, da sie aller historischen Grundlagen entbehrt.“ Auch unser Vf. meint S. 50 und 70, daß damit die ganze Erzählung von dem Erschießen des Landvogts durch Tell abgethan sey.

Das können wir aber nicht finden. Niemand hat unseres Wissens, namentlich nicht *Joh. v. Müller*, den *Landvogt* Herrman Gefslern von Bruneck zum *Voigt* von Küfsnacht, und Niemand den *Voigt* Eppe von Küfsnacht zum Landvogt von Uri gemacht. *Müller* erzählt, daß Kaiser Albrecht, als die Waldstädter ihn durch Werner von Attinghausen um Bestätigung ihrer alten Freyheiten, und um einen Vogt über Leben und Tod gebeten (einen kaiserlichen Oberrichter in Criminalsachen), er den Schwyzern und den Urnern Herrmann Gefslern von Bruneck und den Unterwaldnern Berin gern von Landenberg gegeben habe. Landenberg nahm seinen Sitz in einem Oesterreichischen Schlosse zu Sarnen, Gefslern aber, da keine Herrenburg zu Schwyz war, fing an, einen Twinghof auf dem Flüeli (einem Hügel) bey Altorf in Uri zu bauen. (Als er einen Gefangenen aus Uri wegführen wollte, war das Schloß zu Küfsnacht, dessen Vogt ihm unfehlbar dasselbe öffnen mußte, der nächste und sicherste Verwahrungsort, und wahrscheinlich auch des Reichsvogts einstweiliger Aufenthaltsort.) Daraus also, daß Küfsnacht am Vier-

waldstädter See andere Vögte hatte, läßt sich nicht der mindeste Grund gegen die Sache entnehmen.

Wir erwähnen nur im Vorübergehen der kleinen Schrift von Hn. Dr. *Julius Ludw. Ideler*, Privatdocenten an der Universität zu Berlin: „*Die Sage vom Schusse des Tell*. Berlin, b. Nauk. VIII u. 101 S. 8.“ Ihr Vf. hat Alles aufgesucht, was in Balladen und Volksagen einige Aehnlichkeit mit dem Schusse des Tell hat, und wenn er gleich nicht so weit geht als *Jac. Grimm*, welcher selbst den Namen Tell für eine bloße Charakterbezeichnung erklärt, und alle historische Individualität mit Etymologien auf die Seite schafft: so meint er doch, daß alles Andere, was man dem Tell zuschreibt, nur in das Reich der Märchen und Sagen gehöre. In der alten Nordischen Erzählung von dem Krieger und Bogenschützen Toko, den König Harald (987) nach den Berichten des *Saxo Grammaticus*, *Olaus Wormius* und *Albert Crantz* auch gezwungen haben soll, seinem Sohne einen Apfel vom Kopfe zu schießen, findet man dann um so bestimmter die Quelle, aus welcher die That Tell's geschöpft oder doch ausgeschmückt worden ist, als gerade die Frage Gefslern's an Tell, nach dem glücklich vollbrachten Schusse: was er mit den anderen Pfeilen habe machen wollen, und Tell's Antwort: daß er, wenn er sein Kind erschossen hätte, den zweyten Pfeil gegen Gefslern gebraucht haben würde, auch von Toko mit fast wörtlicher Uebereinstimmung erzählt wird. Zwar läßt König Harald dem erzürnten Schützen diese Antwort für das erste hingehen, aber dieser lauert dann doch dem Könige auf und erschießt ihn. Freylich, wenn die Dänische Sage selbst weiter bis in ihre Entstehung unterfucht wird, so verschwindet auch sie in unbestimmten nicht genau zu erfassenden Nebelgestalten der Vorzeit. *Palnatocke* (*Tocke*, *Palne's* Sohn) wird nach einigen Angaben auch ein Held der Freyheit. Er flüchtet nach Jomsburg und stiftet dort eine Art Orden, leider von Seeräubern, aber mit Einrichtungen, die ihn den Gesetzgebern und Weisen des Alterthums an die Seite setzen sollen. (*Dahlmann*, Geschichte von Dänemark I, 86.)

Diese Uebereinstimmung in zwey der Zeit und dem Raume nach so weit aus einander liegenden Erzählungen ist nun eigentlich immer der Hauptgrund, warum an der Wahrheit der späteren gezweifelt wird. *Freudenberger* hat ihn zuerst recht geltend gemacht, und

die späteren kommen immer darauf zurück. Zwar sagt *Joh. v. Müller* darauf eben so einfach als treffend: „es zeigt geringe Erfahrung in der Geschichte, von zwey Begebenheiten eine zu leugnen, weil in einem anderen Lande und Jahrhunderte ihr eine andere ähnlich war.“ Aber doch kommt auch unser Vf. wieder auf die Unwahrscheinlichkeit zurück, daß sich eine Begebenheit mit solcher Gleichförmigkeit der Nebenumstände zweymal wiederholen könne. Vergebens sagt ein altes weit verbreitetes Sprüchwort: „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.“ Es wird große Mühe angewendet, um nur die Möglichkeit nachzuweisen, wie sich die nordische Erzählung bis in die Thäler der Schweiz habe verbreiten können, ungeachtet der älteste Schriftsteller, welcher etwas von Töko erzählt, erst 1486 gedruckt wurde. Wie oft aber das Unwahrscheinliche doch das Wahre ist, ließe sich aus vielen Beyspielen nachweisen, und so mag dann einerseits wohl zugegeben werden, daß die nordische Sage wohl den weiten Weg von Dänemark nach der Schweiz habe machen können, anderer Seits aber wollen wir aus so vielen nur an Ein Beyspiel erinnern, wie oft *Schiller's*: „Alles wiederholt sich nur im Leben“ auf die überraschendste Weise eintreffe. Wer kennt nicht das traurige Schicksal der schönen Inez (Agnes) de Castro, rechtmäßigen Gemahlin des Kronprinzen Don Pedro, Sohn Alphon's IV von Portugal, welche im Jahre 1355 auf Befehl des Königs, oder vielmehr nur mit seiner Erlaubniß, in Coimbra ermordet wurde. Dasselbe geschah am 30 Oct. 1486 in Bayern mit Agnes (selbst der Name war derselbe) Bernauerin, mit der auch der Erbprinz Albrecht heimlich, aber gesetzlich, vermählt war, und die auf Befehl oder mit Zulassung seines Vaters, Herzogs Ernst, in Straubing ohne rechtliche Formen umgebracht wurde. In beiden Fällen war der Gemahl mit List entfernt worden; in beiden war die nächste Folge Empörung des Sohnes gegen den Vater; auf die Ausföhnung folgte die Rache gegen die eigentlichen Anstifter, und ein Begräbnis als rechtmäßige Gemahlin. Noch Niemand ist es eingefallen, darum das eine oder das andere dieser Ereignisse zu befreiten. Es giebt noch ganz andere Wiederholungen in der Geschichte der Völker, welche auf ein tieferes Gesetz ihrer inneren Entwicklung hinweisen, aber sehr häufig für die Wirkung eines äußeren zufälligen Zusammenhanges genommen worden sind, während sie

doch als die ähnliche Wirkung ähnlicher Ursachen betrachtet werden dürfen.

Wenn dieser erste Grund gegen die Glaubwürdigkeit der Geschichte Tell's mehr durch äußeren Schein blendet, so wäre für die wahrhaft historische Kritik der zweyte wichtiger, nämlich das Stillschweigen der beiden gleichzeitigen oder fast gleichzeitigen Geschichtschreiber, *Johann's* von Winterthur und *Justinger's* von Bern, wenn er nicht auch sich in Nichts auflöste.

Johann von Winterthur, Mönch des Minoriten-Klosters bey dieser Stadt, war Schüler daselbst, als die Schlacht bey Morgarten (15 Dec. 1315) vorfiel, und sah den Herzog Leopold mit den Trümmern seines Heeres zurückkommen. Seine Chronik fängt von Friedrich II an, und geht ungefähr bis 1348, um welche Zeit er auch gestorben seyn soll. Damals gehörte Winterthur noch den Oesterreichischen Fürsten, und kam erst 1467 durch Verpfändung an Zürich, welches auch erst (1351) nach dem Tode des Geschichtschreibers dem eidgenössischen Bunde beygetreten war. Des Aufstands der drey Landschaften erwähnt er in dem Jahre des Ausbruches gar nicht, sondern erst, als er die Schlacht bey Morgarten erzählt, holt er die Veranlassung dazu nach, und nur mit wenigen Worten. Man sieht, daß bis dahin dem Hirtenvolke in den Gebirgen gar wenig Wichtigkeit beygelegt worden war. *Gens quaedam rusticalis in vallibus dictis Schwiz habitans* sagt Johann, hatte sich seinen schuldigen und hergebrachten Diensten und Abgaben entziehen wollen, und darüber war Herzog Leopold zornig geworden, und hatte ein wohlgerüstetes auserlesenes Heer von 20,000 streitbaren Männern zusammengezogen, um die Gebirgsleute zu strafen und auszuplündern, weshalb es einen großen Vorrath von Stricken mit sich führte. In dieser Kürze, wo nur der üble Ausgang der Schlacht etwas ausführlicher beschrieben wird, war kein Platz für die Erzählung vom Tell, aber auch keines Anderen Namen wird genannt; weder einer der Vögte, noch einer der Männer, die zum Widerstande zusammentraten. Dieses Stillschweigen kann also gegen die Wahrheit dessen, was Andere von Tell, Fürst, Stauffacher, Melchthal u. a. schreiben, nichts entscheiden.

Ganz in gleicher Weise geht *Justinger* zu Werk. Er war 1391 Schreiber bey dem großen Rathe zu Bern, 1411 Stadtschreiber, und soll 1426 gestorben seyn. Seine

Jugend konnte also mit dem Alter Tell's, der mit für Bern in der Schlacht bey Laupen (21 Jun. 1339) unter den Hülfsvölkern der Waldstädte gefochten haben, und 1354 in einer Waffersnoth in seinem Wohnorte Bürglen angekommen seyn soll, nahe zusammentreffen. Auch Er thut die ganze Erhebung der 3 Waldstädte Ury, Schwyz und Unterwalden (*Hüusser*, S. 16) mit 18 Zeilen ab, läßt ihnen nur die Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie nicht die schuldigen und herkömmlichen Abgaben verweigert, sondern sich gegen neue Rechte und Fünde der Amtleute, und gegen den Muthwillen derselben gewehrt hätten. Auch damals ahndete wohl noch Niemand die weitere Entwicklung der Bündnisse, welche bis 1353 die acht alten Orte mit einander geschlossen hatten, und daß daraus eine unabhängige republicanische Conföderation von so großer Wichtigkeit für die Europäischen Staatenverhältnisse entstehen werde. Wenn man aber davon auch schon einiges Vorgefühl gehabt hätte: so würde das grössere und reichere Bern doch immer geneigt gewesen seyn, seinen Beytritt zum Bunde als das wichtigste Ereigniß zu betrachten, und das, was in den Waldstädten der Schlacht von Morgarten vorgegangen war, als eine nur entfernte Veranlassung

gelten zu lassen. Daher schiebt auch *Justinger* alles dieses in eine weit entfernte Zeit zurück: „Vor alten langen Zitten, eh *das* Bern gestift ward, hatten die dry Waldstädte gros Krieg — den ersten mit den Herrn von Kiburg, den andern mit den Herrn von Habsburg und am letzten mit der Herrschaft von Oesterreich.“ Auch *Justinger* nennt keinen Namen, und führt keine einzelne Thatfache an. Er giebt nur im Allgemeinen die Bedrückungen der Amtleute als Veranlassung der Feindschaft zwischen der Herrschaft und den Ländern an, und geht dann sogleich über zu der Schlacht bey Morgarten, als dem ersten Ereigniß, welches von allgemeinen Folgen war, und die Aufmerksamkeit der übrigen Orte der Schweiz rege machte, so daß sie nach und nach mit den tapfern Gebirgsmännern, deren 1300 ein Heer von 20,000 schwergerüsteten Krieger vernichtet hatten, in engere Verbindungen traten. Wenn in einer solchen allgemeinen Angabe der Ursachen eines Kriegs einzelne Begebenheiten und Männer nicht erwähnt werden, so ist daraus kein Grund herzuzunehmen, daß sie dem Verfasser ganz unbekannt geblieben seyen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Erlangen*, in d. Palm'schen Buchhandlung: *Klänge aus der Zeit*. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das *Becker'sche* Rheinlied. Gefammelt und herausgegeben von *Z. Funck*. (Zweyte Ausgabe). 1841.

Dieses Buch ist aus gesammelten Liedern, welche sich in Journalen, neuen Gedicht-Sammlungen u. s. f. befanden, und um die Zeitinteressen drehen, entstanden. Den Reihen eröffnet natürlich das Rheinlied von *N. Becker*. Unmittelbar auf dasselbe folgen Lateinische, Französische, Englische und Holländische Uebersetzungen dieses Liedes. Hierauf kommen Deutsche Ehrenlieder auf den Sänger dieses Rheinliedes, und nun rückt das *Gros* von Producten anderer Rheinlieds-Sänger, von patriotischen Gesängen, Colögnaisen, Kampf- und Trinkliedern u. s. w. vor; aber auch etwas von Mephisto guckt dabey hervor, denn auch ein Schlachtlied der Schulmeister, eine Heroide eines Alttestamentairs, ein Hamburger Rheinlied u. s. w. ist zu schauen, und schliesslich — wölbt sich über Alles der „Deutsche Horizont.“ Ausser vielen Producten ungenannter

Dichter (den so heißen sie denn nun alle, wer kann es wehren?!), hat Hr. *Z. Funck* Dichtungen von *N. Becker*, *Freyh. v. Zedlitz*, *G. Diepenbrock*, *Gleim*, *C. Meisl*, *Fr. Hofmann*, *Matzerath*, *C. Vorholz*, *Karl am Rhetne*, *K. v. Damitz*, *J. G. Keller*, *C. Gerber*, *A. Schultes*, *E. Waller*, *Asmund*, *Hermann*, *Reifferscheid*, *Saphir*, *A. Peters*, *L. Seeger*, *R. E. Prutz*, *Edw. Theobald*, *G. Ritter*, *M. Helmsauer*, *F. J. Gentil*, *Schleifer*, *E. Reiniger*, *C. A. Tenner*, *A. Mathaey*, *O. Müller*, *Christern* gegeben. Wir beanstanden nicht, zu bekennen, daß uns die meisten Namen dieser Dichter und Sänger völlig unbekannt sind, und gestehen, daß wir bis jetzt noch nicht einig sind, ob wir uns über diese Summe von Deutschen Dichtern freuen sollen oder nicht. Uebrigens empfehlen wir unser Buch Allen, welche Antheil an den Zeitfragen nehmen, und keine zu strenge Kritik an diese Productionen legen, recht freundlich. Ob Hr. *Z. Funck* selbst einige Dichtungen gefertigt und sie mitgetheilt habe, können wir nicht angeben.

Die äußere Ausstattung ist lobenswerth, der Preis mäßig.
F. J. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 4 1.

G E S C H I C H T E.

HEIDELBERG, b. Mohr: *Die Sage vom Tell* auf's Neue kritisch untersucht von Dr. Ludwig Hüfser u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das Stillschweigen *Johann's von Winterthur* und *Justinger's* über Tell kann also gar nicht zu einem erheblichen Zweifel führen. Ganz richtig bemerkt der Vf. selbst (S. 20), dass sie die höchste Blüthe der Eidgenossenschaft nicht mehr erlebten, und nur noch die kleinen (wenn die Tage von Morgarten, Laupen, Sempach, Näfels kleine genannt werden können) Anfänge eines auf einen kleinen Raum beschränkten Volkslebens gewahr wurden. Als aber die Siege von Granson und Murten den Namen der Schweizer durch ganz Europa verherrlicht hatten, und die mächtigsten Fürsten sich um ihren Beystand bewarben; als dann, meint der Vf., habe man nicht mehr für möglich gehalten, dass so große Verhältnisse von ganz kleinen Anlässen hätten ausgehen können, und hätte nun sich bemüht, auch die ersten Anfänge auszuf schmücken. Sollte es aber nicht natürlicher seyn, zu sagen: Durch diese spätere Entwicklung der Verhältnisse, durch die Gemeinschaft des Ruhmes, der Gefahren und Vortheile sey die Aufmerksamkeit auch mehr auf die ersten Begebenheiten und die Urheber derselben rege gemacht worden, und nun habe man auch die Thaten der ersten Kämpfer für das alte Recht und die Freyheit als ein Gemeingut aller Schweizer anerkannt und in die Geschichtsbücher aufgenommen?

Daraus würde sich ganz wohl erklären, wie *Melchior Rufs* von Luzern, welcher in der zweyten Hälfte *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.*

des 15 Jahrhunderts lebte, dessen Chronik aber nur bis 1414 reicht, und also nur aus älteren Quellen geschöpft ist, der Erste hätte seyn können, welcher die Begebenheiten Tell's in seine eidgenössische Chronik aufnahm. Ist es doch überhaupt die erste noch vorhandene eidgenössische, nicht eine Special-Chronik eines einzelnen Ortes, in welcher also das, was von allgemein eidgenössischem Interesse war, nicht vergessen werden durfte. Er mag immerhin flüchtig gearbeitet, viel Fehler selbst in der Geschichte seiner Vaterstadt begangen haben, ungeachtet er deren Stadtschreiber war, und also vielleicht ihre Archive benutzen durfte; aber er war auch der erste, welcher in der Nähe der Orte schrieb, wo jene Begebenheiten sich zugetragen haben. Ihm zuerst standen also die Ueberlieferungen zu Gebote, von welchen ein Stadtschreiber von Bern und ein Mönch von Winterthur nichts wissen konnten; er wohnte an dem See, an welchem Küsnacht und die Tellsplatte liegen; er konnte noch Urenkel der Männer sprechen, welche den Schuss des Tell und den Tod Gessler's mit Augen gesehen hatten; er konnte in den Familien der Tell, Fürst, Stauffacher, Winkelried die Geschichten hören, welche ihnen von ihren Vätern als ein gewiss nicht gering geschätztes Erbgut überliefert worden waren. Er konnte die Jahrzeitbücher der Pfarreyen von Altorf, Bürglen, Seedorf, Küsnacht benutzen, und die Lieder singen hören, in welchen Tell im Andenken des Volkes erhalten wurde. Bald nach ihm verfasste ein anderer Luzerner, *Petermann Etterlin*, (Gerichtschreiber dafelbst und Hauptmann in den Kriegen wider Herzog Karl von Burgund) seine: *Kronika von der loblichen Eidgenossenschaft*, welche er 1507 vollendete. Auch ihm standen dieselben Quellen zu Gebote, die dem entfernter Lebenden fremd bleiben mussten. Eine Generation später folgen dann *Joh. Stumpf*, geboren

zu Bruchfal um 1500, und *Aegidius Tschudi*, geboren 1505, zuletzt Landammann zu Glarus.

Unser Vf. legt ein großes Gewicht auf die Abweichungen, welche sich in den Darstellungen dieser Männer finden, aber mit großem Unrechte. Es wäre vielmehr zu verwundern, wenn die Ueberlieferung dieser Begebenheiten in den verschiedenen Orten und Familien ganz gleichlautend geblieben wäre. Die Verfasser zu beschuldigen, daß sie wissentlich Falsches hinzugehan hätten, wäre eine Ungerechtigkeit gegen diese Männer, denen es wohl zuweilen an Geschick, an kritischem Sinn oder historischer Zweifelsucht gefehlt haben mag, deren Redlichkeit doch nicht ohne Beweis verdächtig zu machen ist. In der Hauptsache sind sie einig, daß Tell vom Landvogt gezwungen worden war, nach einem Apfel auf dem Kopfe seines Kindes zu schießen; daß er durch eine unvorsichtige Antwort dennoch in Gefangenschaft gerieth, daß er aus dem Schiffe entsprang, und den Landvogt noch an demselben Tage erschoss, worauf gleich nachher der schon im Stillen vorbereitete Aufstand ausbrach. In den Neben Umständen weichen sie von einander ab, ein Beweis, daß sie aus verschiedenen Quellen schöpften, die aber einander eben darum in dem Wesentlichen der Erzählung unterstützen.

So steht es also der Glaubwürdigkeit der Tellsgeschichte nicht entgegen, daß der Erste, dessen Geschichtsbuch erhalten und bekannt worden ist, 150 Jahre ungefähr jünger ist, als die Begebenheit, von welcher hier die Rede ist. Es folgt aber nicht einmal, daß nicht ältere Geschichtschreiber der That erwähnten. *Melchior Rufs* bezieht sich in seiner Zueignung an die Regierung von Luzern auf eine Chronik von *Egolf Etterly*, die unbekannt geblieben oder verloren ist. Aber *Joh. v. Müller* (Werke XXV, 250), *Schmid* (Geschichte von Ury. 1788. I, 136), *Balthasar* (*Defense de Guillaume Tell*) berufen sich auf eine Chronik, welche *Klingenberg* um das Ende des 14 Jahrhunderts, also früher als *Justinger*, verfaßte, und der letzte theilt daraus eine Stelle mit, welche Landammann *Püntener* in seine Chronik aufgenommen hatte, und welche hier stehen mag: „*Wilhelmus Tello, Uranienfis libertatis propugnator cum suis liberis Guilielmo et Gualtero natu minimo, vixit anno 1307. Ejus stemmo nondum extinctum est. Fuit post belli quietem Meyerus in Burgla ecclesiae Turicenfis jure et Walteri Für-*

sti ab Attinghusa sui antesignari gener egregius, uterque in bello Morgartenfi anno 1315. Hier haben wir also doch vor *Justinger* einen Geschichtschreiber, welcher Tell's als eines Vorkämpfers für die Freyheit von Uri erwähnt.

Als das wichtigste und zuverlässigste Mittel, wodurch sich die Geschichte Tell's und seiner Freunde erhalten konnte, haben wir schon die Jahrzeitbücher der Kirchen und Gemeinden erwähnt, auf welche sich auch *Joh. v. Müller* öfters beruft, und gerade bey Tell's Geschichte führt *Franz Vinc. Schmid* (a. a. O.) die Jahrzeitbücher von Altorf und Burglen als Quelle an. Nächstdem konnte in den Familien das Andenken an die Thaten der Vorfahren gewiß nicht so bald ausgelöscht, aber ihnen eben so wenig Fremardiges aufgedrungen werden, und Tell's männliche Nachkommen starben erst 1684 aus, die *an der Halden* (Melchthal) und *Stauffacher* haben sich bis in die neuere Zeit erhalten. Dieses sind zuverlässigere Quellen, als die Lieder, die, wenn sie auch wenig dichterische Erfindung verrathen, doch die Farben stärker auftragen, und die historische Wahrheit dem Effecte unterordnen.

So möchten doch die Zeugnisse der Geschichtschreiber wohl an sich schon hinreichen, um das Andenken Tell's von einem zu frühen Begraben (S. den Schluß der früheren Anzeige) zu retten, aber es sind doch noch viel wichtigere und unwidersprechliche vorhanden. Diese sind die kirchlichen Stiftungen, welche zum Theil bald nach der glücklich vollbrachten Vertreibung der Landvögte gemacht wurden. Die erste war die Kreuzfahrt von Bürglen, wo Tell wohnte, nach Steinen, dem Wohnorte Werners von Stauffacher im Canton Schwyz. Diese wurde schon im J. 1307 gehalten, wodurch sich auch dieses Jahr als dasjenige erweist, in welchem ein wichtiges Ereigniß vorgefallen ist. Die Schweizer erwiederten diese Kreuzfahrt durch eine andere nach Bürglen, und da die Theilnahme an denselben vielen Unbemittelten beschwerlich wurde, so faßte die Landesgemeinde im J. 1387 den Beschluß: jedem, der aus allen Kirchspielen des Urner Landes mit nach Steinen zöge, 2 Plappart zu zahlen. Zugleich verordnete sie, daß alle Jahre eine Predigt zu Bürglen an dem Orte gehalten werden sollte, wo damals Tell's Haus noch stand. Zweyhundert Jahre später (1587) wurde das Haus abgetragen, und auf seiner Stelle eine noch stehende Capelle erbaut. Das

Document über die Anordnung der Kreuzfahrt liefert *Schmid* (Gesch. v. Uri I, 252), und wir theilen es hier mit: „Im Nahmen Gottes Amen! Ich Conrate von Unteroyen Amme (Ammann) ze Ure, thuen Kunde ofenliche mit diefem Briefe, das wir Amman und eine ganze Gemeinde zu Altorfe an der Gebreite verfanmt, haben angefehen und einander ewiglichen ufgefatz an der Creutzfarete nach Steina unfern L. Aidtgenossen ze Schweitze gebiethe, fo in isren (usern) höchften Nöthe im J. des Herrn 1307 zalt unfere Lieb Altvordern mit ihne haben geordnete und gethan, wie bishero sie auch ze us nach Bürglen kommen, nutz aber das mit grofsen koste lang nie bfton wurde, geordnet ze geben den unfren einem jede 2 plappert fo mitgethet aus allen Kilchhörinen unfers Landes ze Ure und allwege ze gahn in Monat Majo mit dem helge Kreuze und Bildnufe St. Kumernus, einem priester, und dorte ze opfere ein Wachskertze jährlichen. Ouch haben wir angefechen und uns aufgefatzt ze haben ein predigte ze Bürglen an dem Orte, wo unfer liebes Landmanns Erste Wiederbringers der Freyheit Wilhelm Tellen Haus ist, ze ewigen Danke Gottes und feiner schütze (seines Schutzes) Geben ze Ure, den 7 Tage war Sonntags des M. Maji im Jahre des Herre gezalt 1387 Ans Gebothe der Landleuthen, Ich Conrate von Unteroyen, ir Amme erwahlet.“

Ein Jahr später (1388) wurde die Capelle am See auf der Felsplatte, auf welche Tell aus dem Schiffe gesprungen war, eingeweiht. Dabey waren 114 Personen gegenwärtig, welche *den* Tell noch persönlich gekannt hatten, also nicht *einen* Tell, sondern *den* Tell, dessen Andenken an dieser Stelle erhalten werden sollte, des ersten Wiederbringers der Freyheit. (Hätte Tell bis 1364 gelebt, so wäre die Zahl derer, die ihn noch gekannt hatten, wozu nur ein Alter von 40—50 Jahren nöthig war, auffallend gering, sein Tod mag also wohl früher erfolgt seyn.) Endlich war an der Stelle, wo Tell den Landvogt erschofs, an der hohlen Gasse zwischen Immensee und Küfsnacht schon so frühe eine Capelle errichtet worden, dafs man 1644 sie abtragen und an ihrer Stelle eine neue errichten mußte.

Alles dieses erlaubt nun sicher nicht, in das Resultat einzustimmen, welches Hr. Dr. *Hüusser's* aus seinen Vorderfätzen zieht: dafs es wohl einen Tell gegeben haben müsse; dafs dieser auch irgend etwas gegen die Herren gethan haben müsse, was zu seiner

Zeit in einem kleinen Kreife einiges Aufsehen erregt habe; dafs es aber nichts Grofses, Edles und Schönes gewesen seyn könne; und dafs es ohne Einflufs auf den Freyheitskampf der Schweizer gewesen sey, insbesondere nicht das Signal zum Aufstande gegeben habe. Es scheint vielmehr die Erzählung von Tell nach wie vor auf so sicheren historischen Grundlagen zu ruhen, als irgend eine Begebenheit, über welche nicht gerichtliche Zeugnisse und Protocolle zu Papier gebracht werden konnten. Um einer unbedeutenden Handlung willen macht ein einfaches tapferes Volk nicht so viel Umstände, und wer die Schlachten von Morgarten, Laupen, Sempach, Näfels mitgefochten hatte, wer Arnold's von Winkelried Heldentod erlebt hatte, befafs darin einen Mafsstab menschlicher Gröfse, welcher gewifs nicht dazu geeignet war, für neu erfundene Märchen, deren Unwahrheit jeder Einwohner in den Waldstädten gekannt hätte, Denkmäler zu errichten, Wallfahrten und Dankpredigten zu veranstalten. Tell mußte also etwas gethan haben, was selbst denen, die jene heißen Tage mitgestritten, und so manche Heldenthat gesehen, auch wohl selbst verrichtet hatten, noch als grofs und wunderbar erschien.

Und das war nicht die Ermordung eines Mannes, wenn es auch ein Landvogt war. An der Stelle, wo Baumgarten den Wolfenschies erschlug, ist keine Capelle gebaut worden. Es mußte also etwas seyn, was auch dem Tapferen das Herz erbeben machte, und das war wohl ein Schufs im Stande, dessen Ziel einen Zoll hoch über eines lieben Kindes Haupte stand. Damals war auch die Zeit noch nicht so arm an eigenen Thaten, dafs sie so begierig gewesen wäre, Denkmäler für Fremde zu errichten.

Üeber den moralischen Werth der That sagen wir nichts. Nach menschlicher Gerechtigkeit wäre Tell wohl übel weggekommen; wie Charlotte Corday. Das Menschliche in seiner That hätte er nach menschlicher Weise büfsen müssen. Aber das gehört nicht hieher, wo nur von der Wahrheit der Geschichte die Rede ist. Und für diese können wir wohl nicht besser schliessen, als mit *Müller's* auch durch Hrn. *Hüusser* Versuch nicht widerlegten Worten: „Gewifs hat dieser Held im J. 1307 gelebt, und an den Orten, wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt wird, solche Unternehmungen gegen die Unterdrücker der Waldstädte gethan, durch die dem Vaterlande Vorthail erwachsen, so dafs

er das dankbare Andenken der Nachkommen verdient.“

Nein, wack'rer Tell, noch wirft du nicht begraben!

K. E. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MARBURG, b. Elwert: *Epheublätter*. Geschichtliche Erzählungen, Novellen, Sagen, Märchen, Arabesken und Humoresken, von *Karl Gerber*. Erste Sammlung, erstes Bändchen. IV u. 162 S. Erste Sammlung, zweytes Bändchen. 161 S. 1841. gr. 12.

Der schon durch ähnliche, freundlich aufgenommene Arbeiten wohl bekannte Vf. bietet in diesem neuen Blumenkranze wohlwollenden Lesern eine anziehende Unterhaltung dar. An der Spitze des ersten Bändchens steht eine historische Erzählung: *Jolanthe, Landgräfin von Hessen* (1495—1500), die wir mit ungeheiltem Interesse gelesen haben. Die angehängten geschichtlichen Anmerkungen sind eine schätzbare Beygabe. *Klärchen, eine Novelle*, eine einfache Geschichte, anmuthig erzählt. Nur bey S. 60, wo von

dem neun und zwanzigsten Februar des Jahres 1839 die Rede ist, erlauben wir uns zu bemerken, daß 1839 kein Schaltjahr war! — *Die stille Mühle. Sage* (aus dem Tagebuche eines Vielgereifeten), eine schauerliche Sage, gemüthlich erzählt. Die vier *Maynächte* — Phantastien und Märchen — haben wir mit lebhaftem Interesse gelesen. Den Beschluß des ersten Bändchens macht eine Arabeske: *Was ihr wollt*. Diese schöne Arabeske spricht Geist und Gefühl an, und empfiehlt sich durch Inhalt und gefällige Darstellung.

Das zweyte Bändchen beginnt mit einer gut erzählten Novelle: *Ewige Gefangenschaft*. An diese schließt sich eine humoristische Novelle an, welche überschrieben ist: *Zephyrine und das Jahr 2840*. Die mit Witz und Laune geschriebene Erzählung, voll treffender Anspielungen auf unsere jetzige Zeit, fesselt die Aufmerksamkeit bis zum gelungenen Schlusse. Eine lebhaft dargestellte historische Novelle, aus dem Leben des Kalifen *Harun al Raschid*, mit einer angehängten historischen Skizze über diesen gefeyerten Fürsten, macht den Beschluß der empfehlenswerthen Sammlung.

Ki.

KLEINE SCHRIFTEN.

MUSIK. Frankfurt a. d. O., b. Hoffmann: *J. Melcher's musikalisches Schulgesangbuch* bestehend aus ein- und zweystimigen Liedern. Erstes Heft. 40 S. (4 Gr.)

Bey der in unserer Zeit sich vermehrenden Erscheinung ähnlicher Gesangbücher und einer gesteigerten Anforderung an deren Herausgabe, scheint um so mehr Aufmerksamkeit und Hinweiffung auf deren eigenthümliche Beschaffenheit und Werth derselben erforderlich, damit sich das Wahre, Bleibende hierin herausstelle. Vorliegendes Schulgesangbuch nun darf der Mehrzahl solcher zugezählt werden, die eine melodische Natürlichkeit, Abwechslung des Inhalts und Leichtigkeit beabsichtigen. Darum sind außer mehreren Beyträgen des Herausgebers auch Compositionen von *Fink*, *Potenz*, *M. Weber* u. a. bewährten Componisten mit Recht aufgenommen. Die Wahl der Lieder ist fast durchgängig dem jugendlichen Sinne angemessen und entsprechend, worin jedoch nicht immer genaue Sorgfalt obwaltet. Dahin gehört: *Gefang*, *Frühlingslied*, *Lebenslied*, *Vöglein im Walde*

u. s. w. Was jedoch die Compositionen des Vfs. anlangt, so erlaubt sich Rec. demselben einige Winke mitzuthellen, mit dem wohlgemeinten Wunsche, solche nicht unberücksichtigt zu lassen. Ueber No. 7: „der Deutsche Rhein“, und dessen Gebrauch für die Schule würde Rec. in pädagogischer Hinsicht mit gewichtvollen Stimmen dagegen zweifelhaft gewesen seyn. Nur Einiges zur Verbesserung: In No. 16, Tact 14 fehlt die natürlich melodische Wendung. Warum nicht? e f a h d c u. s. w. Warum führt in No. 17: „Loblied“, C-Dur, Tact 7 u. 8 nach dem entfernten D-Dur kurz vor dem Schlusse? Nicht ohne fühlbare Härte singbar. In No. 21: „der Hirtenknabe“, sollte Tact 2, 6, besonders aber 7 u. 8 ganz anders melodisch geführt seyn. No. 23: „die aufgehende Sonne“, macht einen anderen Rhythmus erforderlich. Rec. giebt dem Vf. diese Andeutungen mit dem Wunsche anheim, daß sie dessen Absicht, der Förderung des Jugendgesanges, dienlich seyn mögen.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

ERDBESCHREIBUNG.

BRÜSSEL u. LEIPZIG, b. Meline, Cans u. Comp.:
*Voyage dans l'Asie Mineure, en Mésopotamie, a
Palmyre, en Syrie, en Palestine et en Egypte,*
par M. Baptistin Poujoulat. Faissant suite à la
Correspondance d'Orient. T. I. II. (Rest III). 1841.
T. I 292 u. T. II 316 S. 12. (2 Thlr.)

Der Vf. dieser anziehenden, vieles Neue und Wichtige enthaltenden Schrift, dessen Bruder schon hinlänglich bekannt, da er mit und für *Michaud* reiste, unternahm seine Reise, deren Resultate er in drey Bändchen jetzt veröffentlicht hat, im Jahre 1836, und zwar in der Absicht, um mehrere Gegenden, welche *Michaud* selbst nicht hatte bereisen können, genauer zu untersuchen, und für die Geschichte der Kreuzzüge neue Details zu gewinnen. Daher bezieht er sich auch stets auf die *Correspondance d'Orient*, als deren Fortsetzung oder vielmehr Vervollständigung seine Berichte erscheinen sollen, übergeht die in jener beschriebenen Gegenden, und beachtet vorzüglich die Gegenden in Bezug auf jene Heereszüge. Dabey aber fehlt es keineswegs an Stellen, ja es giebt derselben, besonders im ersten Bändchen, sehr viele; wo der geistreiche Vf. eine ausführlichere Darstellung der alten Städte und ihrer Ruinen liefert; es zeigen sich sogar mehrere Orte, wo er zuerst alte Ueberreste von Städten fand, über die er selbst in den Schriften der Alten keine vollständige Aufklärung finden konnte. Die Erzählung der Reise wird durch die eingeflochtenen historischen Details, durch die specielle Mittheilung von oft ganz neuen Forschungen über verschiedene Stämme Kleinasiens und Mesopotamiens, über ihre Gebräuche, Ansichten, Glauben u. s. w. sehr lebhaft und abwechselnd, und bietet selbst da, wo Man-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

cher nichts als die einfache Reiseroute verzeichnet oder einen Sprung in der Darstellung gemacht haben würde, dem Leser Stoff zur Betrachtung. Auch müssen wir die Bescheidenheit des Vfs. rühmen, die er durch die ganze Schrift bewährt, und somit einen Beweis gegeben hat, daß er nicht zu so vielen seiner Landsleute gehöre, die über Wenig einen großen Lärm mit abschreckender Miene machen. Die Darstellung ist in Brief-Form gegeben. Die Briefe des ersten Bändchen sind fast durchgängig an *Michaud* gerichtet, während im zweyten nur die vier ersten an diesen, noch überschrieben sind (der letzte vom 14 Sept. 1837), die anderen sämtlich an den Bruder des Vfs.: über jedem einzelnen steht übrigens der Ort und Datum verzeichnet, so daß man diese Schrift theilweise als Tagebuch betrachten kann. Der erste Theil beschäftigt sich fast nur mit Kleinasien, der zweyte mit Mesopotamien und Syrien, und bereits der letzte (30) Brief ist aus Cairo vom 1 October 1840 datirt.

Nachdem der Vf. (im ersten Briefe) seine Ankunft im Peiräus, und seinen Aufenthalt in Athen nebst einem Ausflug nach Eleufis geschildert hat, wo er des rasch aufblühenden Athens ausführlicher gedenkt, beschreibt er uns (im zweyten) seine Fahrt nach Smyrna, und theilt die Ceremonien einer dasigen Jüdischen Hochzeit mit. Mit dem dritten Briefe (an seinen Bruder) beginnt der Bericht über seine Reise von Smyrna nach Sardes, von dessen Ruinen er bemerkt, daß sie ihrer Aeufserlichkeit nach so unbedeutend seyen, daß man sie in einer halben Stunde sämtlich betrachten könne. Sehr interessant seyen dagegen die auch noch zum alten Sardes gehörigen Ruinen des Tempels der Cybele, drey Viertelstunden südwestlich von der auf Sardes Ruinen jetzt sich befindlichen Mühle, in einem malerischen Thale, das von einem Bache durchflossen

werde, der vom Tmolus komme. Elf Stunden führen von Sardes nach Alafcher (die bunte Stadt) nicht Alalah-Scher (die Gottes-Stadt), wie es gleichwohl Manche genannt hätten, nach dem alten Philadelphia am Fusse des Tmolus (Türkisch: Kefténous-Dagh d. h. weißer Berg, wegen des ewigen Schnees auf seinem Gipfel). Er theilt Mehreres über diese Stadt mit. Am 17 Jan. 1837 verließ er sie, und begab sich über die Ruinen von Tripolis nach Laodikeia, dessen wie der Stadt Hierapolis, jenes jetzt Eski-Hissar, dieses Pambou-Kaleh genannt, er sehr speciell im vierten Briefe, von Dégüisleh datirt, gedenkt. Seine Rückreise, die er im fünften Briefe mittheilt, machte er über den Berg Kadmos, j. Baba-Dagh (Vater des Berges), dessen er besonders gedenkt, und in dessen Nähe (fünf Stunden davon) er sehr merkwürdige alte Ruinen mit Sculpturen u. s. w. fand. Er vermuthet hier Kibyra (im Texte steht Cybira) und Strabo's Tetrapolis; nahe dabey liegt das Türkische Dorf Vakouf. Sehr speciell sind die Notizen über die Ruinen von Aphrodisias in der Nähe eines ärmlichen Dorfes, Namens Geïra. Bey den Ruinen von Antiochia am Mäander hält er sich nicht auf, da sie ihm zu unbedeutend erschienen. Man liest übrigens hier folgendes uns Merkwürdiges: „*Le Kara-sou coule au midi de la colline, où fut bâtie Antiochette, et va se jeter dans le Meandre, à peu de distance, au nord de l'ancienne ville. Le Kara-sou, appelé Arfinus par Pline, prend ici le nom de Dandola.*“ Nachdem er nun ferner dem Mäander gefolgt, den Berg Messogis am Fusse bestrichen, wobey er gelegentlich mehrerer geschichtlicher Data des Mittelalters gedenkt, begab er sich über Magnesia, worüber er weiter nicht spricht, und Ephesos, wo er ein Basrelief an einem Thurme näher beschreibt, und es auf den Cultus des Asklepios bezieht, nach Smyrna. Bald darauf verließ er dies wieder, um nach Constantinopel zu gehen, und wählte, da anderweitig der Weg an der Küste hinreichend beschrieben und bereist war, den Weg über Magnesia, Kutajeh, Brussa und Nicäa. Dieser Reisebericht beginnt mit dem sechsten Briefe (aus Kulah vom 2 März 1837). Wir erhalten hier treffliche Bemerkungen über die Lage von Magnesia, über die Familie des Tschapan-Oglou, den Fluß Hermos, die Lydische Nekropole, die Katakekaumene; im siebenten Briefe (vom Dorfe Hineh d. 4 März 1837) über die Ruinen von Emir-Amman, wofür er keinen alten Na-

men auffinden konnte, über Akmet-Nomir Séliktar, und die Geschichte eines jungen Chioten, die höchst ergreifend erzählt ist; im achten Briefe Berichte über die bedeutenden Ruinen von Soleimanleh, die ein Engländer dem Blandos (Blandon, *Poujoulat* schreibt Blondum) zuschreiben wollte: er selbst weiß nicht, welchem alten Orte sie angehören dürften; — über Peltae, j. Houfchab, eine Zusammenkunft und Unterhaltung mit einem Indischen Fakir, über Azani (oder Aezanis; *Poujoulat* schreibt Afanos ou Afania), worüber er gute Notizen mittheilt, dann Kotyaeon (*Pouj.* schreibt Cotyllum). Hier ist uns aufgefallen, dafs er statt des Bathys, an den Andere diesen Ort setzen, einen Fluß Tymbrius durchweg nennt, so S. 121, 122, 127, der jetzt Pourfak heiße, wie eben Andere den alten Bathys jetzt genannt wissen wollen. Der Pourfak nehme seinen Ursprung gegen 10 Lieues südlich von Kutajeh und ergieße sich in den Sangarius; in dem nordwestlich von Doryläon gelegenen Thale fließe ein kleiner Fluß, den die Türken Sareh-Sou (Gelbwasser) nennen, dies sey der Bathys (*Pouj.* schreibt Béthis) der sich eine Lieue nördlich von Doryläon in den Tymbrius ergieße. Nachdem er noch Einiges über Kutajeh mitgetheilt, geht er im achten Briefe (aus Sugut, 17 März 1837) zur weiteren Erzählung der Reise über, spricht über die den Türken eigene Verehrung der Störche, über Doryläon, das die Türken Eski-Scher (alte Stadt) nennen, die dabey gelieferte Schlacht von 1097, im neunten Briefe (Brussa, 25 März 1837) über Leukas (*Pouj.* schreibt Leuka), jetzt Lefkeh, den Sangarius (j. Sakarié), den Gallus-Fluß (j. Euk-Sou), nebst geschichtlicher Notizen, Jeni-Scher, ausführlicher über Brussa, und sehr treffend über den Berg Olympos. Der elfte Brief (Constantinopel, April 1837) bringt ihn von Brussa nach Stambul. Er gedenkt hier specieller der Stadt Kios (j. Gemlik), des gleichnamigen Busens und Flusses, des Castells Exerogorgon aus den Kreuzzügen, des Afcanius-See's, Nikäa's. Der zwölfte bis vierzehnte Brief (vom Juli 1837) enthalten sehr interessante Notizen über Constantinopel; der funfzehnte schildert uns einen von poetischem Geiste angeregten Ausflug nach dem alten Ilion, und der sechszehnte zeigt uns den Reisenden, wie er von Constantinopel aufbricht, um Galatia, Kappadokia, Mesopotamia und Palmyra zu besuchen. Zuerst schildert er uns Nikomedia (j. Ismid), erwähnt des jüngeren Pli-

nus in Betreff der ersten Christen, führt den Leser sehr angenehm durch die nun zu durchstreifenden meist traurigen, öden Gegenden, im 17 Briefe auf gleiche geistreiche Weise nach Ankyra (j. Angora), dem er ein Mehreres widmet. Im 18 Briefe geleitet er den Leser, gewiss zu seiner vollen Zufriedenheit, durch keineswegs reizende Gegenden, wobey er eine Schilderung der Turkmanen giebt, nach Cäfareä (j. Kaissarieh) und Sebaste (j. Sivas). Auch Tamerlan's geschieht Erwähnung bey letzter Stadt. Der 19 Brief enthält die Darstellung der Reise von Sebaste bis Melitene (j. Malattia). Die Ruinen von Melitene finden sich beym jetzt Eski-Malattia genannten Orte, der jedoch ganz verlassen ist, indem die Einwohner sich zwey Stunden südlicher davon in herrlichen Gärten niedergelassen haben, welcher Ort daher Jeni-Malattia (neue Stadt) heißt: es ist eine prachtvolle Oase mitten in einer ungeheueren abschreckenden Wüsteney. Hier befand sich gerade damals Hafiz-Pascha, der mit den Kurden Krieg führte. Seiner, des Harems desselben und des Euphrats, den man in jenen Gegenden bereits Mourad-Souïou (Wasser der Sehnsucht) sehr bezeichnend nennt, gedenkt *Pouj.* in diesem Abschnitte noch specieller. Hiermit schließt der erste Theil.

Der zweyte Theil beginnt im 20 Briefe (aus dem Lager des Hafiz-Pascha, 26 Aug. 1837) mit einer höchst anziehenden Schilderung der Kurden, besonders der religiösen Ansichten der Yezidis, dann der Sekiisbéiklous und anderer Völker Mesopotamiens. Die Nachrichten über die Yezidis sind um so wichtiger, als man bisher fast gar nichts oder ganz Irriges wußte, und *Pouj.* selbst gesteht, daß es wohl nie möglich seyn werde, eine vollständige Darstellung ihres religiösen Glaubens zu geben, indem sie höchst verschlossen, keine schriftlichen Denkmäler haben, die erklärten bittersten Feinde der Türken, von letzten sehr gedrückt, verfolgt, jetzt besiegt und theilweise vernichtet sind. Merkwürdig ist ihre große Verehrung des Teufels, den sie nur den großen Herrn nennen: ihm feyern sie alljährlich bey einer unergründlichen Höhle im Berge Abdoul-Azis, 40 Lieues südöstlich von Maadin, ein besonderes Fest, wo sie ihn durch Gaben aller Art, die Groß und Klein in die Höhle hineinschleudert, zu besänftigen suchen. Den Schluß macht ein, jeglichen ausschweifenden Orgien gleiches Fest in einer großen dunkelen Halle des Felsen. Im 21 Briefe (ebendaher) theilt uns der Vf.

Notizen über den Krieg der Türken gegen die Kurden in den Jahren 1836 und 37, über einen Besuch bey der Türkischen Armee in den Thälern des Anti-Taurus, über Hafiz-Pascha, die Unerforschlichkeit und Standhaftigkeit eines Kurdischen Anführers, und endlich über die Rüstungen zum Kriege gegen den Pascha von Aegypten mit. Näheres läßt sich hier nicht mittheilen: nur ist nochmals die gediegene Darstellung zu loben. Der 22 Brief (von Orfa, 4 Sept. 1837) führt die Erzählung der weiteren Reise von Malattia aus fort, giebt viele sehr treffende Bemerkungen von großem Werthe über das Taurusgebirge und seine Zweige, bespricht Samosata (j. Semifat), nebst geschichtlichen Notizen, und bringt die Leser nach Edessa (j. Orfa), das geschichtlich, geographisch und statistisch besprochen wird: den Schluß bildet Geschichtliches aus den Kreuzzügen. Der 23 Brief giebt die Reiseroute von Edessa nach Birta (jetzt Arabisch El-Bir, Türkisch Biledjik) am östlichen Ufer des Euphrat. Eine Stunde vorher passiert er den Fluß Bilecha (*Pouj.* schreibt Bélichus), der jetzt Bélis heißt und bey Raka, dem alten Nicephorium, in den Euphrat mündet. Hier setzen die, welche von Aleppo nach Bagdad durch die Wüste ziehen, über den Euphrat, während die Anderen bey Bir übersetzen. In Tel-Bacher mußte unser Reisender eine verzweiflungsvolle Quarantäne ausstehen. Den Schluß des Abschnittes bildet eine Betrachtung der Reise *Balduin's* von Manifra (alt: Mopsuestia) nach Edessa, und einige Bemerkungen über *Balduin's* Aufenthalt zu Tel-Bacher. Von Tel-Bacher wandte sich *Pouj.*, wie der 24 Brief (von Alep, im October 1837) erzählt, über Aintab nach Aleppo. Gleich zu Anfang spricht er über den Chalus des Xenophon, den er im jetzigen Koik wiederfindet. Es entspringt dieser Fluß bey Aintab am Fusse des Djebel-Scheik, nimmt seinen Lauf gegen Süden, fließt bald durch fruchtbare, mit Fruchtbäumen besetzte Thäler, bald durch öde, unbebaute Ebenen. Nachdem er die Gärten von Aleppo bewässert, und immer nach Süden fortgeflossen, verliert er sich sechs Lieues von der alten Hauptstadt Syriens, unfern der Stadt Kénesrim, in die Moräste von Matak. Nach einer Beschreibung von Aintab geht der Vf. zur Geschichte und Schilderung des gegenwärtigen Zustandes von Aleppo über, womit dieser Brief schließt. Im folgenden (25ten, von Homs, 19 Octob. 1837) lesen wir, wie Hr. *Pouj.* von Aleppo sich über das kleine

Dorf Sermin, wo das alte Thelminifos lag, nach Marrah begiebt, das auf einem Hochplateau gelegen ist, und durch geschichtliche Erinnerungen aus dem Mittelalter dem Vf. zu Bemerkungen Stoff bietet. Von hier wandte er sich nach Stamah (dem alten Epiphania), einer trefflich gelegenen Stadt, durchflossen vom Orontes, der es in zwey Theile theilt, — von da über Raftun, das alte Arethusa, nach Homs, das alte Edeffa, worüber er Mehreres, besonders Geschichtliches, mittheilt. Hier rüstete sich unser Reisender zu seiner Abreise nach Palmyra. Diese tritt er im Berichte des 26 Briefes (Palm., Oct. 1837) wirklich an, zeichnet uns getreu die Physiognomie der Wüste, die Gräber der Beduinen und Verhandlungen mit ihnen; darunter sind aufgenommen viele Mittheilungen einzelner Züge der Beduinen und ihrer Ansichten. Noch ausführlicher jedoch und wahrhaft meisterhaft ist die im 27 Briefe (Palm., Oct. 1837) enthaltene Schilderung der Sitten und Gebräuche der Beduinen, die man jedoch selbst lesen muß, um sich ein wahres Bild des Geistes unseres Vfs. zu machen. Der folgende Brief (28) giebt uns zuerst eine Uebersicht der Geschichte Palmyra's in lebhaften Zügen, dann in der Fortsetzung dieses Briefes S. 196 fg. eine geistvolle Beschreibung der Ruinen dieser Stadt, die jedes Gelehrten volle Beachtung verdient. Von Palmyra kehrte der Reisende nach Homs zurück, erfuhr noch mehrmalige Bedrückungen durch die hinterlistigen Beduinen und wandte sich dann nach Koffeir und Labaonah. Hier befinden sich die Quellen des Orontes; hieher versetzt Strabon die Erzählung vom Typhon. Bey diesem Orte fließen von der Bergkette des Libanon eine große Zahl Bäche herab, die erst in der Entfernung von 5 Lieues einen einzigen Fluß bilden, um den Flecken von Zaarah; dies ist der El-Affi oder Orontes. Von hier wendet er sich gegen Norden, fließt durch den See Kadas, wie der Jordan durch das Galiläische Meer, geht nicht weit von Homs vorbei, nimmt seine Richtung nach Hamah, Chaïffar, Phamieh, durchläuft hier zum zweyten Male einen See, den von Phamieh, auch der lacus Orontes genannt. Dann bewässert er das Thal, in dem sich die Städte Schogr und Darcorieh befinden, geht unter die eiserne Brücke, bey der in den ersten Kreuzzügen

eine Schlacht vorfiel, hindurch, bespült die Mauern von Antiochia und stürzt sich bey Souédié, dem alten Seleucia, in's Meer. Er selbst, wie die von ihm durchflossenen Seen, sind sehr fischreich. Nach einigen Worten über das Project der Engländer, den Orontes mit dem Euphrat zu verbinden, was er für sehr gut ausführbar erklärt, theilt er die Bemerkung mit, daß die Ruinen Palmyra's zweifelsohne diejenigen übertreffen, welche das alte Heliopolis, Balbek aufzuweisen habe, obgleich letztes von mehreren Reisenden höher ange schlagen werde. Von Balbek reiste *Pouj.* nach Damaskus, dessen er mit Mehrerem gedenkt, von da nach Ebeddin, dem bekannten Sitze des Emir Befchir. Seine Ankunft daselbst traf gerade mit einer schauerhaften Scene zusammen, indem mehr als 3—400 Frauen mit dem schrecklichsten Geheul und Verwünschungen vor dem Schlosse verflammt waren. Sie verlangten ihre Männer zurück, die ihnen durch die Soldaten plötzlich entrisen worden waren, um unter die Armee aufgenommen, und nach Aegypten geführt zu werden. Die fernere Reise führte über Dur-el-Kamar nach Djoun, unfern dessen sich die bekannte Stanhope, die Sultanin von Palmyra, das alte Idol der Wüste, aufhielt: von ihr erhielten die Reisenden Beweise ihrer Theilnahme, und *Pouj.* benutzte die Gelegenheit, interessante Aufklärungen über dieses Wunderweib zu geben, theilt auch die in Folge der von der Königin Victoria angeordneten Entziehung der Pension, noch kurz vor dem Tode (1839) von Herter Lucy Stanhope geschriebenen fünf Briefe mit, die ihren eigenthümlichen Charakter recht wohl darstellen. Den Schluß dieses Briefs bilden Bemerkungen über das alte Ptolema's, jetzige Saint-Jean-d'Acre. Im letzten (30) Briefe dieses Bändchens (von Cairo, 1 October 1840) spricht *Pouj.* ziemlich ausführlich (S. 246—306) über die poetischen Leistungen der Araber, nach den sehr genauen und mühevollen Untersuchungen, die *Perron*, Professor an der Schule zu Abouzabel, angestellt hat. Als Anhang ist (zu S. 77 des 2 Bdch.) eine Note über den Sieg bey Nézib (24 Juni 1839) zum Theil aus dem Berichte des Herrn *Petit*, der sich damals als Officier bey Hafiz-Pascha befand, beygegeben.

D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

K I R C H E N G E S C H I C H T E .

BRESLAU b. Schulz u. Comp.: *Justin der Märtyrer.*

Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie von *Carl Semisch*, Diakonus zu Trebnitz in Schlesien. Erster Theil. 1840. XII u. 228 S. 8. (1 Thlr. 15 Gr.)

Nach der Reformation pflegten die Protestanten, um den Vorwurf der Neuerung abzuwehren, mehr einzelne *Dogmen*, vorzüglich das von der Eucharistie, geschichtlich zu erörtern. Jetzt führt man, und hierzu regte vor Allem die Schule *Neander's* an, hohe *Persönlichkeiten* herauf; nur durch concrete Darstellung der Repräsentanten einer Zeit bekommen wir ein lebendiges Bild von ihrem Zeitalter selbst. Auch Hr. S. hat in vorliegender, dem Hn. Dr. *Hahn* dedicirter, Schrift es versucht, einen durch Wort und That bedeutenden Mann aus der vornicänischen Periode zu schildern. Zuvörderst handelt er von dem Leben *Justins* (S. 5—55). Mit Recht nimmt er die eigenthümliche Art der Bekehrung desselben als keine leere Fiction. Jedoch die Gründe, welche er dafür anbringt, daß jener außerhalb Palästinas Christ geworden sey, sind durchaus nicht zwingend. Er führt nämlich *Apol.* 2, c. 12 an: *Καὶ γὰρ αὐτὸς ἐγὼ τοῖς Πλάτωνος χαίρων διδάγμασι, διαβαλλομένους ἀκούων Χριστιανούς κ. τ. λ.*, um zu beweisen, daß der Märtyrer sich damals, als er noch der platonischen Schule angehörte, nicht in seinem Vaterlande befand, weil unter der Regierung *Hadrians* die Christen in Palästina keine Verfolgung zu erdulden gehabt hätten. Allein ist es nicht ausgemacht, daß gerade die Christen in Palästina unter jenem Kaiser zur Zeit der Kämpfe mit *Bar Cochba* viel litten, sowohl von den Juden, als auch besonders von den Römern, von welchen sie als Juden an-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

gesehen und behandelt zu werden pflegten? Ferner sieht man nicht ein, warum in der Stelle *Dialog. c. 2: Νεωστὶ ἐπιδημήσαντι τῇ ἡμετέρᾳ πόλει συνειῶ ἀνδρὶ καὶ προὔχοντι ἐν τοῖς Πλατωνικοῖς συνδιέτριβον*, nach welcher der gewöhnlichen Annahme zufolge *Justin* den philosophischen Unterricht, der seinem Uebertritte zur christlichen Sache unmittelbar voranging, in seiner Vaterstadt *Flavia* (dem alten *Sichem*) erhielt, das *τῇ ἡμετ. πόλει* nicht auf dieselbe gehen könne, weil es sonst *μου τῇ πόλει* habe heißen müssen. Sprechen nicht auch wir auf jene Weise, die Landsleute mit einschließend? So hört man Menschen entfernt von ihrer Geburtsstadt in Bezug auf dieselbe wohl sagen: *Bey uns* (in *unserer* Gegend u. dgl.) habe *ich* gesehen u. s. w. Hr. S. denkt bey τ. ἡμ. πόλει an *Ephesus*; aber dazu läßt sich kein Beweis aus dem *Dialoge* mit *Tryphon* liefern: hier möchte man eher *Corinth* angedeutet finden, wenn *Tryphon* c. 1 sagt: *Εἰμὶ δὲ Ἑβραῖος ἐκ περιτομῆς, φυγὼν τὸν νῦν γινόμενον πόλεμον, ἐν τῇ Ἑλλάδι καὶ τῇ Κορίνθῳ τὰ πόλλα διάγων* (*Credner* Beyträge I. S. 99). Auch kann uns nicht irre machen, daß *Flavia* an keinem Meere lag; denn die Wanderung *Justins* in die Nähe des Meeres, wo er den Greis kennen lernte, welcher ihn zum Christenthume bekehrte, war nicht etwa, wie Hr. S. meint, ein einfacher Spaziergang: daß vielmehr jene menschenleere Ufergegend weiter von *Flavia* lag, und der Märtyrer einen längeren Aufenthalt in ihrer Stille suchte, zeigen ganz klar seine, von S. mißgedeuteten, Worte *Dial. c. 3*, wo es heißt: *Ἐπεὶ ἔδοξέ ποτε πολλῆς ἡρεμίας ἐμφορηθῆναι καὶ τὸν τῶν ἀνθρώπων ἀλεεῖναι πᾶτον, ἐπορευόμενῃ εἰς τι χωρίον, οὐ μακρὰν θαλάσσης*. Hier spricht er deutlich von einer längeren Einsamkeit (*πολλῆς ἡρεμίας*) und gröfseren Zurückge-

zogenheit vom menschlichen Umgange, und bedient sich statt *λέγειν* oder *ἔρχεσθαι* des stärkeren *πορεύεσθαι*. In der Nähe dieser Gegend am Meere, wo er sich der Meditation auf längere Zeit überlassen wollte, begegnete ihm jener Greis, wie er a. a. O. weiter erzählt: *Πλησίον δέ μου γενομένου ἐκείνου τοῦ τόπου* (damit deutet er auf jenes *χωρίον* am Meere), *ὃν εὗρα ἔμελλον ἀφιχόμενος πρὸς ἑμαυτῷ ἔσεσθαι, παλαιὸς τις πρεσβύτης — ὀλίγον ἀποδέων μου παρείπετο*. Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß Justin in *Palästina* sich zum Christenthume gewendet habe; am Wahrscheinlichsten bleibt es, daß er es durch *Judenchristen*, welche in der einsamen Gegend des todten Meeres wohnten, zuerst kennen lernte: dafür bürgt vornehmlich die nicht zu große Entfernung seiner Vaterstadt Flavia von ihren Wohnsitzen, seine milde Beurtheilung derselben, seine Hinneigung zu ihrer Denkart in manchen Stücken, und endlich sein tiefes Schweigen über den Apostel Paulus, der bekanntlich bey den Ebioniten in keinem Ansehen stand, aber dennoch dem Märtyrer bekannt gewesen seyn muß, wie Hr. S. selbst (S. 166, Anm. 7) zugestehet. Vgl. *Credner* a. a. O. S. 94—98. Dabey wollen wir keinesweges leugnen, daß er, ehe er in den Christenverein trat, nicht auch außerhalb seines Vaterlandes, vielleicht besonders in *Alexandrien* (*Cohort. ad Gr. c. 13*), sich philosophische Bildung nach damaliger Sitte erworben habe. — Nachdem der Vf. von der Bekelung Justins gesprochen hat, beschreibt er dessen polemisch-apologetische Thätigkeit gegen das Judenthum, Heidenthum und den Gnosticismus. Nur zieht er zu Viel herbey, was wegbleiben konnte, oder was er, wollte er es einmal mit anführen, ohne die vielen Belege aus fast allen Schriftstellern der alten christlichen Zeit nur kurz zu berühren brauchte, da es aus der allgemeinen Kirchengeschichte und aus Monographien über jene Periode als bekannt vorausgesetzt werden muß. Dieses gilt z. B. von der viele Seiten füllenden und zu sehr in's Detail eingehenden Schilderung des Gegensatzes des Heidenthums gegen das Christenthum, da in ihr ohnedies der Vf. den Märtyrer in den Hintergrund stellt, ja kaum erwähnt. Diese Punkte, dünkt uns, gehörten überhaupt besser in denjenigen Abschnitt des zweyten Theiles, in welchem er (Vorr. S. IX) von Justin als *Apologeten* zu handeln verspricht. Mit Recht hält er es aber für

wahrscheinlich, daß der in der 2 Apologie angegriffene cynische Philosoph Crescens die nächste Veranlassung zu Justins Märtyrertode gegeben habe.

Hr. S. geht nun auf die *Schriften Justins* über (S. 56—186). Wir müssen uns wundern, daß er viele unter dem Namen dieses Kirchenvaters bekannte Schriften (vgl. *Möhler's* Patrologie S. 227—232) nicht einmal erwähnt hat. Sind diese auch nach dem Urtheile der meisten Kritiker untergeschoben, so verlangte man wenigstens in einer Monographie über Justin den Nachweis ihrer Unächtheit und die Bestimmung ihrer Abfassungszeit. Wo soll man dieses eher erwarten? Ueberdies sind sie von Bedeutung, und bey manchen, wie bey der *ἀνατροπὴ δογματικῶν τινῶν Ἀριστοτελικῶν* (*Photius* Biblioth. Cod. 125) und der *epistola ad Zenam et Serenum* fällt es schon schwer, die Unächtheit darzuthun. — Vollkommen stimmen wir darin bey, daß die *beiden Apologien* wirklich den Römischen Kaisern überreicht seyen; nimmt man das Gegentheil an, so ist, wie unter Anderem richtig bemerkt wird, der Grund davon, daß man die Sprache eines modernen Servilismus auch bey den Christen der ersten Jahrhunderte suchen zu müssen glaubt. Treffend setzt Hr. S. die erste Apologie in's Jahr 138 oder 139, die zweyte zwischen die Jahre 161—166. Vielen Fleiß verwendet er ferner auf die, wenn auch jetzt kaum mehr nöthige, positive Vertheidigung des *Dialogs mit Tryphon*; er führt zu diesem Zwecke nicht nur viele Stellen aus Irenäus und Tertullian an, von denen er, wie schon *Maran* in den Anmerkungen gezeigt hat, auf welche der Ersparung des Raumes wegen hätte verwiesen werden können, bereits gekannt und vielfältig benutzt wurde, sondern er liefert auch den Beweis aus Eusebius, aus der Eigenthümlichkeit der biblischen Citate, der Schriftklärung und Lehre in der größeren Apologie und dem Dialoge. Sehr angelegen läßt er es sich ferner seyn, die *Mahnrede an die Griechen* (richtiger *Heiden*) und das Bruchstück (?) *über die Auferstehung* zu vertheidigen. Die Gründe aber für die Unächtheit der *Rede an die Griechen* (*Heiden*) und der Abhandlung *über die Eink Herrschaft* (besser *Einheit*) Gottes sind nicht überzeugend; denn hätte Hr. S. hier eben die Principien in Anwendung gebracht, durch die er jene früheren Schriften siegreich in Schutz nimmt, so hätte die Aechtheit auch dieser in die Augen springen

müssen. Ihr ganzes Sprachcolorit stimmt besonders mit dem der Mahnrede vollkommen überein. Und wenn Hr. S. als erstes Moment gegen die Ächtheit der Rede an die Griechen hervorhebt, daß in ihr nicht von den Dämonen gesprochen sey, so pflanzt er nur einen alten Irrthum fort: unter diesen verstanden ja die alten Väter nicht bloß die bösen Geister, sondern vorzüglich die Gottheiten der Heiden selbst *); von ihnen handelt diese Schrift. Was den merkwürdigen *Brief an Diognet* anlangt, der jetzt die Aufmerksamkeit der Kritiker vielfach in Anspruch genommen hat, so hebt Hr. S. als Beweisgründe seiner Unächtheit außer der eleganten Schreibart noch dogmatische Differenzen hervor. Um aber in der Kürze unsere Meinung zu sagen, hinsichtlich der Schreibart möchten wir ihn ganz mit denselben Gründen vertheidigen, die Hr. S. für die Mahnrede an die Griechen gebraucht, deren klarer und eleganter Stil, wie er richtig behauptet, sich merklich von dem der Apologien und des Dialogs unterscheidet. Ungeachtet dieser Verschiedenheit nimmt er doch die Mahnrede für das Product desselben Mannes, welchen die Apologien und der Dialog zum Vf. haben. In dieser Hinsicht spricht er sich selbst (S. 117) unter Anderem ganz wahr so aus: „Offenbar wird der Stil des Menschen immer durch seinen allgemeinen Entwicklungs- und Bildungs-Gang bedingt, und nimmt an den Fortschritten und Rückschritten des Individuums Theil; es kann darum an und für sich nicht Wunder nehmen, wenn derselbe in verschiedenen Lebens- und Bildungs-Epochen auch ein verschiedener ist.“ Wie nun? Da dieser Brief in die erste Zeit nach der, nicht ohne Wahrscheinlichkeit gewöhnlich in den Anfang des 4. Jahrhunderts im 2. Jahrhunderte nach Chr. gesetzten, Bekehrung Justins fiel und somit die erste der vorhandenen Schriften wäre**), so dürfte es nicht befremden, wenn in ihm

*) Vgl. *de resurrect. c. 5*, wo sich außerdem Justin noch auf LXX Pf. 96, 5 beruft: *Οἱ θεοὶ τῶν ἐθνῶν δαιμόνια*.

**) Rührt dieser Brief anders vom Märtyrer her, so ist er vor der ersten Apologie (vor 139 n. Chr.) verfaßt; denn da er, wie aus seinem Inhalte und vielleicht aus der Anrede des Diognet (*κατίστε*) erkannt wird, an einen hochgestellten und einflussreichen Mann geschrieben ist, uns aber nichts hindert, in diesem Manne den Lehrer Marc Aurels (vgl. *de se ipso I, 6*) anzunehmen, indem ohnehin der Name „Diognet“ im Alterthume unseres Wissens nicht weiter

die reine Schreibart des classischen Heidenthums, mit dem der Märtyrer, wie seine Schriften bezeugen, vertraut war, noch deutlicher hervortritt. Denken wir uns aber in seine Lage, als er die Apologien schrieb, um die Christen gegen die Bedrückungen und Verfolgungen der Heiden zu vertheidigen, so erhellt, wie er, unter so betrübten Verhältnissen mit Kummer erfüllt, rednerischen Schmuck verwirft, und sich mehr der männlichen Einfachheit nähert; dies war eine Zeit, in der ihm höhere Interessen, als rhetorische Rücksichten, am Herzen lagen. Schon in der Mahnrede (c. 35), die nach unserer Annahme später als der Brief an Diognet verfaßt wäre, sagt er, obgleich er in ihr noch viel Mühe auf den Stil verwendet hat: *Τοῦτο (sc. λόγων τέχνη) ἴδιον τῶν τὴν ἀλήθειαν κλέπτειν ἐθελόντων*. Was die Abweichungen in der Lehre betrifft, so hebt Hr. S. zuerst hervor, daß in dem Briefe die Gottheiten der Griechen als seelenlose, nichtige Gebilde dargestellt würden. Aber auch Justin sagt ganz übereinstimmend *Apol. 1, c. 9: Οὐδὲ θυσίαις πολλαῖς καὶ πλοκαῖς ἀνθρώπων τιμῶμεν, οὐδὲ ἀνθρώπων μορφώσαντες καὶ ἐν ναοῖς ἰδρύσαντες θεοὺς προσκυνῶμεν καὶ θεοῦ μορφήν μὴ ἔχοντα*. Ja, er nennt sie, ohne eben hinzuzufügen, daß es die Dämonen seyen, geradezu Idole (*Dialog. c. 11*) oder Gebilde, aus irgend einer Materie bereitet (c. 69); diese toten Gestalten würden von den Griechen verehrt (a. a. O.). Was ferner die jüdischen Religionsgebräuche anlangt, die im Briefe anders dargestellt seyn sollen, als es von Justin geschehe, so muß man bedenken, daß in jenem eben die Gegenwart geschildert und dargethan wird, wie die Juden eben damals sich zeigten, nachdem Christus, der Logos, bereits im Fleische erschienen war; es konnte im Briefe recht gut übergangen werden, daß das Mosaische Ritualgesetz einst von Gott dem Jüdischen Volke wegen seiner Herzenshärte aufgelegt worden sey, dagegen die Zeit nach der *Menschwerdung Christi* hervorgehoben werden. Da nun auch zu dieser Zeit die Juden jene temporären, aber durch Christi Ankunft abgkirten, Bräuche noch

vorkommt: so hätte Justin in demselben, insofern ihm die passendste Gelegenheit geboten war, sicherlich auf die erste in Rom übergebene Apologie Rücksicht genommen, gleichwie er in der zweyten und im Dialoge auf sie verweist.

beybehalten und ihre ganze Gerechtigkeit in ihre äufsere Erfüllung setzten, ohne einen Gott wohlgefälligen Sinn zu zeigen, so handelten sie verkehrt und thöricht. Diefs meint der Vf. des Briefes, übereinstimmend mit dem Dialoge; vgl. z. B. c. 14, 23, 117. Also in diesen Hauptpuncten findet recht wohl Anknüpfung an die Lehren Justins statt. Gleichwohl ist Rec. entfernt zu glauben, dafs der Brief nun gerade von Justin verfaßt seyn müsse; er meint, es verhalte sich hier ähnlich, wie mit den Pastoralbriefen im N. T.: immer werden sich Vertheidiger und Gegner derselben finden, so dafs die Frage eigentlich nie objectiv sicher wird erledigt werden können. Ein bis jetzt aber völlig übersehenes Moment scheint darin zu liegen, dafs die Ueberschrift des Briefes in den Codd. einstimmig auf Justin den Märtyrer hinweist; bedenkt man nun, dafs Justin keine bleibende Einwirkung gehabt hat (*Baumg.-Crusius* Comp. d. chr. DG. S. 81), so mufs es Wunder nehmen, wie er später gerade diesem, nicht aber einer anderen, mehr hervortretenden Persönlichkeit (aus der apostolischen Zeit) zugeschrieben worden sey.

Zuletzt giebt Hr. S. (187 — 228) eine *Charakteristik Justins*. Es fehlt in seinen Schriften Schärfe der Gedanken und Rundung des dogmatischen Systems; er ist mehr praktisch in seinen Bestrebungen und vertritt entschieden seine christliche Ueberzeugung. Man kann wohl sagen, Christus habe in ihm eine Gestalt gewonnen. — Aber auch hier handelt der Vf. zu Viel ab, was man erst im 2 Theile seiner Schrift gesucht hätte. Er erschwert sich die Arbeit; denn er zieht zu viel nicht zur Sache Gehöriges herbey, wie z. B. die lange, mit vielen Citaten versehene, Auseinandersetzung der Ansichten, welche die Gymnosophisten bey den Indiern, die Essener, ägyptischen Therapeuten, Philo, Ignatius u. And. über die Ehe gehabt haben.

Ueberhaupt möchte wohl Hr. S. seinen sonst guten Stil etwas kürzer und prägnanter halten.

C. O. D.

SCHÖNE KÜNSTE.

JENA, b. Mauke: *Der Aufstand in Maina*. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit von Ludwig Köhler. 1841. IV u. 288 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. giebt uns in der Vorrede selbst den Mafsstab, nach welchem er seinen historischen Versuch angesehen wissen will. Er nennt denselben eine frühere Arbeit, die er endlich, nachdem sie einige Jahre in seinem Pulte geruht, zwar veröffentlicht, doch die Mühe, sie durchzusehen und zu feilen, sich nicht genommen habe. Dafs er diefs unterliefs, müssen wir um so mehr bedauern, da Durchsicht und Feile hier nur Gutes zum Besseren gestempelt haben würde. Jedem hervorblitzenden Talente ist baldigste Reife zu wünschen. Dafs dieselbe nur durch Strenge gegen sich selbst, und Prüfung des Geschaffenen erlangt werde, ist anerkannt. Dem jungen, nicht geringen Darstellungstalente des Vfs. dieses romantischen Gemäldes wird die schönste Reife möglich seyn; sie deutet sich bereits auch in dieser Blüthe erfreulich an. Seine Bilder sind lieblich, nur nimmt er, um sie zu coloriren, stets den Pinsel zu voll. Die Farben fliefsen dabey in einander, es entsteht eine allzu grofse Aehnlichkeit der Bilder, bey welcher das Interesse des Anschauers sich verläuft, wie die ihnen allzu stark gegebene Färbung. Zu bezweifeln ist jedoch keinesweges, dafs diese jugendliche Ueberfülle sich verbraufen, und aus dem hie und da noch etwas unklaren Molte ein guter Wein sich klären werde.

Das Aeufsere ist ebenfalls lobenswerth.

W.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Dresden, in der Verlagsexpedition des Wochenblatts: *Die Stephanische Auswanderung nach America*. Mit Actenstücken. Von Dr. K. Ed. Fehse. 1840. 182 S. 8.

Der unglückliche Ausgang der Stephanischen Auswanderungsgeschichte ist bereits durch Zeitungen und andere Flugchriften zu bekannt geworden, als dafs wir jetzt noch hoffen

dürften, aus diesen interessanten Berichten eines gebildeten und achtungswerthen Mitgliedes jenes Unternehmens unseren Lesern etwas historisch Neues beybringen zu können. Wer sich genau und actenmäfsig über den näheren Verlauf dieser vielbesprochenen Sache zu unterrichten wünscht, dem wollen wir diese gut geschriebene und wohl ausgestattete Schrift bestens empfohlen haben.

S. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

P H Y S I K .

LEIPZIG, b. Barth: *Annalen der Physik und Chemie*, herausgegeben zu Berlin von J. C. Poggendorff. Drey und vierzigster bis vier und funfzigster Band. 1838 — 1841. gr. 8. Mit Kupfertafeln. (Jeder Jahrgang, zu 12 Heften oder 3 Bänden, 9 Thlr. 8 gGr.)

Ein zweyter Titel zählt die Bände so fort, dafs sie sich an *Gilbert's Annalen* anschliessen, wonach diese 12 Bände der 119 — 130 sind.

Dahin gehören ausserdem 4 Ergänzungshefte; 1 Hft. 1839; 2 und 3 Hest 1840; 4 Hest 1841, welche zusammen einen einzigen Band ausmachen (4 Thlr.)

[Vgl. Ergänz. Bl. zur J. A. L. Z. 1840. No. 75, 76, 77 u. 78.]

Die Fortschritte, welche die Naturwissenschaften mit jedem Jahre machen, stellen sich in der That als eine steigende Reihe dar. So wächst auch fortwährend der Umfang und die Zahl der Beyträge zu dieser allgemein geschätzten Zeitschrift dergestalt, dafs es nöthig wurde, die für einen Jahrgang bestimmte Reihe der Hefte noch um einige Ergänzungshefte zu vermehren. Und zwar sind gemäfs einer auf dem Umschlage zum 2 Hefte des 48 Bandes mitgetheilten Bemerkung des Herausgebers, diese Ergänzungshefte, deren jährlich vier zu erwarten sind, ausschliesslich den dem Herausgeber aus dem Auslande zukommenden Beyträgen gewidmet.

Und so dürfte es wohl auch mit der grossen Anzahl der hier mitgetheilten Aufsätze entschuldigt werden können, wenn wir unsere Anzeige dieser 4 Jahrgänge nur auf Einige der wichtigsten und interessantesten Beyträge beschränken, die wir zur bequemeren Uebersicht nach den sie betreffenden naturwissenschaftlichen Zweigen rubriciren wollen.

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

A. *Abhandlungen über Gegenstände der allgemeinen Naturwissenschaften.*

I. *Abhandlungen, welche die Gravitation betreffen.* — *Ammermüller über die Gesetzmässigkeit im specifischen Gewichte, welche bey Verbindungen einfacher Körper unter einander nach multiplen Verhältnissen Statt findet* (1840, Bd. 49, S. 341 und Bd. 50, S. 406). Der Umstand, dafs die specif. Gewichte des Kupfers, Kupferoxyduls und des Kupferoxyds mit einander, welche 8,895, 5,749 und 6, 4 sind, durch Oxydation verringert werden, zugleich aber auch die auffallende Erscheinung, dafs bey den beiden Oxydationsstufen diese Verringerung in keinem Verhältnisse zu der Menge des in ihnen enthaltenen Sauerstoffes steht, lassen wohl erwarten, dafs das Oxyd ein geringeres specif. Gewicht habe, als das Oxydul, was gerade umgekehrt der Fall ist. Zur Entdeckung des Grundes dieser höchst auffallenden Disharmonie stellte der Vf. viele sehr umfassende Vergleichen an, aus denen sich die beiden interessanten Resultate ergeben: 1) dafs, wenn zwey Körper sich nach multiplen Verhältnissen mit einander verbinden, und in diesen Verbindungen die Condensation die gleiche bleibt, denen die Menge der Gewichtstheile in gleichem Raume, d. h. also die Dichtigkeit, mit welcher jeder dieser Körper in der Verbindung enthalten ist, in geradem Verhältnisse zur Menge der Atome desselben in einem zusammengesetzten Atome steht; 2) dafs, wenn dagegen die Condensation in den verschiedenen Verbindungen zweyer Körper mit einander nicht gleich bleibt, sondern sich ändert, dies immer so geschieht, dafs ihre Zu- oder Abnahme im umgekehrten Verhältnisse mit der Zu- oder Abnahme der Menge einfacher Atome im zusammengesetzten Atome geschieht, so jedoch, dafs dabey zugleich das erste Gesetz gültig bleibt. Wichtig ist dabey der vom Herausgeber beygefügte Zusatz,

aus welchem hervorgeht, daß man das von *Ammermüller* aufgestellte Gesetz auf folgende andere Weise ausdrücken kann, welche zugleich der Grad der Uebereinstimmung mit der Erfahrung leicht übersehen läßt: die specifischen Gewichte der Verbindungen eines Radicals mit einem elektronegativen Körper verhalten sich zu einander, wie die Atomgewichte derselben, entweder geradezu oder nach Multiplication mit gewissen einfachen Brüchen, wofür eine Tafel zur Erläuterung beygefügt ist. — *Barometrische Höhenmessungen auf Java von Junghuhn* (1841, Bd. 52, S. 345). die hier so wie auf S. 349 mitgetheilten, von *C. Mitchell* bestimmten Berghöhen in Nord-Carolina sind überaus dankenswerth, da sie theils bisher nicht bestimmte Parteen betreffen, theils mit zuverlässigen Barometern ermittelt wurden. — *Zeuschner's barometrische Höhenmessungen im Tatragebirge im Jahre 1838 ungestellt* (1841, Bd. 53, S. 195). Auch hier sind Resultate sehr genauer Messungen niedergelegt, und zugleich so manche Berichtigungen früherer Beobachtungen Anderer mitgetheilt.

II. *Abhandlungen, welche zur Akustik gehören.* — *Dove's Notiz über eine akustische Interferenz* (1838, Bd. 44, S. 272). Eine sehr interessante Mittheilung. Schlägt man nämlich eine kreisförmige Glasglocke, etwa von den Dimensionen einer kleinen Campane einer Luftpumpe, zum Tönen an, oder erregt den Ton durch einen Violinbogen, so verschwindet dieser Ton vollkommen in der Mitte der Glocke, wie man sich bey dem Vorüberfahren der Glocke vor dem Ohr leicht überzeugen kann. Bezeichnet man mit a, b, c, d vier um Quadranten von einander abstehende Punkte des Kreisumfangs, so wird dieser, an einem der vier Punkte zum Tönen angeschlagen, sich in Ellipsen verwandeln, deren große Axe abwechselnd mit ac und mit bd zusammenfällt. Es werden also gleichzeitig zwey Verdichtungen (von a und c oder b und d) und zwey Verdünnungen (von b und d oder von a und c) in der Mitte ankommen, die sich daher aufheben. — *A. Seebeck's Beobachtungen über einige Bedingungen der Entstehung von Tönen* (1841, Bd. 53, S. 417). Die Sirene von *Cagniard-Latour*, so wie die Zahnräder und die Stabvorrichtung, deren sich *Savart* zur Erzeugung sehr hoher und sehr tiefer Töne bediente, sind bekanntlich von ihren Erfindern zu verschiedenen interessanten Beobachtungen über die Natur der Töne angewendet worden. Diese Apparate geben

gewisse Umstände bey der Erzeugung eines Tones auf eine einfache Weise in die Hand des Beobachters, und können daher zur Beantwortung mancher Fragen in der Akustik benutzt werden, über welche die gewöhnlichen Arten der Tonerzeugung nicht geeignet sind, Aufschluß zu geben. Dabey darf allerdings nicht vergessen werden, daß die von jenen Apparaten ausgehenden Wellen nicht ganz von derselben Natur sind, wie die durch stehende Schwingung eines elastischen Körpers erzeugten Wellen zu seyn pflegen, und daß daher die an ihnen erhaltenen Resultate nicht unbedingt auf jede andere Art der Tonerzeugung übertragen werden dürfen, ein Umstand, welcher namentlich bey den vom Vf. angestellten, recht umfassenden Untersuchungen beachtet worden ist, welche sich theils auf Interferenz bey dem Anblasen der Sirene, theils auf die bey gestörtem Isochronismus der Impulse hervorgehenden Erscheinungen, theils auf den Ursprung der zu einem Tone gehörenden Impulse erstrecken und das Resultat liefern, daß die zu einem Tone gehörenden Impulse abwechselnd von zwey oder drey verschiedenen Punkten ausgehen dürfen, wofern sie nur hinreichend, isochronisch erfolgen; daß sogar die Richtungen, in welchen die abwechselnden Erschütterungen sich zum Ohre fortpflanzen, einen beträchtlichen Winkel mit einander bilden dürfen.

III. *Abhandlungen über Gegenstände der Optik.* — *K. W. Knochenhauer über eine besondere Classe von Beugungsercheinungen* (1838, Bd. 43, S. 286). Bey den bisherigen Untersuchungen über die Beugung des Lichtes hat man auf die Bilder geachtet, welche hinter dem Schirme entweder in einer beliebigen oder in unendlicher Entfernung entstehen, also den Effect der vom Schirme ab convergirenden oder parallel fortschreitenden Strahlen in Betracht gezogen. Beide Fälle unterscheiden sich theils durch die Art der Bilder, indem für jeden gewisse Oeffnungen im dunkeln Schirme vortheilhafter sind, theils durch die größere oder geringere Schwierigkeit, welche die Berechnung dieser Erscheinungen darbietet. Die dritte Classe der Beugungsercheinungen, wo die Bilder vor dem Schirme, d. h. auf der von dem Beobachter abgewandten Seite derselben, entstehen, nämlich durch das Zusammenwirken der vom Schirme ab divergirend ausgehenden Strahlen, hat man bisher übergangen. So sehr sie auch rückfichtlich der Schönheit und Intensität den anderen Beugungsercheinungen nachsteht, so ist es

doch von Interesse, sie hier von einem so umsichtsvollen und subtilen Forscher durch eine Reihe von Beobachtungen, so wie durch Calcul unterstützt zu finden. — *Fechner über die subjectiven Complementärfarben* (1838, Bd. 44, S. 221 u. 513). Diese Untersuchungen sind um so dankenswerther, als in ihnen theils die in der neueren Zeit hierüber erschienenen Tractate, z. B. *Osann's*, *Pohlmann's*, welche den Gegenstand statt vorwärts, eher seitwärts und rückwärts gebracht haben, berichtet werden, theils viele neue Thatfachen zur gehörigen Begründung der hierüber aufzustellenden richtigen Ansicht vereinigt sind. Die Abhandlung zerfällt in drey Abschnitte, nämlich 1) über die Frage, ob die sog. Farben durch den Contrast objectiver Natur seyen; 2) über die Erklärung der Complementärfarben, welche nach Anschauung gegebener Farben entstehen; 3) über die Abänderung des subjectiven Nachbildes nach Verschiedenheit des Grundes, auf dem das Object betrachtet wird. Die mannichfaltigen Resultate aus diesen Untersuchungen gestatten wegen ihrer Reichhaltigkeit und Verschiedenheit hier keine kurze Darstellung und hängen mit *Dove's Versuchen über subjective Complementärfarben* (1838, Bd. 45, S. 158) so fern genau zusammen, als *D.* den von *Fechner* nur kurz berührten Umstand näher erörtert, betreffend die Erscheinungsweise des Schattens eines schmalen, undurchsichtigen Körpers auf einem farbigen Glase, das mit seiner unteren Fläche auf einem ebenen Metallspiegel liegt. Die compendiös angestellten Versuche lehren, daß die Färbung des äusseren Bildes subjectiv sey, und zwar hervorgebracht durch das Zusammenwirken des Gegensatzes zu dem inneren Bilde und zu dem Lichte, welches zugleich von der Vorder- und Hinterfläche in das Auge gelangt. — *Fechner über eine Scheibe zur Erzeugung subjectiver Farben* (1838, Bd. 45, S. 227). So bekannt es auch war, daß man durch Drehung einer mit Farben in angemessener Weise bemalten Scheibe Weiß oder Grau erzeugen kann, so war dennoch eine hiermit in Verbindung stehende Erscheinung bisher übersehen geblieben, die gewissermaßen die Umkehrung der vorigen ist. Dreht man nämlich rasch eine mit einer Abwechslung von Weiß und Schwarz bedeckte Scheibe, so entstehen Farben. Zur gehörigen Erzeugung dieser in der That nur subjectiven Phänomene müssen die dazu anzuwendenden Quantitäten von Weiß und Schwarz in mehrfachen Abwechslungen im Kreise vertheilt seyn. — *K. W.*

Knochenhauer über die Richtungsstrahlen oder Richtungslinien bey dem Sehen (1839, Bd. 46, S. 248). Diese Abhandlung dient zur Lösung der bey der Bestimmung der Lage der Bilder im Auge und des deutlichen Sehens sich geltend machenden Fragen, zu welchen in neuerer Zeit besonders *Volkman* durch seine schwerfällige Argumentation Veranlassung gegeben, und auch *Fries* zur Herausgabe einer sehr scharfsinnigen Untersuchung veranlaßt hat, die den Titel führt: *Ueber den optischen Mittelpunkt im menschlichen Auge, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Theorie des Sehens*. Jena, 1839. — *Fechner über die subjectiven Nachbilder und Nebenbilder* (1840, Bd. 50, S. 193 und 427). Diese Untersuchungen sind eine unmittelbare Fortsetzung der bereits im Bd. 44, S. 221 u. 513 mitgetheilten Resultate, und zeigen recht deutlich, welche Gründe es sind, die die Physiker bewegen müssen, sich für die Subjectivität vieler Erscheinungen zu erklären, welche oft als objective betrachtet worden sind. Die Versuche, die übrigens keine kurze Darstellung gestatten, sind sehr merkwürdig und verdienen unter noch mehr abgeänderten Umständen wiederholt zu werden, da die in ihnen enthaltene Widerlegung für die Physik überaus wichtig ist. — *H. Rose über die Lichterscheinungen bey der Krystallbildung* (1841, Bd. 52, S. 443 u. 585). Nachdem der Vf. die früheren Beobachter und Beobachtungen dieser Art in aller Kürze erzählt, schreitet er zur Beschreibung der Erscheinungen, welche er bey Versuchen mit schwefelsaurem Kali, chromsaurem Kali und selenensaurem Kali beobachtet hatte, und schließt mit dem wichtigen Resultate, daß bey dergleichen Lichtentwickelungen das Salz aus einem Zustande in einen anderen, isomeren, übergehe.

IV. *Abhandlungen über Gegenstände der Thermologie.* — *Rudberg's zweyte Reihe von Versuchen über die Ausdehnung der trocknen Luft zwischen 0° und 100°* (1838, Bd. 44, S. 119). Nachdem von diesem um die physikalischen Wissenschaften hochverdienten, und ihnen nur zu früh durch den Tod entrissenen Vf. schon früher (s. Bd. 41, S. 271) in Beziehung auf diesen Gegenstand dargethan worden war, daß die Ausdehnung der trocknen Luft, und ohne Zweifel auch aller anderen trocknen Gasarten, zwischen 0° und 100° nicht 0,375 von der Volumeinheit bey 0°, sondern nur 0,364 bis 0,365 ist, liefs er sich einen Apparat construiren, mit dem er einen solchen Versuch in der kurzen Zeit von etwa anderthalb bis zwey Stunden anstellen

konnte. Versuche mit denselben, welche hier beschrieben werden, lieferten Resultate, welche im Mittel ganz mit den früheren übereinstimmen. — *Melloni über das Gesetz der Abnahme der strahlenden Wärme mit der Entfernung von der Wärmequelle* (Ebendaf. S. 124). Es verdient sehr vielen Dank, daß der Herausgeber durch die Uebersetzung und die Aufnahme dieser und ähnlicher Abhandlungen in die Annalen d. Ph. die Aufmerksamkeit des Lesers auf *Melloni's* tief sinnige und gehaltreiche Untersuchungen hinzulenken suchte. Die Fortpflanzung der Wärme im strahlenden Zustande ist nämlich der des Lichts so ähnlich, daß die Physiker keinen Anstand genommen haben, für Wärme und Licht, was die Intensitätsabnahme vom Ursprungs-orte betrifft, ein und dasselbe Gesetz anzunehmen, nämlich, daß die Intensität der Wärme, wie die des Lichts, sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernungen verhalte. In der That scheint dieses Gesetz eine nothwendige Folge aus der Natur der Actionen zu seyn, die, von Einem Punkte aus nach allen Seiten ausgehend, nach geraden Richtungen wirken; allein da er die Grundlage für die Theorie der strahlenden Wärme ausmacht, so schien dem Vf. der experimentelle Beweis desselben ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, der auch um so erheblicher ist, als die Resultate seiner Versuche zu der unerwarteten Folgerung führen, daß die Intensität der Wärme sich umgekehrt beynahe wie der einfache Abstand von der Quelle verhalte. — *Derselbe über die Ursache des frühzeitigen Schmelzens des Schnees an Pflanzen* (ebendaf. S. 357). Die Untersuchungen sind zunächst gegen die Behauptungen *Fusnier's* gerichtet; während dieser nämlich meint, daß die in Rede stehende Erscheinung mit den gegenwärtigen Theorien von der strahlenden Wärme im Widerspruche stehe, behauptet *Melloni*, daß sie auf ganz einfache Weise aus denselben gefolgert werden könne. Richtig bemerkt aber noch der Herausgeber, es werde, hierbey auch die Annahme nothwendig, daß durch den Act der Absorption an den dunklen Baumstämmen u. s. f. die Qualität der Wärmestrahlen verändert werde, so daß die von einem im Sonnenscheine erwärmten Körper ausgesandten Strahlen absorptionsfähiger seyen, als die auf ihn eingefallenen. — *Derselbe über den Durchgang der strahlenden Wärme* (1839, Bd. 48, S. 326). Die umfassenden Versuche des Vfs. über die-

sen Gegenstand hatten ihn auch darauf geführt, selbst in den durchsichtigen Körpern eine auswählende Absorptionskraft anzunehmen, welche derjenigen, die die farbigen Mittel auf das Licht ausüben, vollkommen analog ist. Er experimentirte in dieser Beziehung zunächst mit geschwärzten Steinsalzplatten, mit schwarzem Glimmer und schwarzem Glase und fand, daß die strahlende Fluth der Flammen und der Quellen von hoher Temperatur nicht bloß verschiedene Arten von leuchtender Wärme, sondern auch mehrere Arten von dunkler Wärme enthält. — *De la Rieve's und Marcet's Untersuchungen über die specifische Wärme* (1841, Bd. 52, S. 120). Diese Untersuchungen bilden nur einen Vorläufer zu einer größeren Darstellung der über die specifische Wärme der Gase angestellten Versuche. Aber schon aus diesem ersten Theile ergeben sich die interessanten Resultate: 1) daß die einfachen Körper, deren spec. Wärme nicht oder nicht gut bestimmt worden war, dem *Dulong-Petit'schen* Gesetz zu folgen scheinen, nämlich, daß chemisch-äquivalente Mengen einfacher Stoffe eine gleiche specifische Wärme haben; 2) daß der Kohlenstoff allein eine weit geringere specifische Wärme besitzt, als er nach seinem Atomgewichte, sowie es jetzt angenommen wird, haben müßte; 3) daß die einfachen Gase eben so, wie die zusammengesetzten, bey gleichem Volumen eine gleiche specifische Wärme haben, daß es aber unter den zusammengesetzten Gasen einige giebt, die eine andere specifische Wärme besitzen; 4) daß das Gesetz für die specifische Wärme zusammengesetzter Körper, sowohl der gasigen, als auch der tropfbarflüssigen und starren noch aufgefunden werden muß. Ein besonderer Zusatz zu dieser schätzenswerthen Abhandlung, deren Fortsetzung sehr zu wünschen, enthält die Beschreibung des Apparates und die Einzelheiten des zur Bestimmung der specifischen Wärme der Gase angewandten Verfahrens. — *Kries's Bemerkungen über das Gefrieren des Wassers* (1841, Bd. 52, S. 636). Aus einer Beobachtung an dem Wasser eines pneumatischen Feuerzeugs, welches aus einem kalten Zimmer in ein warmes getragen worden, ergiebt sich, daß die geringe Bewegung des Tragens hinreichend war, das Gefrieren des in dem kalten Zimmer noch flüssig gewesenen Wassers in dem warmen Zimmer zu veranlassen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

P H Y S I K .

LEIPZIG, b. Barth: *Annalen der Physik und Chemie*, herausgegeben zu Berlin von J. C. Poggendorff u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

V. *Abhandlungen über Gegenstände der Polaritätslehre (des Magnetismus und der Elektrizität)* — *Munk of Rosenfeld, Untersuchungen über Elektrizität, mit besonderer Rücksicht auf die Theorie der galvanischen Kette* (1838, Bd. 43, S. 193 u. 440). Diese sehr umfassende Abhandlung betrifft vorzüglich: 1) *Jäger's* trockne Säule; 2) die durch elektrische Ströme hervorgebrachten Ladungsercheinungen, wobey sich ergibt, daß der Strom einer gewöhnlichen, nassen, galvanischen Kette größer ist als der Strom einer elektrischen Maschine, wenn beide durch die vollkommenen Leiter gehen; ferner daß auch der Strom der Elektrirmaschine unvergleichbar größer ist, als der Strom der galvanischen Kette, wenn beide durch Körper geleitet werden, die sich der Natur der Nichtleiter nähern; endlich, daß, wenn die Elektrizität in einem Leiter aus irgend einer Ursache im Zustande der Strömung ist, die elektrischen Differenzen, welche der Strom hervorbringt, zum Theil in Spannungen übergehen. Interessant sind dabey besonders noch die Versuche über die Ladungsercheinungen bey nassen Ketten, Versuche, aus welchen so viel hervorgeht, daß, nachdem die Wirkungen einer galvanischen Kette in einer neutralen Flüssigkeit durch längeres Schließen geschwächt worden ist, sie nur in dem Falle durch das Hineinthun einer Säure wieder hergestellt wird, wenn diese mit dem negativen Metalle in Berührung kommen kann. — *Poggendorff, über einige Magnetisirungs-Erscheinungen mit Zusätzen über den Inversor*, *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z.* 1841. *Dritter Band.*

über die *Saxton'sche Maschine*, sowie über *Fechner's experimentum crucis* (1838, Bd., 45, S. 353). Reihen sich auch wirklich die hier erwähnten Erscheinungen längst bekannten Thatfachen an, so scheinen sie doch aller Aufmerksamkeit der Physiker sehr werth zu seyn, weil sie vor Allem auf eine sehr evidente Weise die Nothwendigkeit darthun, daß bey allen genauen Messungen der magnetischen Intensität des elektrischen Stromes Magnetstäbe von bedeutender Masse oder in hinreichendem Abstände angewendet werden müssen, damit die Ablenkungswinkel klein und sonach die temporären Magnetisirungen verhütet werden, denen selbst der härteste Stahl ausgesetzt ist. — *Grove, die volta'sche Säule von großer elektrochemischer Kraft*. (1839, Bd. 48, S. 300). Eine Vermuthung, daß die Thätigkeit einer aus Gold, Platin, Salzsäure und Salpetersäure zusammengesetzten volta'schen Säule durch Vertauschung des Goldes mit Zink wesentlich verstärkt werden müsse, bestätigte sich auf's Schönste. Ein einziges kleines Platten-Paar, bestehend aus einer amalgamirten Zinkplatte von einem Zoll Länge und einem Viertelzoll Breite und einem Platincylinder von Dreyviertelzoll Höhe, nebst einem Pfeifenkopfe und einem kleinen Glase, bildeten eine Kette, welche das mit etwas Schwefelsäure gefäuerte Wasser leicht zersetzte. Bey dieser Kette ist die Wirkung constant und kein Niederschlag zeigt sich auf dem einen oder anderen Metalle; sie bietet den Vortheil dar, die Wirkung der concentrirtesten Salpetersäure benutzen zu lassen. Hiernach verfertigte sich *Gr.* eine runde Säule von nur 4 Zoll im Durchmesser und $\frac{3}{4}$ Zoll Höhe, bestehend aus 7 sehr kleinen Gläsern und 7 Pfeifenköpfen. Sie euthält in Allem 20 Quadratzoll Metallfläche und giebt beynahe 1 Kubikzoll Gas in 2 Minuten, wetteifert also mit gewöhnlichen Säulen von 50 bis 60 Platten (vgl.

daneben *Grüel*, über eine vortheilhafte Construction der Grove'schen Kette (1840, Bd. 51, S. 381). — *Derfelbe*, über die Unwirksamkeit verdünnter Säuren auf amalgamirtes Zinn (ebend. S. 310). Das Amalgamiren des Zinns, was schon im vorhergehenden Versuche angewendet wurde, suchte der Vf. auf mehrere Metalle, besonders auf Kupfer und auf Zinn anzuwenden; aber nur das Amalgamiren des Zinks hatte den erwünschten Erfolg, weil das reine Quecksilber, wenn es auch nicht als positives Metall auftreten kann, dennoch auch nicht in mehreren Fällen als negatives Metall einer volta'schen Kette zu wirken vermag, und zwar wegen seiner Eigenschaft sich mit den positiven Elementen der Elektrolyten zu verbinden, welche es in demselben Grade positiv machen, als das Metall, mit welchem es gepaart ist. — *Roberts's Verbesserung der volta'schen Säule* (1840, Bd. 49, S. 532). Diese Verbesserung, welche in der Vertaufung des Kupfers mit Eisen besteht, ist schon längst, und zwar durch die auch schon in *Gilbert's Annalen der Physik* (1808, Bd. 28, S. 474) mitgetheilte Angabe *Göttling's* bekannt gewesen. (*S. Erdmann's Journal für Chemie* 1841, Heft 23 u. 24). — *W. Weber, unipolare Induction* (1841, Bd. 52, S. 353). Diese Abhandlung enthält die Resultate höchst wichtiger Versuche, welche nach folgenden Grundideen angestellt wurden: 1) die Induction auf allen Wegen von dem berührten Punkte der cylindrischen Oberfläche zu dem berührten Ende der Drehungsaxe ist gleich, wenn die magnetischen Fluida überall gleichmäfsig getheilt sind; 2) wenn der galvanische Strom gleichzeitig auf mehreren Wegen von der Oberfläche des Cylinders zur Axe geht, auf denen allen die Induction gleich ist, so ist die Induction eben so stark, als wenn er blofs auf einem Wege hindurchgeht; 3) die Induction ist unabhängig von der Zahl der Punkte, welche an der Oberfläche des Cylinders berührt werden; 4) die Induction ist unabhängig von der Länge des Cylinders, dessen Moleküle alle gleich stark magnetisch sind; 5) die Induction ist unter sonst gleichen Verhältnissen dem Querschnitte des Cylinders proportional; 6) wenn unter den verschiedenen Wegen, welche durch den Cylinder gehen, einige sind, für welche die Induction gröfser, andere, für die sie kleiner ist, so wird der Strom eben so stark seyn, als wenn er auf dem letzten Wege allein durch den Cylinder gegangen wäre; 7) wenn der Cylinder in allen

Theilen gleich stark magnetisch ist, so wird durch zwey Umdrehungen ein Strom inducirt, welcher dem Strome gleich ist, der von demselben Cylinder durch einen Wechsel in einer, aus einer Umwindung bestehenden Inductorrolle hervorgebracht wird, vorausgesetzt, dafs der Durchmesser der letzten gegen die Länge des Cylinders sehr klein ist; 8) wenn einige Theile des Cylinders stärker, andere schwächer magnetisirt sind, so ist der durch zwey Umdrehungen des Cylinders inducirte Strom schwächer, als der durch einen Wechsel, vorausgesetzt, dafs der Draht der Inductorrolle nur eine gegen die Länge des Cylinders sehr kleine Umwindung bildet. — *Poggendorff, über die Wirklichkeit des Uebergangswiderstandes bey hydroelektrischen Ketten* (1841, Bd. 52, S. 497). Unter den verschiedenen Elementen, welche bisher als Bedingnisse für die Stärke galvanischer Ströme aufgestellt worden sind, hat in der That keins im Allgemeinen weniger Beachtung gefunden, als der Uebergangswiderstand. Die meisten Physiker scheinen ihn nicht einmal zu kennen, und von denen, welchen er dem Namen nach bekannt ist, wird er zum grofsen Theil entweder bezweifelt, oder geradezu für eine Hypothese erklärt. Nur wenige sehen ihn als eine Thatfache an. Um so wichtiger erscheint denn diese Darstellung, durch welche das Vorhandenseyn auf eine eben so bestimmte, als klare Weise dargethan wird, eine Darstellung, welche lehrt, 1) dafs es unzweifelhaft einen von der Elektrizitätsleitung im Inneren der Körper unabhängigen Uebergangswiderstand an der Grenzfläche starrer und flüssiger Leiter giebt, und dafs dieser nicht erst im Laufe der Wirkung des elektrischen Stromes auftritt, sondern schon vom ersten Anbeginn desselben da ist; 2) dafs dieser Widerstand nach der Natur der Flüssigkeit und des dieselbe berührenden Metalles verschieden ist; 3) dafs derselbe im hohen Mafse von der Oberflächenbeschaffenheit des Metalles bedingt wird; 4) dafs er eine Function der Stromstärke in den einzelnen Punkten der Gränzfläche zwischen starren und flüssigen Leitern, und zwar desto gröfser ist, je schwächer diese ist, und dafs er eben deshalb, bey gleicher Gesamtstärke des Stromes in der Gränzfläche, nicht im einfach umgekehrten Verhältnisse der Gröfse dieser Fläche, sondern in einem kleineren steht; 5) dafs er mit steigender Temperatur abnimmt; 6) dafs zwischen Metallen kein Uebergangswiderstand vorhanden ist. —

Von großer Wichtigkeit sind nun außerdem noch die seit mehreren Jahren in diesen Annalen mitgetheilten Experimental-Untersuchungen *M. Faraday's*. Der in 17 Reihen bestehende Umfang von 2074 Angaben seiner Experimente erlaubt jedoch wegen seiner Verschiedenartigkeit und Weitläufigkeit hier keine kurze Darstellung.

VI. *Abhandlungen über Gegenstände der Adhäsionslehre.* — *Mile's Versuch einer neuen physikalischen Theorie der Capillarität* (1838, Bd. 45, S. 287). Diese Abhandlung umfaßt eine große Reihe subtil angestellter Versuche über die Erscheinungen der capillaren Attraction und Repulsion, aus denen der Vf. sich zu dem Schlusse berechtigt fühlt, daß das Capitel über die capillare Attraction und Repulsion eine Stelle in der Mechanik einzunehmen habe, wo diese Erscheinung als Wirkung einer von der Oberfläche der tropfbaren Flüssigkeiten ausgehenden mechanischen Spannkraft, die aber die gewöhnliche, durch Wärmerepulsion modificirte moleculare Attraction, den Uebergang vom Mechanismus zum Chemismus bilden könnte. — *Oersted's Vorrichtung zur Messung der Capillarität* (1841, Bd. 53, S. 614). Der Apparat besteht aus rechtwinklich gekrümmten Communicationsröhren, deren oberes Ende einen kupfernen Ring, welcher nach oben hin dicker wird und dessen breiter Rand plangeschliffen ist, trägt. Auf diesen Rand passen mehrere durchbohrte, unten plangeschliffene Platten. Im Uebrigen müssen wir auf die durch Zeichnungen erläuterte Abhandlung selbst verweisen.

VII. *Abhandlungen über Gegenstände der Chemie.* — *Berzelius's Untersuchung einiger Säuren, welche mit Schwefelsäure aus organischen Stoffen gebildet werden* (1838, Bd. 44, S. 369). Die Säuren, welche den Gegenstand dieser eben so schwierigen, als unsichtsvollen Untersuchung des berühmten Vfs. ausmachen, sind: die Itäthionsäure, Benzinschwefelsäure, Naphthalinschwefelsäure, Naphthalinunterschwefelsäure, Glutununterschwefelsäure, Sulphonaphthalid, Sulphonaphthalin, Hirnfett. — *H. Rose, über die Auffindung der Strontianerde* (ebendaf. S. 445). Die Auffindung der Strontianerde bey qualitativen Untersuchungen hat insofern Schwierigkeiten, als alle Fällungsmittel derselben auch die Baryterde und die Kalkerde mehr oder weniger vollständig niederzuschlagen. Dagegen dürfte Kaliumeiseneyanür auf negative Weise und zwar deshalb

zum Entdeckungsmittel der Strontianerde dienen, weil dieses Reagens mit Kalkerde und Strontianerde, selbst auch mit Talkerde, nicht aber mit Strontianerde eine schwer lösliche Verbindung, als Niederschlag, bildet. — *Scheerer, über die Producte, welche bey der Verwitterung des Schwefelkieses in der Natur gebildet werden* (1838, Bd. 45, S. 188). Eine sehr belehrende Abhandlung, in welcher gezeigt wird, daß nicht allein der Leberkies, wie dieses schon längst bekannt war, sondern selbst auch der gewöhnliche Schwefelkies durch allmähliche Einwirkung von Licht und Feuchtigkeit eine Zersetzung erleidet. Die Producte dieser Zersetzung sind 1) eine dunkelbraune Substanz, welche das Mineral mehr oder weniger durchdringt und in demselben nach unten zunimmt; sie besteht in 100 Theilen aus 80,73 Eisenoxyd, 6,00 Schwefelsäure und 13,57 Wasser; darunter befindet sich 2) ein Product, welches deutlich von jenem geschieden, von hellgelber Farbe und tropffleinartig gebildet ist; seiner chemischen Zusammensetzung nach stellt es ein Doppelsalz dar, bestehend aus 49,89 Eisenoxyd, 32,47 Schwefelsäure, 5,37 Natron und 13,09 Wasser; 3) das letzte Product stellt einen weißlichen Ueberzug oder höchstens kleine weißse Krystalle dar, welche aus Gyps bestehen. Der Schwefelkies, an welchem *S.* diese Verwitterungsproducte fand, kommt in den Alaunschiefen des Moduner Kirchspieles und seiner Umgegend vor. — *Berzelius's Methode zur Untersuchung von Stahl-, Stab- und Guß-Eisen.* (1839, Bd. 46, S. 42). Die Methode zeichnet sich durch Kürze und Zuverlässigkeit aus. — *Scanlan, über die Schwärzung des salpetersauren Silberoxyds durch's Licht* (1839, Bd. 46, S. 632). Aus der Abhandlung erhellt, daß dieses Präparat bey gänzlichem Entferthalten organischer Substanzen am Lichte weiß bleibt, und nur unter Mitwirkung dergleichen organischer Staubtheile u. s. w. am Lichte schwarz wird. — *H. Rose, über die Fällung einiger Metalloxyde durch Wasser* (1839, Bd. 48, S. 575). Hierher gehören das Eisenoxyd, die Zirkonerde, die Thorerde, das Ceroyd, das Zinnoxid, die Titanäure, die Tantaläure, die tellurigte Säure, auch in gewisser Hinsicht die Molybdänäure, die Wolframäure so wie die Vanadinäure. — *G. Crassó's chemische Untersuchung der zeretzten Feldspathkrystalle aus dem rothen Porphyre von Ilmenau* (1840, Bd. 49, S. 381). Nach den Resultaten der hier ihrem Gange nach beschriebenen Analy-

fen besteht dieses interessante kaolinunähnliche Zeretzungsproduct in 100 Theilen aus 49,458 kohlenfaurer Kalkerde, 23,167 Kieselsäure, 12,528 Eisenoxyd, 7,299 Thonerde, 0,608 Talkerde, 0,170 Manganoxydul, 2,120 Kali und 0,211 Natron.— *Mitscherlich, über den Zusammenhang der Krystallform und der chemischen Zusammensetzung* (1840, Bd. 49, S. 401). Die Bestimmungen, welche hier mitgetheilt werden, schliessen sich an die früher von demselben Vf. in dieser Hinsicht gemachten interessanten Entdeckungen unmittelbar an und betreffen Substanzen, welche in morphologischer Rücksicht bisher nur wenig Beachtung gefunden hatten. Die weiteren Gründe, nach welchen sich ein Causalzusammenhang der Krystallform und der chemischen Zusammensetzung für die hier erwähnten Substanzen nachweisen läßt, hier darzulegen, müssen wir übergehen, so wichtig sie auch unstreitig sind. — *H. Rose, über die Gährungsfähigkeit der Zuckerarten* (1841, Bd. 52, S. 293). *R.* macht besonders auf den hisher so oft unbeachtet gelassenen Unterschied zwischen der Gährungsfähigkeit des Rohrzuckers und Traubenzuckers aufmerksam.— *Mitscherlich, über die chemische Verwandtschaftskraft* (1841, Bd. 53, S. 95). Diese Abhandlung betrifft die beiden Beweise 1) das die Annahme von zusammengesetzten Atomen, die durch Auscheidung von Wasser oder von Verbindungen des Wasserstoffs mit elektronegativen Substanzen gebildet werden, auch die Thatfachen, worauf die Substitutionstheorie und die der Typen gegründet ist, vollständig

erkläre; und das 2) bey vielen organischen Verbindungen, aufer der chemischen Verwandtschaftskraft, noch eine andere, die Zeretzung derselben hindernde Ursache vorhanden sey. So interessant die Thatfachen sind, welche zu Gunsten der Beweise hier erwähnt werden, so störend sind die atomistischen Ansichten, welchen der Vf. noch immer, und so auch hier huldigt. — *H. Rose, über die Quecksilberoxydulsalze* (ebendaf. S. 117). Die Salze, deren Verhalten *R.* gemäß seiner Versuche hier beschreibt, sind: schwefelsaures, pyrophosphorsaures, kohlenfaures, essigsaures, oxalsaures, weinsteinsaures, citronensaures und bernsteinsaures Quecksilberoxydul. Aus den Versuchen selbst geht so viel hervor, das das Quecksilberoxydul in allen Quecksilberoxydulsalzen die Eigenschaft hat, durch Behandlung mit Wasser, besonders bey dem Kochen damit, in Oxyd und in Metall zu zerfallen und das durch Wasser aus ihnen nicht basische Oxydulsalze erzeugt werden. Das Zerfallen des Quecksilberoxyduls und des ihm ähnlichen Kupferoxyduls in Oxyd und in Metall ist eine diesen Oxydulen eigenthümliche Eigenschaft, die nicht, wie es bisweilen geschehen, durch die prädisponirende Verwandtschaft der Säuren zu den höheren Oxyden des Quecksilbers und des Kupfers erklärt werden kann, denn diese haben, als schwächere Basen, als die Oxydule, auch eine schwächere Verwandtschaft zu den Säuren.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

MEDICIN. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp: *Beobachtungen über die weiße schmerzhaftige Schenkelgeschwulst der Kindsbeterinnen*, von *A. Clemens*, Dr. der Medicin und Chirurgie, ausübendem Arzte, Wundarzte und Geburtshelfer, vormals Oberwundarzte am Feldhospitale des Hannoverschen Reservecorps u. s. w. 1837. 34 S. 8. (4 Gr.)

Zum Andenken an die erste Secularfeyer der Stiftung der Universität Göttingen geschrieben. Zuerst spricht der Vf. über die verschiedenen Ansichten, welche von den Schriftstellern zur Begründung des Wesens dieser Krankheit aufgestellt wurden;

hierauf äußert er sich dahin, eine Venenentzündung, die er nach einem Aderlasse am linken Arme und nach einer durch die Umstände gebotenen Compression auf die Wunde entstehen gesehen, habe wohl am meisten dazu beygetragen, ihn der Ansicht derer beyzugefellen, welche das Wesen der *Phlegmasia alba* in eine Phlebitis setzten; denn alle Zeichen der Fußgeschwulst habe er hier am Arme zum Vorschein kommen sehen; zuletzt erzählt er diesen Fall. — Auf einen dauernden Werth macht diese Brochüre wohl keinen Anspruch.

C. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

P H Y S I K .

LEIPZIG, b. Barth: *Annalen der Physik und Chemie*, herausgegeben zu Berlin von J. C. Poggendorff u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

B. *Abhandlungen über Gegenstände der speciellen Naturwissenschaften.*

I. *Abhandlungen über meteorologische Gegenstände.* — Cappocci, über die Periodicität der Aërolithen. (1840, Ergänzgsbd. I, S. 320). Die wiederholt fast zu derselben Zeit Statt gefundenen Meteorstein-, Feuerkugel- und Sternschnuppen-Fälle ließen beym Vf. die Idee an besondere, hiezu privilegirte Tage aufkommen und veranlaßten ihn, seine deshalb angestellten Beobachtungen in einer Abhandlung mitzutheilen, aus welcher sich merkwürdige Resultate ergeben. 1) Im planetarischen Raume giebt es Zonen oder Ströme von mehr oder weniger feinen nebligen Materien, in einem mehr oder weniger starken magnetischen Zustande; und diese Zonen durchläuft die Erde, bey ihrem periodischen Umlaufe, successiv an verschiedenen Tagen; 2) die gleichsam unfühlbarsten dieser Theilchen schlagen sich auf die magnetischen Pole unserer Erde nieder und veranlassen dadurch die Nordlichter; 3) etwas weniger kleine Theile (bey welchen außer der magnetischen Kraft, sich auch die Wirkung der allgemeinen Gravitation zu äußern beginnt) werden von der Erde angezogen und zeigen sich in Gestalt von Sternschnuppen; 4) dieselben Theile in einem etwas gröberem Zustande geben auf gleiche Weise zu den glänzenden Erscheinungen Anlaß, die unter den Namen der Feuerkugeln, Aërolithen u. f. w. bekannt sind. Wegen ihrer grösseren Masse gelangen diese Aërolithen, ohne sich zu verzehren oder sich gleichsam in Asche anzulösen, bis in *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.*

kleine Entfernungen von der Erdoberfläche; allein dann geschieht es immer, daß sie durch Anhäufung von Electricität und Wärme zerpringen, wie wenn die Vorsehung dadurch einen zu heftigen Stoß gegen den Erdkörper hätte verhindern wollen; 5) die Kometen endlich, deren Masse man bekanntlich immer sehr klein gefunden hat, sind nichts Anderes, als die größten dieser Aërolithen, oder vielmehr Uranolithen, welche, der Anziehung der Planeten entweichend, Zeit genug hatten, ihren Lauf im Planetenraume unabhängig zu verfolgen und so viel Materie an sich zu reißen, daß sie von der Erde aus sichtbar werden. — Graeger's *Beyträge zur Meteorologie* (1841, Bd. 53, S. 637). Diese Beyträge betreffen Untersuchungen, welche hauptsächlich in der Absicht angestellt wurden, den Einfluß der Winde auf den Gang der meteorologischen Instrumente kennen zu lernen, und diesen mit dem an anderen Orten ermittelten vergleichen zu können. Für die Herleitung der in diesen Fällen vorzüglich entscheidenden Mittelwerthe aus den gegebenen Beobachtungen stellt der Vf. den Satz auf, daß man den Werth einer beobachteten GröÙe proportional betrachten kann der Anzahl ihres Vorkommens. Bey Anwendung dieses Principes erhält man die aus Beobachtungen herzuleitenden wahren mittleren Werthe. Hiernach sind denn für den oben bezeichneten Werth zwey tabellarische Uebersichten beygefügt, von denen die eine sich auf den Gang des Barometers, Psychrometers und Thermometers an einem Tage nach dreyständigen Beobachtungen, deren andere sich auf die Veränderungen der Instrumente nach den Winden bezieht, wobey die GröÙe nach angegebenen Formeln berechnet ist.

II. *Abhandlungen über oryktognostische und geognostische Gegenstände.* — Naumann's *Beyträge zur*

Kryсталlographie (1838, Bd. 43, S. 243). Es wird jedem Mineralogen von großem Interesse seyn, hier die zuerst von *Weiss* geltend gemachten, in analytisch-geometrischer Weise entwickelten Gesetze der Zonenbildung an Krytallen in der so leicht falschen Sprache *Naumann's*, klar dargestellt zu finden. Diese trefflichen Beyträge bilden zugleich einen Anhang zu des Vf. classischem Lehrbuche der reinen und angewandten Krytallographie, wo zwar die analytisch-geometrische Methode so viel als möglich angewendet worden ist, aber die Zonenlehre keiner Bearbeitung unterworfen wurde. Bey Ausfüllung dieser Lücke hat der Vf. zugleich die gediegenen Arbeiten berücksichtigt, welche *Neumann* und *Quenstedt* für diesen Theil der Krytallographie geliefert haben. — *Sefström's Untersuchung über die auf den Felsen Skandinaviens in bestimmter Richtung vorhandenen Furchen und deren wahrscheinliche Entstehung* (1838, Bd. 43, S. 533). Diese Abhandlung stellt eine ausführlichere Darstellung der bereits im 38 Bde. S. 614 vorläufig mitgetheilten Beobachtungen des Vfs. dar, begleitet von einer Karte, auf welcher die Furchenrichtungen durch Pfeile bezeichnet sind, woraus hervorgeht, daß die diese Furchen veranlassenden Strömungen in der Richtung von Nord nach Süd erfolgten. Die Abhandlung ist um so schätzenswerther, als sie zugleich über viele andere geologische Phänomene Aufschluß erteilt. — *Wöhler, über zwey neue Kobalt-Mineralien von Skutterud in Norwegen* (ebendaf. S. 591). Die hier mitgetheilten Bestimmungen beziehen sich vorzüglich auf die chemische Zusammensetzung zweyer Mineralien, die zu den Kiesen gehören. Diese Analysen *Wöhler's* verdienen um so mehr Beachtung, als sie mit denen von *Scheerer* (in Norwegen) harmoniren (vergl. Bd. 42, S. 546). Das eine, welches in 100 Theilen aus 30,91 Eisen, 4,75 Kobalt, 17,78 Schwefel und 47,45 Arsenik besteht, nennt *W.* *Kobaltarsenikkies*; das andere, dessen Krytalle in 100 Theilen 18,5 Kobalt, 1,3 Eisen und 79,2 Arsenik enthält, belegt *S.* mit dem Namen *Arsenikkobaltkies*. — *Naumann, über die Zeichnung der Krytallformen* (1838, Bd. 44, S. 155). Diese Abhandlung betrifft die Vertauschung der klinographischen Projection mit der orthographischen. Dieselbe zeichnet sich vor jener durch große Bequemlichkeit für die theoretische Begründung wie für die praktische Ausführung

aus. Denn wenn die Projectionsfläche von den Gesichtslinien immer rechtwinklich getroffen wird, so stehen beide in einem so einfachen Verhältnisse der gegenseitigen Abhängigkeit, daß nur die Lage der Projectionsfläche gegeben zu seyn braucht, um das Problem in seiner größten Allgemeinheit auflösen zu können. Die elegante Auflösung dieses Problems bildet hier zugleich eine Ergänzung desjenigen Abschnittes des Lehrbuches der Krytallographie, welchen *Naumann* der Zeichnung der Krytallgestalten gewidmet hat. — *Haidinger, über ein interessantes Vorkommen von Kalkspath im Basalttuff* (1838, Bd. 45, S. 179). Eine sehr interessante Mittheilung, aus welcher hervorgeht, daß das Mineral der Gestalt nach strahlige Individuen und ganze Krytalle darstellt, welche ursprünglich Arragonit, nämlich das prismatische Kalk-Haloid gewesen waren, aber beym Zerbrecen weder das krytallinische Gefüge, noch auch den Bruch des Arragonits, sondern des rhomboëdrischen Kalkspaths zeigt, woraus hervorgeht, daß die schon gebildeten Arragonit-Krytalle durch einen nachträglichen Proceß in Kalkspath umgewandelt worden. — *Hausmann und Wöhler, über das Schilfglaserz* (1839, Bd. 46, S. 146). Da das Schilfglaserz zu den seltensten, ausschließlich nur im Sächf. Erzgebirge vorkommenden Erzeugnissen des Mineralreichs gehört, so ist die Beschreibung, nach sehr guten Exemplaren, um so werthvoller. Die Krytalle stellen Rhombenocäeder in mancherley Combinationen dar, vom muschlichen Bruche, einem spec. Gew. = 6,194, einer Härte 2—2,5 (nach *Mohs's* Scale), geringer Sprödigkeit, stahlgrauer Farbe und metallischem Glanze. Rückfichtlich der chemischen Zusammensetzung besteht es der idealen Form nach aus 23,05 Silber, 30,91 Bley, 27,50 Antimon und 18,52 Schwefel $[= (\text{Ag}^3 \text{''} \text{Sb} + 2 \text{Pb}^3 \text{''} \text{Sb}) + (\text{Ag}^2 \text{''} \text{Sb} + \text{Pb} \text{''} \text{Sb})]$. — *Scheerer, über den Euxenit, eine neue Mineralpecies* (1840, Bd. 50, S. 149). Das Mineral, welches sich bey Jöllter im nördlichen Bergenshuus-Amt in Norwegen findet, ist im Aeufseren dem Thorit ähnlich, von einem specif. G. = 4,60 und nach 100 Theilen chemisch zusammengesetzt aus: 49,66 titanfäurehaltiger Tantalensäure, 7,94 Titanfäure, 25,09 Yttererde, 6,34 Uranoxydul, 2,18 Ceroxydul, 0,96 Lanthanoxyd, 2,47 Kalkerde, 0,29 Talkerde und 3,97

Wasser; also alle Ansprüche auf skandinavisches Indigenat machend. — *Naumann's Beyträge zur Conchyliometrie* (1840, Bd. 50, S. 223 und Bd. 51, S. 245). Die große, wahrhaft erstaunenswerthe Regelmäßigkeit, welche viele Conchylien, zumal die Schalen der Cephalopoden und Trachelipoden besitzen, veranlaßte den Vf., darüber nachzudenken, ob und wie sich wohl diese Regelmäßigkeit auf mathematische Gesetze zurückführen lassen werde. Und in der That entdeckte er die überraschenden Gesetze dieser Bildungen, wonach die an ihnen vorkommenden Windungsabstände eine geometrische Progression bilden, welcher viele Gesetze entsprechen, die hier der Reihe nach mathematisch bestimmt werden. Es sind außerdem noch anderweitige Angaben hierüber vom Vf. zu erwarten. — *Svanberg's Untersuchung des Pikrophyll, eines neuen Minerals von Sala* (1840, Bd. 50, S. 662). So sehr es dem Salit in mancher Hinsicht gleicht, so differirt es dennoch besonders rücksichtlich der Härte und des specif. Gew. von jenem ab, was den Vf. zu einer chemischen Untersuchung desselben veranlaßte, wonach es denn ebenfalls vom Salit verschieden ist; seine chemische Zusammensetzung entspricht nämlich der Formel $3 Mg S^2 + 2 Aq$. — *Der selbe, Untersuchung des Geokronits und Hydrophits, zweyer in Schweden vorkommenden neuen Mineralien* (1840, Bd. 51, S. 535). Der Geokronit ist ein Schwefelmetall,

dessen Zusammensetzung mit der Formel: $Pb^5 \left\{ \begin{array}{l} \text{Si} \\ \text{A} \end{array} \right\}$

harmonirt, während der Hydrophit ein Silicat darstellt und dem Serpentin ähnlich ist, und nur durch den größeren Eisenoxydulgehalt von diesem sich unterscheidet, indem *Svanberg's* Analyse gemäß die Formel für den Hydrophit mit $2 \binom{M}{f} S^2 + \binom{M}{f} Aq^3$ zu schreiben ist.

Der Raum erlaubt nicht, von der übrigen großen Anzahl mineralogischer Abhandlungen den Inhalt anzugeben. Auch werden alle die hier erwähnten Untersuchungen wohl hinreichen, zu zeigen, daß diese Zeitschrift durch die täglich zunehmende Reichhaltigkeit ihres Inhalts sich allen Freunden der Naturwissenschaften empfiehlt.

K. D.

MINERALOGIE.

DRESDEN u. LEIPZIG, in der Arnold'schen Buchhandlung: *Vollständiges Handbuch der Mineralogie* von *August Breithaupt*, Dr. der Philosophie, Professor der Oryktognosie an der königl. Sächf. Bergakademie zu Freiberg u. s. w. Zweyter Band. Des speciellen Theiles erste Abtheilung. Mit 4 Tafeln Zeichnungen. 1841. VIII u. 406 S. gr. 8. (2½ Thlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1837 No. 60.]

Schon gemäß der Andeutungen in der Vorrede zum ersten Bande sollte der zweyte Band zunächst der Lehre vom Gebrauche der Charakteristik, sowie der Darstellung des Chemismus der Mineralien gewidmet seyn, bevor zur Physiographie oder zu den Charakteren der Classen, Ordnungen, Species geschritten werden könnte.

Man wird sich nämlich bald davon überzeugen, daß bey allen Vorzügen der Charaktere zur Orientierung im Systeme selbst doch auch der Gebrauch der Charakteristik durch Erklärungen wesentlich erleichtert wird. Soll daher ein Mineral systematisch bestimmt werden, so hat man zunächst alle seine wesentlichen Kennzeichen richtig zu beobachten, aufzufuchen und zu notiren. Nur unter dieser Voraussetzung und indem man die Charakteristik (des Verfassers vom Jahre 1832) mit zur Hand nimmt, werden die darauf bezüglichen Erläuterungen auch gewiß sehr nützen können.

Diesen Erörterungen zur Seite steht die Darstellung der chemischen Verhältnisse des Mineralreichs, *der chemische Theil der Charakteristik*. Dieser Abschnitt erstreckt sich zunächst auf alle die Lehren, welche zum Verständnisse der eigenthümlichen Art der Zusammensetzung der Mineralkörper erforderlich sind, weshalb die Begriffe der binären und binärgliederter Verbindungen, so wie die Grundgesetze der Stöchiometrie hier vorzüglich ihre Stelle finden. Da außerdem die Kenntniß der chemischen Eigenschaften der Mineralien, d. h. ihr Verhalten in wässrigen Flüssigkeiten und vor dem Löthrohre ebenfalls ein Mittel zur Bestimmung und Unterscheidung der Mineralien bildet, so wird auch hier diese wichtige Aufgabe so gründlich abgehandelt, als es einer bloß approximativen Bestimmung der chemischen Zusammensetzung angemessen

ist. Endlich ist hier auch noch das geognostische Verhalten der Mineralien zur Sprache gebracht, ein Verhalten, welches in der Art und Aufeinanderfolge der Begleiter eines Mineralen, so wie in der Art der Lagerstätte desselben besteht, und einen in vielfacher Hinsicht belehrenden Gegenstand der Beobachtung darbietet. Die Arten des Zusammenvorkommens gewisser Mineralien sind nämlich nicht allein häufig von einem bestimmten und in den entlegensten Gegenden unseres Planeten sich gleichförmig wiederholenden Charakter, sondern es bilden sich auch die einzelnen Glieder einer Formation nur in einer bestimmten Aufeinanderfolge, so lange das Gebirgsgestein ein und dasselbe bleibt. Es sind in solchen Beziehungen constante geognostische Charaktere unverkennbar, und dieselben verdienen in jeder, besonders aber in der genetischen Methode der Mineralogie eine Berücksichtigung, obgleich man jene Charaktere nicht zur evidenten Erkennung der Mineralien mit anwendet. Vorzüglich wird durch die Aufmerksamkeit, welche man dem geognostischen Verhalten der einzelnen Mineralspecies widmet, eine bequeme Wiedererkennung mit befördert; oft auch erklärt sich aus der Art des Vorkommens eines Mineralen die Entstehung desselben sehr einfach. Und wiederholen sich

an einer Stelle die Glieder einer Formation nicht, so erleidet die Folge des relativen Alters, in der Art des Aufeinander Sitzens der Mineralien, keine oder höchst selten eine Ausnahme. Selbst auch das alleinige Auftreten gewisser Mineralien in einer bestimmten Formation der Gebirgsmassen ist in nicht wenigen Fällen auch bezeichnend.

Alle diese Erscheinungen gehören gleichsam zur Kenntniß des Haushaltes der Mineralien. Und Alles, was auf dergleichen Erscheinungen Bezug hat, das ist, sofern demselben gründlich beyzukommen war, nach altem und sehr löblichem Gebrauche, auch in diesem Handbuche mit berücksichtigt worden. Alle Mineralien, welche in Uebereinstimmung mit der oben erwähnten Charakteristik des Vfs. zu der ersten und zweyten Classe gehören und zum großen Theile in dieser Abtheilung des 2 Bandes bereits eine Stelle gefunden haben, sind nämlich nicht allein sehr genau und vollständig beschrieben, sondern es sind auch den Beschreibungen der einzelnen Species einige Notizen über das geognostische und geographische Vorkommen derselben in zweckmäßiger Kürze beygefügt, so daß denn das ganze Werk zu den vollständigsten aller Handbücher gehören wird. St.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Morin: *Neue Skizzen aus dem Alltagsleben* von Friederike Bremer.

Auch unter dem besonderen Titel:

Streit und Friede, oder: Einige Scenen in Norwegen. Aus dem Schwedischen. 1841. 225 S. (1 Thlr.)

Es kann uns nur angenehm seyn, hier auch ein Wort zu den vielen, die bereits über ein Bremer'sches Geistesproduct geredet worden sind, sagen zu können. Es bedarf zwar kaum einer Zulage zu dem Gewichte, welches die über den Werth derselben entscheidende Waagschale füllt, und den *Skizzen aus dem Alltagsleben* ihren ästhetischen Gehalt zuwiegt. Was daran zu loben, ist ihnen bereits im vollen Mafse geworden. Auch bey diesem neuen Bändchen wird und kann die allgemeine Stimmung, welche der Vf. huldiget, sich nicht widersprechen. Denn es enthält dasselbe nicht nur die gelungensten Natur- und Charakter-Schilderungen, sondern auch jenes unnennbare Etwas, welches dem Stil der Vf. das allgemein Bezwingende giebt, ohne daß man die Einzelheiten, welche diese Total-Wirkung hervorbringen, aufzählen kann. Es geht uns mit den Werken dieser Schriftstellerin wie mit den Gesichtern, denen man zwar durchaus keine regelmässige Schönheit zuerkennen kann, die aber dennoch uns so anziehen, daß unser Blick immer und immer wieder sie auffuchen, aus ihren einfachen und wohlwollenden Zügen ein Belagen nehmen muß, welches sich nur empfinden,

nicht auslegen läßt. Man hat, weil man der Meinung schien, es sey doch endlich an der Zeit, die Federn, denen die Anzeige dieser Skizzenreihe oblag, zu schärfen, der Vf. zum Vorwurf machen wollen, daß sie im vorliegenden Bändchen auch die Hausthiere in ihr Gemälde wob; uns aber bedünkt es, daß gerade dies ihre genaue Kenntniß des Theiles der Landwirthschaft verräth, welcher das Gemüth anregt, oder von diesem an die sonst sehr gemeinen Substanzen desselben gewebt wird, ja dem grob Materiellen eine der Menschenseele angemessenere Tendenz giebt. Wohl dem, welcher der Landwirthschaft eine idyllische Seite abgewinnen kann, oder veranlaßt wird, sie ihr anzuleisten. Er schmückt eine rohe Lehmwand mit Bilderchen, wie kindliche Einfalt sie gern sieht, und dieselben, wo sie kann, anzubringen sucht. Tadeln möchten wir, daß die Vf. in neuester Zeit uns zu oft mit ihren schriftstellerischen Arbeiten beschenkt; möge sie sich vorerst wieder einige Ruhe gönnen, ehe sie ferner Product auf Product folgen läßt; denn auch das edelste Ernuß, wenn ihm nicht die gehörige Zeit gegeben wird, sich in seinen Bestandtheilen zu sondern, wenn es in zusammenhängendem Guffe auszulaufen getrieben wird, einige von dieser Eile bedungene Schlacken mitbringen.

Die Uebersetzungen der Bremer'schen Werke sind meistens gelungen; auch die äußere Ausstattung verdient Lob. W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 4 1.

P Ä D A G O G I K.

St. GALLEN, Verlag von Scheitlin und Zollikofer:
Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthalts im Kanton Zürich vom Jahre 1825—1839. Von J. Th. Scherr.
 4 Hefte. Erstes Heft IV u. 117, zweytes Heft 111, drittes Heft 111, viertes Heft 170 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Ohne Zweifel erinnern sich noch Viele der in den Jahren 1831—1839 im Schweizer Kanton Zürich vorgegangenen Veränderungen, sowohl in der Kirche und im Staate, als auch vorzüglich im Schul- und Erziehungs-Wesen, wie eine mehr nach humaner Aufklärung strebende Partey, in welcher — aufser *Hirzel, Orelli, Keller* u. A. — vornämlich unser Vf. wirkte, eine ziemlich durchgreifende Reform des Schulwesens einzuleiten und zu vollführen wufste, wie aber, nach der Berufung des Dr. *Straufs* zum Professor der Theologie an der Universität in Zürich (im Jahre 1839), von der mehr kirchlich - christlichen Partey, welche sich der Stimmung des Volks zu bemestern wufste, eine plötzliche, zum Theil gewaltsame Reaction ausgeübt wurde, in Folge deren sehr Viele in allen jenen Hauptzweigen der menschlichen Gesellschaft wieder auf einen anderen Fuß gebracht wurden. Den Gang aller dieser, theils mehr, theils weniger wichtigen Veränderungen, Reformen und zuletzt Gegenreformen, besonders, soweit der Vf. damit in Berührung kam, samt mehreren seiner pädagogischen Ansichten, so wie auch mehr im individuellen Lebensereignisse, anschaulich darzustellen, und von seinen Leistungen als Schulmann und nachher auch als Staatsmann, Rechenschaft abzulegen, ist der Zweck und der Inhalt des vorliegenden, ziemlich ansprechenden, Schriftwerks im Allgemeinen.

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.

meinen. Es sey uns indessen vergönnt, auch specieller darüber Bericht zu erstatten.

In Bezug auf die Periode v. 1825—1832 (Heft 1) handelt der Vf. von der Reform der Züricher Blindenanstalt, zu deren Oberlehrer er — bis dahin Schulmann im Württembergischen — im Herbst 1825 berufen wurde, von der Einrichtung eines Taubstummen-Instituts — mit eingewebten Betrachtungen über das Leben und die Bildung der Blinden und der Taubstummen, ferner von den allgemein politischen und besonderen gefelligen Zuständen im Kanton Zürich, und zuletzt von der dasigen Staatsumwälzung und dem Anfange der Schulreform. Dafs der Vf. in dem ersten Wirkungskreise etwas Tüchtiges geleistet hat, glaubt Rec. gern — auch die gedruckten Beylagen der Schrift zeugen dafür —; in Bezug auf's Einzelne aber mufs er auf die Schrift selbst verweisen. Sehr wichtig aber ist Folgendes: Schon ehe die Staatsreform vor sich gegangen war, dachte man im Kanton Zürich auch an den dasigen sehr mangelhaften — wie der Vf. sich ausdrückt — traurigen Zustand des Volksschulwesens. *Hirzel's* Schrift: über Wünsche zur Verbesserung des Landeschulwesens hatte dazu angeregt. Bald überzeugte man sich, dafs auch von Seiten der Regierung etwas Bedeutendes geschehen müsse. Vom Erziehungsrathe wurden Berichte und Gutachten von allen Pfarrern und Kreisinspectoren eingeholt, und zu Anfange des Jahres 1830 erschien der von *Hottinger* verfasste Bericht. Aber erst im Juni 1831 wurde die Reform wirklich begonnen. Zu Mitgliedern des Erziehungs-Rathes wurden gewählt: die Regierungsräthe *Hirzel, Hottinger, Hüni, Sulzer* und *Meyer*, die Professoren *Orelli* und *Escher*, der Hofrath *Horner*, die Pfarrer *Füsli* und *Wyss*, der Diakonus *Bleuler*, der Kreislehrer *Dindliker* und unser Vf., der Ober-

lehrer *Scherr*. Letzter verdankte die Erwählung hauptsächlich auch seinen literarischen und praktischen Bestrebungen im Gebiete des *Volkschulwesens*, namentlich seiner Schrift: „Anfichten über den Zustand des Volkschulwesens im Kanton Zürich“ (b. Orell, Füssli u. Comp. 1831). Es wurden sodann berathen: die Geschäftsordnung des Erziehungs-Raths, die Organisation der Bezirksschulpflegen, der Gemeindeschulpflegen, des Schullehrer-Seminars und der Schulfynode. Der Entwurf über das Schullehrer-Seminar war des Vf. erste legislative Arbeit. Ueber das sehr mangelhafte Wissen der Aspiranten zu den Seminaristen-Stellen spricht er gleichfalls (S. 88). Endlich wurde der Vf. zum Seminar-Director ernannt, beschließt aber schon dieses erste Heft mit Erwählung kleiner literarischer Fehden, in welche er sich einlassen mußte.

Die 2 Periode geht von 1832 bis 1836 und umfaßt die ganze *Zürcherische Schulreform* (2 Heft). In neun, theils kürzeren, theils längeren Abschnitten beschreibt hier der Vf. 1) das *Schullehrer-Seminar* (zu Küssnacht) in den ersten Jahren seines Bestehens, wo Rec. jedoch mehr pädagogische und didaktische Mittheilungen, als so ausführliche Beschreibung zweyer Erholungsreisen (S. 4, 22) gewünscht hätte. — Was er in jener Hinsicht mittheilt, z. B. daß die Zöglinge, nächst der religiösen Bildung, vorzüglich im richtigen Denken, Sprechen und Schreiben geübt würden, wird jedes tüchtigen Pädagogen Beyfall finden. — 2) Die *Schulgesetzgebung*, wo, außer *Orelli*, sich vorzüglich der Vf., durch seinen Entwurf eines organischen Gesetzes für die Volksschulen, thätig bewies, aber von Seiten des Lehrers *Nägeli* einen heftigen, doch fruchtlosen Widerspruch zu erfahren hatte. — Eine Uebersicht des Gesetzes, auch die mittleren Schulen und die Universität umfassend, wie es zuletzt die Sanction sowohl des Regierungs-Raths, als auch des großen Rathes erhielt, wird hier gleichfalls vorgelegt (S. 22 — 29). — 3) Die *neuen Lehrmittel* für die Volksschulen, vom Erziehungs-Rathe theils entworfen, theils bloß geprüft und eingeführt, unter welchen besonders das sogen. *Realbuch*, in seinen verschiedenen Theilen von Verschiedenen entworfen, viele Arbeit verursachte (S. 29 — 39). — 4) Der *Stadler Aufruhr*, gegen mehrere Lehrmittel gerichtet (S. 40 — 46). — 5) Die *Lehrerprüfungen* in Folge des neuen Schulgesetzes, welches zwar eine Erhöhung des Einkommens der Schullehrer

festsetzte, aber sie auch verpflichtete, sich entweder einer sofortigen Prüfung, oder einem Erziehungs-Curse im Seminare zu unterwerfen. Es ist interessant, hier zu lesen, welche verschiedene Entschlüsse der Schullehrer das Gesetz zur Folge hatte, wie der Vf., im Verein mit anderen Commissarien, bey den Prüfungen, zu Werke ging, und welche zum Theil traurige Wahrnehmungen von Unkunde, selbst im religiösen Gebiete gemacht wurden — die einzelnen Beyspiele hier jedoch zu freygebig mitgetheilt. — Es folgten hierauf die Prüfungen der neuen *Aspiranten* des Lehrstandes, wozu der Erziehungs-Rath eine Commission von 10 — 12 Mitgliedern, die aber nach den Fächern in 4 Sectionen vertheilt wurden, ernannte, und durch welche, bis zum Schlusse des Schuljahres 1835 — 1836 180 neue Mitglieder des Lehrstandes befähigt wurden (S. 47 — 66). 6) Die *Schulinpectionen*, denen sich vorzüglich der Vf. unterzog, gleichfalls viel Mangelhaftes ergebend (S. 66 — 74). 7) *Weitere organisatorische Arbeiten*, wohin der Vf. a) seine Schrift „Ueber Bildungsstufen, Lehrcurse, Vertheilung des Unterrichtsstoffs u. s. w.“ rechnet, b) seine Schrift über Zucht und Ordnung in den Volksschulen, c) seinen „Allgemeinen Lehrplan“ für dieselben (S. 74 — 80). 8) Eine *Schulfynode*, im Herbst 1834 gehalten, und 9) die Einwirkung dieser Reformen auf andere Kantone (S. 83 — 92), worauf wieder mehrere Beylagen, bis zum Schlusse des Hefts, folgen.

Dritte Periode von 1836 — 1838, welche der Vf. bezeichnet: „*Der Kampf widerstrebender Meinungen über die Fortführung der Zürcherischen Schulreform*“ (3 Heft), umfaßt Folgendes: 1) *Friedliche Gegenwirkung* unter den Beförderern der Schulreform, Kampf, Beruhigung. Der Vf. beschreibt hier seine zum Theil sehr angefochtene Stellung im Erziehungs-Rath, be ruht sich unter Anderem auf das Zeugniß eines Zeitblatts unter dem Namen: „Der Constitutionelle“, und berichtet endlich über die für ihn rühmlichen Verhandlungen, sein Entlassungsgesuch betreffend. Zu Ende des Jahres 1838 schien sich Alles gut zu gestalten (S. 1 — 21). 2) Der *Schulpapst, Lehrer-Tyrann, Seminar-Despot*, alles Ausdrücke, welche man gegen den Vf. richtete, deren Grundlosigkeit aber von ihm gezeigt wird (S. 22 ff.). 3) Die *politische Thätigkeit*, worin derselbe, bey Gelegenheit der Schweizer-Differenzen mit der Französischen Regierung, verwickelt

wurde, und welche — wie Rec. glaubt — in der Folge zu dessen Sturze beytrug. 4) Das *gesellige Leben* in Zürich u. s. w., wobey der Vf. grosse — Klagen über den Haß und Neid mancher Einwohner zu Küsnach erhebt. Ein Unglück ist es, wenn erst solche Leiden-schaften in den Mitbürgern rege gemacht werden (S. 51 ff.). 5) Der *pädagogische Beobachter*, eine Zeitschrift, welche der Vf. seit dem Jahre 1835 herausgab, und wovon er S. 65 — 67 eine interessante Inhalts-Uebersicht liefert, so wie in diesem Abschnitte auch über seinen Streit mit Dr. *Blüntschli*, die Hochschul-debatte u. s. w. spricht (bis zum Schlusse dieses Hefts, S. 89), worauf wieder nicht unwichtige Beylagen folgen.

Endlich im *4ten Hefte* berichtet uns der Vf. über das *so wichtige Jahr 1839 und seine nächsten Folgen*, und zwar

1. noch Mehreres über die *politischen Gestaltungen* von 1831 — 39, im Allgemeinen, wo er fast alle Zweige des Gemeinwesens berührt, ja sich sogar über das *kirchliche Leben* und die Ansichten der Geistlichen und des Volkes ausspricht — ein Schritt zum Besseren vom Pfarrvicar *Häselin* gethan, indem er einen eignen Jugendgottesdienst einrichtete, und die Kinderlehre umgestaltete. — Alles mit Berührung des Unterschiedes zwischen der Partey der Städtischen und der der Republicaner oder Radicaalen — 2. über die *Berufung des Dr. Straufs*, als Professor an die Universität in Zürich, dem Dr. *Landerer*, als 2ten Competenten, gegenüber, wo der Vf. zuerst den Bürgermeister *Hürzel* wegen seines religiösen, doch freyen und toleranten Sinns lobt, — dann die ganze Verhandlung beschreibt, wie die Hälfte der Stimmen für den Dr. *Straufs*, die Hälfte für den Dr. *Landerer* im Erziehungsrathe sich erklärte, der Präsident *Hürzel* aber für Jenen den Ausschlag gab. Zehnstündige Verhandlung des grossen Rathes über einen Antrag des Antisten *Füssli*, wo von beiden Seiten mit grosser Geisteskraft gestritten, zuletzt aber für die Berufung entschieden wurde (S. 17 — 28). 3. *Der Hornungsturm und die Vertreibung des Dr. Straufs* — theils auf verfassungsmässigem Wege, durch das Petitionsrecht, theils auf verfassungswidrige Weise. Es soll dagegen ein ausgezeichnete Professor von verschiedenen evangelisch-christlichen Grundätzen berufen werden. Grosse Volksbewegung von den Landgemeinden zur Unterstützung dieses und ähnlicher Wünsche. Am

19 März Entscheidung des grossen Rathes, das Prof. *Straufs* in den Ruhestand versetzt werden solle. Zu bewundern ist des Vf. historisches Talent, den Vorgang eines so unruhvollen Zeitpuncts mit solcher Genauigkeit und Bestimmtheit zu schildern (S. 29 — 59). 4. *Erster Sturm gegen die Volksschule, das Seminar und den Seminar-Director*. Hier erzählt der Vf. mehrere Verunglimpfungen, die ihm von Seiten der städtisch-kirchlichen Partey, theils mittelbar, theils unmittelbar widerfahren, wozu die Meinung, das er die Berufung des Dr. *Straufs* — eines Schwaben — vorzüglich betrieben, nicht wenig beytrug. Auch die neuen Schullehrer waren vielfachen Angriffen und Schmählungen ausgesetzt, selbst von Geistlichen, die früher durchaus nicht orthodox waren (?). Selbst die Ausstellung von Zeugnissen der Pfarrer über die Leistungen und das Betragen der Schullehrer wurde gehindert, bis das der Erziehungs-Rath solche Zeugnisse fordern liess, wo dann in einem Beschlusse vom 13 April 1839 dem Volksschullehrer-Stande seine Zufriedenheit bezeugt wurde u. s. w. Noch trauriger ist die Darstellung der Beleidigungen u. sogar Thätlichkeiten mancher Art, die der Vf. und das Seminar zu Küsnach — wie er behauptet — theils wirklich zu erdulden, theils doch zu befürchten hatten, welche man aber in dem Buche selbst nachlesen wolle. Schliesslich werden in diesem Abschnitte mehrere Vorwürfe, die das Central-Comité des Volks dem Schullehrer-Stande machte, durch des Vf. Versicherungen des Gegentheils bestritten und beseitigt (S. 60 — 95). — 5. spricht der Vf. über seinen *Vaterschmerz* und seine *Lehrerfreude*, ersten, das er einen hoffnungsvollen kleinen Sohn durch plötzliches Absterben verlor, und letzte, das ihn die Mehrzahl der Seminarzöglinge durch einen Besuch in der Gegend von Konstanz, wo er sich damals mit Urlaub aufhielt, überraschte und erfreute. 6. *Empörungszug des Pfarrers Hürzel von Pfäffikon* gegen die Stadt Zürich. Es lag demselben — nach des Vf. Ansicht — der Voratz der Gegenpartey zum Grunde: „Wir ruhen nicht, bis *Hürzel*, *Keller*, *Scheer* und *Ulrich* vertrieben sind.“ Da die ganze Haltung und der Erfolg des gedachten unglücklichen Zuges eine mehr politische war, so läßt Rec. das Einzelne der geschichtlichen Darstellung auf sich beruhen, und bemerkt nur, das derselbe nicht ohne Vergiessen von Bürgerblut abging (S. 112 ff.) — nach Inhalt des *7ten Ab-*

schnitts: Blutiger Kampf in der Stadt Zürich. Es ist fast unglaublich, wie eine Schweizerische, also doch im Grunde Deutsch gesinnte Volkspartey einen solchen verfassungswidrigen Gewaltschritt thun konnte, in Absicht dessen Rec. jedoch auf der Schriftwerk selbst verweisen muß, wo unter Anderem auch die geistlichen Lieder angeführt werden, die der kriegerische Zug von Landleuten sang. Endlich 8. folgt noch *das Ende der republicanischen Periode und die nächsten Mafsregeln der städtischen Gewalt*, zum Theil auf Zeugnissen und Berichten Anderer beruhend. Zu den nächsten Mafsregeln gehörte dann auch die Suspension des Vf. als Seminar-Director, welche nach dem Beschlufs vom 23 Octob. dess. Jahres auf zwey Gründen beruhte: 1) Des Vf. Wirksamkeit stehe im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung. 2) Das Wohl des Seminars erfordere dessen Entfernung. Wie der Vf. hingegen aus anscheinend gerechten Gründen den Recurs an den Regierungs-Rath ergriff, aber damit abgewiesen wurde, wie endlich sich, bey einer andern Gelegenheit, sehr kräftige Stimmen im großen Rathe für ihn erhoben, und wie daher seine Entlassungssache vor die Gerichte gebracht ist, bildet den Schluß dieser für den Kanton Zürich gleichfalls sehr wichtigen Periode. Auch hier sind mehrere Belege dem Werke beigefügt.

Ist es nun dem wohl zu fern stehenden Rec. vergönnt, über den ganzen Hergang eine Meinung zu äußern: so ist es die, daß des Vf. Verdienste als Pädagog, Schulmann und Schulinspector, auch Mitglied des Erziehungs-Rath im Ganzen unverkennbar sind, daß aber sowohl er, als auch mehrere andere Züricher Staats- und Schul-Männer den bisherigen Stand der dortigen Volksbildung, sowie auch das gute Recht der

gläubigen evangelischen Kirche, nicht gebührend berücksichtigt, daß namentlich der Vf. in seinem zu lebendigen Eifer und seiner Regsamkeit für das gemeine Beste, ohne die nöthige Umsicht und Bescheidenheit gerechten Anlaß zu dem Vorurtheile gab, als wolle er den alten evangelisch-kirchlichen Glauben dem Volke rauben. Will man nämlich den Vf. nach dem Inhalte der vorliegenden Darstellung im Allgemeinen charakterisiren: so kann man ihr nicht ohne Grund den württemberg-zürichischen *Dinter* nennen, jedoch nicht als Theolog, sondern nur als Schulmann betrachtet; und nur des Letzten höhere Stellung in der Kirche und in der gelehrten Welt macht einen bemerkbaren Unterschied aus.

Was endlich die *schriftstellerische Form und den literarischen Werth* dieser Schrift betrifft, so ist die erste in dem obigen Auszuge bereits angedeutet, und hat im Ganzen des Rec. Beyfall. Unfreiwillig erzählt der Vf. in einem klaren, ansprechenden und wohlgeordneten Stile, und zwar mit vieler Offenherzigkeit, wenn er sich selbst kleiner Fehler bewußt ist. Zu bewundern ist auch seine Bekanntschaft mit den verschiedenen handelnden Personen, und seine gewifs sehr getreue Relation der Verhandlungen in den höchsten Behörden des Kantons (z. B. nach S. 133 vom großen Rathe). Kurz, es ist dem Rec. kein Werk bekannt, wo man, aufser den pädagogischen Ansichten und Winken, so umständlichen und geistvollen Aufschluß über das innere Leben des Züricher Volks und seiner Oberen in jener vielbewegten Zeit erhielt, als aus dem vorliegenden.

Druck und Papier sind gut wie meistens bey Schweizer-Büchern. Ph. G. B.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *St. Gallen*, b. Scheitlin und Zollikofer: *Winterabende in Schwellbrunn*. Eine Sammlung dramatischer Spiele für Kinder und Erwachsene in schriftdeutscher Sprache und Züricher Mundart. Von *Jacob Stutz*, Verfasser der Gemälde aus dem Volksleben. 1841. Zwey Bändchen. 1tes Bdchen. XXIX u. 105, 2tes Bdchen 158 S. 12.

Ganz ungemeyn wohl gemeint, aber höchstens an der Stelle, wo sie entsprossen, sind diese dramatischen Spiele anwendbar. Sie langweilen, sobald sie im Ernst sich umthun wollen, indem sie dabey in die alleralltägliche Breite zerfließen. Das in Züricher Mundart geschriebene Lustspiel hat für das jener Mundart ungewöhnte Ohr schon durch dieselbe etwas zum Lachen

Reizendes, und mag daher seinen Namen behalten; wie es auf den eigenen Landsmann wirken wird, kann Rec. nicht beurtheilen, da er kein Schweizer ist.

Blüthen und Früchte solcher Art sprossen in Einer Nacht aus dem lockeren Boden, schmecken nach ihrer Geburtsstelle und erheben nur unmerklich sich über dieselbe. Die ihnen zukommende Stelle in der Reihe der Vegetabilien soll ihnen jedoch unbestritten bleiben.

Den hier vorliegenden dramatischen Spielen ein äußerlich gefälliges Ansehen zu geben, hat die Verlagshandlung sich angelegen seyn lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 4 1.

M E D I C I N.

KÖNIGSBERG, b. Gebrüder Bornträger: *Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Aerzte und Physici von Ludwig Wilhelm Sachs*, der Medicin und Chirurgie Doctor, der praktischen Medicin ordentlichem Professor, und der medicinischen Klinik und Poliklinik Director an der Universität Königsberg, mehrerer gelehrten Gesellschaften ordentlichem und correspondirendem Mitgliede, Ritter des St. Wladimir - Ordens IV Classe, und *Friedrich Philipp Dulk*, der Philos. Dr., der Chemie ord. Professor an der Universität Königsberg, der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg d. Z. Präsidenten u. s. w. Erster Theil. 1830. XLVI u. 832 S. Zweyter Theil. Erste Abtheilung. 1832. VIII u. 686 S. Zweyten Theiles zweyte Abthlg. 1833. 814 S. Dritter Theil. 1839. VIII u. 1286 S. 8. (18 Thlr. 12 Gr.)

Nichts ist wohl schwieriger, als sich die Arzneimittellehre in einem correlativen Verhältnisse zu den übrigen heutigen Doctrinen der Medicin, in so fern wir diese als einen integrirenden Theil der Gesamtnaturwissenschaften betrachten müssen, zu denken, da sie, dem Zufalle oder Instincte des Kranken entsprungen, sich noch nicht über den flachen Boden der Empirie zu erheben vermochte, und der Kranke, wie der Vf. sich ausdrückt, nicht Gegenstand ruhiger wissenschaftlicher Forschung seyn mag. Dafs dies ein Scheingrund ist, werden wir auf den ersten Blick gewahr. Der Kranke, der dem Arzte vertraut, wirft sich entweder der rohen Empirie, oder der wissenschaftlichen Forschung in die Arme: der Empiriker tappt im Finstern, wir wollen ihm sogar Heilinstinct einräumen, *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.*

wie aber die Arzneimittellehre mit ihm daran ist, können wir daraus entnehmen, dafs er uns die Naturheilskraft gar nicht selten in ihrer ganzen Glorie erkennen läßt, indem der arme Kranke, nach dem Stande der Krankheit und der Anwendung der Arznei (im weitesten Sinne) wissenschaftlich gewürdigt, hätte zu Grunde gehen müssen. Der wissenschaftliche Forscher unterscheidet Natur- und Kunst-Heilung: wo jene ausreicht, entbehrt er dieser, und wo er diese nicht kennt, überläßt er sich jener. Welcher gewissenhafte Arzt, der, mit offener Stirne, sich nicht Mühe giebt, mit faurem Schweisse zu sagen, was er nicht weiß, wird uns hierin wohl nicht beystimmen? Und wenn im äussersten Falle, wo voraussichtlich weder auf dem einen, noch dem anderen Heilwege etwas zu erzielen ist, ein Experiment, auf wissenschaftliche Apriorität basirt, wirklich angestellt wird, ist auch dieser Weg nicht dem der rohen Empirie vorzuziehen? Welche Wahl unter den Aerzten von beidem Genre wird nun der Kranke, der mit solcher Lage der Dinge bekannt geworden, treffen? Dafs wir freylich unser Urtheil hierin modificiren müssen, je nachdem wir es mit intelligenten Menschen oder mit dem grossen Haufen zu thun haben, versteht sich von selbst, und was wir bisher gesagt, kann auch nur von crsten gelten. Die Nonintelligenz ist der eigentliche Gegenstand jener praktischen Heilkunst, welche der Wissenschaftlichkeit entbehrt, — der Charlatanerie, deren Machtübung auf die Kranken nicht in Abrede zu stellen ist, indem sie hauptsächlich auf Erregung des Vertrauens beruht, daher auch die Hinneigung des gemeinen Volkes zur Afermedicin und zu den Aferärzten. Diese Medicin ist es, von der *Goethe* so schön, als wahr sagt:

Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt,

Um es am Ende geh'n zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann u. s. w.

Daß von dieser Seite der Arzneimittellehre kein Licht leuchtet, weil dies die eigentliche *medicinische Müncherey* genannt werden darf, haben wir kaum zu berühren.

So sind denn nicht die Kranken an der Darniederhaltung der Arzneimittellehre Schuld (Erniedrigung können wir nicht sagen, weil sie noch nicht erhöht war), sondern einzig und allein an den Aerzten ist sie gelegen, selbst wenn sie die Wissenschaftlichkeit der Medicin nicht außer Augen ließen, wie dies die Geschichte lehrt. Selbst das abstracteste Philosophem übte darauf seinen Einfluß, und so entstanden die mannichfachen systematischen Darstellungen, eben so schön zum Vortrage vom Catheder herab, als unbrauchbar am Krankenbette.

Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück.

Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.

Warum die Pharmakologie so weit hinter den Naturwissenschaften, zumal der Physik und Chemie, wie auch der Noologie selbst zurückgeblieben, liegt einzig und allein darin, daß sie, so zu sagen, außer allem wissenschaftlichem Verbande da steht, wie denn auch die *Materia medica* so manches Cathedermannes für den Zuhörer eine *Materia emetica* ist. Schon *Rademacher* hat sich hierüber in mancher Beziehung ausgesprochen (Briefe über Aftermedicin. 1804, u. a. 14 u. 16 Brief), und was *Osthoff* (Der schlechten Aerzte Schuldbuch, 1810) im Allgemeinen über die wissenschaftliche Richtung (oder vielmehr Nichtrichtung) der Aerzte sagt, gilt heute noch eben so gut oder so schlecht. Hat man ja unserer heutigen Heilkunde es als Hoch- und Staatsverrath angerechnet, daß sie in den Naturwissenschaften wissenschaftlichen Fuß zu fassen sich bestrebt (*Marcus* über die Entwicklung und den gegenwärtigen Standpunct der Medicin. 1838), wodurch der Heilkunst, dem „Höchsten in der Medicin“ wozu sie sich nur erheben kann, der Untergang bereitet werde. (Hört! Hört!) Demnach wäre das Verhältniß der Wissenschaft zur Kunst ein sehr zurückgedrängtes, da doch in der Wissenschaft die Anleitung,

in wiefern die Kunst in Begriffe und bestimmte Vorschriften zu fassen ist, liegen muß, und wir können sohin nicht absehen, wie jenes Höchste in der Medicin ohne Naturwissenschaften erreichbar wäre, wenn wir es nicht mit der Charlatanerie identificiren wollen. *Paracelsus* sagt sehr wahr: „Ein Arzt ist, der da öffnet die Wunderwerke Gottes männiglich. Denn was ist im Meer, das dem Arzt soll verborgen seyn? Nichts! Was ist im Meer, das er nicht soll öffnen? Nichts! Er soll's hervorbringen! Und nicht allein im Meer — in der Erden, in der Luft, im Firmament!“ Oder sollen wir heute noch hinter diesem großen Geiste zurückgeblieben seyn und in metaphysischen Träumereyen und empirischer Finsterniß nach, wie vor, forttaumeln? Derartige Doctrinäre helfen dem Aufblühen einer Arzneimittellehre nicht, und es handelt sich nur darum, wie wir dazu gelangen können, sie zu einer „mit sich und in sich selbst verständigten Erfahrungswissenschaft“ zu erheben.

Alle bisherigen Versuche zu einer systematischen Darstellung sind mißrathen, und müssen es ferner, wenn sie einseitig auf Theorem oder Empirie basirt sind, daher denn auch der Vf. es vorzieht, in alphabetischer Ordnung die Arzneimittel abzuhandeln, zumal da die allgemein physikalischen und naturwissenschaftlichen Doctrinen, so wie die Physiologie und Pathologie zu weit vorgeschritten sind, als daß gleiche Schritte auf ihnen gehalten werden könnten. Um jedoch die große wissenschaftliche Lücke zwischen Pathologie und Therapie einerseits und der Pharmakologie andererseits einigermaßen auszufüllen, so glaubt der Vf., diesem Endzwecke am besten durch Aufstellung und Befolgung des Grundsatzes zu entsprechen, daß die Darstellung der Arzneywirkungen im Verhältniß zur kritischen Erörterung der Krankheitsprocesse, gegen welche jene gerichtet werden, stehen müsse. Der Gedanke ist schön, genial; ob aber auch wahr, das ist eine andere Frage. *Curantur aegri in cathedra, moriuntur in lectulis*, sagt *van Swieten* (*Oratio de medicina simplici vera*, 1759) und gegen solchen Vorwurf wollen wir uns denn doch verwahren. Wenn wir *G. E. Stahl* (*Propempticon inaug. de methodo medicandi*, 1702) über die Arzneimittellehre vernehmen, was heute noch so wahr ist, als damals, so haben wir auf diesem Wege wenig Ausbeute zu erwarten, und *Capivaccius*, der glückliche Praktiker,

behält immer noch Recht: *Discite meam methodum, et habebitis mea arcana*. Wir fragen nur, wie steht es um unsere kritischen Erörterungen in der Physiologie? Welche Waagschale, die unseres Wissens oder die unseres Nichtwissens, giebt den Ausschlag? Blicken wir hin, und das Backenaufblasen vergeht uns. Wie kann es nun um unsere kritischen Erörterungen in der Pathologie stehen? Und wie in der Therapie? *Contra-ria contrariis, — similia similibus* — welche Widersprüche! *Derivation, Revulsion* nicht zu vergessen. Welch anderes Weber-Meisterstück soll zu Tage gefördert werden, als ein Hypothefengewebe, gleichwohl gemacht für die *Vita brevis*, nicht aber für die *Ars longa*? Der allopathische Heilgrundsatz ist, *ceteris paribus*, in der Erfahrung so gut begründet, als der homöopathische, und die *Methodus revulsoria*, wie auch die *derivans* haben oft schon geleistet, was die eine oder andere der oben genannten. In welchem Verhältnisse erscheinen nun z. B. in einem gegebenen Falle die Mittel der erwähnten vier Methoden zu den pathologischen (vielmehr physiologisch-pathologisch-therapeutischen) kritischen Erörterungen? Ist die Wahl unter den vieren gleichgültig? Und wenn sie es nicht ist, welche Anleitung hiezu? Oder hat Stahl so ganz Recht (a. a. O.): „*Suffecerit hactenus dicta in tria verba collegisse: Methodus medicandi arcanum?*“ — Was wir hier im Allgemeinen über des Vfs. aufgestellten Grundsatz für Bearbeitung der Arzneimittellehre angedeutet (da wir eine ziemliche Bogenzahl damit füllen könnten), werden wir im Verlaufe unserer Kritik hin und wieder speciell zu erörtern Gelegenheit haben.

Wenn nun auch dieser Weg des Vfs. für den Arzt nicht dient,

Dafs er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die Kreuz und Quer
Irlichtere hin und her.

wäre kein anderer einzuschlagen? — Wir können ihn nur von einer Verführung der wissenschaftlichen Parteyen erwarten. Was von der sogenannten Allopathie für die Nosologie geschehen ist, und noch geschieht, das muß die Homöopathie für die Pharmakologie leisten. Zwischen beiden steht die Therapie in Mitte, aber immer noch ohne Zusammenhang, woraus auch schon ersichtlich, wohin des Vfs. kritische Erörterungen führen, dahin nämlich, dafs auch der Blinde se-

hen lernt, wie kritisch noch Alles bey uns steht. Gehen wir aber von den Wirkungen der Arzneimittellehre auf den gefunden Organismus aus, so zwar, dafs wir sie von jedem einzelnen in ihrer Erscheinungsweise in ein Bild zusammenfassen, wie wir auch ein Krankheitsbild entwerfen, dann können wir uns in eine kritische Erörterung einlassen, können das Bild der Arzneiwirkung mit dem entsprechenden oder entgegengesetzten Bilde der Krankheit zusammenhalten, iatrogenetisch und pathogenetisch untersuchen und vergleichen, physiologisch würdigen und naturhistorisch sogar systematisiren. Eine derartige Bearbeitung der Arzneimittellehre wäre eine zeitgemäße zu nennen, womit aber noch nicht gesagt seyn soll, dafs Hr. Sachs für die Nachwelt (mit Rabener zu reden) geschrieben, daher ihn die Mitwelt nicht zu lesen brauche, da vielmehr der Weg, den er eingeschlagen, in der Art noch nicht verfolgt, nur die Ueberzeugung verschaffen soll, dafs wir auch so keinen Schritt weiter gekommen. Unsere ganze Heilkunst beruht auf Leitung oder Hervorrufung der Reaction gegen die gegebene Krankheit, und namentlich gilt es der örtlichen Reaction bey der sogenannten homöopathischen Heilmethode; es wären sonach für die noch zu ermittelnde Summe der örtlichen Reactionen die entsprechenden Arzneimittel auch zu ermitteln, und ohne Zweifel hätten wir einen kleinen, aber sehr gewichtigen Arzneimittelschatz, wie wir denn auch von allen unseren Heroen nicht anders wissen. (Vgl. *Rau's Organon*, J. A. L. Z. 1841, E. B. No. 36 — 38.) Denselben analog die Krankheitsfamilien zu ordnen, dürfte auch zu näherer Erläuterung dieser verhelfen.

Nebst dem haben wir aber auch noch *Pia desideria* an Hrn. Dulk zu stellen, der den pharmakognostischen und pharmaceutischen Theil bearbeitete. Wir haben alle Achtung für seine Tüchtigkeit; allein so weit unsere organische Physik in der Physiologie und Pathologie zurück ist, so stehen wir in dieser Beziehung doch beynahe der Pharmacognosie und Pharmacie gleich, zwar durchaus kein Trost für uns, aber doch ein Wegweiser für unser Nichtwissen, wo wir es abzuschütteln haben. Eine andere Frage ist das Wie. Die (imponderablen) Grundkräfte des Makrokosmos durchdringen in sehr mannichfachen Allianceabstufungen alle Mikrokosmen, die alle von jenem abhängig, auch unter sich in sehr verschiedener Wechselbeziehung zu einander stehen. Dasselbe gilt denn auch von unserer

Gesundheit und Krankheit. Wie diese durch die ganz allgemein bezeichneten Kräfte bestehen, so werden sie auch durch dieselben gestört und zur Norm reducirt (*sit venia verbo* der Kürze wegen). Wie steht es nun um die physikalischen Eigenschaften der störenden Momente, der gestörten Organismen und der normirenden Arzneimitteln, und da wir allenthalben dem Scheine nach die Chemie eine Rolle spielen sehen, in welchem Verhältnisse steht diese zur Physik oder eigentlich, wie wird diese durch jene bedingt? Hieraus geht denn klar hervor, daß, wenn wir z. B. den Lebensprocess (den inneren Stoffwechsel und die Thätigkeitsäußerungen) einer medicamentösen Pflanze näher kennen, wir auch ihre Heil-Beziehung zu einem Krankheitsprocess, der uns aber auch in der in Rede stehenden Beziehung bekannt seyn muß, im Geiste zu erfassen vermögen. Wie viel hierin noch zu thun, wer soll es nicht auf den ersten Blick erkennen? Daß uns die neueste Chemie, die organische genannt, hiezu kein Scherfelein giebt, glauben wir nicht beanstanden zu können.

Nachdem wir nun unsere frommen Wünsche den beiden gelehrten Hn. Vfn. so beyläufig an's Herz gelegt, ohne näher zu berühren, was wir bey anderen Gelegenheiten in diesen Blättern hierüber vorgebracht, so wollen wir nun weiter an das Werk selbst gehen. Je wichtiger eine Arzneysubstanz, desto kritischer und ausführlicher muß die Darstellung seyn. Hierin stimmen wir bey; auch nehmen wir gern an, daß das medicinische Nichtwissen so gut, als das Wissen, zu berücksichtigen sey.

In der Vorrede zum ersten Bande wird versprochen, das Ganze in drey Bänden zu liefern, zu welchem Zwecke auch ein Citatensparsystem eingehalten wird. Denken wir aber dabey an Hn. *Sachs*, wie er 1828 bey Herausgabe seines natürlichen Systems der praktischen Medicin, berechnet auf 4 Theile (wovon die 3 letzten, Gott weiß, in wie vielen Bänden, heute noch erscheinen sollen) Wort gehalten, und nehmen wir dazu, daß das medicinische Nichtwissen auch seinen Platz, und zwar nach Verhältniß einen sehr großen einnehmen soll und muß, so war im Voraus an der Richtigkeit des Voranschlags zu zweifeln, wie sich denn auch bestätigte, aber nicht hätte bestätigen müssen, wenn nicht eine gewisse Schreibseligkeit, woran einzig und allein unser Nichtwissen Schuld war, sich eingemischt hätte.

Was noch eine besondere Einleitung von 26 S. anlangt, welche gleichsam Dollmetscher seyn soll, so möchten wir sie für überflüssig erachten, da ja Hr. *Sachs* als Arzt zu Aerzten spricht, zu den Physicians und nicht zu den Practicioners, und in dieser seiner Sprache verstanden zu werden, hätte voraussetzen dürfen, wenn er anders nicht darauf ausgeht, das, was er nicht weiß, in einer poetischen Blumen- oder philosophicirten Hieroglyphen-Sprache zu geben, und dieß wäre eitles Bemühen. Das erste Capitel giebt „Erklärung einiger allgemeiner, die Arzneimittellehre betreffenden Begriffe,“ und das zweyte „Bemerkungen über Arzneygaben.“ Wenn wir auch das *trifolium philosophicum* aus Schwaben, *Schelling*, *Wagner* und *Hegel*, zu Hülfe nehmen wollten, im Allgemeinen im Bereiche der Naturwissenschaften Begriffe festzustellen, so sind diese als hervorgegangen aus der Vorstellung, doch immer nur schwankend, da bis jetzt noch eine Auscheidung der Facta und Ficta problematisch ist. Doch sind wir über die Begriffe, die der Vf. aufstellt, so weit einig, daß wir mit ihm verstehen, was wir unter Organismus, Leben, Sterben, Individualität, Aeußerliches, Reiz, Erregung, Erregbarkeit, Reizempfänglichkeit, Nerv und Blut, Perceptibilität und Incitabilität, und Actuosität, Gesundheit, Krankheit, Heilung, Heilmittel u. dgl. uns zu denken haben. Was über Arzneygaben gesagt wird, ist viel zu wenig, als daß es der Wichtigkeit des Themas entsprechen könnte, namentlich, da nothwendig die Resultate der homöopathischen Erfahrung, wie z. B. der Carlsruher Hygea, hiebey in Betracht gezogen werden müssen, wodurch die Dosenlehre (abgesehen von der Streukügelchen-Batterie) merkliche Ergänzungen gewinnt. Es ist dieß unstreitig eins der schwierigsten Capitel der allgemeinen Heilmittellehre, da man sich darüber nicht einmal Hegelisch ausdrücken kann, sondern rein an das *Resumé* der Erfahrung halten muß. Ist diese groß, so wird auch das *Resumé* groß seyn und wichtig, und umgekehrt.

Wie leicht einzusehen, war diese längere Verweilung bey Vorrede und Einleitung geboten, so fern wir den allgemeinen Standpunct des Hn. *Sachs* insbesondere kennen lernen und würdigen mußten. Wenden wir uns nun zum Speciellen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

M E D I C I N .

KÖNIGSBERG, b. Gebrüder Borntäger: *Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Aerzte und Physici von Ludwig Wilhelm Sachs und Friedrich Philipp Dulk u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Erster Theil. *Abrotanum*, verdient hier keine Stelle. — *Abfinthium*. Ueber die bitteren Mittel im Allgemeinen bemerkt der Vf., daß sie alle die Blutincitation erregen; daß sie durch Gehalt an Extractivstoff oder ätherischem Oele entweder die sensible und irritabile, oder die irritabile Sphäre allein erregen; daß jene den Narcoticis, diese den Aromaticis sich nähern; daß eine Mittelclasse beide in sich vereinigt, bald den Narcoticis, bald den Adstringentien, bald den Incitantien sich nähert und daß eine kleine Reihe ihren Bitterstoff an Schleim gebunden hält. So kurz wir diese Bemerkungen hier gegeben, so klingen sie doch schön; aber nicht Alles, was klingt (oder glänzt), ist Gold. Was wir Irritabilität, Sensibilität benennen, kennen wir *ex hypothesi*; wie aber am Krankenbette? Rec. hat dort schon manchen gelehrten Dünkelmenschen so geläufig davon schwatzen hören, wie der Capuziner von seinem *Pater noster*, und die Krankheit mußte sich nach seinem Kopfe richten; wie ganz anders sah es aber aus, als wir die Erscheinungen zu analysiren suchten, und bestimmen wollten, welche dieser oder jener hypothetischen Lebenssphäre angehörten! So wenig wir den Organismus als ein Ganzes, dessen Theile wir zerlegen, betrachten können, eben so wenig kann es uns frommen, ein Arzneimittel uns in seine Theile zerlegt zu denken, und bey der *Annahme* *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.*

wendung ein Detachement davon auf die Irritabilität, ein anderes auf die Sensibilität den Angriff machen zu lassen. Was haben wir weiter *sensu strictissimo* mit narcotisch, aromatisch, adstringierend gesagt? Variirt die Wirkung eines Arzneimittels schon nach der Dosis, warum für solches einen stereotypen Titel? Und wenn dies der Fall (angenommen) nicht wäre, was kann man sich dabey in concreto von einer solchen Wirkung, die doch auch in der Erscheinung da seyn muß, denken? Wie kann auf solche Weise die Pharmakologie von ihrem alten Standpunkte verrückt werden? — *Acetum*, eins der schätzbarsten Arzneimittel nach dem Vf., über das sich, wie überhaupt über die Säuren, die befriedigendste pharmakologische Rechenschaft geben lassen soll. Zu mehrerer Verständigung distinguirt er genau *Sauer, Säure* und *Sauerstoff*, und ihnen entspricht als nächste und einfachste Wirkung Contraction, Verflüssigung oder Rarefaction und reine allgemeine Nervenerregung. Diese drey verschiedenen Wirkungen sind in Essigsäure concentrirt, und nur die gegebene Krankheit oder die Arzneydosis bestimmt die vorschlagende Richtung der Wirkung. Welche Krankheit wäre sonach von der Anwendung des Essigs auszuschließen? Eine solche isolirende Erklärungsweise scheint uns gerade so weit zu führen, als die Isolation des Organismus in Irritabilität, Sensibilität und Vegetation; und als uns überhaupt im Reiche der Natur die Erklärungsfucht weit oder nahe führen kann. Ueberdies bezweifeln wir sehr, daß der Essig für Alles gut sey, wie ohngefähr der Frohsinn, und dies betrifft namentlich die Wirkung der Säure, wenn uns anders der Vf. *familia similibus* nicht zugiebt, indem wir venöse Stockungen bey Essigliebhabern haben entstehen sehen, während hier dieselben dadurch gehoben werden sollen. — *Acetum concentratum*. —

Acetum destillatum. — *Acidum aceticum.* — *Acidum benzoicum.* — *Acidum boracicum.* — *Acidum carbonicum.* Wir haben des Vf. analytische Erklärungsweise der Arzneiwirkungen zum Theile bereits kennen gelernt, und wollen nun auch dieselbe in den folgenden Artikeln herausheben, um das Scharfsinnige daran zu zeigen, das aber darum noch nicht wahr ist. Er sagt: die Kohlen Säure, wie sie chemisch aus Sauerstoff mit einem einfachen Radical (Kohlenstoff) besteht, giebt auch keine einfache Wirkung, sondern eine (aus ihren Efficienten) zusammengesetzte. Das Product hievon ist eine qualitative Einheit, = der Modification, welche durch den Zusammentritt verschiedener und verschiedenwirkender Elemente, die sich gegenseitig bestimmen, entsteht. Kann ein solcher allgemeiner Grundsatz mit seinen Folgerungen in der Pharmakologie eine praktische Anwendung finden, da er doch der naturphilosophischen Poesie angehört? In welchem Verhältnisse steht das Fictum zum Factum? Die Antwort liegt in der Frage. Betrachten wir des Vfs. pharmakodynamische Analysis der Kohlen Säure näher. Sie ist analog den Säuren, verflüssigt also; dann den Sauerstoff Säuren, erregt also die Nerven; hat ferner den Kohlenstoff als Radicale, und die qualitative Eigenthümlichkeit, bestimmt durch das qualitative Verhältniß des Sauerstoffs und Kohlenstoffs in ihr. Die Kohle beschränkt die Verflüssigung, der Kohlenstoff erregt die plastische Bluthätigkeit und deprimirt die sensitive Nervenfunction. Aus diesen Separatwirkungen ist nun die Wirkung der Kohlen Säure zusammengesetzt. Heilige Isis! Wie hast Du Herrn *Sachs* Deinen Schleyer gelüftet! Wenn das so fortgeht, so construirt er noch Planeten, und trägt auch sein Scherflein zum Weltall bey. Stelle man heraus, wie die Kohlen Säure für sich auf den gefunden und kranken Organismus, und wie in ihren natürlichen Verbindungen, in den Mineralwässern, und dies müssen wir in der Erscheinung auffassen. Was sich uns nicht so kund giebt, ist nicht für uns. An Thatfachen haben wir uns zu halten, und unsere Geistessublimation ist hier, wie überall, Poesie, die zu nichts Weiterem führt, als solcher Scharfsinn des Hn. *Sachs* auch. Kommen wir zur speciellen Anwendung der Kohlen Säure, so ist er um kein Haar breiter gekommen, als etwa *Moench* u. s. w. — *Acidum hydrocyanicum.* Der Wichtigkeit des Arzneimittels halber wollen wir den Untersuchungen des Vfs.

folgen. Die erste Frage, die ihn beschäftigt, lautet: ist die Blausäure ein Narcoticum? Nach der Chemie sind alle Narcotica alkalischer Natur; von der Blausäure ist aber erwiesen, daß sie Kalien reducirt. Es entsteht daher die weitere Frage, ob sie in ihren Wirkungen mit den Narcoticis verwandt ist. Richtig ist, daß sie zeitlich und ewig beruhigt, allein auf andere Weise als die Narcotica. Diese erregen und erhöhen zunächst die Bluthätigkeit, wodurch dann auch die Sensibilität zu stark aufgeregt wird, und daraus entsteht die weitere Frage: wirkt ein Narcoticum primär auf Blut oder Nerven? Der Vf. entscheidet für diesen, da er zuerst percipirt, folglich auch zuerst afficirt wird. Die Gesamthätigkeit des Nervensystems beruht aber auf Perception und Leitung der Sensationen und auf Incitation des Blutes, und es stehen diese beiden Functionen in einem Wechselverhältniß zu einander, welches sich durch Krankheitszustände aufheben kann. Diesen Zustand nun sollen die Wirkungen der Narcotica, die nach Dosis und Umständen auch verschieden sind, am besten beleuchten. Geringe Gaben steigern den Lebensturgor mässig, daher angenehme Empfindung der Belebung in der Sensation. — Mittlere Gaben bringen augenblickliche oder dauernde Ausgleichung der Krankheitszustände mit vorschlagender Reizbarkeit des höheren Nervensystems und verminderter Energie des Blutes. Sind diese Krankheitszustände nicht oder entgegengesetzte gegeben, so machen die mittleren Gaben krankhafte Spannung der Muskelfaser, Gefäßüberfüllung, Congestion nach verschiedenen Theilen, Schwere der Glieder und Depression der höheren Nerventhätigkeit. — Große Dosen, deren Wirkung keine vorhandene Krankheit ausgleicht, erdrücken die höhere Nerventhätigkeit, und die schnell gesteigerte Blutincitation erstarrt. Ohne vornehm gelehrte Phrasen hat man diese Momente also bezeichnet: kleine Dosen excitiren, mittlere sediren, große narcotisiren; der Vf. aber ist der Meinung, daß diese Ausdrücke unsere Einsicht nicht *auf den Grund dieser Wirkungen* leiten, (wie er es wohl auch nicht vermögen wird mit allem Wortschalle der Welt.) — Wie nun die Wirkungen der Blausäure sich zu den genannten der Narcotica verhalten sollen, sehen wir freylich nicht ab, und daraus wird gefolgert, daß die Blausäure zwar kein Narcoticum, aber, sofern sie beide Lebensfactoren zugleich auslöscht, wohl ein Gift sey,

und zwar in dem hier ganz richtigen Sinne des Vfs. Chemisch ist bekannt, daß das Cyan das Eisen aus allen seinen Verbindungen reißt und sich mit ihm unauflöslich verbindet. Daraus aber mit dem Vf. zu folgern, daß seine höchste Wirkung auf den thierischen Organismus in dem Anfechtens des Eisengehaltes des Blutes bestehe, ist um so gewagter, als dieser Blutbestandtheil nichts weniger als erwiesen ist, und mehr Product, als Educt des chemischen Processes seyn dürfte. Auch das Eisen als Antidotum, wie z. B. auch gegen Arsenikvergiftung, zu vermuthen, möchte unmittelbar nach der Ingestion der Blausäure dahin gehen, und dürfte des Versuches werth seyn. Was weiter über die medicamentöse Anwendung gesagt wird, daß nämlich eben in Rücksicht der Tendenz, den Eisengehalt des Blutes an sich zu ziehen, auch bey kleineren Gaben das Blut dagegen reagire, so haben wir dieß noch nie beobachten können, vermuthlich weil wir an eine solche Tendenz nicht dachten. Was soll auch mit dem Arzneymittel gewonnen werden, gegen welches Reaction eintritt? Und wie hätte man sich die Reaction des Blutes zu denken? Ist es das Blut für sich oder in seinem Verhältnisse zu den Gefäßnerven zunächst und zum Gangliensysteme überhaupt, welches reagirt? Wie erscheint im letzten Falle die Dyarchie von Nerv und Blut? Und wenn das Blut reagirt, wie steht es um die Bedeutung der Blausäure qua Säure als Solvens gegen venöse Anschoppungen und gegen Scirrhos gar noch? Wir sollten meinen, wenn die Reaction gegen die Blausäure Statt finden muß, um die schädliche Einwirkung, die selbst nach längerem Gebrauche noch erfolgen soll, abzuhalten, so wäre nicht noch auch Reaction gegen die Krankheit zu subsumiren, ohne den Organismus für gefährdet zu erachten. Für sich haben wir noch nie die Blausäure angewandt, häufig aber in Verbindung mit Narcoticis, und jedesmal wenigstens mit Bittermandelwasser. Neurotische Fälle waren es immer, gegen die wir damit agirten, und öfter mit dem ausgezeichneten Erfolge; allein Reactionsymptome gegen die Arzney konnten wir nie bemerken. Nebstdem waren es noch sogenannte Lungenfuchser, in denen wir zur Beruhigung des Vagus die Blausäure von *Eisenmann* anwenden sahen, und selbst mit Erfolg anwandten. Die Einwirkung auf das Nervensystem war demnach immer unsere Absicht, die wir auch erreichten, und zwar

war es zunächst das Gangliensystem, auf welches die primäre Einwirkung Statt finden sollte und wirklich fand, daher auch die Veränderung der Blutmasse bey eintretender Intoxication. Liegt nun die Wahrheit so nahe, warum sollen wir sie mit dem Vf. so weit herholen? Hiernach ist denn auch klar, daß wir die Anwendung der Blausäure einzuschränken haben. Anders meint aber der Vf., indem er in seinen drey Krankheitsclassen, Entzündungen, Fieber und Nervenkrankheiten, die Möglichkeit der Anwendung untersucht. Wir wollen dabey nicht länger verweilen, obgleich wir noch so Manches dagegen zu erinnern hätten, indem wir zunächst nur beabsichtigen, den Gang der Untersuchungen des Vfs. hier zu betrachten. Daß wir des Guten auch hier finden können, leugnen wir nicht; die Darstellung aber ist verführerisch besonders für jüngere Aerzte, die ohnehin Alles leichter für baare Münze nehmen. — *Acidum muriaticum, nitricum, nitrico-muriaticum, phosphoricum, pyrolignosum, succinicum, sulphuricum, tartaricum.* Ueber die Kochsalz- und Phosphor-Säure vgl. *Hahnemann* Arzneymittellehre Bd. 5 und über Salpetersäure dessen chronische Krankheiten Bd. 2. Daß die Schwefelsäure Magensäure neutralisirt, ist nicht angemerkt. — *Aconitum*, vgl. *Hahnemann* Arzn. Bd. 1. — *Adeps suillus.* — *Aether.* — *Aether aceticus.* — *Alcornoco.* — *Alisma Plantago.* — *Allium Cepa* und *sativum.* — *Aloe.* — *Althaea.* — *Alumen.* Der örtlichen Anwendung des Pulvers mittelst Einblasen, durch einen Federkiel etwa, bey *Angina gangraenosa* geschieht keine Erwähnung; besonders auch im typhösen Krankheitsprocesse bey vorgeschrittener Entwicklung gewinnt der Alaun Bedeutung. — *Ambra grisea*, s. auch *H. Arzn.* Bd. 6. — *Ammoniacum.* — *Ammonium, aceticum, carbonicum, carbonicum pyro-oleosum, muriaticum, muriaticum ferruginosum, succinicum.* Die Wichtigkeit des Ammoniums und seiner Präparate ist zu groß in der Medicin, als daß wir nicht den Erklärungsversuch des Vfs. über dessen Wirkungen herausheben sollten. Als Gas und tropfbarflüssig angewendet, wirkt es auf das Rückenmark und namentlich auf das Gangliensystem mehr, als auf das Cerebralsystem, daher auch sein größerer Einfluß auf die plastischen und Bewegungsfunktionen, als auf die der Sensationen. Entschieden vermehrt es die Resorption, bezieht sich daher sehr nahe auf die venöse Function, vermehrt aber auch die arterielle

Function, so daß seine allgemeine Wirkung bezeichnet wird als: „sensible Erregung, vorzüglich im Bereiche des Ganglien- und Rückenmark-Systems, und Belebung der plastischen Thätigkeit, vorzüglich zwar in der venösen Sphäre, also im Lymphsystem, in den Drüsen und drüsigen Organen, in Schleimhäuten u. s. w., jedoch auch bemerklich genug in den serösen Gebilden und in denjenigen Absonderungsorganen, welche einer serösen Secretion vorstehen.“ Wissen wir nun viel mehr, als jener Feldherr, dem das Orakel sagte: *Ibis redibis nunquam peribis in armis?* Welcher Abstand, wenn wir auf die Fälle speciell eingehen, in denen die Anwendung Statt hat! Je weiter wir das Generalisiren in der Medicin treiben, bevor wir mit dem Specialisiren fertig sind, zu desto hohlerer Phraseologie müssen wir gelangen, weil wir ohne hellleuchtende Fackel der Physiologie nicht sehen, was wir reden; und wie hell leuchtet denn diese Fackel? Wie das essigsaure Ammonium gewürdigt wird, können wir uns schon denken, wenn wir uns erinnern, wie der Vf. die Pharmakodynamik oben analysirt hat, und so auch bey den übrigen Präparaten. Ueber *Ammon. carbon.* vgl. auch *H. chron. K. Bd. 2.* — *Amomum.* — *Amygdala.* — *Amylum.* — *Anethum.* — *Angelica.* — *Angustura* vgl. *H. Arnz. Bd. 6.* — *Anisum stellatum* und *vulgare.* — *Argentum* vgl. *H. Arnz. Bd. 4.* — *Aristolochia fabacea.* — *Armoracia.* — *Arnica*, vgl. *H. Arnz. Bd. 1.* — *Arsenicum*, vgl. *H. Arnz. Bd. 2.* Der Vf. stimmt gar nicht günstig für die innere Anwendung, welche Ansicht wir aber nicht mit ihm theilen können. Ohne in's Detail einzugehen, bemerken wir nur als Zusatz, daß wir schon mehrmals bey Lungentuberkeln aus der Anamnese ein mehr oder weniger deutlich ausgeprägtes Intermittens gefunden haben. Daß das vegetative Nervensystem bey deren Bildung eine Hauptrolle spielt, wird nicht zu beanstanden seyn, und es dürfte vermuthet werden, daß Arsenik, zur rechten Zeit angewendet, diesen Scirrbusproceß (die Tuberkeln) zu bekämpfen vermöge. Was

leistete auch der Arsenik in der Cholera? — *Artemisia vulgaris.* — *Arum.* — *Asa foetida.* — *Asphaltum.* — *Aurantium.* — *Aurum*, vgl. *H. Arnz. Bd. 4.* — *Balsamum peruvianum* und *tolutanum.* — *Bardana.* — *Baryta muriatica*, vgl. *H. chron. K. Bd. 2*, und *B. sulphurica nativa.* — *Basilicum.* — *Bdellium.* — *Beladonna*, vgl. *H. Arnz. Bd. 1.* — *Benzoe.* — *Bergamottae oleum.* — *Bismuthum*, und *B. nitricum precipitatum*, vgl. *H. Arnz. Bd. 6.* — *Bistorta.* — *Boletus ignarius* und *B. Laricis.* — *Bolus.* — *Borax.* — *Bryonia*, vgl. *H. Arnz. Bd. 2.* — *Cacao.* — *Cajeputi oleum.* — *Calamus.* — *Calcaria*, vgl. *H. chron. K. Bd. 2* und über *Calc. acetica* *Arzn. Bd. 5.* — *Calendula.* — *Camphora*, vgl. *H. Arnz. Bd. 4.* — *Canella alba.* — *Cannabis*, vgl. *H. Arnz. Bd. 1.* — *Cantharides.* — *Capficum annuum*, vgl. *H. Arnz. Bd. 6.* — *Carbo*, vgl. *H. chron. K. Bd. 4*, und *Arzn. Bd. 6.* — *Cardamomum minus.* — *Carduus benedictus.* — *Carex arenaria.* — *Caricae.* — *Carlina.* — *Carvi.* — *Caryophyllata.* — *Caryophylli.* — *Cascarilla.* — *Cassia cinamomea.* — *Castoreum.* — *Catechu.* — *Centaurium minus.* — *Cera.* — *Cerasa acida.* — *Cetaceum.* — *Chaerophyllum sylvestre.* — *Chamomilla*, vgl. *H. Arnz. Bd. 3.* — *Chelidonium*, vgl. *H. Arnz. Bd. 4.* — *Chenopodium ambrosioides.* Wir haben so den lexicalischen Inhalt des ersten Bandes mitgetheilt, nicht als ob wir im Uebrigen mit dem Vf. so ganz einverstanden wären, da wir sogar noch Vieles dagegen zu erinnern und beyzusetzen hätten, besonders auch in Beziehung auf die Arzneywahl nach homöopathischem Grundsatze in bestimmten Fällen, sondern um, zugleich auch zu zeigen, daß auch sehr überflüssig manche *Farrago medicamentorum* hier noch Platz gefunden. Was nicht entschieden schaden kann, kann auch nicht entschieden nützen, meint so beyläufig *Eisenmann* und wir stimmen ihm bey. Hierin bewegt sich auch die eigentliche *Administratio medicamentorum* des wahren Heilkünstlers.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1.

M E D I C I N.

KÖNIGSBERG, b. Gebrüder Bornträger: *Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre zum Gebrauch für angehende Aerzte und Physici* von *Ludwig Wilhelm Sachs* und *Friedrich Philipp Dulk* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Des zweyten Theiles erste Abtheilung beginnt mit den *Chinarinden*, welcher Artikel von 174 S. auch besonders abgedruckt wurde. Eben so das *Quecksilber*, *Opium* und *Antimonium*. Die *China*, bey *H. Arzn.* Bd. 3, in ihren Wirkungen auf den gesunden und kranken Organismus ein gewichtiger Zeuge für das *Similia similibus*, bestimmte hier den Vf. der pharmakodynamischen Verständigung wegen zu einer umständlicheren Untersuchung des Intermittensprocesses Diese Blätter enthielten schon früher eine Anzeige über „die *China* und die Krankheiten, welche sie heilt,“ daher wir darüber kurz hinweggehen. Der Intermittensprocess stellt sich nach dem Vf. als eine Ganglienneurose dar, die wir in nosologische Beziehung sehr schön geschildert finden. — *Clinaurzel*. — *Cichorium*. — *Chlorum*. — *Cinae semen*, b. *H. Arzn.* Bd. 1. — *Cinnabaris*. — *Cinnamomum acutum*. — *Citrus*. — *Clematis erecta*. Ihrer Anwendung in den hartnäckigsten chronischen Exanthemen ist nicht gedacht. — *Coccionella*. — *Cochlearia*. — *Coffea*. — *Colchicum*. — *Colocynthis*, b. *H. Arzn.* Bd. 6, will der Vf. als ganz obsolet missen, uns aber leistete sie in Rubren schon ausgezeichnete Dienste. — *Colombo*. — *Colophonium*. — *Conium*, b. *H. Arzn.* Bd. 4 und chron. K. Bd. 4. — *Contrajerva*. — *Convallaria*. — *Copaiva*. — *Coriandrum*. — *Cornu cervi*. — *Crocus*. — *Croton*. — *Cubebae*. — *Cuminum*. — *Cuprum*. — *Curcuma*. — *Cydonia*. —
Ergänzungsbl. z. *J. A. L. Z.* 1841. *Dritter Band.*

Daucus. — *Digitalis*, b. *H. Arzn.* Bd. 4. Der Vf. erwähnt hier seiner sensibelen Entzündungen (vgl. natürl. System, 1 Thl. 1 Abth.) und der Beziehung des Fingerhuts zu ihnen. Dafs es so ganz seine Richtigkeit damit habe, wie er meint, möchten wir bezweifeln. Da Thätigkeit und Materie nicht isolirt gedacht werden dürfen, so fallen auch Sensibilität und Nervenmark in der Idee zusammen. Was weifs nun die Pathologie über die Entzündung des Nervenmarks? — Gar nichts, lautet die Antwort. — Was sollen wir uns hiernach unter einer sensibelen Entzündung denken? — Entzündung ist ein vegetativer Lebensprocess, und ihn dirigirt der Repräsentant des vegetativen Lebens, der Ganglienneur; sofern nun von diesem Repräsentanten alles Vegetative abhängt, folglich auch das Gehirn und Rückenmark mit ihren Nerven, so kann man unter sensibler Entzündung nur eine Aberration der Nervensubstanz in ihrer vegetativen Sphäre sich denken, welche aber durch das Gangliensystem bedingt seyn mus. Dies kann aber nur dadurch geschehen, dafs dieses selbst betroffen ist. Wir dürfen uns nämlich die sogenannte Irritabilität, Sensibilität und Vegetation nicht als *Trias*, sondern als *Trinitas*, denken; insofern hat auch das Gangliensystem die nächste Perception, und erleidet die erste Affection. In der Nothwendigkeit seiner Incolumität für den Organismus liegt aber auch das pathologische Gesetz tief begründet, dafs es derartige Affectionen von sich ab-, und je nach der Intensität derselben auf fernere oder nähere Theile hinweist. Demohngeachtet spielt aber doch die Hauptrolle bey der Krankheit nicht der Theil, in dem sie sich äussert, sondern das Centrum, von dem sie zunächst ausging, und so haben wir denn eine Ganglientzündung (wir wollen im Vorbeygehen den Namen der Krankheit nicht ändern) im Gehirne (z. B.

Hydrocephalus acutus) u. s. w. Bey den Arzneywirkungen der Digitalis z. B. ist es nicht anders. Ihre nächste Einwirkung geht das Gangliensystem an, und je nach Intensität kommen die Symptome da und dort zum Vorscheine. Haben wir hier nicht wieder einen Zengen für *Similia similibus*? — *Dulcamara*, b. H. Arzn. Bd. 1, enthält unter Anderem sehr interessante Bemerkungen über Rheumatismus. — *Elaterium*. — *Elemi*. — *Eruca*. — *Euphorbium*. — *Farfara*. — *Fel tauri*. — *Ferrum*, b. H. Arzn. Bd. 2, zählt wohl von je die meisten Bewunderer seiner arzneylichen Wirkungen, hat aber auch die meisten Versuche zur Erklärung derselben veranlaßt, und doch stehen wir auf demselben Fleck wie zuvor. Eben dies ist aber auch der Sporn zu weiteren Forschungen. Statt eines Resultates gewannen wir eine Vermuthung, die wir schon einmal in diesen Blättern angedeutet, nämlich die des im Eisen latenten Magnetismus als Agens. Es dürften zu diesem Zwecke die Wirkungen des Eisens und des Magneten auf den gesunden und kranken Organismus mit einander verglichen werden. Auch möchten Versuche mit magnetisirter Eisenfeile (Limatur mit dem Magnetstäbchen N und S gerieben) anzustellen seyn. Da ferner das Eisen auch als vorzüglicher Elektricitätsleiter bekannt ist, zur Elektricität, wie zum Magnetismus aber auch der Galvanismus in Affinitätsverhältnissen steht, so müßten seine Wirkungen auf den Organismus auch in diesen Beziehungen zu ermitteln seyn. Ueber das Wie haben wir vor der Hand nur Ahnungen, die sich selbst nicht immer genau ausdrücken lassen, daher wir Aufschlüssen von Erleuchteten entgegen sehen. Hr. *Sachs* bringt zwar so manches Schöne bey seiner Darstellung vor, theilt aber in der Hauptsache gleiches Loos mit *Brandis*, von dem er sagt: „So viel Lehrreiches, aus einem reichen Geist und der noch reichern Natur Geschöpftes diese Schrift (über *Driburg*) auch enthält, so ist doch eben der gemachte Versuch zur pharmakodynamischen Erklärung des Eisens unzureichend.“ Seine Präparate sind vielfach, und es hängt nicht selten viel von der richtigen Wahl ab, daher sie denn auch der Vf. noch besonders abhandelt. Eins ist es aber, welches nach unserer Erfahrung unter allen Umständen paßt, nämlich *Carbonas ferri*. Zahlreich sind die Beobachtungen, die wir damit anstellten, und sahen nie Nachtheil davon. Unsere Krankheitsfälle kamen sämmtlich im Gebiete des Gangliensystems vor, wie denn auch die

meisten, vom Vf. angeführten. Allein Alles kömmt dabey auf die Qualität des Praeparates an. So wie es Hr. *Dulk* angiebt, entspricht es dem Zwecke der allgemeinen Anwendung nicht, da auf diese Weise kein Oxydul zu erhalten ist. Apotheker *Daum* in Würzburg giebt die sicherste Bereitungsweise in der Art an, daß Alles auf schnelles Trocknen des Niederschlags in einer mit Aether hinlänglich befeuchteten Schweinsblase ankömmt, in die er eben so schnell aus dem gleichfalls mit Aether getränkten Filtrum gebracht werden muß. Die Farbe dieses Präparates ist schmutzig grün, zuerst mehr blafs, dann mehr dunkel, wenn die Atmosphäre nur wenig darauf eingewirkt hat. Hr. *Daum* bewahrte das Pulver in versiegelten Gläschen zu einer Drachme. Auch über das blausaure Eisen spricht unsere Erfahrung sehr günstig, sowohl bey dem inneren, als äußeren Gebrauche, und über das salzsaure bringt *Wunderlich* (*Diff. inaug. de usu ferri in morbis acutis. Tubing. 1828*) die weiteren Erfahrungen des alten *Autenrieth*, welche der Vf. hätte berücksichtigen dürfen. — *Filix*. — *Foeniculum*. — *Foenum graecum*. — *Formicae*. — *Fumaria*. — *Galanga*. — *Galbanum*. — *Gallae*. — *Gentiana rubra*. — *Geoffroya*. — *Glycyrrhiza*. — *Gramen*. — *Granatum*. — *Graphites*, b. H. chron. K. Bd. 2. — *Gratiola*. — *Guaiajacum*, b. H. Arzn. Bd. 4. — *Gutti*. — *Hedera terrestris*. — *Helenium*.

Zweyten Theiles zweyte Abtheilung. Oben an steht *Helleborus albus*, b. H. Arzn. Bd. 3, und *Helleborus niger*, b. H. ebend. — *Helminthochortos*. — *Hippocastanum*. — *Hordeum*. — *Hydrargyrum*, b. H. Arzn. Bd. 1, der umfassendste Artikel des ganzen Werkes von S. 49—416. Wir haben ihm mit vielem Interesse gelesen, sind dabey auch öfter angestofsen, ohne daß uns der Vf. oder wir uns selbst hätten helfen können, und darum nicht im Stande, unseren Lesern einen Ueberblick zu gewähren, wie er hier gesucht werden könnte. Zum Kurzfassen ist des Stoffes zu viel, zu einer genaueren kritischen Darstellung des Raumes zu wenig, und zu Einzelheiten die Gelegenheiten anderweitig zu ergreifen. — *Hyosciamus*, b. H. Arzn. Bd. 4. — *Jalapa*. — *Ichthyocola*. — *Ignatiae faba*, b. H. Arz. Bd. 2. — *Imperatoria*. — *Jodum*, b. H. chr. K. Bd. 2. — *Ipecacuanha*, b. H. Arzn. Bd. 3. — *Iris florentina*. — *Juglans*. — *Juniperus*. — *Kali causticum, aceticum, carbonicum, chloricum, nitricum sulphuricum, tartari-*

cam. — *Kino.* — *Lac, Lactis saccharum.* — *Lacca.* — *Lactuca virosa.* — *Lapathum.* — *Lauro-Cerasus.* — *Laurus.* — *Lavendula.* — *Ledum palustre*, b. II. Arzn. Bd. 4. — *Levisticum.* — *Lichen islandicus.* — *Lignum campechianum.* — *Linum.* — *Lupulus.* — *Lycopodium*, b. II. chr. K. Bd. 2. — *Macis et nuces moschatae.* — *Magnesia*, b. II. chr. K. Bd. 2. — *Magnesia carbonica, sulphurica.* — *Majorana.* — *Malva.* — *Manna.* — *Marrubium.* — *Marum verum.* — *Maßliche.* — *Matricaria.* — *Mel.* — *Melilotus citrina.* — *Melissa.* — *Mentha criespa, piperita.* — *Mezereum.* — *Millefolium.* — *Millepedes.* — *Mimosa.* — *Morrhua asellus.* — *Morus.* — *Moschus*, b. II. Arzn. Bd. 1. — *Myrrha.* — *Myrtillus.* — *Natrum*, b. II. chr. K. Bd. 2, *aceticum, carbonicum, muriaticum, nitricum, phosphoricum, sulphuricum.* — *Nicotiana.* — *Nuces vomicae*, b. II. Arzn. Bd. 1. — *Olibanum.* — *Olivarum oleum.* — *Ononis spinosa.*

Dritter Theil. Die ersten 270 S. gehören dem *Opium*, b. II. Arzn. Bd. 1, welches wohl eine noch größere Literatur aufzuweisen hat, als das Queckfilber, vielleicht die größte unter unseren Arzneimitteln. Der Vf. hebt die Hauptzüge aus seiner Geschichte heraus, und beginnt dann seine Untersuchungen damit, daß *Opium* als der Repraesentant der *Narcotica* betrachtet wird. Wir haben oben schon des Vfs. Ansichten über die Wirkungsweise der sogenannten *Narcotica* angedeutet, und finden denn auch bey einiger näheren Beleuchtung der Sache die Unstatthaftigkeit der Annahme einer *Narcese*, die am besten z. B. *Majo* dadurch darthut, daß er das Zustandekommen einer Entzündung durch einen lähmungsartigen Zustand des beteiligten Nerven nachweist, und reihen wir daran die Wirkung der sogenannten *Narcotica* in Entzündungskrankheiten, so ist wohl klar, daß das Mittel, welches den lähmungsartigen Zustand des Nerven und damit die Entzündung hebt, nicht *narcotisch* seyn kann, da es doch primär erwiesener Malsen auf den Nerven einwirkt. Daß der Vf. durchgehends diese Classe von Arzneimitteln in ein helles Licht zu bringen sucht, müssen wir ihm ganz besonders danken, obgleich es schwer halten wird, den ärztlichen Ahnenglauben zu reformiren. Wie jedes der genannten Mittel seine Eigen thümlichkeiten hat, so auch und ganz besonders noch das *Opium*. Unter Anderen vgl. *Charvet* (die Wirkung des *Opiums* etc. 1827). Der Vf. folgert zwar aus seinen,

mit Umsicht gepflogenen Untersuchungen, daß die directe arzneylische Wirkfamkeit des *Opiums* in Erhebung der Energie und Thätigkeit des Bluts bestehe, seine vielfach heilsamen Wirkungen aber auf das Nervensystem nur secundär seyen; allein fragen wir bey dieser Blutenergie nach ihrem nächsten Substrate, so werden wir bey genauerer Erforschung nicht daß Blut, sondern den Gefäßnerven als solches betrachten müssen, und bestätigen wird sich im Allgemeinen, das jede medicamentöse directe (primäre) Einwirkung das Gangliensystem angeht, was bey den Intoxicationen nicht minder der Fall ist. Wir bedauern, auch diesen Faden fallen lassen zu müssen, auf daß wir des Raumes wegen zu Ende kommen. — *Opopanax.* — *Origanum.* — *Oxalium.* — *Paeonia.* — *Papaver.* — *Petroleum*, b. II. chr. K. Bd. 3. — *Petroselinum.* — *Phellandrium aquaticum.* — *Phosphorus*, b. II. chr. K. Bd. 3. — *Pichurim.* — *Pimpinella.* — *Pinus.* — *Piper.* — *Plantago major.* — *Plumbum.* — *Polygala.* — *Polypodium.* — *Prunus domestica, Padus.* — *Psyllium.* — *Pulsatilla*, b. II. Arzn. Bd. 2. Keinem Mittel thut der Vf. mehr Unrecht, als diesem, wie wir uns bey Berücksichtigung der homöopathischen Indicationen hierzu überzeugt haben. — *Pyrethrum.* — *Quassia.* — *Quercus.* — *Ratanha.* — *Rheum*, b. II. Arzn. Bd. 2. — *Rhododendron.* — *Rhoeas.* — *Ricinus.* — *Rosa.* — *Rosmarinus.* — *Rubia tinctorum.* — *Rubus idaeus.* — *Ruta graveolens*, b. II. Arzn. Bd. 4. — *Subadilla.* — *Subina.* — *Saccharum.* — *Sagapenum.* — *Salep.* — *Salix.* — *Salvia.* — *Sambucus*, b. II. Arzn. Bd. 5. — *Sanduraca.* — *Sanguis Draconis.* — *Sapo.* — *Saponaria.* — *Sarsaparilla*, b. II. Arzn. Bd. 5. — *Sassafras.* — *Scammonium.* — *Scilla*, b. II. Arzn. Bd. 3. — *Scordium.* — *Secale cornutum.* — *Senega.* — *Senna.* — *Sepia*, b. II. chr. K. Bd. 3. — *Serpentaria.* — *Serpyllum.* — *Simaruba.* — *Sinapis.* — *Spina cervina.* — *Spiritus, muriatico - athereus, nitrico - athereus.* — *Spongia marina*, b. II. Arzn. Bd. 6. — *Stannum*, b. II. ebend. — *Staphisagria*, ebend. Bd. 5. — *Stibium*, S. 766 — 985. — *Stramonium*, b. II. Arzn. Bd. 3. — *Styrax.* — *Succinum.* — *Sulphur*, von S. 1011 — 1099, b. II. Arzn. Bd. 4. und chr. K. Bd. 4. — *Tacamahaca.* — *Tamarindi.* — *Tanacetum.* — *Taraxacum*, b. II. Arzn. Bd. 5. — *Therebinthina.* — *Thymus.* — *Tormentilla.* — *Toxicodendron*, b. II. Arzn. Bd. 2. — *Tragacantha.* — *Trifolium fibrinum*, b. II. Arzn. Bd.

5. — *Ulmus.* — *Uva ursi.* — *Valeriana.* — *Vanilla.* — *Verbascum.* — *Veronica.* — *Vinum.* — *Viola, tricolor.* — *Viscum album.* — *Winteranus cortex.* — *Zedaira.* — *Zincum*, b. II. chr. K. Bd. 3. — *Zingiber.*

Aus diesem alphabetischen Verzeichnisse sehen wir auf den ersten Blick, daß die Zahl der Arzneymittel hätte reducirt werden können, da viele derselben selbst aufser dem Plane des Hrn. *Sachs*, und aller kritischen pathologischen und pharmakologischen Erörterung fern liegen. Daß wir nur Proben von der Art und Weise, wie der Vf. seine Untersuchungen pflegt, geben konnten, wird bey so umfang- und inhaltreichem Werke kaum zu erinnern nöthig seyn. Daß er sich von der Speculation nicht fern gehalten, ja selbst mitunter Ficta und Facta zu identificiren gesucht, um seine Meinung festzustellen, glauben wir in Spuren auch gezeigt zu haben. Wenn wir auf *Hahnemann's* Arzneymittellehre und chronische Krankheiten hinwiesen (da uns gerade die Literatur über Versuche mit Arzneymitteln am gefunden Organismen nicht vollständig vorliegt), so wollten wir damit an unsere oben ausgesprochene Ueberzeugung von einer wahren Förderung dieser Doctrin erinnern, und hiernach den Vf. ergänzen. Es wäre auch nach diesem Plane nicht auszuweichen, die ganze Toxicologie mit aufzunehmen, da doch von den Arzneykrankheiten gehandelt werden müßte und Vergiftungen nichts Anderes sind. Kannten ja doch diesen Unterschied zwischen Arzney und Gift schon die Götter im Olymp, daher sich Mercur einen Giftmischer schelten lassen mußte. Nicht zu verkennen ist, daß dieses Werk in den Händen angehender Aerzte von ganz anderen Folgen ist, als das z. B. *Soberheim'sche*, der Rathgeber für Receptverlegene; es orientirt über den Verlauf der Krankheit, über Veränderungen durch Arzney, über richtige Wahl der Arzneyen, über Pathogenese und Jaftrogenese. Selbst, wo sich der Vf. am meisten

abmüht, in's Licht zu stellen, was im Dunkel liegt, ist es insofern sehr lehrreich, als es die Schwierigkeit, auf den Grund zu kommen, aller aufgebotenen Gelehrsamkeit ohngeachtet, doch nicht verbergen kann, und so auch keinen Dünkel und keine Oberflächlichkeit aufkeimen läßt, beide der leidenden Menschheit so gefährlich, als der Wissenschaft: diese geht dabey nicht vorwärts, jene um so gewisser rückwärts. Aber auch dem erfahrenen Arzte möge es zur Hand seyn, da einerseits die Arzneymittellehre noch genug des Baumaterials bedarf; andererseits, um auch zu einem entschiedenen Resultate über des Vfs. Behandlungsweise derselben zu gelangen. Wir haben oben bereits bescheidene Zweifel geäußert, daher wir uns auch einen Vorschlag zu machen erlaubten; ob wir aber richtig geurtheilt, erwarten wir eben von der ferneren Erfahrung über diesen Betreff. Wie es jedoch scheint, hatte auch der Kanzler *Autenrieth* Aehnliches im Sinne. Vgl. z. B. *Rauschenbusch de manifestis in organismo vivo mutationibus, usu chinae, quercus et tormentillae productis* 1809 und noch einige andere Tübinger Dissertationen ähnlichen Betreffs. Es handelt sich hier doch wohl von nichts Anderem, als von Arzneykrankheiten zum Zwecke der Aufhellung des Verhältnisses bestimmter Arzneymittel zu bestimmten Krankheiten, und was können *Joerg*, *Hahnemann* u. A. mehr bezwecken wollen, gleichviel ob man an *Similia similibus* oder an *Contraria contrariis* sich bindet? Und huldigen wir beiden, so erscheint uns das Gesagte um so richtiger. — Ein breiter Stil und öftere Wiederholungen sind nebst dem Ueberflüssigen noch Ursache des Umfangs. Warum der dritte Band nicht, wie der zweyte, geliefert wurde, sehen wir nicht ein. Ein pharmaceutisches und ein pathologisch-therapeutisches Register erleichtern dem Praktiker den Gebrauch des Werkes.

Bfs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 4 1.

JURISPRUDENZ.

LEIPZIG, b. Wigand: *Zeitschrift für Deutsches Recht und Deutsche Rechtswissenschaft*. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. E. Reyscher, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität Tübingen, und Dr. W. F. Wilda, außerordentl. Professor der Rechte an der Universität Halle - Wittenberg. Erster Band, erstes und zweytes Heft. 1839. 350 S. Zweytes Band, erstes Heft. 1839. 212 S. gr. 8. (Preis des Jahrganges von 4 Hft. 4 Thlr.)

Wir haben geglaubt für Besprechung dieser Zeitschrift gerade den gegenwärtigen Moment abwarten zu müssen, theils um über die Ausführung des Planes nach allen Punkten zu berichten, theils um mehrere, mit dem Beginn dieses Unternehmens zusammenfallende Erscheinungen auf dem Gebiete des positiven Rechts in Deutschland entschieden hervortreten zu sehen. Denn nur so können wir den Grundgedanken der Herausgeber in seiner bestimmten Entwicklung verfolgen, in seinem Verhältniß zur Wirklichkeit richtig schätzen und beurtheilen. Ob die Herausgeber das ihrem Plane vorgesteckte Ziel erreichen, zur Fortbildung des Deutschen Rechts im Geiste der Gegenwart mitzuwirken, wird aus den vorliegenden Bänden erprobt werden können. Die in denselben mitgetheilten Abhandlungen sind auf den Umschlägen der einzelnen Hefte, wie vor jedem Bande, aber nicht mit Nummern, angegeben, was für Bequemlichkeit des künftigen Gebrauchs zu wünschen gewesen wäre.

Erster Band, erstes Heft. In einem Vorwort über den Zweck dieser Zeitschrift stellt Hr. Prof. Reyscher den Plan des Instituts, und seine Ansicht des Deutschen Staats- und Privat-Rechts dar; denn auf diese *Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Dritter Band.*

beiden Disciplinen vorzüglich ist der Plan gerichtet; das Römische Recht, das Criminalrecht werden ausgeschlossen, nicht aber das Kirchenstaatsrecht, und alle privatrechtlichen Gegenstände kirchlicher Beziehung. Das Hauptgesetz der Redaction soll Wissenschaftlichkeit, sorgfältige Auswahl gediegener Beyträge seyn; diese sollen besonders unmittelbar praktische Gegenstände des Deutschen Rechts berühren, etwa auch in Rechtsfällen, die man, nach dem Vorbilde der Abhandlungen von Heise und Cropp, auf Monographien über wichtige einzelne Rechtsinstitute und Fragen zurückführen wird. Uebrigens soll für die Mitarbeit ein dreifaches Geschäft sich darbieten; diese nämlich wird a) die einheimische Rechtsgrundlage auffuchen; b) das heutige, in Deutschland geltende Recht wissenschaftlich ausbilden; c) eine jedem zu bearbeitenden Stoff angemessene, pragmatische Methode in die Wissenschaft und Praxis einführen (S. 6—9). Von älteren Deutschen Rechtsdenkmälern, die entdeckt oder in der Gegenwart auf's Neue wichtig werden, soll die Zeitschrift berichten; neue Gesetze des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten soll sie anzeigen, einflußreiche Urkunden bekannt machen. Da beide Herausgeber in verschiedenen Gegenden, Hr. Prof. Reyscher für das südliche, Hr. Prof. Wilda für das nördliche Deutschland, zusammenwirken, so ist es gelungen, daß mehr als vierzig Männer aus der ersten Reihe der Rechtslehrer und praktischen Juristen nach allen Richtungen der Deutschen Bundeslande sich angeschlossen haben.

(2) *Ueber das Daseyn und die Natur des Deutschen Rechts*, von Reyscher (S. 11—54). Der Vf. giebt in diesem Theile seiner ausführlichen Reduction der gerade jetzt in's Leben zu rufenden Idee eines praktischen gemeinen Rechts der Deutschen erst eine Vorarbeit, der mehrere Monographien für wissenschaft-

liche Behandlung unseres gesammten (öffentlichen und privaten) Rechts folgen sollen. Rec. nimmt hier zusammen, was schon das „Vorwort“ und was diese Abhandlung in der besprochenen Hinsicht enthalten. Indem der Vf. einen Blick auf die juristischen Zustände in Deutschland wirft, findet er, daß geschichtliche Elemente nicht genügen, um eine vollständige Theorie Deutscher Rechtslehren aufzustellen. Er leugnet, daß überhaupt von formeller Existenz, ja von allgemeiner Anwendbarkeit eines positiven gemeinen Rechts, oder nur eines doctrinellen Instituts, als eines gemeinrechtlichen in Deutschland, die Rede seyn könne; gleichviel, ob man Gewohnheitsrecht, oder Gerichts- und Landes-Brauch meine: weil die Geltung eines jeden Canons, den man etwa (hypothetisch) als einen gemeinrechtlichen behauptet, in jedem concreten Falle nachgewiesen werden müßte, was den Begriff der Gemeinrechtlichkeit aufhebe. Da weder das Deutsche, noch das Römische Recht auf dem Wege sogenannter Codification als allgemeines Gesetz eingeführt sey, so folge, daß das Deutsche Recht überhaupt aller historischen Basis entbehre: denn das nationale (Germanische) Recht fließe mehr aus den Bildungsquellen verschiedener Zeiten; das Römische aber sey nur als *Juristenrecht* allmählich herrschend geworden. Leugnen müsse man, daß positive letzte Gründe des gemeinen Rechts in Deutschland gegeben seyen, und gegeben seyn können; folglich werde man auch subsidiäre Anwendbarkeit des Römischen Rechts in Deutschland nicht einräumen, da sich ja über den Grund der Verbindlichkeit desselben, als eine gemein geltende Regel, weder etwas bejahen, noch etwas verneinen lasse (S. 11—13), und selbst für theilweise Anwendbarkeit bey bedeutendem Zwiespalt der Meinungen kaum eine Präsumtion walte. Ergebe sich daher in keiner Beziehung irgend eine Gränze oder ein Kriterium des gemeinen Rechts in Deutschland, wie man ja z. B. nicht einmal beweisen könne, daß alle Lehrsätze der Pandekten dort als gemeines Recht gelten, so falle dieser Begriff in Nichts zusammen, da bedingte und unbedingte Anwendbarkeit, materielle und formelle Gültigkeit, immer nur relativ unterschieden werden mögen, für sich mithin ungewiß bleiben. Am wenigsten darf man einräumen, daß das Privatrecht der Deutschen als Begriff und Product einer historisch-dogmatischen Wissenschaft irgend sich denken lasse.

Denn einseitige Doctrin, die als Werk der Rechtskundigen sich aufdränge, könne das innere lebendige Volksrecht nie zerstören; dieses liege aber keinesweges in geschichtlichen Gründen oder Untersuchungen, sondern sey unmittelbar praktische Auffassung des Lebens selbst und seiner Bedürfnisse.

Diese freye pragmatische Methode, welche Hr. *Reyher* für seine neue Wissenschaft erfunden hat, können die Anhänger des bestehenden wirklichen Rechts nur mißbilligen, da sie aus einer schrankenlosen Willkür entsprungen, nicht aber aus dem Geiste der einzig wahren geschichtlichen Rechtswissenschaft, der im positiven Rechte herrschen soll. Es ist offenbar die Richtung des alles Geschichtliche, alles Objective durchdringenden Liberalismus unserer Tage, die auch Hr. *R.* an den Boden der reinen Abstraction, der an dieselbe gebundenen Subjectivität fesselt. Auf diesem Boden aber muß man in leeren Formeln, in Begriffen leben, und sich verführt sehen, die in objectiver Wahrheit der Geschichte bekundete Germanische Volksthümlichkeit zu verkennen. Wenn Deutschlands Rechtsgelahrte solchem Vorurtheile sich hingäben, wie Hr. *R.* ihm huldigt, so würde der objective Charakter des Römischen Rechts antiquirt, auch das Deutsche Recht seines objectiven Charackters entkleidet werden. Des Vfs. Meinung, daß die höchste Gewalt, als ein von dem Volke abzuleitendes, durch dasselbe übertragenes Recht von den Königen später selbst von den Kaisern Deutschlands ausgeübt worden, erscheint als eine durch Geschichte unerweisbare Hypothese. Der König, der Held seines Namens, ward bey den alten Deutschen Herrscher seines Volkes. Treue, Gehorsam, Hingebung an den Fürsten waren Züge des Deutschen National-Charakters, zugleich Mittel, eine Abhängigkeit zu gründen, aus welcher das Lehensverhältniß hervorging. Die Freyen wurden Diener, im Dienen wieder Freye, als Diener, als Räthe des Königs. Die Bildung dieser Abhängigkeitsverhältnisse darf man nicht, wie Hr. *R.*, im elften oder zwölften Jahrhundert suchen; vielmehr war in der ältesten Germanischen Zeit das Mittel der Könige, erzwungenen Gehorsam zu belohnen, dieses, daß sie Land und Leute verliehen. Aus den Gefolgschaften bildeten sich die Verhältnisse freyer Gaben und Beneficien; ein Zusammenhang, den die Lehensverfassung nicht schuf, sondern vollendete. Dieser Blick auf die frühere Geschichte Deutschlands dürfte die Ue-

berzeugung gewähren, daß bey den Germanen die gesellschaftlichen Verhältnisse durch Verträge zwischen Volk und Fürsten nicht begründet seyen. Durch diese Andeutungen wird Hr. R.'s. Versuch, den Volkswillen, als einheimische Quelle des Deutschen Rechts zu bezeichnen, als verfehlt erscheinen. *Steffens, unsere Zeit und wie sie es geworden Th. 1. Berl. 1817 S. 21 f.* — *Barth, Deutschlands Urgeschichte. Erlangen 1840—1841. Th. 1. S. 164 f.* Auch ist es ein Irrthum, daß in den frühesten Gau- und Gemeinde-Verfassungen die Gesamtheit des Volks Stimmen abgegeben, und Beschlüsse gefaßt habe. Nie wird Hr. R. den geschichtlichen Beweis führen, daß noch auf den Reichstagen der Fränkischen Monarchie die denselben unterworfenen Volksstämme in ihrer Masse eine Theilnahme an der Gesetzgebung haben ansprechen können (S. 15. 17). Die Geschichte hat uns ja überall keine umfassenden Kunden der Rechtsbildung aus der ältesten Germanischen Zeit aufbewahrt; nur aus späteren Ueberlieferungen können wir auf Zustände solcher Zeit analogisch zurückschließen. Gewiß aber bleibt, daß das positive Recht, welches in Deutschland noch heute gilt, seit dem fünften Jahrhundert wie in den folgenden Perioden durch die gesetzgebende Gewalt geschaffen worden ist. Die Rechte und Gewohnheiten der einzelnen Stämme, welche in Deutschland Wohnsitz behielten, wurden zuerst unter der Herrschaft der Fränkischen Könige aufgezeichnet. *Müller der lex Salica und der lex Anglorum und Werinorum Alter und Heimath. Würzburg 1840. S. 161.* Sie wurden dadurch in geschriebenes Recht verwandelt; ihr lateinischer Text, welchen Carl der Große redigiren ließ, sollte als Sammlung wirklicher Gesetze (*leges*) für alle im Umfange des Reichs wohnenden Germanen gelten. Der Charakter einer Gesetzgebung wird ihnen durch deutliche Worte der Vorreden aufgedruckt. *imperator Carolus — — — fecit omnes leges in regno suo legi et tradi unicuique homini legem suam et emendari, ubicunque necesse fuit, emendatam scribere, uti iudices per scriptum judicarent. Lindhardi vita Caroli. M. ed. Pertr. c. 29.* Zwar versucht Hr. R., zu leugnen, daß das neunte und zehnte Jahrhundert so arm, wie gewöhnlich die Historiker behaupten, an Rechtsbildung gewesen seyn sollten; allein es liegt außer Zweifel, daß in jener düsteren, verhängnißvollen Periode des Mittelalters die Sammlun-

gen der Volksrechte allmählich aus den Kreisen der Oeffentlichkeit und des Ansehens verschwanden, ohne durch neuere Anordnungen ersetzt zu werden. Sie blieben also dennoch die einzige Richtschnur, an welche das Volk sich halten konnte, bis im zwölften Jahrhundert jede Spur ihrer Anführung, als geschriebener Gesetze, verschwindet. Der Vf. irrt aber, wenn er glaubt, daß das Recht in dieser Periode durch das Volk fortgebildet worden sey: es ist klar, daß hier alles Verdienst den Richtern, den Rechtskundigen gehöre, wie die uns überlieferten Sammlungen der Weisthümer bekunden. Zwar versucht Hr. R., zu behaupten, man habe das Recht bey dem Volke (dem *Um Stande*) geholt, wenn Richter mit den Schöffen sich nicht getraut, es zu finden. Allein es war Regel, keinen Widerspruch aus der Menge zu erwarten; diese, zu zahlreich, um befragt zu werden, blieb immer Organ feyerlicher Oeffentlichkeit des gehegten Gerichts. Bedurfte es höherer Rechtsprüche, so wurden die Oberhöfe aufgefodert, diese zu geben, ein Institut, das Hr. R. übergangen hat. Daher können Weisthümer und Willküre nicht, wie er meint, Beweise einer „*Selbstgesetzgebung des Volkes*“ seyn. Denn Weisthum heißt die Erklärung des Richters und seiner Schöffen über das geltende Recht. Diese ward auf den Diensteid nach besonderer Kunde eines jeden erteilt. Der Ausspruch ward von einem Schöffen gefunden; so daß die übrigen ohne Einwendung des Um Standes folgten. Der Beweis liegt urkundlich vor bey *Grimm (Weisthümer. Berl.)* vgl. mit *Mauwenbrecher prog. de auctoritate prudentum. Bonnae 1837.* Willküre aber sind in den vom Vf. angeführten Stellen aus *Pertz (Monumenta Germ. II, 283)* und anderen, Reccessen über Verhandlungen mit Landständen, in welchen das Volk, als solches, nie zur Sprache kam. Ueberhaupt ist Autonomie des Volks, in dem Sinne, wie der Vf. sie nimmt, ein mit Deutschem Recht unvereinbarer Begriff. Was sich durch Lehre der Rechtskundigen, Analogie der Entscheidungen, und Richtersprüche gebildet hat, kann unmöglich ein Inbegriff von Autonomie des Volks heißen. Denn das Volk hat bey allen diesen Bestandtheilen des Rechts nicht die mindeste Thätigkeit ausgeübt, welche auf Absicht und Zweck einer Gesetzgebung durch das Volk nur entfernt gedeutet werden könnte. Hr. R. will den Sachsen- und Schwaben-Spiegel nur einen allzu gemeinen,

nicht einmal juristisch genau bezeichneten Werth zugehen; ja, er geht so weit, zu behaupten, daß die ganze Verwandtschaft zwischen beiden, auf welche man das Daseyn eines gemeinen Deutschen Rechts einzig stütze, nur in derjenigen materiellen Rechtseinheit bestehe, welche von Anfang an da gewesen sey, weil sie in der gemeinen Vernunft und Billigkeit des Volks liege, daß fogar die ganze Geschichte vom Sachsen- und Schwaben-Spiegel einen bedeutenden Stofs noch erleiden würde. Da indessen die Ansicht, daß der Sachsenpiegel ein einziges gemeines, für ganz Deutschland berechnetes Rechtsbuch sey, welches zwischen den Jahren 1215 und 1218 verfaßt, in zwey Redactionen uns überliefert wurde, von denen die eine von Goldast (1609) gelieferte Ausgabe *Schwabenspiegel* benannt war, da diese Ansicht *Eichhorn's* noch immer nicht widerrufen ist: so wird man dieser, aus allen Daten der Geschichte des Rechts im Mittelalter, aus wiederholten sorgfältigen Vergleichen des Inhalts, des innern Baues beider Rechtsbücher als wahr sich erprobte Ansicht, den Zweifeln des Hn. R. gegenüber, fortdauernd sicher folgen können. Es wurde der Sachsenpiegel als gemeines Recht in Deutschland betrachtet (*Spangenberg, Beyträge zum Deutschen Rechte im Mittelalter, Halle 1821*) und es ist ein historisches Factum des Vfs., zu glauben, daß in den Spiegeln, unter den Namen *Rykesrecht, Kaiserrecht, Landrecht* ein durch den Willen des Volks emanirtes Recht bezeichnet werde. Es ward vielmehr das Recht als eigentliches Gesetz, im engern Sinne, wie die Fränkischen Könige und Kaiser es functionirt hatten, neu eingeführt, neu belebt, weil es in Vergessenheit gerathen war, neu fortgebildet durch höhere und niedere Richter. (*Philipps Grundsätze des Deutschen Privatrechts* Einleitung. Th. 1.) — Hrn. R's. Ansicht über die Behandlung des wissenschaftlichen Verfahrens im Deutschen Privatrecht läuft den aus langjährigem Quellenstudium geschöpften Ideen *Eichhorn's* über diesen Gegenstand (*Zeitschrift für die geschichtliche Rechtswissenschaft* Bd. 1. Hft. 1. Abth. 7. verglichen mit ausführlichen Bemerkungen in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen 1817 Stck. 167), denen die neuesten Germanisten *Luspeyres, Weiske, Kraut, Ortloff, Gaup, Philipps* einstimmig beypflichten, so sehr ent-

gegen, daß wir uns mit ihnen nicht befreunden können. Es kann unter einer wissenschaftlichen Darstellung des gemeinen Deutschen Rechts eine bloß streng systematische Verknüpfung ursprünglich Germanischer Rechtsdogmen nicht verstanden werden; und wenn Hr. R. es für einen Gewinn erklärt, daß das Römische Recht aus dem Reiche der praktischen Dinge verschwinde, so glauben wir diese seine Ansicht nicht besser, als durch Hinweisung auf *von Savigny* neue Bearbeitung der Schrift: *vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft* Berl. 1840, und dessen *System des heutigen Römischen Rechts* widerlegen zu können. Gerade das Römische Recht in seiner Vollendung als Privatrecht war vorzüglich geeignet, zwischen so verschiedenen Stämmen und Ländern, wie das gesammte Germanien umfaßt, eine ausgleichende Durchdringung des privatrechtlichen Lebens zu schaffen. Darum konnten die mannichfachen Formen, welche das Recht in den verschiedenen Gegenden angenommen hatte, frey und ungehemmt sich ausbilden und fortauern, während das hülfreiche Römische Recht, welches, wie *Puchta* so wahr und treffend sagt, bestimmt war, ein *jus gentium Germanicarum* zu werden, alles Gemeinsame im Volke umher aufhellte, allen particularrechtlichen Grundlagen vervollkommnend sich anschloß. Der Charakter einer solchen subsidiarischen Brauchbarkeit zeigt sich darin, daß in dem welthistorischen Gange seiner Schickale es bey den verschiedensten Völkern in den verschiedensten Zeitaltern sich erprobt, und zugleich die einzig mögliche Anwendung des Vernunftgebrauchs in der Sphäre des positiven Rechts bezeichnet. Denn es hat alle Verhältnisse derselben unter Privaten zu der höchsten Schärfe bestimmbarer Begriffe ausgeprägt, und aus wenigen durchgreifenden Grundsätzen ein vollendetes Ganzes entwickelt, dessen Inhalt in allen Momenten an die Geschichte sich anschließt, aber auch der Idee des Rechts folgt. In dieses Lob stimmt *Leibnitz* ein, wenn er (Epist. I, 19) sagt: *ego Digestorum opus vel potius auctorum, unde excerpta sunt, admiror, nec quidquam vidi, sive rationum acumen, sive dicendi nervos spectes, quod magis accedat ad mathematicorum laudem.*

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

J U R I S P R U D E N Z .

LEIPZIG, b. Wigand: *Zeitschrift für Deutsches Recht und Deutsche Rechtswissenschaft*. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. E. Reyscher und Dr. W. F. Wilda u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Hr. R., um seine rationale Grundlage der neuen Deutschen Jurisprudenz zu motiviren, behauptet, man habe die Abweichungen der Praxis von dem reinen Römischen Rechte aus den Vorträgen über dasselbe ganz weggelassen, weil nur so gesondert letztes wissenschaftlich dargestellt werden könne. Bey den Germanischen Rechtsverhältnissen, auf welche Römische Ideen und Lehren ergänzend eingewirkt haben, will der Vf. diese Einwirkungen durch eine genauere Begründung vertilgen; selbst Lehren, die man praktisch auf das Römische Recht zurückführt, z. B. Besitz und Verjährung, will er von seinem neuen Standpunkte willkürlich betrachten, und in einem neuen (praktischen) Rechte ihnen ein rationales Medium beymischen. Allein kein Lehrer des Römischen Rechts in Deutschland hat jene behauptete Trennung des reinen Rechts von der gerichtlichen Praxis desselben je vorgenommen; das vom Vf. erfundene neue rationale Element wird bey jedem Versuche, es anzuwenden, einer neuen objectiv unbestimmten, gewiß subjectiv arbiträren Heuristik bedürfen, und wie jedes Product der Willkür, vielleicht schon nach Jahrzehnten als anmaßliche Abstraction erscheinen. Von diesem Streben verführt, nimmt Hr. R. an, es sey das Vernunftprincip im Rechte bey den Römern als *aequitas*, als *jus naturale* hervorgetreten, und aus diesem das *jus civile* gebildet worden. Im Römischen Rechte aber kommt der

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

Begriff *jus naturale* in der Bedeutung einer philosophischen (rationellen) Grundlage des bürgerlichen Rechts, wie Hr. R. ihn nehmen will, nirgends vor. Die Römer verstehen unter *jus* (auch wohl *lex*) *naturae*, aber unter *jus naturale* das Gesetz der Triebe, welche die thierische Natur des Menschen erzeugt. Und *aequitas*, mit welchem Begriff *jus gentium* gleichbedeutend seyn soll, ist nicht das natürliche Rechts- und Billigkeits-Gefühl, welches noch über das wirkliche Recht von den Römern gestellt seyn soll; sondern wie auch die vom Vf. citirte Schrift: (*Albrecht, über die Stellung der Römischen aequitas*. Dresden und Leipzig, 1834) bey unbefangener Prüfung nachweist, das Wesen der Rechtsnormen, sofern solche von aller Willkür gedacht wird. Eben so irrtümlich ist Hrn. R's. Voraussetzung, als ob die Ausdrücke *ratio* und *consuetudo* durch „Vernunft und Sitte“ übersetzt werden dürften. *Ratio* bedeutet im *Corpus juris* an keiner Stelle so viel als *Vernunft* (vgl. *Festus f. v. ratio*; *Briffon d. V. S. ed. Boehmer v. ratio*); vielmehr ist und bleibt sie immer der positiv rechtliche civilistische Grund jedes Rechtsinstituts. *Sitte* ist das Befolgen von Maximen, deren Uebereinstimmung mit der Vernunft nicht genau geprüft wird; sie liegt im Gebiete der Moral, während *Gewohnheit*, als der für *consuetudo* richtige Ausdruck, im Gebiete des Rechts liegt, und die als Norm des Rechts im Volke lebende Rechtsansicht begreift. (*Klötzer, Revision der Theorie vom Gewohnheitsrecht*. Jena, 1813. § 29, 36.)

Aus Allem diesem sind wir berechtigt, den Schluss zu ziehen, daß das positive Germanische Privatrecht seinen letzten Grund in dem Princip gemeiner Vernunftmäßigkeit und Billigkeit, wie Hr. R. will, nicht finde, sondern daß dasselbe, nach dem hier allein gültigen Zeugniß der vaterländischen Geschichte, Product

der Wissenschaft und der Gesetzgebung (des Kaisers wie der Territorialherrn) geblieben sey. Auch die Grundgesetze des im Jahre 1806 aufgehobenen Deutschen Reichs haben ihre positive Kraft nicht verloren, weil sich der Deutsche Bund (8 Juny 1815) diese Rechtsquellen ausdrücklich angeeignet hat. Sie werden also für das Deutsche Staats- und Privat-Recht fortdauernd eine hohe Wichtigkeit behalten, so lange die jetzige Rechtsverfassung in Deutschland dieselbe bleiben wird. Rec. darf über die abstracten Erörterungen hinweggehen, in welche die Leser (S. 27—43) gezogen werden. Mit diesen Erörterungen verwebt Hr. R. seine Ansicht des Streites zwischen einer s. g. geschichtlichen und ungeschichtlichen Juristenschule in Deutschland. Es ist gewiß, daß dieser Streit hier viel zu sehr von dem Standpuncte einer popularphilosophischen (subjectiven) Reflexion betrachtet wird. Rec. glaubte, daß die Sache durch des verewigten *Tlibaut* letztes Wort (über die s. g. historische und nicht historische Rechtschule, civ. Archiv Bd. 23 Hft. 2) und *Puchta's* geistvolle Erwiderung für immer geschlichtet wäre. Auch dürfte jene Differenz jetzt eine so tiefe Bedeutung nicht mehr haben, als sie bey ihrem Entstehen, und in dem Streit zwischen *Gans* und *Savigny* zu gewinnen schien. — Begegnen müssen wir noch schließlich der von Hrn. R. in dieser Abhandlung wiederholt ausgesprochenen irrthümlichen Meinung, daß auch das Römische Recht nicht recipirt worden wäre. Denn es geschah offenkundig bey Errichtung des Kammergerichts im Jahre 1495, daß Kaiser und Reich dem Richter und den Beyitzern besonders auftrugen, das Römische Recht, als ein subsidiarisch gemeines, anzuwenden, ein Auftrag, der von den einzelnen Reichsständen in ihrem Lande angewendet und wiederholt wurde (v. *Bergs Reichsprocess*. Göttingen 1797. § 54). Wie der Vf. seine Ideen auf das Deutsche Bundesstaats-Recht und auf die Verfassungen der Bundesstaaten anwendet, wird Rec. weiter unten hervorheben.

(3) *Ueber das Alter des Sachsenpiegels vom Prof. Weiske in Leipzig* (S. 54—85). Der Vf. hatte in seinen *Abhandlungen aus dem Gebiete des deutschen Rechts* (Leipz. 1830) eine Ansicht „über die Zeit und den Vf. des Sachsenpiegels“ mitgetheilt, nach welcher dieses Rechtsbuchs schon um das Jahr 1190 entstanden seyn sollte. Allein diese Conjectur hat den erwar-

teten Eingang nicht gefunden. Nach *Mittermaier's* und *Eichhorn's* fortdauernd übereinstimmenden Angaben dürfte es unmöglich seyn, nachzuweisen, daß in einem bestimmten Jahre der Sachsenpiegel geschrieben und publicirt sey; doch würde durch eine Reihe von Gründen die Vermuthung bestätigt, daß seine Abfassung nicht von dem Jahre 1215, aber bald nachher sich datire. (*Mittermaier Grundsätze*, 4. Ausg. § 6. *Eichhorn, Einleitg.* 2. Ausg. §. 10. S. 27). Da *Eichhorn* diese Erklärung auch in der neuesten Ausgabe seiner *deutschen Staats- und Rechts-Geschichte* (Göttingen 1835) nicht zurückgenommen hat, und *Mittermaier* (Ausg. 5) eine andere Zeitbestimmung nicht giebt, so bemerkt der Vf. daß die frühere Meinung über das Alter des Sachsenpiegels noch immer die gewöhnliche und herrschende sey. Rec. möchte *Mittermaier's* allgemeine Distinction „oder bald nachher“ specieller und genauer ausdrücken: „oder zwischen 1215 und 1218“ — dann wäre eine Bestimmung gegeben, die auf keine Seite hin divergirte. Der Vf. will die beginnende Geltung des Sachsenpiegels in die Regierungsperiode Kaiser Friedrich I (1152—1190) setzen. Dabey gesteht er zwar, mehrere Gründe, die *Eichhorn* für die gewöhnliche Meinung anführe, nicht widerlegen zu können; doch stellt er sie in Zweifel. So vermag er nicht, zu leugnen daß *Eicke von Reggow* (1220—1233) als Landgerichtschoff in Urkunden vorkomme, aber er verneint, daß *Eicke* überall Verfasser des Rechtsbuchs sey. Die von ihm in der Note bezeichnete Stelle bey *Eichhorn* weist indessen seinen Irrthum unbezweifelt nach. Ferner behauptet der Vf., der Sachsenpiegel sey noch vor dem Sturze Heinrich des Löwen, zwischen den Jahren 1162—1173 abgefaßt worden, und führt unter mehreren Hypothesen als Prämissen die von ihm angeblich zuerst gemachte Bemerkung an, die Stelle des Sachsenpiegels, welche die Eheverbote nach einer päpstlichen Verordnung von 1215 erwähne, sey späterer Zusatz, weil sie in der Quedlinburger Handschrift, der ältesten einzig ächten, fehle. Aber Hr. *Eichhorn* sagt (*Rechtsgeschichte* § 279. Not: i) „Daher könnte freylich diese Stelle eine Interpolation seyn, da sie in der sehr alten Quedlinburger Handschrift nicht steht.“ Der Vf. schließt ferner, es werde als ausgemacht angenommen, daß allein die Quedlinburger Handschrift die *lectio genuina* des Textes vom Sachsenpiegel enthalte. Allein dies ist keinesweges

entschieden, und würde den bisherigen Stand der Meinungen durchaus nicht ändern, auch die Folgerung des Vfs., daß, wenn das Rechtsbuch nach dem Concil von 1215 entstanden wäre, die gedachte Stelle in jener Handschrift nicht ausgelassen seyn würde, nicht unterstützen. Bekanntlich liegen in Heidelberg, Wolfenbüttel, Oldenburg, Dresden, Berlin sehr gute Codices des Sachsenspiegels die bey der, durch *Homeyer* gebildeten neuen Recension des Sachsenspiegels gewürdigt sind. In allen diesen, unter denen die Heidelberger als von ausgezeichnetem Werthe anerkannt wird, befindet sich die angefochtene Stelle, nicht aber hat jener Kritiker sich dafür ausgesprochen, daß diese Stelle zu tilgen sey, weil sic in der Quedlinburger Handschrift fehle.

Aus der Reihe neuer Gründe, die der Vf. für seine Ansicht vorträgt, legt er ein besonderes Gewicht darauf, daß der Sachsenspiegel auf den kundigen Leser einen Total-Eindruck mache, der mehr an das zwölfte, als an das dreyzehnte Jahrhundert erinnere. Allein die Differenz zwischen 1215 und 1172 umfaßt kein ganzes Jahrhundert, und das damalige Zeitgemälde stand an Reichthum und Wechselfülle tief unter dem gegenwärtigen; es konnte das Jahr 1172 keinen anderen Gesamteindruck machen, als das Jahr 1215. Die Uebereinstimmung einzelner Stellen des Sachsenspiegels mit einem Statutenbuch des Bisthums Worms vom Jahre 1034 steht mit der Hypothese des Vf. auch nicht im entferntesten Zusammenhange; denn dieses Buch kann *Eicke von Reggow* benutzt haben, wie er andere ihm zugängliche Quellen benutzte. — Vergl. wir Ssp. I. 1, mit *Eichhorn's* Darstellung (R. G. §. 286), so dürfte auch der vom Vf. hervorgehobene Widerspruch mit dem *Schwsp.* (Vorrede § 9, 10) über die beiden Schwerter der Gewalt sich nicht ergeben, und also auch daraus ein früheres Datum des Rechtsbuchs, wie Hr. *W.* vermuthet, nicht folgen. Ein anderer Satz, aus welchem der Vf. einen früheren Zeitpunkt der Entstehung des Sachsenspiegels vindiciren will, ist: dieser kenne das Berg-Regal noch nicht; nur auf den Schatz (*thesaurus*) sey der königlichen Gewalt ein Recht gegeben. Ließt man aber den Art. 35 (*Eichhorn* R. G. §. 297. Not. k), so findet man, daß unter „*alle Schätz in der Erden begraben*“ nicht *thesaurus*, nach dem römischen Rechtsbegriff, sondern *Bergwerksschätze* verstanden werden. Nehmen wir den

streitigen Ausdruck in der Bedeutung von *Ergebnisse* von *Metallgruben* überhaupt, wie *Eichhorn* aus den von ihm angeführten Gründen thut, so folgt, daß diese wenigstens die Gold- und Silber-Gruben, schon im Laufe des Zeitraumes von 888 bis 1272 dem Könige gehörten. Der Grund aus welchem Reichsstände, Landfassen und Privaten sich im Besitz von Bergwerken befanden, lag darin, daß schon früh die Kaiser Verleihungen zur Gewinnung von Fossilien, auch Metallen ertheilten (vergl. *Meyer's Geschichte der Bergwerksverfassung* etc. Eisenach S. 47). — Ein dritter Grund für des Vf. Meinung soll seyn: *Der Sachsenspiegel stelle die Bischofswahlen noch als durch die Kaiser beschränkt dar.* Die Stelle lautet: 1) *Die Prälaten dürfen Lehnrecht erst ausüben, wenn sie Belehnung empfangen haben.* 2) *Ist nach sechs Wochen die Wahl nicht vorgenommen, so giebt der Kaiser die Stelle, wem er will.*“ Der Vf. meint, Friedrich I habe diese kaiserlichen Vorrechte geltend gemacht; Otto IV und Friedrich II haben denselben entzagt: folglich sey der Sachsenspiegel, der sie noch enthalte, unter Friedrich I verfaßt worden. Eine einfache Betrachtung der geschichtlichen Begebenheiten wird diese Behauptung als Irrthum bezeichnen. Das zwischen Heinrich V und Calixt II im Jahre 1122 geschlossene Wormser Concordat bestimmte, daß der Kaiser die canonische Freyheit der Bischofs- und Abts-Wahlen durch eigenmächtige Ernennungen nicht beschränken könne. Wenn eine Wahl freitig werde, sollte der Kaiser dem beystehen, für den sich Metropolit und Bischöfe der Provinz erklären. Der Gewählte solle vom Kaiser die Regalien durch den Scepter empfangen, jedoch *bey Stiftern außerhalb Deutschland* der Consecrirte dazu eine Frist von sechs Monaten haben. Hierdurch blieb dem Kaiser das Lehnsverhältniß, welches die Römische Curie (Gregor VII) früher hatte sprengen wollen. *Eichhorn* R. G. § 232. Die Conclusion des Hn. *W.*, daß, während der Sachsenspiegel die Bischofswahl innerhalb sechs Wochen verlange, das zweyte lateranensische Concil (1215) dieselbe erst innerhalb drey Monaten vorschreibe, woraus gefolgert wird, daß der Sachsenspiegel wenigstens nicht nach diesem Concil entstanden seyn könne, widerlegt sich dadurch, daß die Beschlüsse des erwähnten Concils für die canonische Praxis in Deutschland insofern nicht rechtsverbindlich waren, als *ex jure Concordatorum nationis Germanicae* der

Vergleich von Worms mit Papst Calixt II ihnen derogirte, und ein particulares canonisches Recht für Deutschland ununterbrochen bildete. — Ein viertes Moment für seine Voraussetzung findet der Vf. in der von ihm hingestellten Assertion, daß der *Sachsenspiegel den Reichsgesetzen von 1187 und 1220 entgegenstehende Bestimmungen enthalte*. Im *Sachsensp.* II, 68, wird das Recht eines zu Pferde Reisenden bestimmt, auf dem Felde Korn für das hungernde Pferd zu schneiden. Dieses Recht bestätigt auch der erste Landfriede Friedrich's I. Hr. W. gesteht, daß demnach der Urheber des *Sachsenspiegels* dieses Recht gekannt haben mußte. Aber er meint, der Art. könne eingeschoben seyn, weil er der letzte sey. Dieser Schluss ist doch gewiß ein logisch nicht folgerechter. Dann meint der Vf. wieder, die Bestimmung könne im *Sachsenspiegel* gestanden haben, sey aber erst später zum Reichsgesetz erhoben worden; jedenfalls möge sie den früheren Regierungsjahren Friedrich's I angehören, weil das Datum des ersten Landfriedens ungewiß sey. Alle diese Conjecturen sind aber leere Anzweiflungen, um eine Behauptung aufzustellen, welche der neueste Bearbeiter des *Sachsenspiegels*, *Homeyer*, nicht kennt. Ferner hebt der Vf. einen einzelnen Punet, das Verbrechen der Brandstiftung, heraus; er zeigt, daß rückfichtlich desselben der *Schsp.* (II, 13, III, 34. §. 1, 2) ein von der Vorschrift des Reichsabschiedes ganz verschiedenes Verfahren bezeichne. Allein er verliert dabey den leitenden Gedanken, daß der *Sachsenspiegel* ein Rechtsbuch, d. h. das Werk eines Privatmannes war, der nicht unter höherer Leitung, sondern nach eigener Willkür die einzelnen Materialien auswählte, und den Inhalt ordnete. Aus demselben Grunde läßt es sich erklären, wenn (S. 65) an den vom Vf. bemerkten Stellen der *Sachsenspiegel* von dem dritten Landfrieden Friedrich's I (1187) abweichende Bestimmungen enthält. Die Argumentation, welche der Vf.

aus der Verbindung des Bannes mit der Acht als Strafe der Brandstiftung und anderer Verbrechen aufstellt, kann seine Hypothese um deswillen nicht unterstützen, weil es an allgemeinen Symptomen des Inhalts sich nicht erkennen lassen kann, ob ein Gesetz im Jahre 1187 oder 1215 gegeben ist. — Den fünften Stützpunkt seines Thema nimmt der Vf. aus der Behauptung, der *Sachsenspiegel* wisse nichts vom Sturze Heinrich des Löwen (S. 68—73), während er in seiner früheren Abhandlung die freylich jetzt für irrig erklärte, entgegengesetzte Meinung aufstellte. Jene Behauptung widerlegt sich durch des Vfs. eigenes Geständniß, daß der Vf. des *Sachsenspiegels* nur das Recht, ohne alle Beziehungen auf Personen und Verhältnisse seiner Zeit, habe darstellen wollen, und darum vermeide, Namen, Begebenheiten anzuführen. — Der letzte Moment für des Vf. Ansicht wird in der Assertion gefunden, daß die *Erwähnung der Kurfürsten im Sachsenspiegel einem höheren Alter derselben nicht entgegenstehe*. Der Vf. setzt die ersten Kunden von der Wahl des Kaisers, von der Würde der Wahlfürsten in eine mährchenhafte Zeit. Von diesen haben wir nichts gefunden, auch nirgends die Behauptung bestätigt, daß man, bey der Frage nach den Anfängen der Kurfürsten immer zunächst auf die sieben sehe; im Gegentheil enthält der *Sachsenspiegel* III, 57 noch eine Spur der ursprünglichen Einrichtung, wo wir eine Hinweisung auf die ältere Gewohnheit und Form der Wahl, und zugleich eine Reflexion des Sammlers, daß diese Form erhalten werden möge, vorfinden. Die vermeinte Dunkelheit, der vermeinte Doppelsinn dieser Stelle (III, 57) wird durch die Auslegung, welche *Luden (Geschichte des deutschen Volks, XI, 480)* giebt, wiederlegt, und so die Conjectur des Vfs., die derselbe selbst nur zu „wagen“ erklärt, von aller logischen und historischen Nothwendigkeit entblößt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 4 1.

JURISPRUDENZ.

LEIPZIG, b. Wigand: *Zeitschrift für Deutsches Recht und Deutsche Rechtswissenschaft*. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. E. Reyscher und Dr. W. F. Wilda u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

4) *Kritische Untersuchungen über die Gewere des deutschen Rechts*, von Prof. Gaupp in Breslau (S. 86—143). Diese Abhandlung erscheint nach den ganzen Anlagen des Vfs. nur als ein Fragment eines das Ganze umfassenden größeren Werks; denn keins der folgenden Hefte liefert die versprochene Fortsetzung. Im ersten einleitenden Capitel deutet der Vf. den Standpunct der Untersuchung an. Er entwickelt die Idee des Sachenrechts an sich, und gibt eine Vergleichung des Römischen mit dem Deutschen Sachenrechte. Dann betrachtet er das Wort *Gewere*, und stellt verschiedene Seiten dieses Rechtsbegriffs dar. Das zweyte Capitel behandelt die *reelle* und *ideelle* Gewere, oder, wie sie in den Quellen heist, die ledigliche, gemeine Gewere; es folgt eine Kritik der von *Albrecht* aufgestellten Theorie der juristischen Gewere, als der Grundlage des Deutschen Sachenrechts. Nun geht der Vf. zu dem Eigenthume an beweglichen Sachen nach Deutschem Recht über. Er erläutert die Begriffe: *Forderung*, *Anfang*, die Formeln: sich zu einer Sache ziehen, sich einer Sache unterwinden. Endlich wird die Regel: *Hand muß Hand wahren*, aus den unter sie zu subsumirenden Fällen abgeleitet und geprüft, auch in ihrem Zusammenhange mit dem Proceß gezeigt. — Wir bedauern, eine Abhandlung hier abgebrochen zu sehen, die, wenn gleich sie zu manchen wissenschaftlichen Bedenken Stoff und Anlaß giebt, in gediegener Form und klarer Darstellung *holographisch*.
Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

hes Verdienst zeigt, und entschiedenes Interesse einflößt, welches an dem ausgezeichneten Quellenstudium noch mehr sich steigert. Der allgemeine Theil der Abhandlung aber, welchen der Vf. hier mittheilt, ist an sich insofern ein schätzbarer Beytrag zu vorliegender Zeitschrift, als hier eine durchgeführte Probe von Anwendung des in dem Plane ausgedrückten Principes gegeben wird, das Gemeinsame in dem einheitlichen Rechte aufzusuchen, und es auf seinen ursprünglichen Grund zurückzuführen. Wir erblicken hier Hn. Prof. *Gaupp* auf dem nämlichen Standpuncte, welchen Hr. Prof. *Reyscher* eingenommen hat. Jener sieht, wie dieser, eine wichtige Reform des Rechtszustandes in Deutschland im Werden begriffen; auch er findet alles Römische Recht unerträglich mit der Würde und Freyheit des Deutschen Volks. Zur Widerlegung dieser Ansicht verweisen wir auf dasjenige, was wir bey Gelegenheit der *Reyscher'schen* Abhandlung gesagt haben. — Unter dem *Sachenrecht im Allgemeinen* versteht Hr. G. Verbindungen, die sich zwischen einer Sache hauptsächlich denken lassen, sofern man von allem Besitz, Eigenthumstheorien, u. s. w. absteht, wie sich dieselben in einzelnen positiven Rechten entwickelt haben. Das wäre also eine Metaphysik, eine apriorische Construction des Sachenrechts, die für Wissenschaft und Praxis nur unhaltbar erscheinen muß, weil Erfahrungsbegriffe nie *a priori* deducirt werden können. Daher haben neuere Lehrer des particularen Deutschen Bundesstaatsrechts, z. B. *Mohl* an den angeführten Stellen das sogenannte natürliche Staatsrecht aus der positiven Sphäre verwiesen. So erklärt *Flatt* (*vermischte Versuche*), eine der wichtigsten Ideen zur Revision des Naturrechts sey die, daß es entweder gar nicht, oder doch nicht in dem Umfange und in der Form, die es jetzt habe, zu der Zahl der Wissen-

schaften gehöre, und grade *Baco von Verulam* (Vol. 1, p. 248), mit dessen Vorwürfe gegen die Juristen der Vf. sein Raifonnement beginnt, tritt als der erste kundigste Warner auf vor diefem Alles durchdringenden, aber auch Alles negirenden Rationalismus im positiven Rechte. — Die Bezeichnung *römifches deutſches Sachenrecht* im Allgemeinen (§. 3, 4) wird zwar von vielen, auch neueren Rechtslehrern gebraucht; allein Rec. möchte bezweifeln, daß Römifche oder Deutſche Rechtsquellen irgend einen Grund für diefelbe ergeben. Den Abſchnitt über das Römifche Sachenrecht, und die philoſophiſche Deduction deffelben würde Rec. weggelaſſen haben. Obgleich er concis und gedrängt vorgetragen iſt, ſo hilft dieſs doch um ſo weniger zur Aufhellung des Ganzen, als es dem Vf. gefallen hat, philoſophiſche Geſichtspuncte und Terminologieen einzumiſchen, welche in Römifchen und Deutſchen Quellen gar nicht vorkommen.

Bey der zunächſt grammatiſchen, dann auch juridiſchen Prüfung des Wortes *Gewere* werden (vgl. *Jac. Grimm deutſche R. A. S. 602*) drey Gothiſche Formen des Germaniſchen Zeitworts „*were*“ hervorgehoben — *varjan* (*prohibere*), *vasjan* (*veſtire*), *vairan* (*praeflare*), die, wie jener Sprachforſcher bemerkt, ihrem Sinne nach, nichts gemein haben. Der Vf. will, daß dennoch eine gemeinſchaftliche Grundbedeutung, nämlich die des Schutzes, der Vertheidigung ihnen zukomme; allein mit Unrecht. In der erſten Form *varjan* (*prohibere, defendere*) wird der allgemeine Charakter der *Gewere* ausgedrückt, daß der Beſitzende im Stande iſt, jeden Dritten von Ergreifung und Ausübung des Beſitzes auszuschließen. Bey der zweyten Form, *vasjan* (*veſtire*) kann man, wie Rec. glaubt, nicht mit der vom Vf. (S. 97) angedeuteten allgemeinen Conjectur ausreichen, daß hier eine Thätigkeit deſſen, der den Beſitz übertrug, gemeint ſey. Es kann freylich in dem einzelnen Zeitworte das ganze Rechtsverhältniß nicht ausgedrückt ſeyn; aber wir können die Beziehung deſſelben auf die *Gewere* ſpeciell erkennen, wenn wir die Merkmale deſſelben mit dem Wortſinne vergleichen. Jenes Zeitwort hat nicht allein die Bedeutung *veſtire*, ſondern auch häufig *poſſidere*, ja in einer ganzen Reihe von Stellen des *vetus auctor de beneficiis* kommt der Ausdruck *warandia* vor. In der dritten Form, wo „*wern*“ dem Lateiniſchen *praeflare* entspricht, drückt *Gewere* das Verhältniß

des Rechts in der älteſten Zeit aus, wo jeder Beſitzer der *Gewere* (*cautio*) eines Dritten, ſeines *auctor*, ſeines *Geweren* bedurfte, der ihm die Sache übertragen hatte und nun verbunden war, das übertragene Recht zu vertreten. — Wenn der Vf. §. 6, die Partition in reelle und ideelle *Gewere*, auf welche die ganze Abhandlung gebaut iſt, einleitet, ſo wird deſſelben ein willkürliches Element untergelegt, das den Quellen, wie den älteren und neueren Dogmatiken des Germaniſchen Rechts durchaus fremd bleibt. Ja, es erſcheint mit dem Zwecke einer reinen Conſtruction aus den Quellen unvereinbar, da es den Weg bahnt, von der geſchichtlich grammatiſchen Auslegung der Quellen abzuweichen, und in die Form der philoſophiſchen Reflexion und Speculation lockt. — Zum Schluß noch einige Bemerkungen. Sollte der Vf. die vorliegende Abhandlung als ein beſonderes Werk und vollſtändig einſt herausgeben, ſo würden wir rathen, das zweyte Capitel nicht mit dem letzten Punct einer möglichen Retention, mit der dieblichen und raublichen *Gewere* zu beginnen; denn der unrechtmäßige Beſitz der Diebe und Räuber gehört nicht dem Privatrechte, ſondern dem Criminalrechte an; im Privatrechte wäre ſie kaum beyläufig zu berühren. — Zu dem Ausdruck: *ledigliche Gewere* (S. 103) können wir den Vergleichungspunct in den Formeln, es habe *lediglich* ſein Bewenden, das Urtheil ſey *lediglich* zu beſtätigen, nicht finden. *Eigen* heißt an allen von *Eichhorn* gefammelten Stellen des *Sachsenspiegels* (Rechtsgeschichte, Th. 2, 3) alles liegende Gut, deſſen eigener *Gewere* der Beſitzer ſelbſt iſt, indem er es Jahr und Tag in ungeſtörtem Beſitz gehabt hat, oder als nächſter Erbe den Beſitz ſeines Erblassers fortſetzt. — Den wider *Albrecht* erhobenen Streit in Betreff der *juridiſchen Gewere* hat der Vf. mit Glück begonnen. Läge das zu erwartende Buch ſchon vollendet vor uns, ſo wollten wir den Inhalt weiter verfolgen. Jetzt haben wir nur Einiges berührt, was zum Theil die Stellung dieſes Fragments in der Zeitschrift erforderte.

(5) *Wer haftet für die Abfindungen der Geſchwister, die der den Hof übergebende Bauer zu berichtigen übernahm? Wann können ſie eingeklagt werden? Von Scholz dem Dritten, Oberappellations- und Landgerichts- Procurator zu Wolfenbüttel* (S. 144 — 157). Rec. hat ſchon bey wiederholten Veranlaſſungen die Eile beklagt, mit welcher Hr. S. die Literatur des

Landwirthschaftsrechts immer durch einzelne Auffätze zu vermehren strebt, anstatt ein das Ganze umfassendes, gediegenes, ächt praktisches Werk zu schreiben, das eine zeitgemäße Dogmatik des Landwirthschaftsrechts, besonders im nördlichen Deutschland, genannt zu werden verdiente. Hier ist wieder ein solcher vereinzelter Beytrag, dem man aber eine gewisse Leichtigkeit und Eleganz der Darstellung, eine umfassende Kunde des Gerichtsgebrauchs, der Praxis, der particularrechtlichen Formen Deutscher Institute, und vor Allem der leitenden Ideen des Römischen Rechts nicht absprechen kann. — Der Vf. will den Fall beurtheilen: wenn der Bauer den Hof einem seiner Kinder übergebe, und auf die Leibzucht ziehe, so komme es oft vor, daß in dem Verlassenschaftsvertrage die Abfindungssumme für die Geschwister des Hofeserben wörtlich ausgedrückt werde; daß man aber dem Annehmer die Bedingung mache, den Gesamtbetrag der Abtretungen in die Hände des abtretenden Leibzüchters zu zahlen, der solche demnächst unter die miterbenden Geschwister vertheilt. Ausdrücklich fügt Hr. S. hinzu, dieß geschehe vorzüglich alsdann, wenn die Abfindlinge noch in frühen, von Majorennität weiter entfernten Jahren stehen, und die Eltern die Zinsen der Abfindungscapitale, oder diese selbst benutzen wollen. Nun wirft Hr. S. die Fragen auf: ob die Abfindlinge diese Verluste tragen müssen, oder wiefern sie ein Klagrecht gegen den Annehmer haben. Er entscheidet, daß in solchen Fällen den Abfindlingen der Hof verhaftet bleibe, daß also diesen wider den Hofeserben ein (*dingliches*) Klagrecht zustehe. Bey dieser Entscheidung folgt Hr. S. nur allein allgemein rechtlichen Ansichten, ohne auf die verschiedenen hie und da vorhandenen Specialvorschriften Rücksicht zu nehmen. Hätte er z. B. auf die *Ravensberg'sche E. O. c. 10, § 4*, auf das Project der *Minden'schen Eigenthumsordnung*, auf die *Osnabrück'sche Verordnung vom 5 Feb. 1768*, auf die *Wolfenbüttel'sche Landesordnung von 1647*, auf die *Schaumburg'sche Mez. O. v. 1774* auf die *Hildesheim'sche von 1781*, auf die *Calenberg'sche, Lüneburg'sche* und andere ein vergleichendes Augenmerk geworfen, so würde seine Ansicht in mehreren Puncten modificirt worden seyn. Auch ist nicht scharf bestimmt, ob der Vf. ein Bauergut jeder Art — auch ein freyes Erbgut — oder nur ein Colonal vor Augen gehabt, obgleich man das Letzte wohl anneh-

men sollte. Ist aber dieses, so muß man von den Verhältnissen der Erbleihe ausgehen, welche durch ganz Nord- und Mittel-Deutschland mannichfach verbreitet sind, und kann man nicht, wie der Vf. will, annehmen, daß der zum Colonal berufene Anerbe seinen Geschwistern im Miterbrente ganz gleich stehe. Das von ihm angeführte Citat ist nicht zutreffend, denn *Struben* tadelt gerade die von dem angegebenen Zwecke des Colonalrechts abweichende Idee, daß bey den Abfindungen der übrigen Succedenten auch das *commodum juris colonarii* berechnet werden solle.

(6) *Ueber das, auf der Berner Stadtbibliothek befindliche Manuscript des französischen Schwabenspiegels, von Freyherrn von Löw, Professor in Zürich.* (S. 158 — 166). Dieses Mspt. gehört zu den älteren Schätzen der Stadtbibliothek zu Bern; wie und wann es dahin gekommen, läßt sich nicht ermitteln. Keine Kunde, keine Hinweisung auf dasselbe wird angetroffen, nur daß es in *Sineri catal. codd. mss. bibl. Bern. III, p. 1* verzeichnet steht, und in neuerer Zeit Prof. *Rheinwald* (*diff. de jure obstagii p. 7*) eine erläuternde Stelle abdrucken liefs. Mit Recht erwartet Hr. Pr. v. *Löw* den Dank der Germanisten, indem er eine genaue kritische Beschreibung der Handschrift giebt, die auch des geringsten Details nicht vergißt, und zugleich die Abweichungen von *Anrafer Codex*, sowie von dem *Schilder'schen* Abdruck des Schwäbischen Land- und Lehn-Rechts herausstellt. Das Alter des Mspts. wird nach den Schriftzügen an's Ende des dreyzehnten, oder ins vierzehnte Jahrhundert gesetzt; die Heimat desselben scheint ein Landstrich zu seyn, der zum Deutschen Reich gehörte, aber vielleicht eine gemischte (Deutsch-Französische) Bevölkerung hatte.

Zweytes Heft. (7) Das Pfändungsrecht (S. 167 — 320) von *Wilda*. Auch diese Abhandlung wird eingeleitet durch ein Vorwort, in welchem der zweyte Herausgeber seine Stellung zu der neuen Zeitschrift und eine Uebereinstimmung zwischen ihm und Hrn. Prof. *Rey'scher* in den Hauptpuncten über Daseyn und Wesen des Deutschen Rechts bekennt. Wir verweisen in Beziehung auf diesen Gesichtspunct auf dasjenige, was wir zur Widerlegung dieser bloß rationalen Behandlung bey Gelegenheit der *Rey'scher'schen* Abhandlung weiter ausgeführt haben, und wenden uns gleich zu den einzelnen Abschnitten selbst. Im ersten, *bisherige Auffassung und Behandlung des Pfändungsrechts*, stellt

der Vf. die verschiedenen Systeme zusammen, in welchen *Eichhorn*, *Albrecht*, *Mittermaier*, *Philipps*, *Maurenbrecher* das Institut der Pfändung subsumirt haben. Die im älteren wie im neueren Recht hervortretende Grundbedeutung bleibt: eigenmächtige Besitznahme eines Gegenstandes (*wadium*), um eine Foderung zu sichern. Da, wie alle erwähnten Rechtslehrer einräumen, in der älteren und mittleren Germanischen Zeit dieser Titel als rechtmäßig anerkannt war, so konnte er auch schon im Voraus durch Uebereinkunft des Gläubigers mit dem Schuldner erworben werden.

Dies ist der vom Vf. nicht angedeutete Grund, aus welchem *Eichhorn* (Einleitung 2te Ausgabe § 123), nicht eigentlich in der Lehre von den Verträgen, sondern in der Darstellung des Rechts der Foderungen das Pfändungsrecht, als ein accessorisches Mittel aller Verträge über Foderungen zu sichern, hervorgehoben hat. Dieser Ansicht tritt Rec. bey, weil durch die Pfändung, als durch ein gesetzlich erlaubtes Mittel, ein Pfand entsteht, wie durch den Pfandcontract, und durch ein genommenes Pfand nach älterem wie nach neuerem Germanischen Recht, ein gesetzliches bleibt. Es dürfte eine bloß dialectische Künstlichkeit seyn, das Ergreifen der Sache, und das Befriedigen aus derselben, oder vermittelt derselben, aus einander reißen zu wollen; jenes ist Mittel, dieses ist Zweck. Da Hr. W. einen inneren Zusammenhang zwischen dem Recht und der Besitznahme anerkennt, so wird er eine solche Trennung nicht gestatten dürfen. Auf der andern Seite läßt sich nicht verkennen, daß der Gesichtspunct erlaubter Selbsthülfe einseitig, wie *Maurenbrecher* will, der Pfändung nicht entspreche, da diese Gestattung der Selbsthülfe eben der Grund ist, welcher das Recht bildet. Analogieen des Römischen Rechts, z. B. mit *jus retentionis*, mit den Mitteln die Verjährung zu unterbrechen, würde Rec. für das Institut rein Deutschen Charakters ganz ablehnen. Dagegen würde es dem Rec. sehr zugesagt haben, hier sogleich eine Uebersicht des Plans und der vom Vf. gefaßten Hauptentscheidungen in dieser Lehre zu finden, weil hierdurch das Ganze der Behandlung gewonnen

haben würde. Da Hr. W. die Literatur (S. 178 — 179), der Pfändung selbst in einzelnen Dissertationen auszeichnet, so wollen wir einige Schriften nachtragen, welche die ganze Lehre, besonders so weit sie noch praktisch ist, umfassen, und doch vom Vf. nicht benutzt zu seyn scheinen, ohngeachtet sie sich eignen, die Ideen desselben, und vor Allem seine Methode des Vortrages mehr zu vereinfachen. Ein zwar älteres Werk, das aber bey Behandlung dieses Gegenstandes nicht übersehen werden darf, weil es einen Reichthum rechtshistorischer und gemeinnütziger Ausführungen enthält, ist *Klingner's* Sammlungen um Dorf- und Bauern-Recht 2te Ausg. Lpz. 1769, T. II, c. 5. — *Leiseri jus Georgicum. Vit. 1752. Lib. II, c. 11.* — *Pufendorff de jurisdictione Germanica. P. 3. Sect. 2, c. 3, § 8.* — *Kopp* von den geistlichen und Civilgerichten in Hessen. Th. I, § 273. — *Danz constitutionis imperii specialis super litigiosa possessione. Stuttg. 1789.*

Der zweyte Abschnitt lautet überschrieben: *B, Die gerichtliche Pfändung des älteren Germanischen Rechts* (S. 179 — 188). Der Vf. stellt Friedloslegung, Friedlosigkeit, als peinliche Strafe, und Pfändung als Wegnahme fahrender Habe neben einander. Jene, die Grundlage des Germanischen Strafrechts, wird er in der Geschichte desselben darstellen, diese, in den Volksrechten gesetzlicher Raub genannt, ist hier nach ihren Bedingungen und ihrer Form abgeleitet. Die Deduction nimmt zehn Seiten ein, ist mit vielen sprachlichen und selbst lexicographischen Bemerkungen durchwebt; im Texte wie in den Noten ist eine lange Reihe von Stellen aus den Volksrechten wörtlich abgedruckt, welches das Lesen sehr erschwert. Die Vergleichung der Germanischen mit den Nordischen Pfändungsformen, des Seeländischen, Schonischen, Angelfächsischen Rechts — eine für uns fast mythische Nordlands-Ferne — würde Rec. streng der *Geschichte* zuweisen, und von einer Zeitschrift ausschließen, deren Plan dem Interesse der Gegenwart und des heutigen Rechtslebens zugewendet ist, und praktische Belehrung gewähren soll.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

J U R I S P R U D E N Z .

LEIPZIG, b. Wigand: *Zeitschrift für Deutsches Recht und Deutsche Rechtswissenschaft*. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. E. Reyscher und Dr. W. F. Wilda u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Vf. geht C zu den aufsergerichtlichen Pfändungen über. Nach den mitgetheilten rechtsgeschichtlichen Forschungen soll die Pfändung, wenn sie von den Parteyen ohne Zuziehung von Gerichtspersonen vorgenommen ist, doch eine vom Gericht ertheilte Erlaubniß voraussetzen, und ihr nur insofern das Prädicat einer gerichtlichen Pfändung zukommen. Aber auch ohne eine solche Erlaubniß konnte (S. 190) die (aufsergerichtliche) Pfändung der Germanen als strafbare Handlung nicht erscheinen; sie war nicht Aeußerung einer regellosen Willkür. Denn Rache, Selbsthülfe, waren in der älteren Zeit wirkliche Rechtsmittel, deren Ausübung an bestimmte Regeln sich band. Wie geistreich indessen die Folgerungen seyn mögen, welche Hr. W. an diese mehr allgemeinen Beziehungen des Pfändungsrechts knüpft, so würde Rec. ihnen doch eine mehr der Praxis sich zuneigende Richtung gegeben, und gezeigt haben, wie schon in der frühesten Germanischen Zeit Pfändungen vorgekommen seyen, welche jetzt täglich vor Gericht sich wiederholen. Denn das Vieh, welches durch Abweiden oder auf andere Weise ein Grundstück beschädigt hatte, konnte nach den Volksrechten gepfändet werden. (L. *Salica* X. 7. I. *Burgundica* XXI. 1. I. *Wisigoth.* III. 8. 13). Dieses noch heute in Deutschland allgemein verbreitete Recht der freyen, aufsergerichtlichen Viehpfändung würde Rec. zum dritten Abschnitt vorangestellt, und dadurch den rechtsgeschichtlichen Digressionen ein In-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

teresse gegeben haben, das sie tiefer mit dem heutigen Leben, mit der concreten Praxis verknüpfte. Auch hätte der Vf. zu den Volksrechten bemerken können, daß schon diese den Zweck andeuten, allem Privatkrieg zu wehren, den Friedebruch zu beschränken, die Selbsthülfe auf ihre gesetzliche Form strenger zurückzuführen, damit sie weniger furchtbar, weniger verderblich walte. Bey der Pfändung gegen Schuld im Germanischen Recht der ersten Periode (S. 190—198) unterscheidet Hr. W. nicht die Fälle, in welchen das einfache Schuldverhältniß allein vorlag, von denjenigen, in welchen schon ein rechtliches Bestärkungsmittel, z. B. Bürgschaft hinzugekommen war. Im Allgemeinen endlich würden wir, um das Wesen ücht Germanischer Rechtsinstitute zu ermitteln und zu erläutern, uns nicht gestatten, andere, als rein Germanische Beyspiele zu gebrauchen, da Hinweisungen auf die älteren Gesetze der gesamten Schwedischen Provinzen, auf die noch vorhandenen Rechte Norwegens und Dänemarks, auf das Seeländische und Isländische, Englische und Niederländische Recht, einen praktischen Zweck für diese Abhandlung nicht gehabt haben. Für die vom Vf. behauptete Gewohnheit, daß der Gläubiger, wenn der Schuldner nicht zu rechter Zeit zahlte, diesen pfänden konnte, giebt es nur eine einzige Stelle in den Volksrechten, nämlich l. *longobard.* II. 21. 1. Abgesehen von dieser, läßt sich das juristische Factum, daß, in der ersten Germanischen Periode, Pfändung wegen Schuld ein allgemeines Deutsches Gewohnheitsrecht geworden sey, nur aus der Praxis des Mittelalters folgern, welche der Sachsen- und Schwaben-Spiegel überliefern. Die Geschichte der Pfändung wegen Schuld unter der Deutschen Reichsgesetzgebung hat der Vf. pragmatisch erzählt; die Landfrieden, die kaiserlichen Constitutionen zu Erhaltung der Privat-

rechte und der gemeinen Sicherheit seit *Rudolph I* (1281) bis auf *Max I* (1495) werden erläutert, es wird ein Bild des Germanischen Rechtszustandes im Mittelalter hingestellt, dessen bedeutungsvolle Umriffe wir nicht wiederholen. Am Schlusse dieses Abschnittes wirft Hr. *W.* die Frage auf, ob das Pfandungsrecht wegen Schuld auch nach Errichtung des ewigen Landfriedens ein ferner auszuübendes Privatrecht des Creditors habe bleiben können. Rec. muß diese Frage verneinen, ohngeachtet der Vf. sich für die Bejahung erklärt. Wenn nämlich in dem Landfrieden von 1495 (§ 9) bestimmt wurde, daß derselbe Niemanden an seinen Verschreibungen Etwas abrechnen, noch zugeben solle, so kann dies nur auf die bey der Publication des Landfriedens vorhandenen Documente sich beziehen, die mit der Clausel einer freywillig zu erleidenden Pfandung versehen waren, nicht aber auf die künftig zu vollziehenden ausgedehnt werden. Nach dem damals allgemeiner sich eindringenden Elemente des Römischen Rechts wurde die Selbsthülfe auch da, wo sie sich auf Vertrag gründete, als gesetzwidrig angesehen, und mußte als solche verschwinden, weil das Römische Recht und die Reichsgesetzgebung den Grundsatz sanctionirt hatten, daß das Privatrecht, wie es im Staate gelte, auch nur durch den Staat bestehen, und, sofern es gestört werde, nur durch die von der Staatsgewalt eingesetzten Obrigkeiten geschützt bleiben solle. Dieser Gesichtspunct erscheint dem Rec. als der einzig wahre und gesetzmäßige. Doch Hr. *W.* meint, auf dem Wege der in dieser Zeitschrift eingeleiteten Reform des Deutschen Rechts, wenn eine aus dem rationalen Element zu entwickelnde neue Gestaltung desselben über den Römischen Buchstaben liegend, „ein Reich bewußter, gewollter, Deutscher Volksgemeinheit“ gründen werde, könne auch ein Deutsches Recht sich erheben, welches die Grundlage aller Deutschen Landesrechte seyn solle. Rec. birgt sein Erstaunen nicht, sich zu der Frage gezwungen zu sehen: soll denn in dieser neuen Grundlage des gesamten Deutschen Rechts auch das Fundament der Selbsthülfe wieder begünstigt seyn, einer Hülfe, die in dem Römischen Rechte und in den Reichsconstitutionen zum Landfrieden für absolut strafbar erklärt wird, weil sie zu einem nicht berechenbaren Grade von Gefahr thätlicher Handlungen führen könne, in einer Bahn, die doch für die Sphäre des öffentlichen Rechts auch die

Frage nach dem Rechte eines Volks zur Revolution enthält? Juristisch können wir dieses so wenig, wie das Pfandungsrecht einer Begründung fähig halten.

Es sind noch zwey Punkte, Pfandung wegen Zinsen, und wegen Besitzstörung, durch Schadenszufügungen an Grundstücken u. s. w. übrig. Beide Abschnitte hat der Vf. besonders von der rechtshistorischen Seite mit Fleiß und Scharfsinn, im Geschichtlichen zu ausführlich, bearbeitet. Bey dem letzten Capitel ist auch die heutige Theorie des noch übrig gebliebenen Pfandungsrechts dargestellt. Aber theils zeigt sich hier die Anlage und das Material, wie der Vf. hier Alles geordnet hat, für die Stelle in einem Journal zu weit und zu reichhaltig; theils mangelt Hr. *W.* in dieser ganzen Arbeit die Concinnität der Darstellung, bey welcher die Studien wie die Mühe des Autors verschwinden, und der Leser die Früchte in einer gediegenen Kürze erblickt. Hier ist der Vortrag lebendig, aber etwas zu zwanglos, gleichwie ein mündlicher, dabey gedrückt von Citaten, deren Wörtlichkeit uns zwingt, die Studien des Schreibenden mitzumachen. Die Selbsthülfe, dies müssen wir noch hervorheben, hat durch wechselseitigen Einfluß Deutscher Provinzial-Gesetze den gemeinschädlichen Stachel in der Pfandung ganz verloren, und erscheint vollkommen als eine durch das Richteramt zweckmäßig geleitete Sicherheitsmaßregel.

(8) *Ueber die Germanische Bürgschaft mit besonderer Rücksicht auf das Jütische Low* von Dr. Müller, *Advocaten in Kiel*, S. 321—350. — Damit auch von praktischer Behandlung eines Germanischen Dogma aus Provinzialrechten sogleich eine Probe vorliege, haben die Herausgeber diese Abhandlung aufgenommen. Der Vf. will den Charakter, den Begriff der Bürgschaft feststellen, der in Theorie und Praxis schwanke. Er verspricht zu untersuchen, nach welchen Merkmalen besonders die Quellen des Germanischen Rechts diesen Begriff gestalten; doch so, daß er mit der einheimischen auch die Römische Grundansicht des Instituts vergleiche. Was die Germanische Bürgschaft anbetrifft, so hat der Vf. derselben nur an zwey Stellen (S. 323. 325) sehr oberflächlich erwähnt, ohne ihr Wesen wissenschaftlich zu ergründen, was doch Ueberschrift und Eingang versprechen. Des *vadum*, der Uebergabe des Geißel (Leibbürgen) in die persönliche Haft des Gläubigers, der wesentlichen Wirkung der

(persönlichen) Bürgschaft, welche die Volksrechte kennen, wird mit keinem Worte erwähnt. Warum aber der Vf. auch vergißt, die bey den Germanen gewöhnliche Bürgschaft für Schuld ihrem Wesen nach zu entwickeln, begreift Rec. nicht. Die Stelle des Sächsl. Land-R. I, 6. und III, 10. (letzte führt Hr. M. gar nicht, erste nur beyläufig an, S. 326 Note 12) hätten bey einer solchen Entwicklung viel fruchtbarer benutzt werden können, wenn Hr. M. es vorgezogen hätte, die Betrachtung des ganzen Germanischen Instituts der Bürgschaft von der Ansicht und Stellung desselben gegen das Jütische Low nicht zu trennen, sondern beide fragmentarisch zu verweben. Auf diese Weise wäre der ganzen Abhandlung ein Interesse gesichert worden. Denn alle Momente der Germanischen Bürgschaft sind sonst gemeinrechtlich und reine Antiquitäten; nur in einigen Particularrechten findet sich der als Reliquie des älteren Rechts erklärbare Satz, daß die Bürgschaft nicht auf die Erben des Bürgen übergehe. Die heutige gemeinrechtliche Praxis beurtheilt die Bürgschaft ganz nach den Principien des neuen Römischen Rechts; so daß drey Personen, der Gläubiger, der Hauptschuldner und der Bürge Subjecte des Bürgschaftsvertrages sind, und dieser muß nicht, wie Hr. M. (S. 324) meint, auf den Gläubiger und den Bürgen beschränkt werden. Es widerspricht sich daher, wenn er mehrere Seiten der Römischen Intercession (*fidejussio, constitutum debiti alieni, mandatum qualificatum* (warum denn nicht auch *expromissio*?) ausführlich erörtert, und mit einander vergleicht. Dadurch wird die Untersuchung in die Sphäre des Römischen Rechts hinübergezogen, welche nach dem Plane der Herausgeber von dieser Zeitschrift ausgeschlossen seyn soll; und neue Ansichten werden außerdem nicht einmal geliefert.

Der eigentliche Zweck der Abhandlung bleibt der: die Stellen des Jütischen Low über Bürgschaft, welche hier wörtlich abgedruckt sind, einer genauen Interpretation zu unterziehen, um abweichenden Ansichten zu begegnen, die in *Falks* staatsbürgerlichem Magazin, von *Buchardi*, von *Paulsen*, von *Sarauw* (Bd. IV S. 364, Bd. VII S. 552) mitgetheilt waren. Wenn Hr. M. die Interpretation mit der Behauptung beginnt, daß das Römische Recht, als Hülfrecht, in Schleswig nicht recipirt sey, so möchte die Geschichte dieses Landes das Gegentheil wenigstens dahin ergeben, daß

seit länger als dreyhundert Jahren, das Römische Recht in der Geltung, als *ratio scripta* dort eingeführt sey; nur muß Hr. M. nicht den Begriff *ratio scripta* dem einer „*Natur der Sache, die einen zu wenig positiven Charakter habe*“ identificiren wollen. Unter den vom Hr. M. angeführten Literarnotizen vermiffen wir die genaue Angabe, welchen Text der plattdeutschen Uebersetzung des Low durch *Eckenberger* er gebraucht habe; wahrscheinlich jenen älteren, welcher durch Christian IV Verordnung vom 20 Nov. 1592 als authentischer Text des Gesetzes promulgirt ward. Die Untersuchung von *Eckenberger* herausgegeben von *Falk* Kiel 1819 ist die Frucht einer genauen kritischen Vergleichung dieser plattdeutschen Version mit dem Urtexte, und enthält viel Schätzbares zum Verständniß des Low und des Germanischen Rechts überhaupt. — Die Erklärung über Bürgschaft, welche Hr. M. prüft, steht Buch II Art. 12 des Jütischen Low, und betrifft die Civilbürgschaft, die hier ganz von einem processualischen Standpuncte aus behandelt wird. Als Gegner der drey vorhin genannten Juristen, will Hr. M. aus den Worten: „unde wil de Børge nicht betalen“ folgern, daß der Bürge mit dem Hauptschuldner *correus debendi* sey. Rec. zweifelt, daß der vom Vf. hervorgerufene Streit zu seinen Gunsten entschieden werde.

Zweyter Band. Erstes Heft. (9) Hannoverische Verfassungsfragen, beantwortet von Reyscher, S. 1—176. Diese Abhandlung resumirt den Inhalt des bekannten Rechtsgutachtens, welches auf Ansuchen der Stadt Osnabrück die Juristenfacultät zu Tübingen über mehrere, die Verfassung des Königreichs Hannover betreffende Fragen am 26 Jan. 1839 ertheilt hat. Der Vf., zugleich Urheber jenes Gutachtens, erklärt, daß er die juristischen Deductionen, welche dasselbe für das Erforderniß des concreten Falles enthalte, als für die Wissenschaft des Deutschen Staatsrechts gewonnene Resultate einordnen wolle. — Rec. kann den Ausdruck des höchsten Erstaunens über die Kühnheit dieses Schritts nicht zurückhalten, auch wenn derselbe bloß in rein literarischer und wissenschaftlicher Hinsicht gewürdigt wird. Es ist bekannt, aus welchen Principien das Staatsrecht des Deutschen Bundes, nach wiederholten Willenserklärungen der Bundesversammlung, einzig gelehrt und dargestellt werden kann; jede Abweichung in irgend eine, jenen Erklärungen fremde, ja gerade entgegenstehende Bahn, ist ein vollkommener

Widerspruch mit dem Wesen, mit der Natur dieser, auf specielle positive Grundlagen hingewiesenen Wissenschaft. Die Abänderungen, welche der Vf. in seinem in dieser Zeitschrift vorgelegten Vortrage gemacht hat, betreffen nur Kleinigkeiten des Ausdrucks; aber dieselben Ansichten und Theorieen, welche jenes Gutachten enthielt, sind hier ohne Milderung wiederholt, sind auf spätere Vorgänge angewandt, als wenn die Geschichte des Gutachtens in den Verhandlungen der Bundesversammlung überall nicht erlebt wäre, als wenn die Erfolge der Geschichte Hannovers nach dem Datum des Gutachtens gar nicht eingetreten wären; über welches Alles Hr. R. planmäßiges Stillschweigen beobachtet. Die Spitze eines, jede Schranken durchbrechenden Liberalismus, auf welche Hr. R. auch hier sich gestellt hat, wird Rec. weiter unten zeigen; die Begränzungen der Wissenschaft unseres neueren Deutschen Staatsrechts aber will er dem Vf. fogleich vorhalten, da in den Grundlagen der Wissenschaft Anordnungen der Bundesversammlung selbst erblickt werden. Eine dieser nachdrücklichen Anordnungen „*erklärter Vorsatz der Deutschen Bundesversammlungen*“ ward auf den Antrag des K. Oester. Präsidialgesandten am 11 Dec. 1823 zu einem Entschlus der Bundesversammlung erhoben, auch von *Klüber* Quellenammlung 3te Aufl. Erl. 1830. N. XXVI. S. 309—312 aufgenommen. In diesem Vorfatze wird aus dem Praesidialvotum declarirt, daß die Richtschnur, an welcher die großen Fragen unserer Zeit gelöst werden können, in dem zur allgemeinen Sicherheit so glücklich hinführenden *Erhaltungssystem* liege. Diese Grundätze, die mit dem Bundeszwecke im genauesten Einklange stehen, haben Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich und seinen erhabenen Bundesgenossen bey allen Berathungen zur unveränderlichen Regel gedient; die Aufrechterhaltung und Befolgung derselben ist von den Regierungen des Deutschen Bundes als das einzige Mittel anerkannt, dem gemeinschaftlichen Vaterlande die höchsten Zwecke, die wesentlichsten Güter zu sichern. Zwar hat es wohl im Allgemeinen den Beyfall der Bundesversammlung verdienen können, daß sich Schriftsteller und Gelehrte mit Studien des Bundesrechts befaßt haben; aber es möge nicht befremden, daß manche Irrthümer und falsche Theorieen verkündet werden. Eben

darum indess, weil die Anwendung der stehenden Gesetzgebung, die fernere Ausbildung des Deutschen Bundes *nur allein* durch die Deutsche Bundesversammlung und durch die Instructionen ihrer hohen Committenten bewirkt werden können, sey es bedenklich und unverantwortlich in den Augen des Publicums das System jener Lehrbücher, oder anderer Schriften, welche die gefährlichen Theorieen enthalten, zu functioniren.

Durch diese, mit den Worten des Praesidialgesandten hervorgehobene Ansicht des Bundes wird jener abstracte Liberalismus verworfen, welcher die historischen Gründe der Deutschen Staaten vernichtet, oder dialectisch undeutet, welcher bloß Verfassungsrecht auf das subjective Ansichten, auf speculative Vernunftideen baut. So erklärt auch *Maurenbrecher Grundätze des heutigen Staatsrechts* § 52. Daß die Verfassung eines deutschen Bundeslandes nicht ein Product seyn soll, welches nach der Willkür der in irgend einer Periode herrschenden Theorieen geschaffen werde. Allein jenen, fest und deutlich ausgesprochenen, jedem Bundesstaatsrechte zum Grunde liegenden Principien zuwider, stellt Hr. R. das wissenschaftliche Axiom auf, daß das natürliche Staatsrecht nicht, wie bisher, als Hülfsmittel, sondern als Quelle des constitutionellen Deutschen Bundes- und Territorial-Staatsrechts, angenommen werden, ja die Grundlage eines allgemeinen Staatsrechts deutscher Bundesstaaten, und wiederum des inneren Staatsrechts jedes einzelnen Bundeslandes bilden müsse. Ihm ist das erste Princip alles Staatsrechts Deutscher Bundeslande die Volkssouverainität in einer l. g. constitutionellen Monarchie, in welcher die höchste Gewalt von dem Fürsten, nicht als eigenes Recht, sondern zufolge eines ursprünglichen, mit jedem Regierungswechsel sich erneuernden, Vertrags über das Wechselverhältniß zwischen dem regierenden Subject und den Regierenden ausgeübt werde. Aus dem Factum solches Grundvertrages soll sich ergeben, daß die Souverainität der Fürsten Deutschlands eine durchaus nur vom Volke abgeleitete und übertragene Gewalt sey, daß diese Uebertragung weniger auf das Recht der Souverainität, als auf die Pflicht ihrer Ausübung für die Rechte des Volks bezogen werden müsse.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

J U R I S P R U D E N Z .

LEIPZIG, b. Wigand: *Zeitschrift für Deutsches Recht und Deutsche Rechtswissenschaft*. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. E. Reyscher und Dr. W. F. Wilda u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In den aus der so gebildeten Vertragstheorie gefolgerten Schlüssen kommt Hr. R. endlich zu der kühnen Behauptung, daß durch die von Sr. Majestät dem Könige von Hannover ausgesprochenen Vernichtung des Staatsgrundgesetzes jedenfalls auch das Band der Unterthanenpflicht zertrüben, und das Recht zum Widerstande, zur Verschwörung, zum Aufruhr, zur offenen Umwälzung gegeben sey. Diese auch in verschiedenen Wahlkammern mit dem schimmernden Glanze logischen Scheins der rationalistischen Rednerey laut gewordenen Grundsätze erschienen zu gefährlich, zu furchtbar, als daß die Bundesregierung nicht den vulkanischen Boden des öffentlichen Verderbens hätte beachten sollen, wozu diese von Irrthum gepriesene Nothwehr führen müsse. Es ist bekannt, — und dies Einzige reicht hin, um die Hauptidee der ganzen Abhandlung gleich auch in allen ihren Theilen zu zertrümmern — daß in den unterm 6 Juny 1839, 1 Aug. 1839, 9ten und 30ten Sept. 1839 statt gefundenen Sitzungen die hohe Bundesversammlung, wegen der staatsgefährlichen Irrlehren, und der mit der Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung unverträglichen Grundsätze, dieses Gutachten, diese Ansichten des Hrn. R. für verwerflich, die darin gegen seine Majestät den König von Hannover ausgestoßene Beleidigung für strafbar laut erkannte, auch den weiteren Debit dieser Abhandlung untersagte. Durch die allen jenen Irrlehren als Prämisse zum Grunde liegende Vertrags-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

theorie wird, wie bey leidenschaftsloser Prüfung jedem einleuchten muß, das *ex pacto et providentia majorum* historisch zweifellos bestehende, vom Bunde (*Klüber's Quellenammlung 3te Aufl. S. 282, 286, 309, 314, 321. Maurenbrecher, Staatsrecht § 7*) stets vindicirte Erbschaftsrecht der Deutschen Bundesfürsten gewaltsam zerstört, und es kann, nach den gründlichen Entwicklungen von *Hermisdorff, System der deutschen Constitutionen. Lpz. 1840*, auf die wir, um die Schranken dieser Blätter durch grössere Deductionen nicht zu überschreiten, verweisen, die Vertragstheorie *nie* angenommen werden. Diese, wie das ganze constitutionelle Staatsrecht für Deutschland — hervorgegangen aus den Principien der nach des ewig revolutionären Frankreichs Muster handelnden Wahlkammern, von denen *v. Gagern, Brief an den Freyherrn von Stein S. 155* sagt, sie seyen nur ein Haufen Ehrgeiziger, die mit dem Landesherrn um die Vorherrschaft, um die Mitregierung streiten — dieses constitutionelle Staatsrecht, als dessen Schöpfer der Vf. sich mit bekennt, ist nur auf reinen Abstractionen gebaut, denen jede geschichtliche Begründung, und darum jede praktische Realität oder Anwendbarkeit fehlt. „Wer die Geschichte, die Frucht der Vergangenheit, die Grundlage der gewordenen Gegenwart, antastet, der stürzt, wie *Goethe (Tages- und Jahreshefte I, 41)* warnt, den Staat selbst um, der nur in der Sphäre der Stabilität die erste Bedingung seines Lebens, Festigkeit und Ruhe findet“. Darum erklärten auch die beiden höchsten Glieder der Bundesstaaten den Zweck der neuen Gesetzgebung des Bundes mit dahin, jenen „in einer noch lange zu beklagenden Epoche fast allgemeiner politischer Verwirrung mit so großer Uebereilung gestifteten Verfassungen zum Grunde liegenden demokratischen Principien entgegenzuwirken.“ *Klüber öf-*

öffentliches Recht des deutsch. Bundes etc. 3te Aufl. Vorrede S. VII. In schroffem Widerspruch mit allen jenen Principien des öffentlichen Bundes-Staatsrecht steht die ganze Abhandlung des Vfs., welche die Tendenz, aus welcher sie für die Wissenschaft hier mitgetheilt worden ist — ein anwendbares Staatsrecht zu lehren — weit verfehlt.

Nach diesem allgemeinen Urtheil muß Rec. noch bey den einzelnen Abschnitten etwas verweilen. Der erste ist überschrieben: *Landständische Verfassung, und landständische Rechte, besonders im Königreich Hannover.* (S. 1 — 53.) Der Vf. behauptet, die repräsentativen Verfassungen seyen auch in Deutschland ein natürliches und nothwendiges Ergebnis der Geschichte; sie ertheilen den Ständen solche Rechte und Freyheiten, die der Regel nach überall, und von jeher in Deutschland vorkommen, denn unbefchränkt seyen die Deutschen Regierungen nie gewesen. Daher sey die Vermuthung immer für eine ständische Gemeinschaft und Mitregierung, sobald es um Rechte der Fürsten sich handle, und namentlich sey das Recht, das ganze Volk zu repräsentiren, das älteste der Landstände. In Deutschland kenne man nur Entwicklung, Vertretung der Volksrechte gegen die Regierungen in jenen Landesvereinen, welche ursprünglich das Volk selbst gestiftet habe, um Theil an der Herrschaft der Fürsten zu nehmen. Hätten Zeiten und Umstände in einzelnen Territorien landständische Corporationen hervorgebracht, um von Fürsten bedrohte Rechte kräftiger vertheidigen zu können, so dürfe man über solchen Einzelheiten das Wesen der Repräsentation des Volks nicht ans den Augen verlieren.

Dieses an abstracter Willkür und dialectischem Schein reiche Raisonnement läuft unserer Staats- und Rechtsgeschichte Deutschlands ganz entgegen. Das Wesen, der historische Ursprung und Bildungsgang landständischer Verfassung ergibt, das nur allein der freye Grundbesitz zur Theilnahme an landständischen Versammlungen berechtigte. Diese letzteren, als *Corpora, also nicht als Volk*, waren die eigentlichen Subjecte landständischer Rechte. Ein zweytes ausgezeichnetes Kriterium der Landtage war, das die ständischen Grundbesitzer nach ihren persönlichen Eigenschaften, in mehrere Classen zerfielen, in Prälaten, Ritter, Städte. Zu den seltenen äußerst beschränkten Ausnahmen, deren Beyspiele auf sehr wenigen Deutschen Landtagen vorkommen, gehört das Auftreten der Mitglieder des Bau-

ernstandes. Weit entfernt jedoch, den letzteren darzustellen, erschienen in den Landschaften einzelne Bauern, die persönlich frey waren, und deren Landeigenthum in keiner Art gutsherrlichen Verbandes stand. Diese Erscheinung blieb eine Singularität. *Maurenbrecher Grundf. d. heut. d. Staatsrecht* §. 151, 152. Wir müssen also die vom Vf. bejahte Frage, ob man die älteren Stände deutscher Provinzen, als repräsentirende Vertreter des Volks betrachten dürfe, gradehin verneinen. Jene Landstände in Territorien des ehemaligen deutschen Reichs hatten nur das, auf Berathung, Zuziehung zu öffentlichen Landes-Geschäften, und auf Steuerbewilligung beschränkte, nicht aber auf Mitregierung und Mitgesetzgebung ausgedehnte Recht, auf den Grund der als Curie des Landtages ihnen verliehenen Attributionen für das ganze Land zu handeln, und leisteten so der Regierung, durch ein aufrichtiges Bestreben, alle guten Absichten der Fürsten zu fördern, eine thätige Mitwirkung, wie *Jacobi* in der vom Vf. oft erwähnten Schrift: *über das Alter deutscher Landstände* ihren Beruf gezeigt hat. Der vom Vf. angeführte *Satebrief* von 1392, in welchem er, wie *v. Zickler* in einer neueren Schrift, den Grund einer Association begüterter Bürger erblicken will, jener Satebrief hatte nur den Zweck, den ganz zerrütteten Landfrieden zwischen Fürsten und den Ständen, wie zwischen diesen unter ihnen, herzustellen und zu erhalten; er wurde aufgehoben, sobald die Zeitverhältnisse, unter welchen diese *Frede Sata* errichtet war, sich änderten. Weder *Jacobi* noch Hr. *R.*, der alle seine Angaben von jenem entlehnt, aber nach Belieben gedeutet hat, können mehr beweisen, oder etwas Anderes darthun, als das schon vor dem zwölften Jahrhundert Landstände, als feudale Corporationen, gewirkt haben; eine frühe Vertretung des Bauernstandes, wie Hr. *R.* will, kann historisch nie nachgewiesen werden. In den *heutigen* zweyten Kammern der Stände-Versammlungen dagegen, zu denen das Volk nach gewissen in den Verfassungsurkunden bestimmten Formen Mitglieder wählt, wird das Volk im Ganzen nicht nur vertreten, sondern auch repräsentirt, und dies geschieht auch in gewisser Beziehung im Königreich Hannover, nach dem auf den Grund des Landesverfassungsgesetzes vom 6 Aug. 1840 erlassenen Wahlgesetz vom 6 Nov. 1840.

In dem 2ten Abschnitt: *Sind die Domänen Staats- oder Privat-Eigenthum?* (S 35 — 68) will der Vf.

Anfichten der Schriftsteller und Bestimmungen der Particularrechte voranschicken. Diese sind allgemein bekannt, und von *Maurenbrecher Grundfütze des heutigen deutschen Staatsrechts* § 201 in einer weit gelungeneren Ueberficht vorgetragen. Hr. R. bekennt, daß die Sonderung zwischen Staats- und Privat-Kammergut eine neue Erfindung sey, daß diese Neuerung zwar auf dem Wege der Revolution in Frankreich noch heute gelte, daß man aber in Deutschland an den Begriff *domaine national* sich nicht gewöhnen könne, daß der Versuch, dem Regenten die unmittelbare Verwaltung der Domainen- und Landes-Einkünfte abzunehmen und ihm eine Civilliste anzuweisen, in den Bundesstaaten nicht zur Regel erhoben sey. Privateigenthum der landesherrlichen Familie, behauptet der Vf., sey das *domanium* nicht, sondern der Landesherr (im ältern Deutschen Staatsrecht) als solcher von jeher ausschließlich zur Verfügung über das Kammergut und die Kammereinkünfte berechtigt, und nur in der Ausübung dieses Rechts durch die eventuellen Rechte der Agnaten einigermassen beschränkt gewesen. Er gesteht, daß die Schriftsteller über jenes Staatsrecht diesem Satze nicht beytreten; indessen führt er einige an, deren Stellen er seiner Meinung günstig erklärt. Niemand wird aber bey einer ungezwungenen Interpretation derselben die Ansicht des Vfs. theilen können; jene Stellen in ihrem unzerrissenen Zusammenhange ergeben nur, daß Alles, was vom Landesherrn gesagt wird, sich auf ihn, als Haupt seiner Familie bezieht: als solches besitzt er das *domanium*, als solches darf er die *bona cameralia* gar nicht oder nur unter bestimmten Garantien veräußern. Die Stelle aus *Grotius*, wie dessen ganze Theorie, ist nicht anwendbar, und eine Consequenz aus derselben auf Domainen deutscher Fürstenfamilien ganz unzulässig. Nach des Vfs. fernerer Ansicht soll das *domanium* ursprünglich auch Amtslehne und Reichslehne enthalten; auch von ihrem Erbgute (Alode) seyen die Reichsfürsten dem Kaiser, wie von den Lehnen, zu Diensten, Heeresfolge und Abgaben verbunden gewesen, ein Verhältniß, welches nach Ausbildung der Landeshoheit fortgedauert habe. Diese Verschmelzung des Familienguts mit dem Reichslehne, diese Darstellung der Fürsten als Repräsentanten des Staats, als Eigenthümer des *domanii* von *Amtswegen* läuft der Geschichte ganz entgegen. Das Kammergut besteht in den Deutschen Territorien

aus Privatgütern der großen Familien, welche im Laufe der Jahrhunderte mit kaiserlichen Lehnen und Aemtern, dann mit der Landeshoheit bekleidet waren, und diese nach den *ex pacto et providentia majorum* bestehenden Successionsordnungen, endlich nach Primogeniturrecht auf die einzelnen Mitglieder erblich übertrugen. Aber jene Aemter, jene Lehne wurden nicht als bereichernde Gabe, nicht als Ausstattung von den Kaisern übergeben, die Herzogthümer, wie andere Reichslehne wurden nur Attributionen solcher Familien, welche durch einen lange bewahrten Kern ihres großen eigenthümlichen Stamm- und Haus-Vermögens geeignet waren, der Reichswürde Glanz und Ansehn zu geben. „Nimmermehr“, sagt v. Bülow *Mittheilungen zur Erklärung der Braunschweigischen Geschichte* S. 91, „wird die fast poetische Lizenz der staatswirthschaftlichen und vernunftrechtlichen Construction dahin ausgedehnt werden dürfen, ohne weiteren Erweis anzunehmen, daß die alten Reichsfürsten ihr Staatsamt nicht bloß um Ansehen und Einfluß, vielmehr gegen eine zugleich mit ihm überwiesene Belohnung angenommen haben, und dieses Amtseinkommen eben in dem Genuße der Güter, welche das jetzige Kammergut begreift, enthalten gewesen sey.“

Eben soweit entfernt von der geschichtlichen Wahrheit liegt das Gewebe von Gründen und Schlüssen, welches Hrn. R. dienen soll, das Hausvermögen der Welfen als Deutsches Reichsstaatsgut vorzuspiegeln. Es steht geschichtlich fest, daß der ganze, ursprünglich, wie bey der Belehnung von 1235 vorhandene Grundbesitz des Welfenhauses, ein durch Erbschaft und Heyrath zusammengesetztes Familiengut ausmachte, und daß dieses Familiengut in seinen privaten Erwerbsmitteln den gefassten Complexus begriff, welcher das *domanium* jener Lande darbietet. Nur Regalien, Ausflüsse der übertragenen Staatsgewalt, wie Hr. R. sie als Zubehörden des Herzogthums anführt, welche aber den Charakter des Grundbesitzes zu keiner Zeit annehmen konnten, waren verliehen. Die von Hrn. R. aus der durch Otto das Kind unternommenen Oblation gezogenen Folgerungen, daß nun alles Welfische Hausgut Reichslehn geworden, sind ganz unrichtig. Im Gegentheil zeigen die betreffenden Urkunden deutlich, daß das neue Herzogthum grade auf den Landbesitz der Familie des Helden Heinrich gegründet, daß in dem Lehnbriefe selbst dieser Landbesitz als

Allodium, als rechtmäßiges Stamm- und Erb-Gut des Hauses Heinrich des Löwen urkundlich anerkannt wurde, so daß der Lehnbrief als ein Hauptdocument für die Allodialqualität, auch der heutigen, Hannoverschen Kammergüter in den älteren Provinzen des Königsreichs gilt. Daß dieses ebenso wie die Domainen in den neuen Provinzen nicht als Staatsgut betrachtet werden können, hat Rec. in diesen Blättern schon gezeigt.

Die allgemeine Frage, *inwiefern ist der Nachfolger in der Regierung aus den Handlungen seiner Vorfahren verbunden?* macht den Inhalt des dritten Abschnittes aus. Ausführlich erzählt Hr. R. die Geschichte der problematischen Lehre von der Verbindlichkeit der Deutschen Regenten aus den Handlungen ihrer Vorgänger, doch nur um Consequenzen für seine Partheyfrage über die staatsrechtliche Stellung des jetzt regierenden Königs von Hannover zu ziehen. — Mögen die älteren Juristen von *Baldus* bis auf *Klüber* deducirt haben, was sie wollen, man kann diese längst vergessenen Streitigkeiten über die Verbindlichkeit der Reichsfürsten, aus den Handlungen ihrer Vorfahren, den vergangenen Jahrhunderten überlassen. Unsere neuesten Rechtslehrer erscheinen bey dieser Frage als entschiedene Gegner des Vfs. Alle verweisen dieselbe in das Privatfürsten-Recht. Daraus erklärt sich das Resultat, daß die Stellung des Thronfolgers zu seinem Vorgänger die eines *successor singularis* sey, welchen bey der Lehnbarkeit der Reichslande die privatrechtliche Succession an die Handlungen seiner Vorfahren nicht unbedingt binde. *Mawrenbrecher Staatsrecht* § 243 not. c. Gestützt auf *Klüber öffentliches Recht* § 252

macht der Vf. das Princip zur Grundlage, weil der Staat ewig ist, könne auch der König nicht sterben, eine Assertion, die wir mit *Schmalz Staatsrecht d. d. Bunde* § 289 für ein Phantom erklären, weil es eine nichtige Erfindung ist, daß der jedesmalige physische Regent nur der Repräsentant der moralischen Person (des Volks) werde. Der Nachfolger in der Regierung besteigt den Thron schon *ipso jure*, im Augenblick des Todes des bisherigen Regenten. *Moses Staatsrecht XVIII*, 471; *persönliches Staatsrecht* II. 12. Durch andere etwa nachfolgende Acte, Krönung, Huldigung, Verfassungs- und Regierungs-Eid, wird so wenig das Recht, als der Besitz des neuen Souverain erst begründet. *Philipps über den Ipso jure Anfall, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft*. VII, 1. — *Klüber* § 283. *Mawrenbrecher* § 242, 243. — An diesen Abschnitt reiht der Vf. die Erörterung der Frage über die Gültigkeit des Staatsgrundgesetzes für das Königreich Hannover von 1833. Rec. hat schon bey Recension der *Pölitischen* und der *Wurmischen* Schriften seine Zweifel gegen die Verbindlichkeit jenes Staatsgrundgesetzes in diesen Blättern ausgesprochen; er muß jetzt auf jenen Ansichten um so mehr beharren, als gegenwärtig die Geschichte nachweist, daß der damalige Thronerbe, jetziger König von Hannover, sich geweigert habe, seine Zustimmung zu denselben zu geben, sich geweigert auf die durch dasselbe verletzten, unbestritten dem Landesherrn in Hannover früher zugestandenen bedeutenden Rechte zu verzichten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Nürnberg, in der Zeh'schen Buchhandlung: *Dominikus Anton Filippi's*, weiland Mitglied der Arkadier zu Rom, *ausführl. theoretisch-praktische Italienische Sprachlehre für den öffentl. und Privat-Unterricht*. Zwölfte bedeutend vermehrte Originalauflage, nach den neuesten philologischen Sprachforschungen, mit sachgemäßer Hinweisung auf die analytischen Erklärungen der Formenlehre. Bearbeitet von *J. Ph. Zeh*, Professor der Französischen und Italienischen Sprache. 1842. IV u. 476 S. gr. 8. (1 Thl. 8 Gr.)

(Vergl. Ergänz. Bl. z. J. A. L. Z. 1834. Nr. 51.)

Diese Grammatik erfreut sich eines wohlbegründeten Rufs und bekanntermaßen einer fast allgemeinen Einführung. Sorgfältiges und fortgesetztes Studium des Vfs. sowohl, als des Herausgebers brachte dieselbe zu einer Höhe der Ausbildung, welche wir bey den meisten derartigen Werken anderer neuerer Sprachen vermissen. Der mäßige Preis, welchen die Verlagsbuchhandlung gesetzt hat, wird auch für diese neue Auflage dazu beytragen, ihr das lesende und lernende Publicum zu erhalten.

G.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 4 1.

J U R I S P R U D E N Z.

LEIPZIG, b. Wigand: *Zeitschrift für Deutsches Recht und Deutsche Rechtswissenschaft*. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. E. Reyscher und Dr. W. F. Wilda u. s. w. (Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der IV Abschnitt untersucht die Frage: *wie weit geht die Pflicht des Gehorsams, beziehungsweise das Recht des Widerstandes gegen die Staatsgewalt?* Wir haben schon bey der allgemeinen Würdigung der Tendenz dieser Schrift die Stellung bezeichnet, in welche der Vf. durch seine gefährlichen Lehren gegen die Bundesversammlung gerathen ist, und müssen uns hier auf einige Bemerkungen beschränken. Der Vf. hat das Daseyn eines Falls staatsrechtlicher Nothwehr im Königreich Hannover nicht nachweisen können. Selbst nach den vom Vf. und seinen Anhängern gehuldigten Lehren von *Dahlmann* — der schon nach den Bestimmungen des § 2 des Bundesbeschlusses von 20 Septbr. 1819 grade dieser seiner staatsgefährlichen Lehren wegen von Lehrstuhl entfernt werden mußte — in der Schrift: *Die Politik auf den Mafs und den Grund der heutigen Zustände zurückgeführt*. S. 170, ist der Fall einer solchen Nothwehr nur dann vorhanden, wenn den Unterthanen etwas Unmoralisches oder Unsinniges geboten worden, wenn z. R. die Regierung den Unterthanen den aufrechten Gang verböte, Kinder die Herrschaft über die Erwachsenen, die Töchter des Landes der rohen Gewalt Preis gäbe, an die Stelle der Steuern allgemeine Plünderung setzte; allein von allen diesen kann in den Hannöverfchen Staaten nichts behauptet werden. Und wenn auch eine derartige unglaubliche Ueberschreitung der Gränzen der Staatsgewalt irgendwo eintreten sollte, so rechtfertigt dieses doch keines-

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Vierter Band.

weges die Unterthanen, sich selbst von aller Pflicht zu entbinden, und wohl gar einen Widerstand auszuüben; vielmehr ist, — damit der demokratifirende Liberalismus, dessen Verderben *Guizot, la démocratie en France 1835*, schön mit kräftigen Zügen für diesen Fall schildert, nicht zerstörend um sich greife, — nur allein gestattet, in solchen Fällen fremde Hülfe zu suchen. Bey dem verhängnisvollen Ereigniß am 6 Septbr. 1830 im Herzogthum Braunschweig folgte Strafe dem Aufstande, wogegen der Deutsche Bund den Agnaten zur Regierung berief (34 Sitzung von 1 Octbr. 1830 § 258). Die Schriftsteller, welche der Vf. anführt, um seine Theorie des Widerstandes zu beschönigen, (*Hoffmann, Mohl, Murhard*) stützen sich auf die Vertragstheorie, sind also erklärte Gegner der den Grundfätzen des Bundes unterliegenden Principien, und können als Gewährsmänner in der Hannöverfchen Verfassungsfrage darum gar nicht angenommen werden. Der Deutsche Bund in der 9 Sitzung v. 6 März 1839 § 132, in der 23 Sitzung von 30 Septbr. § 312, die Wiener Schlußacte Art. 18, 26 und beide an mehreren anderen Stellen documentiren, dafs diese als gemeines Bundesstaatsrecht vom Vf. aufgestellten Principien im höchsten Grade verwerflich erscheinen. Und wenn gar Hr. R. Steuerverweigerung als natürliches Recht der Unterthanen gegen Ueberschreitung der Staatsgewalt vertheidigen, ja sogar empfehlen will, so verweisen wir ihn auf *Mittermaier's* Ausgabe von *Feuerbach's* Criminalrecht 1841 § 489, wo die Steuer - Verweigerung in die Kategorie der strafbaren *Verbrechen* mit Recht gestellt wird; vorzugsweise verweisen wir auf das Bundesgesetz vom 28 May 1832 Art. 2, dessen Existenz der Vf. bey seinen dialektischen Conclusionen ignorirt, das aber die allein leitende Norm in den Grundfätzen eines Deutschen Staatsrechts hätte seyn müssen. Dieses er-

klärt die in der Steuerverweigerung liegende Rechtlosigkeit für strafbar.

Im V und letzten Abschnitt hat Hr. R. zwar die Frage: *Kann eine administrative Behörde wegen verfassungs- oder gesetzwidriger Handlungen gerichtlich in Anspruch genommen werden?* in seiner Allgemeinheit aufgestellt; jedoch hauptsächlich nur, um jenes dem *Responso* der Tübinger Juristenfacultät zum Grunde liegende specielle Verhältniß über die Einfoderung der Steuern, beantworten zu können. Was der Vf. im Allgemeinen über die viel besprochene und schwierige Materie von den Gränzen der Administration, und Justiz sagt, enthält nichts Neues. Es ist schwer, durch einen allgemeinen Begriff den Wendepunct festzustellen; hauptsächlich müssen immer die Verhältnisse des concreten Falles entscheiden, und eben darum können oft die bloßen Theoretiker das Rechte nicht finden. Das Beste, was in dieser Hinsicht theoretisch - praktisch gründlich gesagt worden ist, verdanken wir dem Landrichter *Puchta*, welcher in den *kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft*, IV Jahrgang Febr.-Heft. 1840. pag. 138 diese Fragen vortrefflich beantwortet. Der Vf. vermischt bey seiner Erörterung über die Steuern eigentliche Steuer-Contraventionen mit Steuer-Verweigerungen. Für erste ist, so weit wir die Gesetze des Königreichs Hannover kennen, ein förmliches Justizverfahren, nach Ablehnung des Ermäßigungsverfahrens, vorgeschrieben. Ein Steuer-Gericht entscheidet in erster Instanz, und dann geht das Verfahren in Appellation an die höheren Gerichtshöfe, wie § 145 — 149 des Hannöverschen Gesetzes vom 21 April 1835 vorgeschrieben ist. Die Bedenklichkeit des Vfs., wie es nach Aufhebung des Staats-Grundgesetzes mit den Conflicten zwischen Gerichten und Verwaltungsbehörden werden solle, ist durch die Verordnung vom 8 Decbr. 1841 beseitigt, und wenn Hr. R. dem Richter die Befugniß zugestehen will, die verfassungsmäßige Entstehung einer Verordnung prüfen zu können, so läuft dies gegen die unterm 3 März 1840 bekannt gemachten Präjudicien des obersten Gerichtshofes im Königreich Hannover, welcher das Augenmerk des Richters lediglich darauf beschränkt wissen will, ob die Gesetze und Verordnungen erlassen, und in authentischer Form promulgirt sind. In diesen gesetzlichen Bestimmungen stehen die Grundsätze fest, die bey Prüfung derjenigen Handlungen zur Anwendung kommen mü-

sen, wenn von Jemand behauptet wird, daß eine Behörde ihre Befugniß überschritten habe.

Rec. hat, bey den für diese Blätter vorgeschriebenen Gränzen, sich darauf beschränken müssen, nur einige der bedeutendsten Fehlschlüsse und Irrthümer hervorzuheben, in welcher die Conclusion, die Hr. R. aus den ihm gradezu widersprechenden historischen Quellen mit dialektischen Wendungen gewagt hat, denselben verstrickt haben. Bey der Wichtigkeit, die sie für das Deutsche Staatsrecht haben, durften sie nicht ganz übergangen werden. Sie werden hinreichen, um das im Eingange ausgesprochene allgemeine Urtheil über des Vfs. Schrift zu bestätigen.

(10) *Ueber dominium directum und utile von Dr. Dunker*, Syndicus der Universität Marburg (S. 77 — 212). Diese Abhandlung ist ein rein doctrineller Beitrag, die Doctrin des Deutschen Rechts von der unvollkommenen Gewere unter den im ersten Bande behandelten Controversen festzustellen. Wie man bey Vergleichung der neueren Deutschen Gesetze besonders über bäuerliche Rechte unverkennbar bemerkt, daß die Gesetzgebung ihre leitenden Ideen oft von Römischen Instituten entlehnte, so glaubt man, in einigen Analogieen des Römischen Rechts den Grund zu finden, alle vom Eigenthum getrennte Nutzungsrechte, die nicht in die Römischen Formen der Servituten passen, unter den Begriff des getheilten Eigenthums zu stellen, bey welchem der Obereigenthümer das *dominium directum*, der Unter- (oder Minder-) Eigenthümer das *dominium utile* habe. *Eichhorn R. G. IV, S. 565*. Bekanntlich eilten die Germanisten, die bezeichneten Römischen Analogieen auf Deutsche Eigenthums- und Nutzungs-Verhältnisse anzuwenden. Nun stellt Hr. D. die verschiedenen Ansichten dar. Die Geschichte dieser in der neueren Dogmatik des Germanischen Rechts merkwürdigen, sehr bestrittenen Theorie wird von dem Vf. aus den Germanischen Quellen erläutert, und der wissenschaftliche Streit unter denselben entwickelt, in welchem zuerst der nun verewigte Romanist *Thibaut*, dann die Germanisten *Vollgraff*, *Eichhorn*, *Philipps*, *Mittermaier* und *Mahrenbrecher* auftreten. Der Stand des Streits ist der, daß *Thibaut* für das Römische Recht die Zertrennung des Eigenthums aus einer mißverstandenen Terminologie der Glossatoren erklärte, und unbedingt verwarf. Ihm folgte für das Deutsche Recht *Vollgraff*, weil

die Deutschen vor Einführung des Römischen Rechts von *dominium* keinen Begriff gehabt, sondern einen als Gewere verbürgten durchaus persönlichen Besitz gekannt haben. Dies leugnet zwar Hr. D., allein aus Gründen der philosophischen Rechtslehre, und diese können wir nun einmal auch hier nicht anerkennen. Wahr aber ist, daß *Vollgraff* seine Untersuchungen bloß auf die Rechtsbücher des Mittelalters beschränkte, und auf die Volksrechte nicht zurückging. Dies indess hätte nur geschichtliches Interesse haben können, da die formelle Gültigkeit der ersten wie der *Capitularien* zur Zeit der Rechtsbücher schon vorhanden war. *Eichhorn* leugnet den Begriff des *dominium directum* und *utile*, als Römische und Deutsche Gradmessungen des Eigenthums, *Mittermaier* und *Maurenbrecher* glauben, daß die bestrittene Theorie beybehalten werden müsse, weil sie auf einem lange entschiedenen Gerichtsbrauch beruhe, und für unser heutiges Recht unentbehrlich sey. Wenn *Philipps*, *Vollgraff's* Standpunkt berührend, dafür hält, Germanische Gewere sey „rechtliche Herrschaft“ (bald beschränkter, bald unbeschränkter), so ist diese Bezeichnung nach des *Rec.* Ansicht gleichbedeutend mit Innehabung, also mit verbürgtem Besitz. Die Ansicht *Philipps* stellt Hr. D. noch weiter dar. Dann behandelt er das Wesen des vollen, des getheilten Eigenthums. Er hat hier das Verdienst der fleißigsten Zusammenstellung aller Stellen aus Schriftstellern, Urkunden, Gesetzen, welche *Rec.* indessen lieber pragmatisch verarbeitet, als in einem so weiten Raum (S. 183—207) excerptirt hätte, obgleich dies Material dem künftigen Bearbeiter schätzbar werden kann. Was jedoch über Subject, Gegenstand, Terminologie des Deutschen Eigenthums u. s. w. ausgeführt wird, übergeht *Rec.*, da er seine Weise, diese Dinge juristisch zu behandeln, zu den Nummern des ersten Bandes dargelegt hat. Das Resultat, welches der Vf. zieht, ist: wir haben ein von der Person unabhängiges Deutsches Eigenthum; über das getheilte Eigenthum sey zwischen Römischen und Deutschen Recht kein Widerspruch, es lasse sich eine Differenz zwischen den Principien beider Rechte nicht nachweisen; denn daß das Eigenthum auf dem Princip der Gewere beruht habe, bestreiten die Quellen geradezu. *Rec.* muß gestehen, daß die Reihe der von Vf. behaupteten Folgesätze ihn nicht bestimmen kann, dieser neuen Meinung beizutreten, wenn er seine zum

ersten Bande angedeuteten Gesichtspuncte über Gewere und die Rechtsquellen derselben auch heute noch festhält. Und nach seiner Meinung giebt es Deutsche Ausdrücke für Rechte an Sachen, welche von Römischen Formen des *jus in re* entlehnt sind. Diese dürfen aber nicht als *ususfructus Germanicus* betrachtet werden; sie stehen in einer Analogie mit dem Römischen dinglichen Recht, aber der Ausdruck *dominium utile* paßt dennoch für diese dinglichen Rechte nicht. Wir müssen die verschiedenen Classen von Fällen und Rechtsbeziehungen in unseren heutigen Deutschen Landen und Provinzen nehmen, wie sie uns vorliegen, und dürfen nicht immer an Römische Vorbilder denken. Wenn wir Lehnrecht, Meyerrecht, Erbenzins, erbliches Colonialrecht und andere Deutsche Institute der Gegenwart nach ihrer Natur prüfen wollen, so ziehen wir unsere rechtlichen Conclusionen und Bestimmungen einzig aus der Beschaffenheit der vorliegenden Verhältnisse, welche allerdings durch Rückblicke auf die älteren Deutschen Institute des Mittelalters, als primäre Quellen des Ursprungs, aber in der Regel nicht durch strenges Beharren auf Römischen Principien geleitet werden dürfen, weil dies nur hiesse, sie verdunkeln, statt, sie aufzuhellen.

R. — Z.

M U S I K.

STUTTGART, b. Köhler: *Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften oder Universallexicon der Tonkunst* bearbeitet von M. Fink u. s. w. und dem Redacteur Dr. Gustav Schilling. Supplementband. 1ste Lieferung: A — Eisehofer 112 S. 2te Lieferung: Eiser — Jäger. 113 — 224 S. gr. 8. 1840. (12 Gr.)

Dieses Werk ist bereits von uns öfter in diesen Blättern besprochen worden, und wir haben uns bemüht, neben den Vorzügen desselben auch die Mängel bemerklich zu machen. Daß es der Redaction ernstlich darum zu thun sey, die letzten, so weit es nun noch geschehen kann, zu beseitigen, historische Irrthümer zu berichtigen, Lücken auszufüllen und das so viel umfassende Werk bis auf die jüngste Zeit herein nutzbar zu machen, davon geben die vorliegenden Supplementhefte in vieler Hinsicht einen erfreulichen Beweis. Es

ist in denselben bereits eine nicht unbedeutende Anzahl früher ganz fehlender Artikel nachgetragen worden, und vorzüglich haben die biographischen vielfache Ergänzungen gewonnen. Neu hinzugekommen sind z. B. die Artikel *Adam, Albertazzi, Alquen, Babnigg, Banck, Bassi, Becker (Karl Ferdinand), Bennett, Bergmann, Berlioz, Bertelmann, Bertelsmann, Bianchi, Billroth, Binder, Blanchard, Bondogni, Botgorscheck, Bott, Brand, Bree, Burgmüller, Dachstein, Decker, Dietz, Dobřzinski, Dreifchock, Duprez, Eckert, Eisenhofer, Eiser, Ernst, Farnik, Fasmann, Fournes, Friedel, Fröhlich, Ganz, Garcia, Gerhard, Habeneck, Halevy, Hammer, Hartmann (Joh. Gottfr. Henning), Heller (Steph.), Henselt, Hetsch, Hiller (Ferdinand), u. v. a. m.* Doch auch gegenwärtig noch fehlen so manche biographische Artikel, auf welche theils wir selbst, theils andere Recensenten hingewiesen haben. So vermiffen wir ungerñ den Artikel *Häuser (Joh. Ernst), Elfter, (Prof.)* u. a. m. Auch in den neu hinzugekommenen biographischen Nachrichten können wir den Urtheilen der Verfasser oder der Redaction (sämtliche Artikel erscheinen nämlich hier ohne Unterschriften der Bearbeiter, so dafs man nicht weifs, welche von dem Redacteur selbst und welche von anderen Autoren herkommen,) nicht überall beypflichten. So würden wir uns z. B. durchaus nicht dazu verstehen, das Urtheil zu unterzeichnen, welches über den so tüchtigen *K. F. Becker* ausgesprochen worden ist, der weit davon entfernt, sich in seiner achtungswerthen Thätigkeit für Kunst und Wissenschaft durch fremde Einflüsse leiten und bestimmen zu lassen, sich in derselben vielmehr mit rühmlicher Selbstständigkeit bewegt. Dagegen finden wir die Bemerkungen über manche andere Musiker, z. B. über *Banck, Dreifchock* allzu günstig. Die Compositionen des letzten sind von sehr untergeordnetem Werthe und der erstgenannte ist bis-

her über die Liedform, in welcher er allerdings manches Tüchtige, wenn auch nicht Geniale, geleistet hat, unseres Wissens noch nicht hinausgedrungen. Jedoch wir wollen damit der Redaction um so weniger einen Vorwurf machen, je mehr wir einsehen, wie schwer, ja wie fast unmöglich es seyn mußte, bey Beurtheilung einer so grofsen Anzahl von Musikern und Musikgelehrten über Lob und Tadel überall das rechte Mafs zu halten.

Eben so wichtig wie die neu hinzugekommenen biographischen Artikel sind die zum Theil sehr beträchtlichen Ergänzungen und Berichtigungen, welche viele andere, bereits früher im Hauptwerke selbst aufgestellte erfahren haben. Wir machen davon folgende namhaft: *Anschütz, Auber, Bains, Bellini, Bertini, Berton, Cherubini, Chopin, Crescentini, David, Drouet, Dufay, Farinelli, Fetis, Field, Grund, Häuser, Hoffmann (Karl Jul. Adolph Hugo), Hummel, Hünten.* Einige dieser Biographieen erinnern wir uns, bereits anderwärts gelesen zu haben, und es hätten daher wohl die Quellen derselben angegeben werden sollen. *Hummel* hat nun in dem Nachtrage eine ungleich genüendere Würdigung gefunden, als es im Hauptwerke geschehen war. Indefs fehlen zur Vervollständigung seines Lebensbildes immer noch einige Hauptzüge, welche wohl nur deshalb weggelassen worden sind, weil sie stark in den Schatten fallen, welchen *Hummel's* Lebensbild mit dem eines *Clementi* theilte.

Mögen diese Supplementhefte, in welchen des Interessanten und Wissenswerthen bereits wieder gar viel geboten ist, ihren, wenn auch nicht raschen, doch gediegenen Fortgang haben, und dabey vorzüglich auch die historischen Unrichtigkeiten im Hauptwerke Erledigung finden.

Kf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G .

1 8 4 1 .

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) WIESBADEN, b. Harsloch: *Predigten auf alle Sonn- und Fest-Tage des Kirchenjahres*, von *Karl Wilhelm Schultz*, Pfarrer zu Wiesbaden. Zweyter Band. 1840. 460 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Köhler: *Dr. Philipp Jacob Spener's Pia desideria* u. s. w. vollständig mit den ursprünglichen Beylagen, und mit Anmerkungen vermehrt, auf's Neue herausgegeben. 1841. XVI u. 211 S. gr. 8. (16 Gr.)

In Ansehung der Predigten von *Sch.* kann sich *Rec.* auf sein früheres über den ersten Band in diesen Blättern (vgl. *J. A. L. Zeit.* 1839, No. 129.) abgegebenes Urtheil berufen. Man begegnet auch diesmal einer richtigen Auffassung und Benutzung des Textes, in den meisten Fällen einer gnügenden Eintheilung, und während der Inhalt von einem Reichthum der Ideen zeugt, wobey man noch auf ein gewandtes Individualisiren stößt, bewegt sich die Darstellung in einer gebildeten, nirgends überladenen und unverständlichen Sprache. Wäre nun noch der eigentliche Kern des Christenthums so, wie es seyn muß, bedacht worden, so würden wir der vorliegenden Sammlung unbedingt ihre Stelle unter den Musterpredigten anweisen.

Folgendes Thema: Edlen Herzen gewährt Gott Freuden, von denen die übrigen Menschen nichts wissen, S. 119 ff., über Joh. 4, 30—36, am Sonntage Trinitatis, dürfte ein *christlicher* Prediger doch wohl ganz anders ausdrücken; das der zweyten Predigt aber: Von der Liebe zu Jesu Christo, ist viel zu weit, und mußte jedenfalls näher begränzt werden. Die Geschichte von Jesu mit den zehn Aussätzigen (S. 319) ist gar kein richtiger Hauptatz einer Predigt. Die

Ergänzungsbl. z. J. A. L. Z. 1841. Vierter Band

Mehrzahl der übrigen Themen ist sehr präcis gefasst, und nur einigemal möchte man mehr Kürze wünschen.

Einen anderen Fehler wollen wir auch noch hier erwähnen. Er betrifft das Anhäufen und Aneinanderreihen biblischer Sprüche, was jedem Leser gleich bey der ersten Ansicht sehr auffallend vorkommen muß. *Rec.* kann in dieser Hinsicht nicht genug die trefflichen Predigten von *Ehrenberg* in Berlin empfehlen, in denen man es so recht wahrnimmt, wie sie durchgängig auf Aussprüche der heiligen Schrift zurückgehen, aber solche Aussprüche mehr an- und durchklingen lassen, als das sie sich mit einer wörtlichen Anführung derselben befassen sollten.

Wir wählen noch eine besondere Predigt zur Beurtheilung aus, und zwar die vierte: Petrus und Judas Reue, über Mth. 26, 24—27, 10. Schon *Dinter* hat in seiner Schullehrerbibel über eine solche Zusammenstellung andeutende Winke gegeben, die bedauern lassen, das es ihm nicht gefallen hat, bey ähnlichen Veranlassungen eben so zu verfahren. Richtig holt die Einleitung so aus, das sie zeigt, wie das Gefühl beider Apostel zwar denselben Namen führe, sonst aber in seiner Entstehung, in seiner Beschaffenheit und in seinen Wirkungen ein ganz anderes werde. Dennoch kann *Rec.* nicht bergen, Petrus nimmt einen zu hohen, Judas einen zu tiefen Platz ein. Läßt sich von dem Letzten (S. 46) wirklich behaupten, er habe sogar die möglichen Folgen seiner That erwogen? Die Worte des zu Grunde liegenden Textes sagen eher das Gegentheil aus. Sonst finden wir folgende Eintheilung: Augenblicklich bereut Petrus, Judas wird erst spät erschüttert; Petrus bereut die That um ihrer selbst, Judas um der Folgen willen; jener klagt sich an, dieser sucht Mitschuldige; tief, innig und mild sind die Gefühle der fehlenden Jünger, herzerreißend und ver-

zweifelnd ist die Reue des Verräthers; ein Gelübde der Besserung ist die Reue des Petrus, Judas wird von seiner Reue zu neuen Verbrechen geführt. Eine mehrseitige und gar nicht üble Parallele, deren nähere und vielfach wohlgelungene Ausführung wir natürlich dem Leser überlassen. Indefs folgende Bemerkungen dürfen wir nicht zurückhalten: Der erste Theil paßt nicht, denn schneller oder später — ohnehin sehr relativ — kann, wenn man die Reue wiegt, nie den Ausschlag geben. Der Vf. weiß sich auch nur zu drehen und zu wenden, ohne den Beweis zuspitzen zu können. Kurz, es fehlt auch diesmal der wahre christliche Gesichtspunct, und über die Hauptsache wird viel zu schnell hinweggegangen.

Rec. würde folgende einfachere Eintheilung vorschlagen: Petrus wird von Christo zur Reue geführt, Judas durch sich selbst. Petrus weiß, was er zu bereuen hat, bey Judas fließt Alles in Unklarheit und Verwirrung durch einander. Bey Petrus wirkt die Reue Buße und Glauben, bey Judas stürzt sie in Unglauben und Verzweiflung. So viel in Beziehung auf die Predigten.

Wir wenden uns nun zur zweyten Schrift, die uns an einen Prediger erinnert, wie wir dergleichen Männer heutzutage nur selten antreffen. Und man denke, ein Mann, wie *Spener*, wollte noch *pia desideria* in das Publicum ausgehen lassen? Darin liegt gewiß Zweyerley: daß er einmal seinen eigenen Beruf in seiner ganzen Wichtigkeit erkennt, und dann, daß er auf den großen Kreis seiner eigenen Standesgenossen nur mit Wehmuth hingeblickt hat.

Von einer Beurtheilung dessen, was *Spener* sagen zu müssen glaubte, kann füglich nicht die Rede seyn, sondern wir haben es lediglich mit dem neuen Herausgeber zu thun. Er wollte unbekannt bleiben, da (Vorrede S. XI) bey uns zu sehr nach dem Ansehen der Person und nicht nach der Sache geurtheilt wird, und da die Geistlichen, was Rang und Titel anlangt, die Stolzeften sind. Die Anonymität gönnen wir dem Vf., aber wer giebt ihm das Recht, auf einen ehrwürdigen Stand so schlechthin Steine, oder gar noch etwas Schlimmeres zu werfen? Es ist eben kein gutes Zeichen, wenn man erst Andere niedertreten muß, um sich selbst Eingang zu verschaffen. Im Uebrigen verdient es Billigung, daß wir in dem gegenwärtigen kleinen Buche nicht der veralteten und ziemlich brei-

breiten Schreibart von *Spener* begegnen, sondern eine zweckmäßige Umgestaltung antreffen. Sehr richtig erklärt sich der Herausgeber dahin, der gottfelige Mann, dessen Bild wir hier aufgefrischt finden, habe zwar seine geistliche Wirkksamkeit unter ganz anderen Zeitverhältnissen entwickelt, dennoch werde auch die gegenwärtige Gestalt unserer Kirche, wo der Indifferentismus herrsche, manchen Gewinn aus dieser neuen Ausgabe schöpfen können.

War dies die eine Seite unserer Schrift, die wir anerkennen mußten, so gilt dies nicht minder auch von einer zweyten, wo es dem unbekanntem Herausgeber gefiel, theils seine eignen Anmerkungen hinzuzufügen, theils die Ansichten neuerer berühmter Theologen neben denen eines *Spener*, der Kirchenväter und älterer Gottesgelehrten zu erwähnen. Letztes gilt namentlich von dem 3ten Anhang, die zukünftige Bekehrung der Juden betreffend, S. 178—211.

In den sonstigen historischen Anmerkungen suchte der Vf. den Laien zu Hülfe zu kommen, die nicht mit dem ganzen Lebenslaufe des ehrwürdigen *Sp's* bekannt sind (vgl. Vorrede S. VII, u. f. w.). Alles Beweise von der Belesenheit des Herausgebers, und von dem Tact, mit welchem er die Auswahl getroffen hat.

Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß man jede Gelegenheit ergriffe, das im neuen Gewande erscheinende interessante Buch nach allen Seiten hin zu verbreiten. Die äußere Ausstattung ladet auch mit ein, obschon weniger Druckfehler seyn könnten.

Dr. Sz.

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlstab: *Beyträge zur Auffindung der reinen Lehre Jesu Christi im Neuen Testament.* Von Hrn. Th. E. Schroeder, Rector des Progymnasii in Otterndorf. Erstes Hft. 1841. XXXVI u. 80 S. gr. 8. (½ Thlr.)

Halten wir uns zunächst auch nur an den Titel dieser kleinen Schrift, dann dürfen wir das ganze Unternehmen des Vf. einmal ein riesenhaftes, dann wieder ein bescheidenes, und zuletzt auch ein höchst unbestimmtes nennen. Als riesenhaft bezeichnen wir es, weil etwas zu Stande gebracht werden soll, woran Männer im Sinn und Geiste des Vf. länger, als ein halbes Jahrhundert, gearbeitet haben. Die Bescheidenheit finden wir insofern ausgesprochen, als nur von *Beyträgen*, also nur von *Baufteinen*, nicht aber von

einem vollendet angeführten Bau die Rede ist. An großer Unbestimmtheit scheint uns aber der ganze Titel noch zu leiden, indem man sich genöthigt sieht, offenbar unreine Bestandtheile im N. T. anzunehmen, aus denen die eigentlichen Ingredienzien der reinen Lehren Christi erst wie durch einen chemischen Proceß herzustellen sind. Bey diesem letzten Punct glauben wir am längsten verweilen zu müssen, weil wir sonst nicht den Beweis führen können, es sey durch die vor uns liegende Untersuchung die theologische Wissenschaft um nichts gefördert worden, und es sey auch von einer etwaigen Fortsetzung dieser Beyträge kein namhafter Gewinn zu erwarten.

Schon in formeller Hinsicht müssen wir es dem Vf. zum Vorwurf machen, daß er sich von bloßer Willkür leiten ließ, und nicht daran dachte, das Eintheilungsprincip aus der Sache selbst hervorgehen zu lassen.

Wir rechnen auf Zustimmung der Leser, wenn wir ihnen nach folgenden Schematismus das Ganze vorführen.

Die XXXVI Seiten finden wir mit Stellen aus *Meyer's* bekanntem Kommentar ausgefüllt, denen Hr. *Sch.* dann bloß einige unbedeutende Erörterungen beygefügt hat. Es sind dies folgende Stellen: Luc. 18, (nicht 8) 9—14. 1 Cor. 3, 15. Eph. 6, 17. Joh. 3, 1—14 (eigentlich bis 15).

Dieser Theil des Büchleins, also fast die Hälfte desselben, liegt aus sehr begreiflichen Gründen außerhalb der Gränzen unserer Beurtheilung.

Nur folgende Aeußerung (S. XXXV), die sehr beachtungswerth ist und wohl zeigt, was hätte geleistet werden können, glauben wir mit den eigenen Worten des Vfs. hersetzen zu müssen. „Was in der Seele des Zöllners vorging, ehe er gerechtfertigt wurde, die Darlegung der Bedingung der Veröhnung kann nur von dem ganz verstanden werden, der denselben Vorgang in seinem eigenen Leben nicht nur selbst erlebt, sondern auch genau beachtet, und nach seinem Beginn und Verlauf mit Aufmerksamkeit verfolgt hatt.“ Die darauf folgende herrliche Aeußerung von *Hippel*, aus dessen Selbstbiographie, steht ebenfalls ganz an ihrem Orte.

Der bestimmte Inhalt des Schriftchens hat es zuerst mit der Lehre von der Rechtfertigung und der Sündenvergebung zu thun. Die Bestimmungen der Kir-

che und die Aussprüche der Apostel werden mit der reinen Lehre Christi verglichen, S. 1—25. Geht nicht hier der Vf. über seine Aufgabe hinaus? Dem Titel zufolge wollte er ja bloß Beyträge zur Auffindung der reinen Lehre Jesu Christi liefern.

Der zweyte Abschnitt, S. 29—47, entwickelt die Bedeutung der Ausdrücke: Selig, Seligkeit, Befeligen und ähnliche bey Christus und Paulus. Wir fragen wieder, warum genügen die Reden Jesu in den Evangelien nicht? Warum wird nicht neben Paulus auch Petrus u. s. w. mit verglichen?

Der dritte und letzte Abschnitt, S. 51—80, Jesus und Nicodemus, oder der Weg zum Gottesreiche, ein kritisch - exegetischer Kommentar, behält das im Titel des kleinen Schriftchens angegebene Ziel am bestimmtesten im Auge. Abgesehen davon, daß für manche wichtige Erörterung ein zu geringer Raum vorhanden ist, so muß doch grade auch die logische Eintheilung noch stark zur Sprache kommen, die auch noch durch ungehörige Exegeten leidet. Was hat der Vf. im dritten Abschnitt mit *Straußs* zu thun? Wollte er einmal etwas sagen, so mußte dieses gleich am Eingange des Werkchens zu stehen kommen. Wie kann die Bekehrung des Paulus, S. 41 ff., in des Vfs. Plan gehören? Also überall ein willkürliches und ganz unlogisches Verfahren. Was Jesus von seiner Person sagt, verdient obenan gestellt zu werden, denn nur von einem solchen Standpuncte aus kann man ordnend und fortbildend auf das Uebrige eingehen.

Wir erwähnten schon, daß der dritte Abschnitt mit dem eigentlichen Zweck der Aufgabe nach am meisten zusammentreffe, und darum soll uns diese auch vorzugsweise beschäftigen.

Billigende Anerkennung verdient zunächst die Berücksichtigung *Neanders* — Leben J. — dem Hr. *Sch.* größtentheils beypflichtet. Merkwürdigerweise verfällt er jedoch auch wieder in einen Fehler des Sichselbstwidersprechens, welchen er oben S. XXXII Note einem seiner früheren Recensenten vorgeworfen hatte. S. 53 Note mag er nicht mit *Neander* übereinstimmen, wenn dieser den Nicodemus das Reich Gottes als nahe bevorstehend erwarten läßt, und gleichwohl lesen wir S. 55 oben: „Daß Nicodemus, wie die damalige Zeit überhaupt, vielleicht den baldigen Anfang des Messiasreiches erwartete, mochte Christus wissen, und diese Meinung daher auch hier wohl voraussetzen.“

Die eigentliche Spitze in dem Gespräche mit Nicodemus soll S. 69 in dem Gedanken zu finden seyn: „Wie der Mensch zur Einsicht in die Lehre vom Gottesreiche gelange.“ Rec. trägt sehr Bedenken, diesen Gedanken für die Hauptsache zu erklären. Das Reich Gottes wird als etwas Objectives, welches entweder schon bekannt ist, oder jetzt nicht näher besprochen werden soll, vorausgesetzt, und es handelt sich bloß um die subjectiven Bedingungen, welche von Seiten des Menschen die Aufnahme in das Gottesreich vermitteln. Diese Bedingungen laufen zuletzt darauf hinaus, daß eine neue Geburt bey den Menschen vor sich gehen muß, welche als die einzige Basis alles Uebrigen anzusehen ist.

Sonst möchten wir im Allgemeinen unser Urtheil noch dahin abgeben, Hr. Sch. stimme in Ansehung dessen, was probenhaltig erfunden wird, mit den besseren Exegeten überein, in Ansehung dessen aber, was er Eigenthümliches geben zu müssen glaubt, sey es leicht, seine Ansichten als irrthümlich zu widerlegen.

S. 57 Note soll es nicht zu billigen seyn, bey *πνεῦμα* an den heiligen Geist zu denken, und zwar darum nicht, weil der Artikel fehle, auch kein Attribut, wie *ἀγιον, θεῦ* u. s. w. dabey stehe. Endlich räumt jedoch auch Hr. Sch. ein, es könne sich eine solche bestimmte Bedeutung zuweilen aus dem Vorhergehenden — also aus dem Zusammenhange — nachweisen lassen. Was ist nun das für ein Können für einen Bibelerklärer? Eben der Zusammenhang führt uns auch in unserer Stelle darauf, *πνεῦμα* nicht subjectiv, von der geistigen Natur des Menschen, sondern

objectiv, von einem Geisterwesen außer ihm, zu fassen. Auf das Einzelne brauchen wir nicht erst näher einzugehen.

Jetzt stellt es sich auch heraus, was man von folgender Aeußerung zu halten hat (S. 53. 54): „Anstatt also zu sagen: Willst du meine Lehre verstehen, so mußt du von Neuem geboren werden, drückt er sich allgemeiner so aus: Wer das Reich Gottes verstehen will u. s. w.“ Das nenne man doch ja nicht ein Erklären, wohl aber ein Verflachen der Worte Christi.

Ganz unglücklich ist auch die Beweisführung S. 14: *ὑψωσε — ὑψωθήναι* sey nicht Hauptsache, sondern nur etwas sehr Zufälliges, wahrscheinlich auch nicht von Jesu so gesprochen, sondern erst hinterher in diese Form gegossen worden. Hiergegen fragen wir nur ganz kurz, warum beliebte es nicht, Joh. 12, 32 zu vergleichen, wo noch obendrein die Worte Christi S. 32 von dem Erklärungszusatze der Evangelisten, S. 33, in sehr markirter Absonderung stehen?

Der Raum gestattet nicht, die übrigen Aufsätze einer ähnlichen Prüfung zu unterwerfen. Indem wir das oben ausgesprochene Urtheil gerechtfertigt zu haben glauben, können wir nicht unterlassen, auch die ziemlich breite Darstellung zu rügen, nicht zu gedenken, daß wirklich gute Gedanken sich zu oft wiederholen und dadurch ermüden.

Druckfehler kommen außer den zwey hinten angezeigten noch häufiger vor, obschon sonst die Ausstattung viel Gefälliges hat.

Dr. Sz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 4 1.

K I R C H E N G E S A N G.

STUTTGART, b. Liefching: *Das Deutsche Kirchenlied.* Von K. E. Pl. Wackernagel. Erste und zweyte Abtheilung. 1841. XXXIX. und 894 S. in Lexicon-Format. (5 Rhl. 12 gl.)

Der Verfasser, welcher sich schon durch eine Auswahl Deutscher Gedichte für höhere Schulen (Berlin 1832. 3 Aufl. 1838) vortheilhaft bekannt gemacht hat, eröffnet sein Werk mit folgenden Worten S. IX: „Nicht Leyer! — noch Pinzel! — eine Wurfschaukel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen! — — Heil dem Erzengel über die Reliquien der Sprache Kanaans! — auf *schönen Efelinnen* (Richt. V, 10) siegt er im Wettlauf; — aber der weise Idiot *Griechenlands* borgt *Eutyphrons* (S. Platons *Kratylus*) stolze Hengste zum philologischen Wortwechsel. Wächt kein Erzengel über *das Leben der Sprache Japhets*? Der Herr hört den Lobgesang derer, die auf *schönen Efelinnen* reiten, wie derer, *die auf dem Wege gehen*. Er siehet herab auf die Sprachen der Menschen: *da ist keine rein*, auch nicht eine. *Aber er heiligt sie alle*. Den Erzengel, der vor dem Garten Edens lagert, bestechen die Reliquien der Sprache Kanaans nicht.“

„Wer wird es einmal unternehmen, eine allgemeine Geschichte des geistlichen Liedes zu schreiben? eine Geschichte des Lobes Gottes in heiliger Poesie? eine Geschichte des Geistes in Liedern, die dann zugleich Geschichte der Sprache und der Philosophie ist?“

Wann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind an's Europäische Herz:

Das ist die Zeit! Bis dahin wird uns die Aufgabe unendlich schwer erscheinen.“

Ein solcher Introitus könnte allerdings manchen Leser befremden, und von der Benutzung eines Werkes,

J A. L. Z. 1841. *Vierter Band.*

worin er nur Sonderbarkeiten und affectirte Darstellung anzutreffen fürchten müßte, abhalten. Allein wir hoffen, daß sich niemand dadurch wird abschrecken lassen; und dies um so mehr, da die sogleich folgende Darstellung den Vf. in einem weit günstigeren Lichte und als einen natürlichen, planmäßigen und einfachen Schriftsteller zeigt. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde doch die eigentliche Manier, wenn man sie auch mißbilligen müßte, wenig in Betracht kommen, da die Absicht des Vfs. nicht ist, eine räsonnirnde Geschichte des Kirchenliedes, sondern nur eine reiche Materialien - Sammlung aus dem alten Lieder - Schatze zu geben. Dazu dient die Vorrede als Einleitung. Er selbst sagt S. XXVI: „Meine Absicht war, eine die ersten Studien umfassende Geschichte des Deutschen Kirchenliedes zu geben, und zwar nicht durch Erzählung, sondern durch unmittelbare Hinführung der Thatfachen selbst. Dem gemäß zerfiel meine Arbeit in drey Theile: in die Redaction der Lieder, in die Darstellung dreyer angränzenden Gebiete, und in die Literaturgeschichte der Gesangbücher und Gesangblätter.“ Uebrigens enthält diese Einleitung auch mehrere Bemerkungen, welche, obgleich mehr hingeworfen als ausgeführt und begründet, dennoch alle Aufmerksamkeit verdienen. Wir rechnen dahin die Parallelisirung des geistlichen und weltlichen Liedes, die Schilderung des Einflusses, welchen die Verehrung der Maria auf die Liturgie hatte, die Erörterung über die Musik, Tonart und Melodie, und andere Bemerkungen der Art, woraus sich ergibt, daß der Vf., wenn er auch nicht immer als gerecht und billig genug gegen andere Theoretiker und Meinungen erscheinen sollte, dennoch über diese Gegenstände selbst gedacht und seinen eigenen Weg verfolgt hat.

Wir halten uns zunächst an das *Hymnologium*, welches hier die Hauptsache ist, wovon wir folgende Ueber-

sicht mittheilen. Die erste Abtheilung eröffnen S. 1 — 37 *Lateinische Hymnen, Antiphonien und Sequenzen*. Es sind deren 64, wozu noch, etwas unbequem, in einem Nachtrage in der II Abtheilung S. 604 — 605 zwey Gefänge aus dem Römischen *Breviarium* hinzugefügt werden. Gegen diese Abtheilung haben wir am meisten zu erinnern. Der Vf. hat entweder zu wenig, oder zu viel gegeben. Entweder mußte er alle Hymnen und Sequenzen, welche das *Breviarium Romanum* seit seiner officiellen Revision von 1629 (unter *Urban VIII*) enthält, oder doch die 96, welche das frühere *Breviarium* für den gottesdienstlichen Gebrauch vorschreibt, aufnehmen. Wollte er hingegen nur eine freylich hierbey schwer zu rechtfertigende Auswahl treffen, so hat er offenbar zu viel mitgetheilt. Was S. XXVII zur Rechtfertigung dieses Verfahrens gesagt wird, hat uns nicht befriediget. Wenn es heist: „Die Lateinischen Hymnen und Sequenzen hätte ich, gleich dem weltlichen Liede, in einen Anhang verweisen können; da sie aber die Geschichte unserer geistlichen Poesie eröffnen, so hielt ich es für schicklicher, sie an den Anfang des Werkes zu stellen“ — so halten wir dies für ganz richtig. Weniger richtig aber ist es, wenn der Vf. bemerkt: „dass hier nur diejenigen lateinischen Hymnen und Sequenzen mitgetheilt werden durften, aus denen man durch Uebersetzung Deutsche Lieder gemacht; dort nur diejenigen weltlichen Lieder, die geistlich umgearbeitet worden. In Beziehung auf die Lateinischen Gedichte hatte ich also bey meiner Auswahl anders zu verfahren, als *A. J. Rambach* im ersten Theil seiner Anthologie: mir lag es weder an einer historischen Darstellung dieses Theils der geistlichen Poesie, noch an einer Sammlung des Schönsten und Erbaulichsten aus derselben, wiewohl ich das Letzte vielleicht dadurch mit erreicht habe, dass sich alle von der evangelischen Kirche anerkannten Hymnen und Sequenzen beysammen finden.“

Wäre nach diesem Grundsatze consequent verfahren worden, so dürften so viele Hymnen nicht fehlen, welche doch nicht nur in Deutsche Kirchenlieder verwandelt wurden, sondern auch in den liturgischen Gebrauch der evangelischen Kirche übergegangen sind. Es fehlen aber, um nur einige Beyspiele anzuführen, die bekannten und schönen Gefänge: *Ad perennis vitae fontem, Beata (coelestis) urbs Jerusalem! Audit tyrannus anxius; Exultat orbis gaudiis, Magnae deus poten-*

tiae, Tu trinitatis unitas u. a. Auch gegen die „Anerkennung von der evangelischen Kirche“ muß zum Theil protestirt werden; denn von einer solchen kann in Ansehung des übrigen sehr schönen Gefanges, welchen *Thomas Aquinas* zur Verherrlichung der Transsubstantiations-Lehre dichtete: *Lauda, Sion, salvatorem!* doch gewiß nicht die Rede seyn. Die im vierten Anhang S. 862 — 64 beygefügtten Anmerkungen und Berichtigungen sind größtentheils nur unbedeutend, und zeugen von keiner besonderen auf diesen mehr als Beywerk betrachteten Theil verwendeten Sorgfalt. Auch will uns die Anwendung Deutscher Lettern für diese lateinischen Gedichte nicht gefallen, obgleich wir uns gern bescheiden, dass dies nur Sache des Geschmacks sey.

Indess verhält sich's auch mit diesem zweyten *Introitus* (denn als solcher ist er zu betrachten), wie mit dem ersten. Wenn man auch mancherley an demselben zu tadeln finden sollte, so verdient doch die nun folgende Sammlung der Deutschen Kirchenlieder alles Lob, und der Herausgeber hat sich durch Vollständigkeit, kritische Sorgfalt und zweckmäßige Anordnung, nach unserer Ueberzeugung, ein wirkliches Verdienst nun diesen wichtigen Zweig der Literatur erworben. Wir müssen uns damit begnügen, bloß den summarischen Inhalt anzugeben. Unter Nr. II. stehen S. 38 — 128, sodann S. 605 — 675: *Deutsche Lieder und Leiche bis auf die Zeit M. Luther's*. Nr. III. *Geistliche Lieder aus der Zeit der Reformation*. Nr. IV. *Lieder der ältesten katholischen Gesangbücher*.

Von besonderer Wichtigkeit sind auch die von S. 718 — 894 beygefügtten *Anhänge*, welche als eigene und verdienstliche Arbeit des Herausgebers zu betrachten sind. I. *Aufzählung und Beschreibung der Deutschen Gesangbücher und Gesangblätter, welche vom Ende des XV bis um die Mitte des XVI Jahrhunderts gedruckt worden* (S. 718 — 87). Dieses mit viel Sorgfalt und Genauigkeit verfertigte Verzeichniß wird den Freunden der Geschichte der Literatur, Bibliographie und Typographie vorzüglich willkommen seyn. In Beziehung hierauf scheinen uns die Urtheile (S. XIX der Vorr.) über *J. A. Schamelius* und *Joh. Casp. Wetzel*, besonders über Letzten, doch etwas zu hart, indem ihnen „aller Werth“ abgesprochen wird. II. *Die Voreden der alten Gesangbücher* (S. 788 — 836). Es sind nämlich die alten Gesangbücher gemeint, deren Beschreibung in dem vorigen Anhang gegeben worden

Diese zum Theil sehr originellen Vorreden dienen dazu, um die Denkart und Manier der alten Hymnographen kennen zu lernen. III. *Neun und dreyßig weltliche Lieder, die geistlich umgearbeitet worden* (S. 837 — 861). Es sind 39 weltliche Lieder, theils aus der Mannesfischen Sammlung, theils aus den altheutschen Volks- und Meisterliedern, aus dem Wunderhorn und anderen Liederbüchern, theils aus Handschriften mitgetheilt und mit Nachweisungen auf die geistlichen Umarbeitungen in dieser Sammlung und mit kurzen literarhistorischen und kritischen Anmerkungen versehen. IV. *Anmerkungen und Berichtigungen* (S. 862 — 881). Man findet hier in gedrängter Kürze eine Menge von Bemerkungen, welche von vertrauter Bekanntschaft mit Deutscher Grammatik und Metrik, von guter Kritik und bibliographischer Genauigkeit zeugen. V. *Die Verzeichnisse der Lieder enthaltend*. Man findet hier 1) Verzeichniss der Lateinischen Hymnen, Antiphonien und Sequenzen. 2) Verzeichniss der Deutschen Lieder vor der Reformationszeit. Zuerst die Namen der Dichter, sodann das alphabetische Verzeichniss der Lieder. 3) Verzeichniss der geistlichen Lieder aus der Zeit der Reformation bis um die Mitte des XVI Jahrhunderts. Nach derselben Methode. 4) Verzeichniss der Psalmenlieder. 5) Verzeichniss der weltlichen Lieder.

Auf jeden Fall verdient dieses auch äußerlich durch Druck und Papier vortheilhaft ausgestattete Werk allen Literaturfreunden und Deutschen Sprachforschern empfohlen zu werden.

N

P Ä D A G O G I K.

EISLEBEN, b. Reichardt: *Die Erziehung zur Gottesfurcht und zur Kunstsinigkeit*. Für Alle aus allen Ständen, welche zu helfen Lust haben. In Verbindung mit E. Hentschel herausgegeben v. W. Harnisch.

Auch unter dem Titel:

Frisches und Fines zu Rath und That. Herausgegeben für die Erziehung, den Unterricht, die Schule und das Leben von W. Harnisch. Drittes Bändchen. II und 158 S. 8. 1839. (16 Ggr.)

Diese nützliche Schrift enthält 3 Aufsätze, von denen der erste und letzte im literarischen Vereine zu Weissenfels vorgelesen worden ist. Der erste von Dr. H. (S. 1 — 49) führt die Ueberschrift: „*Der tiefe christ-*

liche Ernst in der Erziehung im Bunde mit der Heiterkeit des Lebens“, und zerfällt in folgende 3 Fragen:

1) Wie ist mit der jugendlichen Heiterkeit der christliche Ernst zu verbinden? 2) Wie ist zu verhindern, daß der christliche Ernst weder Heucheley, noch Ekel in der Jugend erzeuge? 3) Wie ist die Schwäche des Erziehers mit seinem christlichen Ernst zu vereinen?

Jede Religion, sagt Hr. H., enthält einen tiefen Ernst, jede religiöse Göttin hat eine strenge Miene, und wo man ihr ein anderes Gesicht giebt, da fällt sie, wie die Venus, der Welt anheim. Ernst muß die Religion seyn, denn sie fordert den Tod in der Buße, die Zerstörung in der Wiedergeburt, die Selbstvernichtung in der Selbstverläugnung. „Israels Glaube zeigt weit mehr Strenge als das in sich selbst zerfahrene und zerfallene Heidenthum.“ „Ein viel tieferer Ernst als im Judenthum ist im Christenthum.“ So richtig alles hier Gefagte ist, so finden wir doch folgende Stellen anstößig: S. 7. sagt Hr. H.: „Es giebt eine wunderlich verkehrte Ansicht vom Christenthum, nach welcher der drey Mal heilige Gott Israels zu einem Götzel, man möchte sagen zu einem gutmüthigen alten Großvater zusammen geschrumpft ist, der überall ein Auge zudrückt, überall es gut seyn läßt, und, unsere Schwachheit kennend, es nicht so genau mit uns nimmt, als er es wohl nehmen sollte, welche seine überaus große Liebe er uns hat durch einen Weisen, Jesus Christus, verkündigen lassen, welchem wir darum sehr viel verdanken, weil er uns von der unausstehlichen abergläubischen Furcht, welche das unwissende Volk Israel vor seinem Gott hatte, frey gemacht hat, so daß wir nun, so wie es in der Französischen Revolution zugeht, wir mit ihm als Du und Du, als *citoyen* mit *citoyen* umgehen können.“

Der Gang durch die Hallen des christlichen Tempels ist ernst; aber es giebt einen Ernst in der Kirche, sagt Hr. H. S. 9, „welchen auch wohl wie Ernst aussieht, jedoch es nicht ist.“ Der falsche Ernst ist ein doppelter: der *harte* und der *trübe*. „Der harte Ernst geht auf Formen ein und erhebt sie zum Wesen.“ „Der trübe Ernst, die mystische Stimmung, spielt und tändelt mit den lieben Gottesdiensten, erfindet eine neue Selbstgerechtigkeit und kommt nicht zur Geburt aus dem Fleische heraus.“ Der tiefe christliche Ernst besteht nach Hr. H. in dem täglichen Sterben in der Buße, in dem täglichen Wiederaufstehen eines neuen

Menschen im Glauben an Jesus Christus, in der dauernden Anschauung des heiligen Gottes. Hierauf zeigt der Vf. (S. 10 — 13) das des Christen ganzes Leben ein tief ernstes ist. — Dieß sucht nun Hr. H. auszuführen.

In der weiteren Entwicklung zeigt der Vf., wie durch das Sinken der Elternwürde der rechte Ernst bey der Jugend verloren geht, und wie durch die Aufrichtung des Haalthrons, durch heilige Personen, heilige Einrichtungen, Volksschulen u. s. w. dieser heilige christliche Ernst der Jugend zu vermehren sey. Reiche Erfahrungen theilt er hier mit, besonders über die ersten Lebensmomente des Kindes von Seiten der Mutter.

Wenn auch die Sprache des Vf. nicht überall gefällt und man wünschen muß, daß er sich weniger der Spielerey und mehr der Kürze und Klarheit befließigt hätte, so müssen wir doch gestehen, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Seine derben Aeußerungen werden aber viele Widersprüche finden, denn unser modernes Geschlecht ist zu verfeinert, um an solcher derben Hausmannskost Gefallen zu finden.

Der zweyte Aufsatz (S. 49 — 126) v. Hr. H. enthält einige „*neuere Stimmen für eine entschiedene christliche Erziehung.*“ Nach einigen warmen Aeußerungen über Religionsunterricht giebt der Vf. einen ausführlichen Auszug aus folgenden Schriften: 1) der Religionsunterricht auf den Schulen in seinen Grundzügen von H. W. Kompff. 1823. 2) Ueber den Religionsunterricht in Volksschulen von I. W. Dannemann. 1834. 3.) Von den Grundfehlern der Erziehung und ihren Folgen von Heinroth. 1828. 4.) Ueber religiöse Erziehung von Dr. Th. Schwarz. 1834.

Der dritte Aufsatz, von S. 127 — 158, enthält: „*die Bildung des Volks zur Kunstsinigkeit,*“ von Hrn. Hentschel. Der Aufsatz enthält viel Zeitgemäses und Anregendes über harmonische Volksbildung und deren Beförderung.

Die Verlagshandlung hat das Ganze sehr splendid ausgestattet. B.

SCHÖNE KÜNSTE.

BRAUNSCHEWIG, b. Vieweg u. Sohn: *Das neue Novellenbuch.* Von Eduard von Bülow. Erster Theil. 1841. X u. 342 S. 8. (2 Thlr.)

Die Erwartungen, welche der Vf. im Vorworte zu

diesem neuen Novellenbuche bey dem Leser anregt, bleiben in der That im Bezug auf Sprach- und Bild-Werk des Inhalts nicht unerfüllt. Die Sprache ist edel und reich, aber fast zu gedrängt. Anerkennung verdienen die scharfen und sicheren Blicke, welche der Vf. in Kunst und Wissen, in das Denken und Treiben der Gegenwart, in das Gemüths- und Gewohnheits-Leben derer, die nicht zu den in Dutzenden verpackten Menschenbildern gehören, thut, und wozu er auch mit nicht geringer Schergabe ausgerüstet ist. Ein Besitzthum solcher Art entschuldigt allerdings die sich ihm häufig aufdringenden Reflections-Perioden. Befähigungen erzeugen Bethätigungen. Sehr gern verweilen wir bey seinen Natur-Zeichnungen. Sie sind der zartesten Färbung der Gegenstände selbst abgelauscht. Sie ergötzen und veranschaulichen. Sie treten wie wirklich so in unsere Seele gefallen wieder aus derselben heraus und vor uns hin.

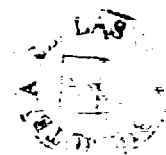
Bey solchen Bestandtheilen eines Buches läßt jeder sinnige Leser desselben die daran gewebte Fabel gern fallen. Für diejenigen jedoch, welche dieß nicht thun, vielmehr sich daran halten, wäre hie und da eine zartere Rücksicht auf Scenenmalerey wünschenswerth gewesen. Es giebt Schleyer, die mehr enthüllen, als verhüllen, Gedankenstriche werden zu Gedanken, verblümete Andeutungen sind auch Blumengift, welches im Einathmen töden kann.

Wie in dieser Hinsicht die französische Schule auf den deutschen Romanschreiber wirke, ergiebt sich aus der eingeschobenen Erzählung von *Lafontaine*. Wo er — und das glaubte er oft zu müssen — sittlicher Verirrungen bedurfte, um die Knoten seiner Romane fester zu schürzen, wußte er mit deutscher Schüchternheit, mit niedergeschlagenen Augen daran vorüber zu gehen, und so auch den Leser vorüber zu führen.

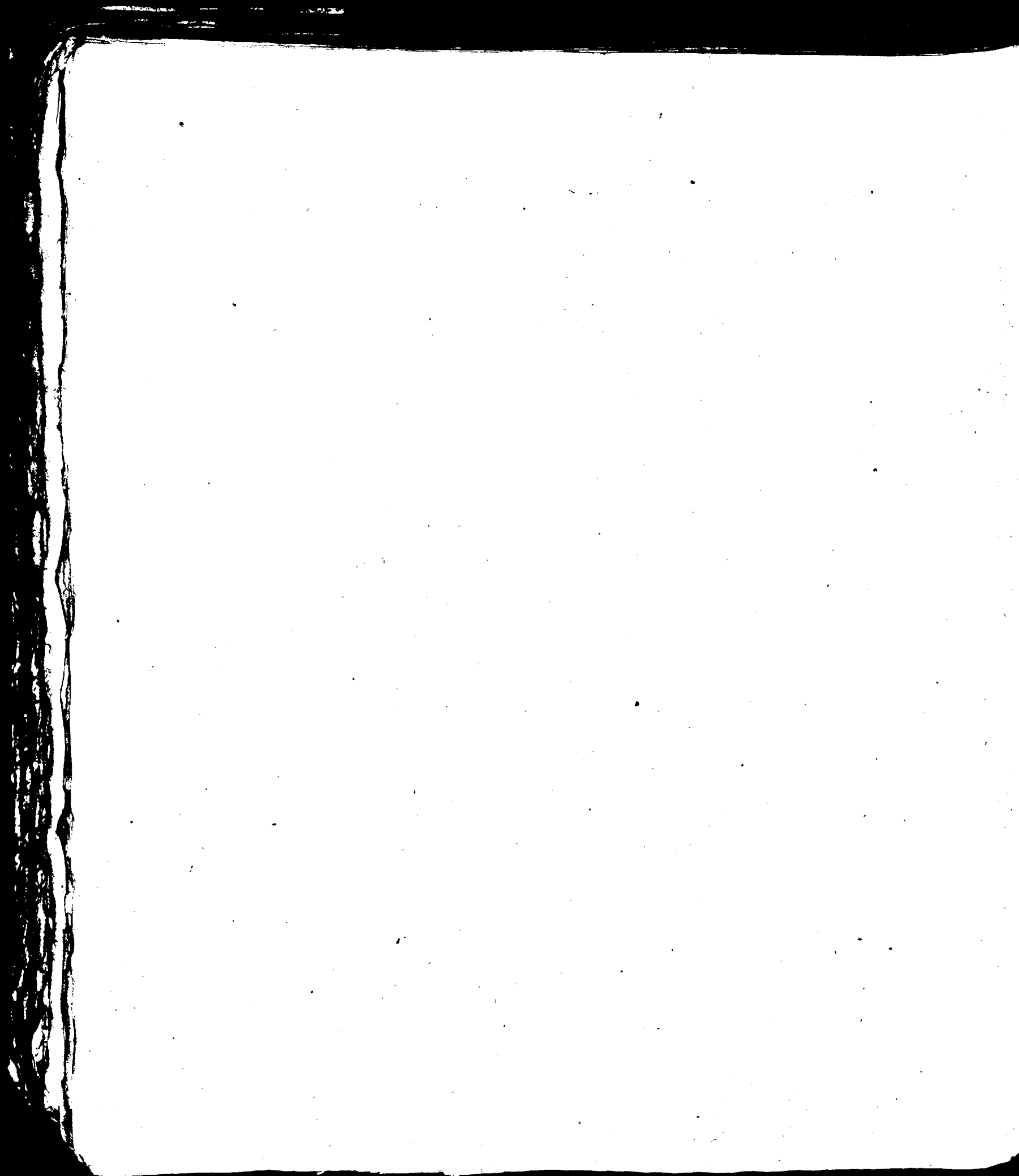
Daß diese Novellen im Allgemeinen zu den guten ihrer Art gehören, so gewagt auch hie und da ihre Tendenz erscheint, glauben wir andeuten zu müssen.

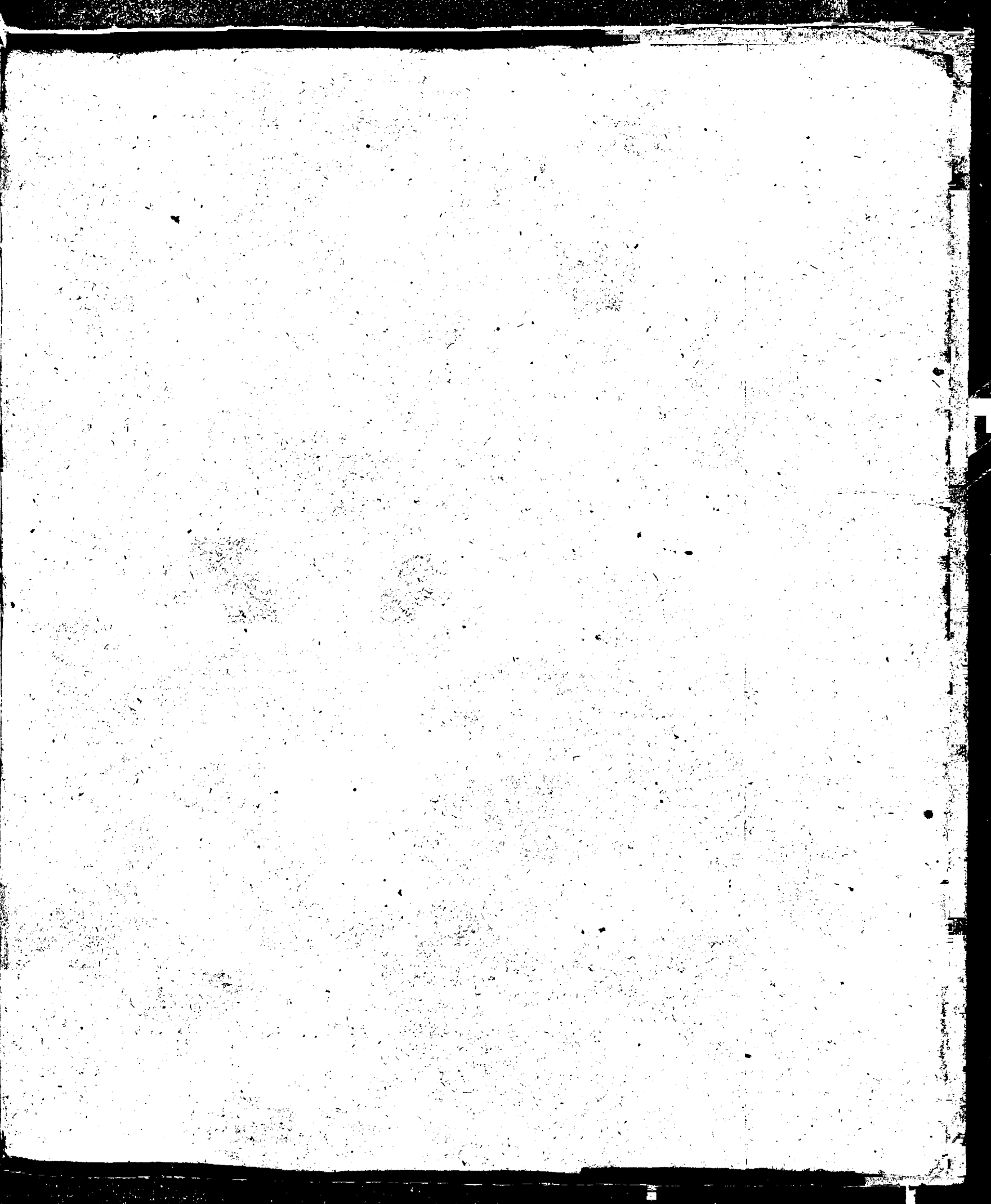
Die äußere Ausstattung des Buches ist gefällig; alle vorkommenden und den Text wirklich an einigen Stellen verdunkelnden Druckfehler sind sorgfältig verzeichnet.

W.









BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
012108/1841
W TORUNIU